~~V 1056(17)~~
E. u. G. II. (17)
STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

# Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Allgemeine

# Encyklopädie

der

# Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

---

## Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Siebzehnter Theil.

---

INDIEN — INDO-CHINA.

---

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1840.

Digitized by Google

AE 27
A 6
Sect. 2
V. 17

BIBLIOTHEK D. MECKLENB. RITTER U. LANDSCHAFT.

Digitized by Google

# Allgemeine
# Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.
## Zweite Section
## H—N.

---

Siebzehnter Theil.

INDIEN — INDO-CHINA.

Digitized by Google

Digitized by Google

# I N D I E N.

**INDIEN.** Unter dieſem Namen faſſen wir zuſammen: die mittlere und die öſtliche der drei Halbinſeln, mit welchen ſich der große Continent von Aſien nach Süden hin zuſpitzt, und die, dieſen Ländermaſſen zunächſt gelegenen Inſeln. Die erſtere weſtliche dieſer beiden Halbinſeln wird zum Unterſchiede von der öſtlichen gewöhnlich Vorderindien genannt, die letztere, im Gegenſatze zu ihr, Hinterindien. Danach zerfällen wir dieſen Artikel in drei Rubriken: 1) Vorderindien, 2) Hinterindien, 3) die indiſchen Inſeln.

## I. Vorderindien[1]).

1) Namen. Da dieſe weſtlichere Halbinſel zuerſt unter dem Namen Indien in die Weltgeſchichte tritt, ſo könnte man ſie auch Indien in specie nennen. Aber auch dieſer Name iſt keinesweges urſprünglich eine allgemeine Bezeichnung dieſer ganzen Halbinſel geweſen, ſondern ging, wie die Benennung eines großen Volkes und Landes gewöhnlich, von dem Namen eines einzelnen Volksſtammes der großen indiſchen Nation aus, welcher die Gegenden am Indus, dem gewöhnlichen Grenzfluſſe Indiens nach Weſten hin, bewohnte, und zuerſt mit den weſtlicheren Nachbarvölkern in Berührung trat. Der einheimiſche Name dieſes Fluſſes iſt sindhus; als Bedeutungen dieſes Wortes werden angegeben: See, Ocean; die Feuchtigkeit, welche aus den Schläfen des Elefanten zur Brunſtzeit fließt; ein Elefant; eine Art Baum; eine muſikaliſche Tonart; Fluß im Allgemeinen; ſpeciell Namen des Indus und des Landſtrichs neben dem Indus. Eine ſichere Ableitung des Wortes gibt es nicht. Die indiſchen Grammatiker nehmen, wahrſcheinlich weil der Begriff naß ſein in den meiſten Bedeutungen hervortritt, die Wurzel sjand, tröpfeln, als Etymon an; die Wandlung von ja in i findet in der That vielfache Analogien; allein die von d in dh iſt ſo unregelmäßig, daß dieſe Etymologie deswegen entſchieden abzuweiſen iſt. Formell ließe ſich eine Verbindung mit der Wurzel sidh[2]), vollenden (etwa in der Bed. begrenzen) ziehen; das n wäre nach Art der ſiebenten Conjugationsclaſſe, wie in den ſanſkritiſchen Sprachen überaus häufig, eingeſchoben, u iſt Suffix. Sindhu als Bezeichnung des Flußnamens — die Vermittelung der übrigen Bedeutungen müßten wir bei dieſer Etymologie größtentheils noch aufgeben — würde dieſemnach Grenze, Grenzfluß bezeichnen, und die Entſtehung derſelben müßten wir in eine Zeit ſetzen, wo der Indus, wie, mit kurzen Ausnahmen, faſt die ganze hiſtoriſche Zeit hindurch, ſchon die weſtliche Grenze Indiens bildete. Bei den Zendvölkern, welche ſchon in der älteſten Zeit ohne allen Zweifel die nächſten weſtlichen Nachbarn Indiens waren, mußte nach bekannter Lautvertretung das Wort sindhu-s, ſowol als Fluß-, wie als Landbezeichnung, in hindu-s, oder vielmehr wegen der Wirkung des u: hindush, übergehen[3]). Genau in dieſer Geſtalt läßt ſich dieſer Name bei den Zendvölkern in alter Zeit nicht nachweiſen; aber an ſie lehnt ſich der griechiſche Name des Fluſſes Ἰνδός und der Inder, Ἰνδοί; eigentlich müßte er Ἱνδοί lauten; da ihn aber ohne allen Zweifel die Jonier, welche ihn zunächſt von den Perſern überkamen, in Griechenland einführten, ſo büßte er, der Neigung des ioniſchen Dialekts gemäß, den anlautenden Spiritus Aſper ein[4]). Im Zend-Aveſta finden wir ihn in neutraler Form, hĕndu geſchrieben[5]), welches Anquetil du Perron[6]) heandu ausſpricht. Die wahrſcheinlich ſtark naſalirte Ausſprache des n vor d, wie die Übertragung durch an zeigte, führte die Wandlung des beſtimmter tönenden Vocals i in das unbeſtimmtere, getrübte e herbei. Im Altperſiſchen, in der von Laſſen[7]) geleſenen Völkeraufzählung, in der Inſchrift des Darius, erſcheint ſtatt deſſen aidhush. Das Sanſkritiſche dh iſt hier erhalten; dagegen iſt das dem Sanſkritiſchen s entſprechende h und der Naſal vor dh, dem Genius dieſer Sprache gemäß[8]), eingebüßt. Denken wir uns dieſe

1) Man vgl. den Art. Hindostan im 8. Bde. dieſer Section S. 451 fg., vorzüglich in Bezug auf Geographie, welche daſelbſt ſehr ausführlich behandelt iſt, und daher hier keinen beſondern Abſchnitt erhält. 2) Vgl. über ſie Theodor Benfey, Griechiſche Grammatik. 1. Abth.: Griechiſches Wurzellexikon (Berlin 1839). 1. Bd. S. 392.

3) Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanſkrit, Zend, Griechiſchen ꝛc. (Berlin 1833). S. 50 und *Eugène Burnouf*. Commentaire sur le Yaçna (Paris 1833). T. I. Not. p. XXXVIII sq. 4) *Lassen*, Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica (Bonn. 1827). p. 7. 5) *Eug. Burnouf* a. a. O. p. CXIII. 6) Zend-Avesta. T. II. p. 270. Vgl. Bopp, Vergleichende Grammatik. S. 268. 7) Laſſen, Die altperſiſchen Keilinſchriften von Perſepolis ꝛc. (Bonn 1836). S. 113. 8) Laſſen a. a. O. S. 114; man vgl. z. B. araqatis in der



Digitized by Google

hinzu, ſo würde die altperſiſche Form einem ſanſkritiſchen saindhus, oder vielmehr wegen Einwirkung des u: saindhush entſprechen. Nun heißt aber im Sanſkrit ein am Indus wohnendes Volk mit, durch Wriddhi (Wandlung des i in âi) und Zuſatz des Suffixes a aus dem Thema des Flußnamens sindhu gebildeten Namen saindhava-s (Anwohner des Indus), von welchem ein Theil den Perſern Kriegsdienſte leiſtete, und mit Recht identificirte daher Laſſen die altperſiſche Form mit dieſer ſanſkritiſchen[9]); ava iſt mit gewöhnlicher Contraction in u zuſammengetreten. Das eigentlich anlauten müſſende h fanden wir in der altperſiſchen Schreibweiſe nicht bezeichnet; doch ſcheint es in der Ausſprache nicht ganz verloren gegangen zu ſein. Denn nimmt man an, daß, wie im Zend, auch im Altperſiſchen die neutrale Form, alſo hier aidhu, den Landſtrich der Sâindhavâs bezeichnete, und vor dieſem das h noch leicht anklang, ſo erweiſt ſich als völlig identiſch damit die, von den Juden, im eigentlichen Sitze des perſiſchen Volkes, kennen gelernte Form des Namens von Indien (הדו)[10]). Dieſer Name, urſprünglich alſo von einem Landſtriche entlehnt, welcher theilweiſe außer der natürlichen Grenze Indiens lag, wurde, je mehr man von Indien kennen lernte, deſto weiter öſtlich und ſüdlich ausgedehnt, ſodaß er zuletzt auch ſogar für die Länder jenſeit des Ganges und die ganze öſtlichere Halbinſel in Aufnahme kam. Mit Verbreitung der griechiſchen Cultur und Wiſſenſchaft ſetzte er ſich im Allgemeinen in der bei den Griechen fixirten Form *Ἰνδοί*, *Ἰνδία*, feſt; nur in beſchränktem Kreis erhielt ſich die eigentlich ariſche Ausſprache hindu, trat bei der Eroberung Indiens durch die Bekenner des Islams wieder hervor, und befeſtigte ſich nach und nach mit dem perſiſchen Beiſatz stan, in der Geſtalt hindustan, Land der Hindus, als Nebenname von Vorderindien. Dies hatte den Einfluß, daß, insbeſondere durch die Engländer, der Name Hindus für die eigentlichen Indier, im Gegenſatze zu den ihnen ethnographiſch unverwandten Mitbewohnern Indiens, in Gebrauch kam.

Die Inder ſelbſt bezeichnen im Sanſkrit ihr Land mit dem Namen G'ambudvîpa, Dſchambuinſel[11]), nach einem Baume, welcher Eugenia Jambu genannt wird und in Indien ſehr verbreitet iſt. Andere Namen ſind von Bharatas entlehnt, welcher, den indiſchen Sagen gemäß, Sohn des Dushmantas und erſter König von Indien war. Sein Name bedeutet auch ohne Zweifel weiter nichts als König. Dafür ſpricht das, nur in Bezug auf das Suffix abweichende, König bedeutende bharatha-s; beide Wörter kommen von der Wurzel bhṛi, tragen, ſchützen ꝛc. Nach dieſem Bharata-s wird Indien Bharata-khand'a genannt: Land des Bharatas[12]), oder mit bloßer ableitender Wriddhirung des erſtern a: Bhârata-m[13]), das Bharatäiſche. Da nach indiſcher Weltanſicht die bekannte Erde in neun varsha (Befruchtungen von der Wurzel vṛish, regnen, beſamen[14]) zerfällt, ſo wird Indien auch varsha *κατ' ἐξοχήν* genannt[15]). Irrthümlich will Peter von Bohlen[16]) in dem in Anquetil du Perron's Überſetzung des Bundeheſch vorkommenden Namen Ferakh kand eine Verſtümmelung von Bharatakhand'a erkennen, worin ihm auch K. Ritter folgt[17]). Es iſt dies vielmehr der Name eines Fluſſes[18]), welcher im Zend vôurukasha-s (Araxes) der mit großem Ufer verſehene[19]) heißt.

Einen allgemeinen Namen, welcher ethnographiſch, geographiſch oder politiſch alle Völker von Vorderindien umfaßt, finden wir in den indiſchen Schriften nicht; wol aber werden diejenigen, welche die indiſchen Religionsſyſteme angenommen haben, und der daraus hervorgegangenen Cultur theilhaftig ſind, ârjâs (Thema ârja) von der Wurzel arh[20]), die Verehrungswürdigen genannt[21]). Ârja iſt eine vriddhirte Form des einfacheren arja, welches eigentlich ebenfalls ehrwürdig heißen würde. Hier nun hat uns der alte indiſche Grammatiker Paninis die höchſt wichtige Notiz bewahrt, daß dieſe einfachere Form ărja eigentlich der Beiname der dritten indiſchen Kaſte, welche gewöhnlich unter dem Namen vâiçjas (Thema vâiçja) erſcheint, ſei, die vriddhirte (verſtärkte) Form ârja dagegen Bezeichnung der erſten Kaſte, der Brahmanas[22]). Nun wird ſich ſpäter ergeben[23]), daß die indiſche Kaſtentheilung auf vier Hauptkaſten beruht, den Brahmanas (Prieſterſtand), Kſchatrijas (Kriegerſtand), Vaiſjas (Nährſtand) und Sudras (dienende Claſſe). Die vierte Kaſte iſt aber mehr als kaſtenartig von den drei übrigen Stämmen geſchieden, und da ſogar noch ein ganz beſonderes Volk mit demſelben Namen (çûdra) in Indien erſcheint, ſo iſt die durch mehre Analogien aus den übrigen Namen der unter ihr begriffenen Kaſteneintheilung jetzt leicht zur höchſten Wahrſcheinlichkeit erhebbare Behauptung ſchon mehrfach ausgeſprochen, daß die Sudras ein nicht zu demſelben Volke, wie die Inder, gehöriger, ſondern unterworfener, zur Dienſtbarkeit herabgedrückter, und in dieſem Verhältniſſe in den Staatsverband aufgenommener Stamm war[24]). Ziehen wir dieſe demnach ab, ſo bleiben uns, als zum eigentlichen indiſchen Volke gehörig, nur die drei obern Kaſten. Von dieſen dreien wird die dritte ohne allen Zweifel, bei Fixirung dieſer Eintheilung, der eigentliche

Inſchrift im Gegenſatze des zendiſchen haraqaitis, ebendaſ. S. 113, und gadâr, als Bezeichnung der Gandarii (im Sanſkrit gandhâra), ebendaſ. S. 114.

9) a. a. O. 10) Buch Eſther 1, 1. 8, 9. 11) Karl Ritter, Erdkunde. Aſien. I, 6. 10. IV, 1, 494. Pet. v. Bohlen, Das alte Indien, mit beſonderer Rückſicht auf Ägypten dargeſtellt (Königsberg 1830). I, 8. 12) a. a. O.

13) *Wilson*, Sanscrit Dictionary u. d. W. 14) Theodor Benfey, Griech. Gramm. 1. Abth. Griech. Wurzellex. 1. Bd. S. 329. 15) Karl Ritter, Aſien. I, 10. 16) Altes Indien. I, 8. 17) Karl Ritter, Aſien. IV, 1, 494. 18) *Anquetil du Perron*, Zend-Avesta. T. II. p. 360. n. 1. 361. n. 2. 19) *Eug. Burnouf*, Comm. sur le Yaçna. I. Not. XCVII. 20) Theod. Benfey a. a. O. S. 112 fg. 21) Vgl. Aug. Wilhelm v. Schlegel zum Râmâjana. II, 3, 23. T. I. P. 2. p. 239. Mânavadharmaçâstr. X, 45. cf. II, 22. 22) Pânini. III, 1, 103. Cf. *Eug. Burnouf*, Comment. sur le Yaçna. 460. n. sq. 23) Vgl. Rubrik Staatsverfaſſung, Abſchnitt: Kaſteneintheilung. 24) *Lassen*, Pentapotamia. p. 27. 28. Heeren, Ideen. 1, 3. (Hiſtoriſche Werke. 12. Bd.) S. 295 fg. Vgl. auch Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. II. S. 27 fg.

Digitized by Google

Kern und der zahlreichſte Stand der Nation geweſen ſein. Der erſte bezeichnet ſich nun ſchon durch ſeinen Nebennamen ârja, welcher nur eine verſtärkte Form des Namens des dritten ărja iſt, als wahrſcheinlich aus dieſem hervorgegangen. Dieſemnach blieben uns als ältere Form der Volksſcheidung nur zwei Theile: die ărjas, das ganze freie Volk, und ferner von dieſem abgeſchieden die Kriegerkaſte. Allein ſorgſame Berückſichtigung der hier einſchlagenden Punkte führt uns noch weiter. Der gewöhnliche Name der dritten Kaſte iſt, wie bemerkt, vâiçja; von letzterem iſt aber eine einfachere Form viç, welches zunächſt in gleicher Bedeutung erſcheint; aus ihr wurde vâiçja gebildet, indem erſtens, wie in ărja oon arh, das Suffix ja an die Wurzel trat, und zweitens, wie in ârja aus arja, der Vocal vriddhirt ward. Durch letzteres Verfahren ſtellt ſich die Form vâiçja auf gleiche Stufe mit der Form ârja, und wir dürfen vermuthungsweiſe ſchon den Gedanken ausſprechen, daß zu derſelben Zeit, wo aus ărja der Name ârja gebildet ward, auch aus viç der bildungsgleiche vâisja formirt ward. Wann dieſe Zeit zu ſetzen ſei, wird ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit in der indiſchen Geſchichte ergeben. Nun heißt aber ferner die einfache Form viç in den Veden Menſch. Auch im Zend findet ſie ſich, jedoch mit gedehntem î: vîç, iſt aber noch nicht in dieſer ſelben Bedeutung nachgewieſen [25]); allein, daß ſie die urſprüngliche ſei, beweiſen mit Entſchiedenheit die verwandten Sprachen; denn wie im Sanſkrit viçâm patis vorkommt, ſo erſcheint im Lithauiſchen wiess-patis [26]); wenn man nun auch das ſanſkritiſche Wort Herr der Vaiſyas überſetzen will, obgleich Herr der Menſchen (nach Analogie von nripa, Herr der Männer) entſchieden paſſender iſt, ſo iſt das Lithauiſche doch — da ſich hier keine Spur einer Vaiſjakaſte findet — nothwendig Menſchenherr. Noch entſcheidender faſt beweiſt es aber das dem ſanſkritiſchen viç vollſtändig entſprechende und nur um ein thematiſches t gemehrte, ahd. wih-t (Wicht), welches eigentlich Menſch (im Engliſchen auch Thier, und zwar, wie die Etymologie zeigen wird, mit vollem Rechte) bezeichnet [27]). Die Wz., im ſanſkritiſchen viç, im Griechiſchen *Ϝικ*, *ἰκ*, heißt gehen, ſodaß der Name Menſch, wie Thier, hier im Gegenſatze zu der unbeweglichen Natur, vom Begriff gehen ausgegangen iſt. Hiernach war der allgemeine Name der indiſchen dritten Kaſte, von welcher, der bisherigen Entwickelung gemäß, die erſte nur eine Abſonderung iſt, viç, und bedeutet Gehender, Menſch. Daß dieſe Bezeichnung als allgemeine Volksbezeichnung ſehr paſſend ſein würde, kann man nun wol ſchon vermuthen. Nun iſt der Name der zweiten, der Kriegerkaſte kshattrija; daneben erſcheint aber als gleichbedeutende Form kshattra; zu dieſer verhält ſich jene faſt ganz ſo, wie vaiçja zu viç. Daß kshattra aber früher der allgemeine Name der Krieger geweſen, zeigt mit Entſchiedenheit das von uns zuerſt nachgewieſene [28]) und nicht aus kshattrija, ſondern kshattra gebildete ſanſkritiſche Wort kshattrapa, Anführer der Krieger. Auch die Form kshattrija wird erſt zu derſelben Zeit gebildet ſein, als ârja aus ărja und vâiçja aus viç hervorging. Nach dieſem allen erkennen wir alſo jetzt nur zwei Volksabtheilungen in Indien, die ărjâs, oder viç-as, und die kshattrâs. Beide Formen erſcheinen nun aber auch mit den geſetzmäßigen Umwandlungen, im Zend; arja erſcheint in der geſetzmäßig [29]) umgewandelten Form airja; kshattra in der Geſtalt csathra [30]); allein dieſe Form hat die Bedeutung König, weil, wie in Indien, ſo auch in Perſien, der König aus der Kriegerkaſte hervorgegangen war, oder als derſelben angehörig betrachtet wurde. Daß es aber auch in der eigentlichen Bedeutung Krieger bei den Perſern bewahrt war, zeigt der von den Griechen und Juden erhaltene Name der perſiſchen Satrapen, welcher, ganz identiſch mit dem ſanſkritiſchen kshattrapa, im Zend csathrapa lauten mußte [31]), und das Wort אחשדרפנים, welches die Krieger eigentlich bezeichnet [32]). Nun bezeichnet aber das Wort airja keineswegs eine beſondere Kaſte, ſondern die ganze Bevölkerung von Iran [33]), und drang in dieſem Sinn und in der Geſtalt *Ἄριοι* ſelbſt bis zu den Griechen [34]). Die csathrâs dagegen, obgleich wir ihren Namen als zendiſch kennen gelernt haben, machen ſich, wenigſtens in hiſtoriſcher Zeit, nicht, ähnlich wie die kshattrijas in Indien, als ein beſonderer Stamm geltend. Aus dieſen Combinationen dürfen wir mit Fug und Recht zunächſt ſchließen, daß einſt in Indien, wie in Perſien, die herrſchende Bevölkerung ſich ărjâs, die ehrwürdigen, genannt habe, und die, welche ſich dem Kriegsſtande widmeten, kshattrâs hießen. Wann ſich letzterer in Indien erblich fixirte, läßt ſich nicht beſtimmen; ob es bei den Ariern weſtlich vom Indus jemals geſchehen ſei, iſt ſehr fraglich. Ehe dieſe Scheidung eingetreten war, war der allgemeine Name des indiſchen Volkes höchſt wahrſcheinlich ſowol viç-as, die Menſchen, als arjas, die Würdigen. Als in Indien die brahmaniſche Staatsform ſich geſetzlich feſtſetzte — oder, wie ſich ſpäterhin wahrſcheinlich machen laſſen wird — zu der Zeit, als das Brahmathum ſich regenerirte (etwa im 2. oder 3. Jahrh. v. Chr.), wurde die Kaſtenordnung feſter gezogen, an die Stelle der frühern, wahrſcheinlich nicht techniſchen, Namen traten nun die umgeformten, 1) ârja von arja, oder von dem höchſten Gott brâhmanas, 2) kshattrijas, 3) vaiç jas.

25) *Burnouf*, Comm. sur le Yaçna. I, 461. n. 26) Pott, Etymologiſche Forſchungen auf dem Gebiete der Indo-Germaniſchen Sprachen (Lemgo 1833). I. S. 268. 27) Theod. Benfey, Griech. Wurzeller. I. S. 350.

28) Vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen. 1839. 81. St. S. 805 und Journal of the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. April. S. 337 fg. 29) Bopp, Vergleichende Gramm. S. 40. 30) Bopp a. a. O. S. 32 und ſonſt *Burnouf*, Comm. sur le Yaçna vielfach. 31) Gött. gel. Anz. a. a. O. 32) Vgl. Theod. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker, S. 210, wo jedoch einiges modificirt werden muß, und Theod. Benfey, Griech. Wurzeller. I. S. 156. n. 33) *Burnouf*, Comm. sur le Yaçna. I. p. 460. n. und Nott. p. LXI. LXXVI. LXXVIII. 34) *Herod.* VII, 62. *Strab.* XV, 2. §. 8. p. 724. Vgl. *Burn.* a. a. O. Karl Ritter in den Denkſchriften der berliner Akademie. 1829. S. 146. Aſien. VI, 17—23. *Schlegel*, Réflexions sur l'étude des langues asiatiques. p. 70.



Digitized by Google

Die Erinnerung an den alten allgemeinen Namen arja blieb aber beſtehen, und dieſe bewirkte, daß auch das ganze Volk ſeiner neuen Form ârja theilhaftig ward. Am häufigſten erſcheint dieſe in der Bezeichnung des von den Indern, als ihr eigentlicher Sitz, betrachteten Gebiets zwiſchen dem Himalaya und Vindhjagebirge, und zwiſchen dem öſtlichen und weſtlichen Meere, welches in brahmaniſchen Schriften Ârjavarta [35]), in Buddhiſtiſchen Ârjadêça [36]) (Land der Ârjâs), genannt wird. Daß auch dieſer Name bis zu dem Occident ſchon in alter Zeit gedrungen ſei, läßt ſich nicht nachweiſen. Dagegen hängt mit ârja oder ârja wahrſcheinlich der Name eines Theiles der weſtlichen Küſte von Dekhan, bei Ptolemäus Ariaca [37]), zuſammen.

2) Alte Bevölkerung. Wenn wir von der jetzigen Bewohnerſchaft Vorderindiens alle diejenigen Völkerſchaften ausſcheiden, deren Einwanderung ſich hiſtoriſch nachweiſen läßt, alſo Mongolen, Afghanen, Parſen, Araber, Armenier, Juden, Perſer, Tibetaner, Chineſen ꝛc. [38]), ſo bleibt uns zuletzt eine zahlreiche und höchſt bedeutende Völkermaſſe, deren Feſtſetzung in dieſen Gegenden über die hiſtoriſche Zeit hinausreicht. Den alten claſſiſchen Schriftſtellern des Occidents galt ſie natürlich als autochthoniſch [39]), und die einheimiſchen Überlieferungen ſetzen die Anfänge der ganzen Götter- und Menſchengeſchichte, ſowie ihrer eigenen, in die eigene Heimath, in das Gebiet, welches Brahmâvarta genannt ward, weil die Götter ſelbſt es geformt hatten, und zwiſchen den beiden Götterflüſſen, der Sarasvatî (dem jetzigen Sarſooti; auf Berghaus' Karte von Hinduſtan, ſowie bei Hamilton [40]), mit ſeinen alten Namen geſchrieben; er entſpringt an der Nordweſtgrenze der Provinz Delhi, fließt nach Südweſt zu und verliert ſich in den Sandgegenden der Bhatties; nach indiſcher Anſicht ſtrömt er unter der Erde alsdann gegen Südoſt, um ſich an der heiligen Prajâga [Confluentia] des Ganges und der Jamunâ [Djumna] bei Allahabad mit beiden zu vereinigen) [41]), und der Drĭshadvati [42]).

Dieſe, als von vorhiſtoriſcher Zeit herrührend anzuerkennende, Völkermaſſe ſcheidet ſich aber wiederum in zwei Claſſen; die eine bildet das eigentliche Culturvolk Indiens, die drei obern Kaſten, als deren Nachkommen die Hauptträger und Fortſetzer der einheimiſchen Cultur, die Hindus κατ᾽ ἐξοχήν ſich deutlich zu erkennen geben; die andere wird durch eine Menge mehr oder minder barbariſcher Völkerſtämme repräſentirt. Die vierte Kaſte, welche wir ſchon oben von den eigentlichen Indern, den arjâs oder viças, ausſchieden, welche aber in den Staatsverband aufgenommen war, bildet gleichſam die Brücke zwiſchen beiden. Vielleicht würden ſie bei fortgehender freier Entwickelung des ſocialen Lebens der Inder, wenn dieſe nicht durch die immer ſtrenger gezogenen Scheidewände, welche das Brahmathum begründete und auch aufrecht erhielt, geſtört wäre, eine Vermiſchung und Vereinigung der ganzen vorderindiſchen Bevölkerung in einen Körper herbeigeführt haben. Allein ebendieſer Geiſt der Sonderung, welcher deſto ſtärker hervortrat, je mehr Eroberung und Knechtſchaft von Außen ganz Vorderindien überwältigte, ließ die urſprüngliche Kluft nicht allein unausgefüllt, ſondern trug ſogar dazu bei, ſie bis auf den heutigen Tag zu erhalten und ſogar zu erweitern.

Schon der eigentliche Name des Culturvolkes in Indien, arjâs, welcher ihm gemeinſchaftlich iſt mit dem Volksſtamme, welcher einſt der nicht blos politiſch, ſondern auch ſocial herrſchende war, von Afghaniſtan an, bis zu den Grenzen des eigentlich aſſyriſchen Reiches, und noch jetzt in zahlreicher Nachkommenſchaft in dieſen Ländern ſein Gedächtniß bewahrt, zeigt auf eine nahe Verwandtſchaft von beiden. Sowie nun dieſe Arier, ſo erweiſen ſich auch die indiſchen arjâs durch ihre phyſiſche Geſtalt ſowol, als insbeſondere durch ihre Sprache, als Abkömmlinge der ſogenannten kaukaſiſchen Menſchenrace. Was jene betrifft, ſo iſt ſie bei den eigentlichen Hindus, insbeſondere bei den Brahmanen, welche ſich durch ihre Lebensordnung in einem ſolchen Zuſtande erhielten, daß ſie am paſſendſten als Normalbilder derſelben benutzt werden können, noch jetzt im Allgemeinen völlig identiſch mit der in den altindiſchen Sculpturen erſcheinenden [43]), und paßt noch zu den Schilderungen der alten Schriftſteller der Weſtwelt. Das Geſicht iſt oval, die Stien hoch und beherrſcht die untern Theile; die Backen treten nicht ſtark hervor; die Naſe nähert ſich der ſogenannten Adlernaſe; die Augen ſtehen horizontal, ſind groß und von dichten, ſchön geſchnittenen Augenbrauen bedeckt; die Zähne ſtehen vertical über einander; der Mund iſt klein; die Lippen nicht zu voll; das Kinn rund; die Haare fein und ſchwarz, oft bräunlich; der Bart lang; die Hautfarbe unter den höhern Kaſten, beſonders wenn ſie ein ſitzendes Leben führen, ſo weiß, wie die der Europäer; bei den Bergbewohnern dunkler; die Hände und Füße ſehr zart und klein gebaut; der Wuchs ſchlank, die Höhe im Durchſchnitt 5′ 2″; doch geht ſie auch bis zu ſechs Fuß. Die Frauen ſind von einer reizenden Geſtalt; mit ſchlankem Bau verbinden ſie eine große Fülle der fleiſchigen Theile des Körpers [44]). Die

35) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. *Mânavadharmaç*. II, 22 und ſonſt. 36) Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. March. p. 282. 37) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 1, 138. Karl Ritter, Aſien. IV, 1, 515. *Vincent*, The Periplus of the Erythrean sea. II, 396. 38) Vgl. Encyklop. 8. Bd. dieſer Sect. S. 491—494. 39) *Diodor. Sic.* II, 38. 40) Description of Hindostan and the adjacent countries (Lond. 1820). I. p. 366. 41) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. *Sarasvat*. Hamilton a. a. O., wo jedoch irrig zwei Sarasvatî angenommen werden, und *Mêghadûta*, or Cloud Messenger, a Poëm in Sanscrit by *Calidâsa*, translated by *Hor. Haym. Wilson* (Calcutt. 1814). v. 335. Ritter, Aſien. IV, 1, 497 fg.; wäre es der *Σολόματις* des Arrian (Indic. 4.)? Daß er bei ihm in den Ganges fließen ſoll, erklärte ſich durch die angeführte indiſche Anſicht; der Übergang von r und l iſt der Magadha-Sprache eigen (vgl. die Inſchriften von Dhauli in Cuttack). 42) Iſt noch nicht mit Sicherheit zu ermitteln; vgl. Wilford und And. bei Ritter a. a. O.

43) Aug. Wilh. v. Schlegel in Annales des Voyages. Novemb. 1838. p. 165. 44) Schlegel a. a. O. Vgl. Pet. v. Bohlen, Altes Indien. I. 47. Encyklop. II, 8. 479. Heeren, Ideen. I, 3, 295. Ferner *Arrian*. Exped. Alex. V, 4, 10

Digitized by Google

Sprachen der eigentlichen Inder haben ſich, nachdem das Studium der Europäer auf den Focus derſelben, das ſogenannte Sanſkrit, jetzt die Cultusſprache, einſt, aber ſchon zum wenigſten früher als das 5. Jahrh. v. Chr., die Volksſprache, gerichtet ward, als zu demſelben Stamm gehörig erwieſen, zu welchem auch die der zunächſt verwandten Arier, die der Griechen, Römer, Teutſchen, Slawen, Lithauer ꝛc., zu zählen ſind [45]). Man kann, obgleich die Beweiſe für dieſe Behauptung noch nicht in ihrem ganzen Umfange dargelegt und für dieſen Geſichtspunkt angeordnet ſind [46]), demnach jetzt ſchon behaupten, daß alle dieſe Sprachen einſt in einer einzigen vereinigt waren, und die Verſchiedenheiten, in denen ſie auseinandertreten, ſich erſt nach der Trennung des, dieſe Grundſprache gebrauchenden, Volkes in jene Völker bildeten.

Neben dieſem eigentlichen Culturvolk Indiens, welches ſich durch Sprache und phyſiſche Beſchaffenheit als einen Zweig des indogermaniſchen Stammes der kaukaſiſchen Menſchenrace zu erkennen gibt, wohnen Völker mit abweichenden Sprachen, wie ſchon Herodot erfuhr [47]). Dieſe Bemerkung haben die neuern Unterſuchungen vollſtändig beſtätigt. Es ſteht mit Entſchiedenheit feſt, daß eine Menge in Vorderindien wohnender Völkerſtämme ſich Sprachen bedienen, welche vom Sanſkrit, der Mutter der eigentlich indiſchen Sprachen, wurzelhaft völlig verſchieden ſind, ſodaß ſie, was ſie mit ihm gemeinſchaftlich haben, nicht als urſprüngliches Gemeingut beſitzen, ſondern durch Entlehnungen erhielten, welche in der Nachbarſchaft, in der wahrſcheinlich mehrfach eingetretenen politiſchen Verbindung oder Unterwerfung, in dem überwiegenden Einfluß indiſcher Cultur ꝛc., leicht ihre Erklärung finden. Gewiß iſt ferner, daß dieſe Sprachen auch unter einander ſehr abweichen; allein genauere Unterſuchungen in dieſer Beziehung fehlen noch ſo gut, wie gänzlich. Wie durch Sprache, ſo ſcheiden dieſe Völker ſich auch durch ihre Geſtalt, Sitten und Gebräuche von den eigentlichen Indern, welche wir von jetzt an nach ihrer gemeinſchaftlichen Grundſprache das Sanſkritvolk nennen wollen. Viele von dieſen Völkerſchaften erſcheinen nun ſchon in altindiſchen Autoritäten, ſowie ſelbſt bei den claſſiſchen Schriftſtellern des Occidents entweder dem Namen nach, oder ſind aus ihren Beſchreibungen zu erkennen, ſodaß ſich auch poſitive Documente dafür finden, daß ſie mit Beginn der hiſtoriſchen Zeit in Indien ſchon hauſten.

Von den fünf Hauptſprachen Dekhans gehören vier: die Telinga- (Teloogoo), die Canara- (Carnâtaca oder Cannadi), die Tamul- (Tâmil) und die Malayâla- (Malayâlma) Sprache [48]) zu einer Sprachfamilie. Sie haben dieſelben Wurzeln, ſind aber durch ihre Weiterbildung gegenwärtig ſo verſchieden geworden, daß man ſich in ihnen nicht gegenſeitig verſtehen kann. Sie ſind vom Sanſkrit, obgleich ſie manches ihm entlehnt haben, grundverſchieden. H. Harkneß, welcher die Sprachen Süd-Dekhans wol am Genaueſten erforſcht zu haben ſcheint, behauptet, daß, wenn man dieſe fünf Sprachen Dekhans ihrer ſanſkritiſchen Bereicherung entkleide, eine Grundſprache übrig bleibe, welche der am ähnlichſten ſtehe, die noch heutzutage von den Tudas geſprochen wird [49]). Von der fünften dieſer Sprachen, welche wir noch nicht genannt haben, iſt dies ſchwerlich richtig, denn ſie iſt die Mahrattaſprache [50]), welche ihrem innerſten Weſen nach zu den aus dem Sanſkrit gefloſſenen gehört, und nur einiges Fremde von den Nachbarſprachen entlehnt hat [51]). Dieſe fünf Sprachen werden gewöhnlich die Panchadrâvid'a genannt, von dem Namen Drâvid'a oder Drâvira, welcher die allgemeine Bezeichnung des Dekhans ungefähr vom 13. oder 12. Grade nördl. Breite an, bildet [52]). In Manu's Geſetzbuch [53]) werden die Drâvid'âs als die ſüdlichen Nachbarn des Sanſkritvolkes erwähnt, und wir irren ſchwerlich, wenn wir die in den vier Sprachen des Südens zu erkennende Grundſprache als die der Drâvid'as bezeichnen, und dieſe ſelbſt für die im Süddekhan herrſchende Bevölkerung nehmen, ehe die Oberherrſchaft des Sanſkritvolkes bis zum Cap Comorin, der Südſpitze Dekhans, ausgedehnt ward und Miſchung beider Volksſtämme eintrat. Die Tudas, mit deren jetziger Sprache die Grundbeſtandtheile von dieſer Drâvidaſprache die größte Ähnlichkeit haben ſollen, bewohnen die Höhen des Nilagherry (Nila giri, blauer Berg), und ſind vollſtändig verſchieden von dem Sanſkritvolke [54]); ſie beſtehen jetzt nur noch aus gegen 600—1000 Männern, ein ſchönes, athletiſch gebautes Geſchlecht, faſt alle ſechs Fuß hoch, in ihrer phyſiſchen Conſtitution den jetzigen Abkömm-

(wo ſich die bemerkte Schwärze der Inder auf die große Maſſe der Bevölkerung bezieht, welche natürlich in dieſem heißen Klima leiden mußte). Ind. 6, 17. Vgl. damit *Ctes.* Ind. 9. *Diodor. Sic.* II, 36.

45) Vgl. insbeſondere Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanſkrit, Zend, Griechiſchen, Lateiniſchen, Lithauiſchen, Gothiſchen und Teutſchen (Berlin 1833. 1835. 1837). Pott, Etymologiſche Forſchungen auf dem Gebiete der Indo-Germaniſchen Sprachen (Lemgo I, 1833. II, 1836). 46) Wie der Beweis zu führen ſei und einzelnes hier Einſchlagende findet man in Theod. Benfey, Griechiſche Grammatik. 1. Abth.: Griechiſches Wurzellexikon. Genauer darauf eingehen wird die zweite Abtheilung: Geſchichte der griechiſchen Sprache bis zu ihrer Beſonderung. 47) *Herod.* III, 98.

48) Zu welcher auch nach Alex. Johnſton die Tuluva gehört, welche Andere abſondern. Ritter, Aſien. IV, 1, 735. 2, 287. 376. 379. *Alex. Johnston*, Memorandum for the year 1835 in Journal of the Asiatic Soc. Vol. II. No. IV. (Lond.) p. X. *Lassen*, Institutiones Linguae Pracriticae (Bonn. 1837). Append. p. 10, wo Ellis' Vorrede zu Campbell's Grammatik der Telinga (Teloogoo)-Sprache als beſonders wichtig citirt und ausgezogen wird, welche mir nicht zugänglich iſt; bemerkt wird zugleich, daß es von Ellis Diſſertationen über die tamuliſche und Malayalma-Sprache gäbe, welche noch nicht gedruckt ſind. 49) Bei Karl Ritter, Aſien. IV, 2, 380; vgl. 1036, wo die tamuliſche als beſonders ähnlich genannt wird. Das Werk von H. Harkneß (Description of a singular Aboriginal race inhabiting the Summit of the Neilgherry Hills or the blue monts of Coimbatore [Lond. 1832]) iſt mir nicht zugänglich. 50) Ritter a. a. O. S. 477. 51) *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 21 und ſonſt an verſchiedenen Stellen. 52) *Burnouf* in Nouv. Journ. Asiatique. T. I. (1828. Avril). p. 259. Lettre sur l'Alphabet tamoul von S. 257—290. *Lassen* a. a. O. p. 3. 53) Mânavadharmaç. X, 44. 54) Ritter, Aſien. IV, 1, 953. 1014. 1030.

lingen des Sanſkritvolkes weit überlegen; von den übrigen Mitbewohnern dieſer Berge werden ſie noch als eigentliche Herren derſelben anerkannt. Ihre Abſtammung und Herkunft iſt unbekannt. Ihre Geſichtsbildung zeigt ein ſchönes kaukaſiſches Profil, eine Römernaſe, große, volle, ſprechende Augen, angenehme Formen; ihr feines Haar iſt büſchig, auf dem Scheitel getheilt, nach allen Seiten in natürliche Locken herabfallend; ihr Bart iſt ſchwarz und nicht ſtark, ſowie im übrigen Dekhan; ihre Haltung gravitätiſch; ihr Geiſt heiter; ihre Stärke Herkuliſch. Der ganze Eindruck, den ihre phyſiſche Beſchaffenheit macht, iſt ſo eigenthümlich, daß er auch die ſonderbarſten Hypotheſen in Bezug auf ihre Abſtammung herbeiführte. Es finden ſich bei ihnen die eigenthümlichen Tumuli, welche mehrfach in Indien erſcheinen [55]); woher dieſe ſtammten, konnten ſie aber nicht angeben. Neben dieſen Tudas wohnen andere Bergvölker, ſo die Kohata (oder wol Gôhata, Stierſchlächter), ebenfalls von den Sanſkritvölkern abweichend, aber, wie man vermuthet, ihren jetzigen Sitzen urſprünglich fremd [56]); ferner die Curumbar, welche von den Tudas als eigentliche Nilagiribewohner anerkannt werden, und einſt im Dekhan keine unbedeutende Rolle geſpielt zu haben ſcheinen [57]); ſie ſprechen ein Gemiſch von Carnataka, Tamul und Malayala mit einem ſtarken Zuſatz der Tudaſprache [58]). Ihre Geſtalt weicht aber von der der Tudas ſehr ab; ſie ſind klein, elend, ſchwarzbraun; ihr Kopf iſt mit dünnem Haar kränklich bewachſen: ſie haben kleine trieſende Augen, ſind dickleibig; ſtets fließt ihnen Speichel aus dem Munde; vor den Tudas haben ſie eine tiefe Ehrfurcht [59]). So abſchreckend verſchieden dieſe Beſchreibung von der der Tudas klingt, ſo könnten ſie dennoch die nächſten Verwandten ſein. Völker können durch Noth, Kummer und Verachtung zu der tiefſten Stufe der phyſiſchen und moraliſchen Bildung herabſinken, und die äußere phyſiſche Beſchaffenheit iſt überhaupt kein ſicherer Leitſtern für Unterſuchungen über Völkerverwandtſchaften, da ſie im Allgemeinen vielfachen äußern Einflüſſen unterworfen iſt. Die Erulas, ebenfalls Bewohner dieſer Berge, gelten für fremd [60]). Südweſtlich von dem Nilagiri wohnen in den Pineybergen im Maduradiſtrict die Kunnuvers, ebenfalls unciviliſirte Stämme, welche tamuliſch ſprechen [61]). Dieſe und noch mehre kleinere unciviliſirte Stämme des ſüdlichen Dekhans gehören, wie ich überzeugt bin, zum alten Stock des hier herrſchenden Volkes der Drâvid'as. Allein ſchwerlich iſt man berechtigt, ſie als Muſterbilder des frühern Zuſtandes dieſes Volkes, oder auch nur als unvermiſchte Abkömmlinge deſſelben zu betrachten. Als ſich die politiſche Macht des Sanſkritvolkes und ſeine Cultur in ihren beiden Hauptphaſen, der des Brahmathums und des Buddhismus, hier verbreitete, müſſen manche Miſchungen und viele Kämpfe, insbeſondere in Folge der blutigen Ausrottung des Buddhismus, eingetreten ſein [62]). Dieſe Vorgänge kann man bei dem jetzigen Standpunkte der Geſchichte Dekhans noch nicht genauer verfolgen, wol aber mit Beſtimmtheit aus manchen Andeutungen ſchließen [63]). Bei ſolchen Gelegenheiten wurden Stämme, welche früher geherrſcht hatten, in ſtets erneueter Folge unterdrückt und bei dem, durch Religionsverſchiedenheit verſtärkten, Haß grauſam verfolgt. Dieſe zogen ſich wol in die Berge zurück, und bieten nun den Anblick von einſt civiliſirten und dann in einen unciviliſirten Zuſtand zurückgedrängten Stämmen dar; der ſchrecklichſte, den wir in der Geſchichte finden; denn ſolche Völker ſind gewöhnlich erſchöpſt und ſelten mehr eines geiſtigen Aufſchwungs fähig. Solcher Art ſcheinen insbeſondere die Curumbars zu ſein. Dabei ſtellen wir jedoch nicht in Abrede, daß auch einzelne Stämme, unberührt von der ältern Civiliſation, durch die Natur ihrer Heimath geſchützt, ſich in einem naturwüchſigen Zuſtand, bei allen um ſie her vorgehenden Veränderungen, erhalten konnten. Solche Stämme ſcheinen von der Natur zu einer zukünftigen Regeneration aufbewahrt zu ſein. Der Art mögen vielleicht die Tudas ſein, und wenn es ihnen ähnliche Stämme gibt.

Der innere Körperbau dieſer, ſowie der übrigen verſchiedenen Völkerſchaften Vorderindiens (Schädelbau ꝛc.), eins der ſichern Zeichen für Völkerverwandtſchaft, ſcheint noch keine hinlängliche Berückſichtigung gefunden zu haben; wenigſtens liegen mir keine Reſultate vor. Mehr hat man, im Allgemeinen wenigſtens, die Sprachen berückſichtigt. Allein, um die hier einſchlagenden Unterſuchungen zu führen, bedarf es einer ſolchen Umſicht und Genauigkeit, einer ſolchen eigenthümlichen geiſtigen Anlage des Forſchers, daß man gegen allgemeine Behauptungen in dieſer Beziehung, deren Belege uns nicht ſelbſt zur Prüfung vorliegen, nicht vorſichtig genug ſein kann. Dennoch dürfen wir nicht umhin, zu bemerken, daß ein ausgezeichneter Kenner der in Vorderindien herrſchenden Sprachen die Verſicherung gibt, daß die Sprache der Bergbewohner von Rajmahal (unter 15° 2′ nördl. Br., 87° 42′ öſtl. L.) [64]) reich an Wörtern iſt, welche in der tamuliſchen oder Telingaſprache, den Zweigen der von uns Dravida genannten, wiederkehren [65]). In dieſen Gebirgen, an der Südſeite des Ganges, alſo weit jenſeit der nördlichen Grenzen von Dekhan, wohnen die Puharri (d. h. Bergbewohner) bis Burdwan (23° 15′ n. Br., 87° 57′ ö. L.) am Dummodahfluß (in Berghaus' Karte, Dummudah bei Ritter [66]) auf der Grenze von Bengalen, Bahar und Gondwana [67]). Erſt ſeit kurzer Zeit zogen ſie die Aufmerkſamkeit von Beobachtern auf

55) Ritter, Aſien. IV, 1, 1038; vgl. Kunſt. 56) Ritter a. a. O. 1015. 1020. 57) Vgl. Analysis of the *Mackenzie* Collection in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1838. May. p. 403 sq. 58) Ritter IV, 1, 1018. 59) a. a. O. 60) a. a. O. 1016. 61) Some Account of the Hill-Tribes of the Piney-Hills in the Madura-District — communicated by *J. T. Taylor* in Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1835. Decemb. p. 664—667.

62) Vgl. auch P. F. Stuhr, Allgemeine Geſchichte der Religionsformen der heidniſchen Völker. 1. Th. Die Religionsſyſteme der heidniſchen Völker des Orients (Berlin 1836). S. 59. 60. 63) Vgl. Geſchichte. 64) *Hamilton*, Description of Hindostan. I. 200. 65) Ellis' Vorrede zu Campbell's Grammatik des Teloogoo bei *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 3. 66) Aſien. IV, 2, 504. 67) Vgl. *Shaw*,

Digitized by Google

ſich; ihr eigener Name iſt noch nicht bekannt. In Geſichtszügen, Bildung, Sprache, Religion, ſcheiden ſie ſich vollſtändig von den Hindus der Ebene und Behars. Sie haben keine Kaſten, bekümmern ſich um die Hindugottheiten nicht, und ſollen keine Idole haben. Sie ſind klein von Geſtalt, ſehr wohl gebaut, von auffallend breiter Bruſt und ſtarken Gliedern, hellfarbiger als die Bengalis, mit ſehr breiten Geſichtern, kleinen Augen, flachen, ja vielmehr aufgeworfenen Naſen. Ritter[68]) fühlt ſich dadurch an die Garos[69]) oder Coſſyahs[70]) in Hinterindien erinnert. Dennoch ſei der chineſiſche, oder malayiſche Schlag, von dem man ſie ableiten wollte, ſehr verwiſcht. Ihre äußere Erſcheinung erinnerte Heber an die Walliſer in England[71]). Ihre Sprache iſt ſehr verſchieden von der Bengali- und Hindoſtaniſprache. Dagegen verſicherte ein Häuptling derſelben, daß ſie ſich in derſelben ſehr gut mit den Gonds und Bhils verſtändigen könnten. Darauf gründete ſchon Heber, und nicht ganz mit Unrecht, die Vermuthung, daß ſie ein Zweig dieſer weitverbreiteten Aboriginerſtämme ſeien[72]), an welche ſie ſich auch räumlich ſchließen[73]).

Die hier genannten Gonds ſind in dem großen, nach ihnen Gondwana (Gundwana, Wald der Gonds) genannten Diſtrict verbreitet[74]). Dieſer erſtreckt ſich vom 25. bis zum 18. Grad nördl. Br., alſo bis tief in Dekhan hinein; ſeine Grenzen bilden im Norden Allahabad und Bahar, im Süden Berar, Hyderabad und Oriſſa; im Oſten Bahar und Oriſſa; im Weſten Allahabad, Malva, Khandeſch, Berar und Hyderabad. Sie reichen demnach faſt bis zu den Punkten, wo das von uns genannte Volk der Dravidas beginnt. Sie leben ganz wild, beide Geſchlechter gehen ganz nackt; doch gibt es auch unter ihnen gewiſſe Gradationen der Civiliſation, je nach der größeren oder geringeren Entfernung der Wohnſitze von mehr oder minder civiliſirten Völkern. Die von Blunt geſehenen waren ſtark von Körper, aber ganz ſchwarz[75]). Im Allgemeinen iſt ihre Schilderung jedoch ſehr ungünſtig. Sie haben breite Bruſt, lange Schenkel, breite Stirn, kleine, röthliche, tiefliegende Augen; dicke, negerartige Lippen, ſchmuzige, ſchwarze Zähne, im Allgemeinen langes, dickes, ſchwarzes, aber zuweilen auch rothes, wolliges Haar. Ihre Farbe iſt dem Schwarzen nah, aber in verſchiedenen Schattirungen. „Hiernach," bemerkt Ritter[76]), „ſcheinen ſie den Bewohnern der Andemaneninſeln und den Auſtralnegern am nächſten zu ſtehen." Ihre Sprache iſt den drei benachbarten Dialekten, Telinga, Mahratta und Oriſſa, in keiner Weiſe verwandt[77]). Es ſcheint die von Râmas im Kalpataru[78]), neben der Drâvidikâ und Utkalî (der von Oriſſa) erwähnte zu ſein, wie ich aus der Bezeichnung vanaukasî (die Sprache der vana [Wald- (vgl. Gond-wana) Bewohner]) ſchließe. Auch in Sitten und Gebräuchen weichen ſie völlig von ihren civiliſirten Nachbarn ab; einige unter ihnen verzehren ſogar ihre Kranken, wie dies ſchon Herodot von Völkern im Innern Indiens erfuhr, nämlich von den Kalatiern (Καλατίαι) und den Padjas (Παδαῖοι)[79]); letzteres Wort iſt eine Bezeichnung der Sudras (der niedrigſten Kaſte im Sanſkrit), von welchen wir ſchon bemerkt haben, daß ſie die nicht zum eigentlichen Sanſkritvolke gehörigen Stämme, welche in den Staatsverband aufgenommen wurden, umfaßte. Bei Manus[80]) werden neben den Dravidas, bis zu welchen die Gonds unſerer Bemerkung nach hinabreichten, und den Odrâs, den Bewohnern von Oriſſa, alſo weſtlichen Nachbarn der Gonds, die Paundrakâs als nicht-indiſche Völker erwähnt. Dieſe in den ſanſkritiſchen Schriftſtellern auch Pundrâs genannt[81]), bewohnten Paundra, eine Gegend Centralindiens, jetzt Chandail, bei Hamilton[82]) Chanda, welches nach Wilſon bei den ſanſkritiſchen Schriftſtellern auch K'êdi[83]) genannt wird. Dieſe Gegend bildet den ſüdlichen Diſtrict von Gondwana[84]), wo viel Zucker wächſt, woher er auch den Namen Paundra hat (vriddhirte Form von Pundra, eine Art Zuckerrohr). Wir dürfen hieraus wol nicht mit Unrecht ſchließen, daß Manu's Geſetzbuch unter dem Namen Paundrakâs[85]) die Gonds bezeichnet. Eine kleine Schwierigkeit entſteht jedoch durch die Erwähnung der Pundrâs neben den Darvâs, Abhiſârâs und Dâradâs, welche letztere drei im Nordweſten Indiens wohnen.

Auf den Grenzgebirgen Gondwana's, nach Oriſſa zu, wohnen die ebenfalls barbariſchen Völkerſtämme, die Kole, Kand (beſſer Khand) und Sur[86]), welche ebenfalls zu den Gonds zu gehören ſcheinen. Im Sanſkrit werden ſie unter dem Namen Pulinda zuſammengefaßt, welches überhaupt wilde Bergbewohner bedeutet. Auch die ebenfalls allgemeinen Namen Varvara (Barbaren, wörtlich krausgelockt) oder Mlek'kh'âs (ebenfalls Barbaren, wörtlich ſchwache[87]), werden für ſie gebraucht[88]). Die Sur haben noch jetzt faſt ganz ihren alten Namen, welcher im Sanſkrit çabara, oder vielmehr çavara, lautet; er bezeichnet zugleich eine der niedern Kaſten. Auch die claſſiſchen Schriftſteller des Occidents kennen ſie[89]), und in einer alten Inſchrift, etwa aus dem 3. oder 4. Jahrh. n. Chr., werden ſie als Volk erwähnt[90]). Im Harivanſa werden ſie mit den Pulindas und Varvaras zugleich genannt[91]). Bei Wilſon[92]) bedeutet çavara mit verall-

On the inhabitants of the hills near Rajmahal in Asiatic Research. IV, 45—107. Ritter IV, 2, 1174.

68) Ritter, Aſien. IV, 2, 1177. 69) Ebend. IV, 1, 402. 70) Ebend. IV, 1, 389. 71) Vgl. die Stelle bei *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 22. 72) Ritter, Aſien. IV, 2, 1177. 73) a. a. O. 1174. 74) *Hamilton*, Description of Hindostan, II, 5 sq. Ritter IV, 2, 485 fg. 379. 521. 75) Ritter a. a. O. 572. 76) a. a. O. 523. 77) Ritter a. a. O. und die Zeitſchrift: Ausland. 1839. Nr. 29—31. 78) Bei *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 3.

79) Ritter IV, 2, 519. *Herod.* III, 38, 99. 80) Mânavadharmaç. X, 44. 81) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dictionary unter den Wörtern *Pund'ra* und *Paund'ra*. 82) Description of Hindostan. II, 27. 28. 83) *Wilson* u. d. W. *k'êdi*. 84) Hamilton a. a. O. 85) Im Mahâbhar. VI, bei *Lassen*, Pentap. p. 18. 86) Ritter IV, 2, 527. Vgl. *Stirling*, Account of Orissa in As. Res. XV, 197. 87) Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 487. 88) *Stirling* a. a. O. 89) *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 2. 3. 90) Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. Apr. 341. 91) *Harivansa*, traduit par *Langlois* (Par. 1834). I. p. 265. 92) Sanscrit Dict. u. d. W. *çavara*.

Digitized by Google

gemeinerter Bedeutung einen Barbaren, welcher in den Berggegenden wohnt, und Pfauenfedern als Schmuck trägt. Die Koles und Khands ſind kenntlich verſchieden von den Hinduſtämmen. Die Khands ſollen nach dem Zeugniſſe eines Mahrattenhäuptlings zwar von den Gonds abweichen; allein dieſe Differenzen ſind ſchwerlich ſo bedeutend, daß ſie die Anſicht, daß ſie urſprünglich eines Stammes ſind, zweifelhaft machen[93]). Ich glaube ſogar, daß der Name Khand und Gond urſprünglich identiſch ſei, obgleich ſich dies, ehe wir die alte Form deſſelben kennen, nicht mit Sicherheit behaupten läßt. Die Koles ſind athletiſch von Kraft und Geſtalt, ganz ſchwarz und häßlich[94]). Die Savara ſind kleiner und haben eine glänzend ſchwarze Hautfarbe. Ihre Sprache wird von Niemand als den Ihrigen verſtanden. Koles ſowol als Savaras kommen auch in andern Gegenden Indiens vor; vielleicht erklärt ſich dieſes dadurch, daß, wie es ja bei den Sudras und Savaras ſo ziemlich gewiß iſt, Volksnamen überhaupt zu Bezeichnungen der untern Kaſten verwandt wurden.

Von den Bewohnern Indiens erſcheinen in Manu's Geſetzbuch die Odrâs ebenfalls als nicht-indiſche Nation. Da ihr Gebiet Oriſſa in der Nähe des Sitzes der indiſchen Herrſchaft und am Meere gelegen, früh gänzlich die indiſche Cultur in ſich aufnahm, ſo zeigen ſich unter den jetzigen Bewohnern, abgeſehen von den drei erwähnten Stämmen, keine entſchiedene Spuren der Fremdartigkeit. Demnach ſchließt Laſſen, wie ich glaube, nicht mit Unrecht, aus dieſer Erwähnung, daß die Odrâs urſprünglich ebenfalls zum Stamm der Gonds gehörten[95]).

In der Nähe der Gonds wohnen noch mehre andere barbariſche Völker, deren Verwandtſchaft mit dieſen zwar noch nicht hinlänglich geſichert, aber doch ſehr wahrſcheinlich iſt. So die Karwar[96]), von deren Sprache Blunt[97]) ein kleines Wörterverzeichniß mittheilt; ferner die ſehr dunkelfarbigen Chohan, die den Gonds näher als die Karwar verwandt ſind, ſich ſelbſt aber von ihnen unterſcheiden[98]); ferner die Kurgammah[99]), die Cowhier[1]).

Der andere große Volksſtamm, mit welchem ſich die Puharris in ihrer Sprache ſollen verſtändigen können, ſind die Bhils[2]). Dieſe führen ſchon in den ſanſkritiſchen Schriften dieſen Namen: bhillâs[3]). Sie bewohnen insbeſondere jetzt die Berggegenden von Malwa und Khandeſch[4]). Sie ſind von allen hinduſtaniſchen Stämmen verſchieden. Forbes kennt ſie unter dem Namen Gracias, Bhils, Culies, Cotties[5]); Thevenot erwähnt ihrer unter dem perſiſchen Namen — perſiſch war zu ſeiner Zeit die Umgangsſprache in Guzerate — Merdi Coura (Menſchenfreſſer), welches ſchon d'Anville bewog, an des Cteſias *μαρτιχόρα*, welches dieſer richtig durch *ἀνθρωποφάγος* überträgt (von zendiſch mĕrĕta, Menſch[6]), und khar, eſſen[7]), zu erinnern[8]). Früher, noch im 11. Jahrh., erſtreckten ſie ſich noch nördlicher, in Marwar und Mevar[9]). Nach authentiſchen Daten haben die Radſchas der Radſchputen von Jhoudpur und Udeypur große Länderſtrecken der Bhills ſich unterworfen, und an beiden Seiten des Fluſſes Mhai (im Sanſkrit mahi) bilden ſie noch heute die Hauptmaſſe der Population[10]). In allen dieſen Ländergebieten der Bhillbevölkerung mit Radſchputenhäuptlingen iſt als Zeichen, daß hier einſt die Bhills die Herrſchenden waren, ſpäter die Gehorchenden wurden, die ſogenannte Tika (zuſammengezogen aus dem Sanſkritiſchen tilaka), die Blutmarke in Gebrauch. Wenn ein Radſchputenhäuptling zur Regierung kommt, erhält er nämlich einen Blutfleck auf der Stirn, und das Blut wird von der Zehe oder dem Daumen eines Bhilla genommen[11]). Nach Malcolm wäre es wahrſcheinlich, daß die Bhills aus Ländern nordweſtlich von Malva nach dem Süden vorgedrungen ſeien; doch iſt dieſe Anſicht auf keine entſcheidenden Gründe baſirt. Heber[12]) entſcheidet ſich, ſie, nach Autorität mehrer, mit ihnen genauer bekannt gewordener, für die urſprünglichen Bewohner dieſer Gegenden zu halten; in ihr jetziges Elend ſind ſie durch die verſchiedenen Eindringlinge, insbeſondere die Bekenner des Brahmathums, geſtürzt; dies geſtehen auch die Radſchputen ein, in deren Überlieferungen es gewöhnlich heißt, daß die Staaten oder Städte von dem oder jenem Bhillhäuptling geſtiftet, und von dem oder jenem Kind der Sonne erobert ſind. Ihre Sprache fand Malcolm nicht ſehr abweichend vom Hindi; dieſe Erſcheinung erklärt ſich durch die große Miſchung mit dem Sanſkritvolke, und entſcheidet nicht gegen den aus der Erklärung des Puharrihäuptlings und des beſſeren Sprachkenners als Malcolm Ellis[13]) mit Wahrſcheinlichkeit zu entnehmenden Entſchluß, daß ſie im eigentlichen Kern mit denen der wilden Völkerſtämme Vorderindiens übereinſtimmt, um ſo mehr, da die Bhillas ſelbſt ſich jedem Beobachter, auch Malcolm, als, wenigſtens von den Hinduſtämmen, entſchieden zu trennend kund geben. Ihre Statur iſt klein; ſie ſind aber ſehr thätig; Haar und Bart iſt keinesweges wollig, aber dick und ſtruppig. Zu dieſen Bhills gehören auch mehre andere benachbarte Stämme, wie wahrſcheinlich die Ramuſis[14]), ſowie die Coolies[15]),

93) Ritter IV, 2, 528. 94) Ritter IV, 2, 529. Das von Ritter (S. 550) angeführte Wort Sour Sai für Dorf iſt ſanſkr. çavara-çaja, Savara-Lager. 95) *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 4. 96) Ritter IV, 2, 487. 97) Narrative of a Route from Chunarghur to Vertnagodhum in As. Res. Vol. VII. p. 62. 98) Ritter IV, 2, 489. 99) a. a. O. 495.

1) a. a. O. 492. 2) Vgl. *Malcolm*, On the *Bhills* in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Brit. and Irel. I, 65—91. Derſ., Memoirs of Central Asia. I. 516—626. II, 125. 155. 233. Ritter, Aſien. IV, 2, 603. 607. 3) *Lassen*, Pentapotamia. p. 26. Ritter a. a. O. 608. 4) a. a. O. und *Hamilton*, Description. II, 96.

5) Oriental Memoirs (Lond. 1813). Vol. III. p. 214. 368. 6) Raſk, über das Alter des Zends. S. 24. 7) Bopp, Vergleichende Grammatik. S. 196. 8) *d'Anville*, Antiquité Géographique de l'Inde (Par. 1775). Sect. III. §. 2. p. 96. 97. Vgl. *Ctesias*, Indicc. 7 bei *Bähr*, *Ctesiae Cnidii* Operum Reliquiae (Francof. 1824). p. 285 und Ritter a. a. O. 607. 9) Ritter a. a. O. 609. 611. 10) a. a. O. 611. 11) a. a. O. 610. 12) *Heber*, Journal. II. p. 71. 13) Bei *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 11. 14) Ritter IV, 1, 660. 15) a. a. O. IV, 2, 382.

Digitized by Google

welche jedoch dadurch, daß ſie ſich bis zum Meere hinziehen, civiliſirter erſcheinen. Vielleicht ſind ſie das im Harivanſa [16]) Colas genannte Volk.

Faſſen wir das bisher Gegebene zuſammen, ſo haben wir eine ſprachlich zuſammenhängende Völkerkette, die Drâvidas im Süden von Dekhan, die Gonds mit den Puharris und Odras zur Oſtſeite in der Mitte des nördlichen, und die Bhills, weſtlich an die Gonds ſtoßend, ſich in den Coolies bis zum Weſtmeere verzweigend, und, nach Süden hin, etwa durch die Ramuſis wiederum, bis zu der Grenze der Drâvidas hinabreichend. So finden wir alſo ſchon das ganze Dekhan mit den Trümmern einer, der Notiz über die Sprache der Bergbewohner von Rajmahal gemäß, höchſt wahrſcheinlich verwandtſchaftlich zuſammenhängenden Nation bedeckt. Nun wiſſen wir aber mit Beſtimmtheit, daß das eigentliche Sanſkritvolk erſt ſpäter und colonienartig, wahrſcheinlich indem es ſich zuerſt der Küſten bemächtigte, in Dekhan ſich feſtſetzte. In Ramajana iſt dieſe ganze Halbinſel faſt nur von Affen — die frühern Bewohner werden von dem excluſiven Brahmathum natürlich gar nicht berückſichtigt — bewohnt, und gilt dies gleich ſchwerlich mehr von der Zeit, in welcher das Ramajana abgefaßt iſt, in welcher höchſt wahrſcheinlich der größte Theil des Dekhans gewiß ſchon politiſch und ſocial dem indiſchen Leben einverleibt war [17]), ſo iſt dieſe Darſtellung doch im Sinne der Periode, in welcher das Ramajana ſpielen ſoll, und einer noch viel ſpätern, richtig aufgefaßt. Das Geſetzbuch des Manu begrenzt anderſeits das eigentliche Indien nach Süden hin durch das Vindhjagebirge [18]). Es iſt nun ſchwerlich wahrſcheinlich, daß zu einer Zeit, wo ſociales und politiſches Leben der Inder in ſeiner Blüthe ſtand, dieſe wilden Völker vermocht hätten, ſich zwiſchen ihnen einzudrängen; und eben in dieſer Blüthezeit werden uns ſchon mehre dieſer wilden Völker erwähnt. Wir werden daher nothwendig darauf geführt, dieſen Völkerſtamm als die urſprünglicheren Bewohner des Dekhans zu erkennen, welche durch die ſiegreichen Waffen des Sanſkritvolkes unterjocht, theils als dienende Kaſte mit ſchimpflicher Stellung in den Staatsverband aufgenommen, theils, wo ſie ſich nicht unterwerfen wollten, in die unzugänglichen Berge zurückgedrängt wurden, wo ſie durch die Natur geſchützt, ſich in einer gewiſſen Unabhängigkeit, welche, je nach der Macht der ſie umgebenden indiſchen Reiche, größer oder geringer war, erhielten, aber auch durch den Sonderungsgeiſt des Brahmathums von allem menſchlichen Umgange fern gehalten, immer mehr entarteten.

Aber dieſe Völkerkette reichte auch, wie ſchon bemerkt, weit über die nördlichen Grenzen von Dekhan hinaus, in das eigentliche Indien, Madhja-dêça (Mittelland), öſtlich in den Bergbewohnern von Rajmahal, weſtlich in den Bhillas, nach ihren frühern Wohnſitzen. Innerhalb deſſelben werden uns nun auch nishadâs (Barbaren) in der Gegend, wo die Sarasvati verſchwindet, erwähnt [19]), und am Ganges mit einem eigenen Könige [20]). Ja die Ähnlichkeit des Namens der Wildniß des furchtbaren Waldes (ghôram vanam), an der Jamunâ, nämlich Khând'avâ, in welcher die Pândavâs Indraprastha, ſpäter Delhi, gründeten [21]), nöthigt mich ſogar zu der Vermuthung, daß wir in dieſem Worte Khând'avâ die eigentliche Form des Namens der Khands (in Oriſſa) haben, welche wiederum gewiß identiſch mit dem der Gonds iſt. So dürften wir denn dieſen Völkerſtamm ſogleich bis zu der Gegend von Delhi ausdehnen, von wo nur ein geringer Zwiſchenraum bis zu dem erwähnten nördlicheren Sitz der Nishâdâs an der Sarasvati iſt. So wird dieſe urſprüngliche Bevölkerung von Hinduſtan uns ſchon beiweitem mehr nach Norden hin auszudehnen ſein.

In den indiſchen Schriften werden aber noch mehre andere nicht-indiſche Völkerſchaften Indiens erwähnt. Zunächſt ziehen hier die von ihnen Kirâtâs genannten unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Bei den Lexikographen bezeichnet es, mit der ſchon aus der indiſchen Kaſtenverfaſſung erklärten Veränderung der Bedeutung der Volksnamen, einen Wilden überhaupt, einen der barbariſchen Stämme, welche die Berge bewohnen und von der Jagd leben; ferner einen Pygmäen, von dem, wie es ſcheint, kleineren Wuchs der ältern indiſchen Bevölkerung, endlich einen Reitknecht, weil die Kirâtâs zu dieſer Art Dienſte wahrſcheinlich verwandt wurden [22]). Aber in der ſchon erwähnten Inſchrift [23]) erſcheinen ſie noch als Volk. Ebenſo kennt ſie das Ramajanam [24]); ferner der pſeudo-arrianiſche Periplus unter dem Namen Κιῤῥάδαι als eine wilde Völkerſchaft nördlich von Δησαρήνη (im Sanſkritiſchen daçârnâ [25]), in der Gegend über Oriſſa, unter andern wilden Völkerſchaften, welche der geographiſchen Lage nach die Gonds ſind; wie er ſie denn auch außer phantaſtiſchen Ausſchmückungen als Menſchenfreſſer bezeichnet [26]). Ptolemäus, welcher ſie ebenfalls kennt, ſetzt ſein Cirrhadia jenſeit des Ganges [27]). Wilford erwähnt drei Völkerſchaften Kirâtâs, zwei im Nordoſt und eine im Süden [28]). Jetzt iſt ihr Name nur noch einer kleinen Gebirgstribus in Nepal geblieben; nach Hamilton [29]) hießen in den alten indiſchen Schriften die Bewohner des heutigen Oſtnepal ſo. Danach ziehen ſich alſo die Spuren der Völkerſchaft der Kirâtâs vom bengaliſchen Meerbuſen an bis in die Berge von Nepal [30]). Auch in der ſo ſehr wichtigen Stelle des Mânavadharmaçaſtram (X, 44) [31]) werden ſie als nicht-indiſches Volk erwähnt. Neben ihnen erſcheinen daſelbſt die Khaças, jetzt Khaſijas [32]), welche ſich von Weſt-

16) *Harivansa*, traduit par *Langlois*. I. p. 68. 17) Vgl. Literatur. 18) Mânavadharmaç. II, 17—22 und ſonſt. Vgl. Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 352.

19) Vgl. Mahâ Bharat. III, 10539 bei Laſſen (Zeitſchrift a. a. O.). 20) Ramaj. II, 52; insbeſ. V. 71 und II, 85. 21) Laſſen a. a. O. 351. 22) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. 23) Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. Apr. p. 341. 24) I, 55, 3. 25) *Lassen*, Institutt. Ling. Pracrit. App. p. 16; nach Nal. XVII, 14. 26) *Arrian*. *Περιπλ. τ. ἐρυθρ. θαλ.* c. 18. 27) Vgl. Mannert, Geogr. der Griechen und Römer. V, 1. 198. 28) In Essay on the sacred Isles in As. Res. VIII, 339. 341. 29) Account of Nepal. 7, 53. 30) Vgl. Ritter, Aſien. III, 113. 125. 31) Vgl. *Harivansa* p. 67. 68. 32) Vgl. Ritter a. a. O.



Digitized by Google

nepal bis über Kaſchmir hin verbreiten[33]). Ob wir auch dieſe beiden Stämme zu der früher wegen der ſprachlichen Verwandtſchaft — welche jedoch noch keineswegeſ geſichert iſt — für eine Nation genommenen zu rechnen haben, oder nicht, läßt ſich noch nicht beſtimmen. Wenigſtens fehlt uns bis jetzt ſelbſt eine Angabe der Art, wie ſie uns oben zur Stütze der Unterſuchung diente.

Ritter hält ſie für verwandt mit den in Kamaun erſcheinenden Trümmern einer frühern Bevölkerung, welche ſich als verſtoßene Kaſte, wie die meiſten Trümmer der übrigen alten Tribus, kümmerlich erhielt[34]), den Doms[35]). Dieſe unterſcheiden ſich ſtreng von den übrigen Bewohnern Kamauns durch ihre ganz ſchwarze Hautfarbe und der Wolle genähertes Haar. Dieſes ſind Zeichen, welche ſehr ſtark an die Auſtralneger erinnern, und doch bei den verſchiedenſten Beſchreibungen der bisher aufgezählten Völkerſchaften nirgends ſich mit Entſchiedenheit (denn bei den Gonds ſollte das wollige Haar nur zuweilen vorkommen) erwähnt finden. Ich wage es daher nicht, die Doms mit dieſen gradezu zu verbinden. Dagegen darf nicht unbemerkt bleiben, daß der ſanſkritiſche Name für nicht-indiſche Völker, welcher neben Mlek'kh'a und den übrigen ähnlich gebrauchten ſo oft erſcheint, nämlich varvara, ſeiner eigentlichen Bedeutung nach krausgelockt iſt, und alſo mit ziemlicher Entſchiedenheit darauf hindeutet, daß einſt Völkerſchaften neben dem Sanſkritvolke wohnten, bei denen das krauſe Haar, das Hauptkennzeichen der Neger, ſich vorfand. Nun iſt bemerkenswerth, daß die Auſtralneger[36]) von den Malayen insbeſondere Papûah genannt werden, welches im Malayiſchen genau daſſelbe bedeutet, was im Sanſkrit varvara, nämlich krausgelockt[37]). Dieſe Auſtralneger erſtrecken ſich aber in ihren nördlichſten Gliederungen und Verzweigungen von den Sundainſeln durch das hinterindiſche Gebirgsland von Malacca an weit nordweſtwärts ſelbſt bis zu den Himalayathälern, und nach chineſiſchen Autoren ſollen ſie ſich ſogar über Tibet hinaus in dem Kuenlunſyſtem vorfinden[38]). Ihre jetzigen Hauptſitze ſind zwar in den Südſeeinſeln, aber ſchon früher iſt die Vermuthung ausgeſprochen und mit ſcharfſinnigen Gründen unterſtützt, daß ſie hier erſt ſpäter von ältern mehr nach Weſten gelegenen Sitzen hereingewandert ſeien[39]). Aus dem Homeriſchen *Αἰθίοπες, τοὶ διχθὰ δεδαίαται, ἔσχατοι ἀνδρῶν, οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος*[40]) — von denen die öſtlichen wol ohne allen Zweifel die Inder bezeichnen, darf man auf keine größere Verwandtſchaft, oder auch nur charakteriſtiſche Ähnlichkeit mit den weſtlichen Äthiopern, der Negerbevölkerung, ſchließen. Auch Herodot, welcher noch dieſelbe Scheidung macht[41]), weiß, daß die Äthioper aus Aſien, wenngleich im Übrigen denen aus Libyen ähnlich, doch in Beziehung auf Haar und Sprache ſtreng geſchieden ſind[42]). Die Ähnlichkeit beruhte nur in der ſchwarzen Farbe der Inder, welche bekanntlich im Allgemeinen der Art iſt, daß ſie bewirkte, daß die Perſer das Wort hind gradezu für ſchwarz brauchen. Allein dieſe ſchwarze Farbe der Inder iſt nicht negerartig, ſondern mehr Einfluß des Klima's, und zeigt ſich weniger bei den Indern, welche durch ihre Lebensweiſe ſich dem Einfluß der Sonne minder ausſetzen. Ein urſprünglicheres und viel dunkleres Schwarz iſt das der wilden Urbevölkerung, aber ſelbſt dieſes iſt von dem der Neger einigermaßen verſchieden.

Wir glauben alſo bislang eine urſprüngliche Bevölkerung Indiens zu erkennen, welche ſich von der Spitze des Dekhans bis nach Delhi hin und der Gegend Hinduſtans, welche mit dieſem unter derſelben Breite liegt, erſtreckte. Dieſe iſt genau zu ſcheiden von dem kraushaarigen Stamm der Auſtralneger, der Papuas, welcher ſich durch Hinterindien nordwärts, und durch die Himalayathäler bis zu dem Kuenlunſyſtem nordweſtlich zog. Ob wir die Kirâtas eher dieſer oder jener Race zuſprechen ſollen, wagen wir nicht zu entſcheiden. Die Spuren ihrer Wohnſitze vom bengaliſchen Meerbuſen, in der Nähe des Ganges, bis nach Nepal hin, laſſen ſie als geographiſch zwiſchen jenen beiden in der Mitte ſtehend, erkennen. Allein gegen dieſe Anſicht läßt ſich einwenden, daß der Ausdruck varvara im Sanſkrit auf Völkerſchaften angewendet, keineswegeſ blos ſolche bezeichnet, welche das charakteriſtiſche Zeichen des krauſen Haares haben, ſondern im Allgemeinen barbariſche und überhaupt Leute aus den niedrigſten Kaſten[43]). In Guzerate heißen noch jetzt die Scindiahs Bawars[44]); andererſeits wird die Bârbara als eine der Mlek'kh'aſprachen erwähnt[45]). Doch bedarf es hier nur der Bemerkung, daß ein urſprünglich nur für beſtimmte wilde Völkerſchaften gültiger Ausdruck durch den Gebrauch verallgemeinert ſei, um ſich durch dieſe Erſcheinung von jenen Annahmen nicht zurückhalten zu laſſen. Findet doch daſſelbe mit dem griechiſchen mit varvara völlig identiſchen *βάρβαρο-ς* ſtatt, ein Wort, welches wir jedoch nicht blos vergleichsweiſe anführen können, ſondern etwas genauer in Augenſchein nehmen müſſen. Daß es formell identiſch iſt mit dem ſanſkritiſchen varvara, daß bei beiden die Wurzel, welche in ſanſkritiſcher Form hvr̆i lautet, und drehen heißt, zu Grunde liegt, daß dieſe ihr anlautendes h eingebüßt habe, wodurch die Wzſ., ſanſkritiſch vr̆i, entſtand, daß ſanſkritiſch varvar und griechiſch *ϝαρϝαρ* eine Intenſivform von dieſer, daß im Griechiſchen *β*, wie oft, an die Stelle eines urſprünglichen *ϝ* getreten ſei, wird an einem andern Orte voll-

33) Ritter a. a. O. und II, 1025. 34) a. a. O. II, 1044. 35) a. a. O. 1045. 36) Vgl. über ſie Ritter, Aſien. II, 1044—1046. III, 1130. IV, 1, 25. Asiatic Journal (Lond. 1832). T. VII. p. 132. 37) Wilh. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache, nebſt einer Einleitung über die Verſchiedenheit des menſchlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geiſtige Entwickelung des Menſchengeſchlechts. 1. Bd. In: Abhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, aus dem Jahre 1832. 2. Th. (Berlin 1836). S. 195. 38) Vgl. Ritter a. a. O. III, 1046. 39) *d'Urville*, Mémoire sur les îles du grand océan; extrait du bulletin de la société de géographie. p. 18. 40) Odyss. I, 23.

41) VII, 70. vgl. III, 101. 42) Vgl. auch *Strab.* XV. 1, 13. p. 690. 43) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. Mânavadham. X, 44. 44) Ritter IV, 2. 1072. 45) *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. p. 24.

Digitized by Google

ſtändig bewieſen werden[46]). Da nun griechiſch *βαρ-βαρ-ο* der richtigen Etymologie nach vielſach gedreht heißen müßte, das mit ihm auf formell gleiche Weiſe gebildete ſanſkritiſche var-vara aber mit ſpecialiſirter Bedeutung krausgelockt (einer, deſſen Haare vielſach gedreht ſind) heißt, beide Wörte endlich im Gebrauch darin übereinſtimmen, daß ſie — varvara von dem Sanſkritvolke, *βαρβαρο* von den helleniſchen — verſchiedene Völker bezeichnen, und entſchieden gewiß iſt, daß die Griechen und das Sanſkritvolk einſt zu einem Volke vereint gelebt haben[47]), ſo müſſen wir ſchließen, daß griechiſch *βαρ-βαρο* ſchon aus der Zeit ſtamme, in welcher die Griechen noch in einem Körper mit dem Sanſkritvolke vereint waren, und daß auch das griechiſche *βαρ-βαρο-ς* früher einen Krausgelockten bezeichnete. Als die Griechen aber, entfernt von ihren urſprünglicheren Sitzen, in ihrer neuen Heimath — in älterer Zeit wenigſtens — mit keinem Volke in Berührung kamen, bei welchem das charakteriſtiſche Kennzeichen, welches durch varvara: *βαρβαρο* eigentlich bezeichnet ward, hervortrat, ſo wurde dieſes Wort, wie es in den älteren Sitzen die, vom indogriechiſchen Stamm verſchiedenen (krausgelockten), Nachbarvölker bezeichnete, ſo in den neueren Sitzen zur Bezeichnung nicht-helleniſcher Völker überhaupt angewendet. Nun werden wir weiterhin Einiges anführen, wodurch es nicht unwahrſcheinlich wird, daß einſt ein großer Theil des ſanſkritiſchen Völkerſtammes, (welchen man auch von den ethnographiſch-geographiſchen Endpunkten deſſelben den indugothiſchen nennt) in der Gegend des Mànasa sarôvara (jetzt Mapangſee gewöhnlich genannt) hauſte, alſo nördlich von Kamaun, (wo ſich als Trümmer der Papuahs [varvaràs] noch die krausgelockten Doms finden) und den Himalayathälern, in denen ſich, ſowie in dem weit nördlicher gelegenen Kuenlunſyſtem ebenfalls Spuren dieſer Volksrace finden, ſodaß ſich, wenn hier wirklich einſt die Sitze des griechiſch-indiſchen Volksſtammes ſich befanden, ſie von varvaràs, *βάρβαροι* (krausgelockten), von allen Seiten umgeben waren.

So würde ſich bis jetzt das Ergebniß unſerer Unterſuchungen ſo ſtellen, daß in den Ländern, ſüdlich vom Himalaya, wol in ganz Vorderindien ein, ſprachlich und phyſiſch von dem eigentlichen Sanſkritvolke ſowol, als den Auſtralnegern verſchiedenes, Volk einſt hauſte, im Himalaya ſelbſt, und nördlich von dieſem bis zum Kuenlun, dagegen und von dieſer Ausdehnung aus, ſüdöſtlich über Hinterindien hinab die krausgelockten Papuahs. Unentſchieden mußten und müſſen wir laſſen, zu welchem Völkerſtamm die Kiràtàs gehörten, und dieſelbe Unbeſtimmtheit bleibt auch in Bezug auf manche andere, als Mitbewohner Indiens erwähnte, Völker. So zunächſt die, welche in den ſanſkritiſchen Schriftſtellern Dàradàs oder Dàradakàs heißen und ſchon den claſſiſchen Schriftſtellern des Alterthums von Herodot an bekannt ſind, und im Weſten Indiens, theils diesſeit, theils jenſeit des Indus wohnen[48]). Manu's Geſetzbuch rechnet ſie zu den nicht-indiſchen Völkern[49]). Wilſon entſchied ſich in neueren Zeiten dafür, die Siah-poſhis als Nachkommen derſelben erkennen zu wollen[50]), deren Sprache nach den von Burnes gegebenen Proben zwiſchen Sanſkrit und Perſiſchem ſteht. Im Harivanſa[51]) werden eine ganze Reihe von Völkern Indiens in eine gleiche Kategorie mit den um die Zeit, wo die Elemente zu dieſem und ähnlichen Werken ſich bildeten, bedeutend auf Indien erobernd einwirkenden nicht-indiſchen Völkern der Sàkas (Scythen), Pahlavàs (Pehlvi-Perſer), Yavanàs (Griechen, welche damals in Kabuliſtan und Indien ſelbſt Reiche gebildet hatten), Kambôg'as (welche weſtlich vom Indus wohnten[52]), Paradas (Parther) geſtellt, nämlich die Kolàs (worin wir den wilden Stamm der Coolies zu erkennen glauben), die Sarpàs (unbekannt), Mahishàs (Einwohner des jetzigen Myſore, deſſen Namen aus Mahishàsura contrahirt iſt), die Dàrbas (im Mahâbhar. Dàrvas, bei Steph. Byz. *Δύρβαι* in der Gegend von Kaſchmir)[53]), die Kh'ôlàs (Einwohner von Koromandel), die Kèralàs (von Malabar), die Khaçàs (in Nepal, ſ. oben), die Toushàras (Gonds oder Bhills)[54]), Madràs (im Nordweſten)[55]), Kishkindhàs (im Dekhan in der Gegend von Oriſſa)[56]), die Côntalàs (im Nordweſt Indiens), die Vangàs (Bengalen), Sàlvàs (von denen nicht genau beſtimmt werden kann, ob ſie in Central- oder in Nordindien zu ſuchen ſind), endlich die Concanàs (im jetzigen Concan). Von allen dieſen Völkern heißt es, daß ſie ihrer Privilegien als Kſchatrijas (Kriegerkaſte) beraubt ſeien. Dies kann nach der Lage Indiens in der Zeit, in welcher ſich dieſe Brahmanitiſchen Schriften oder ihre Elemente bildeten, nur heißen, entweder, daß ſie vom Sanſkritvolke cultur- und ſtammverſchiedene Völker, oder, daß ſie zum Buddhismus übergetreten waren. In dieſes Dilemma ſindet man ſich auch bei andern unter ähnlichen Kategorien erwähnten Völkern verſetzt, und obgleich man daher aus indiſchen Quellen nicht leicht entſcheiden kann, ob ein als Volk erwähnter Stamm zum Sanſkritvolk, oder einem der älteren Stammvölker Indiens gehöre, ſo zeigt doch eine Stelle[57]) über die untergeordnete Kaſte der Niſchàdàs, daß ein Theil derſelben zu der Urbevölkerung gehört. Daſelbſt wird nämlich der Urvater der nishàdàs als ein kleiner, unterſetzter (trapu in der franzöſiſchen Überſetzung), ſchwarzer Mann bezeichnet, welches wol jetzt noch im Allgemeinen die Merkmale der Urbevölkerung Dekhans im Gegenſatze der großen, ſchlankgebauten und urſprünglich weißen Hindus ſind.

46) Vgl. Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. 2. Bd. unter √κυρ. 47) Vgl. Anm. 46. 48) Vgl. über ſie Ritter II, 653. 654. *Wilson* in Asiatic Researches. XV, 103. *Lassen*, Pentapot. 18. *Harivansa* I, 385. Mannert V, 1, 85. 49) X, 44. 50) Asiatic Journ. Febr. 1839. p. 133. über die Siah-poshis vgl. man Ritter, Stupas. 34. Neumann, Aſiatiſche Studien. I, 145—151, und insbeſondere *Alex. Burnes* in Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. Apr. p. 325—334. 51) I, 68. 52) Vgl. *Schlegel*, Ramayan. I. p. 2. 30. Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. March. p. 266. 53) Vgl. *Lassen*, Pentapot. p. 18. 54) Vgl. *Harivansa* p. 29. 55) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. und *Lassen* a. a. O. 87. 56) *Wilson* u. d. W. *Langlois* zum *Harivansa* a. a. O. 57) *Harivansa* I. p. 29.



Digitized by Google

Von dieſen ſtammen, wie es a. a. Orte heißt, mehre Völker, welche die Kette des Vindhja bewohnen, ab, wie die (unter den oben aufgezählten vorkommenden) Tuſhâràs.

Wenn wir alſo gleich nicht mit Beſtimmtheit feſtſtellen können, welche von den, zu verſchiedenen Zeiten erwähnten, Völkern Indiens zum eigentlichen Sanſkritvolke gehören, und welche den von dieſem verſchiedenen Stämmen zuzuzählen ſind, ſo ſteht dieſe Verſchiedenheit dennoch feſt. Das oben für die Behauptung, daß das Sanſkritvolk durch Verdrängung einer frühern Bevölkerung in Dekhan ſich feſtgeſetzt habe, geltend gemachte, hat dieſelbe Geltung auch für die übrigen Gegenden, wo wir neben dem Sanſkritvolke die Trümmer und Spuren einer verſchiedenartigen Bevölkerung finden, deren Einwanderung in dieſe Sitze nicht nachweisbar iſt. Wir kommen demnach ſchon in dieſem Abſchnitte zu dem Reſultate, daß, ehe das Sanſkritvolk in dem ganzen Umfange von Indien einwanderte, dieſes von einer andern Nation bewohnt ward. Deren Stämme, von dem kriegeriſchen Sanſkritvolke die Miek'kh'às, die Schwachen, genannt — wurden theils ausgerottet, theils traten ſie als dienende Kaſte, als Unterworfene in den verſchiedenſten, mehr oder minder verachteten, Abſtufungen in den indiſchen Staatsverband [58]), theils endlich zogen ſie ſich in die Schlupfwinkel in den Gebirgen zurück, wo ſie frei, aber immer mehr entartend, die Macht des Sanſkritvolkes überdauerten, und theilweiſe in einer gewiſſen naturwüchſigen Friſche erhalten, vielleicht beſtimmt ſind, in dem zukünftigen Geſchick Indiens eine ehrenvollere Rolle zu ſpielen.

3) **Urſitze und Einwanderungen des Sanſkritvolkes.** Aus den früheren Abſchnitten war hervorgegangen, daß das Sanſkritvolk, welches ſich arjâs und viças nannte, nachweislich von fremden Gegenden her in ſeine neuen Sitze einzog. Welches aber ſeine Urſitze waren, läßt ſich bis jetzt gar nicht, und vielleicht niemals mit Entſchiedenheit beſtimmen. Daß ſie einſt mit allen ihnen ſprachverwandten Volksſtämmen — dem *κατ' ἐξοχήν* ariſchen genannten, dem griechiſchen, römiſchen, germaniſchen, ſlawiſchen, lithauiſchen ꝛc. — ein und daſſelbe Volk bildeten, eine und dieſelbe Sprache ſprachen, auf einer Stufe der Cultur ſtanden, und zwar keiner ganz niedrigen [59]), läßt ſich mit Entſchiedenheit beweiſen [60]). Daß dieſe Vereinigung in einer der Gegenden Aſiens ſtattfand, iſt ſchwerlich zu bezweifeln; allein die Zeit derſelben liegt ſo weit jenſeit der Geſchichte, über den Boden, welchen ſie früher bewohnten, müſſen ſeitdem ſo viel Stürme, Völkerwanderungen ꝛc. gegangen ſein, daß jede Spur, welche der ſanſkritiſche Volksſtamm hier zurückgelaſſen haben mochte, verwiſcht iſt. Allgemeine Raiſonnements machen es nicht ganz unwahrſcheinlich, daß die Tatarei, welche auch in hiſtoriſcher Zeit ſo viele Kinder der Steppen nach den verſchiedenſten Weltgegenden hin entſandte, auch dieſen Stamm einſt in ſeinen weiten Wüſten barg. Anführen mag man dafür, daß ſich jetzt noch Spuren verwandter Völker in dieſen Gegenden nachweiſen laſſen [61]). Dort mag die noch vereinte indogriechiſche Abtheilung dieſes Volksſtammes mit der kraushaarigen Negerbevölkerung (Papúah = varvara = *βαρβαρο*), deren Trümmer bis an die Kuenlunberge reichen, zuſammengeſtoßen ſein [62]). Als ſich das früher vereinte Volk trennte, blieben, wie die Sprache mit Entſchiedenheit beweiſt [63]), die Arier, d. h. das eigentliche Sanſkritvolk, ſammt dem *κατ' ἐξοχήν* Arier genannten Volksſtamm, noch lange vereint. Hier mögen ſie ſich nun den Ehrennamen arjâs; die Würdigen, ſelbſt gegeben haben. Ihren damaligen gemeinſchaftlichen Wohnſitz hilft uns eine weitverbreitete heilige Sage mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Cteſias erwähnt ſchon das heilige Land in der Wüſte (*περὶ τοῦ ἱεροῦ χωρίου τοῦ ἐν τῇ ἀοικήτῳ*) als einen Hauptcultusort der Inder [64]). Er meint damit die Hochebene und Gegend um die beiden Seen, deren einer Mànasa-Saròvara (jetzt gewöhnlich Mapang) und deren anderer Ràvana hrada (jetzt Lanka) heißt, welche noch jetzt die heiligſten Orte des indiſchen Cultus umfaßt [65]). Sie erſtreckt ſich zwiſchen 30—34° n. Br., und liegt zwiſchen den höchſten Ketten des Himalaya, von denen der etwas nordweſtlich von dieſen Seen liegende hohe Kailaſa den Wohnſitz der Götter, den indiſchen Olymp, bildet. Die indiſche Anſicht legt nun den Mànasa-Saròvara auf die Spitze des Kailaſa ſelbſt [66]), und aus ihm ſtrömt [67]) der Sarayu, der jetzige Gogra; letztere Angabe läßt ſich noch nicht beurtheilen, da die Quelle des Gogra noch nicht bekannt iſt [68]). Dagegen iſt es ſicher, daß eine Quelle des alten Satadru (jetzt Setledj) dem Ravana hrada entſtrömt [69]). Beide Seen vereinigen ſich bei hohem Waſſerſtande [70]). Sowie nun der Satadru wirklich, der Saraju angeblich, einem See entſtrömt, ſo heißt es auch von der Ganga, daß ſie vom Himmel hinab in den Mânaſa-Sarôvara, oder in einen See Vindus geſenkt ward [71]). Indiſche Angaben ſetzen den Vinduſaras an den Fuß des goldenen Gipfels, nördlich vom Kailaſa [72]); in der Natur exiſtirt er nicht, aber ſchon Schlegel bemerkt mit Recht, daß zu dieſer Anſicht eben die beiden erwähnten Seen Veranlaſſung geben konnten, obgleich ſie etwas öſtlich von den eigentlichen Quellen des Ganges liegen. Wir irren gewiß

58) Vgl. *Lassen*, Pentapot. p. 28. Institutt. Ling. Pracr. App. p. 2. 59) Vgl. Theod. Benfey, Griechiſche Grammatik. 1. Abth.: Griechiſches Wurzellexikon, an mehren Stellen, insbeſond. I. S. 305 fg. Vgl. auch S. 119. 60) Vgl. Anm. 44. S. 5.

61) Ritter, Aſien. I, 431. V, 604. 62) Vgl. oben Abſchnitt 2. 63) Die Beweiſe dafür laſſen ſich hier natürlich nicht geben; ein Beiſpiel der Art, wie ſie zu führen ſeien, iſt von mir früher gegeben (Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1837. Ergänzungsbl. S. 909); andere werden ſich in der ſchon angeführten zweiten Abtheilung der griechiſchen Grammatik herausſtellen. 64) *Ctes.* Ind. c. 8. vgl. 5. 65) Heeren in den Gött. gel. Anz. 1834. 207. St. S. 2063. Ritter, Aſien. II, 660 und die daſelbſt angeführten Stellen. 66) Ràmàjan. I, 26, 9. Vgl. *Colebrooke* in As. Res. X, 440. n. 67) a. a. O. 68) Vgl. *Schlegel* zu Ramaj. a. a. O, *Moorcroft* in Annales des Voyages. I, 239 und Asiatic Researches. XII, 380. 69) Ritter II, 665. 70) a. a. O. 511. 71) Ramaj. I, 44, 13 sq. Vgl. *Colebrooke*, On the sources of the Ganges in As. Res. X, 438 sq. 72) *Colebrooke* a. a. O.

Digitized by Google

nicht, wenn wir annehmen, daß die indiſche Weltanſicht auch die erſte Erſcheinung der heiligen Ganga auf Erden in das heilige Land mit ſeinen heiligen Seen verſetzte. Da nun nach einer indiſchen Weltanſicht die Welt in ſieben Dvipâs zerfällt, ſo gehen von dieſem See, in den ſich die Ganga geſenkt hat, ſieben Ströme aus: die Hladinî (die Erfreuende), Pâvani (Reinigende) und die Nalinî (Lotusreiche). „Dieſe drei Gangae," heißt es im Ramajana, „gehen nach Oſten. Der Sutſchakſchus aber, die Sita und der ungeheuere Indus ziehen nach Weſten. Der ſiebente, die eigentliche Ganga, folgte dem Könige Bhagirathas nach Süden. Von dieſen ſieben Strömen ſind nur der Ganges, Indus und Sutſchakſchus, an andern Stellen auch blos Tſchakſchus genannt, geographiſch beſtimmt. Letzterer iſt der Oxus. Die übrigen ſind gar nicht zu beſtimmen; denn weit gefehlt, daß dieſe Sage von einer gewiſſen Anzahl und von gewiſſen Flüſſen ausgegangen wäre, ſo hat ſie vielmehr blos eine mythiſche Grundlage, die ſieben Dvipas, und nachdem ſie aus dieſer hervorgetreten war, machte ſich erſt nach und nach der Verſuch, dieſe Namen mit den bekannten Flüſſen in Übereinſtimmung zu bringen. Natürlich mußte ſich dieſer auf die bis zur Zeit, wo das Ramajana abgefaßt wurde, bekannt gewordenen, durch ihre Größe und Lage auf den Titel von Weltſtrömen Anſpruch machenden Flüſſe beſchränken; für die Flüſſe, welche nach minder bekannten Gegenden floſſen, ließ man allgemeine adjectiviſche Bezeichnungen beſtehen [73]). Eine andere indiſche Weltanſicht theilt die Welt nach den vier Himmelsgegenden, und läßt die Ganga daher ſich nur in vier Ströme ſpalten [74]). Woher die chineſiſchen Angaben eine Spaltung der Ganga in fünf Ströme haben [75]), weiß ich nicht. Wahrſcheinlich zählen ſie die Ganga ſelbſt noch einmal beſonders mit.

Der Ganges iſt in allen dieſen Sagen Perſonification eines Urquells, und, wie ſchon an einem andern Orte angedeutet iſt [76]), identiſch mit dem naptar oder napât apâm, welcher in den Veden vorkommt. Dieſes naptar oder napât heißt Sohn [77]). Dieſes wiederum iſt identiſch mit dem naptar oder napât apan'm der Zendſchriften, wie am angeführten Orte (S. 204) gezeigt iſt. Dort iſt auch ſchon bewieſen, daß auch dieſe Namen, grade, wie in den eben erwähnten Sagen, eigentlich mythiſche Bezeichnung des Urquells des Waſſers auf Erden ſind. Zu dem dort gegebenen Beweiſe kann ich jetzt nur folgenden ihn noch ſchlagender machenden Umſtand hinzufügen: Der zendiſche Urquell, welcher vom berezat (d. h. Berg) [78]) herabſtrömt, führt gewöhnlich den Beiſatz aurvataçpo, d. h. ſchnelle Pferde habend; ganz ebenſo ſtrömt einer der Gangesſtröme nach der indiſchen Sage nach dem Lande bhadrâçvâ [79]), d. h. ſchöne Pferde habend.

Nun iſt ferner in der angeführten von mir und dem Dr. Stern herausgegebenen Schrift nachgewieſen, wie mannichfaltige Inſtitute die Juden aus Perſien nach dem Exil in ihr Vaterland zurückbrachten, und auch ſchon angedeutet [80]), daß die Sagen von den vier Strömen des Paradieſes ſich an die indiſchen von der Ganga und die ſich daran ſchließenden perſiſchen lehnen. Wie in der zweiten Sage vom Ganges, ſo erſcheinen in der bibliſchen Darſtellung ebenfalls vier aus einem Urſtrom hervorgehende Ströme. Von den ſieben Strömen der erſten Sage ſahen wir in der indiſchen Ausbildung derſelben drei geographiſirt. Dieſes Geographiſiren mythiſcher Bezeichnungen iſt aber vor allem dem Zendvolke eigen, worauf ſchon Burnouf aufmerkſam machte [81]). So iſt es denn nicht auffallend, wenn ſie das allgemein Berg bezeichnende Wort berezat mehren Bergen als Namen gaben, und wenn ſie auch für die vier Ströme geographiſch bekannte Flüſſe unterlegten. Ob die Juden auch in Beziehung auf dieſe Geographiſirung den Perſern folgten, läßt ſich nicht ganz beſtimmen, doch iſt es ſehr wahrſcheinlich. Zwei dieſer Flüſſe ſind bekanntlich der Euphrat und Tigris; ſie konnten ſowol vom jüdiſchen als perſiſchen Standpunkte aus bedeutend genug erſcheinen, um für die nächſten Ausſtrömungen des Urquells oder Urſtroms zu gelten. Der dritte, in der bibliſchen Anordnung der erſte, iſt der פִּישׁוֹן; dieſer Name iſt bekanntlich ſchon vom Indus gedeutet, ohne daß jedoch ein trifftiger Grund angegeben wäre. Der Name entſcheidet wenig; er ließe ſich zwar mit mancher ſanſkritiſchen Form in Verbindung bringen, jedoch, ſo viel ich weiß, mit keinem Namen des Indus. Höchſt beachtenswerth iſt dagegen die Beſchreibung ſeines Laufes. „Er umgibt," heißt es, „das ganze Land חֲוִילָה, wo das Gold iſt, und das Gold dieſes Landes iſt gut; dort iſt הַבְּדֹלַח und der Stein הַשֹּׁהַם." Der Indus fließt nun, in der Nähe der beiden erwähnten heiligen Seen entſpringend, in einem nach Norden hin ſich bildenden Bogen nach Weſten zu durch Kleintibet, bis er, etwas nördlich von Attock, ſich plötzlich nach Süden hinbiegt. Unter ſeinen Quellen wohnten die Darada [82]). Dieſe ſind es [83]), welche, wie ſchon Herodot von den Perſern erfuhr, das Gold aus der Wüſte herbeiſchafften. Dieſe Erzählung ſammt den daran ſich knüpfenden Mythen wiederholt ſich bei den Alten mehrfach [84]), ſodaß man deutlich erkennen kann, daß der Goldreichthum in den Gegenden von Kleintibet bei den Perſern vielfach beſprochen wurde. In ebendieſen Gegenden finden ſich ferner

73) Einen Verſuch, die übrigen vier Namen geographiſch zu beſtimmen, macht Schlegel zum Ramaj. T. I. P. 2. p. 136. Aber wie unnütz dieſes ſei, zeigt zum Beiſpiel die Beſtimmung der Sita (wörtlich Furche); weil dieſe nach Angabe des Ramaj. nach Weſten fließt, ſo macht ſie Schlegel zum Jaxartes; nach andern Angaben aber (vgl. Wilſon u. d. W. mêru und dann *Colebrooke* a. a. O.) fließt ſie nach Oſten. 74) *Colebrooke* a. a. O. *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. *mêru*. 75) In Journal of the As. Soc. of Bengal. 1837. Jan. p. 66. Vgl. auch Foĕ Kouĕ Ki. p. 36. 76) Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker. S. 212. 77) Vgl. ûrg'ô napât als Beiwort des Feuers in den Veden bei *Lassen*, Anthol. sanscritica. p. 101.

78) Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 80. 79) *Colebrooke* a. a. O. *Wilson* a. a. O. 80) S. 212. 81) *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna. p. 253. Vgl. Benfey — Stern a. a. O. S. 207 und ſonſt mehrfach im zweiten Excurſe. 82) Ritter II, 654 fg. 83) Ritter a. a. O. 658. 84) a. a. O.

Digitized by Google

mehrfache und bei den Alten hochgeſchätzte Edelſteine, z. B. Lapis lazuli [85]), in welchem man wol am erſten den Stein שֹׁהַם erkennen kann. Endlich findet ſich בְּדֹלַח daſelbſt, welches man durch βδέλλιον auslegt. Dieſes ſcheint das von Cteſias erwähnte ἤλεκτρον zu ſein, wie ſchon Wahl bemerkte [86]), welches ebenfalls grade in dieſen Gegenden erſcheint. Wenn dieſemnach die ganze Beſchreibung für dieſe Gegenden paßt, ſo iſt es wol auch nicht mehr zu kühn, auch den Namen des Landes von daher abzuleiten. Die heiligen Seen ſpielen in dieſer Gegend die Hauptrolle, der Mânaſa hat den Zuſatz Sarôvara, und ebenſo der fingirte Vindu [87]); Sarôvara heißt wörtlich der Seen beſter, dann See überhaupt. Im Zend geht nun ſanſkritiſches s durchgehends in h über; ſo müßte dem ſanſkritiſchen sarôvara im Zend harôvara entſprechen; das zendiſche h wurde natürlich im Jüdiſchen ח; ferner wird das zendiſche r, welches dort r und l zugleich vertritt [88]), im Jüdiſchen gewöhnlich ל; endlich erſcheint ſtatt zweier zendiſcher Vocale a mit zwiſchenſtehenden Conſonanten im Jüdiſchen durchgehends faſt i-a mit zwiſchenſtehenden Conſonanten [89]); ſo würde mit dem gewöhnlichen Beſtreben der Juden nach Verkürzung, weil bei ihnen der Accent auf der letzten Sylbe vorwaltet, etwa חלְוִילָה entſprechen müſſen; daß in dieſer Form das eine ל, etwa wegen des folgenden, ausfiel und der Vocal u im Anlaut hu in Gutturalſchewa überging, hat bei Übertragung eines fremden Eigennamens in eine ganz verſchiedenartige Sprache gar nichts Auffallendes. Der vierte Paradiesfluß גִּיחוֹן iſt das Dſchihon der Semiten, und geographiſch wol nie recht beſtimmt geweſen.

So haben wir denn in der zendiſchen Sage vom Urquell der Waſſer die indiſche Sage mitſammt der indiſchen Localität wiederum, und es entſteht nur die Frage, iſt dieſe Localitätskenntniß in ſpätern Zeiten zu dem Zendvolke gelangt, oder iſt ſie ſchon aus frühern Sitzen mitgebracht. Wenn ich in Betracht ziehe, wie groß die Übereinſtimmung des Sanſkritvolkes und der Zendvölker in Bezug auf religiöſe Punkte überhaupt [90]), auf Staatsverfaſſung [91]) und anderes der Art iſt, ſo iſt es mir am wahrſcheinlichſten, daß, ſowie ſie einen ſchon ein hohes Selbſtbewußtſein vorausſetzenden Namen arjâs (im Zend airjâs), die Ehrwürdigen, gemeinſchaftlich führen, ſo ſie auch gemeinſchaftlich eine bedeutende Stufe der Cultur erklimmt hatten. Dieſes ſetzt natürlich ein ziemlich langes Beiſammenſein in derſelben Localität voraus; und wo ſollten wir dieſe beſſer ſuchen, als da, wohin beider Völker Erinnerungen als auf ihre ältern Sitze deuten? Denn was ſollte dieſen Gegenden den Namen eines heiligen Landes verſchafft haben, wenn nicht derartige Erinnerungen? Liegen ſie doch, ſowol von dem Hauptſitze des ſpätern Inderthums, als des zendiſchen Weſens, geographiſch zu weit ab, als daß es ſich in der Zeit, wo beide Völker ſich ſo weit entfernt von dieſem Punkte und von einander fixirt hatten, dennoch als gemeinſchaftlicher heiliger Punkt für beide — bei dem Sanſkritvolke lebendig, bei dem Zendvolke wenigſtens in entſchieden dahin weiſender Erinnerung — hätte erhalten können. Schwerlich irren wir, wenn wir dieſe Gegend als das Land der Seligen bei den Indern für das berühmte Uttaracuru nehmen, welches nach den claſſiſchen Quellen des Occidents auch geographiſch hier zu fixiren iſt [92]).

Doch wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten, dieſe unſere Anſicht, daß das Sanſkritvolk und Zendvolk einſt in dem ſogenannten Kleintibet als eine, und zwar ſchon zu einem gewiſſen Grad der Cultur emporgeſtiegene, Nation wohnte, durch Gründe, welche wir doch noch nicht zu ſchlagenden zu erheben vermögen, mehr zu kräftigen. Möge man unſerer Anſicht mit den bisher gegebenen Gründen dafür größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit zuſprechen, wir ſind es gern zufrieden, wenn ein Anderer irgend eine andere feſter begründete an ihre Stelle ſetzt. So lange jedoch werden wir ſie feſthalten und von ihr aus die dunkele älteſte Geſchichte der arjâs verfolgen.

Als dieſe arjâs ſich in dieſen Gegenden feſtſetzten, ſcheint eine Trennung des großen indiſch-gothiſchen Volksſtammes ſtattgefunden zu haben. Die ſpäter in der Weſtwelt auftretenden Stammgenoſſen blieben wol zunächſt in den früheren etwas nördlicheren Sitzen, wo ſie ein Nomadenleben lange gemeinſchaftlich führten, wie ich ſchon an einer andern Stelle daraus ſchloß, daß bei ihnen — den Griechen, Römern, Germanen, Slawen und Lithauern — die Formen, welche der ſanſkritiſchen Wurzelform mrig' entſprechen, die Bedeutung melken angenommen haben, während dieſes bei dem öſtlichen Zweige, den eigentlichen arjâs, nicht der Fall iſt, indem bei dieſen vielmehr die ältere Form für den Begriff melken fortbeſtand, welche zeigt, daß dieſe Verrichtung in älterer Zeit — vor der Trennung — nicht allgemeine Beſchäftigung war [93]).

Wenn nun, wie wir annahmen, die Arier einſt gemeinſchaftlich in den erwähnten Gegenden Kleintibets hauſten, ſo entſteht jetzt die Frage, wie ſie von da in ihre in hiſtoriſcher Zeit getrennten Sitze kamen. Es wäre keineswegs unmöglich, daß ſich die ganze ariſche Maſſe zunächſt nach Weſten hin, Bactrien ꝛc., und dann ſüdlich

85) Ritter II, 411; vgl. 628 und Stupas 187. 86) Vgl. *Bähr* zu *Ctes.* Ind. c. 19. p. 318. 87) Vgl. *Colebrooke* in As. Res. X, 438. 88) Benfey — Stern, über die Monatsnamen. S. 125. 89) a. a. O. S. 126. 131. 134 und ſonſt. 90) Vgl. z. B. über die bei den Indern und im Zend-Aveſta vorkommende Zahl der höhern Gottheiten *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna. 341. 344 und Add. dazu; die ſieben Amſchaſpands ſind, wie ich beiläufig bemerken will, die ſieben Rischis der Inder; die Gottheiten und heiligen Weſen im Zend-Aveſta haben durchgehends, dem etwas modificirten Weſen und Namen nach, entſprechende in Indien ꝛc. 91) Vgl. Benfey — Stern, Monatsnamen, S. 190. 193. 195, modificirt durch die oben im erſten Abſchnitt über kshattra gegebene Bemerkung und Gött. gel. Anz. 1839. 81. St. S. 805. 806.

92) Bei Ptolemäus: Ὀττοροκόῤῥας, bei Oroſius: Ottorogorras, bei Ammian. Marcell. (XXIII, 66) verderbt in Athagorae. Vgl. *Lassen*, Pentapotam. 83; auch *Wilson* in Asiatic Res. XV, 51. Faſt dieſelbe Gegend, wie wir für die arjâs überhaupt, nimmt Ritter (Aſien. VI, 38) für die Urſitze des Zendvolks an. 93) Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 484 fg.

Digitized by Google

durch die Päſſe des Hindu-Kuh über Cabuliſtan und Afghaniſtan verbreitete, dieſes große Ländergebiet, welches gleichſam die Brücke zwiſchen den öſtlichen Ariern (dem Sanſkritvolk) und den weſtlichen (den eigentlichen Ariern) bildete, und in welchem beide Zweige derſelben auch in hiſtoriſcher Zeit zuſammenſtießen. Dann würde ſich das Sanſkritvolk auf der Straße, auf welcher gewöhnlich fremde Völker nach Indien eindrangen, über den Indus her in ſeine neuen Sitze begeben haben. Die Einwanderung von dieſer Seite her wird auch von Wilſon[94]), von A. W. v. Schlegel[95]) und Laſſen[96]) und Andern angenommen. Auch ich wage nicht, ſie gradezu in Abrede zu ſtellen, zumal da ich vorweg eingeſtehe, daß hiſtoriſche Sicherheit für ſo alte Zeiten gar nicht zu hoffen iſt; allein manche Betrachtungen ſcheinen mir dennoch einigermaßen dagegen zu ſprechen. Als den eigentlichen Mittelpunkt der indiſchen Cultur, als das Land, deſſen traditionell überlieferte Sitten und Wandel als der Muſterwandel geprieſen werden[97]), betrachten die Inder zunächſt den Strich Brahmavarta zwiſchen der Sarasvati und Driſchadwati[98]). Dicht neben dieſem Striche iſt kurukshêtra (in der Gegend des jetzigen Delhi[99]), die Matsjâs (an der Jamuna = Dſchumna[1]), die Pank'âlâs (die *πάραλαι* des Arrhian[2]), wörtlich die aus fünf [pankâ] Reihen [Linien oder Kaſten? Vgl. antarâla und âli] beſtehenden, in der Nähe des jetzigen Canog'e = dem alten Canjacubg'a[3]), die Çûrasênakâs (in der Gegend von Mathura[4]), bei Arrhian aus Megaſthenes *Σουρασενοί*[5]). Dieſes ganze Gebiet heißt Brahmarshiland. Von einem in dieſem Lande geborenen Brahmanen ſollen alle Menſchen ihres Wandels Geſetze erlernen[6]). Die angegebenen Gebiete umfaſſend, im Süden von Vindhja, im Norden von Himalaja begrenzt, im Oſten von Vinaçana liegend (dem Platze, wo die Saraſvati verſchwindet), im Weſten von Prajâga (dem Zuſammenfluſſe der Ganga und der Jamuna)[7]), wird alsdann madhjadêça (bei Arrhian *Μανδιαδινοί*[8]), das Mittelland erwähnt[9]). Dieſes wiederum umfaßt und reicht bis zu beiden Meeren Ârjavarta[10]). Wir ſehen hier, auf welchen und auf einen wie kleinen Strich das heiligſte Gebiet Indiens beſchränkt wird, und wie dieſe Eintheilung gleichſam von da aus eine, in immer größeren Kreiſen ſich ausdehnende, Verbreitung des Sanſkritvolkes, der arjâs im engern Sinne, anzudeuten ſcheint. Dieſer kleine Strich iſt durch den Fluß Saraſvati beſtimmt, und bemerkenswerth iſt, daß da, wo das Land der weſtlichen Arier beginnt, uns ſogleich derſelbe Name begegnet, in ſeiner zendiſchen Form haraqaiti[11]); im heiligen Lande ſpielte der Sarôvara, von saras (Waſſer) und vara (beſte), die Hauptrolle; hätten nun die beiden ariſchen Völkermaſſen, in Erinnerung an das heilige Saras, äußerlich unabhängig, aber durch das geiſtige Band des Waſſercultus zuſammengehalten, ſogleich in ihren neuen Sitzen die Saraſvati (die mit saras begabte) wieder erkannt? Wenn ſchon dieſer Punkt mir darauf hinzudeuten ſcheint, daß das Sanſkritvolk ſeine erſten Sitze in Indien in der Gegend der Saraſvati fand, ſo ſpricht mir noch mehr der Umſtand dafür, daß der hochheilige Fluß der Inder die Ganga iſt. Wenn ſie mit dem Bedürfniß, einem großen Fluſſe ihre Verehrung zu weihen, nach Indien kamen, warum genügte ihnen da nicht der Indus, warum hätten ſie erſt an dem ſo weit davon entfernten Ganges eine Befriedigung dieſes Bedürfniſſes gefunden? Endlich die älteſte Stadt, welche in Indien der Sage nach gegründet wurde, iſt die von den Pând'avas (den Bleichen, Weißen[12]) im Gegenſatze der ſchwarzen Urbevölkerung) im Khândavawald (Khândava-vana, vielleicht gleich dem jetzigen Gondwana, vgl. den zweiten Abſchnitt) gegründete Indrapraſtha an der Jamuna[13]), alſo weit vom Indus entfernt und nah dem allerheiligſten Gebiet. Dieſe Pândavas aber ſind nach einer andern Stelle des Mahabharata[14]) im Himalaya erzogen.

Wenn wir nach allem dieſem uns zu der Meinung hinneigen, daß die Gegend zwiſchen der Jamuna und der Saraſvati, wie die heiligſten, ſo auch die erſten Sitze der arjâs in Indien waren, ſo ſind wir zwar nicht gezwungen, die Anſicht, daß ſie vom Indus aus hätten eindringen können, aufzugeben; doch verliert ſie ſehr an Wahrſcheinlichkeit. Wenn wirklich in den Grenzerweiterungen, welche wir aus Manu's Geſetzbuch angeführt haben, eine Art Geſchichte der Ausdehnung des arjâ-Volkes in Nordindien vorliegt, ſo iſt es dadurch zugleich ziemlich ſicher, daß die älteſten Colonen deſſelben in geringer Zahl eindrangen. Dafür ſpricht aber zugleich auch der Umſtand, daß trotz dreier Jahrtauſende, welche wahrſcheinlich zwiſchen dieſer und unſerer Zeit liegen, noch ſo viele Trümmer der Urbevölkerung erhalten ſind, und Indien in ſeiner blühendſten Zeit, ſelbſt in ſeinen eigentlichſten Sitzen, dieſe nicht einmal ganz unterworfen zu haben ſcheint. Wenn die arjâs aber in geringer Zahl eindrangen, ſo konnten ſie unmöglich die Gegenden vom Indus bis zur Saraſvati hin — bis zu welcher Alexander der Große auf ſeinem Eroberungszuge nicht einmal gelangte — durchwandern, und erſt in den Gegenden, welche wir als ihre erſten feſten Sitze betrachten zu müſſen glaubten, den Gedanken zu einer Niederlaſſung faſſen. Ich vermuthe daher, daß ſie aus ihren ältern Sitzen jenſeit und in den nördlichen Thälern des Himalaya mehr als friedliche

94) Asiatic Researches. XV, 12. 95. 97. Vgl. Ritter, Aſien. II, 1096. 95) Nouv. Annal. des Voyages. 1838. Nov. p. 153. 96) Laſſen, Die altperſiſchen Keilinſchriften von Perſepolis ꝛc. S. 112. 97) Mânavadharmaç. II, 18. 98) Ebendaſ. 17. 99) Vgl. Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I. S. 351.

1) *Lassen*, Pentapot. 82; in Zeitſchrift I, 76. 224. Ritter IV, I, 506. 2) Indic. 4. 3) Vgl. *Lassen*, Pentapot. 82. 83. 4) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dict. unt. *Çûrasêna*. 5) *Arrhian*. Ind. 8. Vgl. noch Ritter IV, 1, 500. 6) Mânavadharmaç. II. 19. 20. 7) Vgl. über vinaçana und prajâga Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 352. *Wilson* u. d. WW. 8) Indic. 4. 9) Mânavadh. II, 21. Vgl. Laſſen a. a. O. 10) a. a. O. 22.

11) *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna. Nott. XCI sq. 12) Ritter II, 1094. 13) Laſſen, Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 351. Pentapotam. 82. 14) Bei *Wilson*, As. Res. XV, 12.

Digitized by Google

Colonen, als wie als kriegeriſche Eroberer in die ſüdliche Ebene hinüberwanderten. Die dahinführenden Päſſe ſind zwar ſchwierig, aber doch keineswegs unüberwindbar, und, obgleich minder für kriegeriſche Operationen, doch für Handel und jede Art von Verkehr zugänglich[15]); auf ſolchen Wegen mochten ſich die erſten arjâs, welche ſich in Indien niedergelaſſen, theilweiſe den verſchiedenen Theilen des ſpäter ſo heiligen Ganges folgend, durch Kamaun oder Gurwhal, oder Surmur, nach den ſüdlich vom Himalaya gelegenen Plainen begeben haben. Hier gründeten ſie Indrapraſtha und verbreiteten ſich von da aus — die Schwachen (Mlek'kh'âs) beſiegend — nach und nach erobernd über alle nicht zu ſchwer zugänglichen Theile Indiens.

4) Geſchichte. Vorbemerkung. Quellen der indiſchen Geſchichte. Geſchichtſchreibung im wahren Sinne des Wortes iſt keineswegs ein ſo natürlicher und nothwendiger Fortſchritt der Cultur, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt. Daß bei jedem culturfähigen Volke, wenn es bis zu einem gewiſſen, wenn auch noch nicht einmal ſehr hohen, Grade des Selbſtbewußtſeins gelangt iſt, das Bedürfniß entſteht, Geſchehenes und Gelebtes aufzuzeichnen, um es den eigenen Nachkommen oder der Nachwelt überhaupt zu überliefern, kann wol Niemand in Abrede ſtellen. Das große perſiſche Reich hatte ſeine Annalen und das noch ziemlich machtloſe Rom ſeine annales maximi ꝛc.; die kleineren griechiſchen Städte hatten gewiß ebenſo gut Verzeichniſſe ihrer Magiſtrate, wie der Tempel von Argos ſeiner Prieſterinnen und Olympia ſeiner Sieger. Wie bedeutende römiſche Familien, ſo hatten auch die anderer Völker ihre Genealogien. Aber ſo ſehr dieſes alles auch Hilfsmittel für Geſchichtſchreibung werden kann, ſo wenig liegt darin nothwendig der Anfang zu einer Geſchichte im wahren Sinne. Ohne, daß Herodot, oder wem es ſonſt die ſich entwickelnde Idee der Geſchichtſchreibung vergönnt hätte, ſie zu verkörpern, die Geſchichtſchreibung, ich möchte ſagen, erfunden hätte, behaupte ich kühn, hätten wir weder die Geſchichte des römiſchen, noch eines andern Volkes, welches nach dieſer Zeit ins Weltleben trat. Die Griechen, das einzige Kunſtvolk, waren allein fähig, hier, wie ſonſt, die Form zu geſtalten, welche als ewiges unvergängliches Muſter daſteht, und, wenn ſie gleich vielleicht übertroffen werden kann, doch noch nicht übertroffen iſt. Nur ein Kunſtwerk — das heißt ein Werk, in welchem die wahre, von aller fremdartiger Beimiſchung befreite, Idee des Gegenſtandes ihren entſprechenden Ausdruck gefunden hat — kann eine Phaſe des menſchlichen Geiſtes zur Anſchauung bringen, und ihr ihre dauernde, ewige Bewegung ſichern. Die Kunſtwerke ſind Muſter, an denen der menſchliche Geiſt ſtets von Neuem hinanklimmen muß; die Idee, welche zu einem Kunſtwerke geſtaltet iſt, kann dem Menſchengeſchlechte — mag ſie zu Zeiten noch ſo ſehr verdunkelt oder in den Hintergrund gedrängt werden — nie wieder verloren gehen; ihr Ausdruck iſt der Körper, in welchem der Menſchengeiſt lebendig durch die Jahrtauſende der Geſchichte ſchreitet.

Man thut Herodot ſehr Unrecht, wenn man ſeine Thätigkeit als eine Fortſetzung von der der Logographen betrachtet; zwiſchen ihm und ſeinen Vorgängern iſt ein überaus weſentlicher Unterſchied. Ein ganz anderer Geiſt lebt in ihm; ein, ich möchte ſagen, nur dialektiſch von dem des Thucydides verſchiedener. Wenn nicht Herodot der äußerliche Vater der Geſchichte geworden wäre, ſondern Thucydides, ſo würde bei deſſen mehr in die Augen fallendem grellem Abſtand von den Logographen wol nicht leicht Jemand auf den Gedanken einer ſolchen Entwickelungsfolge gerathen ſein, und doch iſt es bekannt, daß Herodot keineswegs, ſelbſt rein äußerlich, eine Brücke zwiſchen den Logographen und Thucydides bildet, ſondern faſt nur ein baarer Zufall nicht den Thucydides, ſondern Herodot ſich in der Zeitfolge zunächſt an dieſe ſchließen ließ. Um dieſe Zeit war der wahre Geiſt der Geſchichte über die Griechen gekommen, ſtreng verſchieden von dem, der in den Logographen waltete; folgte dieſen gleich eine wahre Geſchichte, ſo war dieſe Folge doch keineswegs nothwendig in ihnen gegeben. So weit als die Logographen gekommen ſind, drangen viele andere Völker ſelbſtändig in der Erkenntniß des Geſchehenen vor; zur wahren Geſchichte erhob ſich keins, ohne das Muſter der Griechen.

Was iſt es, das die Menſchen zum Abfaſſen und zum Erkennen von Geſchehenem treibt? Iſt es nur die eitle Neugier zu wiſſen, was vorher, vor der eigenen Exiſtenz ſich begab? Sind es blos Thatſachen an und für ſich, die der Eine überliefern, der Andere erfahren will? Welches Intereſſe haben aber Thatſachen an und für ſich? Was kann entfernt ſtehenden Nachkommen daran liegen, wer 600 v. Chr. Prieſterin von Argos war? Wer 330 v. Chr. Conſul von Rom? Es ſind nicht die Thatſachen, ſondern in der Überlieferung der Geſchichte iſt es die Idee, welche das Intereſſe der Menſchen für ſie in Anſpruch nimmt. Nur als ein Hilfsmittel, um die Träger der Idee zu kennen, kann eine Aufzählung von Fürſten, Prieſtern, Geſchlechtern ꝛc., von Bedeutung ſein. Wer würde ſie leſen, wer ſich darum bekümmern, wenn nicht ein höheres Intereſſe, als das an ihrer Perſönlichkeit allein, eine höhere Idee ſie überwogte? Darum muß jede Aufzeichnung von Geſchehenem, welche ſich auf dieſem niedern Standpunkte erhält, aus Mangel an Intereſſe wirkungslos nach längerem oder kürzerem Zwiſchenraum verſchwinden. In dieſe Kategorie fallen nun alle jene Hilfsmittel für zukünftige Geſchichtſchreibung, Fürſten-, Beamten-, Prieſterverzeichniſſe ꝛc.; ſie werden ſich nirgends erhalten können, wenn ſich nicht über ihnen eine von höherem Intereſſe erfüllte Geſchichte erhebt, ſie unter ihre ſchützenden Flügel nimmt und ſo auf die Nachwelt bringt, entweder in der Geſchichte ſelbſt aufgegangen, oder, nachdem die Geſchichte über ihre Hilfsmit-

15) Vgl. Ritter II, 781 fg. 965 fg. Encyklopäd. 8. Bd. S. 201 dieſer Sect. Die Straße von Ladakh (nach Moorcroft) in Gött. gel. Anz. 1834. 208. St. S. 2066. Vgl. auch Pet. v. Bohlen, Altes Indien. I, 47 und über den Niti-Paß an der nördlichen Grenze von Kamaon Journal of the Asiatic Soc. of Bengal. April. 1838. p. 310—317.

Digitized by Google

tel und Grundlagen zum Bewußtſein gekommen iſt, als integrirender, aber in einem gewiſſen Sinn ſelbſtändiger, Theil erhalten. Aber es gibt ſchwerlich ein ſo ideen- und gottverlaſſenes Volk, welches nicht, ſobald es bis zu einem höheren Grad der Cultur übergegangen iſt, ahnete, daß in dem Geſchehenen die äußerlich hervorgetretene Thatſache nur die abgefallene Frucht irgend eines Baumes, das Erzeugniß irgend eines Keimes ſei. Aber ſobald dieſe Idee lebendig geworden, ſo führt ſie die Geſchichtſchreibung einer Klippe entgegen, an welcher ſie faſt ſcheitert, während ſie bei ihrer frühern Intereſſeloſigkeit gewiſſermaßen den Hafen noch gar nicht verließ. Wie grade reichbegabte Knaben und Jünglinge früh nach der Erkenntniß von Urſachen ſtreben, und Hypotheſen dahin ſtellen, wo der gereifte Mann, zum Selbſtbewußtſein über ſeine Kräfte gelangt, vor Allem eine Erkenntniß des Wirklichen — des thatſächlich in einander Greifenden — ſich anzueignen ſucht, ſo wirft ſich ein Volk, wenn es aus ſich ſelbſt zur Geſchichtſchreibung gelangt, mit der ganzen Kraft ſeines geiſtigen Lebens auf die Erkenntniß des Keimes. Aber wenn nun jene, nur auf die Thatſachen gerichtete, Thätigkeit ſich gleichſam damit begnügend, nur die abgefallenen Früchte zu ſammeln und zu trocknen, vor ſcrupulöſer Aufzählung derſelben, weder den Baum ſah, worauf, noch den Keim, woraus ſie erwuchſen, ſo erkennt dieſe, einzig und allein mit dem Keim beſchäftigt, nicht leicht eine Frucht in ihrer wahren Geſtalt. Wenn jene, trotz ihrer Wahrhaftigkeit, weil ſie nicht Inhalt genug beſitzt, um Theilnahme zu erwecken, leicht für die Welt verloren geht, ſo mag dieſe, ſo lange die Idee, in welcher ſie die Geſchichte auffaßt, herrſcht, wol nicht an Theilnahme Mangel haben, auch, je nach dem Keime, welchen ſie erkannt zu haben glaubte, ſelbſt ſpäterhin mehr oder minder Achtung gebietend daſtehen, aber, weil ſie nur von dieſem aus erkannt hat, wird ſie viele Früchte verkannt, die Thatſachen leicht verſchoben, verſtellt, verleugnet haben. Mag ſie ihn nun z. B. in einer theoſophiſchen, oder abſtract philoſophiſchen Anſchauung des Weltlebens gefunden zu haben glauben — und beide Anſchauungen ſind grade den Begabteren natürlich — das Erkenntniß des eigentlichen Lebendigwerdens der Geſchichte wird ihr verſchoben. Von jenem Standpunkte aus verwandelt ſich dem Auffaſſenden alle Geſchichte in Mythologie, von dieſem in abſtracte Philoſophie.

Aus beiden Extremen der zu eng gefaßten Anſchauung der Geſchichte — der Verkrüppelung in todten Thatſachen — und der zu weit gefaßten — des Verſchwindens und Aufgehens in wo andersher aufgepreßten Formen — rettet allein die wahrhaft menſchliche Anſchauung der Geſchichte, welche, hervorbrechend aus einem realen Selbſtbewußtſein, aus der Werthſchätzung des Menſchen und ſeines Thuns an und für ſich, ſich freimachend von allen den Geiſt einknechtenden Banden — mag ſie nun eine Religion oder Philoſophie um ſie ſchlingen wollen — die Ergebniſſe als aus dem Baume wahrhaft menſchlichen Lebens hervorſprießend erkennt und dieſen Baum in ſeiner ganzen Klarheit uns vor Augen ſtellt. Zu dieſer Geſchichtsanſchauung zu gelangen, vermochten von allen Völkern zuerſt, ja faſt noch allein nur die Griechen, welche frei von aller irdiſchen Knechtſchaft, frei von gar vielen Feſſeln des Vorurtheils, welche den Geiſt knechten, mit klaren Augen in das Leben ſchauten. Wie großartig in dieſer Beziehung ſchon Herodot daſteht, ließe ſich aus unzähligen Stellen ſeines Werkes zeigen; ich mache nur auf eine aufmerkſam (III. 38).

Die indiſche Geſchichtsanſchauung blieb, wie die der Logographen, auf der theoſophiſchen Stufe. Das ganze menſchliche Leben war ihr nur ein kleiner Theil des gewaltigen, die ganze Welt durchſtrömenden göttlichen. Da lag es eingehüllt in eine kleine Falte, Ecke des göttlichen Mantels. Welchen Werth konnte es da nun für den haben, der des Göttlichen inne geworden war, oder inne geworden zu ſein glaubte? Aber das göttliche Leben iſt nichts Äußerliches; des Menſchen Gedanken und Gefühle haben es geſchaffen; er glaubt ſich von den Göttern geſchaffen und er ſchafft ſie; beſiegt glaubt er ſich von den Göttern, und er hat ſie beſiegt; ſein Kleinmuth iſt Großmuth. Dennoch aber hat dies den Einfluß, daß er die Götter von ſich entfernt hat, daß ihr Leben ſo erhaben geſtellt iſt, daß er es kaum mehr zu erreichen vermag. Bei dieſer Anſchauung wächſt die Geſchichte in eine ſolche Weite, daß das Menſchliche, in dieſen Rahmen gefügt, verſchwindet. Theoſophien, Phantaſien, Allegorien, Mythen ꝛc., müſſen nur dienen, ihn auszufüllen; alles verſchiebt ſich und die Geſchichte iſt verloren. Daß eine Menge Beſtandtheile derſelben in dieſe Anſchauung und die darauf beruhenden Darſtellungen ein- und aufgegangen ſind, wer wird es leugnen? Aber wer will es wagen, die Götter ihrer Größe zu entkleiden? wer den verkörperten Geiſt und den vergeiſtigten Körper zu trennen? Dieſe Anſchauung der Geſchichte vom theoſophiſchen Standpunkte aus mußte aber auch auf die eigentlichen Quellen der Geſchichte, nicht blos in ihrer Zuſammenfaſſung, ſondern auch in ihrer Vereinzelung, auf die Königsverzeichniſſe, auf die einzelne That ꝛc. von Einfluß ſein. Jedes dieſer Dinge mußte ſchon im Moment ſeiner Erſcheinung eine Stelle in jenem Götterkreiſe erhalten; und dieſes konnte nicht geſchehen, ohne daß die wahrhaftige Stellung deſſelben verſchoben ward.

Wir haben bis jetzt nur die unwillkürliche Herrſchaft eines Gedankens über den Geſchichtsfonds hervorgehoben; wir müſſen ſie bedauern, weil ſie uns den allergrößten Theil der Geſchichte geraubt hat, können ſie aber nicht anklagen, denn ſie drang aus dem tiefſten und gewaltigſten Lebensquell hervor. Unſer Blick muß ſich aber auch noch einer andern Seite zuwenden. Wenn jene unwillkürliche Verſchiebung der Geſchichte für die ganze vom Brahmathum ausgegangene Darſtellung gilt, ſo gilt nicht minder von ihr die Anklage der „dreiſten Willkür," um Niebuhr's bezeichnendes Wort zu gebrauchen [16]). Der Geiſt des Brahmathums ſank früh zu einem egoiſtiſchen, blos auf ſeinen irdiſchen Vortheil bedachten, gleißneriſchen, lügenhaften herab. Wir thun ihm ſicher nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß er eine Menge, ſpäter für geſchicht-

16) Römiſche Geſchichte. 3. Aufl. (Berlin 1828.) I, 273.

lich gehaltener, Sagen, gradezu, wo es ihm nützte, erfunden, und aus demſelben Grunde wahrhaft Geſchichtliches entſtellt und verdreht hat.

Mit größerer Achtung ſprechen wir von den geſchichtlichen Darſtellungen, welche vom Buddhismus ausgegangen ſind. Doch vorweg geſtehe ich, daß ſie bis heute, wo das Weſen des Buddhismus, durch die ſich erſt jetzt nach und nach eröffnenden Quellen für die Erkenntniß deſſelben, kaum im Begriffe iſt, ſich vor unſern Augen zu entfalten, mehr auf einem allgemeinen Eindruck beruht, als einer in minutiöſe Details eingehenden Nachweiſung zur Berechtigung fähig iſt. Der Buddhismus hatte einen perſönlichen Gott und ſeine Einwirkung auf die Welt und das Menſchenleben aufgegeben; der Menſch war auf ſich ſelbſt und das in ihm waltende Geſetz hingewieſen; ſo war die Welt, ſich ſelbſt überlaſſen, im Gefühle ihrer Unabhängigkeit — faßte man dieſe gleich als tiefſte, höchſtes Mitleid erregende, Schwäche auf — einer vom rein-menſchlichen Standpunkte aus darzuſtellenden Geſchichte fähig. Allein der Buddhismus iſt — darin ähnlich dem Proteſtantismus — nie zu einer völligen Durch- und Ausbildung ſeiner ſelbſt gelangt. Er war von Anfang an mit zu vielen Elementen des Brahmathums verſetzt, als daß er ſich jemals ganz davon hätte befreien können; in den ſpätern Zeiten, entfernt von der Nachbarſchaft und dem Einfluſſe des Brahmathums, wurden dieſe zwar nach und nach mehr abgeſtreift, allein in Indien ſelbſt — auf welches es uns doch in dieſem Abſchnitte am meiſten ankommt — konnte dieſes bei den hiſtoriſchen und nothwendigen gegenſeitigen Bezügen beider Religionsſyſteme beiweitem weniger der Fall ſein. Hier mußte die Brahmaniſche Mythologie, welche größtentheils in den Buddhismus aufgenommen war, ihre theoſophiſche Chronologie, von der ſich die Buddhiſten für die über ihre Geſchichte hinausliegenden Perioden — ebenſo wenig wie das Chriſtenthum von der bibliſchen — losſagen konnten, dem Erwachen eines eigentlich hiſtoriſchen Sinnes ſtets hindernd in den Weg treten. So bewirkte jenes befreiende Element eine treue Erhaltung von den erlebten Thatſachen, dieſes knechtende hinderte die Entfaltung einer eigentlichen Geſchichte. Darum können wir zwar nicht genug bedauern, daß, bei der Verfolgung und faſt vollſtändigen Vernichtung des Buddhismus in Indien durch das blutdürſtige, fanatiſche Brahmathum, ihre Annalen und Chroniken wahrſcheinlich, zum größten Theile unwiederbringlich, verloren gegangen ſind, dürfen jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß wir auch in ihnen, aber neben ſehr ſicheren Daten [17]), mancherlei Einmiſchungen finden würden, welche auf völlig unhiſtoriſchen Grundlagen ruhen, und unwillkürlich zur Verrückung des Hiſtoriſch-Richtigen wirken. Wenn ſich die Darſtellungen des Brahmathums durchweg als aus Poeſie hervorgegangen, aus dieſer zu theoſophiſcher Anſchauung erhoben erweiſen, während ſpäter Poeſie und Theoſophie mit andern minder lobenswerthen Elementen verſetzt wurden, und alle geſchichtlichen Überlieferungen, auf dieſen Elementen getragen, die Fluthen der Zeit hinabſchwammen, ſo ging der Buddhismus aus einer rationellen Reformation jener erſten beiden Elemente hervor, welche tief eindringend Leben- und Anſchauung deſſelben umgeſtaltete, ſich aber doch nicht ganz frei von traditionellen Einflüſſen erhalten konnte.

Wir haben bis jetzt uns nur auf die Geſchichtsdarſtellung beſchränkt; dieſe bildet aber nur einen kleinen Theil des ſich äußerlich darſtellenden geiſtigen Lebens, welches wir gewöhnlich **Literatur** nennen. Nothwendig müſſen wir daher, um unſer Urtheil über indiſche Geſchichtsdarſtellung ſicherer formuliren zu können, auch auf dieſe im Allgemeinen unſer Augenmerk richten. Was die äußern Fördernisse derſelben betrifft, **Schrift** und **Schreibmaterial**, ſo mag ſchon in alten Zeiten vieles von den mancherlei Stoffen, welche Indien für letzteres darbietet, benutzt ſein, insbeſondere **Baumrinden**, wie ſchon Curtius, aus älteren Quellen ſchöpfend, angibt [18]); Baumwollenpapier erwähnte ſchon Nearchos [19]); ſo mag auch der Gebrauch der Palmblätter hoch hinaufreichen [20]). Daraus folgt denn ſchon von ſelbſt, daß Megaſthenes' und einiger Anderer Angabe [21]), daß die Inder (zu Tſchandragupta's Zeit von 312 v. Chr. bis 278 v. Chr.) [22]) keine Schrift gehabt hätten, im Weſentlichen falſch iſt. Weiterhin werden wir den Widerſpruch dadurch zu beſeitigen ſuchen [23]), daß wir annehmen, daß zu Megaſthenes' Zeit der Gebrauch der Schrift ſo beſchränkt war, daß er einem Fremdlinge leicht ganz entgehen konnte. Einige Worte über Literatur überhaupt, und die Frage, wie alt indiſche Literatur ſei, werden vielleicht bewirken, daß man dieſe Erklärung minder unnatürlich findet. Es kann ein Volk in der That ein cultivirtes und gebildetes ſein, und braucht darum doch keine eigentliche Literatur zu haben. Die Lithauer haben eine reiche ſchöne Sprache, und manches iſt darin geſchrieben und gedruckt; es wird dies Niemand aber eine Literatur nennen. Der ſlawiſche Sprachſtamm iſt in ſeiner Beſonderung ſo alt, und wol noch etwas älter als das Zend-Volk, nicht viel jünger als der griechiſche; aber wie wenig ſeiner Völker haben etwas, das einer Literatur ähnlich ſieht? Mitten unter den cultivirteſten Völkern unſerer Zeit, an allen Elementen der Cultur den regſten Antheil nehmend und von ihnen durchdrungen, leben die Belgier; wer wird aber, was bei ihnen gedruckt wird — jedoch aus andern Gründen, als bei jenen Völkern — eine belgiſche Literatur nennen? Um das Weſen einer Literatur recht zu erkennen und zu würdigen, muß man ſich die Buchdruckerkunſt, durch deren Vorſtellung der Blick für ältere Völkerzuſtände vielfach getrübt wird, ganz wegdenken. Die von Buchhändlern gemachte, von Jahr zu Jahr in unſerer Zeit immer mehr überwuchernde, Literatur wäre ohne eine Menge äußerer, jedem bekannter, Hilfsmittel gar nicht denkbar. Dieſe

17) Vgl. **meine** Recenſion in Gött. gel. Anz. 1839. 98—100. St. S. 969—994 und insbeſondere S. 991.

18) *Curtii* Historia Alex. M. VIII, 9. 19) Bei *Strab.* XV, 1. §. 67. p. 717. 20) *Paullino*, Samscredamicae linguae Institutio. p. 327. **Heeren**, Ideen I. III, 91. 21) *Strab.* l. c. und §. 53. p. 709. 22) Gött. gel. Anzeigen. 1839. 98—100. St. 23) Vgl. Abſchn. **Literatur: Schrift.**

Digitized by Google

ziehe man ab, und wie viel von dem, was jetzt wie eine halbjährige Sündfluth hereinbrauſt, würde ſich durch eigene Kraft zu halten vermögen? Das aber wird Niemand in Abrede ſtellen, daß eine Begründung einer Literatur nur durch den eigenen, innern Werth der literariſchen Erſcheinungen und waches Intereſſe daran bedingt iſt. Anders iſt es in der That mit einer ſchon begründeten Literatur, und daraus erklärt ſich, daß die griechiſch-römiſche, trotz dem Mangel des größten Theils der äußern Mittel, welche unſere Literatur heranſchwellen machen, zu einer ſchwerlich um Vieles geringern Ausdehnung heranwuchs, obgleich auch da keineswegs ſtets ſolche Werke erſtanden, welche durch eigenen innern Werth ſich ihre Stellung ſicherten. Sobald einmal geiſtige Erzeugniſſe exiſtiren, welche durch Form und Inhalt allgemein-menſchliches Intereſſe in Anſpruch nehmen, und für eine literariſche — active oder paſſive — Thätigkeit geſtimmt haben, ſo können auch minder bedeutende Umſtände dahin wirken, daß dieſes Intereſſe ſich immer höher ſteigert. Denn jedes menſchliche Intereſſe iſt ein reicher Quell; iſt ihm der Weg in die ſichtbare Welt einmal gebahnt, ſo ſtürzt es dahin, immer voller und reicher ſtrömend. Die griechiſche Literatur war erwacht mit Kunſtwerken, welche das allgemein menſchliche Intereſſe weckten, befriedigten, aber auch zugleich ſtets von Neuem anregten. Sobald auf dieſe Weiſe die Empfänglichkeit für literariſche Genüſſe hervorgerufen war, folgte auch das Verlangen darnach, und eine umfaſſende, das geiſtige Leben erſchöpfende — ſelbſt oftmals ſich nicht auf eigenen Werth, ſondern nur auf dieſes Verlangen baſirende — Literatur war möglich und wurde nothwendig. — Allein wie war es in Indien?

Das indiſche Volk — oder vielmehr diejenigen, welche auf der Höhe ſeiner geiſtigen Cultur ſtanden — iſt ſeinem innerſten Kerne nach ein religiös-philoſophiſches. Das läßt ſich aus allen ſeinen geiſtigen Productionen nachweiſen und ſelbſt jetzt noch erkennen. Aber dieſe beiden Elemente ſind auch nie ſtreng geſchieden; trotz einzelner Verſuche Einzelner erhob ſich das Volk nie zu philoſophiſcher Freiheit. Wie könnte man aber ſchon an und für ſich eine ſo allgemeine Theilnahme an auf dieſe Elemente gegründete Speculationen erwarten, daß daraus eine Literatur hätte hervorgehen können? Hierzu kam aber noch, daß dieſe Theilnahme, weit entfernt gefördert zu werden, vielmehr durch den Abſonderungsgeiſt und die Geſetze der **Kaſten** in ſehr enge Grenzen vornweg gebannt war. Der tiefſte Quell und Ausdruck dieſes theoſophiſchen Wiſſens — die Veden — waren nur für die Brahmanen freigegeben. Die vierte Kaſte durfte ſie nicht einmal hören, ohne ſie zu entweihen. So wird es nicht mehr zu kühn erſcheinen, wenn wir annehmen, daß die Brahmanen, wie ſie den Quell des geiſtigen Lebens der Inder ſtreng in ihrer Obhut zu erhalten ſuchten, ſo auch ſeine Ausſtrömungen, und ſo weit es ging, deren Förderniſſe, in die Grenzen ihrer Corporation zu bannen ſuchten. So erklärt es ſich uns, wenn Megaſthenes nicht weiß, daß die Inder Schrift beſaßen, während ſchon ein Vorgänger von ihm es erfahren hatte und die kaum 90 Jahre nach Megaſthenes errichteten Inſchriften des Aſoka [24] zur Genüge die Nachweiſung möglich machen, daß die Kunde der Schrift in Indien ſchon ſehr alt war; ſo erklärt es ſich, warum wir keine Inſchriften aus den Zeiten beſitzen, welche der Herrſchaft des Buddhismus vorhergingen, keine Münzen mit Schrift in Indien geſchlagen wurden, ehe die Inder die griechiſch-indiſchen Münzen nachzuahmen begannen; warum endlich, worin Megaſthenes ſchwerlich irrt, denn ſo etwas möchte wol Niemand, ohne vorhergegangene genaue Erkundigung, niederſchreiben, zu Megaſthenes' Zeit, im eigentlichen Indien, im Lande der Praſier (prâk'jâs), nicht einmal geſchriebene Geſetze exiſtirten [25]). Wie die ägyptiſche Prieſterkaſte ihre Geheimſchrift beſaß, ſo mochte auch die Kaſte der Brahmanen die Kenntniß der Schrift lange innerhalb der Grenzen der Brahmanenſchulen erhalten haben. Denn daß ſie ihr Wiſſen dem Volke unzugänglich zu machen ſuchten, zeigt auch der Umſtand, daß ſie ſtets als ihre Sprache das Sanſkrit benutzten, welches ſchon zu Alexander's des Großen Zeit, wie ſchon in einer vor mehren Jahren von mir und Stern herausgegebenen Schrift [26]) bemerkt ward, und jetzt durch die Entzifferung der Inſchriften des Aſoka ſo gut wie erwieſen iſt, ausgeſtorben war. Allein wie in Megaſthenes' Zeit alles „nach dem Gedächtniſſe (Tradition) verwaltet ward," ſo war auch ſicher ſelbſt in dieſen Brahmanenſchulen der Gebrauch der Schrift ſehr beſchränkt. Die Ausdrücke çruta, das Gehörte, çruti, der Inbegriff des Gehörten — welche beide die religiöſe Literatur umfaſſen — ſowie smriti, die Erinnerung, wodurch die legislative bezeichnet ward [28]), zeigen ſchon im Allgemeinen, daß die wiſſenſchaftliche Mittheilung eine rein mündliche war. Dafür haben wir aber auch ein ganz entſcheidendes Zeugniß. Trotz dem, daß der Buddhismus das Licht der Öffentlichkeit ſuchte, während das Brahmathum es ſcheute, überliefern uns dennoch die ceyloniſchen Annalen, der Mahâvanſo und Dipavanſo, daß die beiden Hauptwerke deſſelben lange Zeit nur durch mündliche Tradition fortgepflanzt und, in Ceylon wenigſtens, erſt unter dem Könige Wattagâmini niedergeſchrieben ſeien [29]), alſo zwiſchen **104** und **76** v. Chr. [30]). Sowie mit der religiöſen und legislativen Wiſſenſchaft, war es ohne Zweifel auch mit den philoſophiſchen Beſtrebungen. Äußere und innere Gründe machen es gewiß,

---

24) In Journal of the Asiatic Society of Bengal. 1837. July und von da an mehrfach. 1838. March. April. 25) *Strab.* XV, 1. §. 53. p. 709. 26) Über die Monatsnamen einiger alten Völker. S. 195. 27) *Strab.* l. c. 28) Vgl. Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 70; daraus erklären ſich Megaſthenes' Worte *ἀπὸ μνήμης* (smriti) *ἕκαστα διοικεῖσθαι.* 29) The *Mahâwanso* in Roman characters, with the translations subjoined and an Introductory Essay on Pali Buddhistical litterature. In two Volumes. Vol. I. Containing the first thirty eight chapters. By the Hon. *George Turnour*, Esq. (Candy 1837.) I. ch. 33. p. 207. Vgl. *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1833. Nov. p. 933. ſowie über die Folge von Gautama's Schülern und die Art der Mittheilung, ebendaſ. Sept. p. 791. 30) The Mahâvanso by *Turnour*. Appendix. p. LXI.

daß zu Alexander's des Großen Zeit ein bedeutender philoſophiſcher Ideenreichthum beſtand, ja daß ſchon der Buddhismus auf einem ſolchen, ihm ſchon vorhergegangenen, ſein Gebäude aufführte. Aber auch dieſe erhielten nur mündlich ihre Form, gingen in der Philoſophenſucceſſion von Mund zu Mund, und erhielten dadurch jene wunderbar kurze und prägnante Darſtellung, welche nur das Ergebniß einer ſich oft wiederholenden, mit Freiheit ausgeführten, Darlegung eines beſtimmten Ideenkreiſes iſt. Dieſe Darlegungen ſtreiſten immer mehr alles ab, was zum Verſtändniſſe des Ideenkreiſes nicht abſolut nothwendig war, und drängten ſich zuletzt in die wenigen Sutren (eigentlich Faden), dunkle Sprüche, zuſammen, in denen uns die Syſteme der indiſchen Philoſophie aufbewahrt ſind. Nur bei großen Opfern, welche auch durch öffentliche Disputationen verherrlicht wurden [31]), traten die philoſophiſch-theologiſchen Streitigkeiten einigermaßen in die Öffentlichkeit. Der Antheil, welchen die Uneingeweihten alsdann daran nehmen konnten, war aber, wie natürlich, mehr auf die Form als den Inhalt gerichtet. Ähnlich war es mit dem poetiſchen Leben. Auch dieſes fand ſeine Äußerung in den Brahmanenſchulen. Die Pauranikâs, Rhapſoden, überlieferten die Sagen, wie ſie aus dem Krieger- und Brahmanenleben aufgefaßt waren; denn nur dieſe beiden Kaſten treten in den epiſchen Poeſien handelnd auf. Mündlicher Unterricht lehrte in den Rhapſodenſchulen Stoff und Form [32]); jeder Rhapſode trug alsdann vor, vieles natürlich nach ſeiner Individualität ändernd. Der Ort des Vortrags waren theils die Wälder der als Eremiten lebenden Brahmanen, theils die Höfe der Könige, Städte, und insbeſondere große Opferfeſte [33]). So lebten ſie lange einzig im Munde der Sänger.

Da die Schrift einmal bekannt war, ſo ſchloß die, im Allgemeinen vorwiegende, mündliche Überlieferung den Gebrauch derſelben keineswegs ganz aus. Gewiß diente ſie vielfach zur Aufzeichnung deſſen, was wir als die eigentlichen Hilfsmittel zur Geſchichtſchreibung erkennen müſſen. Wenn dem Megaſthenes ſchon eine Regentenzählung bekannt ward, welche von Dionyſos bis Tſchandraguptas 153 Könige und 6042 Jahre zählte [34]), oder nach Plinius' [35]) Angabe 6451 Jahre, drei Monate und 154 Könige, ſo beruhten dieſe Data ohne Zweifel auf ſchriftlichen Überlieferungen, welche durch jene, jede wahrhaft geſchichtliche Anſchauung corrumpirende Elemente des Brahmathums zwar noch nicht in das Ungeheuerliche übertrieben waren, welches uns aus den chronologiſchen Syſtemen der Puranen entgegenblickt, aber doch ſchon abſolut verderbt waren.

Es traten aber Umſtände nach Megaſthenes' Zeit ein, welche in dem ganzen geiſtigen Leben der Inder eine Revolution herbeiführten, deren Folgen zwar weder jetzt, noch vielleicht je in ihrem ganzen Umfange werden erkannt werden können, ſich aber auch ſo, in ihrer fragmentariſchen Erkenntniß, als überaus bedeutſam erweiſen. Der Buddhismus trat auf, die ewige Gleichheit der Menſchen predigend, Freiheit verkündigend vom furchtbaren Zwange der Kaſten. Das ganze Volk rief er auf, Antheil zu nehmen an den Intereſſen der geſammten Menſchheit. Ohne Unterſchied der Kaſten errangen die geiſtig Würdigen die Weihen des Buddhathums; ſelbſt Frauen waren von ihnen nicht ausgeſchloſſen, und der Dipavanſo erwähnt aus dem einen Haupttheile der heiligen Schriften des Buddhismus eine große Anzahl namentlich, welche die höchſte und die niedere Weihe gewonnen hatten [36]). Keine geringe Förderung des neuen Syſtems trat dadurch ein, daß entſchieden ſeit Tſchandraguptas, vielleicht ſchon früher, Könige ſich die Herrſchaft über ganz Indien erworben hatten, welche nicht aus der Kſchatrija (der Krieger)-Kaſte ſtammten, denen alſo in den Augen der Altgläubigen, und insbeſondere der Brahmanen, der lebendigen Bewahrer des alten Geſetzes, die Weihe der Legitimität abging. Unter ſolchem connivirenden Schutze mochte ſich der Buddhismus recrutiren, bis er endlich ſo weit erſtarkte, daß ihn Aſoka im J. 259 v. Chr. [37]) als ſeinen Glauben annahm und ſomit zur Staatsreligion erhob, ohne jedoch dem Brahmathume — ganz dem Geiſte der Toleranz gemäß, welcher im Buddhismus vorwaltet — zu nahe zu treten, oder daſſelbe zu beſchränken. Allein das Brahmathum war in ſeinem Grundprincip angegriffen; es war im Begriff, die Schlüſſel zu den Schätzen des Himmels und, was ihm wol noch mehr am Herzen lag, zu denen der Erde einzubüßen. Aber der geiſtige Kampf war dadurch, daß ſich der Buddhismus an das Volk gewandt hatte, ſtatt des ausgeſtorbenen Sanſkrits ſich in Indien und allenthalben, wohin er durch wohlgeleitete Miſſionen ſeine Lehre verbreitete, der Volksſprachen bediente, aus den Hainen und den Schulen mitten in das Volksleben hinübergeſpielt. Was zu retten war, konnte unter dieſen Umſtänden nur mit denſelben Waffen gerettet werden, durch welche es verloren war, oder in Begriff ſtand verloren zu gehen. Auch das Brahmathum mußte das Arſenal ſeiner geiſtigen Waffen eröffnen. Nach der mehrfach in indiſchen Schriften erwähnten Sitte öffentlicher Disputationen zu ſchließen, mochte der Zwieſpalt beider Religionsſyſteme am meiſten in dieſer Form hervortreten; wichtiger aber iſt, daß er den Anfang zu einer indiſchen Literatur bildete. Das allgemeine Intereſſe an den hier zur Sprache kommenden Fragen war dadurch, daß die ganze indiſche Bevölkerung zu ihrer Beurtheilung und Entſcheidung von der einen Seite als berechtigt aufgerufen, von der andern Seite, wenigſtens fürs erſte, bis auf beſſere Zeiten — wenn ſie noch etwas retten wollte — anerkannt werden mußte, ſo geſteigert, daß eine Literatur, welche direct oder indirect mit den Fragen des Tages in Berührung ſtand, entgegenkommende, ſie ſtützende, Momente genug vorfand. Dazu mochte nun noch die um 305 v. Chr. inniger gewordene Bekanntſchaft mit den

31) Râmâj. I, 2, 53; vgl. Schlegel. 32) Râmâj. I, 4. 33) Râmâj. I, 4, 13 fg. 24. 25. 34) *Arrh.* Indic. 9. 35) *Plin.* N. H. IV, 21 (17).

36) Dipawanso aus der Atthakathâ by *Turnour* in Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. Nov. 1838. p. 933. 37) Vgl. Geſchichte.

Digitized by Google

Griechen kommen, welche, da ſie etwa um 170 v. Chr. in Indien ſelbſt anfingen, Reiche zu gründen, ſelbſt durch ihre Literatur auf Indiens Cultur in einem nicht geringen Grade einzuwirken begannen. Bei dieſem mündlichen, wie ſchriftlichen, directen und indirecten Kampfe mochten die Brahmanen, durch ſtrenge Regel zuſammengehalten, allesammt durch eine Bildung gegangen, welcher die Griechen ſelbſt einen hohen Rang zuſprachen, geübt in allen dialektiſchen Künſten, ſeit unvordenklicher Zeit im Beſitze eines überlieferten geiſtigen Reichthums, welcher durch ſein Alter, wie durch ſeine umfaſſende Großartigkeit, den Laien Achtung gebot, und durch viele andere Umſtände, deren Aufzählung hier zu weit führte, den Buddhiſtiſchen Prieſtern, wenngleich auch unter ihnen viele, wol gar die Mehrzahl die Brahmaniſche Cultur genoſſen hatte, ſelbſt Brahmanen geweſen waren, dennoch, weil ſie ſich aus allen Kaſten ergänzten, wo oft Eifer ebenſo hoch angeſchlagen ſein mochte, als zureichende Bildung, vielfach überlegen geweſen ſein. So erklärt ſich das religiöſe Schwanken in dieſer Zeit; Aſoka's Nachfolger trat ſchon wieder zum Brahmathum zurück, deſſen Sohn ward wieder Buddhiſt, und ſo mag in den übrigen Staaten Indiens ebenfalls die Wage hin- und hergeſchwankt haben, bis ſich das Brahmathum etwa nach einem 800jährigen Kampf[38]) endlich wieder erkräftigt genug fühlte, um die lang verhaltene Rache in einem allgemeinen Blutbade zu kühlen, wo es denn heißt:

Bis zur Brücke[39]) zum Schneeberge[40]), der Buddhiſten ſo Greis wie Kind,
Gemordet ſei, wer nicht mordet! ſo herrſcht der Fürſt den Knechten zu[41]).

In dieſer langen Periode durchglühte ein gewaltiges geiſtiges Leben ganz Indien. Die ganze eine Seite deſſelben, für uns vielleicht in hiſtoriſcher Hinſicht die allerbedeutendſte, die Literatur der Buddhiſten, hat, nach einſtimmigen Zeugniſſen beider Syſteme, das Brahmathum in ſeiner Siegeswuth vernichtet[42]); in Indien werden ſich daher wol faſt gar keine Spuren derſelben finden, und ſelbſt in Ceylon, wohin der Brahmaniſche König Rag'aſingha dieſelbe leib- und geiſtmörderiſche Wuth trug[43]) (jedoch erſt zwiſchen 1581—1592 n. Chr.), haben ſich weniger Überbleibſel erhalten, als man nach dem höchſt wahrſcheinlich ſehr großen Umfange der Buddhiſtiſchen Literatur erwarten ſollte. Manches iſt bei entfernteren Völkern, welche den Buddhismus annahmen, bewahrt; doch iſt davon erſt Weniges publicirt. Dagegen iſt die Brahmaniſche Literatur zu einem großen Theil erhalten. Ihr Anfang fällt etwa um 250 v. Chr., in welche Zeit wir die geiſtige Regeneration des Brahmathums, deſſen neue Verknüpfung mit dem Volksleben ſetzen. Dieſe ganze Anſicht erhält eine feſte Grundlage dadurch, daß wir weiterhin nachweiſen werden, daß die Abfaſſung der beiden Werke, welche an der Spitze der Brahmaniſchen Literatur ſtehen, des Geſetzbuches des Manu, ſowie des Ramajana, nicht über das 3. Jahrh. v. Chr. hinaufreicht; jenes iſt ferner ſchon vor 100 v. Chr. ganz vollendet, dieſes in ſeiner Grundlage; über die Zeit der ſchriftlichen Abfaſſung der Veden wagen wir, da ſie uns noch gar nicht zu Gebote ſtehen, noch kein Urtheil. Die übrigen literariſchen Erſcheinungen Indiens fallen ihrem Keim nach alle, ihrer Ausführung nach, zum Theil in dieſe Zeit; ihre Abſchließung aber reicht bei dem größten Theil noch in eine weit ſpätere Periode; denn noch einmal wurde die ganze geiſtige Kraft des Brahmathums zum Widerſtande aufgerufen. Sie hatten kaum den Sieg über den Buddhismus vollendet, den alten Zuſtand, ſo weit es ging, zurückgeführt, das intellectuelle Leben des Inderthums wieder in ihre Corporation gebannt, das Volk in geiſtige Unfreiheit und Abhängigkeit von ſich zurückgeſtoßen, als ein neuer Stoß von Außen hereinbrach. Der Islam trat auf, nicht blos als eine äußerlich das Land erobernde Macht, ſondern er wollte nur den Leib beſiegen, um den Geiſt zu beherrſchen. Die unzähligen Nachtheile, in denen die Angreifer zu den Vertheidigern ſtanden, ſchon gleich durch ihr Grundprincip: Den Geiſt durch den Leib zu beherrſchen, machten die Vertheidigung nicht ſo ſchwer; ſowie denn auch der geiſtige Sieg in viel kürzerer Zeit als über die Buddhiſten davon getragen wurde. Nationaler Unterſchied, die beiweitem großartigere Tiefe der indiſchen Syſteme traten dem Brahmathum hier ſchützend gegen den, ſeinem Princip nach, viel menſchlicheren Islam zur Seite. Dennoch hatten die geiſtvollen und tief verſtändigen Brahmanen aus dem Kampf mit dem Buddhismus die Lehre gezogen, daß eine einzelne Geiſtesrichtung, wenngleich mit ganzer Kraft nach dem zu vertheidigenden Punkte hin concentrirt, doch nicht allein genügt; alle Fibern des Geiſtes müſſen in der höchſten Thätigkeit ſein, um einer Phaſe deſſelben den Sieg zu ſichern. Unterliegt eine, ſo gehen alle übrigen mit zu Grunde. In dieſem Kampfe erwachte Indiens geiſtige Kraft zum dritten Male; nachdem es den geiſtigen Sieg über den Islam davongetragen hatte, ſchlummerte es ein; ſeine phyſiſche Kraft war faſt vollſtändig gebrochen, und ohne phyſiſche Kraft vermag auch der Geiſt nicht eine höhere Thätigkeit zu entwickeln. Ob dieſer lange Schlummer Indiens geiſtige Kraft geſtärkt hat, ob der ſich nahende Kampf mit dem Chriſtenthume in einer lebensvolleren Geſtalt in die Geſchichte treten, wie er enden wird — das ſind Fragen, über welche erſt die Zukunft richten wird.

Dieſe Bemerkungen ſetzen uns jetzt in den Stand über die einheimiſchen Quellen der indiſchen Geſchichte ein Urtheil abzugeben. Die Elemente, welche die Möglichkeit einer ſpätern Geſchichtſchreibung gewähren, beſtanden in ziemlich alter Zeit ſchon; allein in einer aus der indiſchen Geſchichtsanſchauung hervorgegangenen, ſie für hiſtoriſche Forſchungen, wenigſtens in Beziehung auf ältere Zeiten, ganz unzuverläſſig machenden Form. Schon in den Heldengedichten kommt die Sitte vor, daß jede Fürſten-

38) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dictionary. Preface. p. XXI. 39) Des Rama, ſüdliche Grenze Indiens und Dekhans, Ceylon gegenüber. 40) Himalaya. 41) Verſe aus Mádhavas Sancara Vig'aja in *Wilson*, Sanscrit Dict. Pref. p. XVIII. 42) *Wilson* a. a. O. Vgl. Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1835. Sept. p. 482. 43) *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1837. Dec. p. 1054.

Digitized by Google

familie einen Guru (Hausprieſter) hat, dem die Verpflichtung obliegt, den Stammbaum derſelben, ſowie ihre Geſchichte zu kennen. So erzählt Vaſiſhthas bei der Hochzeit des Râmas ſeinen Stammbaum, und führt ihn bis zum Brahma [44]), ebenſo Janacas ſelbſt den ſeinigen [45]). Dieſe Sitte beſteht ſelbſt jetzt noch, und die in den Fürſtengeſchlechtern erhaltenen Stammbäume ſteigen gewöhnlich ſehr hoch hinauf, verdienen aber, mit Ausnahme weniger dem Inhaber vorhergehender Geſchlechter, ſo gut wie gar keinen Glauben [46]). Daß dennoch manches in ihnen von Nutzen ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt; daher ihre Sammlung ſehr verdienſtlich [47]). Dieſes allgemeine Urtheil gilt natürlich auch für viele in Inſchriften bewahrte Genealogien. Außer den Genealogien werden auch wol andere Elemente aufgezeichnet ſein; aber auch dieſe gingen in der corrumpirenden Geſchichtsanſchauung auf. Um die Zeit des Buddhismus fängt die Geſchichte an ſicher und zuſammenhängend zu werden, und wenn die Brahmanen nicht gefliſſentlich alle von jenen ausgegangenen Documente zerſtört hätten, würden wir wenigſtens von 325 v. Chr. an ſicher eine vollſtändig zuſammenhängende Geſchichte Indiens bei kritiſcher Behandlung gewinnen. So müſſen wir bei dem aus Indien vertriebenen Buddhismus ſpärliche Fragmente zuſammenbetteln, welche aber ſelbſt ſo den ſcheinbaren Reichthum der Brahmaniſchen Literatur — in Bezug auf geſchichtliche Erkenntniß — um vieles überwiegen. Ergiebig haben ſich hier erwieſen die ceyloneſiſchen Annalen. Dieſe beginnen ihre Geſchichte mit dem Tage des Vollmondes im Monat Vaiſakha (etwa Mai) des J. 543 v. Chr., welchen der ceyloneſiſche und von Ceylon aus verbreitete Buddhismus als Todestag des Gautama Buddha anſetzt [48]), und führen alsdann die Geſchichte des Buddhismus in Indien fort bis zu ſeinem unter Aſoka ſtattfindenden Übergang nach Ceylon [49]) und Aſoka's Tod (227 v. Chr.); ebenſo enthalten ſie in der Geſchichte der ſpäteren Zeiten einige Andeutungen über Indien. Die Quellen dieſer Annalen ſind die heiligen Schriften der Buddhiſten, deren eine Partie das Pitakattajan in der Paliſprache mündlich nach Ceylon übertragen war, die andere die Atthakata in der ſinghaleſiſchen. Schriftlich wurden beide erſt, wie ſchon bemerkt, um 100 v. Chr. aufgezeichnet. Die beiden wichtigſten aus ihnen gefloſſenen Werke ſind der Dipawanſo und der Mahawanſo, beide in Pali geſchrieben, jener bis 302 n. Chr. fortgeführt [50]), dieſer von Mahánámo zwiſchen 459—477 n. Chr. abgefaßt; dieſer letztere wurde von mehren Fortſetzern bis 1758 n. Chr. fortgeführt [51]). Von den übrigen Annalen iſt erſt wenig bekannt [52]), ſie hatten aber keine andern Quellen als ebendieſe. Der Mahawanſo liegt uns bis zum J. 477 n. Chr. im Original und mit Überſetzung in der ſchon angeführten Ausgabe vor. Anderes, aber minder wichtig für Geſchichte, wird uns von Tibet aus durch Cſomas Cörösi zugänglich gemacht; daß die Jainas, eine aus dem Buddhismus hervorgegangene Sekte in Indien, noch viel Werthvolles bewahren, bemerkt Tod und Webb [53]).

Die Zeit, als deren Charakter wir eine geiſtige Regeneration und daraus hervorgehende erneuete Aſcendenz des Brahmathums annehmen zu müſſen glaubten, war zugleich die der Fälſchung. Allein man konnte ſich doch nicht ganz dem Einfluſſe des literariſchen Lebens, welches einmal das Volk durchdrungen hatte, und ſomit einem ſtets darin involvirten, kritiſchen Moment entziehen; ſo werden auch die aus ihr hervorgegangenen Schriften manche hiſtoriſche Thatſachen, aber in falſcher, verrückender Form enthalten. So z. B. die Puránás in Geſtalt von Prophezeihungen ꝛc. [54]). Die Legenden und hiſtoriſchen Thatſachen, welche ſich an die bedeutenderen Heiligthümer knüpften, wurden nach und nach ebenfalls ſchriftlich abgefaßt, und mögen manches Wichtige enthalten; aber ſelbſt hier werden wir dem Brahmathum mindere Glaubwürdigkeit zuſprechen, als den von Buddhiſten ausgegangenen Schriften. Auch Volksſagen und Volksgedichte werden in Zukunft nicht ganz zu verſchmähen ſein [55]); allein jetzt ſind noch nicht Hilfsmittel genug da, um ihren Inhalt der hier überaus nothwendigen Kritik zu unterwerfen. Später wurden nach dem Muſter Buddhiſtiſcher Annalen, vielleicht auch durch Einfluß griechiſcher Bildung, und endlich ſelbſt arabiſcher Chroniken, von den Brahmanen Chroniken abgefaßt. Am bedeutendſten iſt hier die Chronik von Kaſchmir, Rájá Taringini, welche, ähnlich wie der Mahavanſo, von einem, Namens Calhána, begonnen, und von mehren Andern fortgeſetzt iſt. Jener, welcher die Geſchichte bis 1027 n. Chr. herabführt, führt ſeine Quellen an, welche beweiſen, daß Indien keineswegs ſo ſehr aller hiſtoriſchen Verſuche baar war, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt [56]). Aber auch ſeine Quellen ſind von der großen Corruption, welche den Brahmaniſchen Darſtellungen anklebt, nichts weniger als frei. Dennoch iſt durch Combination mit andern ſichereren Notizen vieles daraus zu gewinnen [57]).

---

44) Râmâj. I, 70, 19—42. 45) Ebend. I, 71, 3 fg. 46) Asiatic Researches. XX, 1. Vgl. Laſſen, Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 1, 105. 47) *Fr. Hamilton*, Genealogies of the Hindus extracted from their sacred writings with an Introduction and Alphabetical Index (Edinburgh 1819). Unbedenklich wichtiger iſt nach einigen Citaten zu ſchließen: Prinſep's Useful Tables. Part. II. Indian Chronological Tables; allein dieſes Werk iſt mir nicht zugänglich. 48) *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1837. July. p. 505. 49) Vgl. Gött. gel. Anzeigen. 1839. 98—100. St. 50) *Turnour* in Journ. of the Asatic Soc. of Bengal. Nov. 1838. p. 919 sq.

51) Vgl. *Turnour*. Mahâvanso, Introductory Essay und G. G. A. a. a. O. S. 972. 52) Vgl. *Turnour* a. a. O. und in der dritten Abtheilung dieſes Artikels die Rubrik: Ceylon. 53) *Tod*, Annals of Rajasthan (Lond. 1829). I. Introd. p. VIII. bei *Turnour* a. a. O. p. L. 54) *Abel-Remusat* in Journal des Savans. 1838. May. p. 27. *Wilford* in Asiat. Res. VIII, 270. 55) *Tod* a. a. O. p. VIII sq. Nouv. Journ. Asiatique. 1828. T. I. p. 150. *Abel-Remusat*, Mélanges Asiatiques. I, 382. 56) *Wilson* in Asiat. Res. XV, 3. 57) *Wilson* a. a. O. p. 1—80. Der Text dieſer Annalen iſt in Calcutta erſchienen; jedoch der Druck, ſo viel ich weiß, noch nicht ganz vollendet; die erſten ſechs Bücher hat Troyer in Paris herausgegeben; mir ſteht in dieſem Augenblicke weder jene noch dieſe Aus-

Digitized by Google

Annalen von Oriſſa erwähnt Stirling[58]), ſcheint ihnen jedoch einen beiweitem höhern Werth beizulegen, als ſie verdienen. Vieles hierher Gehörige enthält die berühmte Mackenzie-Collection[59]), von Andern werden Titel erwähnt[60]); manches werden wir ſelbſt gelegentlich notiren.

Auf dieſer Art Quellen beziehen ſich viele von den Fragen, welche die Asiatic Society of Great Britain and Ireland zur Beachtung vorgelegt hat[61]).

Wichtiger als die allermeiſten dieſer indiſchen Darſtellungsverſuche geſchichtlicher Momente ſind für uns die Inſchriften. Auch ſie enthalten zwar vieles abſichtlich Verfälſchte, aber ſelbſt in ſolchen Fälſchungen mußten, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſollten, die hiſtoriſchen Momente im Ganzen treu eingehalten ſein. Leider gehen dieſe Inſchriften nicht über das 4. Jahrh. v. Chr. hinaus, die meiſten gehören ſogar einer viel ſpätern Zeit an. Zum allergrößten Theil beſtehen ſie aus Schenkungsacten an Brahmaniſche Tempel[62]).

Nicht minder bedeutend ſind die Münzen. Wie bei den Inſchriften, hat ſich auch hier James Prinſep die allermeiſten und unſterbliche Verdienſte erworben[63]).

Von den nicht einheimiſchen Quellen für die indiſche Geſchichte ſind es die alten claſſiſchen Schriftſteller des Occidents, welche uns entſchieden beiweitem mehr Ausbeute gewähren, als alle nachfolgenden, Muhammedaner und ſelbſt Europäer bis zu der Zeit, wo des großen William Jones Wirkſamkeit begann. Die Data, welche ſie mittheilen, ſind nach den allgemeinen Regeln der Kritik zu beurtheilen.

Die Zahl der Werke, welche die ganze Geſchichte Indiens darzuſtellen verſuchten, iſt bis jetzt ſehr gering, nämlich *Mill*, History of British India Ed. 2. (Lond. 1820) 6 Voll. *Collin de Bar*, Histoire de l'Inde ancienne et moderne 2 Vol. (Par. 1814). *Marlés*, Histoire général de l'Inde ancienne et moderne 6 Vol. (Par. 1828); mir nicht zugänglich. *Maurice*, History of Hindostan iſt nicht weit vorgerückt. Das neue große Werk von Montgomery Martin: The history and antiquities, Topography and Statistics of Eastern India, comprising the districts of Behar, Shahabad, Bhagulpoor, Goruckpoor, Dinagepoor, Puraniya, Rungpoor and Assam in relation to their Geology, Mineralogy, Botany, Agriculture, Commerce etc. Surveyed under the orders of the supreme government and collated from the original Documents at the East-India-House. Complete in 3 Voll. With numerous Plates, iſt mir in dieſem Augenblicke noch nicht zugänglich, wird mir aber noch im Verlaufe dieſer Darſtellung zukommen.

Bedeutend dagegen iſt die Anzahl der Werke, welche ſich auf einzelne Theile der indiſchen Geſchichte beziehen. Wir werden ſie an den betreffenden Stellen, ſo weit wir ſie benutzen konnten, nennen.

---

Die Geſchichte Vorderindiens zerfällt aufs Natürlichſte in drei große Perioden. Die erſte umfaßt die Zeit von der Feſtſetzung des Sanſkritvolkes, der indiſchen arjâs oder viças. an, bis zum Einfalle Alexander's des Großen. Es iſt dies die Zeit der freien, durch keine kriegeriſchen Operationen, weder von, noch nach Außen geſtörten, Entfaltung des indiſchen Lebens. Die zweite Periode umfaßt die ganze Zeit der feindlichen und freundlichen Berührung mit nicht-indiſchen Völkern, bis zu dem Einfalle des Gazneviden Mahmud, welcher die Unterwerfung von Indien unter fremde Herrſchaft herbeiführte. Die dritte umfaßt die nach und nach vollſtändig werdende Unterjochung durch Fremde, und den Wechſel fremder Herrſchaft in Indien, bis auf unſere Zeit. Die mittlere Periode begreift den Zeitraum von 327 v. Chr. bis 1001 n. Chr., alſo einen Zeitraum von etwas mehr als 1300 Jahren. Die vorhergehende, obgleich der Zeit nach nicht zu beſtimmen, iſt doch leicht zum wenigſten ebenſo groß, wenn nicht noch größer geweſen, ſodaß der Anfang der indiſchen Geſchichte etwa 1600 v. Chr. zu ſetzen wäre. Die dritte von 1001—1839 n. Chr. iſt nur etwa um 300 Jahre kürzer als jene beiden; bis ſie ſich ihrer Idee nach abſchließt, und etwa eine höhere Regeneration indiſchen Lebens eintritt, mögen leicht dieſe vier Jahrhunderte noch hinzutreten.

---

gabe zu Gebote; allein letztere hoffe ich im Verlaufe der Abfaſſung dieſes Artikels zu erhalten.

58) Account of Orissa in As. Res. XV, 256. Vgl. Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1837. Sept. p. 756. 59) Vgl. über ſie die Literatur bei Adelung, Bibliotheca sanscrita, Literatur der Sanſkritſprache. 2. Ausg. (Petersb. 1837). S. 100. Ritter, Aſien. IV. 2, 419. Ferner Examination and Analysis of the *Mackenzie* Manuscripts deposited in the Madras College Library; by *Will. Taylor* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. Febr. 1838. p. 105 sq. March. p. 173 sq.; dann von demſelben: Second Report or the Examination and Restoration of the m. m., ebendaſ. May. p. 371 sq. June. p. 469 sq. Vgl. auch Gött. gel. Anz. 1830. 177. St. S. 1764. 60) *Ward*, View. IV, 428. 61) Abgedruckt in Nouv. Journ. Asiat. 1828. I. p. 152. 62) Über die Literatur derſelben Adelung, Bibliotheca sanscrita. p. 92. 346. Seit der Zeit ſind aber erſt die allerbedeutendſten theils erſt entdeckt, theils zuerſt entziffert und zwar faſt alle von James Prinſep; vom Jul. 1837 an findet ſich faſt in jedem Hefte des Journ. of the As. Soc. of Bengal hierher Gehöriges. Jacquet, welcher ein Corpus Inscriptionum herauszugeben beabſichtigte, iſt in der hoffnungsvollſten Jugendblüthe vom Tode weggerafft. 63) Von den im Journ. of the As. Soc. of Bengal enthaltenen hierher gehörigen Aufſätzen ſind mir folgende zugänglich: Vol. III. (1834. Jul.) S. 313—321, von Prinſep; (Sept.) S. 431—436, von Stacy; ebendaſ. S. 436—456, von Prinſep; (Nov.) S. 562—567, von Prinſep; (Nov. 1835.) Vol. IV. S. 621. On the connection of various ancient Hindu Coins with the Grecian or Indo Scythic series by *J. Prinsep*, fortgeſetzt S. 664 (Dec.); Vol. V. (Jan. 1836.) S. 1 Maſſon; (Sept.) 537 Maſſon; 548 Prinſep; (Oct.) 637 Prinſep; (Nov.) 720 Prinſep; Vol. VI. (April 1837.) Specimens of Hindu Coins descended from the Parthian type and of the ancient coins of Ceylon. S. 288 Prinſep; Vol. VII. (1838. April), wo die überaus wichtige Entdeckung der alten Zahlzeichen und ihre Anwendung auf die Sauraſchtra-Münzen, S. 348 fg. (Mai) S. 419 Prinſep; (Juin.) S. 636 fg. Prinſep; auch die übrigen mir nicht zugänglichen Hefte dieſes Journals enthalten vieles hierher Gehörige. Die Nachweiſungen finden ſich in Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige (Bonn 1828).

Digitized by Google

**Erſte Periode. Unangefochtene Selbſtändigkeit. Indien bis zum Einfall Alexander's des Großen.**

Dieſe Periode iſt bis etwa zwei Jahrhunderte vor der Grenze derſelben faſt in undurchdringliche Finſterniß gehüllt, und auch, was um dieſe Zeit beginnt, iſt nicht mehr als eine trübe Dämmerung. Nur ein einzelnes Licht ſcheint einmal durch die tiefe Nacht her, weniger um ſie zu erhellen, als um zu zeigen, wie dunkel ſie ſei.

In dieſe Zeit muß alſo zunächſt die Einwanderung und die Feſtſetzung der indiſchen arjâs gefallen ſein. Unſere Vermuthungen und die Gründe für dieſelben haben wir ſchon angegeben. So wenig, als wir über dieſe Punkte zu einer Gewißheit gelangen können, ebenſo wenig wird die Geſchichte der Unterwerfung der indiſchen Urbevölkerung je klar zu machen ſein. Früher ſchon [64]) glaubten wir nach einer Stelle in Manu's Geſetzbuch annehmen zu dürfen, daß die arjâs, von einem kleinen Landſtriche ausgehend, ſich in immer weiteren Kreiſen ausdehnten, ſodaß bis zur Zeit der Abfaſſung deſſelben — welche jedoch ſchon außerhalb der Grenzen dieſer Periode liegt — der ganze Landſtrich zwiſchen dem Vindhja- und Himalayagebirge und dem öſtlichen und dem weſtlichen Meer ein durch gemeinſame Herrſchaft, Religion und Cultur verknüpftes großes Reich bildete. Dieſes ſchließt keineswegs die Annahme aus, daß auch die angrenzenden Landestheile — Theile von Dekhan von dem jetzigen Afghaniſtan, weſtlich vom Indus und den Ländern jenſeit der öſtlichſten Mündung des Ganges — mehr oder minder indiſcher Herrſchaft unterworfen waren; doch dürfen wir nach jenen Angaben vermuthen, daß der Zuſammenhang mit dem eigentlich indiſchen Weſen minder eng war. Nach den in der Vorbemerkung gegebenen Kriterien der einheimiſchen Quellen wird es uns, wenigſtens bis jetzt nicht, in den Sinn kommen, auch nur das Geringſte daraus für die Aufhellung der ältern Geſchichte Indiens, blos auf ihre Autorität hin, zu entlehnen. Die Chronologie derſelben, welche nachweislich falſch iſt [65]), kann für jetzt in unſern Augen nichts, als eine prieſterliche Zahlenſpeculation ſein, in welche bekannte Data vielleicht nach bloßer Willkür, eingeſchoben wurden. Auch iſt die uns vorliegende Zuſammenordnung viel zu jung, um für die alte Geſchichte in Anſchlag gebracht werden zu dürfen.

Was die Verhältniſſe dieſer Zeit nach Außen hin betrifft, ſo werden wir dagegen der ſchon dem Megaſthenes, zu Tſchandraguptas' Zeit (von 312 v. Chr. bis 278 v. Chr.), gegebenen Verſicherung Glauben ſchenken dürfen, daß weder die Inder Feldzüge gegen andere (außer Indiens Grenzen gelegene) Völker gemacht hätten, noch andere gegen ſie [66]); ebenſo wenig ſoll eine fremde Colonie von Außen her zu den Indern gekommen, oder ſie ſelbſt eine nach der Fremde entſendet haben [67]). Hierin liegt eine im Allgemeinen ſo ziemlich genügende Kritik der von andern Völkern erzählten Einfälle in Indien. Wie ſie im Einzelnen modificirt werden zu müſſen ſcheint, werden wir weiterhin ſehen. In den mit Erweiterung der geographiſchen Kenntniſſe der Griechen in ſtets entlegenere Regionen gerückten Zügen des Dionyſos und Herakles hat man ſchon längſt eine Verſchwiſterung griechiſcher und indiſcher Mythen erkannt, welche um und in Alexander's Zeit erſt ſtattfand. Sowie der orgiaſtiſche Cult des Sivas zur Identification deſſelben mit Dionyſos auffoderte, ſo ließen die Heldenthaten des Viſhnu als Kriſhna in dieſen den griechiſchen Herakles wieder erkennen [68]). Wir haben alſo hier nicht einmal alte rein-indiſche Mythen vor uns, und dürfen uns alſo deſto eher für berechtigt halten, alles, was bei griechiſchen Schriftſtellern von der Thätigkeit des Dionyſos oder Herakles in Indien erzählt wird, ganz und gar zu übergehen.

Den Zug der Semiramis nach Indien erzählt mit großer Ausführlichkeit, dem Kteſias [69]) folgend, Diodorus [70]). Stabrobates, ein leicht in ſeine ſanſkritiſche Form zu übertragender Name: sthâvara (oder sthavira) patis, wörtlich Herr des Feſten der Welt, ſoll damals Indien beherrſcht haben. Der Name Sthawara erſcheint in den indiſchen Genealogien bei Hamilton [71]). Er hatte eine unzählbare Armee und eine Menge Elefanten. Semiramis rüſtete ſich in Baktrien, und um den Schein zu haben, als ob ſie auch Elefanten beſitze, ließ ſie die Häute von 30,000 ſchwarzen Stieren über Geſtelle ziehen und ihnen die Geſtalt von Elefanten geben; inwendig befand ſich ein Mann und ein Kameel, durch welche ſie in Bewegung geſetzt wurden. Drei Jahre gebrauchte ſie zur Rüſtung; ſie hatte nach Kteſias 3,000,000 Fußgänger und 500,000 Reiter, ſowie 100,000 Wagen, ebenſo viele Kameelreiter und 2000 Flußſchiffe. Stabrobates machte noch gewaltigere Rüſtungen, warf der Semiramis die Ungerechtigkeit ihres Angriffs vor, und drohte ſie ans Kreuz ſchlagen zu laſſen, wenn er ſie beſiegt hätte. Allein in der erſten Schlacht beim Übergange über den Indus trug Semiramis den Sieg davon. Sie bewerkſtelligte nun den Übergang; in einer zweiten Schlacht aber wurde ſie vollſtändig überwunden, und verlor bei ihrem Rückzuge über den Indus zwei Drittheile des Heeres. Nach Andern entkam ſie nur mit 20 Mann [72]). Stabrobates überſchritt den Indus nicht, ſondern die Gefangenen wurden ausgewechſelt und der Friede hergeſtellt. Megaſthenes, welcher in den überlieferten Sagen des Occidents ſehr befangen geweſen zu ſein ſcheint, und vielleicht, ähnlich wie Wilford, manches zu unwillkürlicher und willkürlicher Miſchung von dieſen und indiſchen Angaben beigetragen haben mag [73]), ſcheint die Überlieferung

64) Abſchnitt 3, S. 15. 65) Man vergleiche nur die Angaben der Puranen über die Zeit des Tſchandraguptas, welche ihn um faſt 1200 Jahre höher hinauf rücken, als er wirklich lebte. 66) Bei *Arrhian*. Ind. 5 vgl. 9 und *Strab*. XV, 1, 7. p. 687. 67) *Diod. Sic.* II, 38.

68) Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. I, 148 und ſonſt vielfach; vgl. jedoch Stuhr, Sternkunde der Chineſen und Inder, S. 17. 18 und Pott's richtige Bemerkung: Etymologiſche Forſchungen. I, LXXVIII. 69) *Diod. Sic.* II, 17. Vgl. *Bähr* in *Ctesiae Cnidii* Opp. Rell. 413. 70) a. a. O. 16 fg. Vgl. *Justin*. I, 2, 9. 71) Genealogies. p. 115. 72) *Strab*. XV, 2. §. 5. p. 722. *Arrh*. Exp. Alex. VI, 24, 4. 73) *Strab*. XV, 1. §. 7. p. 687.

Digitized by Google

von dieſem Zuge der Semiramis mit der Erklärung der Inder, daß ſie vor Alexander keinen Angriff von Außen erlitten hätten, dadurch haben vereinigen zu wollen, daß Semiramis zwar den Entſchluß gefaßt hätte, Indien anzugreifen, aber geſtorben ſei, ehe ſie ihn hätte ausführen können[74]). Ich glaube kaum, daß wir in dieſer ganzen Sage mehr als den von Kteſias mitgetheilten Auszug irgend eines aſiatiſchen Heldengedichtes beſitzen, welches die Wunderthaten der in ganz Aſien vielbeſungenen Semiramis verherrlichte. Ich will hier nicht mit Entſchiedenheit mich der Anſicht anſchließen, daß ſie eine rein mythiſche Fiction ſei, aber noch weniger kann ich begreifen, wie A. W. von Schlegel aus dem Grunde, weil man in Oberarmenien die Ruinen einer Stadt (Van) entdeckt hat, welche bei armeniſchen Schriftſtellern den Namen Shamiramakert (Stadt der Semiramis) führt[75]), ſchließen kann, daß die Mittheilungen über den Zug der Semiramis gegen Indien hiſtoriſchen Werth haben[76]). Denn ſelbſt zugegeben, daß ſolche und ähnliche Data für eine hiſtoriſche Perſönlichkeit der Semiramis entſcheiden könnten, was ich jedoch noch ſehr in Abrede ſtellen muß, ſo liegt doch zwiſchen Armenien und Indien noch ein ſehr bedeutender Zwiſchenraum. Eher würde ich mich noch auf die alte von Plinius und bei Stephanus überlieferte Tradition berufen, welche die Gründung der Stadt Kophen (Khipin oder Kipin bei den Chineſen)[77]) in Arachoſien der Semiramis zuſchreibt[78]). Wenn in ſo alter Zeit vom aſſyriſchen Reich aus ein Zug (ob der Semiramis, bleibt ungewiß) gegen den untern Indus unternommen ward, ſo dürfen wir der Sage, welche ihn vollſtändig mislingen läßt, Glauben ſchenken. Denn ſie findet ihre Beſtätigung in dem ſpäter ebenfalls mislungenen Zuge des Cyrus und der Natur des Landes — der gedroſiſchen Wüſte — welche zu dieſem Zwecke hätte durchzogen werden müſſen. Dagegen iſt es aber auch ſo ziemlich gewiß, daß durch eine kriegeriſche Unternehmung die Grenzen des aſſyriſchen Reiches bis zum obern Indus ausgedehnt wurden[79]).

Gar keine hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit hat der angebliche Zug des Seſoſtris. Nach Diodor[80]) hätte dieſer nicht blos die ſpäter von Alexander dem Großen eingenommenen Länder erobert, ſondern wäre ſogar noch öſtlicher, jenſeit des Ganges, bis zum Meer vorgedrungen. Megaſthenes, ſonſt keiner der Ungläubigſten, leugnet dieſen Zug vollſtändig[81]), und auch wir halten ihn, ſo lange uns nicht ägyptiſche Quellen eines Beſſeren belehren, für eine baare Erfindung ägyptiſcher Prieſter. Mit Andern[82]) Einiges durch Deutung retten zu wollen, würde zu einer ſubjectiv-willkürlichen Behandlung der Geſchichte führen.

Die älteſten Spuren einer Berührung Indiens und des Occidents liegen in dem Berichte von dem phöniziſch-jüdiſchen Handelsverkehr mit Ophir unter König Salomo (um 1000 v. Chr.) und in zwei Wörtern, welche ſchon im Homer vorkommen, alſo zwiſchen 800 und 900 v. Chr. Was jenen betrifft, ſo wird in der Bibel bekanntlich ein Land אוֹפִיר, oder אֹפִיר, oder אֹפִר erwähnt, wohin Salomo's Schiffe, in Verbindung mit phöniziſchen, von den idumäiſchen Häfen am arabiſchen Meerbuſen, Elath und Eziongeber, ausfuhren, und von dort, nach dreijähriger Reiſe zurückkehrend, Gold, Edelſteine, Sandelholz (?), Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen heimbrachten. Nachdem die Unterſuchung, wohin dieſes Land Ophir zu ſetzen ſei, lange auf die verſchiedenartigſte Weiſe hin und her ſchwankte, hat ſie ſich endlich, vorzüglich durch die treffliche Behandlung von Geſenius[83]), ſo weit fixirt, daß ſie nur noch zwiſchen Indien und einer ſüdlicheren Provinz Arabiens wählen zu müſſen glaubt. Uns ſcheinen jedoch die ſchon von Geſenius für Indien angegebenen Gründe mit ziemlicher Entſchiedenheit nach dieſer Seite hin den Ausſchlag zu geben, ſowie denn auch Ritter ſich für dieſe Annahme erklärt, indem er zugleich auf ſeine Behandlung der Ophirfahrt bei Arabien verweiſt[84]). Wir werden daher im Folgenden faſt nichts zu thun haben, als die von Geſenius geltend gemachten Gründe ſchärfer zu beſtimmen, und im Einzelnen zu ſichern, um auf dieſe Weiſe die ganze Unterſuchung zum Abſchluß zu bringen, was uns hoffentlich auch gelingen wird. Zunächſt entſcheiden nun für Indien die Namen der von dort geholten Producte. Der Affe wird קוֹף genannt, welches, wie Geſenius ſchon bemerkt, das ſanſkritiſche kapi iſt[85]). Ein anderes der von dort gebrachten Producte iſt ein in Scheiten herbeigeführtes Holz, wie aus dem Beiſatze des Plurals עֵצִים (Hölzer), und daraus, daß es ſelbſt ſtets pluraliter bezeichnet wird, hervorgeht. Genannt wird es אַלְגּוּמִּים und אַלְמֻגִּים[86]). Man erklärt es gewöhnlich durch Sandelholz, allein dieſe Erklärung hat bis jetzt keine entſchiedene Stütze, weswegen auch Andere Anderes vorſchlugen. Geſenius[87]) ſucht dieſe dadurch zu ſchaffen, daß er es für eine Zuſammenſetzung aus dem Semitiſchen Artikel al und dem ſanſkritiſchen muk'a (zu ſprechen: mutscha) erklärt. Allein abgeſehen davon, daß ſchwerlich die Juden dieſes palatale k' durch ג wiedergeben konnten, wird muk'a, wenigſtens bei Wilſon[88]), gar nicht durch Sandelholz erklärt, ſondern es iſt daſelbſt: Bombax heptaphyllum und morunga hyperanthera. Dennoch will ich übrigens nicht abſtreiten, daß es vielleicht Sandelholz wirklich bezeichnete, da ein damit zuſammenhängendes Wort: môk'ât'a, dieſe Bedeutung hat. Ich halte die Form אַלְגֻּמִּים für die urſprüngliche und

74) Bei *Arrh.* Ind. 5. *Strab.* XV, 1. §. 6. p. 687. 75) Vgl. *St. Martin*, Notice sur le voyage littéraire de M. *Schultz* en Orient et sur les découvertes, qu'il a faites récemment dans les ruines de la ville de Semiramis en Arménie in Journ. des Savans. 1828. Août. p. 451 sq. 76) A. W. v. Schlegel in Nouv. Ann. des Voy. 1838. Nov. p. 153. Vgl. übrigens auch ſeine frühere Erklärung in Ind. Bibl. I, 153. 77) Foë koue ki. ch. IV. p. 22. Not. 78) *Plin.* N. H. VI, 25 (23). Vgl. *Steph. Byz.* p. 98. 79) Vgl. *Arrh.* Ind. 1, wornach die Aſſakanen zwiſchen dem Indus und Kophen den Aſſyriern unterworfen waren. 80) I, 55. 81) Bei *Arrh.* Ind. 5. *Strab.* XV, 1, 6. p. 687. 82) v. Bohlen, Das alte Indien. I, 121. Ritter, Aſien. IV, 1, 442.

83) In dieſer Encyklop. 3. Sect. 4. Bd. S. 201 fg. 84) Aſien. IV, 1, 442. 85) Man vgl. auch Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 270. 86) Geſenius, Hebr. Lex. u. d. W. 87) Encyklop. a. a. O. 88) *Wilson*, Sanscrit. Dict. u. d. W.



Digitized by Google

erkläre ſie für einen Semitiſch geformten Plural des ſanſkritiſchen aguru, welches auch agaru heißt, und das bei den Alten ſo hochgeſchätzte wohlriechende Aloëholz (Agallochum aquilaria) bezeichnete [89]). Für meine Erklärung ſpricht Folgendes: Bei der nahen Verwandtſchaft des r und l, welche in den indiſchen Volksdialekten insbeſondere die Wandlung von ſanſkritiſchen r in l herbeiführte (wie z. B. in den Inſchriften des Aſoka, wo die von Cuttack lâg'â für râg'â und anderes der Art hat), konnte ſich aguru in agulu und agaru in agalu verwandeln. Daß dies mit letzterem wirklich geſchehen ſei, beweiſt das griechiſche daraus hervorgegangene ἀγάλλο-χον [90]), welches zugleich zeigt, daß das Aloëholz unter ſeinem indiſchen Namen dem Occident ſchon im Alterthum bekannt war. Nun finden wir ferner eine eigenthümliche Transpoſition in den ſanſkritiſchen Volksmundarten, welche insbeſondere bei Sylben mit r vorkommt. Durch ſie entſtand z. B. aus dem alten ſanſkritiſchen Namen der Stadt Benares: varan'asî, durch Umſetzung in vanarasî die neue Form [91]). Ganz ebenſo konnten die ſanſkritiſchen Formen agulu (für aguru) und agalu (für agaru) ſich in alugu oder alagu umſetzen. An eine von dieſen, nach Analogie des griechiſchen ἀγάλλο-χον, wahrſcheinlich an alagu, für agaru, ſchließt ſich nun das hebräiſche אַלְמֻגִּים, woraus durch Umſetzung, um die ſich zu nahe-ſtehenden מ aus einander zu bringen, eine Nebenform אַלְגֻּמִּים entſtand. Danach bedeutet dies alſo Aloëholz. Hiergegen könnte man vielleicht einwenden wollen, daß die Juden einen andern Namen für Aloë haben, welcher ebenfalls dem ſanſkritiſchen agalu für agaru entlehnt und im Plural gebraucht, אֲהָלִים lautet [92]). Dieſer Einwand iſt aber zu unbedeutend; denn die Juden brauchten denſelben Gegenſtand nur durch zwei verſchiedene Vermittelungen kennen gelernt zu haben — hier z. B. alſo etwa durch die eigene Ophirfahrt, und dann durch die ebenfalls mit Indien handelnden Araber — um zwei verſchiedene, aber aus derſelben Grundform hervorgegangene Namen zu erhalten. Wir ſehen grade bei dieſem Product dieſelbe Erſcheinung im Griechiſchen, wo neben ἀγάλλο-χον ebenfalls die aus אהל entlehnte Form ἀλόη beſteht [93]). Ein anderer von Ophir mitgebrachter Gegenſtand ſind תֻּכִּיִּים; dafür, daß man dies mit Recht Pfauen überträgt, entſcheidet das daraus hervorgegangene griechiſche ταὼς, eigentlich τά'ως [94]). Nach Geſenius' Bemerkung heißt nun im Malabariſchen der Pfau togeî, wo wir alſo faſt dieſelbe Form, wie im Hebräiſchen haben. Es iſt dies um ſo wichtiger, da wir weiterhin grade nach der Küſte Malabar Ophir werden verlegen müſſen. Das malabariſche Wort iſt ohne Zweifel aus dem gleichbedeutenden ſanſkritiſchen çikhin, im Nominativ çikhî, gebildet, ſodaß alſo der Übergang des ç in t (hebr. ת), welchen ich ſonſt noch nicht zu belegen weiß, ſich grade in Ophirs Localität findet, und alſo ſeine Berechtigung in der noch jetzt daſelbſt herrſchenden Volksmundart findet. Endlich holten die Juden von Ophir שֶׁנְהַבִּים, Elfenbein; daß das erſte Wort dieſer Compoſition das Semitiſche שֵׁן, Zahn, ſei, verſteht ſich von ſelbſt. Danach durfte man ſchon vermuthen, daß im zweiten ein Name des Elefanten ſtecke, ſodaß das Ganze höchſt bezeichnend wörtlich Elefantenzahn hieße. Dieſe Vermuthung wird ſogleich noch wahrſcheinlicher durch die chaldäiſche Übertragung שֵׁן דְּפִיל, wo פִּיל das, in mehre Semitiſche Dialekte übergegangene, ſanſkritiſche pîlu Elefant iſt. Bekanntlich iſt nun das hebräiſche הַ der Artikel, welcher in andern Semitiſchen Sprachen al und ähnlich lautet. Nun erſcheint ferner ſchon im Homer und dies iſt das eine der oben angedeuteten Homeriſchen Wörter, ἐλέφας völlig in derſelben Bedeutung, wie hebräiſch שֶׁנְהַבִּים, nämlich Elfenbein; erſt ſpäter erhielt es auch die Bedeutung Elefant. Nehmen wir in ἐλέφας das anlautende ἐλ für Repräſentanten des Semitiſchen Artikels al, ſo iſt die Form ἐλέφας, abgeſehen von der gräciſirten Endung, ἐλεφα, identiſch mit dem hebräiſchen הַב in הַבִּים. Nun heißt im Sanſkritiſchen der Elefant ibha, woraus mit Semitiſchem Artikel al-ibha werden mußte. Daß davon hebräiſche הַב (für הַלִב), ſowie griechiſch ἐλέφα-ς nur, ſehr leicht denkbare, Umformungen ſind, bedarf keiner Bemerkung [95]).

So ſteht es denn feſt, daß die von Ophir geholten Producte größtentheils wenig aus den indiſchen Formen entſtellte Namen haben, und es iſt demnach keine Frage mehr, daß eine Verbindung mit Indien um **1000** v. Chr. beſtand, und daß die Phönizier entweder von dem arabiſchen Meerbuſen aus bis Indien ſelbſt ſegelten, oder bis zu einem Orte, wohin indiſche Waaren entweder von den Indern ſelbſt gebracht wurden, oder von einem, zwiſchen den Indern und den Phöniziern die Vermittelung bildenden, Volke, alſo etwa den Arabern. Für letztere Anſicht läßt ſich, da alle ſonſtigen für Ophirs Verſetzung nach Arabien geltend gemachten Gründe ſchon in dem bisher auseinandergeſetzten ihre Widerlegung finden, nichts weiter anführen, welches von einigem Gewicht wäre, als die in der geographiſchen Urkunde (1 Moſ. 10, 29) vorkommende Erwähnung Ophirs bei Seba unter Völkern und Provinzen der Joktaniden. Allein hiergegen bemerkt ſchon Geſenius [96]) im Allgemeinen nicht mit Unrecht, daß der Verfaſſer dieſer Genealogie Ophir als eine von den Joktaniden abſtammende Colonie in Indien betrachtet haben konnte, grade wie er Tarſis mitten unter griechiſchen Ortſchaften aufführt (V. 5), und Babylon als eine kuſchitiſche Pflanzung betrachtet (V. 7 fg.). Ich will noch dazu bemerken, daß an derſelben Stelle mit Ophir auch Chavila genannt wird, und dem Lande gleiches Namens, welches 1 Moſ. 2, 11 vorkommt, haben wir nach einer oben ſchon geführten Unterſuchung ebenfalls eine Stelle, wenigſtens in der Nähe von Indien, anweiſen zu müſſen geglaubt. Allein dieſe ganze Genealogie bedarf noch viel

89) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. 90) Vgl. Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 148 und Nachträge dazu. 91) Man vgl. über dieſe Transpoſition Höfer in der Rec. von *Lassen*, Institutt. Ling. Pracrit. in den Berl. Jahrbb. für wiſſenſchaftl. Kritik. 1839. Jan. und Laſſen im angef. W. S. 212. §. 44. 92) Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 148. 93) a. a. O. 94) Vgl. den nächſtens erſcheinenden zweiten Bd. des eben angeführten Werkes u. d. W.

95) a. a. O. I, 46. 96) Encyklop. a. a. O. S. 205.

Digitized by Google

genauerer Unterſuchungen, als ihr bis jetzt zu Theil geworden ſind; der Verfaſſer derſelben iſt über mehres ſelbſt nicht ſicher; ſo z. B. über Chavila ſowol, als Seba; beide zählt er zuerſt (V. 6) zu den Kuſchiten, und ſpäter zu den Joktaniden; ich weiß nicht, ob ich zu weit gehe, wenn ich vermuthe, daß in Beziehung auf Chavila vielleicht die alte Anſicht dazu beitrug, welche die Inder mit den Äthiopern identificirte (vgl. weiter unten über die zwiefache Theilung der Äthioper). Überhaupt darf man ferner bei den verſchiedenen Verfaſſern der bibliſchen Schriften nicht eine und dieſelbe geographiſche Kenntniß oder Anſchauung vorausſetzen. Daher würde, ſelbſt wenn der Verfaſſer dieſer Genealogie wirklich Ophir und Chavila nach Arabien verſetzte, dies doch nichts gegen eine richtigere Anſetzung deſſelben in Indien entſcheiden. Es konnten Umſtände eingetreten ſein — und ſie ſind es gewiß — welche die richtige Meinung über die Lage von Ophir nach Salomo's Zeiten verdunkelten, und grade dahin wirkten, daß man glaubte, Ophir läge in Arabien. Denn der directe Handel der Phönizier mit Ophir hörte nach Salomo's Tod und dem Verluſt von Elath und Eziongeber nach und nach wieder auf, und die indiſchen Producte mögen von da an durch Araber (Joktaniden) herbeigeführt ſein. Wenn das Chavila, welches 1 Moſ. 2, 11 erwähnt iſt, und die beiden in dieſer Genealogie vorkommenden als identiſch zu faſſen ſind, ſo mag deſſen Zuſammenſtellung mit Ophir vielleicht nur darauf beruhen, daß beide als ſehr goldreich in den Sagen und der überlieferten Geſchichte erſcheinen.

Gegen die Annahme, daß Ophir in Arabien zu ſuchen ſei, ſpricht aber mit Entſchiedenheit, und iſt auch ſchon von Geſenius geltend gemacht, die lange Dauer der Ophirfahrt; drei Jahre konnte eine Hin- und Rückreiſe innerhalb des arabiſchen Meerbuſens nicht dauern. Hiernach dürften wir nun ſchon den kühnen und unternehmenden Phöniziern mit Sicherheit zutrauen, daß ſie, da ſie einmal indiſche Producte einführten, nicht geruht hätten, bis ſie ſie aus der erſten Hand empfingen, alſo nach Indien ſelbſt gekommen wären. Allein es tritt endlich noch ein bedeutendes Moment hervor, welches dieſe Annahme zur Gewißheit erhebt. Es laſſen ſich nämlich Namen für und in Indien nachweiſen, welche ſich mit Leichtigkeit mit der jüdiſchen Form אוֹפִיר vereinigen. Auch dieſen Punkt hat ſchon Geſenius hervorgehoben, und wir werden nur manches feſter zu faſſen haben. Zunächſt übertragen die LXX. dieſen Namen durch Σουφίρ, Σουφείρ, Σωφίρ, Σωφείρ, Σωφαρά, Σωφηρά, und daß ſie, wie auch Joſephus ausdrücklich von ſich angibt, Indien darunter verſtehe, zeigt der Umſtand, daß Sophir der koptiſche Name für Indien iſt. Nun erſcheint auf der Weſtküſte Indiens ein ganz ähnlicher Name einer Stadt. Ptolemäus ſchreibt ihn Σουπάρα (in dem Mscpt. Coislin. Σούππερα), Arrhian Οὔππαρα, Abulfeda (nach Edriſi) Suſâra und Soſâla. Letzterer fügt zugleich hinzu, daß es eine an Häuſern und Einwohnern reiche Stadt ſei, mit Märkten und Waſſerkanälen, und einen Haſen mit Fiſchfang und Perlenfiſcherei habe[97]). Identiſch damit iſt das **Sefareh**, welches im Gegenſatze zu Sefareh el Zinge, bei den arabiſchen Schriftſtellern den Beiſatz el Hinde erhält[98]). In Bezug auf dieſe Stadtnamen entſteht aber ſogleich eine bedeutende Schwierigkeit. D'Anville[99]), geſtützt auf die bedeutende Namensähnlichkeit, identificirt mit allen dieſen Stadtnamen das jetzige Sifferdam, auch Siferdan und Sefer genannt, welches in der Nähe von Goa liegt. Allein Ptolemäus ſetzt ſein Σουπάρα nördlich vom Fluß Goaris; letzterer Name entſpricht ohne allen Zweifel dem ſanſkritiſchen gauri, welches im Sanſkrit wirklich als ein Flußname angegeben wird, ohne daß jedoch bis jetzt beſtimmt wäre, welchem heutigen Namen er entſpräche[1]). Da aber nun Ptolemäus von Namadus (= ſanſkritiſch narmada, jetzt Nerbuda[2]) an nach Süden hin den Goaris zunächſt erwähnt, den Tapti (Tapati) aber unmöglich übergehen konnte, ſo muß ſein Goaris mit dieſem identiſch ſein[3]), folglich ſein Σουπάρα beiweitem nördlicher als Sefer liegen, etwa in der Gegend des heutigen Surate, wie Vincent[4]) annimmt. Wir ſehen hier identiſch ſcheinende Namen durch einen höchſt bedeutenden Zwiſchenraum getrennt, und unſere Unterſuchung ſcheint auf den erſten Anblick in eine misliche Lage zu gerathen. Die bemerkte Namensähnlichkeit iſt ſo groß, daß man ſie nicht gradezu, als Baſis einer Unterſuchung, verwerfen darf. Denn, bei der Stabilität des Orients im Ganzen und vor allen Indiens, wäre es nur eins von den unzähligen Beiſpielen, wo Namen Jahrtauſende überdauert haben. Andererſeit iſt es aber auch ſehr gewagt, Ptolemäus, welcher insbeſondere für Indiens Geographie ganz ausgezeichnete Quellen vor Augen hatte, wie ſeine Darſtellung durchgängig zeigt, einer Ungenauigkeit zu bezüchtigen. Ich glaube, wir werden eine Löſung leichter finden, wenn wir erſt das ſanſkritiſche Wort angeben, welches in den bis jetzt beſprochenen Namen zum Theil entſtellt erſcheint. Geſenius (a. a. O.) denkt an ein ſanſkritiſches uppara (superior), ein Wort, welches zwar bis jetzt noch nicht nachgewieſen iſt, allein in der Form upara (man vgl. upari) nicht unmöglich wäre. Dagegen ſpricht aber die Schreibweiſe bei Ptolemäus (welcher, wie alle ſeine Namen zeigen, Quellen folgt, welche von einem des Sanſkrits und des Griechiſchen zugleich Kundigen ausgegangen ſein müſſen), ſowie die der Araber, insbeſondere des Edriſi — wenn wir die Identität der Namen, obgleich wir über die Identität der Orte zweifelhaft geworden ſind, noch feſthalten wollen — dafür, daß das anlautende s nothwendig bei der Erklärung der Form berückſichtigt werden müſſe. Alsdann aber entſpricht das Ptolemäiſche Σουπάρα von Laut zu Laut einem ſanſkritiſchen **supâra**. Auch dieſes Wort iſt zwar im Gebrauch noch nicht nachgewieſen, allein ſeine Compoſition aus **su**, **ſchön, gut**, und **pâra**, **Küſte**,

97) Dieſe, ſowie die übrigen angeführten Stellen ſehe man bei Geſenius a. a. O.

98) Vgl. *Vincent*, Periplus of the Erythrean Sea. II, 383. Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. II, 137, welcher sofal 'l Hind und Sofalo azzenj ſchreibe. 99) Antiquité de l'Inde. p. 104.

1) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. *gaura*. 2) Ritter, Aſien. IV, 1, 568. 3) Vgl. auch Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 1, 139. 143. 4) a. a. O. II, 385.



Digitized by Google

iſt ſo einfach und regelrecht, daß ſein einſtmaliges Daſein gar nicht zu bezweifeln iſt. Treten uns doch auch ſonſt Tag für Tag ſanſkritiſche Wörter in Schriften und Inſchriften entgegen, welche in den Sanſkritwörterbüchern nicht angemerkt ſind. Faſſen wir supâra als Compoſitum Bahuvrihi [5]), ſo hieße es ſchöne Küſte habend, als Karmadharaja [6]), die ſchöne Küſte. Für letztere Erklärung ſpricht die Analogie des ſanſkritiſchen Namens von Surate, in deſſen Gegend eben das Ptolemäiſche Σουπάρα läge. Dieſer iſt surâshtra [7]), welches eigentlich ſchönes Königreich, ſchönes Land heißt. Aber dieſelbe Analogie hilft uns wol noch weiter. Der Name surâshtra bezeichnete früher ein großes Königreich [8]), wie denn ſchon die wörtliche Bedeutung deſſelben zu verſtehen gibt. Jetzt iſt er auf eine einzige Stadt Surate beſchränkt. Wie wäre es? dürſten wir für den Namen supâra ein ähnliches Schickſal annehmen? Auch von supâra iſt, ſeiner wörtlichen Bedeutung nach, eher anzunehmen, daß es urſprünglich einen ganzen Landſtrich bezeichnete, als eine einzelne Stadt; dafür ſpräche auch der Umſtand, daß das koptiſche Sophir, wenn es wirklich hiermit zuſammenhängt, ganz Indien bezeichnete, und Ophir ſelbſt als Land, nicht als Stadt erſcheint. Wäre es möglich, daß supâra einſt den ganzen Küſtenſtrich von Surate an, bis etwa Goa bezeichnet hätte, und ſpäter dieſer Name ſich nur an zwei Endpunkten erhielt, in dem Ptolemäiſchen Supara bei Surate und dem Sefareh, Soſala ꝛc. der Araber in Süden? Ja läge nicht vielleicht noch eine Beſtätigung dieſer Anſicht in dem ſchon bemerkten Namen des nördlichen Theiles dieſes Strichs surashtra, welcher ſo bedeutungsverwandt iſt mit supâra? Hätten politiſche Umwandlungen die Veränderung der Bezeichnung ſchöne Küſte in ſchönes Königreich herbeigeführt und auf die nördliche Gegend beſchränkt? Man könnte auch noch an andere hypothetiſche Erklärungen denken, z. B. daß das ſüdliche Sefareh ꝛc. vielleicht eine gleichbenannte Colonie des nördlichen ſei; allein ich geſtehe, anſtatt dieſe unfruchtbaren Hypotheſen zu häufen, lieber ein, daß ich die Schwierigkeit, welche in der Verſchiedenheit der Lage des Ptolemäiſchen Supara und des Sefareh ꝛc. der Araber liegt, noch nicht mit Entſchiedenheit zu löſen weiß. Allein die Verſetzung des jüdiſchen Ophir nach Indien leidet dadurch gar nicht. Denn nach den früher dafür geltend gemachten Gründen wollten wir hier nur nachweiſen, daß der Name אוֹפִיר ꝛc. ſich mit in Indien vorkommenden verbinden laſſe, und dieſes iſt ſowol in Beziehung auf das Ptolemäiſche Supara, als das Sofâra des Edriſi ꝛc. recht gut möglich. Denn den Verluſt des anlautenden s ſehen wir auch in dem, mit dem Ptolemäiſchen supara, entſchieden identiſchen Arrhianiſchen *Οὔππαρα*, und bei der leiſen Ausſprache des indiſchen s im Anlaut, welcher auch deſſen Verluſt in altperſiſchen aidhus (für saindhavas) herbeiführte [9]), hat er gar nichts Auffallendes. Mag man nun mit mir vermuthungsweiſe annehmen, daß das ſanſkritiſche supâra einſt einen Theil der Küſte Malabar bezeichnete, und das jüdiſche Ophir ihm in dieſem Umfange entſpreche, oder, daß letzteres nur den Namen einer Stadt wiedergebe, welche entweder in der Gegend von Surate oder von Goa lag, wir haben doch in jedem Falle leicht mit Ophir zu vermittelnde Namen auf der nördlichen Hälfte der malabariſchen Küſte.

Nach allem dieſem iſt es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die phöniziſch-jüdiſche Ophirfahrt zur Zeit des Königs Salomo einen Punkt auf der Küſte von Malabar zum Ziele hatte. Von dort wurden indiſche Producte geholt, und ohne Zweifel durch die Phönizier weiter nach Weſten verführt. Darüber geben uns Homeriſche Wörter Zeugniß. Daß eine derſelben *ἐλέφας*, Elfenbein, iſt ſchon angeführt. Seine Semitiſch-ſanſkritiſche Compoſition zeigt unwiderleglich, daß es von Indien her durch Vermittelung von Semiten — ohne Zweifel Phöniziern — nach Jonien und Griechenland kam. Wir dürfen alſo mit der größten Entſchiedenheit die Anſicht zurückweiſen, daß in der Homeriſchen Zeit das Elfenbein nur von Äthiopien her eingeführt ſei [10]). Im Gegentheil erweiſt eben der Name, daß man die vorherrſchende Zufuhr Indien verdankte. Der Gebrauch, welcher im Homer davon gemacht wird, zeigt, daß man ſchon ziemlich lange damit umzugehen gewohnt war. Man verſtand die Kunſt es zu zerſägen und zu drechſeln [11]). Die mäoniſchen und kariſchen Frauen färbten es theilweiſe mit Purpur, wodurch die glänzende Weiße noch erhöht ward; und ſo verziert brauchte man es zu den Backenſtücken am Geſchirr der Pferde [12]). Das Brautbett des Ulyſſes, der Seſſel der Penelope war damit eingelegt; der Palaſt des Menelaus glänzte von Gold, Silber, Elektrum und Elfenbein [13]). Obwol es für eine Koſtbarkeit galt, mußte es doch ſchon in beträchtlichen Maſſen verwendet werden, da der Dichter ſich eine ganz damit bekleidete Pforte, wenn auch nur eine ſinnbildliche, vorſtellen konnte [14]).

Das andere bei Homer vorkommende Wort iſt *κασσίτερος*, Zinn. Auch dieſes erſcheint als ein ſehr geſchätztes Metall. Es wird zu kunſtreichen Verzierungen verwandt [15]), ſogar um einen Gegenſatz zu Gold zu bilden [16]). Ihm entſpricht ſowol der Form, als der Bedeutung nach, ſanſkritiſch kastîra ſo ſehr, daß entweder das indiſche aus dem griechiſchen, oder umgekehrt [17]), oder beide aus einem andern, welches für beide die gemeinſchaftliche Mutter wäre, entſtanden ſind. Gegen die erſte Anſicht ſpricht, um vieler anderer Gründe nicht zu gedenken, ſchon der Umſtand, daß ſich das griechiſche Wort als ein dem Griechiſchen fremdes erweiſt. Es läßt bis

5) **Bopp**, Gramm. crit. ling. Sanscr. reg. p. 667. 6) a. a. O. p. 670. 7) **Wilson**, Sanscrit Dict. u. d. W. 8) Ritter IV, 1, 514. Mannert V, 1, 125. 130. 9) Vgl. Abſchnitt I.

10) **Heeren** in Commentationes Societ. Reg. Scientiarr. Gotting. XI. p. 64. Schlegel in Ind. Biblioth. I. 137. 11) Odyss. VIII, 404. 405. XIX, 56. 12) Il. IV, 141 sq. 13) Od. XIX, 55. 56. XXIII, 200. IV, 73. 14) Od. XIX, 562—565. 15) Il. XI, 25. 34. XXIII, 561. XVIII, 474. 565. 613. XX, 271. XXI, 592. 16) Il. XVIII, 575. XXIII, 503. Vgl. auch Ritter, Aſien. IV, 1, 438. 17) Vgl. auch Pott, Etymologiſche Forſchungen. II, 414.

Digitized by Google

jezt keine Etymologie aus dem griechiſchen Sprachſchatz zu, und das Suchen nach einer ſolchen wird auch ſchon deswegen für erfolglos zu erklären ſein, weil ſich in Griechenland gar kein Zinn findet. Was die zweite Anſicht betrifft, ſo wird ſie ſchon dadurch ſehr wahrſcheinlich, daß Indien, insbeſondere Hinterindien, einen großen Reichthum an Zinn enthält [18]). Dieſes wurde gewiß ſchon in ſehr alter Zeit zum Export auf die Märkte von Vorderindien gebracht. Dafür ſpricht ferner, daß auch Diodor Indiens Reichthum an *κασσίτερος* kennt [19]). Dafür endlich, daß es auch in ſpäteren Zeiten nach dem Weſten hin ausgeführt ward, entſcheidet einer ſeiner Namen javanêsht'a [20]), das von den Javanas gewünſchte. Der Name Javana bedeutet aber urſprünglich die ſeit Alexander's Zeit bekannter gewordenen Griechen, und wurde ſpäter auch auf andere weſtliche Völker übergetragen. Er war ſchon früher in ganz Aſien zur Bezeichnung der Griechen gebraucht, und ging davon aus, daß die Aſiaten zuerſt mit dem Stamme der Jonier, *Ἰάϝονες* (hebr. יָוָן), in Berührung gekommen waren. Der Name Javanêsht'a kann dieſemnach höchſtens bis etwa um 300 v. Chr. hinaufreichen, und beweiſt, daß aus Indien um dieſe Zeit noch Zinn nach Weſten ausgeführt ward, obgleich damals ſchon lange auch von Britannien her Zinn geholt ward [21]). Man kann daher aus dem Umſtande, daß zur Zeit des Arrhianiſchen Periplus Zinn in Indien eingeführt ward [22]), keinen Grund gegen eine ältere und ſelbſt gleichzeitige Ausſuhr entnehmen. Denn auch jezt noch iſt, troz des großen Reichthums Hinterindiens an Zinn, der Bedarf deſſelben noch ſo groß, beſonders in China, daß es einer der vorzüglichſten Ausfuhrartikel von Europa nach jenen Gegenden iſt. So lange die Caſſiteriden nicht entdeckt waren, mußte das indiſche Zinn natürlich beiweitem höher im Preiſe ſtehen und den weiten Transport lohnen. Da wir nun ferner feſtgeſtellt haben, daß Elſenbein ſchon vor der Homeriſchen Zeit aus Indien kam, ſo würde die zweite Anſicht über *κασσίτερος* noch wahrſcheinlicher. Entſcheiden dafür kann aber nur die Etymologie des ſanſkritiſchen Wortes kastira. Läßt ſich mit Beſtimmtheit nachweiſen, daß dies ein echt indiſches Wort ſei, ſo iſt auch keine Frage mehr, daß in der Homeriſchen Zeit dieſer Handelsartikel, ſowie ſein Name *κασσίτερος*, aus Indien überkommen ſei. Was nun dieſe Etymologie betrifft, ſo iſt die von den indiſchen Grammatikern verſuchte kaum der Erwähnung werth; ſie leiten es von einer angeblichen Wurzel kas. gehen, ab; auch wir geſtehen gern keine, von allen Seiten geſicherte, geben zu können; dennoch aber hoffen wir zu beweiſen, daß es ein echt indiſches Wort ſei. Kastira lautet mit der Sylbe kas an; dieſer ſtellt ſich gegenüber das ſo ziemlich gleichbedeutende kansa (white copper), deſſen Wurzelſorm kans von dem kas und kastira nur durch Einſchiebung des Naſals nach Art der ſiebenten Conjugationsclaſſe [23]), welche ſo oft erſcheint, verſchieden iſt. Damit identiſch iſt kânsja (white copper). Daß dieſes derſelben Wurzel angehöre, läßt ſich mit Leichtigkeit erweiſen; ja iſt ein bekanntes Suffix und in den kâns für kans iſt das â durch Vriddhi gedehnt. So reducirt ſich denn kansa und kânsja auf kas, alſo dieſelbe Wurzelſorm, wie in kas bei kas-tira. Wohin ſetzen wir nun dieſe Wurzelſorm? Die indiſchen Grammatiker führen eine Wurzel kâs mit der Bedeutung leuchten [24]) an; da mit dieſer der Bedeutung nach identiſch iſt kâç, und davon pra-kâça (das Leuchtende) wiederum ein ſanſkritiſcher Name für Zinn, kommt, ſo ſpricht dieſe Analogie dafür, daß wir auch kas in kas-tira, ſowie kansa und kânsja zu kâs ſtellen. Daß dieſe Wurzelform mit langem â geſchrieben wird, ſpricht gar nicht gegen dieſe Etymologie. Denn es iſt längſt bekannt, und ich könnte es leicht durch viele Beiſpiele feſtſtellen, daß â nicht urſprünglich iſt, ſondern größtentheils aus einem frühern ă entſtand. Allein es zeigt ſich von anderer Seite her eine Schwierigkeit. Es läßt ſich nämlich beweiſen — jedoch würde der Beweis hier zu weit führen — daß die angebliche Wurzelſorm kâs gar nicht organiſch richtig iſt, ſondern durch eine, in den indiſchen Volksmundarten herrſchende, Vertauſchung von s mit ç [25]) eintrat. Wenn demnach kaç für kas in kastira als urſprüngliche Form zu ſetzen iſt, ſo hätte, ſobald tira an die Sylbe kaç trat, nach einem bekannten phonetiſchen Geſetz kashtira entſtehen müſſen, und ich kenne keinen Dialekt, in welchem sht' in st überginge. Auch dieſe Schwierigkeit wird ſich uns durch Betrachtung von tira heben. Wie die indiſchen Grammatiker es erklären, finde ich nirgends angegeben. Ich halte es für ausgemacht, daß es das Wort tira iſt, welches auch allein Zinn bedeutet. Da auch tivra ſo heißt, und v im Sanſkrit häufig ausſällt [26]), ſo halte ich tira für eine bloße Nebenform davon; tivra heißt eigentlich ſcharf, und Zinn hat dieſen Namen durch dieſelbe Ideenaſſociation erhalten, durch welche Eiſen im Sanſkrit tikshna genannt wird; tivra ſowol als tikshna kommen von der ſanſkritiſchen Wurzelſorm tig', ſchärfen. Da nun der erſte Theil von kastira die Wurzelſorm kaç in der dialektiſchen Form kas enthält, der zweite den Namen des Zinns, tira, ſo halte ich das Ganze für eine Compoſition aus dieſen Theilen, jedoch ſo, daß der erſte auch urſprünglich eine Nominalſorm gehabt hätte, alſo etwa kasa tira als Karmadharaja gefaßt. Dieſe Form zog ſich ſpäter in kastira zuſammen. Über die Erklärung dieſer Compoſition kann, wie ich nicht leugnen will, auch eine andere Anſicht geltend gemacht werden; aber die Nachweiſung beider Theile als Namen für daſſelbe, was kastira im Ganzen bedeutete, macht es unzweifelhaft, daß letzteres ein echt indiſches Wort ſei, und mehr haben wir an

18) Ritter, Aſien. IV, 2, 77 fg. III, 800. 19) *Diod.* II. 36. 20) *Lassen*, Pentapot. p. 59. 21) *Herod.* III, 115. 22) *Arrh.* Peripl. c. 13. Vgl. *Vincent*, Peripl. II. App. p. 33.

23) Vgl. Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. 24) *Rosen*, Radd. sanscr. s. v. 25) Vgl. die in *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 81 unter 5 angeführten Stellen. 26) Vgl. Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon an mehren Stellen, z. B. S. 17 und 357.

Digitized by Google

dieſem Orte nicht nöthig. Vielleicht bezeichnete dieſe Zuſammenſetzung eine ausgezeichnetere Gattung von Zinn. Es iſt ſonach erwieſen, daß der Name kastira in Indien heimiſch und nicht fremd iſt. Daraus folgt, daß der griechiſche *κασσίτερος* von dort überkommen iſt, folglich ſchon vor der Homeriſchen Zeit Zinn von Indien aus nach dem Weſten gelangte.

Es iſt ſomit entſchieden feſtgeſtellt, daß ſchon um 1000 v. Chr. die Phönizier indiſche Producte von der malabariſchen Küſte holten und nach den ihnen weſtlich gelegenen Ländern verführten. Dieſe Feſtſtellung berechtigt uns aber noch zu weitern Folgerungen. Die phöniziſch-jüdiſche Fahrt nach Ophir war ſicher nicht die erſte, welche nach dieſen Gegenden hin unternommen ward. Die Juden, deren erſte und letzte Seefahrten unter Salomon ſtattfanden, hätten ſich ſchwerlich, ja gewiß nicht, bei ihrem erſten Seefahrtsverſuch ſogleich zu einer ſo weiten Reiſe entſchloſſen — wenn ſie nicht ſchon längere Zeit von den Phöniziern gekannt und vollführt geweſen wären. Wir irren daher ſchwerlich, wenn wir annehmen, daß die Phönizier nicht zuerſt zu Salomo's Zeiten Gebrauch von den Häfen am arabiſchen Meerbuſen machten; ſie ſtanden gewiß in ähnlicher, vielleicht für ſie vortheilhafterer, Verbindung mit den früheren und ſelbſt ſpäteren Herren von Elath und Eziongeber. Dieſe Annahme iſt um deſto wahrſcheinlicher, da die Phönizier bekanntlich ja ſelbſt aus dieſen Gegenden ſtammten. Hiernach müſſen wir alſo annehmen, daß die Phönizier ſchon früher allein nach Ophir fuhren, ehe ſie durch Salomon, ohne Zweifel, genöthigt wurden, auch einer jüdiſchen Flotte zu Geleitern zu dienen. Nun iſt's aber ferner unnatürlich, anzunehmen, daß die Phönizier von ſelbſt — mögen wir in ihnen noch ſo kühne Seefahrer erblicken wollen — ohne begünſtigende Umſtände, welche ſie gleichſam ſo weit hin verlockten, eine derartige Fahrt unternommen hätten. Da nämlich Ophir auf der Küſte Malabar liegt, ſo müſſen wir annehmen, daß die Fahrt der Phönizier dahin nicht die arabiſchen, perſiſchen, afghaniſchen, indiſchen ꝛc. Küſten entlang ging — ſonſt würde, wie in ſpäteren Zeiten, wo lange nur dieſe Straße bekannt war, ein Hafen im Indusdelta den Haupthandelsplatz gebildet haben — ſondern die Phönizier mußten, die regelmäßigen Monſuns benutzend, mitten durch das Meer von dem Ausgange des arabiſchen Meerbuſens nach Ophir zu ſchiffen. Ein ſolches Wagſtück konnten ſie aber unmöglich unternehmen, ohne daß ihnen die Regelmäßigkeit der Monſun irgendwie mitgetheilt war. Es läßt ſich nun zwar in der That vermuthen, daß der, für ſpätere Zeiten entſchiedene, Handel der Araber nach Indien [27]) ſchon älter war; wäre er wirklich ſo alt, als die nachgewieſene Handelsverbindung der Phönizier mit Indien, ſo könnten ſie es geweſen ſein, welchen die Phönizier die Kenntniß der Monſun verdankten. Allein abgeſehen von manchen andern Umſtänden, deren Auseinanderſetzung hier zu weit führen würde, und die es unwahrſcheinlich machen, den Arabern eine ſo alte und ausgedehnte Schiffahrt zuzutrauen, ſind die directen Zeugniſſe für Fahrten der Inder nach dieſen weſtlichen Gegenden zu ebenſo alt als für die der Araber nach Indien, ja ſogar noch älter [28]), und wir dürfen daher Schiffahrten der Inder in die Gegend von Arabien zu ebenſo hoch hinaufrücken, als umgekehrte von Arabern nach Indien [29]). Allein wir haben noch einen entſchiedenen Beweis für eine ziemlich alte Schiffahrt von Indien nach Arabien zu. Am Eingange des arabiſchen Meerbuſens liegt, als eine für den Handel mit Arabien ſowol, als Afrika, gleich günſtig gelegene Poſition, die Inſel, welche den Griechen ſchon unter dem Namen Inſel des Dioſcorides bekannt iſt. Zur Zeit des Arrhianiſchen Periplus werden uns als Mitbewohner derſelben Inder ausdrücklich genannt [30]). Bochart war, ſo viel ich weiß, der erſte, welcher die ſehr richtige Bemerkung machte [31]), daß der griechiſche Name Dioſcorides der Form nach identiſch ſei mit dem neuern Diu Zokotora, und Bohlen [32]) vermuthet weiter, daß dieſer Name eine Verſtümmelung des ſanſkritiſchen dvîpa sukhatara [33]) ſei, wörtlich: ſehr glückliche Inſel. Dieſe Vermuthung läßt ſich zur höchſten Evidenz erheben; denn was zunächſt die Verkürzung von dvîpa in Diu betrifft, ſo zeigt ſie ſich auch ſonſt vielfach (z. B. Seren Div und Selen Diü für ſanſkritiſch Sinhala Dvîpa = Ceylon [34]); daß aber dieſes Wort im Namen der Inſel Dioſcorides wirklich gelegen habe, beweiſt mit der größten Entſchiedenheit der Umſtand, daß der von da gebürtige Theophilus als von *Διβου* ſtammend bezeichnet wird [35]). Was ferner sukhatara, ſehr glücklich, betrifft, ſo entſcheidet für die Richtigkeit dieſer Etymologie die bei den Griechen und zwar ſchon bei Agatharchides [36]) vorkommende Erwähnung glücklicher Inſeln in dieſer Gegend, welche, wie es bei Diodor [37]) heißt, als Schiffsſtation für die nach oder von (die Stelle iſt nicht ganz ſicher) dem Indusdelta ſegelnden Schiffe diente. Dieſe Inſeln erſcheinen hier in einem mythiſchen Lichte, und ſind geographiſch nicht ganz feſt fixirt. Später hieß Macaria die, jetzt Mazua genannte, Inſel des rothen Meeres. Wenn es demnach gewiß iſt, daß die Inſel Dioſcorides einen indiſchen Namen führt, ſo iſt nur das Geringſte von dem, was daraus folgt, daß die Inder in frühern Zeiten hierher ſchifften. Wir dürfen vielmehr ſogar daraus ſchließen: zunächſt, daß die Inder hierher eine Colonie geführt haben; wie hätte ſich ſonſt in, von Indien ſo fernen, Gegenden der indiſche Name dieſer Inſel geltend machen können? ja noch weiter, die Inder müſſen dieſe Inſel zu einer Zeit in Beſitz genommen haben, wo kein anderes Volk in dieſer Gegend, auf keinen Fall Araber, zur See mächtig waren; denn eine ſolche Station würden die Araber unmöglich vor ihren Augen von den Indern haben beſetzen laſſen. Danach

27) Vgl. Heeren, Ideen. I, 3, 366 fg.

28) *Agatharchides* bei *Hudson*, Geogr. minorr. I, 66. 29) Heeren a. a. O. 30) *Arrh.* Peripl. mar. Erythr. c. 7. 31) Geographia sacra. I, 1, 436. 32) Vgl. Bohlen, Das alte Indien. II, 139. 33) Vgl. auch Pott, Etymologiſche Forſchungen. I. p. LXXX. 34) Ritter IV, 2, 83. 35) Bohlen a. a. O. I, 380 und II, 140. 36) *Agatharchides* a. a. O. p. 65. 37) *Diod.* III, 47. Vgl. auch Ritter, Aſien. IV, 1, 603.

müſſen wir die Beſetzung dieſer Inſel durch Inder ziemlich hoch hinausſchieben; wie hoch, dafür haben wir keine ſichern Spuren; doch wird weiterhin zu Berückſichtigendes wahrſcheinlich machen, daß ſie ſchon vor die Homeriſche Zeit zu ſetzen ſei. Dadurch wurde ſie ſchon faſt in dieſelbe Zeit gerückt, in welche die Ophirfahrt fällt, und Inder, mit welchen die Phönizier in Dvipa Sukhatara zuſammengetroffen wären, wären es alsdann geweſen, von denen die Phönizier die Regelmäßigkeit der Monſun erfuhren. Eine Schiffahrt der Inder nach dem Weſten zu in ſo alten Zeiten anzunehmen, wird vielleicht manchen ſehr kühn vorkommen. Allein ich glaube, daß wir überhaupt für die ältere Geſchichte Indiens eine beiweitem größere Energie vorausſetzen müſſen, als ſich ſpäter zeigt. Denn eine ſo hohe Stufe der Cultur, als die Inder ohne allen äußeren Einfluß erreichten, läßt ſich nicht ohne bedeutende Kraftanſtrengung gewinnen, und nehmen wir eine ſolche an, ſo läßt ſich kaum wegleugnen, daß ſie ſich, bei der ſo günſtigen Lage Indiens, auch in Handel und Schiffahrt einſt thätig und höchſt lebendig geäußert habe. Mit der älteſten und jugendlich kräftigſten Entwickelung des indiſchen Culturlebens mag daher ſchon indiſche Schiffahrt zuſammenfallen und ihre Erweiterung bis zu der Einmündung des arabiſchen Meerbuſens nach allem Vorherbemerkten nicht ohne Wahrſcheinlichkeit bis um **1000** v. Chr. gerückt werden dürfen.

Von der Zeit an, wo die Inder eine Colonie in **dvipa sukhatara**, Dioſcorides, gründeten, mußten ſie, dafür entſcheidet die Lage dieſer Inſel, nothwendig in Handelsverbindungen mit Arabien ſowol, als Afrika treten. Dieſe Folgerung wird durch manche Punkte beſtätigt, welche wir hier wenigſtens andeuten müſſen. Wir haben ſchon früher beiläufig erwähnt, daß das Sefareh oder Sofâla auf der Küſte von Malabar von den arabiſchen Schriftſtellern im Gegenſatz zu einem gleichnamigen Orte auf der Küſte von Zanguebar, welchen ſie **Sefareh el Zinge** oder **Sofalo azzenji** ſchreiben, **el Hinde** genannt werde. Wir hielten es dort nicht mehr für der Mühe werth, anzumerken, daß auch dieſer Ort in Afrika mehrfach für das jüdiſche Ophir erklärt ward, da die Unhaltbarkeit dieſer Meinung ſchon von Geſenius gut erwieſen iſt[38]). Allein die Übereinſtimmung des Namens, ſowie der eigenthümliche Gegenſatz, in welchem beide Orte bei den arabiſchen Schriftſtellern erſcheinen — ein Gegenſatz, welcher ſchwerlich erſt von den Arabern aufgebracht, ſondern wol ſchon aus ältern Zeiten überkommen iſt — machen es mir höchſt wahrſcheinlich, daß beide Orte nicht durch Zufall in dieſer Verbindung ſtehen. Da wir nun geſehen haben, daß die Inder, ohne Zweifel mit Hilfe des Monſuns, ſchon in alter Zeit nach **dvipa sukharata** fuhren, der regelmäßige Monſun ſie aber noch viel leichter nach der Gegend, wo das afrikaniſche Sofâla liegt, tragen konnte[39]), da es ferner eine bekannte und durch jede Periode der Geſchichte von Colonien vielfach beſtätigte Thatſache iſt, daß Colonien gern den Namen ihres Mutterſtaates in ihre neue Beſitzung tragen, ſo liegt der Gedanke nahe, daß das afrikaniſche Sofâlo oder Sefareh eine Colonie des indiſchen **Supâra** war, welches, als die Juden es beſuchten, ſchon ein bedeutender Handelsſtaat geweſen ſein muß. Wenn dieſe Vermuthung nicht ganz grundlos iſt, ſo erhalten wir dadurch zugleich einige Wahrſcheinlichkeit dafür, daß derſelbe indiſche Handelsſtaat **Supâra** es war, welcher die Station **dvîpa sukhatara** beſetzte, und nun erklärt ſich uns auch, warum die phöniziſch-jüdiſche Fahrt dahin, und nicht nach einer andern Gegend Indiens ging. Wenn wir aber Sofâla in Afrika für eine indiſche Colonie nehmen, ſo ſind noch weitere Folgerungen erlaubt. Zunächſt liegt Sofâla weſtlich von Madagascar, und wenn die Inder ſich dort feſtſetzten, ſo iſt es an und für ſich kaum glaublich, daß ſie nicht auch eine Station auf dieſer Inſel gebildet hätten. Ich wage nun zwar nicht mit Entſchiedenheit der von Langlois ausgeſprochenen Vermuthung[40]), beizutreten, daß die im Harivança erwähnte Inſel **Ratnadvîpa** (die Perleninſel), welche der daſelbſt auseinandergeſetzten Sage nach, von Harita beherrſcht (coloniſirt?) ſein ſollte, Madagascar ſei, finde auch die Ähnlichkeit zwiſchen dem, daſelbſt als Namen der Einwohner angeführten, **Madgura** (eigentlich im Sanſkrit Schellfiſch) und dem jetzigen Namen der Inſel (**Madagascar** etwa = ſanſkritiſch **madgura-kshêtra**, Land der Madgura) keinesweges ſo einleuchtend, um darauf einen Schluß zu bauen — da die Sprache der Madgaſchen, mir wenigſtens, zu wenig bekannt iſt, um die Übergänge nachzuweiſen, und die Primärform weder im Sanſkrit, noch in andern Sprachen, mit Sicherheit zu belegen iſt — bin aber doch ſehr begierig auf die von Langlois (a. d. St.) verſprochene Nachweiſung: „daß eine Menge Namen innerhalb dieſer Inſel und der öſtlichen Küſte von Afrika wenig von ihrer reinen Form entfernte Sanſkritwurzeln ſeien. Auch kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß man ſchon früher aus dem, dem kaukaſiſchen ähnlichen, Bau der Madgaſchen, ſowie dem Umſtande, daß ſich eine den indiſchen Kaſten nicht ganz unähnliche Volkseintheilung in Madagascar finden ſoll, einen alten Zuſammenhang mit Indien vermuthete[41]). Wenn wir nun ferner die Entfernung der als indiſche Stationen ſo ziemlich geſicherten Punkte **dvîpa sukhatara**, Dioſcorides, und Sofâla (**supâra**) in Afrika berückſichtigen, und zugleich bedenken, daß Seefahrer, welche, den Monſun benutzend, mitten durch das hohe Meer ſteuerten, an ihre Fahrt zwiſchen Himmel und Meer wol auch eine neue die afrikaniſche Küſte entlang geknüpft haben, ſo wird es gar nicht unwahrſcheinlich, daß auch die ganze, an Gold und andern koſtbaren Producten reiche, Küſte Afrika's zwiſchen dem Cap Gardafui (**Aromata** bei den Alten) im Norden, und Sofâla im Süden von indiſchen Schif-

38) Encyklop. 3. Sect. 4. Bd. S. 201. 39) Vgl. noch *Vincent*, Peripl. I, 145. 146. 252. II, 383. Heeren, Ideen. I. 3, 360 fg., insbeſondere 368. Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. II, 138 fg.

40) Zum *Harivança* I. p. 403. 41) Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. II, 140. Vgl. Uckert, Vollſtändige Erdbeſchreibung der Südhälfte Afrika's (Weimar 1825). II, 760.

Digitized by Google

fern beſucht ward, und wol auch mit ähnlichen Stationen verſehen war, wie jene Grenzpunkte dvîpa sukhatara und Sofâla, und vielleicht Madagascar. Hier würde uns Langlois' verſprochene Nachweiſung vielleicht zu größerer Sicherheit verhelfen. Für jetzt möge es nicht unbemerkt bleiben, daß ſich die Habeſſinier ſelbſt Inder nannten[42]. Wenn es hiernach wahrſcheinlich iſt, daß einſt — die Zeit genauer zu beſtimmen, als daß ſie wenigſtens über Agatharchides hinausreicht, iſt bis jetzt noch nicht möglich — Inder Dioſcorides beſetzten, und dahin, ſowie nach Afrika, ſegelten, ſo wird uns dadurch vielleicht die beſte Erklärung des ſo vielfach beſtrittenen Homeriſchen *Αἰθίοπες τοὶ διχθὰ δεδαίαται* ꝛc. zu Theil. Es iſt wol zuerſt keine Frage, daß die Griechen der Homeriſchen Zeit, ſowie ſie den Phöniziern nachweislich die indiſchen Producte verdankten, ſo gewiß auch die erſten dunkeln Nachrichten über die ſüdlicheren Völker. Von ihnen mag ſich auch die Scheidung der Äthiopier in weſtliche und öſtliche (*δυσομένου Ὑπερίονος* und *ἀνιόντος*) herſchreiben. Dieſe Scheidung in öſtliche und weſtliche kennt Herodot[43] noch, und ſowie ſeine öſtlichen Äthiopier ohne allen Zweifel entweder Inder ſelbſt, oder eine den Indern nahe liegende Völkerſchaft bezeichnen, ſo kann man Ähnliches auch ſchon von den Homeriſchen vorausſetzen. Wenn man nun annimmt, daß, wie in ſpätern Zeiten, ſo auch zur Zeit der Blüthe des phöniziſchen Handels im rothen Meer, die Inſel Dioſcorides ein Hauptverſammlungsort aller an das arabiſche Meer ſtoßenden Völker war, wie dies denn durch die ganze bisherige Entwickelung ſchon ſehr wahrſcheinlich wird, ſo war es eben hier, wohin 1) die alten Bekannten der Phönizier, die ſchwarzen Äthiopier, von der öſtlichen Küſte von Afrika herkamen, vielleicht, wenn unſere Vermuthung, daß ſich indiſche Stationen auf dieſer Küſte befanden, richtig iſt, mit Indern gemiſcht, und 2) die der ſchwarzen Farbe wegen mit jenen, auch noch in ſpäteren Zeiten, gradezu identificirten[44] Indienfahrer. Jene hatten ihre Heimath im Weſten von Dioſcorides (*δυσομένου Ὑπερίονος*), dieſe im Oſten[45]. Genauer ausführen können wir dieſe Anſicht, welche ſich der bei Strabon[46] discutirten ſehr nähert, hier nicht. Iſt dieſe Erklärung richtig, ſo haben wir in ihr ein Zeugniß für die, ohnedies wahrſcheinliche, Annahme, daß die Inder zu derſelben Zeit ſchon, wo die Phönizier nach Ophir (supâra) fuhren, von derſelben Küſte bis Dioſcorides ſegelten.

Unerwähnt dürfen wir aber ferner nicht laſſen, daß man auch einige Spuren indiſchen Weſens, z. B. auffallend hinduſtaniſche Geſichtsbildung in Oman und dem ſüdlichen Arabien will bemerkt haben, ſowie denn die Alten arabiſche Inder erwähnen, und ein noch jetzt herrſchender Sprachgebrauch die ſüdlichen Araber gelbe Inder nennt[47]. Da nach der gegebenen Entwickelung ein alter Verkehr der Inder zur See nach dieſen Gegenden hin ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo iſt es auch ſehr denkbar, daß ſie eine oder die andere Station im ſüdlichen Arabien gründeten. Wenn aber dieſe Vermuthung nur einige Wahrſcheinlichkeit hat, ſo folgt daraus, daß die Araber zu der Zeit, wo die Inder in dieſen Gegenden derartige Anlagen hatten, noch gar keinen nur irgend bedeutenden Seehandel trieben. Auch dieſe Folgerung nöthigt uns indiſche Seefahrten in dieſe Gegenden hoch hinauf zu rücken. Im Allgemeinen will ich hier auch noch bemerken, daß mir der ganze Geiſt der indiſchen Geſchichte höchſt wahrſcheinlich macht, daß die Inder zu keiner andern Zeit, als der ihres erſten Aufblühens und der um wenigſtens 1½ Jahrtauſende ſpäteren Vertreibung des Buddhismus eine Colonie in ſo weite Entfernung, als dvîpa sukhatara, Dioſcorides, liegt, zu führen fähig waren. Durch das ſchnelle Aufblühen despotiſcher Königsmacht und prieſterlicher Geiſtesknechtung wurde der freiere Aufſchwung Indiens bald in enge Grenzen gebannt und von letzterer befreite, aber auch nur auf kurze Zeit, nur der Buddhismus. Dieſe Anſchauung der indiſchen Geſchichte iſt ein, ich möchte ſagen, ſich bewußtlos bildendes Ergebniß des Zuſammenwirkens aller der fragmentariſchen Einzelheiten, welche ich zu durchforſchen hatte. Selbſt wenn ich ſie hier repetirend und anticipirend dem Leſer vorlegen dürfte, möchten ſie doch nicht ſogleich dieſelbe Überzeugungskraft für ihn, wie für den Forſcher haben. Denn dieſem gewähren ſeine Unterſuchungen doch ſtets einige ſubjective Anſchauungen, welche er, ſo ſicher ſie ihm ſind, doch nicht äußerlich ganz zu fixiren vermag. Wenn ich dieſe Überzeugung auszuſprechen wage, ſo fodere ich doch nicht mehr Vertrauen für ſie, als meine Unterſuchungen für meine ſubjective Anſichten einzuflößen vermögen. Auf ſie bauend ſchließe ich aber, daß, da die Coloniſirung von Diu Sokotora durch Inder weit vor der Buddhiſtenvertreibung liegt, ſie auch, und mit ihr die ganze Schiffahrt der Inder nach Weſten, in die erſte Zeit der höhern Entfaltung indiſcher Cultur zu ſetzen ſei.

Wenn unſere bisher verfolgte Unterſuchung richtig geführt iſt, ſo haben wir in Beziehung auf die Entwickelung des indiſchen Culturzuſtandes ſo viel gewonnen, daß wir mit Sicherheit annehmen dürfen, er habe ſchon um 1000 v. Chr. einen ziemlich hohen Standpunkt erreicht gehabt. Daß dieſer nicht plötzlich eintrat, verſteht ſich von ſelbſt; allein wir haben keine Spuren, welche uns zu beſtimmen vergönnten, um wie viel höher die Anfänge der indiſchen Cultur reichten.

Die vor dieſer Zeit liegende Periode, ſeit der Einwanderung der Inder, ſowie ein großer Theil der ihr zunächſt folgenden, muß theilweiſe durch gewaltige Kämpfe mit der Urbevölkerung des Landes ausgefüllt geweſen ſein. Dazu mochten auch Fehden und Kriege unter den einzelnen Staaten der indiſchen Arier ſelbſt kommen. Denn nur eine ziemlich ununterbrochene Waffenübung konnte es möglich machen, daß die Inder zur Zeit, als Alexander ſeinen Eroberungszug verſuchte den Griechen ihre Nachbarvölker, weit an Tapferkeit zu übertreffen

42) *Valesius* zu *Socrat.* Hist. Eccles. I, 19. p. 13. 43) VII, 70. 44) *Arrh.* Exp. Alex. V, 4, 10 ſieht die Inder als die ſchwärzeſten nächſt den Äthiopiern an. 45) Vgl. andere Erklärungen bei Nitzſch, Erklärende Anmerkungen zu Homer's Odyſſee I. p. 9. 46) *Strab.* I. p. 30—34. II, 103. 47) Bohlen, Das alte Indien II, 138 und die daſelbſt angeführten Stellen.

Digitized by Google

ſchienen [48]), wie denn auch die damals vorgefallenen Kämpfe für ihren Muth und ihre Kriegskunſt ein günſtiges Zeugniß ablegen. Manche Erinnerungen an derartige Kämpfe mögen in den Sagen vom Streite der Kuru- und Pandufamilie — dem Stoff des Mahâbhârata — bewahrt ſein. Welcher Art die Verhältniſſe der Inder zu ihren öſtlichen und weſtlichen Nachbarn waren, läßt ſich natürlich nicht ganz beſtimmen. Wir finden eine Menge Spuren indiſcher Cultur, eine Menge ſanſkritiſcher Namen rc. weſtlich vom Indus; allein bei der urſprünglichen Verwandtſchaft der hier vorherrſchenden Bevölkerung mit den Indern läßt ſich nicht mit Sicherheit beſtimmen, ob die Übereinſtimmungen dieſer Art jener urſprünglichen Identität, oder einem ſpätern von Indien ausgegangenen Einfluß zuzuſchreiben ſind. Daß Indien, als wahrſcheinlich früher cultivirter und wol auch mächtigerer Staat, einen friedlichen Einfluß auf die nahgelegenen Länder ausübte, läßt ſich ſchon vorweg vermuthen. Die Unterſuchungen über das Religionsſyſtem des Zarathuſchtro (Zoroaſter), ſowie über Übereinſtimmungen in andern ſocialen Elementen der weſtlichen und öſtlichen ariſchen Völkermaſſe, welche jetzt mit Hoffnung auf ſichere Reſultate begonnen werden können, und zum Theil ſchon begonnen ſind, werden dieſer Annahme feſtere Unterlagen verſchaffen und ſie genauer beſtimmen. Weiterhin werden wir auch wahrſcheinlich zu machen ſuchen, daß die Inder ſchon vor Cyrus' Zeit ihre politiſche Macht etwas diesſeit des Indus ausgedehnt hatten.

Über die Art der Verbreitung der indiſchen Arier in ihrer neuen Heimath von Brahmavarta aus haben wir ſchon im dritten Abſchnitte unſere ſich auf eine Stelle in Manu's Geſetzbuch ſtützende Vermuthung ausgeſprochen. Wir müſſen jetzt das aus der Unterſuchung über Ophir hervorgegangene Reſultat damit verknüpfen, wonach ſchon um **1000** v. Chr. die Weſtküſte Dekhans theilweiſe von indiſchen Ariern beſetzt war.

In dieſe erſte große Periode der indiſchen Geſchichte fällt auch die eigentliche Entwickelung des innern Lebens der Inder. Denn bei Alexander's Einfall finden wir ſie ſchon fertig, und die ſpäteren Umwandlungen ſind mehr Regenerationsverſuche (bewußter Verſuch der Rückkehr zu urſprünglicherem), als ſich ſelbſt treibende, gleichſam unbewußte, organiſche Fortentwickelungen. Ob das ſociale Leben der Inder auf ganz friedlichem Wege, oder in Verbindung mit inneren Kämpfen, ſeine äußere Form erhielt, läßt ſich nicht entſcheiden. Die Kaſteneintheilung, welche das eigentliche Fundament deſſelben bildet, iſt, ſo empörend uns auch ihre Form jetzt in Indien entgegentritt, ihrer Entſtehung nach, wie wir ſie auf die Erklärung der Namen geſtützt ſchon im erſten Abſchnitte angedeutet haben, keineswegs ſo unnatürlich, daß man ſich ihre Fixirung durch Zwang denken müßte. Da die vierte Kaſte, die dienende, gar nicht zum herrſchenden, dem indiſch-ariſchen, Volksſtamm gehörte, ſo zerfällt dieſer ſelbſt nur in die drei Stände, welche die natürlichſten ſind, ſich in jedem ſocialen Verhältniß von ſelbſt bilden, und ſich in einem wohlgeordneten Staate als gleich achtbare präſentiren. Als dieſe drei Ständeunterſchiede durch Geſetz (wenngleich ungeſchriebenes) erblich fixirt wurden, beſtand die Erblichkeit factiſch gewiß ſchon lange Zeit. Sowie der ackerbau- oder gewerbtreibende Vater (der viç, arja, vaiçja) ſeinen Sohn in ſeiner Lebensweiſe erzog, ſo auch der urſprünglich ebendieſem Stande gehörige Prieſter (vgl. die im erſten Abſchnitte gegebene Erklärung des Namens der Brahmanen ârja) und endlich auch der Krieger (kshattra, kshattrija). Das, was einmal beſteht, als göttliche Ordnung und Nothwendigkeit anzuſehen, liegt aber ſo ſehr im Geiſte des frommen Orients, daß eine geſetzliche Fixirung dieſer factiſchen Erſcheinung wol kaum einen Widerſtand fand. Ob aber, nachdem er einmal fixirt war, ſich nicht lange dauernde Streitigkeiten zwiſchen den Kriegern und den Prieſtern um den Vorrang erhoben, iſt eine andere Frage. Die Krieger kshattra, wörtlich überſetzt: die Wagenſchützer [49]), hatten ſich, wie ihr beſonderer Name zeigt, zuerſt von der übrigen ariſchen Maſſe (arjâs) erblich ausgeſchieden, die Prieſter (ârjâs) dagegen erſt ſpäter. Wenn daher letztere, als Repräſentanten des höhern Geiſtes ſich geltend machend, nach dem Vorrang ſtrebten, ſo mochten jene ihre Anſprüche auf ihre ältere Ausſcheidung aus der Maſſe, und darauf, daß ſie gleichſam die concrete Erſcheinung der phyſiſchen Macht bildeten, ſtützen. Ob ſolche Kämpfe vorkamen, ob und wie ſich in Folge derſelben die Verhältniſſe der beiden oberen Kaſten in verſchiedenen Gegenden zuerſt verſchieden geſtalteten, läßt ſich natürlich nicht genauer beſtimmen. Erinnerungen an derartige blutige Streitigkeiten ſcheinen in dem Mythus vom Brahmanen Paraçurâma, welcher alle Kſchatrijas wegen ihres zügelloſen Despotismus ausrotten wollte, und in den Erzählungen vom Streite zwiſchen dem Kſchatrija Viçvamitra und dem Brahmanen Vaçiſchtha bewahrt zu ſein [50]).

Wichtig wäre für die Geſchichte dieſer Periode eine genauere Geſchichte der für die Zeit um **1000** v. Chr. als beſtehend nachgewieſen überſeeiſchen Handelsverbindung mit Indien. Leider läßt ſich aber hier wenig Sicheres geben. Nachdem die Häfen von Elath und Eziongeber wieder von den Juden verloren waren, mochten die Phönizier durch ihre Verbindung mit den Idumäern [51]) ſich zuerſt den Gebrauch derſelben erhalten haben. Allein die vielfachen Unordnungen, welche in dieſer Gegend unter dieſen kriegeriſchen Stämmen herrſchten, die Verwickelung der Phönizier in die Kämpfe der großen Reiche Aſiens, mochten es nach und nach immer ſchwieriger machen, eine ſo weit hingehende Handelsverbindung mit Indien von fremden und in einer ſo unſichern Gegend liegenden Häfen aus zu unterhalten. So ſcheint die Seeverbindung der Phönizier mit Indien von dieſer Seite kurze Zeit nach Homer — denn wenn unſere Andeutung über die zwiefach getheilten Äthiopier richtig iſt, muß ſie damals noch beſtanden haben — aufgehört zu haben. Der Handelszug war aber einmal hierher geführt, und

48) *Arrh.* Exp. Alex. IV, 25, 4. V, 4, 10.

49) Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 156.
50) Vgl. Heeren, Ideen I, 3, 555.
51) Ezechiel 27, 16.



Digitized by Google

verläßt eine gewohnte Straße nicht leicht. Auch mochten die Inder ſelbſt, wenngleich ihre nach Außen gerichtete Thätigkeit in Folge der ſich in der Heimath geltend machenden Inſtitute, an Energie verlor, doch immer einigermaßen zur Erhaltung deſſelben beitragen. Dadurch geſchah es, daß die Völker am arabiſchen Meerbuſen ſelbſt ſich zu Zwiſchenhändlern erhoben; ſo die Idumäer, von denen zu Ezechiel's Zeit die Phönizier indiſche Erzeugniſſe zugeführt erhielten[52]); die im Ezechiel (a. a. O.) erwähnten Handelsartikel ſcheinen allſammt indiſche zu ſein, ſelbſt die baumwollenen und geſtickten Zeuche, welche auch in ſpätern Zeiten und wenigſtens die erſtern noch jetzt, ein Hauptausfuhrartikel Indiens ſind. Heeren glaubt, ſie könnten auch ägyptiſch ſein; allein ägyptiſche Erzeugniſſe erhielten die Phönizier ſchwerlich durch fremde Vermittelung, am wenigſten durch die Idumäer. Wir werden die an dieſer Stelle erwähnten alſo wol von den ähnlichen Erzeugniſſen Ägyptens zu unterſcheiden haben. Der Haupthandel mit Indien nach dieſer Seite hin ging aber in die Hände der ſüdlichen Araber über. Dieſe lieferten den entſchieden indiſchen, höchſt wahrſcheinlich von Ceylon[53]) auf die malabariſchen Märkte und von da weiter nach Weſten verführten, Zimmt. Auch das von ihnen gebrachte Elfenbein werden wir nach der obigen Unterſuchung wol am erſten geneigt ſein für indiſches zu erklären[54]). Das Bedürfniß, die Seeverbindung mit Indien von dieſer Seite her zu erhalten, machte die Araber alsdann auch zu Seefahrern, ſodaß ſie, wenngleich nicht mit phöniziſcher Energie, die Stelle der Phönizier einigermaßen vertraten. Bei ihnen mochte ſich denn auch die Kenntniß der Monſun erhalten; da ſie ſich aber nicht zu dem Range der Culturvölker der alten Welt erhoben, ſo blieb dieſe Kenntniß, vielleicht auch aus Handelspolitik, verborgen, und die Kunde von Indien im Weſten, für welche ſchon um 1000 v. Chr. ein ſo guter Anfang gemacht war, ging während dieſer ganzen Periode von da an mehr zurück als vorwärts.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung einer andern, ebenfalls ſehr alten überſeeiſchen Verbindung des Weſtens mit Indien, deren Alter jedoch ungewiß iſt. Wir meinen die vom perſiſchen Meerbuſen aus. Dieſer bildet die natürliche Straße für den indiſchen Handel nach Babylon und umgekehrt. Wie alt ihr Gebrauch ſei, läßt ſich kaum vermuthen. Doch macht die Caravanenſtraße von Phönizien nach Babylon, welche ſchon durch den König Salomon ihre Hauptpunkte, Palmyra und Baalbeck, erhalten haben ſoll, wahrſcheinlich, daß man um dieſelbe Zeit, wo die Juden an der Ophirfahrt Antheil nahmen, auch ſchon von Babylon her, unter andern babyloniſchen Handelsartikeln indiſche Producte bezog[55]). Auf dem perſiſchen Meerbuſen fuhren, wie Heeren entſchieden nachgewieſen hat[56]), auch die Phönizier. Sie hatten die Bahareininſeln beſetzt, und benutzten zur Fortſchaffung ihrer Waaren nach ihrer Heimath insbeſondere die von Gerra aus, auf der öſtlichen Küſte Arabiens, beginnende Caravanenſtraße[57]). Seit wann die Phönizier in dieſen Gewäſſern ſich feſtgeſetzt haben, iſt ungewiß; doch geſchah es ſchon vor der Zeit des Jeſaias, welcher die Inſel Daden erwähnt[58]). Vielleicht zog ſich die phöniziſch-indiſche Schiffahrt zu der Zeit dahin, als ſie aus dem arabiſchen Meerbuſen wich. Die Schiffahrt auf dem perſiſchen Meerbuſen mochte bis zur Zeit der Unterjochung Babylons durch die Perſer ſehr blühend geweſen ſein. Die Perſer verwüſteten ſie bekanntlich abſichtlich, indem ſie große Kaskaden von Quaderſteinen quer durch den Choaſpes aufführten und dadurch ſeine Beſchiffung durch die Babylonier unmöglich machten[59]). Inwiefern auch die Schiffahrt der Phönizier, welche nicht an den Tigris und Choaſpes gebunden war, in dieſer Gegend dadurch gehemmt wurde, läßt ſich nicht genauer beſtimmen. Doch mußte auch ſie bis zu Alexander's des Großen Zeit ſehr geſunken ſein, da der perſiſche Meerbuſen damals ſo ſehr unbekannt war. Ob die Schiffahrt von hier aus mehr Küſtenfahrt war, oder, wie die aus dem arabiſchen Meerbuſen mitten durch das Meer ging, läßt ſich nicht beſtimmen. Im letztern Falle ging ſie wol nicht, wie dieſe, bis zu der malabariſchen Küſte, ſondern fand ihren Stapelplatz ſchon auf der Halbinſel Guzerate, wo wir weiterhin eine, jedoch nicht ganz ſichere, Spur von Perſern erkennen werden. Neben dieſem Seewege des babyloniſchen Handels mit Indien beſtanden auch Landwege dafür. Ihr Alter läßt ſich nicht genauer beſtimmen; Nachrichten darüber finden ſich zwar erſt in der Zeit der perſiſchen Herrſchaft; aber ſie ſind ohne Zweifel älter als dieſe. Seitdem die babyloniſche Schiffahrt geſperrt war, mußten ſie natürlich viel bedeutender werden, und waren vielleicht der vorzüglichſte Grund des Verſinkens phöniziſcher Schiffahrt auf dem perſiſchen Meerbuſen. Dieſe Straßen gingen nach den nördlichen Theilen Indiens.

Wir wenden uns jetzt den Zeiten zu, in welchen Indien immer mehr aus dem Dunkel, welches bis jetzt nur durch wenige Lichter unterbrochen war, hervortritt. Wenn wir den Einfall der Semiramis in Indien mit Recht zurückweiſen, oder wenigſtens als bis jetzt auf keine hinlänglich ſtützende Angaben baſirt erachten, ſo gibt es keine Spur in der Geſchichte, daß die Bildung und der Untergang der großen aſiatiſchen Reiche auf Indien ſelbſt politiſch eingewirkt hätte. Das einzige, was ſich vermuthen läßt, iſt, daß dieſe ſchon in ſehr alter Zeit bis an die Weſtſeite des Indus reichten, natürlich wenig unter ſich zuſammenhängend und ohne eine ſtärkere Einheit, als die des Herrſchers, oder des herrſchenden Volkes, aber doch ſo, daß ſie im Allgemeinen gegen ein Vordringen der Inder über den Indus einen Damm bildeten. Für dieſe Vermuthung kann man die alte Tradition geltend machen, welche ſchon der Semiramis die Gründung von Cophen zuſchrieb. Selbſtändigkeit war allen dieſen ſo zu-

52) Vgl. Heeren, Ideen I, 2, 107. 53) Vgl. Heeren, Ideen I, 2, 101 und 250 fg. 54) Vgl. über den arabiſchen Handel a. a. O. 98 fg. 55) Vgl. Heeren a. a. O. S. 124 und die ganze Behandlung Babylons S. 133 fg., insbeſondere 227 fg. 56) Vgl. Heeren a. a. O. S. 104. 233 fg.

57) a. a. O. 111 fg. 58) Vgl. über ſie Heeren a. a. O. 235. 59) a. a. O. S. 253.

Digitized by Google

ſammengeballten Völkern im Allgemeinen ſo gleichgültig, daß ſie beim Wechſel des herrſchenden Volkes dem an die Stelle des frühern tretenden von ſelbſt zufielen und ſo ſich die allgemeinen Zuſtände der gehorchenden Völker gleichſam vererbten [60]). Der politiſche Blick dieſer verſchiedenen Reiche und ihre Eroberungszüge waren faſt durchgängig nach Weſten gerichtet. Zuerſt werden Inder wieder in der Geſchichte von Cyrus erwähnt. Auf die von Xenophon in ſeinem Tendenzroman Cyropädie gegebenen Nachrichten über Verhältniſſe von Cyrus und dem von ihm König der Aſſyrier genannten Herrſcher von Babylon zu den Indern [61]) dürfen wir natürlich nicht das geringſte Gewicht legen. Selbſt die allgemeinen Verhältniſſe ſind wol nur fingirt, ſodaß auch die Angabe, daß die Chaldäer bei den Indern als Soldtruppen gedient hätten [62]), ſchwerlich einen berückſichtigungswerthen Fonds enthält. Allein andere der Alten melden von einem Verſuche des Cyrus gegen Indien ſelbſt, indem ſie bemerkten, er habe, ehe er ihn ausführen konnte, in der gedroſiſchen Wüſte faſt ſein ganzes Heer eingebüßt [63]); wenn hinzugefügt wird, daß er nur mit ſieben Mann entkommen ſei [64]), ſo kann dieſe Genauigkeit natürlich nur dazu dienen, um dem Ganzen faſt alle Glaubwürdigkeit zu entziehen. Megaſthenes ſcheint inſofern Recht zu haben, wenn er dieſen Plan des Cyrus durch Stillſchweigen negirt, und nur bemerkt, daß er auf ſeinem Zuge gegen die Maſageten (die großen Yue-chi der Chineſen [65]) in die Nähe Indiens gekommen ſei [66]). Dennoch ſcheint eine feindliche Berührung des Cyrus mit den Indern ſtattgefunden zu haben. Dicht in der Nähe des Indus zerſtörte er nämlich die Stadt Capiſſa [67]), das Kiapiche der Chineſen [68]); die Lage dieſer Stadt iſt zwar nicht ganz genau zu ſichern, und am wenigſten möchte ich mit Mannert [69]) das heutige Cabul dafür halten, deſſen alter Name ſanſkritiſch Gôpura. Thor (ſo genannt, weil es das Thor nach Indien bildete) [70]), war; allein, daß ſie nahe am Indus, und zwar am obern Theile deſſelben gelegen habe, beweiſen die bei Mannert citirten Stellen. Nun werden wir weiterhin ſehen, daß unter Darius Gandharer diesſeit, im Weſten, vom Indus tributaire Unterthanen des perſiſchen Reiches ſind. Sie wohnten unter andern zwiſchen Attock und dem jetzigen Fluſſe Cow [71]). Daß dieſe ein indiſches Volk ſeien, wußte ſchon Hecatäus [72]). Dieſe Gandarer (im Sanſkrit gandhâràs) ſind aber außerdem öſtlich vom Indus in der Pentapotamie und zwar an mehreren Stellen nachgewieſen [73]), ſowol im Innern der Pentapotamie, als an dem Indus. Dieſe Nachweiſungen reichen mit Entſchiedenheit in die Zeit Alexander's des Großen; ſie rühren nämlich zum Theil aus Strabon her, welcher hier die Geſchichtſchreiber Alexander's vor Augen hat. Wir ſehen alſo ſchon hier Gandharer an drei Punkten, diesſeit, jenſeit des Indus und in der Mitte der Pentapotamie, nach Strabon [74]) zwiſchen dem Tſchandrabhaga (bei den Alten Akeſines) und Airavati (Hydraotes). Hierzu kommt aber endlich, daß Hecatäus auch ſchon Kaſchmir kennt, welches er mit einer von der echt ſanſkritiſchen kaçjapapura (Stadt des Kaçjapa) [75]) nur wenig abweichenden Form *Κασπάπυρος* benennt [76]). Dieſes nennt er aber wiederum eine Stadt der Gandharer (*γανδαρικὴ πόλις*). Faſſen wir dieſe vier Punkte, wo Gandharer vorkommen, zuſammen, ſo liegt nichts näher, als die Vermuthung, daß zur Zeit des Cyrus die Gandharer, welche wir in ſpätern Zeiten gleichſam durch ſich zwiſchen ihnen erhebende Völker getrennt finden, ein einziges Reich bildeten, deſſen Hauptſitz eben Kaçjapapura (Kaſchmir) war, welches wir etwas mehr als 100 Jahre ſpäter im allerblühendſten Zuſtand ſchon erblicken werden. Während nun die weſtlicheren Reiche Aſiens ſich ſchnell ihrem Untergange zuneigten, ſcheinen die Gandharer am oberen Indus, ſowie andere Inder am unteren, ſich übergeſiedelt und auch einzelne Theile dieſer Gegenden im Weſten vom Indus ſich unterworfen zu haben. Inſoweit würden wir alſo die oben im Allgemeinen ausgeſprochene Anſicht, daß der Indus ſeit alten Zeiten die Grenze Indiens geweſen ſei, wenn dieſe Vermuthung richtig iſt, zu modiſiciren haben. Wenn die vielen Spuren indiſchen Lebens, welche ſich bei Alexander's Einfall in dieſen Gegenden vorfinden, erſt derartigen politiſchen Begebenheiten zuzuſchreiben wären, und nicht der urſprünglichen Verwandtſchaft der geographiſch durch den Indus geſchiedenen ihm nächſtgelegenen Völker, dann müßten wir freilich einen längeren Beſitz annehmen. In dieſen Gegenden ſcheint Cyrus auf ſeinem Zuge die alte Reichsgrenze theilweiſe wiederhergeſtellt zu haben, wodurch die indiſchen Völkerſchaften, welche ſich diesſeit des Indus angeſiedelt hatten, nämlich die am oberen Indus, die Gandharer, genöthigt wurden, ſich der perſiſchen Oberhoheit zu unterwerfen. Das mochte die Macht der Gandharer ſchwächen und den Verfall derſelben auch jenſeit des Indus herbeiführen, ſodaß ſich ſelbſtändige Völkerſchaften, welche ſie früher verſchlungen hatten, wieder erhoben, und ſie ſelbſt nur an weit von einander entfernten Orten, gleichſam wie Trümmer ihrer frühern Macht, da ſtanden. Des Cyrus Zug gegen die Inder am unteren Indus ſcheint wegen der Unwegſamkeit der gedroſiſchen Wüſte mislungen zu ſein, wie wir theilweiſe ſchon aus den erwähnten Erzählungen folgern können, vorzüglich aber daraus hervorgeht, daß dieſe erſt von Darius dem perſiſchen Reiche unterworfen wurden (ſ. weiterhin). Danach iſt es wahr=

60) So blieben die Aſſakanen am Indus, wie ſie den Aſſyriern unterworfen waren, auch unter den Medern; *Arrh.* Indica I. 61) *Xenoph.* Cyrop. I. 5, 3; II, 4, 1 sq.; 7 sq.; VI, 2, 1 sq. 62) a. a. O. 2. 25. 63) *Arrh.* Exped. Alex. VI, 24. 4. 64) a. a. O. VI, 24, 3. *Strab.* XV, 2. 5. p. 722. 65) Ritter, Aſien. V, 615. 66) Bei *Strab.* XV, 1, 6. p. 687. 67) *Plin.* H. N. VI, 25 (23). 68) Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige (Bonn 1838) S. 149. 69) Geogr. der Griechen und Römer V, 20. 6. 70) Vgl. Ritter in den Abhandlungen der berl. Akad. der Wiſſenſchaft. 1829. S. 162. 71) Dies geht aus *Strab.* XV, 1, 26. p. 697 hervor. 72) *Hecataeus* ed. *Klausen* p. 94.

73) *Lassen*, Pentapotamia p. 15 sq. 74) *Strab.* XV, 1. 30. p. 699. 75) Laſſen, Die perſepolitaniſchen Keilinſchriften S. 11. 76) *Hecataeus* ed. *Klausen* p. 95.



Digitized by Google

ſcheinlich, daß Cyrus entweder in zwei Expeditionen, oder mit getheiltem Heere, den Verſuch gemacht habe, die Reichsgrenze bis zum Indus zu ſichern. Die am oberen Indus gelang [77]), die am unteren dagegen mislang vollſtändig.

In dieſelbe Zeit ungefähr, in welcher durch Hecatäus (ungefähr 540 v. Chr.) die erſten genaueren Nachrichten über Indien, ohne Zweifel von den Perſern überkommen, zu den Griechen gelangten, ſetzen die ceyloneſiſchen Annalen und die ihnen folgenden derjenigen Buddhiſten, welche von Ceylon aus ihre Religion erhielten, eine Begebenheit, welche für Indien von der allergrößten Bedeutung war, nämlich die nirvâna, den zur höchſten Vollendung oder dem vollſtändigen Verſchwinden führenden Tod des Stifters des Buddhismus, Gautama Buddha, auch Çâkja-muni oder Çâkjasinha genannt. Von dieſem nirvâna an, welches die ceyloneſiſchen Annalen 543 v. Chr. auf den Tag des Vollmonds im Monat vaiçakha (etwa Mai) verlegen [78]), beginnt die ceyloneſiſche Ära. Durch dieſen Umſtand kann man ſich leicht bewegen laſſen, der ceyloneſiſchen Angabe vor denen der übrigen Buddhiſten, welche vielfach und um Tauſende von Jahren abweichen, einen Vorzug zuzuſprechen. Allein dieſer Umſtand könnte doch nur dann als entſcheidend in Anſchlag gebracht werden, wenn ſich die mit dieſem Jahre beginnende Ära wirklich als richtig dadurch erwieſe, daß ſie ſynchroniſtiſch mit anderſher geſicherten Daten zuſammentrifft. Allein grade das Umgekehrte iſt hier der Fall. Ich habe ſchon früher [79]) gezeigt, daß für die Zeit von 312—223 v. Chr. die Buddhiſtiſche Ära einen ganz entſchiedenen Fehler von 69 oder 70 Jahren hat [80]). Ich habe ebendaſelbſt ſchon auf eine Disharmonie in der Reducirung von Aſoka's Regierungsanfang auf dieſe Buddhiſtiſche Ära nachgewieſen. Dagegen ergab ſich an demſelben Orte, daß die in den ceyloneſiſchen Annalen bewahrten Data der Regierungsjahre indiſcher Könige ganz richtig waren, und die Zeit dieſer Könige nur dadurch verſchoben war, daß ſie mit der Buddhiſtiſchen Ära in Einklang gebracht werden ſollte. Hieraus folgt mit Beſtimmtheit, daß zu der Zeit, wo die Grundlage der ceyloneſiſchen Annalen fixirt ward (ſchriftlich ſoll dies nach dem Zeugniſſe des Mahâwanſo [81]) zwiſchen 104—76 v. Chr. geſchehen ſein), keine vollſtändige Sicherheit über das ſynchroniſtiſche Verhältniß von Gautama Buddha's Todestag zu der Regierungsgeſchichte der indiſchen Könige exiſtirte. Wenn man annehmen dürfte, daß das Datum, wonach Buddha's Tod 218 Jahre vor Aſoka's Regierungsantritt gefallen wäre [82]), ein richtig überliefertes wäre; die in den Annalen fortgehende Rechnung dagegen, wonach er 224 Jahre vor dieſes Datum fällt [83]), falſch, ſo würden wir als Buddha's Todestag 468 oder 467 v. Chr. erhalten. Denn daß Aſoka's Regierungsantritt 250 oder 249 v. Chr. fällt, iſt in den Gött. Gel. Anz. mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen. Allein dieſe Buddhiſtiſche Ära knüpft ſich keinesweges allein an den Tod des Buddha, ſie gibt vielmehr zugleich den erſten Punkt der Civiliſationsgeſchichte Ceylons. In demſelben Jahre, ja an demſelben Tage, an welchem Buddha nirvâna erlangte, ſtarb, ſoll auch Wijayo von Kalinga, oder Vanga (Bengalen, im Gebiete jenſeit des Ganges) [84]), aus nach Ceylon gekommen ſein, und dieſe Inſel für Menſchen bewohnbar gemacht haben [85]). Um dieſe beiden Hauptmomente der ceyloneſiſchen Geſchichte in einem Jahre zu vereinigen, muß man entweder reine Willkür in Beziehung auf die Anſetzung der einen annehmen, oder Traditionen über beide müſſen mit einander ausgeglichen ſein. Unter beiden Bedingungen wird die ſchon durch jene Differenz in ihrer Glaubwürdigkeit afficirte Ära noch unſicherer, und ich habe deswegen ſchon früher die Überzeugung ausgeſprochen, daß ſie eine rein prieſterliche, auf Prophezeihungen und derartigen unhiſtoriſchen Daten beruhende [86]) ſei, und uns über das Zeitalter des Buddha durch die ihr zuzuſprechende Glaubwürdigkeit nicht mehr aufkläre, als die andern Buddhiſtiſchen Angaben. Dieſe weichen, wie bemerkt, vielfach ab [87]), die Tibetaner allein haben 13 verſchiedene Angaben für ſeine Erſcheinung:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) . . . 2420 | v. Chr. | 8) . . . 544 | v. Chr. |
| 2) . . . 2146 | „ „ | 9) . . . 878 | „ „ |
| 3) . . . 2133 | „ „ | 10) . . . 835 | „ „ |
| 4) . . . 2137 | „ „ | 11) . . . 565 | „ „ |
| 5) . . . 1298 | „ „ | 12) . . . 882 | „ „ |
| 6) . . . 750 | „ „ | 13) . . . 1058 | „ „ |
| 7) . . . 651 | „ „ | | |

| | | |
|---|---|---|
| Die Chineſen (nach Couplet) . . . . . | 1026 | „ „ |
| Dieſelben (nach Matouanlin und de Guignes) . . . . . . . . . . . . . | 1027 | „ „ |
| Dieſelben (nach Klaproth) . . . . . . | 688 | „ „ |
| Kalhâna in der Geſchichte von Kaſchmir | 1332 | „ „ |
| Abulfazl . . . . . . . . . . . . . . . | 1336 | „ „ |

77) Vgl. nach *Arrh.* Ind. I. wonach die Aſſakanen am oberen Indus ausdrücklich Unterthanen der Aſſyrier, Meder und des Cyrus genannt werden. 78) *Turnour* in Journal of the Asiatic Society of Beng. 1837. Jul. p. 505. 79) In Gött. Gel. Anz. 1839. St. 98—100. S. 969 fg. 80) a. a. O. S. 991 fg. 81) Mahâwanſo im 33. Cap. 1. Th. S. 207 in der Turnour'ſchen Ausgabe. 82) a. a. O. S. 22. 83) Gött. Gel. Anz. S. 991.

84) *Wilson* in As. Research. XV, 47. Die Identität von Kalinga und Vanga folgt aus der Angabe der Ceyloneſen, welche dieſe Colonie bald von dort, bald von hier kommen laſſen (vgl. *Burnouf* et *Lassen*, Sur le Pali p. 44 und Mahâwanço I. p. 45 in der Ausgabe von Turnour). 85) *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Beng. Sept. 1837. p. 718. 725. 86) Vgl. auch *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Beng. Sept. 1837. p. 717 und den ganzen ſehr trefflichen Aufſatz. 87) Von der Maſſe von Stellen, in denen der Beginn des Buddhismus behandelt iſt, erwähne ich nur folgende: Burnouf, nach dem Quarterly oriental Magazine, in Journal asiatique (Par. 1827). T. X. p. 141. *Abel Remusat* in Melang. Asiat. I, 113. 379. *Burnouf* et *Lassen*, Essai sur le Pali a. a. O. fg. Bohlen, Das alte Indien. I, 314 fg. Ritter, Aſien. IV, 1, 492 und die daſelbſt angeführten Stellen, insbeſondere III, 1160—1170. Stuhr in: Die Religionsſyſteme der heidniſchen Völker des Orients (Berlin 1836). S. 138 fg. Gruber in der Encyklop. XIII. S. 331 fg. Schmidt, Geſchichte der Oſtmongolen. S. 17. *Bohlen*, De Buddhaismi origine et aetate. Andere Schriften werden weiterhin bei dem Buddhismus (Abſchnitt 5. Indiſche Religion) angeführt werden.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Die japaneſiſche Encyklopädie ſetzt ſeine Erſcheinung | 1029 | v. | Chr. |
| Dieſelbe Encykl. ſetzt ſeinen Tod | 950 | „ | „ |
| Pegu ſetzt ihn | 638 | „ | „ |
| Die Birmanen (wie die Ceyloneſen) ſeinen Tod | 543 | „ | „ |
| Die Siameſen | 544 | „ | „ |
| Der Radjgouron in Aſam | 520 | „ | „ [88]) |
| Hierzu füge man die Angabe der Mongolen, welche ſeine Geburt am höchſten ſetzen | 2639 | „ | „ [89]). |

Noch mehr Differenzen, auch die Angaben neuerer Gelehrten, welche auf Combinationen aus den überlieferten beruhen, kann man an den angegebenen Orten ſehen. Aber ſchon dieſe genügen, um ſich zu überzeugen, daß die Angaben über Buddha's Zeitalter keine feſte hiſtoriſche Baſis haben. Sie beruhen ohne allen Zweifel nur auf prieſterlichen Combinationen, welche mit vieler Mühe und Sorgfalt mit den Geſchichten der Völker verwebt wurden, zu denen der Buddhismus drang. So nehmen ſie, wie z. B. die chineſiſchen und die japaniſche Angabe einen hiſtoriſchen Anſchein an, auf welchen man nicht das Geringſte geben darf. Da faſt bei allen dieſen Völkern erſt nach Chriſto der Buddhismus eingeführt ward, ſo beruhen ihre Angaben auf den, von den Indern überlieferten, Daten, und dieſe verlieren für denjenigen, welcher in die Art, wie die Inder ältere Geſchichte anſahen, eingedrungen iſt, allen hiſtoriſchen Glauben. Die immer höhere Hinaufrückung des Buddha erklärt ſich leicht durch die religiöſe Überzeugung im Buddhismus, wonach Buddha ſtets ſich von Neuem in ein ſichtbares Oberhaupt der Religion verkörpert. Dagegen darf die Skepſis gegen die Richtigkeit der chronologiſchen Data uns wol nicht ſo weit führen, ganz und gar die Perſönlichkeit eines Religionsſtifters, des Çâkjamuni, in Zweifel zu ſtellen. Eben die ſich fortpflanzende Idee eines ſichtbaren Religionshauptes macht es gewiß, daß einſt ein energiſcher Prediger der neuen Lehre auftrat. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß dieſes um die Zeit ungefähr geſchah, in welche ihn die ceyloneſiſchen Annalen ſetzen. Denn einerſeits ſpricht manches dafür, daß von den uns erhaltenen Quellen für Buddhiſtiſche Geſchichte die ceyloneſiſchen die älteſten ſind und Ceylon einer der erſten Punkte war, wohin der Buddhismus durch Miſſionaire verbreitet ward. Andererſeits tritt aber auch der Buddhismus gegen 250 v. Chr., alſo etwa 200 bis 300 Jahre nach dieſer Zeit, mit der ganzen Friſche einer neugeſtifteten Religion auf, für welche, um ſich durchbildet und zu einer gewiſſen Einheit gebracht zu haben, wol ein ſolcher Zwiſchenraum von der Zeit des erſten Auftretens an nothwendig iſt. Vergleichen kann man das energiſchere Auftreten des Chriſtenthums faſt um ebenſo viele Jahrhunderte nach ſeiner Stiftung. Die Unterſuchung über dieſen Gegenſtand dürfen wir jedoch noch keineswegs als abgeſchloſſen betrachten. Wie uns erſt die letzte Zeit ganz neue Materialien dafür lieferte, ſo liegen deren noch viele in den verſchiedenen Schriften oſtaſiatiſcher Völker zerſtreut, deren Literatur eben erſt anfängt, genauer berückſichtigt zu werden. Ich muß mir ſogar über einen ſehr für die ſpätere Anſetzung des Buddhismus ſprechenden Grund, welcher ſich ſchon mit Hilfe der bis jetzt publicirten Materialien zu einer gewiſſen Sicherheit bringen ließe, eine bloße Andeutung erlauben, weil mir einige der hierher gehörigen Materialien nicht zu Gebote ſtehen. Ich glaube nämlich zu bemerken, daß die Quellen, welche den Stifter des Buddhismus ſo hoch hinaufrücken, doch über nicht mehr Begebenheiten und hervorſtechendere Namen zu gebieten haben, als die ceyloneſiſchen Annalen, ſodaß ſie dort nur weiter hinaufgeſchoben werden. Ich will hier nur zwei Beiſpiele anführen, da ich mir eine genauere Verfolgung dieſer Bemerkung doch für eine Zeit vorbehalten muß, wo ich mit dem Material beſſer ausgerüſtet ſein werde. Die japaniſche Encyklopädie, welche die bedeutendſte Autorität, wenn auch nicht für die Zeitbeſtimmung von Buddha ſelbſt iſt, doch dafür, daß eine alte Überlieferung exiſtirte, welche ihn ſo hoch hinaufrückte, hat in ihrer Aufzählung der auf Çâkjamuni folgenden Patriarchen [90]) als zweiten (oder als dritten nach Sakjamuni ſelbſt) Ananto, welcher, wie ſchon Chezy bemerkte, eigentlich Ânando [91]) heißen ſoll. Sie ſetzen ihn um 879 v. Chr. Dieſer Ânando erſcheint nun auch in den ceyloneſiſchen Annalen; er iſt die wichtigſte Perſon auf dem erſten, im Todesjahre des Buddha, nach den ceyloneſiſchen Annalen gehaltenen, Concilium (alſo danach 543 v. Chr.) [92]). Er iſt zwar damals nicht Patriarch, ſondern als Vorſteher des Concils wird Mahakaſſapa genannt (welcher vielleicht identiſch iſt mit dem erſten Patriarchen der japoneſiſchen Encyklopädie, Mahakaya) [93]), und ich finde ihn überhaupt in den ceyloneſiſchen Quellen nicht ausdrücklich als Patriarchen bezeichnet; allein, daß er auch nach ihnen eine ähnliche Stelle einnimmt, geht daraus hervor, daß bei dem zweiten Concil der Buddhiſten ſechs Prieſter insbeſondere hervorgehoben werden, welche ſeine Schüler ſind [94]). Die bedeutendſte Rolle in der ältern Geſchichte des Buddhismus ſpielt ferner Aſoka. Mir iſt es nun ſchon früher gelungen, nachzuweiſen, daß dieſer ſeine Regierung 250 oder 249 v. Chr. antrat. In den ceyloneſiſchen Quellen wird er um 70 oder 69 Jahre höher hinaufgerückt in Folge der ſchon bemerkten Differenz. In den kaſchmirſchen Annalen wird er aber ſchon um das 14. Jahrh. v. Chr. geſetzt [95]). Die Chineſen kennen ihn ebenfalls und ſetzen ihn [96]) um 833 v. Chr. Dieſes paßt ſogar ungefähr mit dem ſchon erwähnten Datum der ceyloneſiſchen Quellen, welches ihn 218 Jahre nach Buddha's Tode die Regierung antreten läßt, natürlich accommodirt an

88) Nach Burnouf in Journal Asiatique a. a. O. 89) Journal Asiatique VII. (1831.) p. 165.

90) *Abel Remusat*, Sur la succession des trente-trois premiers patriarches de la Réligion de Buddha in Mélanges asiatiques. I, 113 sq. 91) a. a. O. S. 118. Anm. 2. 92) Vgl. *Mahâwanso* p. 12. 13. 19 und *Turnour* in Journ. of the Asiatic Soc. of Beng. 1837. Jul. p. 513 sq. 93) *Ab. Rem.* a. a. O. 94) *Mahâwanso* p. 19. 95) Asiat. Res. XV, 19; vgl. S. 81. 96) Ich folge hier Ritter, Stupas. S. 58, da mir Foë koue ki noch nicht zugänglich iſt.

Digitized by Google

eine Annahme, welche dieſen faſt fünf Jahrhunderte höher hinaufſchob. Wenn der eben ausgeſprochene Gedanke als richtig ſich erweiſen ſollte [97]) — und ich glaube, daß dieſes wird geſchehen können — ſo wird die Zurückrückung der Epoche des Buddha auf dieſelbe Weiſe geſchehen ſein, wie auch die Brahmanen die indiſche Geſchichte immer älter zu machen ſuchten, indem ſie z. B. den Chandraguptas, welcher entſchieden, wie wir in den Gött. gel. Anz. nachwieſen, 312 oder 311 v. Chr. ſeine Regierung begann, bis um 1500 und noch höher hinaufſchoben. Es wäre dies alſo eine blos aus Begierde nach Alterthümlichkeit gefloſſene, weder durch die Mehrheit der Buddha's noch ſonſt etwas zu entſchuldigende, Lüge. Auf jeden Fall folgte daraus, daß die jüngere Anſetzung ſtets mehr Glauben verdient, als die ältere.

Als Stifter dieſer Lehre wird Gautama genannt, abſtammend, nach den ceyloneſiſchen Quellen, von dem erſten Herrſcher dieſer Weltperiode, kalpa (im Pali kappa), Mahasammata, in welchen er ſich ſelbſt bei einer frühern Sichtbarwerdung incarnirt hatte [98]). Sein Vater war Sudhódano; dieſer leitete ſich von der Familie Sakja (Çàkja im Sanſkrit), welche ihren Stammbaum auf Okkáko (im Sanſkrit Ikshváku, der erſte Monarch aus der Familie der Sonne) zurückführte. Seine Reſidenz war Kapilláwatthu (im Sanſkrit Kapilawastu), in der Gegend des jetzigen Hurdwar (29° 57′ nördl. Br., 78° 2″ öſtl. Länge) wahrſcheinlich. Als Mutter des Gautama (im Pali Gótamó) wird Máyá genannt, die Tochter des Anjano, ebenfalls aus der Sákja-Familie [99]). Als erſte Macht Indiens wird Bimbiſáro erwähnt, ein Freund von Gautama, und fünf Jahre jünger. Gautama heirathete und zeugte Rahulo; im 29. Jahre ſeines Alters widmete er ſich ſeinem Berufe als Religionsſtifter. Nachdem er in ſechs Jahren alle Grade des Buddhathums erreicht hatte, erſchien er in ſeinem 35. Jahre vor Bimbiſáro, welcher damals 15 Jahre regiert hatte, und, der Sage nach, ſich bekehren ließ. Gautama lebte noch 45 Jahre ſeit dieſer Zeit, alſo im Ganzen 80, ward alſo darnach, da die ceyloneſiſchen Annalen ſeinen Tod 543 v. Chr. ſetzen, 623 geboren. Die vielen Sagen und Abweichungen von dieſer einfachſten und wol älteſten Darſtellung der Sage von Gautama's Leben können wir hier nicht verfolgen [1]). Bemerkenswerth iſt nur die Brahmaniſche Darſtellung. Eine ſo wichtige Erſcheinung, als Gautama war, konnten die Brahmanen natürlich nicht in ihren Genealogien übergehen; ſie ſcheinen ihn auf ähnliche Weiſe in ihr Bereich gezogen zu haben, wie die Buddhiſten Brahmaniſche Erſcheinungen ſich aneigneten. Er erſcheint zuerſt — und dieſe Erwähnung iſt wol noch älter, als die älteſte ſchriftliche Aufzeichnung der Sage bei den Buddhiſten — im Râmâjana. Denn wir werden ſpäterhin wahrſcheinlich machen, daß die Grundlage dieſes Gedichts etwa um 200 v. Chr. abgefaßt ward. Das Râmâjana erwähnt ihn als heiligen Anachoreten, ohne ſeinen Vater zu nennen; ſeine Gemahlin war Ahalya, in welche ſich einſt Indras, der Gott des Himmels, verliebte und ihr beiwohnte. Gautamas fluchte Beiden, und von dieſem Fluche befreite Râmas die Ahalya [2]). Auch Harivança [3]) erwähnt keinen Vater des Gautamas, und ebenſo wenig die Genealogien [4]); durch die Verheirathung mit Ahalya tritt Gautama in Verbindung mit dem Königsſtamme von Pankâla. Dieſe Auslaſſung der Abſtammung von Gautama hat mich zuerſt gegen die ceyloneſiſche oder wol überhaupt Buddhiſtiſche — wir wiſſen jedoch noch nicht genau, inwieweit die verſchiedenen Quellen übereinſtimmen — Sage bedenklich gemacht. Später werden wir, wo wir zu der Einführung des Buddhismus als Staatsreligion gelangen, auf mehre Umſtände aufmerkſam machen, welche dazu beitragen konnten, der Buddhiſtiſchen Sage grade dieſe Geſtalt zu geben.

Die ganze Lehre des Buddhismus zeigt, daß er als Oppoſition, als feindliches Element, aus dem Schooße des Brahmathums hervorging und ſich ihm gegenüberſtellte. Das Brahmathum muß um die Zeit, wo ſich dieſe Oppoſition auf eine energiſche Weiſe geltend zu machen ſuchte, nicht allein ſchon ſeine Idee in einer ihr gemäß geſtalteten Form ausgedrückt gehabt haben, ſondern dieſe Form mußte ſchon ihre Idee verloren haben und in eine Verknöcherung überzugehen drohen. Das Leben war weiter vorwärts geſchritten und fühlte ſich nirgends mehr befriedigt. Die Werkthätigkeit in der Religion, zu welcher das Brahmathum anhielt, indem es ſich als Vermittler darſtellte zwiſchen dem Thun und dem Gewiſſen, die Unterwürfigkeit, in welche die Kaſteneintheilung den größten Theil des Volkes gezwängt hatte, ſcheinen das religiöſe Gefühl ſowol als das politiſche empört zu haben. Dafür zeugen die beiden Grundprincipien des Buddhismus, welche gegen dieſe Hauptmomente des Brahmathums einen grellen Gegenſatz bilden, der Begriff der Tugend (dharma), welche den Menſchen wieder rein auf ſich, auf ſeine geläuterte Anſchauung der ewigen Weltordnung, zurückwies und ihn ſo wider ſich ſelbſt zum Geſetz machte, und der Eifer gegen alle Kaſteneintheilung, welche, mit dem Steigen der Cultur, die ſich doch nicht ganz und gar in die Grenzen der Brahmanenkaſte bannen ließ, immer mehr als ein ſchweres Joch gefühlt werden mußte. Da mir die Sagen über die Abſtammung des Gautama nichts weniger als hiſtoriſch zu ſein ſcheinen, ſo will ich nicht mit Entſchiedenheit dafür bürgen, daß er wirklich ein Königsſohn geweſen ſei; allein die ganze ſociale Lage

97) Vgl. auch die Bemerkung von Turnour in der Introduction zum Mahâwanſo (p. XXXV), wonach auch die Data in Beziehung auf die dem Buddha vorhergehende indiſche Geſchichte auf übereinſtimmende Weiſe (trotz der großen Differenz in Bezug auf die Anſetzung des Buddha) in den tibetaniſchen und ceyloneſiſchen angegeben werden. Ich kann dieſe Bemerkung nicht prüfen, da das Heft des Journal of the Asiatic Soc. of Bengal, welches den allegirten Aufſatz von Csoma Körösi enthält (Aug. 1833) nicht nach Göttingen gekommen iſt. Dagegen iſt dieſe Übereinſtimmung in Bezug auf die mongoliſchen Berichte bei Ssanang leicht nachweisbar. (Schmidt a. a. O. S. 11 fg.) 98) *Mahâwanso* p. 8; vgl. Introd. XXXV. 99) Vgl. *Mahâwanso* ch. 2. p. 8. 9.

1) Vgl. Bohlen, Das alte Indien. I, 311 fg. Gruber in der Encyklopädie a. a. O. und die daſelbſt angeführten Stellen.

2) Râmâj. I, 48. 3) I. p. 149. 4) *Hamilton*, Genealog. Tabl. 7. I f 23 D b.

Digitized by Google

Indiens, wie wir ſie uns denken müſſen, macht es in der That höchſt wahrſcheinlich, daß die Buddhiſtiſche Reformation nur von einem Brahmanen, oder einem aus der Kriegerkaſte ausgehen konnte. Denn die dritte Kaſte entbehrte ſowol der phyſiſchen Macht — der Waffen — als der geiſtigen, da die Brahmanen ſie ſchwerlich zu einer höhern Cultur, als ihnen abſolut nothwendig war, heranreifen ließ, indem ſie daſſelbe Syſtem verfolgten, welches auch die ägyptiſchen Prieſter leitete. Die vierte Kaſte zählte in der alten Zeit der ſtrengen Kaſtenſcheidung wol kaum als Theil des Volkes mit. So konnten denn nur die beiden höhern Kaſten ſelbſt an dem Brahmathume rütteln. Die Brahmanen mochten, wie in der ſpätern Zeit, nach wiedergewonnener Herrſchaft, im wahren Geiſte einer Staatskirche ihre geiſtige Macht auch zur Befriedigung irdiſcher Intereſſen benutzt haben, und aus Corporationsgeiſt und eigenem Intereſſe am wenigſten geneigt ſein, ein Gebäude zu bedrohen, deſſen Beſtehen ihnen nur Vortheil bringen konnte. So iſt es denn die Kriegerkaſte, insbeſondere die Häuptlinge, Könige — welchen, ſchon zur Verwaltung ihrer höhern Obliegenheiten, ein tieferer Blick in die Brahmaniſche Bildung vergönnt werden mußte, und auf denen der in das Gewand der Religion gekleidete Druck ſo ſchwer laſten mochte, wie der der Päpſte auf der weltlichen Macht im Mittelalter — die am erſten fähig waren, die alte Cultur, ſobald ſie ſich tödtlich abſchließen wollte, zu bekämpfen und vielleicht auf eine neue Bahn zu bringen. Der, welcher zuerſt in ſeiner Begeiſterung das Wort dieſer Reform, dharma, *Tugend*, ausſprach, muß, da er als Motiv derſelben das *tiefſte Mitleid* mit dem Schickſale des Menſchen angab, Indien in einem dieſes Gefühl ſehr hervorrufenden ſocialen Zuſtand erkannt haben. Denn wenngleich dieſes Gefühl im Buddhismus auf einem ſpeculativen Hintergrunde ruhen ſoll, ſo ging es doch gewiß von einer traurigen Wirklichkeit aus, welche, vielleicht unbewußt, ſich dieſe Baſis erſt erſchuf. Wir haben übrigens keine Quellen, welche uns über den Zuſtand Indiens vor der Buddhiſtiſchen Zeit genauere Andeutungen geben, und die Skizze, die wir hier gaben, iſt mehr aus dem Charakter des Brahmathums gefloſſen, wie wir es ſpäter erkennen, und aus der Natur, welche nach und nach jede herrſchende Religion anzunehmen pflegt, wenn ſie in Beziehung auf Verhältniſſe der Prieſter zum Volke ſich dem Brahmathum ähnlich macht.

Wie der Buddhismus zuerſt auftrat, ob es ihm ſogleich gelang, ſeine Ideen über eine größere Maſſe zu verbreiten, oder ob er, geheim ſich recrutirend, langſam zu immer größerer Bedeutung heranwuchs, bis er etwa im J. 250 vor Chr. kräftig genug ſich entfaltet hatte, um zur Staatsreligion erhoben zu werden, wer will das entſcheiden? Die ganze Geſchichte deſſelben vor dieſer Zeit iſt zwar ſehr in Fabeln gehüllt; doch kann man mitten hindurch erkennen, daß eine Blüthezeit vor Aſoka (250 v. Chr.) nicht eingetreten war. Von den Brahmanen, als nicht gefährlich überſehen, mag er ſich langſam, aber immer mehr recrutirt haben. Die erſten Spuren deſſelben finden ſich, jedoch ſelbſt hier noch zweifelhaft, in den Schilderungen des Megaſthenes zu Chandraguptas' Zeit (312 v. Chr.). Ritter will zwar Buddhiſten in den bei Herodot [5]) unter den ſechs Geſchlechtern der Meder erwähnten *Βούδιοι* erkennen [6]); allein eine genauer eingehende Entwickelung würde leicht beweiſen, daß dieſe Annahme auf der bloßen, noch keinesweges ganz geſicherten Namensähnlichkeit beruht, und geſetzt, dieſe exiſtirte wirklich, ſo iſt buddha eigentlich nichts als *Weiſer* und konnte zur Bezeichnung eines Geſchlechts in Medien dienen, ohne daß die entfernteſte Beziehung zwiſchen ihm und dem Buddhiſtiſchen Religionsſyſtem beſtand. Eher findet ſich vielleicht eine Spur des Buddhismus in dem ohne Zweifel aus Megaſthenes gefloſſenen Namen *Βουδύας* [7]), wie der zweite Herrſcher Indiens, der Sohn des *Σπατέμβας* (ohne allen Zweifel svajambhuvas, der erſte *Manus* der Inder, oder der svajambhûs der Dſchainas, einer Sekte der Buddhiſten) [8]), genannt wird und in den Grotten in der Gegend von Bamiyan, welche die Griechen ſchon in Alexander's des Großen Zeit kennen lernten [9]), da der Grottenbau vorzüglich in Verbindung mit Buddhismus erſcheint. Allein auch dieſe beiden Erſcheinungen laſſen andere Erklärungen zu und ſelbſt mit dem Buddhismus in Beziehung geſetzt, reichen ſie doch nicht höher als in eine Zeit, wo der Buddhismus, nach Obigem ſchon, gegen 200 Jahre alt ſein mochte. Wir werden nach allem dieſem ſchwerlich irren, wenn wir die erſte Stiftung des Buddhismus etwa zwiſchen 540 und 470 v. Chr. ſetzen, alſo ungefähr in die 70 Jahre, um welche die ceyloneſiſch-buddhiſtiſche Ära von der richtigen Zeit differirt.

Welcher Art die weitern Verhältniſſe der indiſchen Reiche mit Perſien von Cyrus an waren, läßt ſich natürlich nicht genauer beſtimmen. Wir haben auf die alten Angaben über die Gandharer hin ſchon oben vermuthet, daß Cyrus, am obern Indus, ſein Reich bis zu dieſem Fluſſe ausdehnte. Dadurch berührten die Perſer das nun verkleinerte Reich der Gandharer, deſſen Hauptſitz Kaçjapapura, *Κασπάπυρος*, Kaſchmir, geweſen zu ſein ſchien. Kaſchmir finden wir nun ſchon in der perſiſchen Zeit (vgl. weiterhin) in einem höchſt gewerbſamen Zuſtande. Wo Gewerbſamkeit und Handel blüht, herrſcht aber auch Neigung zu friedlicher Verbindung mit den Nachbarvölkern vor. Schon daraus mögen wir auf eine ſolche mit den Perſern ſchließen. Sie wird aber noch wahrſcheinlicher durch eine von Darius ausgeführte Unternehmung, welche ohne freundſchaftliche Beziehung mit dem Nachbarvolke ſchwerlich ins Werk geſetzt werden konnte. Darius [10]) wünſchte nämlich zu erfahren, wo ſich der Indus ins Meer ergieße, und rüſtete deswegen eine Flotte aus, auf welcher ſich unter andern auch Scylax befand. „Dieſe ſegelte," wie es weiter bei Herodot heißt, „von *Κασπάτυ-*

5) X, 101. 6) Aſien III, 1173. IV, 1. 195. 197. 492. Ritter, Die Stupas (Topes), oder die architektoniſchen Denkmale an der Indo-Baktriſchen Königsſtraße. S. 43. 226. 239. 7) *Arrh.* Ind. VIII, 1. 8) *Wilson*, Sanscrit. Dict. u. d. W. 9) *Diod.* XVII. 83. *Arrh.* Ind. V. Vgl. Ritter, Stupas. 32. 10) *Herod.* IV, 44.

ρος (wofür wir wol als richtigere Schreibart die des Hecatäus *Κασπάπυρος* in den Text ſetzen dürfen) der Stadt und dem Lande *Πακτυϊκή* aus den Fluß hinab bis zum Meere, und dann längs der Küſte von Afghaniſtan, Perſien, Arabien bis ins rothe Meer." Nach der in Indien herrſchenden Sitte, Reiche nach ihrer Hauptſtadt zu bezeichnen, brauchen wir nicht grade als den Anfangspunkt dieſer Schiffahrt Kaſchmir ſelbſt zu ſetzen, ſondern nur einen Ort, welcher im Gebiete von dieſem Reiche liegt, oder wenigſtens an daſſelbe ſtößt. Als zweite Beſtimmung des Anfangspunktes wird *ἡ πακτυϊκὴ γῆ* genannt, welches auch an einer andern Stelle mit *Κασπάτυρος* verbunden wird [11]), wo beide Punkte, als ſüdlich liegend, von den an die Goldwüſte (Cobi) grenzenden Indern bezeichnet werden, wodurch ihre Lage fixirt wird. In *Πακτυϊκή* haben wir ohne Zweifel denſelben Namen wieder zu erkennen, welcher bei ſpätern *Πωκλαΐς. Πευκολαῖτις*, entſprechend der ſanſkritiſchen Form pushkalavatî lautet [12]) und einen Landſtrich in der Gegend des jetzigen Peſchawer (30° 22′ nördl. Br., 70° 37′ öſtl. L.) bezeichnet. Danach begann dieſe Schiffahrt ungefähr in der Gegend von Attock. Ritter [13]), indem er wahrſcheinlich die Bezeichnung von *Κασπάτυρος* als Stadt zu ſtreng nimmt, läßt ſie auf dem Behut (Hydaſpes, im Sanſkrit vitasta) beginnen, und erſt mit deſſen Einmündung in den Indus in dieſen übergehen. Dann wäre ſie aber 1) kaum eine Beſchiffung des Indus geweſen, 2) hätte ſie ihren Weg mitten durch eine Menge der kriegeriſcheſten Völker zu nehmen gehabt, welche ſie ſchwerlich hätten paſſiren laſſen, 3) müßte man die Grenzen von *Πακτυϊκή*, der einen Beſtimmung des Anfangspunktes der Schiffahrt, bis zur Stadt Kaſchmir ausdehnen, ſomit aber auch, da dieſes Land zu dem perſiſchen Reiche gehörte [14]), deſſen Grenze in dieſer Gegend bis weit über den Indus hin erweitern, was nicht allein ſehr unwahrſcheinlich iſt, ſondern, nach der Geſchichte von Alexander's Einfall zu urtheilen, falſch; 4) endlich wäre bei dieſer Annahme nicht die Abſicht zu erkennen, in welcher Darius dieſe Indusfahrt veranſtaltete. Es liegt aber nach unſerer Darſtellung in den Worten *Κασπάτυρος πόλις* gar kein Zwang vor, die Schiffahrt grade bei der Stadt Kaſchmir beginnen zu laſſen. Die Schwierigkeit, welche in Herodot's Schilderung der Schiffahrt liegt, indem er nämlich den Indus nach Oſten laufen läßt, hat ſchon Larcher erklärt. Herodot folgte hierbei der Volksanſicht über den Induslauf, und hatte den Bericht des Scylax ſchwerlich zur Hand. Durch Mannert's [15]) Annahme, daß die Schiffahrt auf irgend einem weſtlichen Nebenfluſſe des Indus begonnen habe, wird die Schwierigkeit noch gehäuft; denn alsdann hätte man gewiß die Drehung nach Südweſt bei der Einfahrt in den Indus noch eher bemerkt.

Was nun Darius' Abſicht bei dieſer Erkundung des Induslaufs betrifft, ſo geht ſie aus dem, was bei Herodot ſogleich folgt, hervor. Darius unterwarf nämlich alsdann die Inder (*Ἰνδούς τε κατεστρέψατο*) und bediente ſich des (erforſchten) Meeres (*καὶ τῇ θαλάσσῃ ταύτῃ ἐχρᾶτο*). Daß dieſe Inder, welche er unterwarf, bis zum Meere reichten, geht ſchon aus dem Beiſatze hervor, wird aber noch beſtätigt durch die jetzt entzifferte Inſchrift des Darius [16]), wo die aidhus in der geographiſchen Aufzählung als ſüdlich von den Gandharern beginnend erſcheinen. Wie Cyrus das perſiſche Reich, durch Unterwerfung der Gandharer, wie ich vermuthete, bis zum obern Indus ſchon ausgedehnt hatte, ſo wollte Darius den Lauf des Indus in ſeiner ganzen Ausdehnung zur Reichsgrenze machen. Indem er hier aber den Plan des Cyrus wieder aufnahm, ſuchte er ſich durch Erforſchung des Induslaufes gegen deſſen Unglück in dieſem Feldzuge zu ſichern. Denn Cyrus hatte ohne Zweifel nur aus Mangel an Lebensmitteln in der gedroſiſchen Wüſte ſein ganzes Heer eingebüßt. Darius konnte dieſe auf dem Indus herab und vielleicht zu Meere herbeiſchaffen laſſen, und war ſo in den Stand geſetzt, die Unterwerfung dieſer Gegend zu vollenden. Dies iſt auch ſicher die einzige Möglichkeit, wie von Weſten aus der untere Indus unterworfen werden konnte, und wir mögen daraus rückwärts ſchließen, daß erſt ſeit Darius der Indus in ſeiner ganzen Ausdehnung die Reichsgrenze gegen Indien ward.

Nun entſteht aber noch eine Frage, nämlich, wie weit die von Darius beſiegten Inder nach Norden hin wohnten. In der erwähnten Inſchrift werden nördlich von ihnen die gadar, dieſe ſind die gandhâras des Sanſkrits, erwähnt [17]); danach würden dieſe Inder (die aidhus der Inſchrift oder ſanſkrit. saindhavâs) [18]) nur etwa bis über Arachoſien hin den Indus entlang auszudehnen ſein. Denn hier beginnen die Gandharer [19]). Allein Herodot in ſeinem Verzeichniſſe der perſiſchen Satrapien, welches der Steuerrolle entnommen iſt, nennt grade, wie die erwähnte Inſchrift, auch Inder und Gandharer [20]). Letztere ſind mit mehren andern Völkern zuſammen im ſiebenten Diſtricte; jene bilden den 20. Daß ſie die Inder am ſüdlichen Indus umfaſſen, geht daraus hervor, daß ſonſt dieſe gar nicht im Steuerverzeichniſſe vorkommen. Herodot's Inder des 20. *νόμος* reichen nun aber beiweitem nördlicher hinauf, als jene aus der Inſchrift hervorgehende Grenze geht. Dieſer *νόμος* liefert nämlich als Tribut 360 Talente Goldſand, und die den Goldſand ſammelnden Inder werden nördlich von *Κασπάτυρος* und *Πακτυϊκή* in die Nähe von Baktrien geſetzt [21]). Danach vermuthe ich, daß der 20. *νόμος* die nächſten weſtlichen Anwohner des Indus von ſeiner Mündung an aufwärts bis faſt nach Kleintibet umfaßte, alſo die saindhavâs (aidhus der Inſchrift) im ganz eigentlichen Sinne, die Grenzer des perſiſchen Reiches. Ob dieſe Inder in der Gegend von Kleintibet Überbleibſel waren von den alten Indern, welche, wie wir annahmen, in dieſen Gegenden hauſten,

11) *Herod.* III, 102. 12) Laſſen, Die altperſiſchen Keilinſchriften. S. 111. Not. Ritter, Aſien. III, 1088. *Wilson* in As. Res. XV, 118. 13) a. a. O. 14) *Herod.* III, 53. VII, 67. 85. 15) Geographie der Griechen u. Römer. V, 1, 4.

16) Laſſen, Die altperſiſchen Keilinſchriften. S. 113. Ritter, Aſien. VI, 103. 17) a. a. O. 18) Vgl. Abſchnitt 1. 19) Laſſen a. a. O. S. 110. 20) III, 94 und 21. 21) *Herod.* l. c. und III, 102. Vgl. Heeren, Ideen. I, 1, 340 fg.

Digitized by Google

ehe ſie in ihre ſpätere Heimath zogen, oder ſpäter von ihren neuen Sitzen aus ſich dahin übergeſiedelt hatten, will ich nicht entſcheiden. Eine kleine Schwierigkeit entſteht daraus, daß wir bei dieſer Erklärung der *'Ινδοί* des 20. *νόμος* annehmen müſſen, daß auch die Inder am untern Indus ſo gut, wie die am obern ihren Tribut in Goldſand bezahlten; allein dieſe Annahme ſcheint nicht ſo unnatürlich. Wenn Indiens Wüſte damals ſo ſehr viel Goldſtaub gewinnen ließ, wie man nach den Berichten der Alten anzunehmen berechtigt iſt [22]), ſo wurde dieſer Artikel wol weiter als in die nächſte Umgebung derſelben verbreitet. Dieſe Erklärung der *'Ινδοί* verträgt ſich ſehr gut mit dem in der Inſchrift erſcheinenden geographiſchen Verhältniſſe derſelben zu den Gandharern, nur daß die Inder nicht blos im Süden von dieſen, ſondern auch im Norden wohnten. Mit ihr ſtimmt auch Strabon's Angabe [23]).

Daß Darius ſeine Eroberungen bis jenſeit des Indus ausgedehnt habe, iſt höchſt unwahrſcheinlich. Denn es wird nicht allein nirgends etwas dahin Zielendes gemeldet, ſondern es ſpricht ſogar der Umſtand mit Entſchiedenheit dagegen, daß Alexander, als er gegen Indien zog, den Indus als Grenze fand. Wenn aber Darius Eroberungen jenſeit deſſelben gemacht hätte, ſo würden ſie auch bis zu dieſer Zeit nicht verloren gegangen ſein. Denn Indiens nördlicher Bevölkerung gegenüber war das perſiſche Reich viel zu mächtig, als daß es etwas gegen ſie hätte einbüßen können.

Nachdem ſo die Grenze zwiſchen Perſien und Indien fixirt war, beſtand zwiſchen den Völkern diesſeit und jenſeit des Indus Friede und Freundſchaft. Sogar dienten indiſche Völkerſchaften, namentlich die Sudrâs, als Soldtruppen bei den Perſern [24]). Doch beſtand dieſe Verbindung weniger mit dem eigentlichen Indien, als mit den Völkern der Pentapotamie, und die ſich in der Periode der perſiſchen Monarchie nach und nach anſammelnden Kenntniſſe Indiens ſind auch größtentheils auf dieſe Gegenden beſchränkt. Hieraus folgt denn auch zugleich, daß die Verbindung zur See mit Indien während dieſer Zeit nach und nach faſt ganz aufgehört hatte und die Producte Indiens größtentheils zu Lande aus dem nördlichen Indien bezogen wurden. Dafür entſcheidet, um nur ein Beiſpiel anzuführen, die Form, in welcher die Griechen den Namen des R e i ſ e s, eines entſchieden indiſchen Productes, kennen lernten. Dieſer heißt im Sanſkrit vrîhi; im Perſiſchen mußte das h in z übergehen [25]), und dieſes erſcheint auch im griechiſchen ſich daran ſchließenden *ὄρυζα* [26]), ſodaß man ſieht, daß dieſes Product auf Landwegen durch Perſien her zu der Weſtwelt gelangte. Nur eine einzige Spur, aber auch eine ſehr unſichere, findet ſich von Perſern in Guzerate. Hier wird nämlich als Mahâkshatrapa (Großſatrap, welches aber zugleich eine indiſche Benennung iſt) [27]) in einer ziemlich alten Inſchrift k'ashtâna erwähnt, ein Name, welcher in der That ſehr perſiſch klingt [28]), auf keinen Fall eine Sanſkritform iſt; dieſe Spur, ſieht man, iſt jedoch ſehr zweifelhaft. Da zwiſchen dieſem Chaſchtanas und Chandraguptas (um 312 v. Chr.), welcher in derſelben Inſchrift vorkommt, mehre Geſchlechter liegen, ſo muß er in die Zeit der perſiſchen Monarchie fallen. Wenn übrigens auch die Seeverbindung mit Indien im Großen aufhörte, ſo mögen doch noch einzelne kleine Unternehmungen den Verkehr zwiſchen Guzerate und den Häfen des perſiſchen Meerbuſens unterhalten haben. In dieſem Zeitraume wurde die Weſtwelt mit dem größten Theile der indiſchen Producte bekannt; das hebräiſche כרפס, griech. *κάρπασος*, entlehnt aus dem ſanſkritiſchen karpâsa, B a u m w o l l e [29]), rührt aus dieſer Zeit; ebenſo griech. *πέπερι*, entſprechend dem ſanſkritiſchen pippali, P f e f f e r [30]), mehre E d e l ſ t e i n n a m e n ꝛc. [31]). In dieſer Zeit ſammelte nun auch Herodot ſeine Nachrichten über Indien, welche die erſten genauern ſind, die hervortreten. In ihnen herrſcht natürlich, wie in allen Erzählungen von nicht wiſſenſchaftlich gebildeten und unterſuchenden Reiſenden — denn ſolche und vielleicht einige Berichte der den Tribut der unterworfenen Inder nach Perſien bringenden Geſandten ſind die primären Quellen, welche jedoch, ehe ſie zu Herodot gelangten, durch mehre Hände gingen — mehr Aufmerkſamkeit auf das Wunderbare, höchſt Verſchiedene vor, als auf das Ähnliche. Daher ſind faſt mehr die wilden Völker Indiens ins Auge gefaßt, als die civiliſirten indiſchen Arier. Einen großen Umfang ſcheinen bei ihm die *Καλαντίαι* einzunehmen, welche durch die Bemerkung, daß ſie ihre Ältern verzehren, ſich als Wilde ausweiſen. Ihr Name ſcheint einem ſanſkritiſchen kâlavantas (Plur. von kâlavat) zu entſprechen, und blos S c h w a r z e zu bezeichnen. Dieſelbe Unſitte ſchreibt er den *Παδαῖοι* zu [32]), in deren Namen man deutlich das ſanſkritiſche pâdja, von pad, F u ß, erkennt, eine Bezeichnung der vierten Kaſte, weil ſie aus den Füßen Brahma's entſtanden ſein ſollte. Daſſelbe berichtet nun Megaſthenes von den Bewohnern des (indiſchen) Kaukaſus [33]), und da Herodot Kalantier an Darius' Hofe erſcheinen läßt [34]), ſo dürfen wir wol annehmen, daß er hiermit eine, wenigſtens theilweiſe im perſiſchen Reiche wohnende Völkerſchaft bezeichnet. Dann müſſen wir ihre Sitze wenigſtens bis in die Berge am obern Indus ausdehnen. Hier wohnen aber noch jetzt die Siah-poshis, die ſ c h w a r z g e k l e i d e t e n, welche Wilſon [35]) mit den *Καλύστριοι* des Kteſias identificirte, deren Namen ſchon Vans Kennedy als eine Zuſammenziehung vom ſanſkrit. kâlavastra, ebenfalls ſ c h w a r z g e-

22) H e e r e n a. a. O. 23) *Strab.* XV. 2, 9. p. 724. 24) *Lassen*, Pentapot, p. 27. Vgl. *Arrh.* IV, 26, 2. 25) B o p p, Vergleichende Grammatik. §. 57. 26) T h e o d. B e n f e y, Griech. Wurzellex. I, 87. 27) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. 81. St. S. 805.

28) In Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. Apr. p. 340. 29) Vgl. S c h l e g e l, Ind. Biblioth. II, 393. R i t t e r, Aſien. IV, 1. 436. 30) Vgl. *Heeren* in Commentationes Soc. R. Scient. Gotting. XI, 70. (*Athenaeus* p. 61.) *Hunter* in As. Res. IX, 383 sq. 31) *Herod.* III, 38. 97. Vgl. H e e r e n, Indien. I, 1. 364 und Commentatt. X, 127. 32) *Herod.* III, 99. 33) Bei *Strab.* XV, 1. 56. p. 710. 34) III, 38. 35) In Notes on Ctesias, welche mir jedoch noch nicht zugänglich, ſondern nur durch den Auszug bekannt ſind in Asiatic Journal. 1839. Febr. p. 133 sq.



Digitized by Google

kleidet, erkannt hat. Dieſes ſtützt um ſo mehr unſere gegebene Erklärung von *Καλαντίαι*, welches man ebenſo übertragen kann (wörtlich hieße kâlavat mit Schwarzen begabt). Von den civiliſirten Indern erſcheint bei Herodot nur eine Andeutung, wo er die Inder erwähnt, welche nichts Lebendiges tödten, nicht ſäen, in keinen Häuſern wohnen, Kräuter eſſen, von einer Art Hirſe (Reis) leben, und ſich lebendig verbrennen [36]). In dieſer Schilderung erkennt man deutlich Anachoreten, und da dieſe insbeſondere Gewänder aus Baumrinden trugen (im Sanſkrit vâlkala) [37]), ſo möchte man auch deren Erwähnung bei Herodot [38]), obgleich er ſie den in den Sümpfen lebenden Indern zuſchreibt, eher auf ſie beziehen dürfen. Herodot's Berichte über Indien genauer durchzugehen, kann nicht dieſes Ortes ſein [39]); ſie zeigen, daß die Bekanntſchaft mit Indien faſt einzig und allein auf das nördliche beſchränkt war.

Von Herodot bis Kteſias, ungefähr 50 Jahre ſpäter (um 400 v. Chr.), erhalten wir keine Nachrichten über Indien. In dieſen Jahren muß die Kenntniß deſſelben, insbeſondere des nördlichen, bedeutend zugenommen haben. Bei ihm hören wir zuerſt von Ehrengeſchenken, welche der König der Inder, wie er ihn nennt, dem perſiſchen ſchickt [40]). Unter dieſem Könige, den er öfter [41]) erwähnt, ſcheint er einen König von ganz Indien zu verſtehen. Einen ſolchen werden wir zu Alexander's des Großen Zeit zwar nicht finden, wol aber nicht lange nachher, und die indiſche Anſicht läßt ſeit den älteſten Zeiten faſt immer einen König die Oberhoheit über ganz Indien beſitzen. Ob dieſes auch zu Kteſias' Zeit der Fall war, läßt ſich natürlich nicht entſcheiden. Der Zuſtand zu Alexander's Zeit ſpricht aber nicht dagegen; denn damals herrſchte die größte Verwirrung in Indien. Am wahrſcheinlichſten iſt jedoch, daß es ein König von Kaſchmir ſei, deſſen Reich ſich über einen großen Theil der Pentapotamie ausdehnte, wol noch viel ſüdlicher als in Alexander's des Großen Zeit. Denn, wie Heeren in einer ausgezeichneten Abhandlung nachgewieſen hat, von welcher wir leider erſt einen Auszug beſitzen [42]), war um dieſe Zeit Kaſchmir in einem überaus blühenden Zuſtande und ſtand in enger Verbindung mit dem perſiſchen Hofe. Man färbte ſchon daſelbſt hochrothe größere und kleinere Gewänder, welche auch an den König von Perſien geſchickt wurden, wo ſie Kteſias ſah. Es wurden auch Inder an dem perſiſchen Hofe von ihm ſelbſt kennen gelernt und zwar ganz weiße [43]). Er war wol auch der erſte der Griechen, welcher einen indiſchen Elefanten ſah; ſeine Beſchreibung iſt zwar ungenau, aber nicht ſo, daß man an ſeiner Wahrhaftigkeit zweifeln könnte, wie Schlegel geſonnen zu ſein ſcheint [44]). Er ſteht auf dem Standpunkte des natürlichen Sehers, nicht eines wiſſenſchaftlichen Beobachters. Überhaupt ſind alle ſeine Nachrichten über Indien der Art, daß man den Vorwurf der Lügenhaftigkeit, welcher ihm ſchon von den Alten aus Unkunde gemacht wurde, ſtreng von ihm abwehren muß. Je näher wir Indien kennen lernen, deſto mehr erkennen wir, daß ſie alleſammt eine wirkliche Baſis haben, und wenn ſie auch nicht immer reine Wahrheit ſind, ſo iſt dies nicht die Schuld des Kteſias, ſondern ſeiner Berichterſtatter, denen er für Indien, das Land des Wunderbaren, mit zu großer Leichtgläubigkeit Vertrauen ſchenkte. In ſeine Nachrichten genauer einzugehen, erlaubt der Ort nicht [45]). Auch bei ihm, wie bei Herodot, findet die wilde Bevölkerung Indiens mehr Berückſichtigung, als die civiliſirte. Seine Hundsköpfe, wie er, wenn die erwähnte Erklärung von *Καλύστριοι* richtig iſt, dieſes Wort fälſchlich überſetzt, erinnern an die Hundskochenden (çvapak'a çvapâka), wie die unterſten Kaſten im Sanſkrit zum Schimpfe genannt werden. Er bezeichnet damit eine Menge Wilder, welche theils in den indiſchen Staatsverband vielfach als unterſte Kaſten traten, wie ſchon mehrfach bemerkt iſt, theils frei in den Schlupfwinkeln der Berge lebten, wie dies Kteſias ausdrücklich bemerkt [46]). Gewiß dürfen wir ihm auch Glauben ſchenken, wenn er anführt, daß ihnen „der König" alle fünf Jahre Geſchenke liefere und zwar Waffen. Es zeigt uns dieſes einen ſchon geſunkenen Zuſtand; denn dieſe Geſchenke wurden ohne Zweifel gegeben, um verwüſtende Einfälle dieſer Barbaren abzuwehren. Über die civiliſirten Völker Indiens wird Bedeutenderes in der Partie des Kteſias enthalten geweſen ſein, welche Photius nur mit den dürren Worten berührt: „Vieles ſagt er von ihrer Gerechtigkeit, über die gute Geſinnung gegen ihren König [47]), und über ihre Todesverachtung" [48]).

Schlegel hat mit Recht als Probirſtein für eine wahrhaft freundſchaftliche Verbindung auswärtiger Fürſten mit indiſchen die Frage erklärt, ob jene indiſche Elefanten in ihren Heeren haben oder nicht; denn die indiſchen Elefanten waren ein Regal [49]). Obgleich nun Kteſias ſchon weiß, daß in Indien die Elefanten zum Kriege abgerichtet wurden [50]), und die Zahl der den König von Indien in den Krieg begleitenden ins Ungeheure übertrieben angibt (100,000 vor ihm und 3000 hinter ihm), ſo hat deren doch weder Xerxes auf ſeinem Zuge gegen Griechenland, noch Artaxerxes im Kriege gegen ſeinen Bruder Cyrus, ſondern die erſten Elefanten erſcheinen im perſiſchen Heere erſt in der letzten Schlacht des letzten perſiſchen Monarchen [51]), gleichſam als wären ſie das letzte Bollwerk der perſiſchen Herrſchaft geweſen. Bis dahin

36) *Herod.* III, 100. Vgl. Heeren, Ideen. I, 1, 566. 37) Vgl. Wilſon u. d. W. und in indiſchen Gedichten oft. 38) III, 98. 39) Man vgl. insbeſondere Heeren, Ideen. I, 1, 337. 40) Commentationes Soc. Reg. Scientiarr. Gotting. X, 124—150. 40) *Ctesiae Cn.* Fragment. ed. *Bähr.* c. 28. p. 256. 41) Vgl. noch 41 und bei *Aelian.* V. H. IV, 24. 42) Commina ad explicanda nonnulla historiae mercaturae antiquae capita in Gött. Gel. Anzeigen. 1834. St. 206—208. S. 2049—2076. 43) Cap. 9.

44) Ind. Bibl. I, 151. 45) Vgl. insbeſondere Kteſias von Bähr, wo vieles hierher Gehörige compilirt iſt. Bedeutendes kann man von Wilſon (Notes on Ctesias) erwarten. 46) c. 22. 47) Die Lesart iſt ſchwerlich richtig. 48) c. 14. 49) *Megasthenes* bei *Strab.* XV, I, 41. p. 704. 50) c. 5. Vgl. *Bähr* p. 268. 51) Vgl. *Arrh.* Exped. Alex. III, 11, 9. Schlegel, Ind. Bibl. I, 155.

Digitized by Google

mußte alſo das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen den perſiſchen und indiſchen Reichen immer mehr geſtiegen ſein. Da um dieſe Zeit, wie wir wieder ſehen werden, ſchon mehre Königreiche in der Pentapotamie blühten, und unter ihnen zwei insbeſondere ſehr mächtig waren, das kaſchmirſche, damals abhisâra genannt, und das des Porus, ſo mögen die Elefanten des Darius Codomannus, des Gottſinnigen (vom zend. khadamainjus), von einem von dieſen geliefert ſein.

Überſehen wir dieſe erſte Periode der indiſchen Geſchichte, ſo verlieren ſich die Anfänge von Indiens innerer Entwickelung und ſeinen Verhältniſſen nach Außen in undurchdringliches Dunkel. Um 1000 v. Chr. finden wir activen und paſſiven Handel zur See; dieſer verſiegt nach und nach; zur Zeit der perſiſchen Monarchie ſehen wir nur Landhandel, durch welchen das nördliche Indien anfängt, ſich in einem gewiſſen Dämmerlichte zu zeigen. Der Thatſachen, welche ſich aus dieſer langen Periode erkennen ließen, waren nur ſehr wenige. Die innere Entwickelung Indiens hatte ſich in dieſer Periode, ihrem eigentlichen Charakter nach, ganz vollendet. Die Elemente und die einzelnen Phaſen derſelben müſſen wir unter andern Rubriken berückſichtigen. Hier will ich nur auf eins aufmerkſam machen. Vom Buddhismus iſt es gewiß, daß er, ſeiner Idee gemäß, indem er dem Volke ſelbſt das Urtheil über die religiöſen Fragen zuerkannte, ſich, ſowie bei der ſchriftlichen Abfaſſung ſeiner Werke, ſo auch bei ſeinen Predigten — welche ein Hauptelement des neuen Cultus waren — der Volksſprache und nicht des Sanſkrits bediente. Jene finden wir daher ſchon 250 v. Chr. in den Staatsſchriften gebraucht, nämlich in den Edicten des Aſoka's, von denen einige ſchon ins zehnte Jahr ſeiner Regierung reichen. Danach können wir — mit Entſchiedenheit annehmen, daß die Volksſprache, insbeſondere die Magadhî, in welcher die Buddhiſtiſchen Schriften abgefaßt wurden — ſie heißt bei den Buddhiſten pali — ſchon manches Jahrhundert vor dieſer Zeit ſich vollſtändig ausgebildet hatte. Für letztere Behauptung kann man einen beiweitem ſchlagenderen Beweis dem innern ſprachlichen Verhältniſſe der Magadhî zum Sanſkrit entnehmen. Denn die Magadhî ſteht nicht, wie ein beſonderer Dialekt, der indiſch-ariſchen Sprache coordinirt neben der — jedoch auf ihre einfachere Form zurückzuführenden — Geſtalt, welche dieſe im ſogenannten Sanſkrit angenommen hat, ſondern ſie iſt hiſtoriſch aus dieſer einfacheren Form — welche ſich wahrſcheinlich in den drei erſten Theilen der Veden am reinſten erhalten hat — hervorgegangen, dieſer alſo ſubordinirt. Sie ſteht zu ihr ungefähr in demſelben Verhältniſſe, wie das Italieniſche zum Latein. Hieraus folgt jedoch 1) daß das Sanſkrit — aber wohlgemerkt nicht in ſeiner ſpätern Form, welche es als rein gelehrte Sprache erhalten hat, ſondern in einer einfachern — vor der Magadhî als Volksſprache in Indien beſtand, was wol auch Niemand, welcher in Betrachtung ſolcher ſprachlicher Verhältniſſe geübt iſt, in Abrede ſtellen wird; 2) daß zwiſchen dem Ausſterben des Sanſkrits als Volksſprache und zwiſchen dem Feſtſetzen der Magadhî als ſolcher ein bedeutender Zwiſchenraum liegen muß. Der Beweis dafür könnte nur durch genaues Eingehen in Einzelnheiten geführt werden, und muß daher hier übergangen werden. Ein Datum für das Ausſterben des Sanſkrits und das Feſtſetzen der Magadhî anzugeben, iſt natürlich unmöglich. Schwerlich irrten wir aber, wenn wir letzteres ſchon etwa ins 6. Jahrh. vor Chr. um 500 ſetzten, und eine Blüthe des Sanſkrits muß alsdann wol zum wenigſten zwei bis drei Jahrhunderte höher hinaufgeſchoben werden, alſo ſchon ins 8. und ſelbſt 9. Jahrh. vor Chr., in eben die Zeit, in welcher wir aber nach andern Gründen ſchon oben eine energiſche Entwickelung indiſchen Lebens annehmen zu müſſen glaubten. Da aber nun ferner das Sanſkrit mehre Jahrhunderte, nachdem es als Volksſprache ausgeſtorben war, als Staats-, Cultus- und Gelehrtenſprache erſcheint, ſo folgt daraus, 1) daß es in irgend einem Theile des indiſchen Lebens ſich auch ferner erhielt, grade wie das Latein im Mittelalter ſich in denſelben Zweigen des Lebens geltend machte; 2) aber, — da es völlig unmöglich iſt, daß eine Sprachform ſich erhält, wenn ſie nicht durch irgend eine ſie bewältigende Thätigkeit dem ſteten Fluſſe ihrer Entwickelung enthoben und in einer beſtimmten Geſtalt fixirt ward, dieſes aber nur durch eine Erſcheinung möglich iſt, welche mit der, welche wir Literatur nennen, wenigſtens Ähnlichkeit hat, — daß zur Zeit der Blüthe des Sanſkrits auch ein derartiges Element der Bildung exiſtirte. Faſſen wir dieſe beiden Folgerungen zuſammen, ſo müſſen wir annehmen, daß um 800—700 vor Chr., wohin wir die Blüthe des Sanſkrits als Volksmundart ſetzen zu müſſen glaubten, eine gewiſſe Literatur beſtand, welche wir jedoch nicht genauer beſtimmen können, und daß durch ſie die Form des Sanſkrits bis zu ihrem glänzenden Wiederaufleben als Sprache des höhern Lebens in den Brahmanenſchulen erhalten ward. Wie viel man auf dieſe Schlußfolgerung geben will, deren Beweiſe erſt bei andern Gelegenheiten beigebracht werden können, muß ich dem Urtheile des Leſers überlaſſen. Ich habe deren Reſultat auch noch keinen Einfluß auf die Vorbemerkung zum vierten Abſchnitte zugeſtanden, wie er denn auch ſehr unerheblich ſein würde. Denn welche Art der Literatur auch beſtanden haben mochte, aus dem ganzen Geiſte des indiſchen Lebens geht hervor, daß Geſchichte kein bedeutendes Moment derſelben bildete.

### Zweite Periode. Indien im Kampfe um ſeine Selbſtändigkeit. Von Alexander's des Großen Einfall (327 v. Chr.) bis zu dem des Ghazneviden Mahmud I. (1001 n. Chr.).

Nachdem Alexander mit der Unterwerfung des ſogdianiſchen Landes die Beſitznahme des perſiſchen Reiches vollendet hatte, faßte er den Entſchluß, den ſchon früher gehegten Plan, auch Indien zu erobern, ins Werk zu ſetzen. Er glaubte alsdann ganz Aſien zu beſitzen [52]. In dieſem Entſchluſſe wurde er durch einen indiſchen König von Taxila (Takshaçila im Sanſkrit und im Pali Takkasila, an welche letztere Form ſich die griechiſche

52) *Arrh.* Exped. Alex. IV, 15, 10.



Digitized by Google

Benennung ſchließt), bei den Griechen, einer indiſchen Sitte gemäß [53]), nach ſeiner Reſidenz Taxiles genannt, beſtärkt [54]). Dieſer, mit mehren ſeiner Nachbarn verfeindet, trug ihm bei einer Unternehmung gegen Indien ſeine Bundesgenoſſenſchaft an. Außerdem war ein Inder, Sisikoptos (oder Sisikottos mit ähnlichem Schwanken wie bei dem Namen Sandrakottos und Sandrakoptos, wahrſcheinlich ſanſkritiſch Çiçugupta, vgl. den Namen Çiçunâga) bei ihm, welcher früher mit Beſſus gegen Alexander gefochten hatte, dann übergetreten und ihm ein ſehr treuer Diener geworden war [55]). Durch dieſe und Andere mochte ſich Alexander hinlänglich über die damalige Lage Indiens unterrichtet haben, und dieſe war in der That ſo, daß ſie, zumal wenn er das bis dahin im Orient kennen gelernte Kriegsweſen auch als Maßſtab für die Inder gebrauchte, ihm die größte Hoffnung auf günſtigen Erfolg gewähren konnte. Der weſtliche Theil Indiens war in eine Menge kleinerer und größerer Fürſtenthümer und Freiſtaaten getheilt, welche, unter ſich in Feindſchaft, keinen bedeutenden Widerſtand erwarten ließen [56]). Im Pendſchab, ſo heißt dieſer Theil, ſcheinen faſt zu allen Zeiten eine Menge kleiner Republiken beſtanden zu haben, innerhalb deren ſich kriegeriſche Souveraine erhoben, welche ihre Macht erweiterten. Mit ihrem Tode hörte dieſe Präponderanz aber, wenn ſich der kriegeriſche Geiſt nicht forterbte, auf, und der alte republikaniſche Zuſtand kehrte wieder zurück [57]). Der öſtlichere Theil jenſeit des Ganges bildete zwar ein großes Reich, deſſen damalige Grenzen wir nicht genau beſtimmen können, war aber in großer Verwirrung und, wie es ſcheint (man vgl. weiterhin) in innern Unruhen, und der König deſſelben beim Volke verachtet. Alexander unterließ nichts, was dazu beitragen konnte, den Erfolg ſeines Unternehmens zu ſichern. Durch neue Anwerbungen wurden die, durch die bisherigen Feldzüge entſtandenen, Lücken in ſeinem Heere ausgefüllt, ſodaß ſich die Geſammtzahl deſſelben auf 120,000 Fußgänger und 15,000 Mann Reiterei belaufen haben ſoll [58]).

In leichte Berührung mit den Indern war Alexander vor ſeinem Zuge nach Baktra gekommen. Dies waren die im Weſten der Arachoten noch diesſeit des Indus wohnenden; ſie ſcheinen ſich mit Leichtigkeit unterworfen zu haben [59]). Jetzt galt es den eigentlichen Indern, denen am öſtlichen Ufer des Indus. Gegen Ende des Frühlings im J. 327 v. Chr. zog Alexander auf dem kürzeſten Wege, wahrſcheinlich den Paß von Kamerd, von Baktrien aus nach dem, ſchon früher von ihm angelegten, Alexandria ad Caucasum oder in Paropamisadis (nach Laſſen [60]) richtiger Paropanisus, wie Ptolemäus für Paropamisus hat, von ſanſkritiſch nishadha, ſodaß es das Land unter dem Gebirge nishadha bezeichnet; Wilford erwähnt als in den Puranas vorkommenden Namen paro vami [61]). Dieſe Alexandria wird, im J. 157 v. Chr., im Mahawanſo unter dem Namen Alaſadda erwähnt als Hauptſtadt der Yona (Javana = Griechen) [62]). Maſſon verlegt ſie in die Nähe von Beghram [63]). Von da zog er nach Nieäa, womit er ohne Zweifel zum glücklichen Omen eine Stadt benannte, welche früher einen andern Namen trug. Ritter [64]) glaubt, und wol nicht mit Unrecht, daß es die Localität des jetzigen Cabul ſei, welches ſchon bei Ptolemäus unter dem Namen *Καβοῦρα*, auch *Ὀρτόσπανα* genannt, erwähnt wird. *Καβοῦρα*, welches wir ſchon früher, der Angabe des Abul Fazil gemäß [65]), für ſanſkritiſch gôpura erklärten, mochte der indiſche, vielleicht erſt aus den Zeiten der indiſchen Herrſchaft (ſeit 305 v. Chr.) in dieſer Gegend herrührende Name ſein; Ortospana der einheimiſche und älteſte [66]); von dieſen wurde der fremde griechiſche mit Leichtigkeit verdrängt. Dieſe militairiſch wichtige Poſition [67]) machte Alexander zu dem Anfangspunkte ſeiner militairiſchen Operationen. Auf dem Marſche zum Fluſſe Cophen, nach Laſſen [68]) der vereinigte Fluß von Ghazna und Cabul [69]), entſandte er einen Herold zum Taxiles und den kleinen Fürſten diesſeit des Indus mit dem Befehl, ſich zur Huldigung einzuſtellen. Dieſe kamen, brachten reiche Geſchenke, und ſtellten die Elefanten, welche ſie hatten — 25 an der Zahl — zu ſeiner Verfügung. Hier mochte nun Alexander von Machinationen indiſcher Fürſten erfahren, welche die Bergvölker am indiſchen Kaukaſus gegen ihn aufregten. Am meiſten mochten dieſe Aufreizungen von Alexander's ſchlaueſtem Gegner in Indien, dem König von Kaſchmir, ausgehen, welcher bei den Geſchichtſchreibern Alexander's ebenfalls, wie Taxiles, nach ſeiner Reſidenz Abiſares genannt wird, denn eine der Reſidenzen der kaſchmirſchen Könige hieß ſanſkritiſch abhisâra [70]). Dieſen Abiſares werden wir ſpäter in Verbindung mit den Bergvölkern finden. Alexander, welcher auf einem Zuge, der ihn ſo weit von ſeiner militairiſchen Operationsbaſis entfernte, unmöglich drohende Feinde in

---

53) *Strab.* XV, 1, 36. p. 702. Vgl. *Lassen*, De Pentapot. p. 17. 54) *Diodor.* XVII, 86. Man vgl. für das Folgende die neueſten Unterſuchungen über Alexander's Zug bei Droyſen, Geſchichte Alexander's des Großen von S. 358 fg. Ritter, Aſien. IV, 1, 449 fg. und über den Feldzug im indiſchen Kaukaſus deſſen Abhandlung in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wiſſenſchaften. 1829. S. 145 fg. 55) *Arrh.* IV, 30, 8. 56) Vgl. *Lassen*, De Pentapotamia. p. 14. *Curtius* IX, 4. *Diodor.* XVII, 98 und weiterhin Vorkommendes. 57) Vgl. auch Heeren, Indien. I, 1, 603. 624. 58) Droyſen a. a. O. S. 362. 59) *Arrh.* III, 28.

60) Zur Geſchichte der griechiſchen u. ſ. w. S. 128. 61) As. Res. VI. p. 462. Ritter, Stupas. S. 13. 62) *Mahâwanso.* T. I. p. 171. Vgl. Prinſep in Journ. of the As. Soc. of Bengal. Febr. 1838. p. 166. 63) In Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. Jan. p. 6. Vgl. Laſſen a. a. O. S. 127. Ritter, Aſien. V, 272. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 2, 60. *Court* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. July. p. 390. 64) Über Alexander's des Großen Feldzug am indiſchen Kaukaſus, in der Abhandl. der berliner Akademie der Wiſſenſchaften. 1829. S. 151 u. 162. 65) Vgl. Anm. 70. S. 35. 66) Dies ſcheine aus Plinius (VI, 21) zu folgen. 67) Court a. a. O. S. 391. 68) a. a. O. S. 129. 69) Nach Droyſen der Pundſchir (S. 363. Anm. 9); nach Ritter und Court der Kabulſtrom, welches jedoch, wenn Nicäa mit Kabul zu identificiren iſt, nicht angeht, da dieſer durch Kabul fließt, Alexander aber erſt, nachdem er Nicäa verlaſſen, zum Kophen kommt (*Arrh.* IV, 22, 7). 70) *Wilson* in As. Res. XV, 24. 115 aus der kaſchmirſchen Chronik. Vgl. *Lassen*, Pentapot. p. 18. Ritter, Aſien. II, 1085.

Digitized by Google

ſeinem Rücken laſſen konnte, ſah die Nothwendigkeit ein, dieſe Bergvölker, mochte er gleich nicht hoffen können, ſie in ihren Schlupfwinkeln gänzlich zu überwältigen, das Gewicht ſeiner Waffen fühlen zu laſſen und ſich einiger Schlüſſel zu ihrem Lande zu bemächtigen. Dieſes und auch ſeine Begierde grade die größten Schwierigkeiten ſiegreich zu überwinden, ſchwerlich die von Strabon geltend gemachten Gründe [71]), bewogen ihn, ſeine Heeresmacht zu theilen. Perdikkas und Hephäſtion ſchickte er am rechten Ufer des Kophen hinab, die grade Straße nach Indien; Tariles und die indiſchen Fürſten begleiteten ſie. Sie hatten den Befehl, alle bedeutenden Städte entweder durch Vertrag oder mit Gewalt zu beſetzen. An dem Indus angelangt in der Gegend des alten ſanſkritiſchen Pushkalavati, bei den Griechen entweder Πευκελαῶτις, oder mit ſehr ähnlichen Namen benannt, jetzt Pekhely in der Umgebung von Peshaver, ſollten ſie ſogleich alles zum Übergange über den Indus zurüſten. Sie führten Alexander's Befehl aus, ohne früher, als am Ziele ihres Marſches, Widerſtand zu finden. Hier hatte Aſtes, welcher vielleicht unter den mit Tariles gekommenen Fürſten war, der Fürſt von Pushkalavatî, welches unter dem Namen Πευκέλα bei Arrhian [72]) als eine Stadt der Aſſakanen genannt wird, mit welchen wir Alexander weiterhin im Kampfe finden werden, ſeine frühere Nachgiebigkeit bereut [73]); in Folge davon belagerten Alexander's Generale die Stadt, in welche er geflohen war, eroberten ſie nach 30 Tagen, während deren Aſtes ſelbſt umgekommen war, und ſetzten Sangaios (wol ſanſkritiſch Sang'aja [74]), der ſchon früher zu Tariles übergegangen war, als Herrn der Stadt ein. Alexander ſelbſt wandte ſich mit dem andern Theile des Heeres gegen die Bergvölker. Nachdem er über den Choës (Koas bei Ptolemäus, jetzt Kameh) [75]), geſetzt hatte, zog er zunächſt gegen die Aſpaſier, Aſpier, oder mit gräciſirtem Namen (zendiſch aspa iſt = griech. ἵππος, Pferd) Hippaſier [76]); dieſe flüchteten theils in die Berge, theils in die feſten Städte. Der König verfolgte ſie eilig mit der Reiterei und einigen beritten gemachten Hypaſpiſten, und griff ſogleich die erſte Stadt vom Marſch aus an, fand jedoch heftigen Widerſtand. Erſt am andern Tage, als er das nachrückende Hauptheer an ſich gezogen hatte, gelang es, die doppelt ummauerte Stadt einzunehmen. Ein großer Theil der Einwohner wurde erſchlagen, die andern flohen in die Berge. Dieſer Kampf hatte zur Folge, daß ſich eine andere Stadt Andaka ſogleich ergab und eine macedoniſche Beſatzung annahm; hier blieb Kraterus mit einem Theile des Fußvolkes zurück, um die übrigen Ortſchaften zu unterwerfen und alles auf das Dienlichſte anzuordnen. Alexander ſelbſt rückt gegen die Reſidenz des Fürſten der Aſpaſier [77]); ſowie er erſcheint, lodert dieſe in Flammen auf; die Einwohner fliehen in das Gebirge; Alexander läßt ihnen nachſetzen, wobei viele niedergemetzelt werden. In einem Zweikampfe mit dem Lagiden Ptolemäus fällt der Anführer der hier wohnenden Inder (τῶν ταύτῃ Ἰνδῶν) [78]), welcher zugleich der Fürſt der Aſpaſier iſt [79]), woraus man erkennt, daß der herrſchende Stamm in dieſer Gegend die Inder waren. Dieſe hatten ſich früher wahrſcheinlich zu Herren der eigentlichen Bevölkerung zu machen gewußt, und dies Verhältniß blieb im Innern unverändert, auch nach ihrer Unterwerfung unter die Perſer, welche gewiß in dieſen ſchwer zugänglichen Gegenden nur ſehr nominell war. Als die Aſpaſier ihres Fürſten Leiche in Feindes Hand ſahen, ſtürzten ſie von den Bergen herab und erneueten den Kampf, welcher von den Macedoniern mit ſchwerer Mühe zum Siege geführt ward. Die Einwohner flohen in die Berge. Alexander verfolgte ſie nicht, ſondern ging über den Fluß Euaspla [80]), wahrſcheinlich gräciſirt und identiſch mit dem Choaſpes des Strabon [81]), welcher einem einheimiſchen ҫaҫpa (für huaҫpa' = ſanſkritiſch su + aҫva, ſchöne Pferde habend [82]), zu entſprechen [83]) und ein von Oſten her in den Kameh fließender Strom zu ſein ſcheint. Dann überſteigt er eine Bergkette, ohne Zweifel die weſtliche Spitze des Emodus [84]) und zieht ſüdlich gegen Arigäum, im Thale des Guräus (jetzt Penjkora [85]) hinab. Hier ſtieß Kraterus wieder zu ihm, welcher von Andaca aus die gerade Straße, im Süden des Hauptheeres, hierher gezogen war. Auch dieſe Stadt fand man niedergebrannt und verlaſſen. Wegen der Wichtigkeit dieſer Poſition ließ Alexander ſie von Neuem befeſtigen, und befahl die zum Dienſt Untauglichen des Heeres und alle Landeseinwohner, welche ſich dazu geneigt fänden, hier anzuſiedeln. Er ſelbſt rückte in die Berge (weſtlich vom Penjcora) dem Orte zu, wo die meiſten der Barbaren ſich zuſammengezogen hatten. Es kam zu einem blutigen Treffen, denn die Inder, wie Arrhian ſagt, kämpfen nicht, wie die andern Barbaren in dieſen Gegenden, ſondern ſind unter ihren Nachbarvölkern beiweitem die tapferſten [86]). Der Sieg wurde mit Mühe erfochten; in Folge deſſelben fielen nach Ptolemäus des Lagiden Bericht, über 40,000 Menſchen kriegsgefangen und 230,000 Rinder den Macedoniern in die Hände.

Hier hörte Alexander, daß ſich die Aſtakaner aufs Eifrigſte zum Kampfe rüſteten. Dieſe und die Aſtakaner (Ἀστακηνοί), beide indiſche Völker nach Arrhian, wohnten vom Indus bis zum Kophen [87]). Bei Plinius [88]) heißen ſie Aspagani. Schwerlich möchte ein wirklicher Unterſchied zwiſchen den Aſtakani, Aſſakani und Aspagani und ſelbſt

71) *Strab.* XV, 1. §. 26. p. 697. 72) Ind. 1. 73) Arrhian ſagt ὕπαρχος. 74) Ein häufig vorkommender indiſcher Name, vgl. *Hamilton*, Genealogies. p. 107. 75) Laſſen, Zur Geſchichte u. ſ. w. S. 132. 135. 76) Vgl. Droyſen a. a. O. Ritter a. a. O. und Laſſen a. a. O. für die ganze folgende Darſtellung. 77) Nach Droyſen Gorydale (S. 367. Anm. 16), was jedoch ſchwerlich richtig, vgl. Laſſen S. 133 Anmerk. 78) *Arrh.* IV, 24. 4. 79) *Arrh.* IV, 24, 8. 80) *Arrh.* IV, 24, 1. 81) Vgl. jedoch Laſſen S. 132. 82) Vgl. ähnliche perſiſche Namen bei Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alten Völker. S. 214. 83) Laſſen, Zur Geſchichte u. ſ. w. S. 132. 84) Ich bitte hier Ritter's Karte zu vergleichen, welchem ich jedoch im Allgemeinen nicht folgen konnte. 85) Droyſen; vgl. auch Laſſen S. 133. 86) *Arrh.* IV, 25, 4. 87) *Arrh.* Ind. 1. 88) VI, 23 (21).

Digitized by Google

Aſpaſii anzunehmen ſein; es iſt wol immer derſelbe Name, welcher, da dies Volk in eine Menge kleiner Staaten zerfiel und da der Name vielleicht auch mundartlich verſchieden geſprochen ward, von den Griechen auf verſchiedenartige Weiſe aufgefaßt und localiſirt ward. Er ſcheint einem zendiſchen açpaga, im Sanſkrit açvaga, zu Pferde gehend, Reiter, zu entſprechen, und weſentlich identiſch zu ſein mit dem ſanſkritiſchen Namen açvaçilâs, wie ein in ebendieſer Gegend wohnendes Volk in der altindiſchen Geographie genannt wird[89]). Von dieſen Aſſakani leitet Wilken die jetzigen Afghanen ab[90]), deren Namen ſich aus aspaga durch die auch dem Zend eigenthümliche Aſpiration des p, alſo asfaga, leicht erklärt. Daß die Aſſakani Inder heißen, ſpricht nicht dagegen; die Inder waren bei Alexander's Einfall der herrſchende Stamm. Die Aſſakaner hatten 2000 Reiter, 30,000 Fußgänger und 30 Elefanten aufgebracht; dazu hatten ſie indiſche Miethstruppen von jenſeit des Indus in Sold genommen. Alexander mußte, um zu ihnen zu gelangen, durch das wunderbar ſchöne Gebiet der Guräer (wahrſcheinlich von zendiſch gairi: gârja, Bergbewohner[91]) zwiſchen dem Suaſtus (im Sanſkrit Çubhavastu, bei den Chineſen im 5. Jahrh. n. Chr. Souphosa soutou, jetzt Sewad), dem Guräus (Penjcora), dem Cabelſtrom (Kophen) und dem Indus ziehen. Dieſes iſt ohne Zweifel ein Theil des indiſchen Königreichs, welches bei den Chineſen um 400 n. Chr. Utschang, im Sanſkrit udjâna, Garten, heißt[92]). Alexander ſetzt über den Guräus (Penjcora) unterhalb ſeiner Vereinigung mit dem Suaſtus (Sewad), wo er wegen ſeines reißenden Laufes ſchwer zu paſſiren war. Die Guräer hatten keinen Widerſtand entgegengeſetzt; auch die Aſſakanen wagten keine offene Feldſchlacht, ſondern zerſtreuten ſich bei Annäherung des Feindes in die feſten Städte, um dieſe zu vertheidigen. Alexander rückte ſogleich gegen die bedeutendſte, Maſſaga. Die Einwohner machten einen Ausfall, wurden aber, durch einen verſtellten Rückzug getäuſcht, vollſtändig geſchlagen. Dagegen vertheidigten ſie die Stadt mit dem größten Muth und wehrten mehre Stürme mit glücklichem Erfolge ab. Erſt als der Fürſt der Inder gefallen, viele von dieſen kampfunfähig oder getödtet waren, knüpfte man Unterhandlungen an. Alexander foderte vor allem andern den Eintritt der indiſchen Miethstruppen in das macedoniſche Heer. Demgemäß lagerten ſich dieſe nun außerhalb der Stadt in der Nähe der Macedonier; da wurde Alexandern hinterbracht, daß ſie, zurückſchaudernd vor dem Gedanken, gegen ihre Landsleute die Waffen tragen zu ſollen, ſich heimlich zu entfernen dächten. Darauf hin ließ Alexander den Hügel, auf welchem ſie lagerten, umſtellen und alle niedermetzeln. So erzählt Arrhian[93]). Ganz abweichend iſt Diodor's Bericht, wonach Alexander durch treuloſe Auslegung des Vertrags ſich der tapfern Inder zu entledigen ſuchte[94]). Auch nach dem Treubruch wehrten ſich dieſe verzweifelt und bedrängten die Macedonier nicht wenig. Droyſen's Darſtellung dieſer Begebenheit iſt in der Abſicht, welche auch ſonſt hervorleuchtet, auf Alexander nichts Tadelhaftes kommen zu laſſen, ganz entſtellt; unparteiiſcher urtheilt Plutarch[95]), welcher ſie als ein Makel in Alexander's Geſchichte betrachtet. Nachdem Alexander auf dieſe Weiſe die Hauptvertheidiger der Stadt aus dem Wege geräumt hatte, bemächtigte er ſich derſelben mit Gewalt und nahm Mutter und Tochter des Aſſakanus gefangen. Das herrenloſe Gebiet ſchien nun leicht vollſtändig unterworfen werden zu können. Alexander entſandte zu dieſem Zwecke zwei Detachements, eins gegen Bazira, das andere gegen Ora. Letztere Stadt lag mehr nach Norden, jene mehr nach Süden, der Mündung des Kophen zu[96]). An beiden Orten fand ſich mehr Widerſtand, als man erwartet hatte; von Bazira liefen die ungünſtigſten Berichte ein, und Alexander hatte ſich ſchon dahin zu in Bewegung geſetzt, als die Nachricht kam, daß die Einwohner von Ora mit Abiſares in Verbindung getreten ſeien und durch deſſen Vermittelung von den Bergbewohnern eine bedeutende Anzahl Hilfstruppen erhielten. Alexander ſchickte deshalb ſeinem Feldherrn vor Bazira den Befehl, fürs Erſte die Belagerung aufzuheben, und nur ein Obſervationslager vor der Stadt zu beziehen; er ſelbſt wandte ſich gegen Ora, um den Barbaren zu zeigen, wie wenig ihnen die Hilfe der Inder nützen könne. Die Stadt, obgleich tapfer vertheidigt, konnte ſich gegen ihn nicht halten; unter der Beute, welche gemacht wurde, befanden ſich auch einige Elefanten. Während deſſen hatten die Einwohner von Bazira einen vergeblichen Ausfall gegen das macedoniſche Obſervationscorps gewagt; als ſich aber die Kunde vom Falle der Stadt Ora verbreitete, verzweifelten auch ſie, verließen ihre Stadt und flüchteten auf die Felſenburg Aornos am Indus. Alexander näherte ſich nun dem Indus, wo ſich ihm die Stadt Peukela ohne Widerſtand ergab,. ſowie auch andere kleinere Städte; in ſie, ſowie Maſſaga, Ora und Bazira, verlegte er Beſatzungen. Dann zog er weiter hinab bis zur Mündung des Kophen (Embolima), wo er ſich mit dem andern Theile des Heeres vereinigte, welches auf der Sehne bis hierher gezogen war, während er den Bogen derſelben beſchrieben hatte. So war das Land zu beiden Seiten des Kophen in Beſitz genommen; im Süden deſſelben bildeten die feſten Punkte die Stadt des Sangäus und eine andere, ebenfalls von Hephäſtion befeſtigte, Orobatis. Die Städte blieben größtentheils unter einheimiſchen Fürſten, aber in Abhängigkeit von Alexander, welcher als Satrapen des diesſeitigen Indien, wie dieſes Gebiet nun genannt wird, Nikanor einſetzte[97]). Nur ein einziger Punkt, die ſchon erwähnte Burg Aornos, in der Nähe von Embolima, war noch in feindlichen Händen. Dahin waren eine Menge Inder geflohen, im Vertrauen auf die

89) Laſſen a. a. O. S. 133 fg. 90) Über die Verfaſſung, den Urſprung u. ſ. w. der Afghanen, in den Abhandl. der berliner Akademie der Wiſſenſchaften. 1818. 1819. S. 261. Vgl. Ritter, Aſien VI, 206. 91) Laſſen S. 157. 92) Derſ. S. 144. 93) IV, 27, 2 sq.

94) *Diod. Sic.* XVII, 84. 95) Vit. Alex. p. 59. 96) Vgl. Droyſen S. 373. Anm. 21. 97) Derſ. S. 376. Anmerk. 27. *Arrh.* IV, 28, 10.

Sicherheit und Uneinnehmbarkeit deſſelben, von welcher manche Sagen umgingen, hier beſſere Zeiten erwartend. Einen ſo feſten Punkt konnte Alexander nicht in ſeinem Rücken laſſen. Da ſeine Stellung am Indus, der Beſitz des flachen Landes ihn jetzt vor den, mit der Langwierigkeit einer Belagerung oft verknüpften, Unbilden ziemlich ſicher ſtellte, begann er nun ſeine Operationen gegen dieſelbe. Es war wenig Hoffnung auf glücklichen Erfolg; denn die Feinde waren mit hinlänglichen Vorräthen verſehen, und hatten Ackerland oben, ſowie Waſſer. Verrath führte in der Nacht einen Theil des macedoniſchen Heeres den Berg hinan, und nach furchtbaren Kämpfen gelang es Alexander ſich mit dieſem zu vereinigen; allein dieſe Poſition war noch durch eine weite Schlucht von faſt 4000 Fuß Breite von der eigentlichen Feſte getrennt. Er faßte den kühnen Entſchluß, dieſe mit einem Damm zu durchbauen, um der Burg bis auf Schleudernähe zu nahen und ihre Werke zu zerſtören. Schon am ſechsten Tage war der Damm unter vielfachen Störungen von Seiten des Feindes bis zu einer iſolirten Felſenſpitze gelangt, welche von dieſem beſetzt war. Dieſe wurde mit der größten Anſtrengung erſtürmt. Dies und das ſtete Näherrücken des Dammes entmuthigte die Inder; ſie ſandten einen Herold mit dem Erbieten, die Feſte gegen gute Bedingungen zu übergeben. Alexander erkannte, daß ſie nur Zeit gewinnen wollten, um ſich, dem nun ſchon vielfach erkannten Verfahren gemäß, in der Nacht heimlich zu entfernen; er ließ ihnen dazu Zeit und zog die Poſten zurück, bis ſie den Abzug begannen. Dann zog er mit einer ausgewählten Schar gegen den Felſen und erſtieg, er zuerſt, die verlaſſene Mauer. Sie ſtürzten ſich auf den Feind, welcher mehr zur Flucht als zum Kampf gerüſtet, keinen Widerſtand entgegenſetzte. Viele wurden erſchlagen, andere zerſchmetterten in den Abgründen. Der treue Siſikottos wurde mit einer Beſatzung in der Burg, nachdem ihre Werke wiederhergeſtellt waren, zurückgelaſſen. Somit war das ganze Land bis zum Indus in den Händen der Macedonier. Aber noch war der Muth der Bevölkerung nicht ganz gebrochen. Ein Bruder des Aſſakanus, welcher in Maſſaga gefallen war, hatte ein bedeutendes Heer gebildet, 15 Elefanten bei ſich, und in den oberen Bergen in einer Feſte Dyrta eine Poſition eingenommen. Alexander rückte ſogleich gegen ihn, und die bloße Nachricht von ſeiner Ankunft genügte, ſeine Macht zu zerſtreuen. Weder in Dyrta, noch in der Umgegend, traf man noch Bewohner, alle waren vor ſeinem Zorne geflohen. Er verfolgte den Fürſten in die Nähe des Indus (wol in der Gegend von Mullai)[98]), und erfuhr hier, daß die Inder dieſes Gebietes zu Abiſares, welcher auch wol bei dieſem Aufſtande mit betheiligt war, geflüchtet ſeien, und die Elefanten am Indus freigelaſſen hätten. Nach Diodor brachten die früheren Anhänger des Fürſten ſeinen Kopf[99]). Alexander ließ die Elefanten einfangen; alsdann in den Waldungen am Indus Schiffe bauen, auf denen er mit dem Heere, welches ihn bei dieſer Expedition begleitet hatte, den Indus hinabſegelte bis zu dem Orte, wo Hephäſtion und Perdikkas die Brücke über den Indus hatten ſchlagen laſſen.

Dieſe Kämpfe und ſonſtige Anordnungen hatten ungefähr ein ganzes Jahr hinweggenommen. Im Frühlinge 326 ſammelte ſich das macedoniſche Heer, verſtärkt von den Contingenten der diesſeitigen indiſchen Satrapie an den Mündungen des Kophen. Oberhalb der Mündung deſſelben (des jetzigen Kabulſtromes), etwas nördlich vom heutigen Attock, ging die Invaſionsarmee, höchſt wahrſcheinlich auf einer Schiffbrücke — denn genauere Nachrichten über den Bau derſelben konnte ſich nicht einmal Arrhian verſchaffen[1]) — über den Indus[2]). Hier erſchienen ſogleich die Geſandten des Königs von Takkaſila[3]) (Taxila, im Sanſkrit Takchaçilâ, bei den Chineſen des 5. Jahrh. n. Chr. Tchuchachilo[4]), welcher bei Curtius Omphis, bei Diodor Mophis genannt wird; ob dieſe Formen dem ſanſkritiſchen Anabha oder Nabha entſprechen, wie ein König von Ajodhja heißt[5]), will ich nicht entſcheiden. Dadurch würde ſich jedoch die Verſchiedenheit der Schreibweiſe erklären. Sein Reich lag zwiſchen dem Indus und dem Hydaſpes (im Sanſkrit vitasta, der Pfeilgeſchwinde, jetzt Behut oder Djilum); es war ſehr fruchtbar[6]) und ſoll, wie Strabon berichtet, größer als Ägypten geweſen ſein[7]). Dies iſt auf jeden Fall übertrieben; denn, ſelbſt wenn das ganze Gebiet zwiſchen Indus und Hydaſpes einem Herrſcher gehorcht hätte, würde deſſen Umfang nicht viel mehr als die Hälfte des Ptolemäiſchen Ägypten betragen; allein es waren in dieſem Meſopotamien bei Alexander's Ankunft noch mehre kleine Souveraine, welche von Taxiles unabhängig waren. Den Hauptſtamm bildeten jedoch die Takſhaçilas, welche ſelbſt jetzt noch unter dem Namen Takſhaçailas oder Silas, oder Taeshas, oder endlich Syalas im Penjab vorkommen ſollen[8]). Die Lage der Hauptſtadt iſt noch nicht mit Sicherheit ermittelt; einige ſetzen ſie in die Nähe der Cupola, manicjala (= ſanſkritiſch manikshâra, Perlaſche, ein Buddhiſtiſches Denkmal[9])[10]); doch iſt dieſe Lage zu öſtlich. Im Norden reichte das Reich von Taxila bis zu dem des Abiſares von Kaſchmir; wie tief letzteres in die Ebene hinabging, läßt ſich nicht genauer beſtimmen. Taxiles ſandte dem Alexander 200 Talente Sil-

98) Droyſen S. 380. Anmerk. 31. 99) *Diod. Sic.* XVII, 86.

1) *Arrh.* V. 7, 1. 2) Droyſen S. 381. Anm. 33. Ritter, Aſien. V. 24. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 1. 30 fg. Transactions of the Royal Society of Great-Brit. and Irel. 1. 199—213. *Court* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. Aug. p. 468 sq. 3) Vgl. *Mahâwanso* von *Turnour.* Introd. p. XXXIX. 4) Vgl. Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen u. ſ. w. Könige. S. 143. Ritter, Stupas. S. 133, aus Foĕ kouĕ ki ch. XI. p. 74. 5) *Hamilton*, Genealogies. p. 43. 6) *Plut.* Vit. Alex. c. 59. 7) *Strab.* XV. 1. §. 28. p. 698. 8) Nach Wilford in As. Res. VIII. 348. (Lond. 8.) Vgl. Journ. of the As. Soc. of Bengal. p. 468 n. und 472 n. *Tod*, Annals of Rajastan. II. 228. Droyſen S. 383. Anmerk. 34. 9) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. 81. St. S. 804. 10) *Elphinstone* (Account of the Kingdom of Caubul. p. 79). *Gerard*, Asiat. Journ. 1832. Decbr. p. 365 und *Court* in Journ. Asiatique 3. Ser. T. I. p. 561.

Digitized by Google

bers, 3000 Stiere, über 10,000 Schafe und 700 Reiter, ſowie 30 Elefanten entgegen. Seine Reſidenz, die herrlichſte Stadt zwiſchen dem Indus und Hydaſpes, ſtellte er zu ſeiner Verfügung. Nachdem Alexander den glücklichen Übergang durch Opfer gefeiert, zog er durch dieſes reiche und fruchtbare Meſopotamien nach der Hauptſtadt; eine Stunde vor derſelben ſah das Heer die erſten indiſchen Anachoreten. In der Hauptſtadt wurde es aufs Glänzendſte empfangen, Mophis übergab ſich und ſeine ganze Macht dem Könige. Alexander beſtätigte ihn nicht blos in ſeinen bisherigen Beſitzungen, ſondern vergrößerte ſie noch, und zeigte ſich auch ſonſt auf jede Weiſe ſo großmüthig gegen ihn, daß der Neid der Macedonier dadurch erweckt wurde [11]). Das Glück, welches Alexander bis hierher begleitete, wirkte ſo entmuthigend, daß, außer vielen andern kleinern indiſchen Fürſten, welche in Perſon oder durch Geſandte ihre Unterwerfung bezeugten, ſelbſt der mächtige Abiſares der Bundesgenoſſe von Porus, welche beide mit Taxiles verfeindet waren [12]), ſich entſchloß, eine Geſandtſchaft zu ſchicken, an deren Spitze ſein eigener Bruder ſtand. Er überlieferte koſtbare Geſchenke und gab Verſicherungen treuer Ergebenheit; ebenſo kamen Geſandte von einem Monarchen Dorareus (ſanſkritiſch Daçarha, einem vorkommenden indiſchen Namen) [13]). Wie Alexander die Angelegenheiten zwiſchen dem Hydaſpes und Indus anordnete, iſt nicht ganz genau zu beſtimmen. Die kleinern Souveraine unterwarf er wahrſcheinlich der Oberhoheit des Taxiles, um an ihm einen deſto mächtigern Bundesgenoſſen zu haben. Dieſer ſelbſt mußte im Taxila eine macedoniſche Beſatzung aufnehmen, und Philippus wurde zum Satrapen beſtellt, ſodaß Taxiles in eine bedeutende Abhängigkeit gerathen zu ſein ſcheint. Der macedoniſche Satrap erhielt wahrſcheinlich die Oberaufſicht über die Truppen, ſodaß damals ein ziemlich ähnliches Verhältniß der abhängigen Fürſten Indiens zu Alexander gebildet zu ſein ſcheint, wie jetzt zu den Engländern beſteht.

Nachdem hier alles geordnet, zog Alexander gegen Porus (ſanſkrit. Paurava, Nachkomme des Puru) [14]), damals den mächtigſten König der Pentapotamie, deſſen Reich jenſeit des Hydaſpes begann und bis zum Akeſines (im Sanſkrit Chandrabhâgâ, jetzt Chinab) reichte, und nach Strabon [15]) gegen 300 Städte enthielt. Er war ein alter Feind des Taxiles, und um ſo mehr gewillt, keinem Bundesgenoſſen deſſelben ſich zu unterwerfen. Er hatte ein bedeutendes Heer am Hydaſpes zur Vertheidigung des Überganges aufgeſtellt. Alexander ließ ſogleich alles zur Brücke Dienliche vom Indus her zum Hydaſpes auf Wagen ſchaffen, und zog mit ſeinem Heere, zu welchem noch 5000 Indier kamen, als Contingent des Taxiles und der übrigen kleinern Fürſten, zum Hydaſpes. Die Elefanten, welche zur Kriegsweiſe der Macedonier nicht paßten, ließ er in Taxila [16]). Auf der ſüdlichen Grenze des Reiches von Taxila hatte ein Verwandter und Bundesgenoſſe des Porus, Spittakus (auffallenderweiſe ein perſiſcher Name), einen Hohlweg, wie mir ſcheint den zwiſchen Dummân und Fatihpur [17]), beſetzt, aber durch ein kühnes Reitermanoeuvre wurde er ſogleich aus ſeiner Poſition gedrängt und ſo in die Enge getrieben, daß er nur mit bedeutendem Verluſte ins freie Feld gelangen konnte. Ohne weiter ſein Fürſtenthum zu vertheidigen, eilte er, ſich mit dem Reſte ſeiner Truppen an Porus zu ſchließen. Schon ſeit dem Ausbruche von Taxila aus hatten die Regen der tropiſchen Jahreszeit begonnen. Am Hydaſpes ſchlug Alexander ein Lager auf; Porus hielt mit der Hauptmacht ihm gegenüber, und deckte die übrigen Übergänge durch detachirte Corps. Der Übergang war ſchon dadurch ſehr erſchwert, und doch war eine Beſchleunigung deſſelben für Alexander nothwendig. Denn Abiſares, welcher, trotz ſeiner Geſandtſchaft an Alexander, mit Porus in engſter Verbindung geblieben war, rückte mit einem ſtarken Heere heran. Es kam daher alles darauf an, Porus zu ſchlagen, ehe dieſe Vereinigung zu Stande käme. Allein ein glücklicher Übergang ließ ſich faſt nur noch von Liſt erwarten. Alexander begann damit durch viele Hin- und Hermärſche Porus über den Ort, welchen er zum Übergange wähle, unſicher zu machen; durch Aufhäufung von Vorräthen ſuchte er ſogar die Meinung zu erwecken, daß er am Ufer des Fluſſes ſo lange zu campiren gedenke, bis die Regenzeit aufgehört haben würde, und der Fluß, welcher ſchon ſehr angeſchwollen war, leichter zu paſſiren ſei. Während deſſen ſpähete er ſorgfältig nach einem paſſenden Orte und einer guten Gelegenheit. Wo Porus ſelbſt commandirte, war der Übergang unmöglich; die Maſſe der Elefanten, vor denen ſchon die Pferde zurückgeſcheut haben würden, das wohlgeordnete kriegeriſche Heer, der reißende Lauf des Fluſſes, der jenſeitige Schlamm, alles ließ ein ſolches Wagſtück für unausführbar erkennen. Es war nothwendig, einen bedeutenden Theil des Heeres unbemerkt hinüberzuſchaffen. Dieſes geſchah folgendermaßen. Durch mehrfach wiederholten blinden Lärm lullte er Porus in Sicherheit. Zur Nachtzeit ließ er Reiterei aufſitzen, Boote ausſetzen, die Phalangen an die Ufer rücken, als ob er im Begriffe ſei überzuſetzen. Porus rückte ſogleich ans Ufer, um den Übergang zu vertheidigen, welcher alsdann nicht verſucht ward. Nachdem Porus einige Male ſo getäuſcht war, begnügte er ſich damit, die Ufer durch die gewöhnlichen Poſten bewachen zu laſſen. Auf dieſe Nachläſſigkeit bauete Alexander ſeinen Plan. Da, wo ſich der Hydaſpes plötzlich von ſeiner früheren ſüdlicheren Richtung nach Weſten zu wendet, und im Strome eine hohe und waldige Inſel gebildet wird, ſchien Alexandern der paſſendſte Ort zum Übergange; er lag gegen drei Meilen ſtromaufwärts vom Hauptquartiere; da er gehört hatte, daß Abiſares nur noch drei Tagemärſche entfernt war, mußte er ihn um ſo mehr beeilen. Alexander vertheilte ſein Heer in drei Abtheilungen. Die größte blieb im Hauptquartiere unter Kraterus' Commando, mit dem Befehle, nicht eher

11) *Strab.* XV, 1, 28. p. 698. 12) *Curt.* VIII, 12. 13) *Hamilton*, Genealogies. p. 64. 14) *Lassen*, Pentapotamia. p. 18. 15) *Strab.* XV, 1, 29. p. 698. 16) Droyſen S. 385. Anm. 36.

17) Vgl. die Karte von Court in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. Aug.

Digitized by Google

über den Fluß zu ſetzen, bis er, Porus, entweder ſein Lager verlaſſen oder geſchlagen und Alexander ſiegend ſähe; wenn ferner Porus nur mit einem Theile des Heeres gegen Alexander zöge, einen Theil aber, und bei dieſem Elefanten am Ufer zurücklaſſe, ſo ſolle er ebenfalls ſtehen bleiben; wenn aber nur ein Theil von Porus' Heer, nicht aber die Elefanten am Ufer ſtehen blieben, dann ſolle er ſogleich überſetzen; denn nur die Elefanten machten den Übergang für die Reiterei gefährlich[18]). Eine zweite Abtheilung ſollte unter des Lagiden Ptolemäus Anführung ſtromaufwärts rücken, mit der Weiſung, ſobald ſie Alexander jenſeit im Kampfe ſähen, corpsweiſe überzuſetzen. Mit der dritten Abtheilung wollte Alexander ſelbſt den Übergang machen. Mit dieſer, etwa 16,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiterei, zog er hinter den waldigen Uferhöhen zu dem beſtimmten Orte. Hier war ſchon alles zum Übergange vorbereitet; die nächſten damit verknüpften Bewegungen, welche Nachts gemacht wurden, unterſtützte ein ſtarker Regen mit Donner, welcher die feindlichen Poſten hinderte, durch das dabei nothwendig entſtehende Geräuſch aufmerkſam zu werden. Am Morgen gelang es Alexandern, noch ehe er von Porus' Poſten geſehen ward, bis zur Inſel zu kommen; als ſie jenſeit derſelben waren, wurden ſie entdeckt, und dieſe Nachricht ſogleich dem Porus gebracht. Ehe dieſer aber noch Truppen entgegenſchicken konnte, war Alexander ſchon am Ufer, ſtieg zuerſt aus, ordnete ſogleich die Reiterei und ſtellte ſich an ihre Spitze. Allein der Ort, wo ſie ans Land geſtiegen waren, war, da der Strom durch die Regengüſſe ſehr gewachſen war, noch kein eigentliches Ufer, ſondern wurde durch einen kleinen Flußarm vom eigentlichen Lande getrennt. Das Waſſer war ſo hoch, daß die Reiterei zuerſt keine Furth finden konnte und man ſchon einen zweiten durch die nahe Ankunft des Feindes noch gefährlicheren Übergang beſorgte. Nach langem Suchen gelang es jedoch, eine minder tiefe Stelle zu entdecken, wo das Waſſer den Fußgängern bis über die Bruſt ging, von den Pferden aber die Köpfe herausrichten. Nachdem dieſe Schwierigkeit überwunden war, ſtellte ſich das Heer in Schlachtordnung und zog ſtromabwärts dem feindlichen Lager zu. Die erſten Vorgänge noch während und nach dieſem Übergange ſind ſchwer aufzuhellen, da bei den Alten ſelbſt ſehr verſchiedene Berichte darüber exiſtirten. Curtius[19]) theilt mit, daß Porus die erſte Nachricht ſo deutete, als ob Abiſares angekommen ſei, denn er habe ſeinen Bruder Hages mit 100 Wagen und 3000 Reitern entgegengeſchickt. Ariſtobulus berichtete, daß Porus' Sohn mit 60 Wagen angekommen ſei, noch ehe Alexander den zweiten Arm des Hydaſpes durchwatet hatte; er bemerkt, er hätte am Übergange hindern können, wenn die Wagenführer die Wagen verlaſſen und ſich am Ufer aufgeſtellt hätten; allein Alexander habe ſie durch ſeine reitenden Schützen angreifen laſſen und ſie hätten ſich ſogleich in die Flucht geworfen. Noch Andere ließen eine wirkliche Schlacht zwiſchen Alexander und den Indern unter Porus' Sohn vorfallen[20]); dieſer ſei mit größerer Macht angekommen, Alexander ſelbſt ſei von ihm verwundet und deſſen Lieblingspferd Bucephalas getödtet worden. Ptolemäus der Lagide erzählt, daß Porus' Sohn mit 120 Wagen und 2000 Reitern angekommen ſei; Alexander hatte aber ſchon, ehe er ſich nahete, auch über den zweiten Arm des Hydaſpes geſetzt. Dadurch, daß er ſeine Erzählung mit einem Raiſonnement unterſtützte, gibt er übrigens die Unſicherheit deſſelben zu, und wir werden wol Alexander ſelbſt eher Glauben ſchenken dürfen, welcher nur 60 Wagen und 1000 Reiter angab[21]). Porus glaubte ohne Zweifel, es ſei nur ein kleines Geſchwader übergeſetzt, vielleicht um ihn von ſeinem Hauptquartiere am eigentlichen Übergangspunkte wegzulocken. Den Ort, wo Alexander den Übergang verſuchte, ſetzt Ritter[22]) zwiſchen Jelim und Jelapur, nahe dem Dorfe Darapur. Court, welchem als Militair hier, wo es auf Beurtheilung einer paſſenden Localität zu ſtrategiſchen Operationen ankommt, eine gewiſſe Autorität zuzugeſtehen iſt, nimmt an, daß die beiden feindlichen Lager bei Jelim (weſtlich vom Hydaſpes Alexander) und Aurangâbâd (öſtlich Porus) ſtanden, und der Übergang nördlich von dieſem Punkte bei Khilipatan, wo noch jetzt die Hauptfurth iſt, ſtattgefunden habe. Hier ſind in der Nähe von Gitiali zwei Inſeln[23]). Auf der öſtlichen Seite des Fluſſes dehnt ſich eine Ebene gegen $1\frac{1}{2}$ teutſche Meilen hin bis zu den Ruinen von Patti Koti; dahin ſetzt Court Alexander's Zuſammentreffen mit Porus' Sohn.

Nach Alexander's eigenem Berichte[24]) und nach Ptolemäus fielen in dieſem Scharmützel 400 indiſche Reiter und nach letzterem Porus' Sohn ſelbſt. Die Wagen, welche ſich in dem durch den Regen locker gewordenen Boden nicht bewegen konnten, fielen den Macedoniern in die Hände. Sowie Porus die Nachricht von dem Misgeſchicke ſeines Sohnes hörte, mußte er einſehen, daß ſeine Rettung allein auf einem ſchnellen Sieg über die bis jetzt auf dem öſtlichen Ufer befindlichen Feinde beruhe. Damit aber die im gegenüberſtehenden Lager unter Kraterus' Befehle ſtehenden Macedonier während ſeines Marſches gegen Alexander nicht ebenfalls über den Fluß gehen und ihn in dem Rücken angreifen könnten, ſah er ſich genöthigt, einen Theil der Armee mit einigen Elefanten im Lager zurückzulaſſen, ſodaß er ſich nicht einmal mit ſeinem ganzen Heere auf Alexander werfen konnte. Über die von ihm ins Treffen geführte Truppenzahl lauten die

18) *Arrh.* V, 8, 11. Der Befehl ſchließt: εἰ δὲ τοὺς ἐλέφαντας ξύμπαντας ἅμα οἱ ἄγοι Πῶρος ἐπ' ἐμέ, τῆς δὲ ἄλλης στρατιᾶς ὑπολείποιτό τι ἐπὶ στρατοπέδου, σὺ δὲ διαβαίνειν σπουδῇ (οἱ γὰρ ἐλέφαντες μόνοι, ἔφη, ἄποροί εἰσι πρὸς τοὺς ἐκβαίνοντας ἵππους) ἡ δὲ ἄλλη στρατιά; nur aus einem Codex iſt μενέτω noch hinzugefügt, was gar keinen Sinn gibt; entweder fehlt οὐδαμῶς und ἡ δὲ ἄλλη στρατιὰ οὐδαμῶς gehört noch in die Parentheſe, oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, ἡ δὲ ἄλλη στρατιά iſt ein ungehöriger Zuſatz. Droyſen nimmt eine größere Lücke an (S. 390. Anm. 41). 19) VIII, 14.

20) Vgl. *Arrh.* V, 14. *Onesicritus* bei *Plut.* Vit. Alex. 60. 21) *Plut.* Vit. Alex. 60. Nach Curtius (VIII, 14) 100 Wagen und 3000 Reiter. 22) Aſien IV, 1, 452. Vgl. Droyſen S. 386—91. 23) *Court* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. Aug. p. 473. 24) *Plut.* Vit. Alex. 59.



Digitized by Google

Berichte nun wieder ſehr verſchieden. Nach Arrhian zog er mit ſeiner geſammten Reiterei, 4000 Mann, mit allen Wagen, 300, mit 200 Elefanten und 30,000 Mann Infanterie gegen Alexander. Diodor[25]) gibt Porus' ganze Macht auf mehr als 50,000 Fußvolk, gegen 3000 Reiter, mehr als 1000 Wagen und 130 Elefanten an. Curtius[26]) noch geringer, nämlich 85 Elefanten, 300 Wagen und 30,000 Fußgänger; wozu er ſpäter[27]) 3000 Reiter fügt; Plutarch gibt ſogar nur 2000 Reiter und 20,000 Fußgänger an[28]). Wenn man bedenkt, daß das Contingent des Taxiles und der übrigen kleinen Fürſten zwiſchen dem Indus und Hydaſpes nur 5000 Mann betrug, daß Porus ſelbſt ſpäter dem Alexander nur mit 5000 Mann folgt, ſo wird man ſehr geneigt, eher der geringern als der größern Anzahl Glauben zu ſchenken. Hier begegnete Alexander zuerſt einer echt indiſch geordneten viergliedrigen (k'aturanga) aus Elefanten, Reitern, Wagen und Fußgängern (hastjaçvaratha pâdâtam) beſtehenden Armee. Die Elefanten hatten ihre Treiber und drei Bogenſchützen[29]). Auf dem Wagen dagegen befanden ſich nach Curtius je ſechs; zwei mit Pfeilen, zwei mit Schilden und zwei ebenfalls bewaffnete Wagenführer[30]). Nach Megaſthenes beſtand die Bemannung eines Wagens jedoch nur aus drei Mann[31]), dem Wagenführer und zwei neben ihm, und damit ſtimmt die indiſche Angabe, welche außer dem Wagenführer (sûta, nijantṙi ꝛc.) einen Links- und einen Rechtsſtehenden (savjêshthṙi und dakshinastha) nennt[32]). Porus, ſobald er, über den lockern Boden hinausgekommen, eine feſte Ebene gefunden hatte, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, vorauf die Elefanten, die, je 50 Schritt von einander entfernt, vor der ganzen Länge der Infanterie ſtanden; hinter ihnen, in den offenen Zwiſchenräumen, über die Elefanten hinausreichend, ſtand dieſe; auf beide Flügel war die Reiterei vertheilt, und ebenſo, vor dieſer ſtehend, die Wagen. Als Alexander die Feinde geordnet ſah, rief er voll Freude: „Endlich erblick ich eine Gefahr, die meines Muthes würdig iſt! Hier gilt es einen Kampf mit Elefanten und tapfern Männern." In Porus' Schlachtordnung war ſogleich ein Fehler; wollte er ſich angreifen laſſen, ſo durfte er die Infanterie nicht bis über die Elefanten hin ausdehnen; ſondern dieſe, die Hauptſtärke ſeines Heeres, mußten es in ſeinem ganzen Umfange decken. Vielmehr Hoffnung auf Erfolg würde er gehabt haben, wenn er, anſtatt ſich angreifen zu laſſen, mit ſeiner ganzen ſo ausgedehnten Linie den Angriff ſelbſt gewagt hätte. Alexander, deſſen Hauptſtärke in der Reiterei lag, benutzte ſogleich dieſen Fehler; er ſah, daß die Fronte des Feindes durch die Maſſe der Elefanten unangreifbar ſei, und richtete ſein Augenmerk deshalb nur auf die Flügel. Nachdem ſeine Infanterie — gegen 10,000 Mann — in Schlachtordnung geſtellt war, mit der Weiſung, nicht eher gegen die Elefanten vorzurücken, als bis der linke Flügel des Feindes durch den Angriff der Reiterei geworfen, und auch deſſen Fußvolk in Verwirrung gebracht ſei, zog er ſelbſt mit dem größten Theile der Reiterei auf den rechten Flügel, um von hier aus den Angriff zu beginnen; den geringern Theil ließ er unter Koenus zur Deckung auf dem linken Flügel, jedoch mit dem Befehle, ſobald ſie die ihnen gegenüberſtehende feindliche Reiterei dem angegriffenen linken Flügel des Feindes zu Hilfe eilen ſähen, ihr nachzueilen, die entblößte feindliche Flanke zu umgehen und den Feind im Rücken zu faſſen. Der Hauptangriff auf den linken Flügel geſchah mit überraſchender Schnelligkeit, noch ehe Porus' Heer völlig geordnet war. Der Fehler, welchen Alexander vorausgeſehen hatte, wurde begangen. Porus, einſehend, daß die Reiterei auf dem linken Flügel, welche nur zwiſchen 1000—2000 Mann betrug, höchſtens volle 2000 Mann, der des Alexander's, welcher wol von ſeiner Reiterſchar, die im Ganzen 5000 Mann ſtark war, zum Hauptangriff 4000 verwandte, nicht gewachſen ſei, ließ die des rechten Flügels zur Unterſtützung heraneilen; kaum war aber dieſer Befehl in Ausführung gebracht, ſo folgte auch Koenus Alexander's Weiſung. Die Inder, von zwei Reitermaſſen bedroht, verſuchten eine doppelte Fronte zu bilden. Dies brachte ſie ſchon in Verwirrung. Alexander benutzte den Moment und griff die indiſche Reiterei in demſelben Augenblicke an, wo ſie dieſes Manoeuvre verſuchte. Sie hielten den Angriff nicht aus, ſondern wurden ſogleich zwiſchen die Elefanten geſchleudert. Jetzt gab Porus den Befehl, einen Theil der Elefanten gegen Alexander's Reiterei zu wenden; die Pferde, nicht an Elefanten gewöhnt, flohen ſcheu zurück. Aber ſchon rückte die macedoniſche Phalanx heran, mit ihren Wurfſpießen die Elefantentreiber und die Elefanten verwundend; dieſe richteten aber auch keinen geringen Schaden unter den Macedoniern an; die Schlacht wendete ſich ſo, daß die indiſche Reiterei einen neuen Angriff auf die macedoniſche zu verſuchen wagte; aber durch die überlegene Stärke und Übung der letzteren wurden ſie von Neuem vollſtändig geworfen und zwiſchen die Elefanten getrieben. Die ganze macedoniſche Reiterei hatte ſich nun vereinigt, warf ſich auf das indiſche Fußvolk, welches, ohne widerſtehen zu können, ebenfalls mit den Elefanten und der Reiterei zuſammengeballt wurde. Hier entſtand nun ein dichter Knäuel; die Elefanten, in einen engen Raum zuſammengedrängt, unterſchieden ſchon weder Freund, noch Feind mehr; die Inder, da ſie, im Rücken von Alexander's Reiterei bedrängt, gar nicht in gehöriger Entfernung bleiben konnten, wurden ſogar mehr beſchädigt als die Macedonier, welche, wo die Elefanten andrangen, ſich zurückzogen, und ſowie jene ſich dreheten, ſie mit Wurfſpießen verfolgten. Als die Elefanten endlich ermüdet waren, und ihre Angriffe ſchon ſehr ſchwach und nicht mehr von der Phalanx gefürchtet, da gab Alexander den Befehl zum letzten Sturm. Während er die dicht zuſammengeballte indiſche Heeresmaſſe im Rücken angriff, drang die Phalanx von der Fronte her auf ſie los. So zuſammengepreßt mußten ſie alle Hoffnung auf Wiedergewinnung der Schlacht verlieren; die ganze indiſche Reiterei wurde in Stücke gehauen; wo

25) XVII, 87. 26) VIII, 13. 27) VIII, 14. 28) a. a. O. S. 62. 29) *Megasthen.* bei *Strab.* XV, 1, 52. p. 709. 30) *Curt.* VIII, 14. 31) *Strab.* l. c. 32) Amara Kosha ed. *Colebrooke*, p. 197. Sl. 27. 28.

Digitized by Google

Alexander's Schwadronen einen Zwiſchenraum offen ließen, dahin ſtürzte ſich das Fußvolk in wilder Flucht; die Schlacht war vollſtändig gewonnen, als Kraterus und das übrige Heer auf der Weſtſeite des Hydaſpes ebenfalls hinüberging und die Niederlage der Inder vollendete. Der Verluſt der Inder muß überaus bedeutend geweſen ſein; nach Arrhian fielen gegen 10,000 Fußgänger und 3000 Reiter; nach Diodor 12,000, während 90,000 gefangen wurden; die Wagen waren alle zerbrochen; die nicht getödteten Elefanten fielen in die Hände der Macedonier, nach Diodor 80. Porus verlor zwei Söhne; unter den Todten waren faſt alle höhern Officiere, auch einer Namens Spitakes, ein kleiner indiſcher Fürſt, wol derſelbe mit dem oben erwähnten Spittakos, der ſchon früher Alexander in ſeinem Marſche aufzuhalten geſucht hatte. Der macedoniſche Verluſt wird von Arrhian ſicher zu gering angegeben, 230 Reiter und 80 vom Fußvolk; Diodor [33]) gibt 280 Reiter und 700 Mann vom Fußvolke an, was der Wahrheit ſchon näher kommen möchte. Die Schlacht dauerte gegen ſieben Stunden [34]), und der Muth der Inder erfüllte die Macedonier mit Schrecken und Erſtaunen. Nicht Mangel an Tapferkeit hatte den Verluſt der Schlacht herbeigeführt, ſondern die, dem indiſchen Heerführer ganz neue und unbekannte, Taktik Alexander's des Großen, welche durch den von Porus bei der Anordnung der Schlachtlinie gemachten Fehler nothwendig deſſen Verderben herbeiführen mußte. Porus, welcher als Feldherr und tapferer Soldat während der ganzen Dauer der Schlacht Ungeheueres geleiſtet hatte, wich ſelbſt dann noch nicht, als er ſeine Reiterei niedergemetzelt, ſeine Elefanten theils niedergeſtreckt, theils ohne Treiber herumſchweifen ſah und ſeine Infanterie zum größten Theil vernichtet; ſondern ſtand, ſo lange noch irgend ein Theil ſeines Heeres kämpfte. Erſt nachdem er in der rechten Schulter — welche indiſcher Sitte gemäß von keiner Rüſtung beim König bedeckt wurde, während ſein übriger Körper gut geſchützt war — ſchwerverwundet war, wich er langſam auf ſeinem Elefanten. Alexander, voll Bewunderung ſeiner Tapferkeit, wünſchte ihn zu retten. Er ſandte Taxiles (nach Curtius deſſen Bruder) zu ihm. Dieſer ritt ihm ſo nah als möglich und ſoderte ihn auf, da er doch nicht mehr fliehen könne, anzuhalten und Alexander's Mittheilungen zu vernehmen. Porus, als er ſeinen alten Feind erblickte, gerieth in Zorn und drehete ſich, um ihn mit ſeiner Lanze zu durchbohren; nach Curtius durchbohrte er Taxiles' Bruder wirklich. Auch hierdurch ließ ſich Alexander von ſeinem Entſchluß, ihn zu erhalten, nicht zurückbringen; er ſandte ihm einen alten Freund Meroes nach; auf deſſen Zureden und wegen quälenden Durſtes er ſich ergab und zu Alexander geleiten ließ. Abweichend erzählt Curtius ſeine Gefangennehmung; er läßt ihn, nach langem Widerſtand und faſt todt, in die Hände der Macedonier fallen. Alexander ritt ihm ſogleich entgegen, bewunderte ſeine Größe, Schönheit und ſein freies, nicht unterwürfiges Benehmen. Er fragte ihn, wie er ihn behandeln ſolle; „königlich," antwortete Porus. Auf Alexander's Antwort, daß er, ſelbſt König, ihn nicht anders behandeln würde; er möge ſagen, was er für ſich wünſche, entgegnete er: in dieſem einen Worte liege alles. Alexander, hierüber erfreut, beſtätigte ihn nicht allein in ſeinem bisherigen Reiche, ſondern vermehrte es noch; nach Plutarch [35]) erhielt er den Titel Satrap, und da ſich ſelbſt Khandraguptas in einer Inſchrift mahâkshattrapa [36]) nennt, und die Könige von Surâshtra ſich als kshattrapâs bezeichnen [37]), ſo haben wir keinen Grund an dieſer Angabe mit Droyſen [38]) zu zweifeln. Wahrſcheinlich bezeichnete dieſer Titel, daß er die Satrapenrechte in ſeinem Lande ſelbſt ausüben ſollte, wie denn auch Alexander keinen Satrapen für die Länder jenſeit des Hydaſpes anſtellte, was für die dieſſeit deſſelben, wo Taxiles herrſchte, geſchehen war. So hatte ſich Alexander durch ſein großmüthiges Benehmen einen treuen Freund und Bundesgenoſſen in Porus verſchafft, von deſſen Charakter er erwarten konnte, daß er ſeine Intereſſen ohne Zwang ſchützen würde. Dieſe Schlacht fiel im Munychion vor, wol im Anfange des Mai im J. 326 v. Chr. [39]). Auf dem Kampfplatze und an der Stelle, wo er den Übergang bewerkſtelligt hatte, gründete Alexander Städte, dort Nicäa, zum Gedächtniß des Sieges, hier zur Erinnerung an ſein Leibpferd Bucephalas, welches hier umkam, Bucephala [40]). Die Localität dieſer Städte hängt natürlich von der Beſtimmung des Übergangs- und Schlachtplatzes ab [41]). Alexander, nachdem er gymniſche Spiele zur Verherrlichung des Sieges gefeiert hatte, wobei das Heer gegen 30 Tage raſtete, ließ Kraterus mit einem Theil des Heeres zum Anbau und der Befeſtigung der neuangelegten Städte zurück, und marſchirte ſelbſt gegen die an Porus' Reich grenzenden Inder. Er wandte ſich zunächſt gegen eine Völkerſchaft, welche Ariſtobulus Glaukanikai, Ptolemäus Glausai nannte, welche weiter nordöſtlich gewohnt zu haben ſcheinen [42]), ſchon nahe an Abiſares' Reich. Denn kaum hatte er ſie unterworfen, als Abiſares ſogleich wieder Geſandte ſchickte, durch welche er ſich und ſein Gebiet in Alexander's Hände übergab. An der Spitze der Geſandtſchaft ſtand Abiſares' Bruder; er überbrachte reiche Geſchenke, unter andern 40 Elefanten. Im Lande der Glaukanikai unterwarf Alexander 37 Städte, deren kleinſte nicht unter 5000 Einwohner hatte, viele aber über 10,000; außerdem eine Menge Dörfer, welche an Frequenz der Einwohner nicht hinter den Städten zurückſtanden. Die Herrſchaft hierüber übergab er dem Porus; er verſöhnte dieſen mit Taxiles und ſandte letzteren nach Haus. Außer den ſchon erwähnten des Abiſares kamen auch Geſandte von den freien, den königsloſen arâshtrâs [43]), indiſchen Völkern, und von einem

33) XVII, 89. 34) *Plut.* Vit. Alex. 60.

35) *Plut.* Vit. Alex. 60. 36) Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1838. Apr. pl. XXIX. 37) Ebendaſ. S. 344. 38) a. a. O. S. 403. Anm. 50 b. 39) a. a. O. S. 400. Anm. 40) *Plut.* Vit. Alex. 61. 41) Die Court'ſche Annahme vgl. in Journ. of the As. Soc. of Bengal. Aug. 1836. p. 472. Die von Burnes bei Ritter, Aſien. IV, 1. 454. Vgl. auch Droyſen S. 403. 42) Vgl. auch Ritter IV, 1, 455, welcher ſie in die Nähe der Bember-Paſſage ſetzt, vgl. II, 1139. 43) Vgl. *Laſſen*, De Pentapotamia. p. 22.



Digitized by Google

andern Porus, einem Vetter des Beſiegten, König in der Gandaritis[44]), im Oſten des Akeſines. Dem Abiſares ließ Alexander zurückantworten, in Eile ſelbſt zu kommen, ſonſt würde er ihn auf eine, ihm nicht willkommene, Weiſe heimſuchen. Indeſſen kam ein neuer Zuzug von Truppen, und zugleich die Nachricht, daß die Aſſakaner ſich empört und ihren Hyparchen ermordet hätten. Er ſandte Philippus und Tyriaſpes gegen ſie, und marſchirte ſelbſt oſtwärts dem Akeſines zu. Hiermit war die Gegend zwiſchen dem Hydaſpes und Akeſines unterworfen; mit Ausnahme weniger freier Staaten wurde das ganze Gebiet dem Porus zu eigen. Wenngleich Alexander's Großmuth gegen dieſen zum großen Theil ſeinem angeborenen Edelmuthe zuzuſchreiben iſt, ſo war es doch zugleich politiſch, einem ſo gewonnenen und ſeinem ganzen Charakter nach viel zuverläſſigeren Freund als Taxiles, eine bedeutende Macht in die Hände zu geben. Einerſeits konnte Porus nur ſo gegen den ſchlauen und trotz ſeiner vielfachen Betheuerungen augenſcheinlich nur auf eine günſtige Gelegenheit zu offener Feindſchaft wartenden Abiſares ein Bollwerk bilden, während Alexander weiter nach Oſten rückte; andererſeit vermochte Alexander über die Hilfsquellen der Pentapotamie auf ſeinem weiteren Zuge leichter zu gebieten, wenn ſie in wenigen treuen Händen concentrirt waren[45]). Dieſe Politik bewog ihn, ſelbſt die noch folgenden Eroberungen dem Porus zu übergeben[46]). Ehe Alexander noch den Akeſines überſchritt, gab er den Befehl, in den Wäldern am Hydaſpes Schiffbauholz zu ſchlagen und nach Nicäa und Bucephala hinabzuflößen. Dort ſollte unter Kraterus' Aufſicht die Flotte gebaut werden, auf welcher er nach Indiens Unterwerfung den Indus hinabſchiffen wollte[47]).

Porus von Gandaritis hatte, ſo lange Alexander mit ſeinem Verwandten im Kriege war, ſich gegen Alexander freundſchaftlich bezeugt, und ſich und ſein Land ihm übergeben; ſobald er aber hörte, wie ſehr ſein gehaßter Verwandter von Alexander begünſtigt wurde, verzweifelte er an der Fortdauer eines guten Verhältniſſes mit Alexander aus Furcht vor ſeinem Namensgenoſſen; er entfloh daher mit vielen ſeiner Krieger aus ſeinem Reiche So fand Alexander weder am Akeſines, welchem er erſt dieſen Namen gab[48]), noch am Hydraotes (Airavatî im Sanſkrit, jetzt Rawi), einen Widerſtand. Er ließ Beſatzungen in den wichtigſten Plätzen und detachirte Hephäſtion mit einem Theile der Truppen nach Süden, um dieſes abgefallenen Porus' Reich ganz in Beſitz zu nehmen, und daſſelbe, ſowie auch, wenn er freie Völkerſchaften träfe, dieſe dem treuen Porus zu übergeben. Sein eigener Marſch traf wol im Ganzen mit der großen Straße längs den Vorbergen des Himalaya zuſammen[49]). Jenſeit des Hydraotes unterwarfen ſich zunächſt ihm die meiſten freien Völkerſchaften ohne Schwertſchlag; einige, die ſich zu widerſetzen wagten, beſiegte er. Allein zugleich empfing er die Nachricht, daß die etwas weiter vom Ravi gelegenen freien Völker, insbeſondere die Kathäer[50]), ſich für den Fall, wo Alexander ſie angreifen würde, zum Kampfe rüſteten und ihre freien Nachbarvölker zur Bundesgenoſſenſchaft aufriefen; die Stadt, vor welcher ſie die Schlacht zu liefern geſonnen waren, Sangala[51]), war gut befeſtigt, und die Kathäer, ſowie ihre Bundesgenoſſen, die Oxydraker und Maller[52]), galten für ſehr kühn und kriegeriſch. Denn kurz vorher hatten ſie Porus und Abiſares, welche mit einander und mit vielen der übrigen freien Völkerſchaften verbunden, ſie angegriffen hatten, ohne, daß ſie einen Vortheil über ſie gewonnen hätten, zurückgetrieben. Alexander eilte ſie anzugreifen; am zweiten Tage nach ſeinem Übergange über den Ravi kam er zu einer Stadt Pimprama. Die Einwohner, die Adraïſten (Arâshtrâs, κατ' ἐξοχήν)[53]), unterwarfen ſich freiwillig; von hier marſchirte er in einem Tage gegen Sangala. Hier hatten die Kathäer — die erſten, von denen die Sitte der Witwenverbrennung ſchon um dieſe Zeit (326 v. Chr.) erwähnt wird[54]) — und ihre Nachbarn ſich vor der Stadt auf einem Hügel in Schlachtordnung geſtellt; rings um denſelben hatten ſie ihre Wagen zu einem dreifachen Verhau in einander geſchoben. Während das eigene Heer noch heranrückte, ließ Alexander durch vorgeſchobene Bogenſchützen den Feind beſchäftigen, damit er nicht einen Angriff verſuchte, ehe die Macedonier noch geordnet wären. Sobald dieſes geſchehen war, verſuchte er mit ſeiner Reiterei einen Angriff auf den linken Flügel der Wagenburg, wo dieſe minder dicht geſchichtet zu ſein ſchien, und das Terrain zugänglicher war. Er hoffte die Inder aus ihrer Burg zu locken und ſie dann mit Leichtigkeit im Freien zu ſchlagen; allein dieſe begingen keine ſolche Unbeſonnenheit, ſondern ſtiegen auf die Wagen und empfingen die Reiter mit Geſchoſſen. Alexander mußte die Reiterei zurückführen, und machte nun den Angriff mit den Phalangen; von der erſten Wagenreihe wurden die Inder ohne große Schwierigkeit verdrängt; ein beiweitem heftigerer Kampf entſtand bei der zweiten, wo die Vertheidiger in großem Vortheil waren; doch auch hier ſiegten nach vieler Mühe die Macedonier; die Inder verzweifelten an der Vertheidigung der dritten, und warfen ſich in eiliger Flucht in die Stadt[55]). Alexander umſtellte dieſe, ſo weit es ſeine, für den Umfang derſelben zu kleine, Macht zuließ; er vermuthete ſogleich, daß die Inder aus derſelben zu entkommen ſuchen würden, um ſich in die Berge zu werfen. Dies verſuchten ſie auch zweimal; allein beide Male wurden ſie wieder in die Stadt gedrängt. Unterdeſſen war auch Porus, welcher von Alexander am Akeſines zurückgeſandt war, um Truppen auszuheben, mit 5000 Indern und den übrigen Elefanten nachgerückt.

44) *Diod. Sic.* XVII, 91. Vgl. *Lassen*, De Pentapotamia. p. 15. 45) Vgl. auch Droyſen S. 402. 46) Vgl. *Arrh.* V, 29, 4. 47) Droyſen S. 405. Ritter IV, 1, 455. 48) Vgl. Ritter IV, 1, 456. v. Schlegel, Ind. Bibl. II, 295 fg. 49) Droyſen S. 408. Anm. 63. Ritter IV, 1, 456.

50) Vgl. *Lassen*, De Pentap. p. 23. 51) Vgl. *Lassen*, De Pentap. p. 20, welcher das Sâkala der Inder darin zu erkennen glaubt, wogegen Droyſen S. 408. Anm. Ritter IV, 1, 462. Mannert V, 1, 39. 52) *Lassen*, De Pentap. p. 26. 53) a. a. O. S. 25. 54) *Diod. Sic.* XVII, 91. 55) Vgl. Droyſen S. 410, wo auch Curtius' abweichende Darſtellung mitgetheilt iſt.

Digitized by Google

Die Belagerungsmaſchinen wurden aufgerichtet und gegen die Stadt geführt; aber ehe noch eine Breſche gebrochen war, drangen die Macedonier auf Sturmleitern und durch Minen in die Stadt. Da die Soldaten durch den langen und tapfern Widerſtand der Belagerer ſehr erbittert waren, rotteten ſie alles, was Waffen tragen konnte, aus. So nur erklärt ſich, daß 70,000 Inder bei der Eroberung umkamen; über 70,000 wurden außerdem gefangen (wahrſcheinlich Greiſe, Frauen und Kinder) und 500 Ritter ſammt 300 Wagen. Von Alexander's Heere ſollen nach Arrhian nicht einmal 100 getödtet, aber 1200 ſchwer verwundet ſein, ein Misverhältniß, welches er ſelbſt bemerkt. Nach dieſer Waffenthat ſandte Alexander ſeinen Kanzler Eumenes zu den beiden andern Städten, welche mit Sangala abgefallen waren; „es drohe ihnen keine Gefährde, ſo ſie Alexander freundlich aufnähmen.“ Allein voll Furcht wegen des Schickſals von Sangala, zogen ſie die Flucht der Übergabe vor. Alexander verfolgte ſie nun eifrig; doch entgingen ihm die meiſten; nur gegen 500 wurden eingeholt und getödtet. Die Verfolgung aufgebend, kehrte Alexander nach Sangala zurück, welches er von Grund aus zerſtörte; das Gebiet übergab er den freien Indern, welche ſchon früher zu ihm übergetreten waren. Porus erhielt den Befehl mit der von ihm zugeführten Macht die übergetretenen Städte zu beſetzen; er ſelbſt wandte ſich in ſüdöſtlicher Richtung dem Hyphaſis (im Sanſkrit vipâça, Feſſelloſe, jetzt Beas)[56] zu. Hier nahm er noch eine Stadt durch Verrath der einen Partei ein, welche ihm die Thore öffnete, während die andere geſonnen war, ſich zu vertheidigen, und mehre durch freiwillige Übergabe[57]. Er zeigte ſich, nachdem ſeine Siege die Bevölkerung in hinlänglichen Schrecken geſetzt hatte, großmüthig; beides wirkte ſo, daß es fortan keines Kampfes bedurfte. Die Bevölkerung bis zum Hyphaſis unterwarf ſich ohne Widerſtand. So auch der König Sopeithes, deſſen Gebiet ſich über die erſten Bergketten des Imaus und die Steinſalzlager an den Quellen des Hyphaſis erſtreckt zu haben ſcheint[58]. Sowie Alexander den Thoren der Hauptſtadt nahte, zog ihm der König im Prunke indiſcher Rajas mit reichen Geſchenken, unter andern einer Meute der berühmten indiſchen Tigerhunde, entgegen, und brachte ſeine Huldigung dar; ſein Fürſtenthum wurde ihm beſtätigt und von Alexander — wol auf Koſten der Republiken — vergrößert. Hier traf man auf eine Sitte, welche, wenigſtens in ähnlicher Form, noch jetzt bei den Rajputen herrſcht. Die Kinder wurden nicht nach dem Willen der Ältern am Leben erhalten, ſondern von Angeſtellten wurden ſie beſichtigt und die körperlich Schwachen oder Verunſtalteten getödtet. Bei Ehen wurde nicht Rückſicht auf vornehme Geburt genommen, ſondern nur auf Schönheit. Sowie Sopeithes unterwarf ſich auch ein anderer Fürſt Phegeus (Phegelas bei Curtius); auch dieſer behielt ſein Reich. Hier ſtieß Hephäſtion wieder zu Alexander, nachdem er ſeine Weiſung, das übrige Gebiet zwiſchen dem Hydraotes und Hyphaſis zu unterwerfen, ausgeführt hatte. Von Phegeus' Hauptſtadt aus gelangte Alexander nach einer Raſt von zwei Tagen zum Hyphaſis, dem öſtlichen Ziele ſeines Eroberungszuges[59].

Jenſeit des Hyphaſis, erfuhr Alexander, ſei ein reiches Land, ein Volk, welches fleißig den Acker baue, im Kriege tapfer ſei und einer wohlgeordneten Verfaſſung ſich freue. Denn die Edelſten beherrſchten das Volk, ſoderten aber nur das Billige. Die Menge der Elefanten ſei hier größer als im übrigen Indien, und ſie ſeien die größten und tapferſten. Wenn dieſes alles den König nur noch mehr reizte, ſeinem Siegeszuge weiter zu folgen, ſo kamen doch auch Berichte hinzu, welche ihn behutſam machen mußten. Phegeus verhehlte nicht[60], daß jenſeit des Hyphaſis eine Wüſte von zwölf Tagemärſchen ſei; der König konnte ſich die Schwierigkeiten nicht verbergen, welche mit einem ſo weiten Zuge verbunden ſein würden, wo kein Baum, kein Gras, kein anderes Waſſer, als das brakige aus engen und tiefen Brunnen zu erwarten war; unerträglich durch den glühenden Flugſand, den Staub, noch gefährlicher durch den plötzlichen Wechſel der Tageshitze und der nächtlichen Kühle, war dieſe Wüſte die am ſchwierigſten zu beſiegende Vormauer der Gangesländer. Alsdann folge, fuhr Phegeus fort, der Ganges, Indiens größter Fluß; jenſeit deſſelben wohnten die Gangariden und Praiſier (die prâk'jâs des Sanſkrit, das Oſtreich); ihr König Xandramas (k'andramas, ein im Sanſkrit oft vorkommender Name)[61] habe 20,000 Mann Reiterei, 200,000 Mann Fußvolk, 2000 Wagen und 4000 Kriegselefanten[62]. Der König, welcher dieſen Angaben, wie berichtet wird, keinen Glauben ſchenken wollte, ſoderte Porus auf, ihm die Wahrheit zu ſagen. Dieſer beſtätigte im Ganzen, was Phegeus geſagt hatte, fügte aber hinzu, daß der König der Gangesländer nicht blos unadeligen Stammes (kein Kſchattrija) ſei, ſondern von der niedrigſten Herkunft; ſein Vater ſei ein Barbier geweſen, welcher, ſeiner Schönheit wegen, die Augen der Königin auf ſich gezogen habe. Durch dieſe ſei er erſt dem Könige genähert, dann, nach der Ermordung des Königs, unter dem Scheine der Vormundſchaft über die nachgelaſſenen Kinder Herrſcher geworden, und nach Ermordung dieſer Kinder habe er den Thron ſeinem eigenen, mit der Königin gezeugten, Sohne hinterlaſſen. Dieſer ſei deshalb verhaßt und verachtet.“ Weiterhin werden wir erkennen, daß in den Gangesländern um ebendieſe Zeit in der That ein ſo ſehr verachteter Fürſt lebte, daß ihn die Revolution eines glücklichen Abenteurers oder kleinen Fürſten zu ſtürzen vermochte. Die eingezogenen Nachrichten mochten alſo im Ganzen Alexander's Ehrgeiz beiweitem mehr erhitzen, als abkühlen; denn es trat ihm eigentlich nur eine weſentliche Schwierigkeit entgegen, die des Marſches durch die Wüſte.

---

56) Ritter, Aſien. V, 46. 57) *Curtius* IX, 1. 58) Vgl. Droyſen S. 414. Anm. 69.

59) *Diod. Sic.* XVII, 93. 60) *Diod. Sic.* XVII, 93. *Curt.* IX, 2. *Plut.* Vit. Alex. 62. 61) *Hamilton*, Genealogies. p. 61. Vgl. Schlegel, Ind. Bibl. I, 243. 62) Nach Plutarch (Vit. Alex. 62) 80,000 Reiter, 8000 Wagen und 16,000 Elefanten.

Jenſeit derſelben durfte er unter den obwaltenden Umſtänden ſich nicht mit Unrecht Hoffnung auf einen leichten Sieg machen, wie ſelbſt Tſchandraguptas ſpäter urtheilte[63]). Anders aber war es mit ſeinem Heere. Bei dieſem ſprach ſich mit der größten Entſchiedenheit die Abſicht aus, den immer fortgeſetzten Gefahren und Nöthen ein Ende zu machen. Klagend traten ſie im Lager zuſammen; die minder Aufgeregten jammerten über ihr Schickſal; andere ſchwuren, dem Könige nicht weiter zu folgen. Dazu, daß dieſe Unzufriedenheit hier ſo entſchieden ausbrach, trugen eines Theils die Gerüchte über die Macht des Gangesreiches bei, an welche ſie durch den von Porus erfahrenen Widerſtand belehrt, nicht den Maßſtab des übrigen aſiatiſchen Kriegsverfahrens legen durften, andern Theils, und dieſes vor allem, der Zuſtand, in welchem ſich das Heer befand. Eine Menge Macedonier waren umgekommen und keine Hoffnung auf ein Ende der Kriege; die Hufe der Pferde waren durch die Menge der Feldzüge abgenutzt; die Waffen der Krieger durch die Menge der Schlachten abgeſtumpft oder zerbrochen; helleniſche Kleider hatte Niemand mehr, Lumpen barbariſcher und indiſcher Gewänder an einander geſtickt, deckten die benarbten Körper der Welteroberer; ſeit 70 Tagen waren ſchon die furchtbarſten Regengüſſe unter Sturm und Gewitter herabgeſtrömt. Die dadurch erregten Überſchwemmungen, das Marſchiren und Lagern in feuchter Luft auf naſſem Boden mußte, insbeſondere bei einem, des Klima's ungewohnten, Heer die Krankheiten und ſonſtigen Leiden zu einem ungeheuern Grad der Verzweiflung ſteigern. Mismuth, Heimweh, Erſchlaffung und Indolenz waren die einzigen im Heere ſich geltend machenden Triebfedern. Vergebens wandte ſich Alexander zunächſt an die Generale und ſuchte dieſe Stimmung durch Bilder des Ruhms, die er ihnen vorhielt, zu bewältigen; vergebens machte er ſie auf die Gefahren aufmerkſam, welche ſelbſt die bisher gemachten Eroberungen bedrohten, wenn man die noch nicht beſiegten Völker unangegriffen verließe; er erinnerte ſie an den großen Ruhm, den ſie ſchon erworben hätten und den ſie unter ſeiner Führung noch erwerben würden; an die Reichthümer, die ſie geſammelt und mit denen er ſie noch überhäufen werde; einſt, wenn die Eroberung der Welt vollbracht ſein würde, würde er ſie heimführen, überreich an Habe, Ruhm und Erinnerungen." Als er geendet, entſtand eine ehrfurchtsvolle Stille, keiner wagte dem Könige entgegen das Wort zu nehmen; aber auch keiner, ihm beizuſtimmen. Da trat endlich Koenus, einer ſeiner tapferſten Gefährten, hervor und ſprach: „je mehr ſie vollbracht hätten, deſto mehr ſei es rathſam, den Mühen und Gefahren ein Ziel zu ſetzen. Alexander möge ſich erinnern, wie viel Macedonier und Hellenen mit ihm ausgezogen und wie wenig noch übrig ſeien; die Theſſalier habe man von Baktrien aus entlaſſen müſſen; die übrigen Hellenen ſeien zum Theil in den neu gegründeten Städten eingebürgert und blieben auch da nur ungern; die weiter gefolgten Hellenen und Macedonier ſeien theils gefallen, theils lägen ſie in den verſchiedenſten Städten Aſiens verwundet oder kampfunfähig; die wenigen übrig gebliebenen ſeien am Körper geſchwächt und ihre moraliſche Kraft gebrochen; alle ſehnten ſich zurück nach Ältern, Weibern, Kindern und dem Vaterlande, denen ſie ſich, durch den von ihm verliehenen Schmuck groß zeigen möchten. Er möge ſie nicht wider Willen zu neuen Kämpfen führen; er würde in der Gefahr nicht die alten Genoſſen wieder erkennen, ſo ihnen der Wille fehle. Er ſelbſt möge in ſein Vaterland zurückkehren, ſeine Mutter wiederſehen, und all die gewonnenen Siegeszeichen in das väterliche Haus tragen. Dort, wenn ſo ſein Wille bleibe, möge er eine neue Kriegsfahrt ausrüſten. Dort würden ihm Jünglinge ſtatt der Greiſe zuſtrömen, um ſo williger, wenn ſie ſeine alten Gefährten reich ſtatt arm, voll Ruhm ſtatt ihrer frühern Unſcheinbarkeit zurückkehren ſähen. Schön ſei Mäßigung im Glück." Als Koenus ſo geſprochen, ſtimmten ihm alle bei. Alexander, von Koenus' freier Rede und dem Widerſtande der Anführer verletzt, hob die Verſammlung auf; am folgenden Tage rief er ſie zornig von Neuem zuſammen; er ſuchte durch das Gefühl der Scham zu wirken und erklärte, allein nur mit denen weiter ziehen zu wollen, welche ihm freiwillig folgen würden. Die übrigen möchten heimkehren und zu Hauſe verkünden, daß ſie ihren König mitten unter den Feinden verlaſſen hätten." Dann zog er ſich in ſein Zelt zurück und ließ drei Tage lang Niemand vor ſich, erwartend, daß das Heer ſeinen Willen von ſelbſt ändern würde. Dieſes aber ſchwieg, zeigte, daß ſeines Königs Zorn ihm zwar weh thue, aber ſeinen Sinn nicht wandle. Dennoch opferte er am vierten Tage wegen des Überganges; allein die Opfer fielen unglücklich aus. Da erkannte der König, daß er der Stimmung des Heeres, nächſt dem Napoleoniſchen, des disciplinirteſten, welches in der Geſchichte erſcheint, nicht mit rückſichtsloſer Strenge entgegentreten könne, daß ihr nicht Meuterei und Haß gegen den Feldherrn zu Grunde liege, ſondern, daß ſie eine Folge nicht mehr zu ertragender Leiden ſei. Er rief die Hauptleute, die Veteranen mit vielen andern des Heeres zur Verſammlung und verkündete die Rückkehr. Die Macedonier jubelten und weinten vor Freude, und prieſen laut, daß er, der nimmer Beſiegte, ſich von den Bitten ſeiner Macedonier habe beſiegen laſſen.

Zum Gedächtniß ſeiner Heerfahrt ließ Alexander an dem Orte, wo er den Entſchluß zur Rückkehr faßte, von jeder der zwölf Phalangen einen hohen thurmähnlichen Altar errichten, und feierte gymniſche Spiele. Außerdem hinterließ er beiweitem größere Waffen, als gewöhnliche Menſchen gebrauchen, und anderes in größerem Maßſtabe ausgeführte Geräth, um den Gedanken zu erwecken, als ob einſt ein Rieſenheer bis hierher gedrungen ſei. Dennoch war ſeine Erſcheinung in Indien nur gleich einem Meteor; ſein Name verſcholl dort gänzlich; keine indiſche Schrift nennt ihn; blos in der Erwähnung der Stadt

63) *Plut. Vit. Alex.* 62. *Ἀνδρόκοττος — λέγεται πολλάκις εἰπεῖν ὕστερον, ὡς παρ' οὐδὲν ἦλθε τὰ πράγματα λαβεῖν Ἀλέξανδρος, μισουμένου τε καὶ καταφρονουμένου τοῦ βασιλέως διὰ μοχθηρίαν καὶ δυσγένειαν.* Vgl. Megaſthenes, gegen welchen Tſchandraguptas dieſes wahrſcheinlich äußerte, bei *Arrh. Ind.* 9.

Digitized by Google

Maſadda (Alexanderia) in den ceyloneſiſchen Annalen hat ſich eine Erinnerung an ihn im fernen Oſten erhalten. Das Land bis zum Hyphaſis übergab er dem Porus, was ohne Zweifel ſo zu erklären iſt, daß dieſer hier die Oberhoheit, etwa zugleich das Satrapenamt erhielt, gewiſſermaßen Alexander's Stelle gegen die Fürſten und Völker deſſelben vertrat[64]). Er ſelbſt wandte ſich etwa in den letzten Tagen des Auguſt 326 v. Chr. zum Rückmarſch. Die Stelle, wo er auf ſeinem Eroberungszuge Halt machte, läßt ſich nicht mit Genauigkeit beſtimmen; aus der Angabe, daß ſogleich jenſeit des Hyphaſis die Wüſte beginne, kann man ſchließen, daß dieſer Punkt unterhalb der Vereinigung des Hyphaſis mit dem Sutludj (dem çatadru im Sanſkrit; Zatadrus Hesudrus bei den Alten) lag, bis zu welchem letzteren, getrennt vom Hyphaſis, Alexander nicht gekommen war[65]). Nach Plinius wurden die Altäre übrigens auf der andern Seite des Hyphaſis aufgeſtellt, was Arrhian, welcher nur die kriegeriſchen Momente hervorhebt, wol übergehen konnte. Dennoch wird es, da es ſonſt kein Schriftſteller erwähnt, zweifelhaft. Da beim Zuſammenfluß der erwähnten beiden Flüſſe häufig Veränderung in den Flußbetten vorgegangen ſind, ſo mag die Hoffnung einſt noch Ruinen dieſer Altäre aufzufinden, ſchon deswegen vergeblich ſein. Von dieſem Punkt aus zog Alexander ungehindert durch das ganz beruhigte Land über den Ravi zum Chinab, wo er die Stadt Alexandria am Akeſines ſchon von Hephäſtion aufgebaut traf, etwa in der Gegend von Wuſirabad[66]). Hier wurde einige Zeit geraſtet, welche theils zur Coloniſirung der Stadt verwandt wurde, theils zur Anordnung alles zur Schiffahrt nach dem Meere dienlichen. Hier kamen Geſandte vom Abiſares und einem Nachbarfürſten deſſelben, Arſaces (ein partiſcher Name). Beide mochten fürchten, daß Alexander auf ſeiner Rückkehr, die ihn in ihre Nähe führen konnte, ſie das Gewicht ſeiner Waffen fühlen laſſen würde. Abiſares ließ ſein Nichtkommen durch eine Krankheit entſchuldigen, ſchickte aber reiche Geſchenke und unter andern 30 Elefanten. Die Wahrheit dieſer Entſchuldigung beſtätigten auch die von Alexander an Abiſares geſchickten Geſandten. Alexander, deſſen Augen ſchon ganz und gar auf die Indusſchiffahrt gerichtet waren, ließ ſich gern bereden, ihr Glauben zu ſchenken, ertheilte dem Abiſares, wie früher dem Porus, Satrapenrechte in ſeinem Lande, und unterwarf auch den Arſaces ſeiner Oberhoheit; zugleich ſetzte er den von beiden zu zahlenden Tribut feſt[67]). Nachdem er dem Akeſines geopfert, zog er zum Hydaſpes, wo gegen Mitte Septembers die verſchiedenen Heeresabtheilungen in Nicäa und Bucephala wieder zuſammentrafen. Nachdem er beide Städte, deren friſche Anlage durch die ſogleich eintretende Regenzeit ſehr gelitten hatte, hatte wiederherſtellen laſſen, wandte er ſich mit dem größten Eifer dem Baue der Flotte zu, welche ihn von hier aus ins Meer tragen ſollte. Die Rückkehr aus Indien ſollte durch eine neue große Unternehmung ſignaliſirt werden; ein bedeutender Transport von Truppen und Kriegsmaterial, welcher ſo eben aus Europa eintraf, unterſtützte ihn bei Ausführung dieſes Plans. Hier ordnete der König in Gegenwart ſeiner Gefährten und der indiſchen Geſandten die Angelegenheiten Indiens. Zum König der eroberten Länder ernannte er Porus, welchen er vor allen am meiſten achtete, indem er ihm ſieben Völker und über 2000 Städte untergab[68]). Seiner Oberhoheit verfielen wol alle, mit Ausnahme des Königs von Taxila, Taxiles, und Abhiſâra, Abiſares. Dann zertheilte er ſein Heer in drei Abtheilungen. Mit der erſten, etwa 8000 Mann, beſtieg der König ſelbſt die Flotte; Nearch war Commandeur der Flotte; Oneſikritos Führer des königlichen Schiffes. Die zweite unter Kraterus' Commando zog am rechten Ufer, die dritte ſtärkere, von Hephäſtion geführt, am linken; bei letzterer waren auch die Elefanten, 200 an Zahl. Beide Abtheilungen erhielten den Befehl eilig ſtromabwärts zu ziehen, wo nach drei Tagen Philippus, Satrap des jenſeitigen Indiens, zu ihnen ſtoßen würde; nach dieſer Vereinigung ſollten ſie raſten, wie Arrhian angibt, in der Hauptſtadt des Sopeithes[69]). Die Flotte hatte 80 Triakontoren; die geſammten Fahrzeuge betrugen gegen 2000. Nachdem die feierlichen Opfer vollbracht waren, beſtieg die erſte Abtheilung die Schiffe, es war ein ſtolzer Anblick, als die gewaltige Flotte den Hydaſpes hinabſegelte; ſelbſt die Inder ſtanden ſtaunend am Ufer, jauchzten dem Rufe der Ruderer entgegen und zogen ſingend den Strom mit hinab. Am dritten Tage vereinigte ſich die Flotte mit den beiden vorausgeſchickten Abtheilungen. Philippus, welcher ebenfalls herbeigerückt war, wurde nach dem Chinab zu detachirt. Nach einer Raſt von zwei Tagen bewegte ſich das Heer weiter; wo die Flotte vorüberfuhr, unterwarfen ſich die Inder freiwillig, oder wurden mit leichter Mühe dazu gezwungen. Allein man hatte ſchon erfahren, daß ſich die Maller und Oxydraker, welche ſchon früher mit den Kathäern, ihren nördlichen Nachbarn, in Verbindung getreten waren[70]), zum ernſten Kampfe rüſteten. Sie bildeten die größten und kriegeriſcheſten Völkerſchaften; ihre Frauen und Kinder hatten ſie in die feſten Städte in Sicherheit gebracht. Der König eilte, ſie ſo ſchnell als möglich anzugreifen, um ſie, noch ehe ſie hinlänglich gerüſtet wären, zu überraſchen. Am fünften Tage nach der neuen Abfahrt kam er zum Zuſammenfluß des Dſchelum und Chenab, wo das Getümmel der Wogen am engen Vereine, deſſen gefahrdrohendes Brauſen man ſchon in weiter Ferne gehört hatte, manchen Schiffen Verderben und Alexander ſelbſt in Le-

64) Droyſen (S. 423. Anm. 77) bezweifelt die Richtigkeit dieſer Angabe des Arrhian. 65) *Plin.* N. H. VI, 21 (17), ad Hypasin — qui fuit Alexandri itinerum terminus. Vgl. *Arrh.* indic. Ritter, Aſien. IV, 1, 465. Droyſen S. 423, welcher einen Irrthum in Bezug auf Plinius begehe. 66) Droyſen S. 423. Anm. 78. Ritter a. a. O. 67) *Arrh.* V, 29, 8. *Ἀβισάρῃ τε τῆς αὐτοῦ χώρας σατραπεύειν ἔδωκε, καὶ Ἀρσάκην τῇ Ἀβισάρου ἐπικρατείᾳ προσέθηκε, καὶ φόρους, οὕστινας ἀποίσουσι, τάξας* u. ſ. w.

68) *Arrh.* VI, 2, 2. 69) Hier ſcheint ein Irrthum zu walten, oder es müßte ein anderer Sopeithes ſein, als der oben erwähnte, welchen Arrhian nicht anmerkt. 70) *Arrh.* V, 22, 2.

Digitized by Google

bensgefahr brachte[71]). Die Flotte, nachdem ſie dieſe Stelle paſſirt hatte, mußte anlanden, um aus dem Schiffbruche Einiges noch zu retten. Alexander verließ ſie, um die umliegenden Völkerſchaften durch Incurſionen zu hindern, ſich mit den Mallern und Oxydrakern zu verbinden. Hier traf er mit einem Volksſtamme, der Sibá genannt wird, zuſammen, und zwiſchen dem Hydaſpes und Akeſines wohnte[72]). Ihr Name, ſowie ihre Schilderung, macht es nicht unwahrſcheinlich, daß ſie Sivaverehrer waren. Ihre Hauptſtadt wurde von Alexander erſtürmt, nach andern ergab ſie ſich freiwillig. Alexander fand, als er von dieſen Streifzügen zurückkehrte, die Flotte ſchon in ſegelfertigem Zuſtande. Kraterus, Hephäſtion und Philippos waren ebenfalls ſchon herangekommen. Hier disponirte er alles zu einem Feldzuge mit dem vereinigten Heere gegen die Maller, ein königsloſes (aráshṫra) freies Volk[73]), deſſen Gebiet an der Mündung des Ravi lag, ſich an dieſem nach Nordoſt heraufzog, und zugleich nach Süden hin am Chinab bis zum Indus fortſetzte[74]). Sie waren gut gerüſtet, erwarteten aber Alexander's Angriff, da ſie von dem nicht mit dem Ravi vereinigten Chinab durch eine waſſerloſe Wüſte getrennt waren und ſich durch dieſe nach Norden hin geſchützt glaubten, vom Süden von der Mündung des Ravi her. Demnach beſchloß Alexander grade auf dieſem Wege in ihr Land zu dringen, ſie am Ravi herunter zu drängen, und ſo ſeiner dorthin geſchickten Hauptmacht, unter Kraterus und der Flotte, in die Hände zu ſpielen. Das übrige Heer theilte er in drei Theile. Hephäſtion, fünf Tagemärſche vorwärts ziehend, ſollte die Linie des Ravi beſetzen und die Fliehenden auffangen. Ptolemäus, drei Tage ſpäter ausrückend, ſollte den etwa rückwärts Fliehenden den Weg ſperren; er ſelbſt drang ins Innere des Mallerlandes. Die Maller hatten ihre alten Fehden mit den Oxydrakern beigelegt, als ſie von Alexander's Zuge hörten, und ſich durch gegenſeitige Auslieferung von 1000 Jungfrauen und deren Ehelichung verbunden. Sie hatten eine Macht von 80,000 Mann Fußvolk, 10,000 Mann Reiterei und 700 Wagen aufgebracht; allein ſie konnten ſich ſchon nicht über die Anführung vereinigen, geriethen in einen Zwieſpalt und das Heer zerſtreute ſich in die Städte. Dieſe Erzählung ſcheint die richtigſte und paßt ganz zu dem Zuſtande freier Republiken; Arrhian dagegen bemerkt, daß die Maller und Oxydraker ſich hätten vereinigen wollen, aber durch den plötzlichen Angriff Alexander's gehindert ſeien. Dieſer rückte in Eilmarſch durch die Wüſte, und erſchien ſchon am Morgen mit der Reiterei vor einer Stadt, in welcher eine Menge Maller ſich zuſammengezogen hatten. Sie hatten ihn ſo wenig auf dieſem Wege erwartet, daß ſie ſich ohne Waffen vor den Thoren befanden; eine Menge wurde niedergehauen; die Stadt ſogleich umringt, und, nachdem die Infanterie angekommen war, ſollte ſie berennt werden. Die Maller, oder, wie die Einwohner dieſer Stadt und Gegend Diodor nennt, die Agalaſſenſer[75]), gaben die Vertheidigung der Stadt auf und zogen ſich in die feſte Burg zurück; dieſe wurde mit Sturm genommen und alles darin — gegen 2000 — niedergemetzelt. Während deſſen war Perdikkas von hier aus gegen eine andere Stadt detachirt, welche er jedoch ſchon von den Einwohnern verlaſſen fand; dieſe hatten ſich in die Sümpfe gerettet; was auf der Flucht erreicht ward, wurde niedergehauen. Nach kurzer Raſt ſetzte Alexander ſeine Verfolgung weiter fort; er ereilte die Maller am Ravi; der größte Theil derſelben hatte den Übergang ſchon bewerkſtelligt; die, welche noch dabei waren, wurden ſogleich angegriffen und erlitten einen ſtarken Verluſt; er ſetzte ſogleich durch dieſelbe Furth und die Verfolgung fort; auch hier wurden noch viele niedergehauen; die Mehrzahl rettete ſich jedoch in einen feſten Platz. Sobald aber die Infanterie angekommen war, wurde dieſer ſchleunig von einem detachirten Corps berennt, und die darin waren theils getödtet, theils gefangen. Alexander ſelbſt rückte gegen eine Brahmanenſtadt, in die ſich ebenfalls die Maller geworfen hatten. Denn die Brahmanen waren es vorzüglich, welche allenthalben zum Kampfe und gerechten Widerſtande gegen den fremden Eroberer aufreizten[76]). Alexander begann ſogleich die Belagerung; die Vertheidiger warfen ſich in die Burg; aber auch dieſe wurde ſchnell erſtiegen; da zündeten die Inder die Häuſer an, und kamen faſt alle theils im Kampfe, theils im Brande um, gegen 5000; wenige wurden gefangen. Nach einem Raſttage zog Alexander gegen die übrigen Maller; die Städte waren verlaſſen, die Einwohner in die Wüſte geflohen. Damit die waldigen Ufer ſtromaufwärts den zerſprengten Mallern nicht zum Sammelplatz dienen könnten, wurde Pithon gegen den Strom hin zurückgeſandt, mit dem Befehle, alles, was ſich nicht ergäbe, niederzumetzeln. Er ſelbſt zog gegen die größte Stadt der Maller, wohin ſich ein bedeutendes Heer derſelben zuſammengezogen hatte; aber auch hier hielten ſie nicht Stand, ſondern zogen ſich über den Ravi zurück, auf deſſen hohem Nordufer ſie eine Stellung einnahmen, um Alexander den Übergang zu wehren. Alexander ließ ſich durch ihre Menge — ſie waren 50,000 Mann ſtark — nicht abſchrecken, ſondern warf ſich kühn mit der Reiterei in den Fluß. Dieſe Bewegung ſetzte ſie in Schrecken, und ſie zogen ſich vom Ufer zurück. Kaum aber merkten ſie, daß nur Reiterei übergeſetzt war, ſo drangen ſie wieder vor. Alexander wich durch geſchickte Manoeuvres einem Kampfe aus, bis mehre Hilfsſcharen nachgerückt waren. Nach dieſer Vereinigung wagten die Inder keinen Kampf mehr, ſondern zogen ſich in eine nahe, ſehr feſte Stadt zurück. Alexander verfolgte ſie noch demſelben Tag bis zu dieſer Stadt[77]).

71) Jetzt iſt die Natur dieſer Gegend verändert; vgl. Rieeer, Aſien. V, 1, 466. 72) *Strab.* XV, 1. §. 8. p. 688. §. 33. p. 701. *Justin.* XII, 9. 2 und andere Stellen bei Droyſen S. 432. Ritter (Stupas 34) ſieht mit Unrecht die Siapuſch in ihnen. 73) *Arrh.* Exped. Alex. VI, 6, 1. 74) Vgl. Droyſen S. 432 und *Arrh.* Ind. 4.

75) *Diod.* XVII, 96. *Curt.* IX, 4. Die Erzählung Beider ſtimme im Allgemeinen mit der bei Arrhian ſo überein, daß man ſieht, Beide ſprechen von derſelben Begebenheit. 76) *Plut.* Vit. Alex. 59. *Arrh.* VI, 16, 7. 17, 31. 77) Droyſen verlegt dieſe

Schon am folgenden Tage begann er den Angriff; die Inder warfen ſich, wie gewöhnlich, in die Burg. Dieſe wurde geſtürmt; Alexander iſt der erſte auf der Zinne; allein die Leiter, welche ihn heraufgetragen, und auf der ſeine Getreuen ihm folgen, bricht zuſammen; er ſteht allein; von allen Seiten greifen ihn die Inder mit Geſchoſſen an; ihm zu nahen, wagt Niemand. Da ſpringt er in die Mauer hinab, mitten zwiſchen die Feinde; er wehrt ſich muthig, und endlich drängen ſeine Getreuen nach; aber noch ehe dieſe ihn umſtellt hatten, war er ſchwer verwundet. Die Macedonier, in der größten Wuth, erobern die Burg und ſchonen weder Weib, noch Kind. Im Hauptquartier an der Mündung des Ravi verbreitete ſich indeſſen ſchon die Nachricht, der König ſei todt; ſchon dachte man an die Ernennung eines Nachfolgers; um die Disciplin aufrecht zu erhalten, ſah ſich Alexander genöthigt, ſo krank, wie er war, ſich dahin transportiren zu laſſen. Allgemeiner Jubel entſtand, als ſich das tiefbekümmerte Heer überzeugt hatte, daß ihr König auf dem Wege der Beſſerung ſei. Die ſchnelle Eroberung dieſer Stadt und die Nachricht, daß der fremde König ebenſo tapfer als kriegskundig ſei, machten auf die feindlichen Völker einen entſcheidenden Eindruck. Es nahten ſich die Maller ſelbſt, welche der Feldzug noch nicht berührt hatte, und unterwarfen ſich. Ebenſo kam eine Geſandtſchaft von den Orydrakern, beſtehend aus den Befehlshabern der Städte und den Herren der Landſchaft, und 150 der Vornehmſten, bevollmächtigt ein Bündniß zu ſchließen; ſie brachten die herrlichſten Geſchenke und übergaben ihr Volk; es ſei ihnen zu verzeihen, ſagten ſie, daß ſie nicht ſchon früher Geſandte geſchickt hätten, denn ſie liebten mehr als alle andern Völker die Freiheit und Selbſtregierung, welche ſie ſeit den älteſten Zeiten bis jetzt bewahrt hätten. Wenn es Alexander gefalle, ſo wollten ſie einen Satrapen von ihm annehmen und Tribut zahlen, ſowie auch ſo viel Geiſeln ſtellen, als er begehre. Er foderte 1000 der Edelſten als Geiſel oder Kriegsgenoſſen bis zur Beſiegung der übrigen Inder. Die Orydraker ſendeten nicht nur dieſe, ſondern auch 500 Wagen ſammt der dazu gehörigen Bemannung. Philippus wurde ihnen, ſowie den Mallern, zum Satrapen beſtellt; die Geiſeln entließ Alexander, die Wagen wurden behalten. Nachdem eine Menge Schiffe zugebaut war, ſegelte Alexander den Akeſines weiter hinab, bis zur Vereinigung des Punjund (Pank'anada im Sanſkrit, der Fünfſluß) mit dem Indus. Hier erwartete er den Perdikkas, welcher auf dem Marſche durch den Kampf mit dem mächtigen, freien und demokratiſch regierten Volke der Abaſtener (im Sanſkrit Ambashtá) aufgehalten war. Sie hatten ein Heer von 60,000 Mann Fußvolk, 6000 Reitern und 500 Wagen. Nach Arrhian wurden ſie von Perdikkas unterworfen; nach Diodor ergaben ſie ſich freiwillig. Auch von den Xathroi (kshattra im Sanſkrit) [78]) und den Oſſadiern kamen Geſandte, welche huldigten. Hier am Zuſammenfluſſe des Punjund und Indus ließ Alexander eine Stadt bauen, welche den Grenzpunkt der Satrapie des Philippus bildete. Gegen Mitte Februars im J. 325 zog Alexander von dieſem Punkte aus in die Länder des untern Indus. Das Heer wurde größtentheils auf das Oſtufer des Indus geführt, weil die Straßen hier beſſer waren und die Völkerſchaften feindlich geſinnt ſchienen. Alexander ſegelte nach der Hauptſtadt der Sogdier; dieſe wurde zu einer griechiſchen Colonie gemacht, und die Reſidenz des Pithon, welcher zum Satrapen der Länder vom Zuſammenfluſſe des Punjund und Indus bis zum Meere ernannt ward [79]). Die Stadt erhielt ebenfalls den Namen Alexandria [80]) und Schiffswerfte. Den Indus weiter hinabſegelnd, kam Alexander in die Nähe des Gebiets des Muſikanus, welches für das reichſte Land in Indien galt. Hier kam ihm keine unterwürfige Geſandtſchaft entgegen. Daher eilte er ſo ſehr, daß er an die Grenzen kam, ehe noch Muſikanus erfuhr, daß man gegen ihn ziehe. Dadurch in Schrecken geſetzt, eilte dieſer mit Geſchenken und allen ſeinen Elefanten herbei und unterwarf ſich. Alexander beſtätigte ihm ſein Gebiet, legte aber eine Beſatzung in die Burg, weil dieſe Station für die Bewachung der umliegenden Völker wichtig ſchien [81]).

Von hier aus fiel Alexander in das Gebiet des Orykanus (nach andern Portikanus) [82]) ein; er eroberte die beiden größten Städte, in deren einer Orykanus ſelbſt gefangen ward. Das Land wurde geplündert. Dieſe Waffenthat verbreitete auch in den Gegenden des untern Indus Schrecken; es ergaben ſich eine Menge Städte und Niemand wagte Widerſtand. Allein eine Bewegung zeigte ſich plötzlich, wo ſie Alexander am wenigſten erwartet hatte. Ein Fürſt Sambus, Herr der Bergindier (wahrſcheinlich in den Jungarbergen im Süden des Indusarmes von Larkhanu [83]), früher abhängig von Muſikanus, hatte ſich Alexander zuerſt unterworfen, und war von dieſem zum Satrapen ſeines Gebietes beſtellt; als er nun hörte, wie gnädig und günſtig geſinnt ſich Alexander gegen Muſikanus gezeigt hätte, gerieth er in Angſt und ließ ſich von den Brahmanen, welche zu allen Zeiten in den bigotten Gegenden des untern Indus von großem Einfluß waren [84]), zum Abfall bewegen. Als Alexander mit einem Heere nahte, flüchtete er, ohne Widerſtand zu verſuchen. Seine Hauptſtadt Sindomana öffnete Alexander'n die Thore und Sambus' Diener überlieferten ihm die Schätze und Elefanten; Sambus, ſagten ſie, ſei nicht gegen Alexander feindlich geſinnt, ſondern fürchte Muſikanus. Hier nahm Alexander noch eine andere Stadt, und ließ die Brahmanen, welche allenthalben zum Widerſtande auffoderten, umbringen. Diodor nennt hier das ganze Volk Brahmanen [85]). Unterdeſſen hatte auch

in die Nähe von Sumpur; Ritter glaubt, daß die Mündung des Ravi damals viel ſüdlicher gelegen habe, als jetzt, und Multan die Hauptſtadt der Malli ſei (IV, 1, 468).

78) Vgl. Schlegel, Ind. Bibl. I, 249. Ritter, Aſien. IV, 1, 471. Droyſen S. 445. Anmerk. 100.

79) Vgl. Droyſen S. 453. Anmerk. 112 c. 80) Man verſetzt ſie in die Nähe von Bhukor. Dies ſcheint jedoch zu ſehr ſüdlich. 81) Vgl. Ritter IV, 1, 472. 82) Vgl. Droyſen S. 449. 83) a. a. O. S. 448. Anmerk. 104. 84) Vgl. Ritter IV, 1, 472. 85) Diod. XVII. 102.

Muſikanus, von den Brahmanen aufgereizt, einen Abfall verſucht. Alexander ſchickte Pithon gegen ihn; er ſelbſt eroberte und zerſtörte deſſen Städte; in einige legte er macedoniſche Beſatzungen. Die Bewegung, welche durch den großen Einfluß der, alles gegen die Fremdlinge aufbietenden, Brahmanen drohend zu werden ſchien, ward durch Alexander's Schnelligkeit im erſten Keime erſtickt. Muſikanus ſelbſt ward auf der Flucht gefangen und mit einer Menge Brahmanen ans Kreuz geſchlagen. Bei dieſer Gelegenheit wurde eine Brahmanenſtadt berennt, deren Einwohner ſich mit vergifteten Waffen vertheidigten; als ſie reumüthig ſich übergaben, verzieh ihnen Alexander. Seine Strenge hatte wieder gewirkt. Der Fürſt von Pattala (im Sanſkrit Pâtâla, eigentlich Kluft, Hölle), Herrſcher des Indusdelta, bei Curtius Möris genannt, eilte herbei, ſich und ſein Reich zu unterwerfen. Alexander beſtätigte ihn in ſeinem Gebiete und ſandte ihn zurück, um alles zur Aufnahme des Heeres vorzubereiten. Mit deſſen Unterwerfung war der eigentliche Krieg in Indien beendigt; es waren höchſtens noch partielle Aufſtände zu fürchten; dieſe zu unterdrücken bedurfte es nicht mehr der ganzen Heeresmacht. Daher entſandte er einen großen Theil deſſelben unter Kraterus mitſammt den erbeuteten Elefanten auf der geraden Straße nach Karmanien; auf ſeinem Wege ſollte er zugleich Lebensmittel nach der gedroſiſchen Wüſte zu ſenden, welche Alexander auf ſeinem Rückwege zu durchziehen geſonnen war [86]). Das übrige Heer zertheilte er in drei Theile. Pithon marſchirte auf dem rechten Indusufer, mit dem Befehle, die befeſtigten Städte zu coloniſiren, etwanige Aufſtände zu unterdrücken und ſich in Pattala mit dem Hauptheere wieder zu vereinigen. Mit der zweiten Abtheilung marſchirte Hephäſtion auf dem linken Indusufer; das übrige Heer beſtieg mit Alexander die Flotte. Aber ſchon am dritten Tage erhielt er die Nachricht, daß der Fürſt von Pattala mit der Mehrzahl ſeiner Untergebenen entflohen und das Land ganz verlaſſen ſei. Um deſto mehr beſchleunigte er ſeine Fahrt. Als er nach Pattala kam — gegen Ende Juli's 325 v. Chr. — fand er die überbrachten Nachrichten beſtätigt; Truppen wurden den Flüchtigen nachgeſandt, einige eingefangen und vor den König geführt. Er empfing ſie ſehr mild, ſandte ſie zurück und trug ihnen auf, ihren Mitbürgern zu ſagen, ſie möchten furchtlos zurückkehren. Dieſe Milde wirkte, und die Stadt füllte ſich von Neuem. Die Lage dieſer Stadt, da, wo ſich der Indus in zwei Arme ſcheidet, wahrſcheinlich bei dem jetzigen Hyderabad [87]), erkannte Alexander mit ſeinem großartigen Blick als überaus bedeutend für die Weltverbindung. Denn, wenngleich eine brennende Ehrſucht ihn zur Eroberung des fernſten Oſten getrieben hatte, ſo war es ihm doch gegeben, ſeine Thaten zu einer höhern Idee zu erheben, und was ſeine Waffen zuſammengeknüpft hatten, ſollten die friedlichen Elemente des Menſchenthums zu einer innern Einheit verſchmelzen. Sichere Handelsverbindung erkannte er allenthalben als die Grundlage zur Förderung ſeines großartigen Plans, und das Netz von feſten und günſtig gelegenen Punkten, durch die er alle ſeine Eroberungen in einander verwebte, zeigt, wie ſcharf und großartig auch hier ſein Blick war. Er ließ die Stadt befeſtigen und zugleich in der wüſten Gegend im Oſten derſelben, um den Zugang auch von dieſer Seite her zu erleichtern und das Land bewohnbar zu machen, Brunnen graben; dieſe Arbeit wurde nur momentan durch einen Überfall der ſchnell überwältigten Wüſtenbewohner geſtört. Alexander fuhr, nach einiger Raſt, mit den ſchnellſten Schiffen den rechten Arm des Indus hinab, um deſſen Schiffbarkeit ſelbſt zu unterſuchen; ein Theil des Heeres zog innerhalb des Delta am Ufer herab. Dieſe Fahrt war ſehr mühvoll, da Alexander, wegen der Flucht der Inder, keine Lootſen hatte. Am zweiten Tage erhob ſich ſogar ein Sturm, welcher eine Menge Schiffe beſchädigte; man mußte anlegen, um den Schaden auszubeſſern. Bei dieſer Gelegenheit ließ Alexander einige Inder einfangen, welche ihm zu Lootſen dienen mußten. Mit dieſen fuhr man am folgenden Tage weiter; aber neues Mißgeſchick erwartete die Flotte. Die unbekannte Ebbe und Fluth legte die Schiffe erſt trocken und ſchleuderte ſie alsdann mit der größten Gewalt gegen das Ufer und gegen einander. Doch konnte nichts Alexander von ſeinem Vorhaben zurückſchrecken; während die Schiffe ausgebeſſert wurden, ſandte er zwei Schnellſegler den Strom weiter hinab zu der Inſel Killuta (Skillustis, Psiltukis bei Andern) [88]), wo nach Angabe der indiſchen Schiffer eine gute Station ſein ſollte. Als dieſe Nachricht beſtätigt ward, folgte die Flotte nach und legte hier an. Alexander ſelbſt ſegelte mit den beſten Schiffen weiter hinab, um die Stromesmündung zu unterſuchen; nach einer Fahrt von vier Meilen ſah er eine Inſel, welche ſchon vom Ocean beſpült ward. Er kehrte um zur Flotte, wo er feierliche Opfer darbrachte; am folgenden Tage ſegelte er bis zu dieſer Inſel, brachte auch da Opfer, fuhr noch ins offene Meer, fuhr zur Flotte zurück und mit ihr wieder nach Pattala. Hier war die Burg ſchon vollendet und Pithon, nach Ausführung ſeiner Befehle, eingetroffen. Hephäſtion erhielt den Auftrag, die Stadt zu vollenden und Schiffswerften und Hafen aufzubauen. Er ſelbſt fuhr nun den öſtlichen Indusarm ins Meer hinab, um zu ſehen, ob die Mündung hier vielleicht fahrbarer ſei; auf dieſer Fahrt kam er an einen See, wo er den größten Theil der Flotte und des Heeres zurückließ; er ſelbſt fuhr ins Meer und fand die Mündung ſchiffbarer; er ging nun, um die Küſte zu unterſuchen, drei Tagereiſen am Meeresſtrande hin, und ließ auch hier Brunnen graben; dann ging er nach Pattala zurück. Von dort beſuchte er die Station am See, wahrſcheinlich Xylenepolis [89]), noch einmal, um Vorrichtungen zum Bau von Hafen und Schiffswerften zu treffen, und ließ eine Beſatzung zurück [90]); Pattala ſelbſt wurde der

86) Droyſen S. 455. 87) Vgl. Droyſen S. 455. Anmerk. 115; jedoch auch Ritter IV, 1, 476.

88) Ritter IV, 1, 477. 89) Ritter IV, 1, 478.
90) Droyſen glaubt, dieſer See ſei das Rin, im Sanſkrit nicht aranya, wie er nach Tod annimmt, ſondern irina (Εἴρινος), unfruchtbares Land; mir iſt dieſe Annahme nicht wahrſcheinlich;

Ort, wo ſich das Heer und die Flotte zur Rückkehr ſammelten. Die Flotte unter Nearchus' Befehl ſollte von hier aus ins Meer, dann die Küſte entlang bis zum perſiſchen Meerbuſen fahren. Theils, um ſie unterſtützen zu können, theils, um eine ununterbrochene Verbindung des Landes am unteren Indus mit dem weſtlicheren Theile des Reiches zu ſichern, mußte Alexander ſeinen Rückzug durch den ſüdlichen Theil des von den Alten Ariana genannten Gebietes nehmen, obgleich die ganze Natur des Landes einen von grauenhaften Leiden begleiteten Marſch ahnen ließen. Mit der Landarmee brach er gegen Ende Auguſt 325 v. Chr. auf[91]). Das erſte Volk, welches er jenſeit der Berge, welche das Industhal vom Plateau Ariana ſcheiden, antraf, die Arabiten[92]), am Fluß Arabius (jetzt Sommeany oder Sonmeeanee), waren nach Nearch[93]) die letzten Inder; doch nennt Arrhian auch noch die folgende Völkerſchaft, die Oriten, Inder[94]), und Spuren des Inderthums ſcheinen ſich vom untern Indus her bis tief in das ſüdliche Ariana hin zu verbreiten, wo die Hauptſtadt von Gedroſien, 60 Tagemärſche vom Lande der Oriten entfernt, mit einem rein ſanſkritiſchen Namen Pura (pura im Sanſkrit, die Stadt) genannt, erſcheint[95]). Die Arabiten hatten ihre Dörfer beim Anrücken Alexander's verlaſſen. Alexander, ohne ſie zu verfolgen, wandte ſich dem Meere zu, um Brunnen graben zu laſſen, und die Oriten, welche ſich feindlich zeigten, zu unterwerfen. Die Einwohner wurden, wo ſie Widerſtand leiſteten, leicht überwältigt, gefangen und als Sklaven verkauft; in Rhambakia, dem bedeutendſten Flecken der Oriten, ließ Alexander Hephäſtion zurück, um eine Colonie anzulegen[96]). Er ſelbſt zog gegen die Grenze der Oriten und Gedroſier, wo beide Völker ſich vereinigt und einen Engpaß beſetzt hatten. Sowie er ſich näherte, zerſtreuete ſich das feindliche Heer; die Anführer der Oriten kamen, um ſich zu unterwerfen. Alexander gebot ihnen, das Volk wieder in ſeine Wohnorte zurückzuſchicken und ihnen Ruhe und Sicherheit zu verſprechen; als Satrapen ſtellte er Apollophanes an, und ließ Leonat mit einem Heer bei ihm, um die Flotte zu erwarten und die Colonie auszubauen. Zugleich ſollten ſie alles ſo ordnen, daß die bisher freien Oriten ſich gern an die neue Herrſchaft gewöhnten. Alexander begann dann den Marſch durch die gedroſiſche Wüſte, deſſen Leiden alles aufwog, was in allen bisherigen Feldzügen durch ganz Aſien erduldet war[97]). Endlich kam das Heer im elendeſten Zuſtande in Pura an; allein nicht der vierte Theil deſſelben, welches aus 120,000 Fußgängern und 15,000 Reitern beſtanden hatte, hatte dieſe Leiden überlebt[98]). Apollophanes, welcher Alexander's Befehle, für Lebensmittel während des Marſches durch die Wüſte zu ſorgen, ſchlecht ausgeführt hatte, wurde entſetzt und Thoas Satrap von Gedroſien; als dieſer ſtarb, erhielt Sibyrtios die Satrapie über die Arochoten und Gedroſier[99]). In Karmanien traf er die eine Abtheilung des Expeditionsheeres, welche unter Kraterus' Befehl ſchon früher entſendet worden war. Hier erhielt er auch die Nachricht, daß die Flotte unter Nearchus glücklich zurückgekehrt ſei. Durch Opfer und herrliche Spiele wurde die glückliche Heimkehr von der wunderreichen Heerfahrt mit Dionyſosartigem Gepränge gefeiert. So war der erſte Verſuch gemacht, Indien in enge Verbindung mit und in Abhängigkeit von der Weſtwelt zu bringen. Indien ward zum erſten Mal, obgleich man kaum in ſeine Thore getreten war, der Weſtwelt bekannter. Seine Wunder und die Weisheit ſeiner Gymnoſophiſten erregten das Staunen des cultivirteſten Volkes[1]). Einer von letztern, Sphines mit Namen, aber, weil er alle mit dem indiſchen Gruß kalyanas (glücklicher καλός) empfing, Kalanos genannt, folgte ſogar auf Taxiles' Zureden dem Alexander, und gab, im ſuſianiſchen Gebiet angekommen, das überraſchende Schauſpiel der indiſchen Selbſtverbrennung[2]). Viele Übertreibungen wurden heimgebracht[3]) aus dem Lande der Wunder, aber vieles galt auch, obgleich wahr, für Übertreibung, weil die Wirklichkeit zu nahe an das Wunder grenzte.

---

Nach Alexander's Abzug aus Indien beſtanden in dem vom großen macedoniſchen Reiche abhängig gemachten Theile deſſelben drei große Reiche; das des Porus, welches das mächtigſte war, und faſt den ganzen Umfang Indiens zwiſchen dem Dſchilum im Weſten und dem Beas im Oſten begriff[4]). Im Süden möchte es ſich bis zu einer Linie, welche vom Zuſammenfluſſe des Chinab und Dſchilum beginnt, und ſich öſtlich fortſetzt, ausdehnen, im Norden bis faſt zu den Vorbergen des Himalaya, wo die kleinen Reiche des Sopithes und Phegeus im Norden, Nordoſten und Südoſten ſich daran lehnten, und das große des Abiſares nördlich und nordweſtlich. Zwiſchen dem Indus und Dſchilum herrſchte Taxiles; auch deſſen Reich ſtieß im Norden an das des Abiſares; wie weit es im Süden hinabreichte, läßt ſich gar nicht beſtimmen; wahrſcheinlich ebenfalls bis zu einer mit dem Zuſammenfluß des Dſchilum und Chinab parallelen Linie, welche ſich nach Weſten hin ausdehnt. Abiſares' Reich umfaßte wol das ganze Gebirgsland von Kaſchmir, erſtreckte ſich ſüdlich bis an die Vorberge des Himalaya und weſtlich bis zum Indus; wie weit es nach Oſten reichte, iſt nicht zu beſtimmen. Die frei gebliebe-

der See iſt ſchwerlich nachzuweiſen, da der Indus ſeinen Lauf vielfach ändert.

91) Vgl. die Schilderung bei Droyſen S. 466 fg. 92) Vgl. über die verſchiedene Schreibart des Namens *Ellendt* ad *Arrh.* Exp. Alex. VI, 21. 7. 93) Bei *Arrh.* Ind. 22. *Strab.* XV, 2. §. 1. p. 720. 94) Exp. Alex. VI, 21, 7. Vgl. *Diod.* XVII, 105, wonach ſie ihre Todten nach Zoroaſtriſchem Ritus behandeln. 95) Droyſen über ihre Lage S. 475. Anm. 9. 96) Droyſen S. 471. Anm. 6. 97) *Arrh.* Exp. Alex. VI, 24, 2.

98) *Plut.* V. Alex. 66. 99) *Arrh.* Exp. Alex. VI, 27. 2.
1) Vgl. außer vielen andern Stellen insbeſondere *Plut.* Vit. Alex. 64 sq. 2) *Plut.* V. Alex. by *Diod. Sic.* XVII, 107. *Strab.* XV, 1, 68. p. 717. Vgl. Droyſen S. 502. 3) *Strab.* XV, 1, 28. p. 698. 4) Vgl. auch *Apollodor.* ap. *Strab.* XV, 1, 3. p. 686.



Digitized by Google

nen Völker und kleinern Fürſten wurden unter zwei Satrapen concentrirt; des einen, Philippus, Macht umfaßte das rechte und linke Ufer des Indus von der Gegend von Attock an bis zum Zuſammenfluſſe des Punſund (Pank'anada) und Indus; von da an bis zum Meere reichte die Satrapie des Pithon. Von den drei größern Fürſten übten Porus und Abiſares die Satrapenrechte ſelbſt; Taxiles erhielt ſie erſt ſeit Philippus' Tode. Alle dieſe abhängigen Fürſten und Völker hatten Tribut zu zahlen und ſich höchſt wahrſcheinlich unter gewiſſen Bedingungen zur Heeresfolge verpflichten müſſen. In den Hauptpunkten des von Alexander durchzogenen Landes waren macedoniſche Colonien angelegt, oder Beſatzungen zurückgelaſſen, welche als Stützpunkte zu einer neuen Herrſchaft dienen konnten. Denn der ſo junge Alexander hatte ſchwerlich die Hoffnung aufgegeben, dieſen zum erſten Mal im Ganzen ſo glücklich gelungenen Verſuch zu wiederholen.

Daß bedeutende Veränderungen in Indien ſogleich nach Alexander's Abzug eintraten, läßt ſich kaum behaupten; doch iſt es nicht zu bezweifeln, daß die allgemeine Unzufriedenheit, insbeſondere der freien Völker, mit der Fremdherrſchaft hier und da zum Ausbruche kam. Mit Gewißheit kennen wir jedoch nur eine Thatſache der Art. Nearchus wurde nämlich, wie er ſelbſt erzählt, durch Unruhen der Inder genöthigt, mit der Flotte Patala zu verlaſſen, noch ehe die eigentliche Zeit der Abfahrt gekommen war [5]). Dieſe Unruhen ſcheint Pithon, der Satrap dieſer Gegenden, jedoch wieder mit Leichtigkeit gedämpft zu haben. Noch ehe Alexander nach Karmanien gekommen war, erhielt er ferner die Nachricht, daß Philippus, der Satrap der obern Indusländer, von den Soldtruppen ermordet, dieſe aber ſchon während der That und nachher von der macedoniſchen Leibgarde getödtet ſeien [6]). Alexander übertrug nun dem Taxiles und dem Eudemos die Ausübung der Satrapenrechte, bis er einen neuen Satrapen ſenden würde. Dies iſt wol ſo zu verſtehen, daß Taxiles bis zu dieſer Zeit zum Satrapen in ſeinem Reiche ernannt wurde und Eudemos nur Satrap in den übrigen Theilen der frühern Satrapie ward, ſodaß Taxiles von jetzt an dieſelbe Stellung in ſeinem Gebiete einnahm, welche Porus und Abiſares in den ihrigen. Um dieſelbe Zeit ſtarb auch Abiſares, und ſein Sohn wurde von Alexander als Nachfolger beſtätigt [7]).

Nach Alexander des Großen Tode (11. Jun. 323 v. Chr.) wurden die Bande, welche die indiſchen Lande mit dem Reiche verknüpften, natürlich immer mehr gelockert, und dieſe ihrem eigenen Schickſale überlaſſen. Bei der erſten Theilung in Alexander's Todesjahr ließ man in den öſtlichen Provinzen den status quo. Taxiles und Porus wurden in den Verhältniſſen anerkannt, welche Alexander feſtgeſetzt hatte, als Herren ihrer Königreiche [8]). Das frühere Reich des Abiſares wird weder hier, noch weiterhin erwähnt. Ob es außer allem Verbande mit dem macedoniſchen getreten, oder gar ſeine Selbſtändigkeit unter dem neuen Herrſcher verloren hatte, läßt ſich natürlich beim Mangel aller Nachrichten nicht beſtimmen. Die frühere Satrapie des Philippus war ſchon ſeit 324 ohne Satrapen; auch Perdikkas ernannte keinen neuen, ſondern überließ die Satrapie den indiſchen Fürſten [9]). Die macedoniſchen Intereſſen wahrte ohne Zweifel Eudamos, welcher als Befehlshaber der Truppen in dieſer Gegend ſtand, wie ihm ſchon von Alexander aufgegeben war. Pithon blieb, obgleich er nur von Juſtin [10]) erwähnt wird, für jetzt im ungeſtörten Beſitze der Satrapie am unteren Indus [11]). In den nächſtfolgenden Jahren ſcheinen einige Veränderungen vorgegangen zu ſein. Denn in der Theilung von Triſparadiſus (321 v. Chr.) wird Pithon, anſtatt ſeiner früheren Satrapie am unteren Indus, der Theil der indiſchen Satrapie gegeben, welcher an die des Paropamiſus ſtößt, alſo die, welche Philippus früher verwaltet hatte [12]). Dagegen erſcheint Porus jetzt als Herrſcher bis zu den Mündungen des Indus, alſo im Beſitze des größten Theils der früheren Satrapie des Pithon [13]). Welche Bewegungen dieſe Veränderungen herbeigeführt haben, läßt ſich nicht beſtimmen, doch ſcheinen ſie der Art geweſen zu ſein, daß Antipater gern mit Gewalt gegen Taxiles und Porus zu Werke gegangen ſein würde, wenn nicht eine Expedition in ſo weit entlegene Gegenden damals zu viele Gefahr für den eigentlichen Sitz der Herrſchaft gebracht haben würde [14]). Er ließ Taxiles und Porus nur ungern in ihren weiter ausgedehnten Reichen. Damit ſcheint die macedoniſche Suprematie in Indien einen bedeutenden Stoß erlitten zu haben. Doch waren eine Menge Colonien und macedoniſche Truppen noch in vielen Punkten innerhalb der Pentapotamie ſelbſt und an ihrer Spitze Eudamos. Dieſer ermordete zwiſchen 321 v. Chr. und 317 den Porus [15]), und ſetzte ſich wahr-

5) *Strab.* XV, 2. §. 6. p. 721. Vgl. Droyſen S. 478.
6) *Arrh.* VI, 27, 5. *Curt.* X, 1. 7) Curt. a. a. O.
8) *Diod. Sic.* XVIII, 3: *ὁμοίως δὲ καὶ Ταξίλην καὶ Πῶρον κυρίους εἶναι τῶν ἰδίων βασιλειῶν, καθάπερ αὐτὸς Ἀλέξανδρος ἦν τεταχώς.*

9) a. a. O. *τούτων (σατραπειῶν) δὲ τὴν συνορίζουσαν τοῖς περὶ Ταξίλην βασιλεῦσι συνεχώρησε.* 10) *Justin.* XIII, 4, 21. In colonias in Indis conditas Pithon — mittitur; wegen des Ausdrucks colonias vgl. man *Strab.* XV, 2, 9. n. 724. 11) Vgl. hierzu *Lassen*, Pentapotamia p. 39. sq.; Droyſen, Geſchichte der Nachfolger Alexander's S. 48, wo die Darſtellung nicht ganz richtig. 12) *Diod. Sic.* XVIII, 39. *τῆς δὲ Ἰνδικῆς τὰ μὲν συνορίζοντα Παροπαμισάδαις Πίθωνι, τῷ Ἀγήνορος (προσώρισε).* 13) Vgl. Arrh. bei Droyſen a. a. O. S. 48, wo Porus *τὴν κατὰ τὸν Ἰνδὸν καὶ Πάτταλα* hat, womit Diodor a. a. O. ſtimmt, indem er Porus' Reich an den Indus ſetzt, worin alſo kein Widerſpruch mit Laſſen (Pentap. p. 40) zu ſehen iſt; vgl. auch Droyſen a. a. O. S. 151. 14) Diod. Sic. a. a. O. *τὰς δ' ἐχομένας βασιλείας, τὴν μὲν παρὰ τὸν Ἰνδὸν ποταμὸν Πώρῳ τὴν δὲ παρὰ τὸν Ὑδάσπην Ταξίλῃ. οὐ γὰρ ἦν τούτους τοὺς βασιλεῖς μετακινῆσαι χωρὶς βασιλικῆς δυνάμεως καὶ ἡγεμονίας ἐπιφανοῦς.* 15) Nach Laſſen (Pentap. p. 41) und Droyſen a. a. O. S. 518 im J. 317 v. Chr.; ich kenne aber keine für dieſe Annahme entſcheidende Stelle; im Gegentheil ſcheint Manches dafür zu ſprechen, daß es früher geſchehen ſein müſſe; denn er verließ ſchon in dieſem Jahre Indien mit indiſchen Truppen, was er ſchwerlich that, ehe er ſeine Herrſchaft in Indien einigermaßen befeſtigt hatte. Dazu mochte aber wol ein bis zwei Jahre Zeit gehören, ſodaß Porus' Ermordung wol ſchon vor 319 oder 318 v. Chr. zu ſetzen iſt.

Digitized by Google

ſcheinlich in ſeinem Reiche feſt. Im Kampfe zwiſchen Eumenes und den Satrapen (317 v. Chr.) zog er jenem mit 3000 Mann Fußvolk, mehr als 700 Reitern und 125 Elefanten zu Hilfe [16]), commandirte in der entſcheidenden Schlacht bei Gabiene, wie ſie Droyſen nennt, deſſen linken Flügel, und trug dadurch am meiſten zum Verluſte derſelben, nachdem ſie ſchon faſt ganz gewonnen war, bei [17]). In dieſer Schlacht war Keteus (im Sanſk. Kêtu. ein oft vorkommender Name [18]), der Anführer der indiſchen Truppen, nachdem er tapfer gefochten, gefallen; er hinterließ zwei Frauen, welche beide nach indiſcher Sitte mit ihm verbrannt zu werden begehrten; die ältere wurde, weil ſie ſchwanger war, dem Geſetze gemäß, zurückgehalten; die jüngere beſtieg freudig, geſchmückt wie zur Hochzeit, den Scheiterhaufen und ſtarb ohne einen Laut der Klage auszuſtoßen, unter Geſängen und Lobpreiſungen der Inder; klagend entfernte ſich die ältere. Die Griechen aber tadelten dieſe Sitte als barbariſch [19]). In dem auf die Schlacht bei Gabiene folgenden Winterfeldzuge war Eudamus unter den gegen Eumenes Verſchworenen; aber aus Furcht, große Summen Geldes, welche er ihm geliehen hatte, zu verlieren, verrieth er das Complot. Nach der Schlacht bei Gadamarta (316 v. Chr.) wurde er auf Befehl des Antigonus hingerichtet [20]). Welchen Einfluß dies auf ſein Reich in Indien hatte, läßt ſich nicht genauer beſtimmen. Was Antigonus über dieſe fernen Länder beſtimmte, oder ob er überhaupt etwas über ſie beſtimmte, iſt ungewiß; ſicher dagegen iſt, daß kein Satrap wieder hingeſandt ward [21]); ſo blieben höchſt wahrſcheinlich die macedoniſchen Beſatzungen, welche ſeit Alexander's Abzug ſehr zuſammengeſchmolzen ſein mußten, und, ſo viel wir wiſſen, von der Zeit an nicht — wenigſtens nicht durch größere Truppenzuſendungen — verſtärkt waren, ihrem Schickſale überlaſſen, welches inmitten von kriegeriſchen Nationen, die nur nach der heftigſten Gegenwehr ſich der Fremdherrſchaft gebeugt hatten, nach dem Tode des mächtigen und dem Alexander perſönlich befreundeten Porus, kaum noch zweifelhaft ſein konnte. Danach iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß Antigonus, welcher ſchon die Satrapien Baktrien, Karmanien, Paropamiſus, Arachoſien, obgleich ihre Satrapen ſich feindlich gegen ihn gezeigt hatten, ungeändert ließ, ſich um die noch entfernteren Induslande gar nicht kümmerte. Denn, ſobald er ſich als Herrn von Aſien anſehen zu dürfen glaubte, waren ſeine Blicke ganz und gar nach dem Weſten gerichtet. Ja, da er den Pithon, welcher zuletzt Satrap der oberen Indusländer geweſen war, 316 v. Ch. zum Satrapen von Babylon und keinen andern an deſſen Stelle ernannte, ſo ſcheint er die indiſchen Beſitzungen ganz und gar aufgegeben zu haben [22]). Ob Pithon erſt in Folge dieſer Ernennung, oder ſchon früher, durch andere Verhältniſſe genöthigt, ſeine Satrapie verlaſſen hatte, darüber finde ich keine Nachrichten.

Überſehen wir den Zuſtand von Indien um dieſe Zeit — in der Pentapotamie nach Abiſares' Tode ſein Reich nicht einmal erwähnt, nach Porus' Tode faſt gar keine bedeutende Macht, Taxiles ohne Zweifel als der, welcher die Fremdlinge ins Land geführt hatte, verachtet und gehaßt, die Macedonier ſelbſt ohne Stütze von Seiten des in ſich ſelbſt geſpaltenen Reiches und von den Eingeborenen bedrängt und ſchon theilweiſe verjagt, der König der gangetiſchen Länder wegen ſeiner Abkunft, und, wie wir weiter bemerken werden, wegen ſeines Geizes verhaßt — ſo bot ſich eine Gelegenheit für einen tüchtigen Mann dar, ſich ohne zu große Schwierigkeiten zum Herrn von ganz Indien zu erheben, und dem Reiche einen Umfang und einen Glanz zu geben, wie es ihn vielleicht vorher noch nie gehabt hatte. Dieſer Mann fand ſich in Tſchandraguptas; allein ſeine Geſchichte iſt ſo ganz und gar dem Mythus anheimgefallen, daß wir wenig mehr aus ihr mit Sicherheit retten können, als die Zeit und die Dauer ſeiner Regierung, ſowie den ungefähren Umfang ſeines Reiches. Er iſt, wie William Jones zuerſt entdeckte, derſelbe König, welcher von den claſſiſchen Schriftſtellern des Occidents mit der dem ſanſkritiſchen Namen ſich am meiſten nähernden Form *Σανδρόκυπτος*, dann abweichender *Σανδρόκυττος* 2c., genannt wird [23]). Nach Plutarch hatte Tſchandraguptas als junger Mann Alexander geſehen [24]). Trogus Pompejus bei Juſtin [25]) ſchreibt ihm die Befreiung Indiens von Alexander's Präfecten zu, welche getödtet worden ſeien. Nachdem er aber den Indern die Freiheit von fremder Herrſchaft erworben, habe er ſie unter ſeine eigene Sklaverei gebeugt. Er ſei von niedriger Herkunft geweſen, aber durch einen göttlichen Wink habe er ſich bewogen gefühlt, nach der Herrſchaft zu ſtreben; er habe nämlich Alexander den Großen durch freches Betragen beleidigt, ſei aber dem ihm darauf beſtimmten Tod durch die Flucht entgangen. Von Müdigkeit ergriffen, ſei er in Schlaf geſunken; während deſſen habe ein Löwe ihm den Schweiß abgeleckt, der ihn koſend verließ, als er aufwachte. Dies gab ihm Hoffnung für eine größere Zukunft; er ſammelte Räuber um ſich und reizte die Inder zum Aufſtande. Auf einem ſtolzen Elefanten reitend, welcher ſich ihm von ſelbſt dargeboten hatte, führte er den Krieg gegen die macedoniſchen Krieger. In dieſer Geſtalt mochte die Sage von Tſchandraguptas erſten Thaten und Schickſalen ſchon dem Megaſthenes, welcher oft an ſeinen Hof kam [26]), erzählt worden ſein. Aus ihr folgt wenigſtens, daß der erſte Schauplatz derſelben in der Pentapotamie war. Dafür entſcheiden aber auch einige Einzelnheiten in der Darſtellung ſeiner Geſchichte in den indiſchen Überlieferungen; aber nur Einzelnheiten. Denn ausdrücklich wird hier nichts von ſeinem Aufenthalt in der Pentapotamie erwähnt. Das findet darin ſeine Erklärung, daß die Völker dieſer Gegend den eigentlichen Indern für Auswürf-

16) Droyſen a. a. O. S. 266. *Diod. Sic.* XIX, 14. 17) Droyſen a. a. O. S. 289. 18) *Fr. Hamilton*, Genealogies p. 82. 19) *Diod. Sic.* XIX, 33, 34. 20) Vgl. Droyſen a. a. O. S. 306. 519. 21) Droyſen S. 519. 22) A. a. O. 319.

23) Vgl. As. Researches IV, 11.; Schlegel, Ind. Bibl. I, 245.; *Ellendt* zu *Arrh.* Exp. Alex. V, 6, 2. 24) *Plut.* V. Alex. 62. 25) XV, 4, 12 sq. 26) *Arrh.* Exp. Alex. V, 6, 2. *Strab.* XV, 1, 53. p. 709. *Plut.* V. Alex. 62. *Clem. Alexandr.* Strom. p. 224 (ed. *Sylb.*) und ſonſt vielfach.

linge galten, weil ſie keine Kaſteneinrichtung hatten [27]). In den indiſchen Sagen beſchränken ſich ſeine Thaten auf das gangetiſche Reich. Solcher Einzelnheiten aber, woraus wir ſchließen können, daß Trogus Pompejus aus im Ganzen gut benachrichtigten Quellen ſchöpfte, will ich hier zwei erwähnen. Zunächſt iſt derjenige, welcher nach allen indiſchen Sagen der Haupthelfer des Tſchandraguptas war, ihn auf den Thron hob und befeſtigte, ſein Miniſter Tſchanakja nach den Buddhiſtiſchen Annalen, welche ältern Berichten folgen, als die Brahmaniſchen Quellen, gebürtig aus Takſhaçila, Taxila [28]) in der Pentapotamie, womit alſo auch die Anfänge von Tſchandraguptas' Verſuchen in dieſer Gegend verwieſen werden. Ferner gehörte die Linie der Maurja-Dynaſtie, wie die von Tſchandraguptas ſich ableitenden Herrſcher genannt wurden [29]), zu der Familie der Çâkja [30]) und deren Stammvater Ikshvâku wird von den Buddhiſtiſchen Quellen [31]) und den Puranen [32]) nach Pattalene verſetzt. Man laſſe ſich nicht dadurch irren, daß Ikshvâku von den indiſchen Chronologen ſo hoch hinaufgerückt wird; daſſelbe geſchieht ſelbſt mit Tſchandraguptas, Aſokas und andern hiſtoriſch fixirten Perſonen. So weiſt auch dieſe Angabe Tſchandraguptas nach der Pentapotamie, und zwar nach Pattalene [33]). Hierzu kommt nun endlich der Name dieſer Dynaſtie. Die indiſchen Angaben über die Entſtehung deſſelben — von einer Frau Murá [34]) — oder nach dem Namen der von ihrem Stammvater gegründeten Stadt mura (Umgebung) [35]) — ſind aufs Gerathewohl gemacht. Das bisher Gegebene machte es ſchon wahrſcheinlich, daß Tſchandraguptas in der Gegend von Pattalene zu ſuchen ſei. Deſſen Herrſcher zu Alexander's Zeit heißt bei Curtius Möris. Wir haben aber ſchon mehrfach Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die indiſchen Herrſcher bei den Griechen gewöhnlich nicht durch Eigennamen, ſondern nach ihren Ländern bezeichnet werden. Dieſes wird alſo auch mit dem Namen Möris geſchehen ſein. Nun liegen in der Gegend von Pattalene eine Menge Striche, welche blos aus Sandwüſten ohne Waſſer beſtehen. Solche Striche heißen aber im Sanſkrit maru, von mrĭ, ſterben, gleichſam todtes Land; ganz ebenſo könnten ſie, durch Suffix a gebildet, mara heißen. Nun iſt es ferner eine bekannte Thatſache, daß insbeſondere nach Lippenlauten im Sanſkrit ar in ur übergeht; ſo könnte mura an die Stelle von mara treten, ſowie an die von maru wirklich muru tritt (wie der Strich am Indus hieß) [36]) und an dieſe lehnt ſich das nach zendiſchem Lautgeſetz umgewandelte mouru [37]). Von mura würde durch das Suffix ja: maurja gebildet werden können, und hieße: der aus mura Stammende. Ich will dieſe Vermuthung nicht ſo weit verfolgen, daß ich daran ſogar die Anſicht knüpfte, daß Tſchandraguptas ſelbſt ein Abkömmling jenes vor Alexander geflüchteten Möris geweſen ſei, obgleich manches aus den indiſchen Sagen über ihn dafür geltend gemacht werden könnte. Das aber ſcheint nach allem Bemerkten für ſicher angenommen werden zu können, daß Tſchandraguptas aus der Pentapotamie ſtammte. Dadurch wird es alsdann auch wahrſcheinlich, daß er hier zuerſt auftrat.

Wir ſind hier an den Zeitpunkt gekommen, wo ſich die indiſchen hiſtoriſchen Überlieferungen ſynchroniſtiſch mit denen des gebildeteren Occidents verweben. Schon früher habe ich gelegentlich [38]) gezeigt, daß von dieſem Zeitpunkte eine im Allgemeinen ſicherere Darſtellung der indiſchen Geſchichte in den indiſchen Quellen ſelbſt beginnt. Es wird alſo hier der paſſende Moment ſein, einen Augenblick zurückzuſchauen und einiges hervorzuheben, welches ſich bei genauerer Durchforſchung der Quellen, die bis jetzt noch ſehr unzugänglich ſind, wahrſcheinlich zu hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit wird erheben laſſen, und deswegen bemerkt zu werden verdient.

Der vierten Weltperiode, der Zeit des Verderbniſſes, Caliyuga, fällt die eigentlichte Geſchichte anheim [39]). Der Anfang dieſer Periode iſt verſchiedentlich angeſetzt. Wir wollen nur die Anſetzung der Vâyu-, Vishnu- und Brahmanda-Purânâs erwähnen; hiernach begann Caliyuga 1055 Jahre vor Tſchandraguptas' Thronbeſteigung [40]). Dieſer Letztere iſt mit der größten Wahrſcheinlichkeit 312 v. Chr. zu ſetzen [41]), ſodaß der Anfang des Caliyuga 1367 Jahre v. Chr. fiele [42]). Die mit dem Caliyuga beginnende Geſchichte haben wir jetzt theilweiſe ſowol in Buddhiſtiſcher als in Brahmaniſcher Überlieferung. Die von Wilford mitgetheilte Liſte aus den Puranen [43]) läßt im Beginne des Caliyuga Dſcharaſandha über Magadha im ſüdlichen Behar herrſchen, welchem in einer Reihe 21 Könige aus ſeinem Geſchlechte folgen. Abweichend beginnt Hamilton die Königsreihe von Magadha mit Sudhanu ſchon ſechs Geſchlechter höher, ſodaß die Königsreihe aus 28 beſteht [44]). Dieſelbe Anzahl geben

27) Vgl. die von Laſſen in ſeiner Pentapotamie herausgegebene Epiſode des Máha Bhárata I, 5 sq. p. 64 und ſonſt. 28) Commentar zum *Mahávanso*, welcher aus der Atthakathá geſchöpft iſt, bei *Turnour*, Introduction zum *Mahávanso* p. XXXIX. 29) So heißt Tſchandragupta ſelbſt K'andragupta Maurya in einer Inſchrift in Journ. of the A. S. of Bengal. 1838. Apr. p. 341; die Paliform iſt Móriya (Turnour a. a. O., und im Mahávanſo oft) und in dieſer Form kam der Name dieſer Dynaſtie auch zu den Griechen, wo *Μωριεῖς οἱ τῶν Ἰνδῶν βασιλεῖς* (*Hesych.* vgl. *Lassen*, Institt. Ling. Pract. p. 247). 30) Turnour a. a. O. 31) Csomas Köiösi aus tibetiſchen Quellen im Journ. of the A. S. of Bengal. Mai 1837. p. 349. 32) Bei *Wilford* in As. Researches IX, 219. 33) Bemerken muß ich noch, daß Tod nach Puranen, wie er, ohne genauere Specification ſeiner Quellen, angibt, Tſchandraguptas für einen Abkömmling der Takſchakas erklärt; dieſe Angabe würde ihn, nach dem oben über die Takſchakas Bemerkten, ebenfalls wenigſtens in die Pentapotamie ſetzen. 34) Nach dem Vishn'u-Purân'as bei *Wilson*, Theatre of the Hindus. III, 15. 35) In dem erwähnten Commentar zum *Mahávanso* a. a. O. p. XXXIX.

36) *Wilson* in As. Res. XV, 133. 37) Ritter, Aſien. VI, 52 fg. 38) Gött. Gel. Anz. 1839. St. 98—100. S. 969. 39) Über die mythiſche Chronologie vgl. *Mill*, History of British India I, 133 sq. 40) *Wilford* in As. Res. IX, 87. 41) Vgl. Gött. Gel. Anz. a. a. O., wo jedoch manches zu modificiren (ſ. S. 67. Anm. 12). 42) Damit ſtimmt eine Angabe ſo ziemlich, nach der er 1365 fällt (J. of the A. S. of Bengal. 1838. Mai. 372). 43) In As. Res. IX zu Seite 116; vgl. ebendaſ. V, zu S. 241. 44) *Hamilton*, Genealogies Tables I D e sq. und 14 F. wo einiges abweichend; vgl. *Jones*, in As. Res. II, 190 (franz. Überſ.), wo ebenfalls verſchieden.

Digitized by Google

die Buddhiſtiſchen Quellen, die ceyloneſiſchen Annalen[45]), als Könige ſeit Mahâſammato, welcher Herrſcher Indiens im Beginne dieſer Weltperiode und ſelbſt eine Incarnation Buddha's war. Der Letzte dieſer Linie iſt nach Brahmaniſchen Quellen[46]) Ripundſchaja, und wird von ſeinem Miniſter entſetzt und dieſer macht ſeinen eigenen Sohn zum Könige; deſſen Familie herrſcht fünf Generationen, 138 Jahre[47]). Der letzte dieſer Könige iſt Nandivardhana, und wird von Siſunâga getödtet, welcher ſich auf den Thron ſetzt; in zehn Generationen herrſcht dieſe Familie 360 Jahre[48]). Auch hier iſt der vorletzte König Nandivardhana genannt. Allein hier weicht die Buddhiſtiſche Relation in Hauptdaten ab, während ſie in Einzelnheiten übereinſtimmt. Seit dem letzten der 28 Könige führt ſie eine große Menge Könige auf, welche in verſchiedenen Städten Indiens regierten[49]). Der erſte König von Magadha, welcher wieder erwähnt wird, iſt der Vater des Vimbaſâro[50]), welcher in dem Dipawanſo und Mahawanſo Bhâtijo[51]), in den tibetaniſchen Quellen Padma-Ch'hen-po heißt[52]). Die letztern berichten von ihm, daß er vom Könige von Anga unterworfen ward. Unter ſeinen Sohn, welcher dieſe Oberherrſchaft wieder brach und als Herr von Magadha in Rajagaha herrſchte, wird die Geburt von Gautama Buddha geſetzt. Er ſelbſt, in den ceyloneſiſchen Quellen Bimbiſâro genannt, iſt entſchieden identiſch mit dem Vidhiſâra der Brahmaniſchen Quellen, welcher in ihnen der fünfte König nach Siſunâga und Herrſcher von Magadha iſt, wie ſich daraus ergibt, daß in letztern ſein Sohn Adſchâtaçatru genannt wird, und ganz ebenſo in den tibetaniſchen[53]) und ceyloneſiſchen (in letztern in der Paliform Ajátasattu)[54]) Quellen. Allein der Buddhiſtiſche Vimbaſâra iſt nicht, wie der Brahmaniſche, aus der Linie des Siſunâga, ſondern geht dieſer vorher. Hier lautet die Geſchichte von ihm an ſo[55]): Bimbiſâro regierte 52 Jahre; ihm folgt ſein Sohn und Mörder, Ajâtaſattu, welcher 32 Jahre regiert; im achten Jahre ſeiner Regierung ſtarb Gautama Buddha, und wird das erſte Buddhiſtiſche Concilium in Râjagâha (im Sanſkrit Râg'agr'iha. jetzt Rajmahal) gehalten. Ihm folgt ſein Sohn und Mörder, Udâyibhaddako, welcher 16 Jahre regiert; dieſem ſein Sohn und Mörder, Anuruddhako; dieſem ſein Sohn und Mörder, Mundo, beide zuſammen herrſchen acht Jahre. Dieſem ſein Sohn und Mörder, Nâgadâſako, der 24 Jahre regierte. Damit war aber die Geduld des Volkes in der Hauptſtadt erſchöpft; es ſetzte dieſen letzten Nachkommen der vatermörderiſchen Familie ab, und ernannte deſſen weiſen Miniſter Suſunâgo, augenſcheinlich identiſch mit dem Brahmaniſchen Çiçunâgo, welcher ſchon erwähnt iſt, an deſſen Stelle. Beide Quellen weichen alſo auf das Bedeutendſte in Beziehung auf Siſunâgo ab, ſtimmen dagegen in den beiden ſchon erwähnten Namen überein, und höchſt wahrſcheinlich in der Anzahl der Generationen (zehn) dieſes Hauſes; denn Bimbiſâro war, da er mit Vidhiſâro identiſch iſt, der fünfte Herrſcher, und auf ihn folgen noch fünf. Ehe wir unſere Meinung über dieſe Verſchiedenheit und Übereinſtimmung ausſprechen, müſſen wir die Reihe noch weiter verfolgen.

Suſunâgo regiert nach den Buddhiſtiſchen Quellen 18 Jahre; ihm folgt ſein Sohn Kalaſoko, welcher 20 Jahre regierte. Hier muß ich zunächſt wieder auf ein ſehr ungefüges Zuſammentreffen mit den Brahmaniſchen Quellen aufmerkſam machen. Nämlich in dieſen heißt der Sohn von Siſunâgo, welcher aber, wie bemerkt, dort vor Vimbaſâra regiert, während er hier ihm, durch mehre Geſchlechter getrennt, folgt, mit ſehr ähnlichem Namen Kalavarna[56]). Da die indiſchen Könige mehre Namen führen und deren Compoſitionstheile oft wechſeln (vergl. z. B. Açokavardhana und Dharmâçoka, wie einer der folgenden Könige heißt), ſo iſt es nichts weniger als eine gewagte Vermuthung, wenn wir Kalavarna und Kalaſoko für identiſch erklären. Unter Kalaſoko wurde nach Buddhiſtiſchen Quellen das zweite Buddhiſtiſche Concilium gehalten, 100 Jahre nach dem Tode des Buddha[57]). Von Suſunâgo heißt es nun in der Atthakatha[58]), der Hauptquelle der Buddhiſtiſchen Darſtellung, daß er der Sohn einer Auſſeherin der öffentlichen Mädchen war, und gezeugt von einem Radſcha aus der Familie der Litſchavi von Veſali (im Sanſkrit vaiçâla, ein kleines Reich an dem Nordufer des Ganges[59]). In Veſali wurde das erwähnte zweite Concil gehalten, und dieſe Stadt war noch unter Kalaſoko Hauptſtadt des Reiches[60]), und wird mit Allahabad identiſicirt. Eine ähnliche Abſtammung, wie ſie hier dem Suſunâgo zugeſchrieben wird, geben dieſelben Buddhiſtiſchen Quellen einem Nachfolger des Kalaſoko. Dieſer hatte nach ihnen[61]) zehn Söhne. Der älteſte von ihnen war von mütterlicher Seite aus einer niedrigern Kaſte. Die übrigen neun hießen die neun Nandas und regierten zuerſt zuſammen, während jener, gewiſſermaßen illegitime, Bruder in einer der Provinzen wohnte. Dieſe gemeinſchaftliche Regierung dauerte 22 Jahre. Während dieſer Zeit geſchah es, daß ein Räuberhauptmann das Reich durchplünderte. Bei Gelegenheit der Plünderung einer Stadt machte er jenen zehnten Sohn des Kalaſoko zum Gefangenen. Dieſer ergriff das Räuberhandwerk, wurde nach dem Tode des Hauptmanns an deſſen Stelle gewählt, nannte ſich ſeit dieſer Zeit Nando und eroberte das Reich ſeines Vaters; nachdem er die damalige Hauptſtadt deſſelben, Pâtaliputra (der Griechen Palimbothra, im Pali Patiliputta), eingenommen hatte, regierte er nur noch kurze Zeit. Ihm folgten ſeine neun Brüder, die neun Nandâs, der Reihe nach, und regier-

45) *Mahâwanso* p. 8. *Dipawanso* in Journ. in the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. Nov. p. 925. 46) Vgl. Wilſon a. a. O. und Hamilton Taf. 8 und 16 B. 47) Nach Hamilton, abweichend Wilford a. a. O. Vgl. auch Wilſon a. a. O. 191. 48) Nach Hamilton, anders Wilford. 49) *Dipawanso* a. a. O. 50) Vgl. As. Res. XX, 46. 51) *Mahâw.* p. 10. 52) In As. Res. XX, 46. 53) a. a. O. S. 84. 54) *Mahâwanso* p. 10. 55) Ebend. a. a. O. u. S. 15 fg.

56) Wilford, Wilſon, Hamilton a. d. a. OO. 57) *Mahâwanso* ch. IV sq. 58) Vgl. *Turnour*, *Mahâwanso*, Introduction. p. XXXVII. 59) Vgl. *Hamilton*, Geneal. Tabl. p. 51. 60) Vgl. *Turnour* in Journ. in the As. Soc. of Bengal. 1837. July. p. 505. 61) Vgl. Commentar zum *Mahâwanso* in Introd. p. XXXVIII. und Text S. 21.

Digitized by Google

ten ebenfalls im Ganzen 22 Jahre. Die Brahmaniſchen Quellen weichen wiederum theilweiſe hiervon ab, theilweiſe ſtimmen ſie damit überein. Wir haben ſchon bemerkt, daß der vorletzte der Saiſunâgâs, Nandavardhana, der zweite dieſes Namens, hieß. Sein Sohn heißt Mahânandi. Dieſe zehn Generationen ſollen, um zwei Jahre von der frühern Angabe abweichend, 362 Jahre regiert haben [62]). Mahânandi verbindet ſich mit einer Sklavin aus niedriger Kaſte — wie der Kalaſoko der Buddhiſtiſchen Quellen — einer Sudra [63]). Sein Sohn aus dieſer Ehe heißt im Bhagavata-Purâna Mahâpadma-pati-Nanda [64]), alſo mit dem Hauptnamen grade, wie jener ebenfalls illegitimer Sohn der Buddhiſtiſchen Quellen. Ein anderer Name deſſelben iſt Mahâbali [65]). Er iſt wegen ſeiner Abſtammung verachtet, richtet viele der deswegen rebellirenden Kſchatrijas hin und ſetzt Sudras an ihre Stelle; er iſt ein mächtiger, aber geiziger Fürſt; er bringt die ganze Erde, das heißt ganz Indien, unter ſeinem Scepter. Mit ihm hört die Kſchatrija-Linie der Könige auf, denn von da ſind alle Sudras [66]). Auf ihn folgen ſeine neun Söhne, die neun Nandâs [67]). An zwei andern Stellen des Vishnu und Bhagavat Purâna, wo deutlich von demſelben Mahapadma Nanda die Rede iſt, heißt er Viçvaſphûrg'i Purang'aja und Viçvaſphat'ika [68]). Hier heißt es von ihm, daß er andere Kaſten einſetzen werde; er werde die Kaivarta, Jadu, Pulinda (ein barbariſches Volk in Indien, in den nordweſtlichen Theilen des Vindhja) [69]) und Brahmana feſtſtellen, und nach Ausrottung der Kſchattriyâs würden die neun Nandâs [70]) herrſchen u. ſ. w. Richtiger läßt die Stelle des Bhagavata-Pur. ihn das Land unbrahmaniſch machen [71]) und ſtatt der Kaivarta werden, vielleicht ſynonymiſch, die Madrakâs (im Penjab) genannt. An einer andern Stelle in den Puranen [72]) wird Viçvaſphûrg'is nicht wie hier, Purang'aja, ſondern Ripung'aja genannt [73]); dadurch wird man an den Ripung'aja erinnert, mit welchem G'araſandha's Linie ſchließt. Was jedoch von dieſem erzählt wird, iſt identiſch mit dem von Nanda Berichteten. Mahâpadma Nanda mit ſeinen neun (oder acht) Söhnen regiert 100 Jahre nach Brahmaniſchen Angaben [74]). Allein nach andern, ebenfalls den Puranen entlehnten, Angaben hat Mahabali (der Mahâpadma Nanda in den, andern Brahmaniſchen Quellen, entlehnten Angaben und der Nando der Buddhiſtiſchen Quellen) 28 Jahre regiert, und ſeine Söhne zuſammen 12 Jahre [75]), alſo beide zuſammen 40 Jahre. Das weicht nur um vier Jahre von der Buddhiſtiſchen Angabe über die Regierungsdauer der zehn Nandâs ab. Nach den Nandâs wird durch eine Revolution Tſchandraguptas, insbeſondere durch Hilfe des Tſchanakjas, auf den Thron gehoben. Darin ſtimmen Brahmaniſche und Buddhiſtiſche Quellen überein [76]).

Ich habe ſchon auf mehre Eigenthümlichkeiten im Zuſammentreffen und Abweichen der Buddhiſtiſchen und Brahmaniſchen Quellen aufmerkſam gemacht; nur noch folgende drei hebe ich hervor, um alsdann vermuthungsweiſe die ganze Königsreihe anzuordnen. 1) Die Brahmaniſchen Quellen haben drei gegen das Ende von Dynaſtien eintretende Nandâs; denn daß Nandivardhana und Nanda identiſch iſt, zeigt der Name des Açoka, welcher in den Brahmaniſchen Quellen Açôkavardhana heißt; 2) die Buddhiſtiſchen Quellen kennen nur die zehn Nandâs, welche dem Tſchandraguptas vorhergehen. Ich ſchließe aus dieſen beiden Momenten, daß die Brahmanen die Königsliſten willkürlich vermehrt haben. 3) Die Buddhiſtiſchen Quellen geben uns für die herrſchenden Geſchlechter die Reſidenzen an, für die erſten 28 ſeit Beginn der Kalpa drei verſchiedene [77]). Für Bhâtiyo und Bimbiſâro, ſowie deſſen Nachfolger erſcheint dann Râjagrĭha als Reſidenz. Für Suſunâgo und Kalaſoko Vaiçâla; für die Nandâs Pâtaliputra. Ich ſchließe daraus, vermuthungsweiſe natürlich, daß die Dynaſtien dieſer Staaten hier als Herrſcher von Magadha aufgezählt ſind, weil ſie eine gewiſſe Präponderanz in Indien erhalten hatten. Daß aber das eigentliche Reich von Magadha erſt mit den Nandâs beginne und zwar mit dem Mahabali oder Mahâpadma Nanda der Brahmaniſchen Quellen. Denn die Nandâs erſt reſidiren in Pâtaliputra, der eigentlichen Hauptſtadt von Magadha [78]).

Bei der Zuſammenordnung dieſer Königsreihen lege ich das meiſte Gewicht auf die Buddhiſtiſchen Angaben, weil ſie meiner oben [79]) ausgeſprochenen Überzeugung nach aus ältern und minder verderbten Quellen, als die Brahmaniſchen, gefloſſen ſind. Die Zukunft wird hier ohne allen Zweifel bald vieles ſicherer erkennen laſſen. Die erſten 28 Könige [80]) übergehe ich als rein mythiſch, wenigſtens nach der jetzigen Lage der indiſchen Geſchichte.

| Buddhiſtiſche Darſtellung: | Brahmaniſche Darſtellung: |
|---|---|
| Dynaſtie von Râg'agrĭha bis Bhâtiyo in Abhängigkeit vom Könige von Anga (dem eigentlichen Bengalen) [81]). | |

62) *Vishnu-Purân.* bei *Wils.* in Specimens of the Theatre of the Hindus. III. p. 14. 63) Nach *Bhagav.* und *Vishnu-Purân.* a. a. O. 64) Bei *Wilford* in As. Res. IX, 37. 65) a. a. O. 66) Vgl. die Stellen bei *Wilson*, Spec. of the Theatre a. a. O. *Hamilton*, Geneal. Tabl. 8 Be. 67) So ergibt ſich aus *Bhagav. Pur.* bei *Wilf.* As. Res. V, 263. Bei Hamilton (Geneal.) hat er nur acht Söhne. 68) Die Stellen finden ſich in Journ. of the As. Soc. of Beng. 1837. Jan. p. 10. 69) *Ptolem.* p. 172. (ed. *P. Mont.*) und *Wilson*, Sanscr. Dict. unter *Pulind'a*, ſowie *Wilf.* As. Res. VIII, 342 und ſonſt. 70) So iſt in dieſer Stelle (Journ. of the As. Soc. of Beng. a. a. O. p. 10) für nâgâs zu leſen. 71) Beide Stellen ſind a. a. O. nicht ganz richtig abgedruckt; ich mag nicht emendiren, da gute Handſchriften gewiß das Richtige enthalten. 72) Vgl. *Wilf.* As. Res. IX, 62. 73) Vgl. jedoch die Andeutung aus den Scholien zum *Bhagav. Pur.* in Journ. of the As. Soc. of Beng. a. a. O. p. 16. 74) *Vishnu* und *Bhagav. Pur.* bei *Wils.* Theatre of the Hindus. III, 14. *Hamilton*, Geneal. Tabl. 8. 16.

75) Bei *Wilford.* As. Res. IX, 187. 76) Hamilton (Geneal.) läßt ihm einen König Daçarathas vorhergehen; warum, wird ſich weiterhin zeigen. 77) *Mahâwanso* p. 8; für die Nachkommen des Ikshvâku 19 nach tibetaniſchen Quellen bei Ksoma Körösi in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1833. Aug. (abgedruckt in *Turnour*, Introd. zu *Mahâw.* XXXV). 78) Vgl. Foĕ Kouĕ Ki p. 253 und Noten p. 256. 79) Vorbemerkung S. 16. 80) Die Atthakatha kennt, um dies noch beiläufig zu bemerken, nur 27 (*Turnour*, *Mahâw.* Introd. XXXV). 81) *Wilson*, Sanscr. Dict. unter *Anga*.

Digitized by Google

| | |
|---|---|
| 1) Bimbiſâro (im Sanſkrit Vimbasâra), Sohn des Bhâtiyo, gibt ſeinem Reiche die Präponderanz; herrſcht 52 Jahre. | Vidhiſâro, fälſchlich unter die Saiſunâgâs verſetzt [82]), regiert 28 Jahre. |
| 2) Ajataſattu (im Sanſkrit Ag'âtaçatru) herrſcht 32 Jahre. | Ag'âtaçatru herrſcht nach einer Angabe 35, nach zwei andern 25 Jahre. |
| 3) Udâyibhaddako 16 Jahre | keine Übereinſtimmung. |
| 4) Anuruddhako } 8 Jahre<br>5) Mundo } | |
| 6) Nâgadâſako 24 Jahre | |

Dieſe Dynaſtie herrſcht zuſammen 132 Jahre. Wenn man die beiden Könige 4 und 5, deren Regierung zuſammengezählt wird, der Buddhiſtiſchen Angabe entgegen für Brüder und für eine Generation rechnen darf, ſo herrſchten aus dieſer Dynaſtie von Bimbiſâro an fünf Generationen, grade ſo viel, als die Brahmaniſchen Angaben der Dynaſtie Sunaka (welche der des Siſunâga vorhergeht) geben; auch ſtimmen alsdann die Regierungsjahre, welche nach der allgemeinen Angabe der Brahmaniſchen Quellen 138 betragen ſollen [83]), alſo nur um ſechs differiren. Daß aber Vidhiſâra und Ag'âtaçatru mit Unrecht zu den Saiſunâgâs gezählt werden, iſt ſchon bemerkt; ſie ſcheinen ſchon darum eher in die frühere Dynaſtie der Sunaka zu gehören.

| | |
|---|---|
| Dynaſtie der Lik'kh'avi [84]) von Vaiçâla: | |
| Suſunâgo, regiert 18 Jahre | Siſunâga [85]). |
| Kalaſôko, regiert 28 Jahre | Kalavarna (bei Hamilton), Caeavarna (bei Jones und Wilford). |
| | Noch neun Könige, denen 360 Jahre gegeben werden [86]). |
| Dieſe regieren zuſammen 46 Jahre. | |

| | |
|---|---|
| Dynaſtie der Nandâs von Magadha zu Pàtaliputra: | Nach der einen Darſtellung: |
| Nanda 22 Jahre, | Mahânanda 28 Jahre, |
| neun Nandâs 22 Jahre, | die neun Nandâs 12 Jahre, |
| zuſammen 44 Jahre [87]). | zuſammen 40 Jahre. |

Es würde zu weit führen, hier alle Momente hervorzuheben und genauer zu erörtern, welche die eben gegebene Darſtellung wahrſcheinlicher machen. Wenn man aber dieſer hypothetiſchen Anordnung einige Autorität einräumen will, ſo erhalten wir etwas mehr Sicherheit in der indiſchen Geſchichte bis etwa 534 v. Chr. Weiterhin wird ſich nämlich ergeben, daß höchſter Wahrſcheinlichkeit nach Tſchandraguptas den Thron von Pàtaliputra im J. 312 v. Chr. beſtieg. Dazu die 44 oder nach Brahmaniſchen Quellen 40 Jahre für die Nandâs bringt uns zu 356 oder 352 v. Chr. Die 46 der Lik'kh'avi oder Saiſunâgâs führt bis 402 oder 398 v. Chr. Endlich die 132 oder 138 der Sunakâs oder Dynaſtie von Râg'agriha bringen uns bis 534 oder 536 v. Chr. Bemerkenswerth wäre auch das Vorſchreiten der präponderirenden Dynaſtien von Oſten nach Weſten zu.

Wir wenden uns zu der dem Tſchandraguptas zunächſt vorhergehenden Dynaſtie der Nandâs zurück. In Beziehung auf dieſe ſcheinen die Buddhiſtiſchen Quellen in größerer Verwirrung geweſen zu ſein [88]). Nehmen wir daher die angeführte Angabe der Brahmaniſchen Quellen zu Hilfe, ſo regierten, Tſchandraguptas' Regierungsanfang auf 312 v. Chr. geſetzt, die neun Nandâs von 324 v. Chr. bis 312 und Mahapadma Nanda von 352 v. Chr. bis 324. Seine Regierung fällt alſo in die Zeit, wo Alexander ſeinen Eroberungszug machte, und es läßt ſich gar nicht verkennen, daß das, was von ihm erzählt wird, mit demjenigen, was Alexander über den damaligen König der gangetiſchen Lande (Anugangam, oder Magadha im weitern Sinne) [89]) mitgetheilt ward [90]), faſt ganz übereinſtimmt. Danach hätte die Dynaſtie der Nandâs unter Mahapadma-Nanda das indiſche Reich bis etwa zu der Sarasvati hin beſeſſen, ohne, wie die Geſchichte des indiſchen Feldzuges zeigt, den geringſten Einfluß auf die Pank'anadâs, die Einwohner der Pentapotamie, zu haben. Nach Oſten hin mochte es bis zu den Grenzen des frühern Anga (Bengalen) reichen; denn wie in Aſien gewöhnlich, nahm die neue Dynaſtie die Länder der alten in ſich auf [91]). Wie weit es nach Süden und Südweſten ging, läßt ſich natürlich nicht genauer beſtimmen. Guzerate mit den nahe liegenden Küſtenſtrichen (Surâsht'ra) gehörte wol nicht dazu, denn daſelbſt herrſchte bis Tſchandraguptas eine eigene Königsfamilie mit dem Titel: Râg'â Mahâkshatrapas, König und Großſatrap [92]).

Die Sagen über Tſchandraguptas' Thronbeſteigung erlaube ich mir nur ganz kurz zu berühren. Die Buddhiſtiſchen Quellen erzählen [93]), daß der letzte der neun Nandâs wegen ſeines Geizes Dhana-Nanda, der Schätze-Nanda, hieß. Dieſer hatte einen Brahmanen Tſchanakja (auch Viſchnu-Gupta Kautilja [der Krumme] und Vatſajana in Brahmaniſchen Quellen genannt) [94])

82) Ein ganz entſchiedenes Beiſpiel dieſer Art Verſetzungen in den Brahmaniſchen Quellen wird ſich uns weiterhin bei Daçaratha zeigen. 83) *Hamilton*, Geneal. a. a. O. *Jones* a. a. O. 191. Andere Zahlen gibt die ſpecielle Darſtellung bei *Wilford*, As. Res. IX, Tabelle der Könige von Magadha zu S. 116. 84) Dieſe blühten noch etwa im 3. oder 4. Jahrh. v. Chr. ebenfalls in Vaiçâla. Vgl. Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1837. Jan. p. 8 und ſonſt. 85) Vgl. *Hamilton*, *Jones* und *Wilford*, As. Res. V. Tafel zu S. 241; faſt ganz abweichend iſt *Wilford*, As. Res. IX. Taf. zu S. 116. 86) Bei Hamilton, Jones; anders Wilford IX. a. a. O. 87) Ganz ſonderbar, aber, wie die Folge der Darſtellung bis zu König Aſoka zeigt, entſchieden falſch, ſind die chronologiſchen Darſtellungen der tibetaniſchen, mongoliſchen u. ſ. w. Quellen, welche aus den Buddhiſtiſchen Darſtellungen von Nordindien entlehnt ſind. (Vgl. Foë Koué Ki p. 228 sq.) 88) *Turnour*, *Mahaw*. Introd. p. XXXVIII. 89) Vgl. *Wilford*, As. Res. IX, 33. 90) Vgl. oben S. 53. 54. 91) Vgl. jedoch auch Foë Koué Ki. p. 229. 92) Vgl. die Inſchrift in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1838. April. p. 334 sq. 93) *Mahaw*. Introd. p. XXXIX sq. 94) Bei *Wilford*, As. Res. V, 263.



Digitized by Google

gröblich beleidigt. Er verſteckt ſich in dem Palaſt und gewinnt den Prinzen Pabbato (im Sanſkrit Parvata, der Parvataka. Bergfürſt, in den Sanſkritſchriften) [95]), der ihm zur Flucht verhilft. Er brütet Rache und ſucht nach einem, den er an Dhana-Nandâ's Stelle auf den Thron erheben könne. Da begegnet ihm Tſchandraguptas; deſſen Mutter war die Gemahlin des Königs von Maurjanagara (Maurja-Stadt); ihres Mannes Reich war von einem mächtigen König (iſt hier Alexander der Große gemeint?) [96]) erobert; der König ſelbſt war getödtet; die Frau ſchwanger nach Pâtaliputra geflohen. Hier gebar ſie heimlich den Tſchandraguptas; ſie hatte ihn ausgeſetzt, aber ein Hirt fand und erzog ihn. Als er größer war, nahm ihn ein Jäger zu ſich. Als Tſchanakjas ihn fand, ſpielte er mit mehren Knaben das Königsſpiel. Er ſaß als König zu Gericht; Angeklagte wurden vorgeführt; er verurtheilte ſie, Hände und Füße zu verlieren. Als ſeine Spielkameraden antworteten, „wir haben keine Ärte," befahl er, ſolche zuſammenzuſetzen, indem ſie Ziegenhörner zur Schärfe und Stöcke zum Handgriffe gebrauchten. Indem ſie nun zuſchlugen, gingen Hand und Fuß ab. Dann rief Tſchandraguptas, „ſie ſollen ſich wieder vereinigen," und ſogleich kehrten dieſe Glieder an ihre Stelle zurück. Als Tſchanakjas dieſes ſah, nahm er Tſchandraguptas zu ſich und entdeckte, daß er ein Maurja ſei. Ihm ſowol, als den Prinzen Pabbato, inveſtirte er mit der wollenen Binde. Aus ihren Träumen erkannte Tſchanakjas, daß nicht Pabbato, ſondern Tſchandraguptas beſtimmt ſei, bald die Herrſchaft über ganz Indien zu erlangen. Um ſeiner Sache aber gewiſſer zu ſein, wählte er folgendes Mittel. Mitten in der Nacht erweckte er Pabbato, gab ihm ein Schwert und befahl ihm, das Band zu bringen, welches Tſchandraguptas trug, aber ohne es aufzulöſen oder abzuſchneiden. Pabbato kehrte unverrichteter Sache zurück. In der folgenden Nacht gab er Tſchandraguptas den Befehl, daſſelbe bei Pabbato zu thun. Dieſer ſah ſchnell, daß er den Befehl nur dann auszuführen im Stande ſei, wenn er Pabbato den Kopf abſchlüge. Dies that er und brachte die Schnur. Tſchanakjas empfing ſie ſchweigend. Nachdem Tſchandeaguptas die Mannbarkeit erreicht und zu ſeiner hohen Beſtimmung hinlänglich gebildet zu ſein ſchien, begann Tſchanakjas die Empörung. Zuerſt, als ſie mitten im Reiche verſucht ward, mislang ſie. Zum zweiten Male begann er ſeinen Kriegszug von der Grenze an, eroberte Stadt für Stadt, befeſtigte ſich in den eroberten Punkten und gelangte auf dieſe Weiſe endlich zum Beſitze der Hauptſtadt Pâtaliputra und des ganzen Reiches.

Abweichend iſt in vielen Einzelnheiten die Brahmaniſche Sage; wir begnügen uns, die Grundzüge derſelben nach der dramatiſchen Behandlung im Mudrarakſhaſa zu geben [97]). Hiernach iſt Tſchandraguptas, auch Vriſchalas (d. h. Sudra) genannt, aus der Familie des vorhergegangenen Nanda [98]); nach dem Viſchnu-Purana ein Sohn deſſelben von der Murá [99]), Bruder der übrigen neun Nandâs, ſodaß auf ihn dieſelben Sagen übertragen werden, welche die Buddhiſtiſchen Quellen von dem illegitimen Sohne des Kalaſoko, dem Nanda, der mit den Mahapadma-Nanda der Puranen identiſch iſt, darboten. Die Buddhiſtiſchen Quellen überliefern in Beziehung auf Tſchandraguptas ohne Zweifel das Richtige, inſofern ſie ihn ganz von der Familie der Nandâs trennen. Die Verbindung mit derſelben in der Brahmaniſchen Darſtellung beruht auf einem faſt mythiſchen Beſtreben, Königsdynaſtien, welche auf einander folgen, in verwandtſchaftliche Verbindung zu bringen, um dadurch gleichſam die eingedrungene Dynaſtie legitim zu machen. Dagegen ſcheint in den Buddhiſtiſchen Annalen eine Verdoppelung der Sagen von Tſchandraguptas ſtatt zu finden, inſofern ſie jenen Nanda, den Sohn des Kalaſoko, auf ziemlich ähnliche Weiſe, wie Tſchandraguptas (insbeſondere nach Juſtin's Darſtellung), zum Throne gelangen laſſen. In dem angeführten Drama heißt Tſchandraguptas ein niedriggeborener, kaſtenloſer [1]). Nanda hat, wie in der Buddhiſtiſchen Darſtellung den Tſchanakjas, welcher im Viſchnu-Purana ſein Miniſter genannt wird [2]), beleidigt, und dieſer ihn deswegen vom Throne geſtoßen. Tſchandraguptas war Mitwiſſer des Complots [3]). Nanda war verhaßt wegen ſeines Geizes [4]). Tſchanakjas hatte ein Bündniß zwiſchen dem Bergkönige (Parvatêçvara, dem König von Nepal) [5]) und Tſchandraguptas zu Stande gebracht; ſie führen zuſammen ein Heer von Çâkâs (Scythen), Yavanâs (Griechen), Bergbewohnern und Kâmbôg'âs (weſtlich vom Indus) und Perſern gegen Pâtaliputra. Auf dieſe Völkeraufzählung hat man nicht das Geringſte zu geben; ſie iſt bei Aufzählung einer großen und tapfern Kriegsmacht in den indiſchen Gedichten ſtereotyp [6]). Dem Bergkönige war die Hälfte des Reiches verſprochen; allein Tſchanakjas wußte zu bewirken, daß er umkam; ebenſo auch deſſen Bruder Vaieodhaka, welcher an ſeiner Stelle Mitkönig geworden war [7]). Dadurch wird aber der Sohn des Bergkönigs gegen Tſchandraguptas aufgereizt; er führt ein Heer von Khaçâs (aus Nepal), Truppen aus Magadha, Gandhârâs (weſtlich und öſtlich vom Indus), Yavanâs, Kirâtâs, Çâkâs, Krieger aus K'edi (jetzt Chandail) und Hûnâs gegen Pâtaliputra [8]). Auch auf dieſe Aufzählung iſt nichts zu geben. Tſchanakja weiß dieſes Heer durch Ränke ohne Schwertſtreich aufzulöſen und

---

95) z. B. in dem Drama Mudrârakshasa, wo der Parvataka jedoch eine andere Rolle ſpielt. 96) Vgl. *Wilford*, As. Res. V, 264. IX, 94 sq. 97) Vgl. *Wilson*, Specim. of the Theatre of the Hind. III, wo ſich auch andere Darſtellungen finden, z. B. aus der Vrihat-Kathâ, welche jetzt auch im Original in der Brockhaus'ſchen Ausgabe nachgeſehen werden kann.

98) a. a. O. III, 98. 99) a. a. O. 15. *Wilford*, As. Res. V, 263.

1) *Wilson*, Spec. III, 60. 2) *Wilford*, As. Res. V, 263. 3) *Wilson* a. a. O. S. 104 und ſonſt. 4) a. a. O. S. 52 und ſonſt. 5) *Wilford* a. a. O. V, 266; es könnte ſonſt nur ein König von Kaſchmir ſein; dieſer wird aber beſonders erwähnt (*Wilson* a. a. O. S. 48). Jener heißt auch König der Kirâtâs (a. a. O. S. 64) und dies ſind insbeſondere Bewohner von Nepal (ſ. oben S. 9). 6) So im Râmâjan, z. B. I. 54. 20 und ſonſt; im Mahâbhar. (vgl. *Wilson* in As. Res. XV, 105); im Raghuvança, Harivança vielfach. 7) *Wilson*, Specim. III, 66. 8) a. a. O. S. 122.

Digitized by Google

durch ſeine Verſöhnung mit dem Miniſter der früheren Dynaſtie Tſchandraguptas auf dem Throne zu befeſtigen.

Die Geſtalt, welche Tſchandraguptas' Gelangung zum Throne in dieſen Sagen angenommen hat, iſt augenſcheinlich der Art, daß ſich weniges mit Sicherheit daraus entnehmen läßt. Wir mögen als Thatſache am ebeſten hinſtellen, daß Tſchandraguptas irgend ein Sprößling einer der kleinen, aus der Pentapotamie vor Alexander geflüchteten, Fürſten war, daß er die günſtige Gelegenheit benutzte, welche ſich etwa gegen 317 v. Chr. bot, ſich zunächſt zum Herrn der Pentapotamie zu erheben und von da einen Zug gegen die gangetiſchen Lande unternahm, welcher ihm ebenfalls gelang.

Juſtin ſetzt den Anfang der Regierungszeit ungefähr in dieſelbe Zeit mit der Hebung der Seleucidenmacht[9]); dieſe Erhebung rechnete er ohne allen Zweifel von der Seleuciden-Ära an (312 v. Chr.), und wir irren alſo ſchwerlich, wenn wir ſchon deswegen Tſchandraguptas' Regierungsanfang in dieſelbe Zeit ſetzen. Mit Tſchandraguptas' Regierungsanfang iſt aber ferner Tſchanakja's Zorn zu Ende und die Inder haben eine Ära, welche von der Sühnung des Tſchanakja an beginnt, und alſo wol mit demſelben Jahre, in welchem Tſchandraguptas den Thron beſtieg. Den Anfang dieſer Ära ſetzt Wilford, auf manche Synchronismen geſtützt, gerade in das J. 312 v. Chr.[10]). Wir werden daher ſchwerlich irren, wenn wir mit dem Anhange zum Agni-Purana[11]) dieſes Jahr als das erſte von Tſchandraguptas' Thronbeſteigung nehmen. Auf jeden Fall könnte ſich der Irrthum nur innerhalb von zehn Jahren bewegen[12]). Überaus auffallend wäre übrigens, wenn der Anfang dieſer Ära ganz geſichert wäre, ſein Zuſammentreffen mit dem der Seleucidiſchen um ſo mehr, da auch die Fürſten, auf die ſie ſich beziehen, in innige Verbindung mit einander kamen.

Denn nachdem ſich Seleucus, wahrſcheinlich durch einen Sieg und darauf folgenden Friedensſchluß, im Beſitze ſeiner Satrapie geſichert (etwa gegen 310 v. Chr.)[13]), wendete er ſeine Blicke gegen den Orient. In Indien ward durch das Auftreten Tſchandraguptas' der macedoniſche Einfluß vollſtändig beendet. Das Reich Magadha, im weitern Sinne bei den Griechen das der Praſier (prâk'ja, das Oſtreich) genannt, welches vom Indus im Weſten (dies- und jenſeit deſſelben)[14]), bis zum bengaliſchen Meerbuſen und den Mündungen des Ganges im Oſten reichte, im Norden die Himalayagebirge und im Süden wahrſcheinlich den Vindhja zur Grenze hatte, nahm etwas mehr als den ganzen Umfang von Ârjavârta[15]) ein. Den Umfang, welchen das indiſche Kaiſerreich vor Tſchandraguptas' Erweiterung deſſelben nach Nordweſten hatte, ſcheint mir der Name madhjadêça (Mittelreich) zu bezeichnen. Dieſes hatte nördlich und ſüdlich dieſelben Grenzen wie Ârjavârta, allein weſtlich reichte es nur bis zur Wüſte zwiſchen dem Ganges und Sutluj, und öſtlich nur bis Allahabad[16]). Tſchandraguptas beſaß auch die Halbinſel Guzerate[17]); ob aber erſt er, oder ſchon ſein Vorgänger ſie dem indiſchen Kaiſerreiche einverleibt hatte, iſt ungewiß. Daß Tſchandraguptas große Eroberungen in Indien gemacht habe, und zwar mit einem Heere von 600,000 Mann, überliefern glaubwürdige Nachrichten[18]). Dieſe drohende Macht nun glaubte Seleucus in beſtimmte Grenzen zurückweiſen zu müſſen. Über die Zeit ſeiner Heerfahrt können wir nur ſo viel beſtimmen, daß ſie nicht gar lange vor 302 v. Chr. gefallen ſein müſſe. Denn von hier aus zog er zum großen Kriege gegen Antigonus[19]). Die Begebenheiten ſeines indiſchen Feldzuges betreffend, ſo folgerte man — und ſo auch Laſſen — aus der Stelle des Plinius[20]), wo nach Aufzählung der Stationen bis zum Hyphaſis hinzugefügt wird: reliqua inde Seleuco Nicatori peragrata sunt, und dann die Stationen bis zur Mündung des Ganges angegeben werden, daß Seleucus ſeinen Feldzug bis hierher ausgedehnt habe. Laſſen[21]) führt dafür noch die Stelle aus dem Drama mudrârakshasa an, wo in dem gegen Tſchandraguptas vereinigten Heere Javanâs aufgezählt werden, und glaubt, daß dies die Griechen des Seleucus ſeien. Gegen dieſe vielfach für ganz unzweifelhaft aufgeſtellte Annahme ſprechen aber mehre ſehr entſcheidende Gründe. Was zunächſt die Erwähnung des Javanâs im Drama betrifft, ſo widerräth ſchon, abgeſehen von allen andern Momenten, die die Autorität eines Drama's für hiſtoriſche Facta infringiren, die ſo ſehr ſpäte Abfaſſung deſſelben (etwa im 12. Jahrh. n. Chr.)[22]), Gewicht darauf zu legen; früherhin wurde auch ſchon die ſtereotype Anführung von Javanâs in indiſchen Gedichten bemerkt. Von höherer Wichtigkeit würde Plinius' Angabe ſein. Allein wie wäre es gekommen, daß dieſe ſo bedeutende Herrſchaft ſonſt Niemand auch nur andeutet?

---

9) *Justin.* XV, 4. 20. 10) *Wilford* in As. Res. IX, 87. 96. 138. 150. 167. 175. Wilford hatte gute Quellen (die Purân'âs) vor Augen; leider ſind ſie ſelten gut benutzt; höchſt wünſchenswerth wären wörtliche Überſetzungen oder Mittheilungen des Originals aus den geſchichtlichen Theilen der Purân'âs. 11) As. Res. IX, 172. 12) An einem andern Orte (G. G. A. 1839. St. 98—100) habe ich früher mit viel größerer Sicherheit den Anfang der Regierung des Tſchandraguptas entweder auf 312 oder 311 feſtſtellen zu können geglaubt. Dieſes Reſultat muß ich jetzt aufgeben; es beruhte auf den Jahreszahlen, welche der Mahâwanſo für die Regenten der indiſchen Könige gibt, und da finden ſich irrig für Tſchandraguptas 34 ſtatt 24 Jahre (vgl. S. 69. Anm. 51). Danach wäre auch oben (S. 36, Sp. A, Z. 1 v. U.) für 468 zu ſchreiben 487 (vgl. Aſokas weiterhin). Über Tſchandraguptas findet man faſt in allen Behandlungen indiſcher Geſchichte und Alterthümer Einiges; außer den ſchon beiläufig erwähnten Schriften verweiſe ich noch auf Stuhr, Die Religionsſyſteme der heidniſchen Völker des Orients S. 142. Deſſen Vermuthung, daß Tſchandraguptas ein Buddhiſt geweſen ſei, wird jedoch ſchon dadurch ſehr zweifelhaft, daß ihn ein Brahmane auf den Thron hob. Auch findet Megaſthenes die Brahmanen als herrſchende Kaſte an ſeinem Hofe (*Strab.* XV, 1, 59, 60 p. 712). Vgl. auch Mill (History of British Ind. II, 208), Heeren (Ideen 271). 13) Droyſen, Geſchichte der Nachfolger Alexander's S. 400.

14) *App.* Syr. 55. *Lassen*, Pent. p. 43. 15) Mânavadharmaç. II, 22. vgl. die Inſchrift des Samudra-Gupta in Journ. of Beng. 1837. Nov. p. 972 fg. 16) a. a. O. S. 21. 17) Wie die Inſchrift in J. of the A. S. of Beng. 1838. Apr. p. 338 zeigt. 18) *Plut.* Vit. Alex. 62. 19) *Justin.* XV, 4. 21. Droyſen a. a. O. S. 519 fg. 20) H. N. VI, 21 (17). 21) *Lassen*, Pent. p. 61. 22) *Wilson*, Specim. of the Theatre of the Hind. III, 2.



Digitized by Google

Warum erwähnt ſie Strabon nicht, der doch ſonſt alles für indiſche Geographie Wichtige ſo ſorgſam zuſammenſucht? Ja es finden ſich Stellen genug bei ihm, wo er ſie hätte erwähnen müſſen; ſo z. B., wo er nach dem Einfall des Alexander den des Eukradites nennt [23]), wo er diejenigen griechiſchen Könige bemerkt, welche am weiteſten in Indien vorgedrungen ſeien [24]), und als letztes öſtliches Ziel die Jamunâ angibt [25]). Strabon kennt nur die Vermeſſungen bis Palimbothra, und dieſe, wie er ſelbſt angibt, nur, weil bis dahin die Königsſtraße geht und vermeſſen ſei. Von da an weiter bis zu den Mündungen des Ganges gebe es nur Vermuthungen [26]) — und doch gehört bei Plinius auch dieſe Strecke zu den **Seleuco peragratis.** An einer andern Stelle [27]) wird ausdrücklich nur der Theil Indiens als bekannter angegeben, welcher weſtlich vom Hyphaſis liegt, *καὶ εἴ τινα προσιστόρησαν οἱ μετ' ἐκεῖνον περαιτέρω τοῦ Ὑπάνιος* (l. Ὑφάσιος) *προελθόντες μέχρι τοῦ Γάγγου καὶ Παλιβόθρων.* Dieſe letztern können augenſcheinlich nicht Theilnehmer einer Heerfahrt, wie man ſich die des Seleucus vorſtellen müßte, ſein, ſondern es ſind Geſandte, wie Megaſthenes, Dionyſius, Patrokles und auch Reiſende überhaupt. Noch mehr aber als durch dieſe Stellen, welche ſich leicht noch vermehren ließen [28]), wird die Annahme, daß Seleucus ſo weit vorgedrungen ſei, durch den Ausgang dieſes Krieges widerlegt. Denn wer würde nicht erwarten, daß Seleucus, wenn er bis Palibothra, oder gar bis zu den Gangesmündungen vorgedrungen war, eine bedeutende Stellung in Indien einnahm? oder daß er in dem darauf folgenden Frieden ſich wenigſtens die frühern macedoniſchen Beſitzungen in Indien zurückbedang? Allein was geſchieht? Seleucus ſchließt ein Bündniß mit Tſchandraguptas, nimmt deſſen Tochter zur Gemahlin und überläßt ihm nicht blos die ganze Pentapotamie, ſondern tritt ihm auch alles dießſeit des Indus bis zu den Paropamiſaden (bis zu den Quellen des Helmund und Lora) ab [29]). Nur **Alexandria ad Caucasum** ſcheint Syrien verblieben zu ſein [30]). Dafür erhält er von Tſchandraguptas 500 Elefanten. Was waren dieſe für den mächtigen König der Praſier, welcher deren **9000** beſaß? [31]). Einen ſolchen Frieden konnte Niemand, am wenigſten Seleucus, nach einem angeblich ſo glücklichen Feldzuge ſchließen. Ich nehme demnach an, daß Plinius' Stationsvermeſſungen auf keinen andern Quellen beruhen, als den von Strabon [32]) angegebenen, und daß ſein Zuſatz **Seleuco peragrata sunt** ein Irrthum iſt, oder höchſtens ſich auf Seleucus' Geſandten, Megaſthenes, bezieht. Ferner aber, wenn ich die Überlegenheit der griechiſchen Waffen über die indiſchen bedenke, iſt es mir höchſt wahrſcheinlich, daß Seleucus gar nicht feindlich mit Tſchandraguptas zuſammentraf. Denn jedes Zuſammentreffen würde einen Sieg auf griechiſcher Seite herbeigeführt haben, und in Folge eines Sieges konnte kein ſolcher Frieden geſchloſſen werden. Daher bin ich überzeugt, daß Seleucus, noch ehe es zum Kriege kam, durch die Angelegenheiten im Weſten zurückgerufen ward, und dieſe Eilfertigkeit dem Tſchandraguptas die herrlichen Friedensbedingungen verſchaffte.

Der Umfang des indiſchen Reiches betrug fortan, ſelbſt wenn wir es im Süden nicht über das Vindhjagebirge auszudehnen wagen, **60—70,000** □Meilen (etwa von **30°—20°** n. Br. und **82°—110** ö. L.). Neben Tſchandraguptas gab es ſchwerlich irgend einen bedeutenderen König in Indien [33]), und wenn das eigentliche Dekhan auch vielleicht noch nicht ganz unterworfen war, ſo unterlag es doch wahrſcheinlich einem bedeutenden Einfluſſe des Hauptreiches. Die kleineren Dynaſtien beſtanden zwar fort, allein gewiſſermaßen als mediatiſirte Fürſten, ſo z. B. die oligarchiſch herrſchende [34]) Familie der Litſchſchhawis in Vaiſala, welche früher herrſchte und ſpäter ſich wieder erhebt und die einheimiſchen Herrſcher in Suraſchtra [35]). Die ſich Tſchandraguptas' Obmacht nicht unterwerfen wollten, wurden dazu gezwungen [36]). Mit Syrien blieb er fortan in freundſchaftlichem Verkehre, welcher durch gegenſeitige Geſandtſchaften und Geſchenke unterhalten wurde [37]). Einer der am häufigſten zu Tſchandraguptas kommenden Geſandten war Megaſthenes, Reſident am Hofe der Sibyrtios, Satrapen von Arachoſien [38]), und ihm verdanken wir die bedeutendſten Nachrichten über Indien. Er fand Tſchandraguptas an der Spitze eines Heeres von **400,000** Mann in einem Lager [39]). Sein Land enthielt eine ungeheuere Menge Städte [40]). Die Haupt- und Reſidenzſtadt, nach welcher, indiſcher Sitte gemäß, auch der König [41]) und ſelbſt das Volk [42]) benannt wird, nennt er Palibothra; es iſt das ſchon mehrfach erwähnte Pâtaliputra, auch Kuſumapura oder Puſchpapura (Blumenſtadt), Padmavatî (die Lotusreiche, woraus der heutige Name Patna entſtand) [43]) und Çrînagara [44]) genannt. Sie lag am Zuſammenfluſſe des Gan-

23) *Strab.* XV, 1, 3. p. 686. 24) *Strab.* XI. p. 516. 25) Vgl. Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige ꝛc. S. 231. 26) *Strab.* XV, 1, 11. p. 689. 27) XV, 1. §. 27. p. 697. 28) Vgl. z. B. noch *Strab.* XV, 1. §. 37. p. 701, wo das Land jenſeit des Hyphaſis geradezu ziemlich unbekannt genannt wird, und Arrhian Ind. 4, *ἀλλὰ οὔ μοι ἀτρεκὲς ὑπὲρ τῶν ἐπέκεινα Ὑφάσιος ποταμοῦ ἰσχυρίσασθαι* ꝛc. 29) *Strab.* XV, 2. §. 9. p. 724; 1. §. 10. p. 689. *App.* Syriac. 55. *Plut.* V. Alex. 62, und vor allen *Plin.* H. N. VI, 23 (20). Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige ꝛc. S. 224. 259, Pentapotamia p. 41 sq. 30) *Mahâwanso* I. p. 171. 31) *Plin.* H. N. VI, 22 (18). 32) *Strab.* XV, 1. §. 11. p. 689.

33) Wir erkennen daher mit Laſſen (Pentap. p. 43) die hervorgehobenen Worte in Arrhian (Ind. 5) *ξυγγενέσθαι γὰρ Σανδροκόττῳ λέγει* (nämlich Megaſthenes) *τῷ μεγίστῳ βασιλεῖ τῶν Ἰνδῶν καὶ Πώρῳ ἔτι τούτου μέζονι* für ein, nicht dem Megaſthenes gehöriges, Einſchiebſel, welches ſich auch als ſolches durch den abſurden Gegenſatz von *μέγιστος* und *μέζων* verräth. 34) Vgl. insbeſondere Attbakatha bei *Turnour* in J. of the A. S. of Beng. 1838. Dec. S. 992 fg. 35) Vgl. die Inſchrift in J. of the A. S. of Beng. 1838. Apr. S. 337 fg., und Gött. Gel. Anz. 1839. St. 154 und 155 S. 1537. 36) Megaſthenes bei *Strab.* XV, 1. §. 53. p. 709. *Plut.* V. Alex. 62. 37) Athen. 1. p. 18. 38) *Arrh.* Exped. Alex. V, 6, 2. 39) *Strab.* XV, 1. §. 53. p. 709. 40) *Arrh.* Ind. 10. 41) *Strab.* XV, 1. §. 36. p. 702. 42) *Plin.* H. N. VI, 22 (19). 43) *Mahâwanso* von *Turnour*, Glossary unter *Pupphapura.* 44) As. Res. I, 126.

Digitized by Google

ges und Sonas (auch hirannjavâhus, Goldarm)[45]. Sie war 80 Stadien lang, 15 breit, hatte die Form eines Parallelogramms, und eine hölzerne[46]) Mauer mit Schießſcharten; davor war ein Graben, 6 Klafter breit und 30 Ellen tief. In der Mauer befanden ſich 570 Thürme und 64 Thore[47]. Megaſthenes erhielt auch ſchon Data über die indiſche Geſchichte. Von Dionyſios bis Tſchandraguptas zählte man 153 Könige und 6042 Jahre[48]. Dieſe Mittheilung iſt um ſo auffallender, da er bemerkte, daß die Inder keine Schrift hatten[49], was jedoch nicht wahr iſt[50].

Die Buddhiſtiſchen und Brahmaniſchen Quellen geben übereinſtimmend der Regierung des Tſchandraguptas die Dauer von 24 Jahren[51]; er regierte alſo von 312 bis 288 v. Chr. Ihm folgte ſein Sohn, in den Buddhiſtiſchen Quellen[52] Vinduſâro, in den Brahmaniſchen Vâriſâro[53] genannt, was gleiche Bedeutung hat (vindu, Tropfen, vâri, Waſſer, sâro, Weſenheit). Den Grund, warum er dieſen Namen erhielt, geben die Buddhiſtiſchen Quellen verſchiedentlich an[54]. Bei den Griechen wird er unter dem Namen Ἀμιτροχάτης erwähnt[55], welches einem ſanſkritiſchen amitraghâta, Feindestödter, entſpricht[56]. Mehrfache Namen eines Königs ſind aber in Indien nichts Seltenes. Wir werden dieſelbe Erſcheinung bei Aſokas eintreten ſehen und ſonſt. In der letzten Bezeichnung haben wir wahrſcheinlich den Ehrennamen des Königs, welchen er, wie Aſokas den Namen prijadarçi (der Liebevolle), in den Edicten gebrauchte, und dann auch in den Verhandlungen mit den Nachbarſtaaten. Wie nämlich Seleucus und Tſchandraguptas, ſo blieben auch beider Söhne in freundſchaftlichem Verkehr. Antiochus Soter (von 281—261 v. Chr.) ſchickte Daïmachus als Geſandten zu ihm[57], und indiſche Geſandte kamen nach Babylon[58]. Auch Ptolemäus Philadelphus (von 285—264 v. Chr.) ſchickte entweder aus Neugierde[59], oder, weil er die Nothwendigkeit erkannte, eine engere Verbindung mit Indien, gleich den Syrern, anzuknüpfen, Dionyſius als Geſandten nach Pâtaliputra[60]. Ebenſo kamen auch andere Griechen um dieſe Zeit nach Indien, und der Verkehr ſcheint ſowol zu Lande als zu Waſſer — natürlich noch als Küſtenſchiffahrt, wie ſie Nearchus eingeleitet hatte — ziemlich lebhaft geworden zu ſein. Über die Dauer der Regierung dieſes indiſchen Königs differiren die Buddhiſtiſchen und Brahmaniſchen Quellen um drei Jahre. Jene geben 28 Jahre[61], dieſe nur 25[62], ſodaß er entweder von 288—260 oder bis 263 v. Chr. regierte. Da ich die Überzeugung gewonnen habe, daß Wilford's Angaben, ſo wenig ich ſie auch beim Mangel der Quellen ganz zu würdigen vermag, doch eine viel größere Berückſichugung verdienen, als man ihnen bis jetzt zuzugeſtehen Luſt hatte, ſo wage ich nicht mehr, mich gegen ihre Angaben gradezu zu entſcheiden, ſondern muß die Kritik derſelben weitern Unterſuchungen vorbehalten. Der weitere Verlauf dieſer Unterſuchung wird es wahrſcheinlich machen, daß grade in Bezug auf die Regierungszeit der Herrſcher aus der Maurjadynaſtie die von ihm mitgetheilten Angaben die genaueſten ſind.

Wie die Buddhiſtiſche Darſtellung berichtet, hinterließ Vinduſâro 101 Söhne von 16 verſchiedenen Müttern. Einer derſelben, Açôkas, war noch vor dem Tode des Vaters nach Ug'g'ajini (Ozene, jetzt Oojain 23° 12′ n. Br., 75° 15′ ö. L.) entfernt, wo er, gewiſſermaßen als Satrap die Verwaltung führte, weil er im Verdachte ſtand, ſeinem Vater nach dem Leben zu trachten[63]. Mir ſcheint übrigens nach einer Stelle in einem Edict von Dhauli nicht unwahrſcheinlich, daß Ozene überhaupt die Reſidenz

45) Vgl. Ritter, Aſien. IV, 1, 507. Schlegel, Ind. Bibl. II, 349. Mannert, Geogr. d. Gr. u. Röm. V, 1, 76; 112. Heeren, Ideen III, 269. 46) Darauf bezieht ſich die Angabe bei Stephanus: *Μαυρίς* (Maurjâs) *ἔθνος ἰνδικὸν ἐν ξυλίνοις οἴκοις οἰκοῦντες*. 47) *Strab.* XV, 1. §. 36. p. 702. *Arrh.* Ind. 10. *Diod. Sic.* II, 39. 48) *Arrh.* Ind. 9. Nach *Plin.* H. N. (VI, 21) 154 Könige und 6451 Jahre. 49) *Strab.* XV, 1. §. 53. p. 709. 50) *Nearch.* bei *Strab.* XV, 1, 67. p. 717; vgl. Schrift. 51) So der Auszug aus der Atthakatha bei *Turnour*, J. of the A. S. of Beng. 1837. Sept. p. 725. Der Dipawanſo ebend. 1838. Nov. p. 925. Die birmaniſche Inſchrift in As. Res. XX. 166. Die Brahmaniſchen Quellen bei *Wilford*, As. Res. IX, 100 und vgl. Tafel zu 116. Dieſe Übereinſtimmung zeigt, daß im *Mahâwanso* p. 21 die Angabe von 34 Jahren, welcher ich früher folgte, ein Fehler iſt; eine Darſtellung des Feriſchta ſehe man J. of the A. S. of Beng. 1838. Febr. p. 163. 52) Vgl. *Mahâwanso*, *Dipawanso* und As. Res. XX. 167. 53) Vgl. außer Wilford, Jones, Hamilton u. A. a. a. O. noch Journ. of the A. S. of Beng. 1837. Aug. p. 677, wo die Hauptſtelle aus Bhagav. Pur. 54) Weil er aus ſeiner Mutter Leib geſchnitten und ſieben Tage hinter einander in den Leib einer friſch geſchlachteten Ziege gelegt ſei, und dadurch einen Blutfleck erhielt (Commentary zu *Mahâwanso* bei *Turnour*, Introd. XLII), oder, weil er einen Ausſatz hatte (As. Res. XX, 167). Vgl. Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes I, 109. 55) *Hegesandr.* bei *Athen.* XIV, 67. p. 153. *Strab.* II. 1. p. 70, wo für *Ἀλλιτροχάδης* wenigſtens *Ἀμιτροχάδης* zu ſchreiben iſt. 56) Laſſen a. a. O. Pentap. p. 44. 57) *Strab.* II, 1. p. 70.

58) Athen. a. a. O. 59) *Strab.* bei *Heeren*, Commentatt. Soc. Reg. Gotting. XI, 87. 60) *Plin.* H. N. VI, 21 (17). 61) *Mahâwanso* I. p. 21. 62) *Wilford* in As. Res. IX, Taf. zu S. 116. 63) *Mahâwanso* Comment. (bei *Turnour*, Introd. p. XLII); nach dem Dipawanſo war er ujjenikaramólino, welches einem ſanſkritiſchen ug'g'ajinî karamâlinas entſpriche: Steuerverwalter des Königreiches Ozene oder Avanti (*Mahâw.* p. 76); vgl. die Stelle aus dem Dipawanſo in Journ. of the A. S. of Beng. 1837. Sept. p. 671; ſie lautet: Chataguttassâyan nattá Bindusarassa atrajo rajaputto tádá ási Ujjenikaramólino. „Dieſer, der Enkel von Tſchandraguptas, Sohn des Vinduſaras, war damals Steuerverwalter in Ug'g'ajini." Die Stelle iſt ein Slokenmetrum, und daraus folgt, daß in der Lesart des Textes nattánatta, Urenkel, welche auch gegen die Geſchichte verſtößt, das erſte natta auszuſtoßen iſt. Noch wichtiger iſt die vorhergehende Stelle des Dipawanſo, indem aus ihr allein mit Entſchiedenheit folgt, daß Pijadaſi (Paliform für ſanſkrit. prijadarçi), wie ſich der Ausſteller der berühmten Edicte von Girnar in Guzerate und Dhauli in Cuttack nennt, wirklich der Name des Aſokas war. Sie lautet: Dwé sattáni attárasavassáni cha | sam buddhé parinibbutté abhisétto Piyadassino. „Zweihundert und achtzehn Jahre nach Buddha's Nirvana fand die Inauguration des Pijadaſi ſtatt." Dieſelbe chronologiſche Beſtimmung wird im Mahâwanſo (S. 22) und in birmaniſchen Quellen (As. Res. XX, 167) und ſonſt von Aſokas' Thronbeſteigung gegeben. Daß hieraus die Beſtimmung von Aſokas' Regierungszeit übrigens nicht folge, iſt von mir ſchon an andern Orten mehrfach bemerkt. Der Anfang der ceyloneſiſchen Buddha-Ära beruht auf keiner Sicherheit.

Digitized by Google

des Kronprinzen war [64]). Sowie er die Nachricht erhielt, daß ſein Vater dem Tode nahe ſei, eilte er nach Pataliputra, erſchlug dort ſeinen Bruder Sumano und noch 98, indem er nur denjenigen leben ließ, welcher mit ihm von einer Mutter ſtammte, und bemächtigte ſich der Regierung [65]). Dieſer und anderer Verbrechen wegen habe er den Namen Açoka erhalten [66]), deſſen Bedeutung „der Kummerloſe" jedoch wenig zu dieſer Angabe paßt. Nach ſeinem Übertritt zum Buddhismus, deſſen Schiboleth Dharma (Tugend) iſt, nannte er ſich Dharmâçoka; in den Brahmaniſchen Quellen heißt er Açoka und Açokovarddhana und in ſeinen Edicten nennt er ſich, wie ſchon bemerkt, Pijadaſi (die Paliform für ſanſkritiſch prijadarçi). Nach einer Stelle im Dipawanſo war er beim Antritt ſeiner Regierung 20 Jahre alt; dazu bemerkt Turnour, daß er nach einer andern Stelle deſſelben 45 Jahre alt geweſen ſei, die Stelle ſelbſt überſetzt er aber 54 [67]). Sein Vater war eifriger Brahmaniſt geweſen, und hatte täglich 60,000 Brahmanen geſpeiſt; ſo that auch er ſelbſt die drei erſten Jahre ſeiner Regierung [68]). Im vierten Jahre trat er zum Buddhismus über, bekehrt, wie die Sage erzählt, von ſeinem Neffen Nigrodho, dem Sohne des von ihm ermordeten Sumano [69]). Erſt nach dieſem Übertritte ſetzen die Buddhiſten ſeine Inauguration, wodurch er die Herrſchaft über ganz Dſchambudwipa als ein vereintes Reich erhielt [70]). Allein dies iſt blos eine mythiſch-religiöſe Anſchauung, welche ſich auch bei dem Könige von Ceylon wiederholt [71]). Wie viel wir auf das angeführte Datum ſeines Übertritts zu geben haben, will ich nicht entſcheiden. Daß er aber ſchon vor dem zehnten Jahre ſeiner Regierung Buddhiſt war, folgt aus einem Edict aus dieſem Jahre, welches ſchon über Miſſionaire des Buddhismus beſtimmt [72]). Der Buddhismus ſcheint ſchon während der vorhergehenden Zeit bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben. In der Nähe von Foe leou cha, weſtlich vom Indus, befand ſich ein Stupas, welcher ſchon 292 v. Chr., alſo unter Tſchandraguptas' Regierung, errichtet ſein ſoll [73]). Die nächſte Folge des Kampfes zwiſchen Buddhathum und Brahmathum war eine bedeutende Gleichgültigkeit gegen die Häupter oder Prieſter beider Religionsparteien [74]). Aſokas ſorgte für eine glänzende Stellung der Buddhiſtiſchen Hierarchie, verfuhr aber mit der ſchonendſten Toleranz, ja ganz gleicher Rückſicht, wie gegen ſeine Glaubensgenoſſen, gegen die Brahmanen und ihre Anhänger [75]). Von ſeinem Namen ſind alle Buddhiſtiſchen Überlieferungen voll, er iſt im Munde der Chineſen, Mongolen, Japaner, kurz aller der entfernteſten Völker, zu denen der Buddhiſtiſche Cultus gedrungen iſt. Nur in Indien ſelbſt war er faſt ganz vergeſſen, und ohne die Entdeckung und Entzifferung ſeiner Inſchriften wüßten wir kaum, ob wir den bei dieſen entfernten Völkern über ihn vorkommenden Nachrichten Glauben ſchenken ſollen. Seit ſeinem Übertritt zum Buddhismus ſpeiſte Aſokas 60,000 Buddhiſtiſche Prieſter täglich; in 84,000 indiſchen Städten ließ er, dem Mahâwanſo nach, Vihâràs, Buddhiſtiſche Tempel, errichten. Mag letztere Angabe gleich wahrſcheinlich übertrieben ſein, ſo können wir doch auf eine große Anzahl von ihm angelegter Tempel daraus ſchließen, daß von dieſer Zeit an bis auf unſere Tage der eigentliche Sitz des indiſchen Reiches den Namen Vihâra (Behar) erhielt. In jedem vihâra errichtete er Stûpàs (Erdanhäufungen, jetzt Topen, genannt); zwei, welche er zu Dhauli errichtete, kennen wir noch ſogar dem Namen nach aus ſeinen Inſchriften [76]). Außerdem errichtete er ſolche, nach chineſiſchen Berichten, bei allen Bäumen, unter denen Buddha geruht hatte [77]). Viele von dieſen waren ſogenannte Dagobes (aus dem ſanſkritiſchen dhâtu garbha, Reliquienbewahrer), und enthielten wol gar Aſche des Buddha ſelbſt (man'ikshâra, woher der Name eines der bekannteſten Manikyala) [78]). Von ihm ſchreiben ſich eine Menge Tempel her [79]), und griechiſche Kunſt ſcheint ſchon damals auf Indien eingewirkt zu haben [80]). Unter ihm, und wie die Schrift der Inſchriften zeigt, ſchon vor ihm, beginnen die mit dem Buddhiſtiſchen Cultus verbundenen Grottenbauten, zu deren Aufführung Fürſten und Privatleute freiwillig beiſteuerten [81]), und welche in den nächſtfolgenden Jahrhunderten in den noch jetzt angeſtaunten Wunderwerken von Ellore ꝛc. ihre Krone fanden.

Seit ſeinem Übertritt zum Buddhismus erließ Aſokas mehrfach Edicte religiöſen, moraliſchen und andern Inhalts im Geiſte des Buddhismus. Die älteſten ſind

64) Ujenyá sepicha kumále (Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Mai. p. 439. 445. Vgl. *Prinsep*. p. 454), doch wird Tosaliyam kumále auch erwähne (ebend. S. 440, 446), allein auch dieſer könnte ein Sohn des Aſokas ſein. 65) *Mahâwanso* I. 21, Comment. in Introd. XLII, und die Stelle aus der Atthakatha im Journ. of the A. S. of Beng. 1837. Sept. p. 731. 66) *Mahâwanso* I. p. 35. 67) Alle drei Data finden ſich im Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Nov. p. 931. 68) *Mahâw*. I, 21. 34 und Atthakatha a. a. O. 69) Man vgl. die ganze mythiſche Darſtellung dieſer Begebenheit *Mahâw*. 25—27. und Atthakatha a. a. O. 70) a. d. a. OO. 71) *Mahâw*. p. 76. 72) Journ. of the A. S. of Beng. 1838. March. p. 237 (252). Prinſep ſchließt daher fälſchlich aus einem andern Edict (ebend. 1837. Jul. S. 596), daß Aſokas noch im 12. Jahre ſeiner Regierung Brahmadiener war. 73) Matouanlin bei *Ab. Remusat*, Nouv. Mel. Asiat. I, 224. Vgl. Foë Kouë Ki 84. Foe leou cha wird auch Pou lou cha pu lo genannt, (Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige ꝛc., S. 145), welches deutlich einem ſanſkritiſchen Purushapura entſpricht. Dies erinnert an den auf den älteſten indiſchen Münzen vorkommenden König Purusha data (Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Dec. pl. LX. No. 15), deſſen Münzen der Schrift nach eher vor, als nach Aſoka fallen.

74) Vgl. viertes Edict im Journ. of the A. S. of Beng. March. 1838. p. 228 (250), Atikatam antarum bahûni vasasatâni vadhitâ — bâmhana sâmanâm asampatipati." In der vergangenen Zeit, viele Jahrhunderte hindurch, iſt angewachſen — die Misachtung der Brahmanen, ſowol als Sramanen (letzteres iſt der Name der Buddhiſtiſchen Prieſter). 75) Dies beweiſen die Inſchriften faſt durchgehends, z. B. 6. 7. und 12. Edict der Girnardhauli-Inſchriften. 76) Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Mai. p. 439. 440 (447). 77) Jacquet, ebend. 1836. Nov. S. 687. Vgl. Ritter, Stupas. S. 103. Foë Kouë Ki mehrfach. 78) Vgl. meine Rec. in der G. G. A. 1839. St. 81. S. 804. 79) Birmaniſche Inſchriften von Buddha-Gaya in As. Res. XX, 164. 80) C. O. Müller in G. G. A. 1839. S. 321. 81) J. of the A. S. of Beng. 1837. June 451 fg. 1838. June p. 562. vgl. Rubrik Kunſt.

Digitized by Google

aus dem zehnten Jahre ſeiner Regierung, andere aus dem zwölften datirt; geſammelt, in Stein gehauen und in den verſchiedenſten Gegenden Indiens aufgeſtellt, wurden ſie im 27. derſelben, alſo nach obiger Rechnung entweder 233 oder 236 v. Chr. [82]). Aus dieſen Inſchriften erfahren wir nebenher zwei Data, welche uns Indien im fortdauernden und vermehrten Zuſammenhange mit der Weſtwelt erkennen laſſen. Es wird nämlich im zweiten Edict der Inſchrift von Girnar-Dhauli ein Bündniß mit dem Jôna-König, d. h. dem Könige der Syrer, Antijako, Antiochus, erwähnt. Eine genaue Zeitbeſtimmung finden wir nicht. Da aber nach obigem Aſokas entweder 263 oder 260 v. Chr. zu regieren anfing, und die Buddhiſtiſchen ſowol, als Brahmaniſchen Quellen, in der Angabe der Dauer ſeiner Regierung faſt ganz übereinſtimmen, indem jene 27, dieſe 36 Jahre angeben [83]); er alſo entweder von 260—223 v. Chr. oder von 263—227 v. Chr. regierte, während dieſer Zeit Antiochus Soter aber höchſtens zwei Jahr regierte, Antiochus Theos dagegen mitten in dieſe Zeit fällt (von 261—246 v. Chr.), ſo iſt es wol kaum zu bezweifeln, daß dieſer letztere es ſei, welcher in dieſem Edict erwähnt wird. Nach demſelben Edict hat Aſokas in ſeinem ganzen Reiche doppelte Heilanſtalten für Menſchen und für Thiere anlegen, Medicamente allenthalben anpflanzen, und an den Wegen Brunnen graben und Bäume pflanzen laſſen. Daſſelbe ſei auch in den unter Antiochus' Generalen ſtehenden Provinzen des ſyriſchen Reiches geſchehen." Dieſe Anlage iſt ganz im Geiſte der Buddhiſtiſchen Religion, und war ohne Zweifel auf die an Indien ſtoßenden Beſitzungen des ſyriſchen Reiches beſchränkt, in welchen ſich ſchon vor Aſokas' Zeit der Buddhismus verbreitet hatte. Da nun Aſokas' Eifer für den Buddhismus, wie die Inſchriften zeigen, im zehnten Jahre ſeiner Regierung, entweder 253 oder 250 v. Chr. beginnt, ſo haben wir dieſes Bündniß, oder dieſen Vertrag ſchwerlich vor dieſer Zeit zu ſetzen. Im 13. Edict der Inſchrift von Girnar wird aber ferner nun ein Vertrag mit dem Javanakönig, deſſen Name aber nicht genannt wird, und mit drei k'aptâro (k'uptâro), Königen, Tulamajo, Gongakêno und Magô erwähnt, wodurch, wie man aus dem Zuſammenhange der Edicte ſchließen kann — denn die Stelle ſelbſt iſt ſehr lückenhaft — den Buddhiſtiſchen Miſſionairen freier Eingang und Wirkſamkeit auch in den Ländern von dieſen Fürſten erlaubt ward. Daß Tulamajo das griechiſche Ptolemäus, und Magô Magas ausdrücken ſolle, iſt keinem Zweifel unterworfen. Ich habe k'aptâro in k'uptâro zu ändern vorgeſchlagen [84]), und die drei zuſammen erwähnten ägyptiſchen Könige für Ptolemäus Euergetes (v. 246—221 v. Chr.) und ſeine beiden Söhne, den ſpätern Ptolemäus Philopator und Magas, erklärt. Ich habe einen Grund dafür anzugeben geſucht, warum jener Gongakêna genannt ſei, und habe dieſen Namen für einen Beinamen erklärt, welcher einem griechiſchen *Κομμαγηνός* entſprechen würde. Ich verweiſe darüber auf die angeführte Stelle, und will die Gründe hier um ſo weniger wiederholen, da eine neuere Unterſuchung der Inſchrift ergeben haben ſoll, daß der Stein nicht Gongakena, oder Gongakêno, wie es auf jeden Fall heißen müßte, ſondern Antigono habe [85]). Wäre dieſe Leſung richtig, ſo könnte man nur an Antigonus von Macedonien (von 233—221) denken. Dieſer würde um ſo entſchiedener zeigen, daß Tulamajo und Magô ſeine erwähnten ägyptiſchen Zeitgenoſſen ſind. Wie erklärt ſich aber dann, daß Antigonus in der Mitte zweier ägyptiſcher Fürſten und unter den k'uptâro-Königen genannt wird? oder ſoll man auch die Emendation k'uptâro und dieſe ſo natürliche Erklärung aufgeben? Ich will die vielfach entſtehenden Bedenken hier nicht häufen, da dieſe Unterſuchung, ſobald das vollſtändige Facſimile zugänglich ſein wird, doch von Neuem aufgenommen werden muß; allein bis jetzt glaube ich noch immer, daß die drei ägyptiſchen Könige der kriegeriſche Ptolemäus Euergetes und ſeine beiden Söhne ſind. Der nicht genannte Jôna-König kann alsdann nur Seleucus Kallinikos (von 246—227 v. Chr.) ſein, nicht der im zweiten Edict erwähnte Antiochus. Da die hier geſammelten Edicte aus verſchiedenen Jahren ſind, ſo hat dies nichts Auffallendes. Warum

82) Dieſe Inſchriften zerfallen in zwei Claſſen. I. Die Pfeilerinſchriften, von denen bis jetzt ſechs, im Weſentlichen übereinſtimmend, aufgefunden ſind: 1) der L'at (Säule) des Feroz Shah in Delhi; 2) die Säule von Allahabad; 3) die von Radiah; 4) die von Bakhra; 5) die von Battiah; 6) ein Fragment einer Säule von Delhi. Wenn Turnour's Erklärung einer Stelle in dieſen Inſchriften richtig iſt, ſo wären auf Aſokas' Befehl acht aufgeſtellt (J. of the A. S. of Beng. 1837. Dec. p. 1059); allein ſie iſt es ſchwerlich. Über dieſe Inſchriften finden ſich die Nachrichten und Erklärungen größtentheils in dem J. of the A. S. of Beng., von welchem aber leider mehre Nummern nicht nach Göttingen gekommen ſind; vgl. As. Res. VII. p. 178. Journ. of the A. S. of Beng. 1834. p. 104—123. 481—488 (mir nicht zugänglich), 1837. Jun. p. 469 sq. und Jul. 566 sq., wo die Erklärung, welche jedoch in den folgenden Heften mehrfach berichtigt wird; über Nr. 4 und 5 vgl. man 1835. March. p. 121 sq. 128 sq., über Nr. 6, Sept. 1837. p. 794 sq., über die Localität der Delhi- und Allahabadinſchrift (Nr. 1. 2) ebend. 795 sq. Geſchichte der Allahabadſäule: 1837. Nov. p. 967 sq. vgl. auch Ritter, Aſien. IV. 2. 1130. Die II. Claſſe bilden die, ebenfalls im Weſentlichen übereinſtimmenden, aber in der Mundart von einander abweichenden Inſchriften von Girnar in Guzerate und Dhauli in Cuttack. Sie ſind herausgegeben in Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Febr. p. 156—167. March. 219—282. Mai 434—456; über die Localität von Girnar vgl. man ebend. 1838. Apr. p. 337, über die von Dhauli Mai p. 434. Seit dieſer Zeit iſt aber eine neue Copie der Girnarinſchrift genommen, welche, nach Prinſep, von ſolcher Wichtigkeit iſt, daß ſie eine vollſtändige Reviſion der Überſetzung nöthig macht (J. of the A. S. of Beng. 1838. Jul. p. 667). Daß ſie im 27. Regierungsjahre geſammelt ſind, habe ich nachzuweiſen geſucht in den G. G. A. 1839. St. 98. 99. S. 978. 979; die übrigen dort entwickelten Reſultate ſind wegen des ſchon bemerkten Fehlers im Mahâwanſo (vgl. Anm. 51) irrig.

83) *Mahâw.* I, 122. *Wilford*, As. Res. Taf. zu IX. p. 116.

84) G. G. A. St. 100. S. 989.

85) Ich geſtehe gegen die Richtigkeit dieſer Angabe noch Bedenken zu haben. Denn von ebendieſer Stelle iſt früher ein Facſimile geliefert (*March*, pl. XI.), welches deutlich Gongakêna hat; daß a für o am Schluß ſteht, iſt bei der in dieſer Inſchrift gebrauchten Schrift ein ganz unbedeutender Fehler. Mit dieſem Namen wußte man nichts anzufangen, und vermuthete daher ſchon früher Antikêna. Sollte eine ſolche Vermuthung nicht auf das Leſen der Laute einigen Einfluß haben können?

Digitized by Google

er nicht genannt iſt, dafür weiß ich keinen Grund anzugeben[86]). Danach fiele alſo dieſer Vertrag zwiſchen 246 und 233 oder 236 v. Chr., in welchen letzteren die Inſchrift aufgeſtellt ward.

Der Eifer für die neue Religion wurde ſo groß, daß des Königs Bruder Tiſſo, ſowie ein Sohn und eine Tochter von Aſokas in den Prieſterſtand traten und allem Weltlichen entſagten[87]). Der plötzliche Glanz, welcher ſich über die reformirte Kirche verbreitete, bewog auch viele Brahmanen, den Glauben zu wechſeln. Sie nahmen das gelbe Kleid — das äußere Abzeichen der Buddhiſtiſchen Prieſter — und lebten mit letzteren in den Klöſtern zuſammen. Allein ſie lernten nicht die Buddhiſtiſche Glaubenslehre und brachten Ketzereien in die Kirche. Eine Menge Schismen entſtanden, und die Religion gerieth in Gefahr[88]). Daher wurde im 17. Jahre von Aſokas' Regierung (243 oder 246 v. Chr.) ein großes Concilium, das dritte kanoniſche nach der Zählung der ceyloneſiſchen Annalen, gehalten. Vorſtand war der Thero (gleich einem ſanſkritiſchen sthairja, feſter, Ehrentitel höherer Buddhiſtiſcher Prieſter) Tiſſo, Sohn des Moggali. 60,000 ketzeriſche Prieſter wurden ausgeſtoßen. Der Thero hielt zum Schluß eine Predigt „über die beſten Mittel, Zweifel in Beziehung auf Glaubensartikel zu unterdrücken[89])". In ebendieſe Zeit, in welcher alſo die Buddhiſtiſche Religion durch ein Concilium zu ihrer urſprünglichen Reinheit zurückgeführt ward, ſetzen die ceyloneſiſchen Annalen ihre erſte Überſiedelung nach Ceylon. Der dortige König Devanampiatiſſo ſendet dem Dharmaſokas mehre auf wunderbare Weiſe entſtandene Geſchenke. Dieſer erwiedert ſie durch Zuſendung der königlichen Inſignien, und läßt ihm verkündigen, „er habe ſein Heil in Buddha's Religion gefunden, und auch der König von Ceylon möchte ſeinem Beiſpiel folgen[90])." Um dieſelbe Zeit erkannte der Thero Tiſſo, daß es Zeit ſei, die Buddhiſtiſche Lehre nach der Fremde zu verbreiten[91]). In den Edicten des Königs Aſokas nimmt dieſer das Verdienſt der Verbreitung des Buddhismus für ſich in Anſpruch, und ſetzt ſie ſchon ins zehnte Jahr ſeiner Regierung[92]). Wahrſcheinlicher iſt jedoch, daß der Buddhismus ſchon lange vor dieſer Zeit ſeinen Weg über die weſtlichen Grenzen Indiens fand; doch mag mit mehr Eifer und Hilfsmitteln ſeit Aſokas' Übertritt dieſer Zweck verfolgt ſein. Es würden, wie der Mahâwanſo erzählt, Miſſionaire nach Kâçmîra und Gandhâra im Norden und Nordweſten Indiens, nach Wanawâſo im Süden (die bergigen und waldigen Gegenden in der Mitte des Dekhan mit der bei Ptolemäus vorkommenden Stadt Banavaſi im Binnenlande von Ariaca)[93]), nach Aparantaka (in den Inſchriften Aparata und Apalanta[94]), im Varâha-Sanhita: Aparantica)[95]) im Nordweſten, Mahâratta im Süden, nach dem Lande der Yôna (Griechen) am Paropamiſus[96]), nach der Gegend des Himalaya — Nepal und Tibet — nach Sowanabhumi[97]), wol wo das Ptolemäiſche Souannagara, jetzt Sewan (26° 11′ n. Br., 84° 17′ ö. L. von Greenw.), iſt, mehre endlich nach Ceylon. Allenthalben gelang das Miſſionswerk, und der Buddhismus verbreitete ſich überraſchend ſchnell. Schon 217 v. Chr. drang Buddha's Name ſelbſt bis China[98]).

Der Umfang von Aſokas' Reich war überaus bedeutend. Allein der ſo überaus friedliche Ton ſeiner Inſchriften macht es höchſt wahrſcheinlich, daß das, was er mehr beſaß, als ſein Großvater, nicht durch Eroberung, ſondern auf friedlichem Wege hinzugefügt war. Er theilt zwar in einer ſeiner Inſchriften ſeine Länder in zwei Theile, deren einer vijita (beſiegt) in der Inſchrift von Girnar und vimata (feindlich) in der von Dhauli genannt wird, während der andere dadurch bezeichnet wird, daß ſeine Einwohner apâpavantas (die Frommen) heißen; allein wahrſcheinlich bezieht ſich jener Ausdruck auf die ſchon von Tſchandraguptas zum großen indiſchen Reiche gefügten Provinzen, die Pentapotamie und die weſtlich vom Indus gelegenen Lande. Denn deren Bewohner blieben ſtets in einer Art Trennung vom eigentlichen Indien und galten für Barbaren; die beſonders genannten Länder der Frommen, Chod'a (Coromandel) ꝛc., bis Tambapanni (im Sanſkrit tâmraparn'a, Taprobane, Ceylon) liegen aber im Dekhan. Iſt dieſe Annahme in Beziehung auf vijita und vimata richtig[99]), ſo war dies eine, von früheren Zeiten her ſtereotyp gewordene Bezeichnung. Daß Aſokas ſeines Großvaters Reich in ſeinem ganzen Umfange geerbt hatte, iſt ſchon an und für ſich wahrſcheinlich; es wird aber dadurch noch ſicherer, daß er an mehren Stellen in Kabuliſtan Topen erbaute[1]). Außerdem beſaß er aber auch Kaſchmir. Denn es iſt keine Frage, daß der König Aſokas in der kaſchmirſchen Chronik, welcher, nach derſelben, die Buddhareligion annahm[2]), kein anderer als der eben hier beſprochene Aſokas iſt. Er folgte, wie die Chronik bemerkt, einem einheimiſchen Fürſten, welcher kinderlos geſtorben war[3]). Auch hier ſoll er eine Menge Stupas errichtet haben[4]). Ob ſein Reich

86) Fünftes Edict im J. of Beng. 1838. p. 244; in der Überſetzung S. 252 ſollte nicht ſtehen in *this* thent year, ſondern blos in *the* thent. 87) Dieſe Kinder des Aſokas waren ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung geboren, und blieben in Ozene zurück (*Mahâw.* I, 76. *Turnour*, Introd. XLVIII.). 88) *Mahâw.* I. p. 39. 89) *Mahâw.* ch. 6, insbeſondere p. 46. 90) ebend. p. 76 sq. 91) ebend. p. 71. 92) Fünftes Edict in J. of the A. S. of Beng. 1838. March. p. 244 und 252 sq. 93) *Ptolem.* ed. *Petri Mont.* p. 174.

94) a. a. O. S. 253. vgl. 267; auf einer der allerälteſten Münzen Indiens, welche ſogar älter als Aſoka zu ſein ſcheint, kommt der Name Apalata vor (vgl. G. G. A. 1839. St. 156. S. 1560). 95) As. Res. VIII, 136. 96) Vgl. *Mahâw.* p. 171. As. Res. VIII, 346. XV, 112. 97) Vgl. *Turnour*, Introd. zu *Mahâw.* p. XLVI. 98) Foĕ Kouĕ Ki p. 41. Vgl. Introd. p. XXXVIII. 99) Prinſep hält es für Surâthtra (J. of the A. S. of Beng. 264. March. 1838).

1) Vgl. Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige ꝛc., S. 121. Ritter, Stupas S. 103. 2) Vgl. *Wilson* in As. Res. XV. p. 20. *Turnour* in Journ. of the A. S. of Beng. 1837. Sept. p. 521. 527; *A. W. v. Schlegel*, Observations sur l'étude de langues orientales p. 151. Laſſen in Ztſchr. für die Kunde des Morgenlandes 1, 236; leider iſt mir der Text der kaſchmirſchen Chronik noch nicht zugänglich. 3) Wilſon a. a. O. 4) a. a. O. und Foĕ Kouĕ Ki 381.

Digitized by Google

auch nach Oſten hin eine Ausdehnung erhalten habe, läßt ſich nicht beſtimmen. Nach Süden hin umfaßte es aber die ganze Halbinſel, und ging bis zur Spitze von Dekhan gegenüber von Ceylon [5]). Das Verhältniß der unterworfenen Länder ließe ſich nur nach allgemeinen den morgenländiſchen und in Indien gewöhnlich herrſchenden Sitten entnommenen Gründen beſtimmen. Allein unter der Maurja-Dynaſtie ſcheinen die unterworfenen Fürſten ſtrenger behandelt und in größerer Abhängigkeit gehalten zu ſein. Wir haben ſchon bemerkt, daß die Königsfamilie in Guzerate nicht während Tſchandraguptas' und Aſokas' Herrſchaft bei Ausführung eines Brückenbaues erwähnt wird und die älteſten, jüngſt bekannt gewordenen, Münzen [6]), welche ohne Zweifel zum größten Theil unter den erſten Königen der Maurja-Dynaſtie innerhalb ihres Reiches von Unterkönigen geſchlagen ſind, haben zum Theil nicht einmal den Titel König, und nur ſelten Großer König. Der Zuſtand des Reiches muß unter der milden ganz von Buddhiſtiſcher Liebe und Wohlwollen durchdrungenen Herrſchaft des Aſokas ein überaus glücklicher geweſen ſein. Es bürgt dafür das einfache und durchweg das Gepräge der Wahrheit an ſich tragende Zeugniß ſeiner Edicte. Leider ſind ſie noch in einem Zuſtande, welcher kaum einen Auszug erlaubt. Ich beſchränke mich daher darauf, hier nur eine Stelle hervorzuheben, wo er in ſeinem ganzen ungeheuern Reiche alle Todesſtrafe aufhebt [7]). Zwölf Jahre nach Verpflanzung des Buddhismus nach Ceylon, welches, wie bemerkt, im 18. Jahre ſeiner Regierung geſchehen ſein ſoll, ſtarb Aſokas' Gemahlin, eine eifrige Buddhiſtin [8]). Vier Jahre ſpäter nahm er aus fleiſchlicher Begierde eine frühere Dienerin derſelben zur Frau [9]). Dieſe war dem Bramathum ergeben und ſuchte ſogar den heiligen Buddhabaum zu zerſtören [10]). Die Dauer der Regierungszeit von Aſoka iſt ſchon angegeben [11]). Mit der Einführung des Buddhismus in Ceylon trennt ſich leider die ceyloneſiſche Geſchichte von der indiſchen, und wir werden für letztere blos auf Brahmaniſche Angaben beſchränkt. Einige der Brahmaniſchen Quellen [12]) nennen ſeinen Sohn und Nachfolger Sujaças, wörtlich der ſehr Berühmte. Die kaſchmirſche Chronik nennt ihn G'âlôkas (Dſchalokas) [13]). Bei Wilford [14]) wird er Culâta oder Culâla genannt, was nur verleſen iſt, wie mehre Namen in dieſer Tabelle [15]), und ihre Autorität nicht im Geringſten afficirt; nur weiß ich nicht, ob es für Sujaças oder G'âlôkas verleſen iſt [16]). Mehrfach iſt dieſer König für denjenigen genommen, welcher bei den Griechen unter dem Namen Sophagaſenos erwähnt wird [17]). Die Verſchiedenheit des Namens würde hier, wie ſonſt, gegen dieſe Annahme nicht ſprechen; allein dieſe beiden Könige lebten in verſchiedenen Zeiten. Sophagaſenos erſcheint nämlich als Zeitgenoſſe von Antiochus dem Großen, und kam mit ihm nach 205 v. Chr. in Berührung. Dieſer Sujaſas aber kam nach der Brahmaniſchen Angabe (bei Wilford) und unſerer Synchroniſirung derſelben 227 v. Chr. zur Regierung, und regierte nur acht Jahre, folglich nur bis 219 v. Chr. Man wird uns einwenden, daß Wilford's Quellen unſicher ſeien, und er ſelbſt unzuverläſſig. Ich kann an dieſem Orte nicht alle die Gründe und Einzelnheiten aufzählen, welche es mir im Allgemeinen wahrſcheinlich machen, daß Wilford zwar vielfach getäuſcht ward, und im Gebrauche ſeiner Quellen höchſt bizarr iſt, aber ſelbſt nicht täuſchen wollte und ſeine Quellen verſtand. Ich kann mich dieſes Beweiſes auch deswegen jetzt überheben, weil ich hoffe, daß die Puranen, welche ſich ſo vielfach in Abſchriften vorfinden, nicht lange mehr — wenigſtens in ihren wichtigſten Partien — unbekannt bleiben werden. Für dieſen einzelnen Fall — die Regierungsjahre der einzelnen Herrſcher aus der Maurjadynaſtie betreffend — ſcheint mir aber folgendes dafür zu ſprechen, daß ſie im Allgemeinen in den Wilford'ſchen Quellen richtig angegeben ſind. In den meiſten der uns vorliegenden Mittheilungen aus den Brahmaniſchen Quellen wird die Regierungszeit der zehn Maurjâs nur collectiv, und zwar auf 137 [18]), nach Andern 139 [19]), nach Maſoudi, welcher die Maurjâs die Dynaſtie des Phoor (Porus) nennt, 140 [20]) Jahre angegeben. Dieſe kleine Differenz von zwei und drei Jahren in den Quellen erhöht nur die Wahrſcheinlichkeit für die Richtigkeit derſelben, indem ſie uns mehre, ſo ziemlich übereinſtimmende, Quellen zeigt. Nun ſahen wir ferner die Wilford'ſchen Angaben für die Regierungszeit der drei erſten Maurjâs mit geringer Differenz mit den Angaben der Buddhiſtiſchen Quellen übereinſtimmen.

| | Wilford | Buddhiſten | v. Chriſtus |
|---|---|---|---|
| Chandragupta | 24 | 24 | von 312—288 |
| Vârîſâro | 25 | 28 | „ 288—263 oder 260 |
| Aſoka | 36 | 37 | „ 263—227 oder 260—223. |

Wenn wir nun endlich die Regierungsdauer der fol-

5) Vgl. Zweites Edict im Journ. of the A. S. of Beng. Febr. 1838. p. 156 sq. und G. G. A. 1839. S. 979 fg. 6) Im Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. Dec. pl. XXXII. LX. 7) Journ. of the As. Soc. of Beng. 1837. Jul. p. 588. 8) *Mahâw.* 122. vgl. auch Rasavahini bei *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Beng. 1837. Dec. p. 1056. 9) Ob auf dieſe eine Inſchrift der Säule von Allahabad geht, iſt noch ſehr fraglich. J. of ꝛc. Beng. 1837. Jul. p. 568 und Nov. p. 967. 10) *Mahâw.* a. a. O. Dieſe Nachricht kennt auch Fa Hian (Foë Kouë Ki 294). 11) Vgl. für die Buddhiſtiſche Angabe noch *Turn. Mahâwanso* Introd. p. XLVII. 12) *Bhagav. Pur.* bei *Prinsep*, Journ. of Beng. 1837. Aug. p. 677. *Hamilt.* Geneal. Taf. 8 und 16. *Jones*, As. Res. II, 191. 13) As. Res. XV, 22. Vgl. Laſſen, Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes I, 236. Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige 261. Laſſen hält die angegebene Form nicht für richtig (ſ. a. a. O.); ſollte G'âlôka in G'ajalôka zu ändern, oder daraus corrumpirt ſein? Dieſes würde ungefähr weſentlich gleichbedeutend mit Sujaças ſein. 14) As. Res. IX. Tafel zu 116.

15) z. B. Asaca für Asoca, Sammati für Sangata. 16) Es wäre ſehr zu wünſchen, daß endlich einer von denen, welchen die Puranas zugänglich ſind, ihre hiſtoriſchen Partien herausgebe. Dann ließe ſich über alle dieſe und ähnliche Fragen mit mehr Sicherheit urtheilen. 17) Auch von Laſſen a. a. O. 18) *Bhagav. Pur.* bei *Prins.* J. of Beng. Aug. 1837. p. 678. *Hamilt.* Geneal. Taf. 8, 16. *Jones*, As. Res. II, 191 (Traduct. franç.). 19) *Wilford* in As. Res. IX, 87. 101. 20) In Journ. of Beng. 1838. Jul. p. 650.



Digitized by Google

genden Fürſten bis zu dem letzten bei Wilford zuſammenrechnen, nämlich 24 + 25 + 36 + 8 + 9 + 13 + 7 + 7 + 9, ſo kommen grade 137 Jahre heraus, die Collectivzahl der Maurjadynaſtie. Hier iſt nun der zehnte Brihadratha, welcher, nach dem Bhagav. Pur.[21]), von ſeinem Feldherrn entſetzt ward, nicht mitgerechnet. Ihm werden bei Wilford ſieben Jahre gegeben, und dadurch käme eine Unebenheit heraus; allein hier lag vielleicht grade die Differenz, indem ſich Pushpamitra ſchon vielleicht während Brihadratha's Regierung der Zügel des Reiches bemächtigte. Einige zählten ihn vielleicht darum gar nicht, andere zwei oder drei Jahre, oder gar ſieben. Wie leicht bei ſolchen Uſurpationen Verſchiedenheiten in der Dynaſtienrechnung entſtehen, weiß ein jeder, der Geſchichte kennt. Denn die Anhänger der entſetzten Dynaſtie betrachten den letzten derſelben ſo lange als eigentlichen König, bis irgend ein entſchiedenes Factum — Tod oder anderes — die Uſurpation gleichſam legitimirt. Die Vança-Lat'a ſcheint letzteres zu thun, und rechnet deshalb den Uſurpator Pushpamitra gar nicht als König mit. Wenn demnach die Angaben der Regierungszeit bei Wilford im Allgemeinen nicht unwahrſcheinlich ſind, ſo dürfen wir Sujaças' Regierung nur bis 219 v. Chr. ausdehnen, können ihn alſo nicht mit Sophogaſenos identificiren. Die kaſchmirſche Chronik gibt den, mit Sujaſas unſerer Annahme nach identiſchen, Dſchalokas für einen ſehr kriegeriſchen Fürſten. Sie erzählt zugleich, daß ſchon unter Aſokas mlek'kh'âs, das heißt Barbaren, in Kaſchmir eingefallen, aber von Dſchalokas ſiegreich wieder vertrieben ſeien. Es wäre nun zwar keineswegs unmöglich, daß ſchon Theodot oder einer ſeiner Nachfolger in Baktrien (256—209 v. Chr.) Einfälle in Indien gemacht habe, und hier die griechiſchen Baktrier gemeint ſeien; allein ich geſtehe, daß mir die Autorität der kaſchmirſchen Chronik in Bezug auf dieſe von ihr um ein Jahrtauſend höher hinaufgerückte Zeit ſehr zweideutig zu ſein ſcheint. Dſchalokas führte das Brahmathum wieder ein, eine Reaction, welche ſchon während Aſokas' Regierung durch ſeine zweite Gemahlin eingeleitet war, und darum konnte der Verfaſſer der kaſchmirſchen Chronik nicht genug des Rühmenden für ihn auffinden. Mag es mit dem Einfalle der mlek'kh'âs übrigens ſein, wie da will, es iſt gewiß, daß um 205. v. Chr., alſo 12 Jahre nach Sujaſas' Regierungsantritt (nach Bradmaniſcher Rechnung), das indiſche Reich noch bis zum indiſchen Kaukaſus ging. Die Wiedereinführung des Brahmathums wird mit einer Thatſache zuſammengebracht, welche wiederum nicht in die übrige, bis jetzt gegebene, Darſtellung paſſen will. Nach Vertreibung der mlek'kh'âs ſoll Dſchalokas ſeinen Siegeslauf nach Kanjakubg'a (jetzt Canog'e) gewendet und auch dieſes erobert haben[22]). Wenn aber Dſchalokas mit Sujaſas identiſch iſt, und dagegen läßt ſich kaum irgend ein erheblicher Zweifel geltend machen, ſo war er Herr des ganzen mächtigen indiſchen Reiches, deſſen Sitz in Pataliputra war, und von dieſem war Canog'e (obgleich es vermals unabhängig geweſen war)[23]), wie die Ausdehnung des Kaiſerreichs unter Aſoka zeigt, nur ein Theil. Entweder wird man daher annehmen müſſen, daß ſich Kanjakubg'a empört hätte — und das wäre nicht ſo ganz unwahrſcheinlich, da hier der eigentliche Sitz des Brahmathums, ſolglich auch der Feindſchaft gegen den übermächtig gewordenen Buddhismus war — oder, daß hier, wie bei Aſokas, die kaſchmirſche Chronik auf dem reinkaſchmirſchen Standpunkte ſteht. Sowie bei Aſokas, ſcheint ſie auch bei Dſchalokas gar nicht zu wiſſen, daß ſeine Herrſchaft ſich eigentlich weiter als Kaſchmir erſtreckte. Kam nun eine Thatſache vor, aus welcher hervorging, daß Dſchalokas auch über einen andern Theil Indiens herrſchte, ſo mußte ſie vorausſetzen, daß dieſer erſt erobert war. Grade ſo iſt es aber hier. Die Unterwerfung Kanjakubdſchas' wird nämlich nicht ihrer ſelbſt wegen, ſondern wegen einer andern Begebenheit, die daran geknüpft iſt, erwähnt. Von daher ſei nämlich die Kaſteneintheilung und manches andere damit in Verbindung Stehende von Dſchalokas in Kaſchmir eingeführt[24]). Nicht mit Unrecht ſtellt Wilſon dieſe Angabe ſo dar, daß Dſchalokas von daher das Brahmathum in ſeiner vollendeten Form entlehnt habe. Hier muß ich zwei Bemerkungen machen. In Manu's Geſetzen iſt es Brahmavarta, das Land zwiſchen dem Sarasvati und Driſchadvati, wo ſich ſeit undenklichen Zeiten die Kaſteneintheilung am reinſten und geſetzmäßigſten erhalten haben ſoll[25]). Leider können wir die Driſchadvati noch nicht geographiſch beſtimmen[26]), wiſſen alſo auch nicht, ob ſie noch weſtlich von Kanjakubdſcha, wie die Sarasvati, oder ſchon öſtlich floß, alſo auch nicht, ob Kanjakubdſcha grade innerhalb dieſes hochheiligen Meſopotamiens liegt; ſicher aber iſt es, daß es entweder noch in dieſer, oder in der ſolgenden ebenfalls ſehr heiligen Abtheilung Brahmarshi liegt, von welcher letzteren es heißt, daß von einem in ihr geborenen Brahmanen alle Menſchen auf Erden ihren Wandel (svam svam k'aritram lernen ſollen[27]). Hierzu kommt nun zweitens: Hamilton[28]) theilt eine Sage mit, nach welcher Samba oder Samwa, Sohn des Kriſchnas' von der Dſchamavati, eine Colonie Brahmanen in Magadha eingeführt habe; von da ſei dieſe nach Kanjakubdſcha entfernt, und von hier habe ſie ſich über ganz Indien verbreitet, indem ſie neue Lehren einführte, insbeſondere die von den Kaſten. Alle gegenwärtigen Brahmanen, ſchließt er, ſtammen nach dem Urtheile der kenntnißreichſten Eingeborenen von dieſer Colonie ab. Iſt es zu gewagt, die Entfernung der Brahmanen aus Magadha mit Aſokas'

21) *Hamilton* a. a. O. Taf. 8.

22) As. Res. XV, 20.

23) Vgl. *Turnour* in J. of Beng. 1837. Oct. p. 860. Dec. p. 1030. Ritter, Aſien. IV, 1. 512. 571.

24) As. Res. a. a. O. Wenn mir das Original ſchon zu Gebote ſtände, würde ich hier manches feſter, vielleicht auch anders, beſtimmen können.

25) *Mânavadharmaç.* II, 17. 18.

26) Da dieſe Beſtimmung ſehr wichtig ſein würde, ſo kann ich nicht umhin, hier die Frage aufzuwerfen, ob die Driſchadvati vielleicht identiſch iſt mit dem heutigen Durusvatty, welcher durch die Reſidenz der Bhat'arca- (Balhara-) Dynaſtie Anuthwarra Puttun fließt und ſich in den Meerbuſen von Cutch ergießt. Da dies bloße Frage ſein ſoll, ſo will ich hier weder das Für, noch das Wider erörtern.

27) a. a. O. 19. 20.

28) Genealogies p. 106 sq.

Einführung des Buddhismus, in Magadha insbeſondere, und die Verbreitung des mit neuen Lehren, insbeſondere dem Kaſtenweſen, ausgeſtatteten Brahmathums von Kanjakubdſcha aus mit der Erzählung von Dſchalokas' Einführung des Kaſtenweſens ꝛc. von ebendieſem Orte her in Verbindung zu ſetzen? Alsdann haben wir uns die Verhältniſſe am wahrſcheinlichſten ſo zu denken. Die hohe Toleranz, mit welcher der Buddhismus dem Brahmathum gegenübertrat, begründet theils in dem innerſten Weſen deſſelben, der Milde, welche ſich von ſeinem Grundprincip her ergießend, alle ſeine Formen durchdrang, theils wol auch durch die noch keinesweges untergrabene Stellung des Brahmathums geboten, gab den Brahmanen Muth, Gelegenheit und Zeit, ſich von dem Schlage, der ſie betroffen, wieder zu erholen, und da es auf ſich ſelbſt gewieſen war, auch Kraft, ſich aus ſich ſelbſt zu regeneriren. Der Hauptſitz dieſer Regeneration ſcheint eben Kanjakubdſcha geweſen zu ſein. Zu ihr lagen aber Elemente genug in der großen wiſſenſchaftlichen Erbſchaft, welche ſich in der Brahmanenkaſte von alter Zeit her angeſammelt hatten. Wer es weiß, wie ſehr die große Majorität der Menſchen ihrer innerſten Natur nach dem Althergebrachten zugethan iſt, der wird es begreiflich finden, daß eigentlich noch die größte Macht auf Seiten des Brahmathums war, und dieſes insbeſondere nur dadurch in Schatten gedrängt war, daß die herrſchende Familie der entgegengeſetzten Religionspartei zugethan war. Bei der hohen Toleranz dieſer Partei war aber keine weſentliche Gefahr zu befürchten, und es galt nur in dem ſich nun erhebenden wiſſenſchaftlichen Streit, welchem die Buddhiſtiſchen Herrſcher ohne allen Zweifel völlige Freiheit ließen, die Oberhand zu gewinnen. Hierbei hatten aber, wie ſchon oben bemerkt, die Brahmanen Vortheile voraus, welche ihren endlichen Sieg in dem weſentlich Brahmaniſchen Indien ſelbſt ohne die blutdürſtige Verſolgung deſſelben herbeigeführt haben würden. Dieſe Vortheile mögen ſie nun ſchon theils unter Aſokas', theils unter ſeinem zum Brahmathum zurückgekehrten Sohne G'âlôkas anzuwenden begonnen und ſo eine Reaction herbeigeführt haben, welche auf einer wiſſenſchaftlichen Regeneration ihrer Dogmen und Inſtitute baſirt war. Mit dem Verſtande, welcher dem Corporationsgeiſt eigen iſt, dem Verſtande, welcher nicht den Moment im Auge hat, ſondern die ſpäteſte Zukunſt, gaben ſie den Zeitbedürfniſſen nicht allein nicht im Entfernteſten nach, ſondern führten, wie ich feſt überzeugt bin, mit wiſſenſchaftlich dogmatiſcher Strenge alle alten Erinnerungen, welche ſchon längſt verjährt ſein mochten, wieder zurück, und bildeten ſie, den grauenhaften Principien gemäß, die ihnen zu Grunde lagen, noch unmenſchlicher durch. Ob ſie es wußten, daß ſie damit alle Hoffnung auf eine politiſche Zukunſt Indiens, welche auf jeden Fall nur in der vom Buddhismus gepredigten harmoniſchen Einigung ſeiner ganzen Bevölkerung lag, bis zur Wurzel abtödten würden, wer mag das entſcheiden? Das aber wußten ſie gewiß, daß ſie ihrer Kaſte damit die höchſte Stellung wieder erwerben und für lange Zeit feſtſtellen würden, und was konnte ihnen ihres Vaterlandes Heil gegen das ihrer Kaſte ſein? Für die hier ausgeſprochene Anſicht, daß der Anfang dieſer Regeneration etwa in dieſe Zeit fällt, mache ich den Umſtand geltend, daß nicht viel ſpäter die Brahmaniſche Literatur — mit Ausſchluß der Veden, über die ich mir noch kein Urtheil erlaube — beginnt, und zwar mit der bedeutendſten Grundlage des ganzen Brahmathums, den Geſetzen des Manus, welche nach ſicheren hiſtoriſchen Spuren etwa zwiſchen 200 und 100 v. Chr. von mir werden geſetzt werden. Doch wir kehren zu Sujaças zurück. Da er erſt nach Eroberung von Kanjakubg'a das Brahmathum angenommen haben ſoll, ſo ſcheint hieraus geſchloſſen werden zu dürfen, daß er nicht gleich zu Anfang ſeiner Regierung den Buddhismus verließ. Auch ſpricht dafür der Umſtand, daß er in den Buddhiſtiſchen Erinnerungen mit einem rein Buddhiſtiſchen Namen Dharmavarddhana (Vermehrer des Dharma) [29]) fortgelebt zu haben ſcheint [30]). Sein Rücktritt zum Brahmathume war vielleicht durch Umſtürzung der Denkmale des Buddhismus bezeichnet, welche ſein Vater hatte errichten laſſen. Wenigſtens iſt es gewiß, daß kurz nach ihrer Errichtung die Allahabadſäule wieder umgeſtürzt ward [31]). Doch wird von Dſchalokas ausdrücklich bemerkt, daß er, obgleich ſtrenger Siva-Verehrer, doch in der ſpäteren Zeit ſeiner Regierung die Buddhiſten nicht beläſtigte, ſondern ihnen ſelbſt Verwilligungen machte, ja ſogar einen Tempel zu Ehren einer ihrer weiblichen Gottheiten baute [32]). Überhaupt ſcheint das ganze religiöſe und ſociale Leben Indiens der damaligen Zeit, in und kurz nach welcher die großartigen Buddhiſtiſchen Grottenwerke und die Anfänge der Brahmaniſchen Literatur fallen, als ein ſo hoch cultivirtes gedacht werden zu müſſen, daß der Gedanke an blutige Verfolgung religiöſer Überzeugungen noch nicht aufkommen konnte. Dieſe waren erſt Ausgeburten einer viel ſpätern Zeit, als ſich die Laien wieder vollſtändig unter die Vormundſchaft der Prieſter geſtellt hatten. Damals ſcheinen daher beide Religionsparteien ganz friedlich neben einander beſtanden zu haben, mochte der Regent nun der einen oder der andern angehören. Bei den Brahmanen ſammelte ſich zwar der blutdürſtige Haß; aber die Zeit, ihm freien Lauf zu laſſen, war noch nicht gekommen. Die viel zu milden Buddhiſten haben kaum dieſen Haß, geſchweige deſſen Folgen vergolten. Dieſe Anſicht in Bezug auf das Verhältniß beider Religionsparteien in den erſten Jahrhunderten nach Aſokas beruht einerſeits auf der ungeheuern Menge der großartigen Buddhiſtiſchen Monumente, mit welchen Indien bedeckt iſt, und welche eine, Jahrhunderte hindurch, ziemlich ungeſtörte und unbeläſtigte Lage der Buddhiſten vorausſetzen, andererſeits auf der Art, wie in der Brahmaniſchen Literatur Gautama, der Buddha der Buddhiſten dargeſtellt wird.

Die Kaſchmirchronik ſchreibt dem Dſchalokas ferner die Einführung der ſieben hohen und 18 niedern Staatsämter zu [33]). Von Dſchalokas als Nachfolger des Aſo-

29) Chineſiſch Fă i, vgl. Foĕ Kouĕ Ki p. 67. 30) a. a. O. vgl. Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen ꝛc., S. 261. Anm. 31) Journ. of Beng. 1837. Nov. p. 968. 32) As. Res. XV, 21. 33) a. a. O.



Digitized by Google

kas und indiſchem Kaiſer kann dies ſchwerlich richtig ſein. Die Übereinſtimmung mit der perſiſchen Einrichtung, ſowol in der Zahl der hohen Beamten als in der Benennung von mehren [34]) macht es im Gegentheil wahrſcheinlich, daß dieſe Einrichtungen aus viel älterer Zeit herrühren, wo der Zuſammenhang zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Ariern noch inniger war. Vielleicht hatte jedoch Aſoka in Folge der Annahme des Buddhismus, welcher dem politiſchen Einfluſſe der Kaſtenunterſchiede ein Ende machte, auch Veränderung in dem Beamtenweſen eingeführt, welches alsdann Dſchalokas wieder nach der alten, oder der von den Brahmanen von Kanjakubg'a vorgeſchriebenen Form umänderte. Die kaſchmirſche Brahmaniſche Chronik ſchreibt Dſchalokas eine lange und ruhmvolle Regierung zu, eine Angabe, welche man jedoch nicht ſo ſtreng nehmen darf.

Der Bhagavat Puranas läßt auf Sujaſas, welchen wir mit Dſchalokas identificirt haben, deſſen Sohn Sangatas folgen [35]). Dieſer folgt auch in der Tafel bei Wilford [36]); denn Sammati iſt augenſcheinlich nur, wie mehres an derſelben Stelle, verleſen. Als anderer Name deſſelben Fürſten wird Bandu-pàlita (wo Bandu wol wieder verleſen iſt) angegeben. Allein der Scholiaſt zum Bhagavat Purana bemerkt aber, daß nach andern Quellen vor dieſem Sangatas der König Daçarathas einzuſchieben ſei, und daß nur durch ſeine Hinzufügung die zehn Regenten herauskommen, welche unter dem Namen Maurjâs Indien beherrſchten [37]). Dieſen Daſarathas hat nun an ebendieſer Stelle zwiſchen Sujaſas und Sangatas die Tafel bei Jones [38]). Seinen Namen haben auch die Tafeln bei Hamilton, aber an ungehöriger Stelle, nämlich noch vor Tſchandraguptas [39]); Wilford's Tafel hat dagegen hinter Saliſuka (von dem ſogleich) einen König Dèva-Dharma, welchen die übrigen chronologiſchen Tafeln nicht kennen. Da nun, wie wir gleich ſehen werden, Daſarathas wieder Buddhiſt ward, Dharma aber, wie ſchon mehrfach bemerkt, das eigentliche Schiboleth der Buddhiſten war, und mehrfache Namen indiſcher Könige überaus gewöhnlich ſind, ſo iſt es wol keinem Zweifel unterworfen, daß dieſer Dèva-Dharma völlig identiſch mit Daſarathas iſt. Der Umſtand, daß er Buddhiſt wiederum ward, erklärt, wie mir ſcheint, die erwähnten Eigenthümlichkeiten in Bezug ſeiner Aufführung in den Liſten. Der Haß der Brahmanen, geſteigert durch die Oberhand, welche ſie unter Sujaſas erhalten hatten, und vermehrt dadurch, daß ſie ſie nach Daſarathas wieder gewonnen zu haben ſcheinen (vgl. weiterhin Saliſuka), ſcheint Daſarathas, den abtrünnigen Buddhiſten, eigentlich ganz aus der Königsliſte entfernt zu haben. Doch erhielt ſich ſein Name und die Nothwendigkeit, durch ihn die Zahl der zehn Maurjâs zu erfüllen. Allein viele wußten nicht mehr die eigentlich ihm gebührende Stelle; daher wurde er in zwei Liſten an verſchiedenen Stellen eingeſchoben, und nur in einer an der richtigen. Beſtätigt iſt ſeine Anſetzung jetzt vollſtändig durch die Entdeckung und Entzifferung der alten Inſchriften von Buddha-Gaya [40]) in Behar, dem eigentlichen Sitz des Buddhismus. Hier finden ſich in den Ruinen dieſes beſonders heiligen Wallfahrtsorts der Buddhiſten [41]) zwei Grotten mit dem Namen des Daſarathas, welcher ſich, wie ſein Großvater (oder Vater, was ungewiß) Aſokas Devànam pije (ſanſkr. Devànâm prijò, Gottgeliebter; dies erklärt vielleicht das Deva in ſeinen andern Namen Deva-Dharma) nennt, und dadurch als eifrigen Buddhiſten erweiſt, daß er ſogleich nach ſeiner Königsweihe zwei Buddhiſtiſche Grotten anlegt [42]). In der kaſchmirſchen Chronik folgt auf Dſchalokas Damodara, aber nicht ein Sohn von dieſem, ſondern ein König, über deſſen Abkunft verſchiedene Meinungen herrſchten [43]). Wir dürfen ihn demnach nicht mit Daſarathas identificiren; allein ebenſo wenig glaube ich, daß wir daraus folgern dürfen, daß unter Daſarathas Kaſchmir vom großen indiſchen Kaiſerthume getrennt ſei. Die Kaſchmir-Chronik iſt für dieſe ältere Zeit aus ſehr lückenhaften Fragmenten zuſammengearbeitet. Aſokas ſcheint faſt nur wegen der Einführung des Buddhismus, ſowie Dſchalokas wegen Wiedereinführung des Brahmathums in Erinnerung geblieben zu ſein. Dann ſchreitet ſie raſch bis zur Tatarenzeit im 1. Jahrh. nach Chr., und dazwiſchen hat ſie nur dieſen Damodara, von welchem ich weiterhin ſprechen werde. Ich vermuthe daher, daß der größere Theil der Maurjâs ſeit Aſokas in Kaſchmir fortherrſchte, allein die Erinnerungen daran verloren ſind [44]). Haben wir Daſarathas mit Deva-Dharma mit Recht identificirt, ſo haben wir auch die Zeit ſeiner Regierung; er regierte ſieben Jahre [45]), alſo von 219—212 v. Chr. [46]).

Ihm folgte, wie bemerkt, Sangatas oder Bandu (?) pàlita, welcher neun Jahre regierte [47]); alſo von 212 v. Chr. bis 203. In ſeine Zeit fallen neue Berührungen mit dem ſyriſchen Reiche. Die Familie des Theodot, des Gründers des baktriſchen Reiches (256 v. Chr.) [48]), war vor 209 v. Chr. von Euthydemos, einem ſehr kriegeriſchen Fürſten, vom Throne geſtoßen [49]). Zwiſchen

---

34) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 81. S. 806. 35) Vgl. die Stelle bei *Prinsep* in Journ. of Beng. 1837. Aug. p. 677. *Hamilton*, Genealogies Taf. 8. 36) As Res. IX. zu 116. 37) *Prins.* Journ. of Beng. a. a. O. 38) As. Res. II, 191. Trad. franç. 39) *Hamilton*, Genealogies. Taf. 8. 16. vgl. p. 64.

40) Vgl. *Hamilton*, Description of Hindostan I, 267 und Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Brit. and Irel. II, 60 sq. 41) Vgl. *Mahàw.* I. ch. 1. 2 und *Turnour*, Introd. XXIV. 42) J. of Beng. Aug. 1837. p. 676 sq. 43) As. Res. XV, 22. 44) Eine genauere Kritik der Kaſchmirquellen würde hier zu weit führen: auch möchte ich ſie, ohne daß das Original vor mir liegt, nicht wagen. Bis jetzt erkenne ich, daß den ältern Angaben eine ſehr geringe Zahl von Daten zu Grunde liegt, welche oft verdoppelt und verdreifacht ſind, um eine lange Geſchichte zu erhalten. 45) *Wilford*, As. Res. IX. Taf. zu 116. 46) a. a. O. 47) a. a. O. 48) Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen ꝛc. S. 220. 49) Laſſen a. a. O. 222; Bayer (Historia regni Graecorr. Bactr. p. 68) beſtimmt Euthydemos' Regierungsanfang ohne genügende Gründe auf 221 v. Chr. Wäre dieſe Annahme richtig, dann fielen zwei Jahre ſeiner Regierung noch mit der des Dſchalokas zuſammen. Dann könnte man *Strab.* XI. §. 2. p. 515 (vgl. Laſſen a. a. O. 222 und 220) auf Einfälle von Euthydemos in das indiſche Gebiet beziehen, und die mlek'kh'as, welche, nach der Kaſchmir-Chronik, unter Dſchalokas verjagt wurden, für ſeine Baktrier halten. Aber alle drei, dieſer Annahme zu Grunde liegenden, Punkte ſind ganz unſicher.

208—205 v. Chr. gerieth dieſer in Mishelligkeiten und Krieg mit Antiochus dem Großen. Er wurde beſiegt und mußte alle ſeine Elefanten ausliefern. Sein Reich behielt er, insbeſondere aus dem Grunde, damit es als Vormauer gegen die immer drohender werdenden Skythen diene. Nachdem dieſer Krieg beendigt war, „ſtieg Antiochus über den Kaukaſus hinab und kam in das indiſche Reich“ [50]). Hieraus können wir ſchließen, daß damals das indiſche Gebiet weſtlich vom Indus bis zu den Paropamiſaten noch nicht eingebüßt war. Wenn unſere bisherige Entwickelung richtig war, ſo kann der damalige Kaiſer von Indien kein anderer als Sangata geweſen ſein. Bei den Griechen heißt er aber Sophagaſenos, welches einem ſanſkritiſchen subhagasêna, ein glückliches Heer habend, entſprechen würde [51]). Es wird ſich mit dieſem Namen ähnlich, wie mit amitraghâta, dem Beinamen des Bâriſâra, verhalten, und es liegt alſo in dieſer Verſchiedenheit kein Grund, ihn nicht für identiſch mit Sangata zu halten. Mit einer impoſanten Macht im indiſchen Reiche ſtehend, erneuerte, wie es heißt, Antiochus das Bündniß mit ihm [52]). Ob wir aus dem Ausdruck erneuern ſchließen dürfen, daß Antiochus mit demſelben König ſchon früher einen Freundſchaftsvertrag geſchloſſen hatte, oder ob er ſich auf den ältern Vertrag des Aſokas mit Antiochus Theos und dem zweifelhaften deſſelben mit Seleucus Kallinikos bezieht, können wir nicht entſcheiden. In dieſem erneuerten Vertrag erhielt Antiochus eine Anzahl Elefanten, Verpflegung ſeiner Truppen und Contributionen [53]). Sowol aus dem Einfall des Antiochus mit einer bedeutenden Armee, als aus den Bedingungen des Vertrags, können wir ſchließen, daß die Verhältniſſe zwiſchen dem ſyriſchen Reiche und Indien eine ſolche Geſtalt angenommen hatten, daß ſie eine feindliche Demonſtration von jenem gegen dieſes nothwendig machten. Ich erlaube mir folgende Vermuthung. Der kriegeriſche Euthydemos hatte die Zeit vor ſeinem Kriege mit Antiochus benutzt, um den König von Indien zu zwingen, ſich mit ihm zu verbinden. Als Grund für dieſe Vermuthung ließe ſich vielleicht anführen, daß Euthydemos im Beſitz von Elefanten war. Denn dieſe konnte er nur von einem indiſchen König erhalten, da das Halten von Kriegselefanten in Indien ein Regal war. Vielleicht war in einem Vertrage mit dem baktriſchen König ſogar das Aufgeben des ſyriſchen Bündniſſes ſtipulirt. Als ſich nun Antiochus näherte, wagte Sangatas (Sophagaſenos), ſo lange ſein furchtbarer Nachbar noch nicht gedemüthigt war, nicht, ſich den Stipulationen des Vertrages zu entziehen. Dadurch zog er ſich eine feindliche Armee ins Land. Sobald aber Euthydemos' vollſtändige Beſiegung erkannt war, war er natürlich gern bereit, das alte Bündniß mit dem ſyriſchen Reiche zu erneuern, um ſo mehr, da Antiochus ſein ganzes Augenmerk auf den Weſten gerichtet hatte, und den ganzen Heereszug nach dem Oſten nur unternommen hatte, um ſich bei den Unternehmungen, mit denen er ſich trug, den Rücken zu decken, von dem unter der neuen Dynaſtie neu aufblühenden Reich Baktrien aber für Indien das Meiſte zu fürchten war [54]). Das indiſche Reich zu ſchwächen konnte natürlich gar nicht in Antiochus' Politik liegen, da es ihm eben als ein Wächter gegen das aufſtrebende und um ſich greifende baktriſche zu ſtatten kam. Doch kann man es ihm nicht verdenken, wenn er ſeine kriegeriſche Demonſtration gegen Indien dazu benutzte, um ſolche Vortheile aus Indien zu ziehen, welche es ihm gewähren konnte, ohne ſich geſchwächt zu fühlen.

Auf Sangatas folgt Çâliçûka (wörtlich Reißachel) [55]); bei Wilford hat er den Zunamen Indra pâlita (der von Indra Beſchützte). Aus dieſem letzteren ſchließe ich, daß er ein Anhänger des Bramathums war. Denn im Buddhiſtiſchen Pantheon ſind die Brahmaniſchen Gottheiten viel zu unbedeutend. Er regierte 13 Jahre [56]); alſo von 203—190 v. Chr.

Der achte Fürſt aus der Maurja-Dynaſtie heißt in allen Liſten Sômaçarman (Mondglück), und regierte ſieben Jahre [57]); alſo von 190—183 v. Chr.

Der neunte heißt Satadhanvas (wol eher Çatadhanvas, der mit 100 Bogen), und regierte acht Jahre [58]); alſo von 183—175 v. Chr.

Der zehnte und letzte der Maurja-Dynaſtie heißt Brihadratha (der mit dem großen Wagen); ihm werden ſieben Jahre als Regierungszeit gegeben, alſo eigentlich bis 168 v. Chr. Allein wir haben ſchon bemerkt, daß hierin eine Ungenauigkeit liegen muß, da die ganze Maurja-Dynaſtie nur 137, 139 oder 140 Jahre herrſchte; alſo entweder von 312—175 oder 173 oder 172 (vgl. oben). Er wurde von ſeinem General Puſhpamitra entſetzt [59]).

Wir haben ſomit die Geſchichte der Maurja-Dynaſtie bis zu ihrem Sturz verfolgt, wir müſſen etwas zurückgehen, um Begebenheiten anzuknüpfen, welche ſich unter den letzten Königen derſelben zu entwickeln begannen.

Noch während Euthydemos in Baktrien herrſchte — alſo etwa nach 200 v. Chr. — eroberte ſich deſſen Sohn Demetrius ein großes Reich in Indien ſelbſt [60]). Wie

50) *ὑπερβαλὼν δὲ τὸν Καύκασον καὶ κατάρας εἰς τὴν Ἰνδικὴν Polyb.* Excerpt. XI, 32 (p. 651 ed. *Casaub.*). 51) Schlegel, Ind. Bibl. I, 208. 52) *τήν τε φιλίαν ἀνενεώσατο τὴν πρὸς Σοφαγασῆνον τὸν βασιλέα τῶν Ἰνδῶν. Polyb.* a. a. O. 53) *καὶ λαβὼν ἐλέφαντας, ὥστε γενέσθαι τοὺς ἅπαντας εἰς ἑκατὸν καὶ πεντήκοντα ἔτι δὲ σιτομετρήσας πάλιν ἐνταῦθα τὴν δύναμιν αὐτὸς μὲν ἀνέζευξε μετὰ τῆς στρατιᾶς, Ἀνδροσθένη δὲ τὸν Κυζικηνὸν ἐπὶ τῆς ἀνακομιδῆς ἀπέλιπε τῆς γάζης τῆς ὁμολογηθείσης αὐτῷ παρὰ τοῦ βασιλέως* ꝛc. a. a. O.

54) Vgl. *Lassen*, Pentap. 44, wo die Verhältniſſe einigermaßen anders dargeſtellt ſind, wie von mir, und Derſelbe, Zur Geſchichte der griechiſchen ꝛc. S. 260 fg. 55) In allen Liſten J. of Beng. 1837. Aug. 677. *Jones*, As. Res. II. *Hamilton*, Genealogies. *Wilford*, As. Res. IX. 56) As. Res. IX. Taf. zu S. 116. 57) a. a. O. 58) a. a. O. 59) Vgl. Hamilton Taf. 8. 16 und S. 14. *Jones*, *Wilford* a. a. O. Mit einem Worte will ich hier bemerken, daß ſich dieſe und die folgenden Liſten der Magadhaherrſcher auch in *Tod*. Annals of Rajasthan I, 45. Tab. II. finden. In dieſem dicken Buch findet ſich aber keine Spur geſunder Kritik. 60) *Justin.* XLI. 6, 4. *Strab.* XI. p. 516. Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen ꝛc. S. 225 fg. L. W. Grotefend, Die Münzen der griechiſchen ꝛc. Könige von

Digitized by Google

groß dieſes Reich war, können wir nicht mehr beſtimmen, doch wiſſen wir, daß er und Menander die griechiſche Herrſchaft in Indien am weiteſten ausdehnten [61]). Zwei Punkte, nämlich die Städtenamen Δημητριάς nach Demetrius ſelbſt, und Εὐθυδημία, das alte Sagala am Hydaſpes, nach Demetrius' Vater benannt [62]), beweiſen, daß ſeine Herrſchaft wenigſtens von Arachoſien bis zum Hydaſpes reichte. Dieſe Ausdehnung war von Baktrien aus gewonnen. In dieſem Falle liegt aber zwiſchen ihr und Baktrien Kaſchmir, und es iſt nicht glaublich, daß demjenigen, welcher ſich im Süden von Kaſchmir feſtgeſetzt hatte, und über die Hilfsquellen des nördlich davon gelegenen Baktriens verfügen konnte, nicht auch am Ende dieſes in der Mitte liegende Land Kaſchmir zufiel. Nun haben wir ſchon oben bemerkt, daß die Kaſchmirchronik mit Übergehung mehrer Maurjâs auf Dſchalokas einen Fremdling, wie es ſcheint, Dâmôdaras, regieren läßt. Dieſer Name klingt ſo ganz ähnlich, wie das griechiſche Demetrius, daß ich mich kaum enthalten kann, ihn für die ſanſkritiſche Form deſſelben zu halten. Mir iſt dabei nicht unbekannt, daß Dâmôdara ein echt ſanſkritiſcher Name iſt, allein derlei Umwandelungen von fremden Eigennamen in ähnliche bekannte finden ſich in allen Sprachen.

Mit Sicherheit läßt ſich nicht beſtimmen, wann ſich Demetrius in Indien feſtſetzte. Ich habe den Anfang ſeiner Regierung noch unter Euthydemos geſetzt, weil dieſer ſchon Eroberungen im indiſchen Reiche begann [63]), und ſich durch dieſe Annahme der Verlauf der Geſchichte am beſten zu erklären ſcheint. Euthydemos ſcheint die Fortſetzung ſeiner Eroberungen ſeinem Sohne Demetrius überlaſſen zu haben, und dieſer gründete ſich etwa in ſeinem 25. Jahre [64]) jenes, im Allgemeinen von Baktrien unabhängige Reich. Von da an — gegen 200 v. Chr. — mochten Vater und Sohn noch einige Zeit zugleich regiert haben. Dadurch wurden Demetrius' Augen zu ſehr von ſeinem Erbreiche abgezogen. Dies machte es einem Heliokles möglich, ſich, wahrſcheinlich bei Euthydemos' Tod, des baktriſchen Throns zu bemächtigen [65]). Umſtände, die wir nicht kennen, wahrſcheinlich Kriege im indiſchen Reiche, hinderten Demetrius, ſeine Waffen gegen dieſen Uſurpator zu wenden. Erſt gegen deſſen Nachfolger, Eukratides I., ſuchte er ſein Erbrecht geltend zu machen, und zwar, nachdem dieſer durch große Kriege ſein Reich zwar erweitert, aber auch ſeine Kräfte geſchwächt hatte. Dieſer Krieg ward von Demetrius zuerſt mit Glück geführt [66]). Plötzlich aber wendete ſich das Glück ſo, daß Demetrius ſelbſt ſein indiſches Reich einbüßte. Dieſer Annahme nach hat Demetrius, welcher auch nur rex Indorum genannt wird, nie in Baktrien geherrſcht [67]). Von jetzt an war Eukratides Herr von Baktrien und dem indiſchen Reiche zugleich; hier ſcheint er ſeine Eroberungen noch erweitert zu haben [68]). Die Zeit dieſer Begebenheiten iſt wieder unſicher: wahrſcheinlich fallen ſie um 170 v. Chr. [69]), alſo etwa mit dem Sturz der Maurjadynaſtie zuſammen, zu welchem ſie vielleicht auch beitrugen. Eukratides herrſchte nur noch kurze Zeit nach dieſer Begebenheit [70]). Auf ſeinem Rückmarſche wurde er von ſeinem Sohne und Mitkönig ermordet [71]). Dies war Heliokles II. [72]). Schon dieſer, vielleicht wegen des Abſcheus, den ſeine That erregte, ſcheint das große Reich ſeines Vaters nicht mehr in ſeinem ganzen Umfange haben behaupten zu können. Ihm folgte ſein Sohn Eukratides II. [73]). Unter ihm ſcheint das baktriſche Reich geſtürzt zu ſein, etwa um 140 v. Chr. [74]). Aber bis zu dieſer Zeit hin hatten ſich mehre kleinere griechiſche Reiche innerhalb des nordweſtlichen Theils des indiſchen Reichs gebildet. Für die Kenntniß derſelben haben wir faſt nichts weiter, als die Münzen, welche insbeſondere erſt in letzterer Zeit entdeckt ſind. Daß ſie höchſt unzureichend für genauere Beſtimmungen ſind, und nur, mit Ausnahme der Königsnamen, faſt rein hypothetiſche Annahmen gewähren, verſteht ſich von ſelbſt [75]). Das älteſte griechiſche Reich ſcheint das des Agathokles zu ſein; er, ſowie ſein Nachfolger Pantaleon, bedienen ſich auf ihren Münzen [76]) nicht der kabuliſchen Schrift neben der griechiſchen, ſondern der, welche wir die Paliſchrift jetzt nennen, weil ſie in den älteſten Paliinſchriften der Buddhiſten gebraucht wird. Ihren Fundorten und Symbolen gemäß nimmt Laſſen Nagara-Dionyſopolis in der Nähe des Kabulſtromes als Sitz ihrer Herrſchaft an [77]). Einer der älteſten Herrſcher — der Name macht es jedoch zweifelhaft, ob ein griechiſcher, oder vielleicht gar ſchon ein ſkythiſcher [78]) —. muß, dem Münzgepräge nach zu urtheilen [79]), der geweſen ſein, welcher ſich in der griechiſchen Legende *Μαυου*,

---

Baktrien und den Ländern am Indus S. 94 fg.; man kann auch *Bayer*, Hist. regn. Graec. Bact. 92 vergleichen.

61) *Strab.* a. a. O. 62) Vgl. *Bayer* a. a. O. p. 84. Grotefend a. a. O. 95. Laſſen a. a. O. 231. 233. 63) Bayer a. a. O. 46. 64) a. a. O. 92. 65) Ihm gehört die Münze mit griechiſcher Inſchrift bei Grotefend a. a. O. S. 30, nicht aber die mit kabuliſcher (ſ. weiter). Daß er der Vater von Eukratides war, iſt durch eine jüngſt entdeckte Münze (J. of Beng. 1838. Jul. Pl. XXVII, p. 638 vgl. G. G. A. 1839. St. 156. S. 1546) erwieſen. 66) *Justin.* XLI, 6, 4. Bayer a. a. O. S. 89.

67) Die Folgerungen aus ſeinen Münzen (*Raoul Rochette* Journ. des Savans 1834 oder Notice sur quelques médailles grecques inédites appartenant à des rois inconnus de la Bactriane et de l'Inde. Par. 1834) ſind ſehr unſicher. 68) *Strab.* XV, 1, 3. §. 686. 69) Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen ꝛc. S. 242 fg. 70) Ihm gebührt daher nur ein Theil der Eukratidesmünzen, und noch keine mit kabuliſcher Schrift. Grotefend a. a. O. S. 16. Nr. 13—19. 71) *Justin.* XLI, 4, 5. 72) Ihm ſchreibe ich die erſten Münzen mit griechiſcher und kabuliſcher Schrift zu, ebenfalls erſt jüngſt entdeckt (J. of Beng. 1838. Jul. Pl. XXVII. nr. 7. 8. 73) Ihm ſchreibe ich die zweite Claſſe der Eukratidesmünzen zu, unter denen mehre mit kabuliſcher Schrift (Grotefend a. a. O. S. 17. Nr. 20—30). 74) Laſſen, Zur Geſchichte ꝛc. 241. 240. 75) Dieſe Münzen haben eine reiche Literatur ſchon hervorgerufen. Man vgl. ſie bei C. L. Grotefend a. a. O. S. 1—11 und bei Laſſen a. a. O. S. 8 fg.; insbeſondere 12. Dazu iſt nun in letzterer Zeit Prinſep's Aufſatz im Journ. of Beng. 1838. Jul. 636—658 Additions to Bactrian numismatics and discovery of the Bactrian Alphabet gekommen (vgl. meine Anz. der neun letzten Hefte dieſes Journals von 1838 in den G. G. A. 1839. St. 154 fg. S. 1529). 76) Bei Grotefend a. a. O. S. 28 fg. Nr. 99—104, insbeſondere 103. 104. 77) Laſſen a. a. O. 191. 263. 78) Nach C. O. Müller, G. G. A. 1838. S. 228. 79) Grotefend a. a. O. S. 66. 67.

Digitized by Google

in der kabuliſchen Maasa (Genitiv von einem Nominativ Maas) nennt [80]). Ob das Münzgepräge ein ſo ſicheres Kennzeichen ſei, wage ich, der ich von der Numismatik nichts verſtehe, nicht zu entſcheiden. Ich wäre, da der Name weder griechiſch noch indiſch zu ſein ſcheint, und demnach wahrſcheinlich ſkythiſch iſt, die Feſtſetzung der Skythen aber erſt um 120 v. Chr. fällt, gern geneigt, dieſen Maues viel ſpäter zu ſetzen. Da aber dieſe ganze Unterſuchung die Numismatik als Hauptbaſis hat, ſo darf ich mich gegen das Urtheil der Numismatiker nicht gradezu auflehnen. Das Reich des Agathokles und Pantaleon wird ebenfalls dem Münzgepräge gemäß, mit Demetrius gleichzeitig [81]), von Grotefend ſogar noch früher geſetzt. In jenem Falle würde ihm wol Eukratides I., in dieſem ſchon Demetrius ein Ende gemacht haben. Dann hätten wir anzunehmen, daß ſchon etwa um 200 v. Chr. unbedeutendere griechiſche Condottieri vielleicht, die Gelegenheit, wo das indiſche Reich zuſammenzuſtürzen begann, benutzten, ſich eigene kleine Fürſtenthümer zu gründen, welche auf nichts als militairiſche Macht geſtützt, der erſte mächtigere Eroberer über den Haufen warf. Ein ſolcher — aber ſkythiſcher — Condottiere könnte auch Maues geweſen ſein. Denn um 160 v. Chr. treten die die Skythen ſchon auf. Grotefend ſetzt ihn zweifelnd um 180 v. Chr. und weiſt ſein Reich nach Arachoſien. Daß er diesſeit des Indus geherrſcht, macht die kabuliſche Schrift wahrſcheinlich. Dieſe drei Könige würden alſo nicht unwahrſcheinlich vor 170 v. Chr. zu ſetzen ſein. Die folgenden Reiche dagegen ſcheinen erſt nach dieſer Zeit entſtanden zu ſein, vielleicht, wie bemerkt, durch den Haß und Abſcheu, welchen Heliokles' That hervorrief. Zunächſt iſt hier das Reich des Antimachus und ſeines Nachfolgers Philoxenus [82]) zu erwähnen. Laſſen ſetzt daſſelbe ohne ſichere Gründe [83]) nach Drangiana. Ein anderes Reich beherrſchte Antialkidas und ſein Nachfolger Lyſias [84]). Der Sitz ihres Reiches iſt, den Fundorten der Münzen nach zu urtheilen, in Kabuliſtan [85]). An dieſe ſchließen ſich die Münzen des Diomedes [86]) und die große Maſſe der Hermäosmünzen, von denen viele erſt zwiſchen 129—123 v. Chr. fallen [87]). Grotefend nimmt daher, ohne Zweifel mit Recht, mehre Könige mit dem Namen Hermäos an, ſcheint ihrem Reiche jedoch einen zu langen Beſtand zu geben [88]). Der Fundort dieſer Münzen iſt Beghram [89]); der Regierungsſitz daher nach Grotefend nicht unwahrſcheinlich Alexandria ad Caucasum [90]), welches um 157 v. Chr. als große Griechenſtadt mit herrſchendem Buddhismus im Mahâwanſo erwähnt wird [91]). Ein drittes Reich iſt das des Archerios [92]) und ſeines Nachfolgers Amyntas [93]). Laſſen betrachtet ſie als Nachfolger des Lyſias [94]); Grotefend mit mehr Recht als Vorgänger der Königin Agathokleia [95]). Der Fundort weiſt den Sitz ihres Reiches öſtlich vom Indus [96]). Hätte dieſe Königin über die nördlichen Pândyâs (uttara Pândyâs im Sanſkrit) geherrſcht, welche von Frauen nur regiert wurden? [97]). Dann wäre ihr Reich am Hydaſpes geweſen, wohin Ptolemäus die Pandover ſetzt.

In Indien ſelbſt hatte ſich aber während deſſen, etwa nach 160 v. Chr. [98]), ein mächtiges Reich unter einem kühnen Eroberer Menandros gebildet. Er und Demetrius waren es, welche, wie ſchon bemerkt, am weiteſten von allen Griechen in Indien eingedrungen waren. Als Grenzpunkte der gemachten Eroberungen werden die Jamuna, Pattalene, Suraſchtra und Sigertis angegeben [99]). Von der Zeit, wo in der Gegend von Pattalene ein mächtiges griechiſches Reich beſtand, haben ſich auch in den indiſchen Schriften Erinnerungen erhalten. Denn in der Sage vom Kampfe des Jaraſandha und Krishna iſt der mächtige Griechenkönig (Yavanâdhipa) Herr von maru oder muru und Naraca. Maru bezeichnet den Strich am Indus [1]), und Naraca, völlig gleichbedeutend mit dem Worte Pâtâla (Hölle), woraus Pattalene von den occidentaliſchen Völkern gemacht wurde, iſt ohne Zweifel nur ein anderer Name für Pattalene. In den Puranen (Vayu-Purana?) werden die Yavanâs (Griechen am Indus gleich ſüdlich von den Gandharern erwähnt [2]). Dies Reich des Menander ſcheint ſüdlich bis Barygaza gereicht zu haben und hatte einen höchſt bedeutenden Umfang. Für Letzteres ſpricht einerſeits die große Menge ſeiner Münzen [3]) und andererſeits deren Fundorte in Beghram, in Agra, an der Jamuna und bei Mathura [4]). Die öſtliche (bis faſt zum Ganges) und die weſtliche (bis wenigſtens diesſeit des Indus) [5]) Ausdeh-

80) Münze bei Grotefend a. a. O. 41. Laſſen 185; eine mit entſchieden kabuliſcher Schrift iſt erſt jüngſt entdeckt. Journ. of Beng. 1838. Pl. XXVIII. nr. 11. 81) Laſſen S. 262. 82) Grotefend S. 112. 83) Vgl. die Münzen bei Grotefend a. a. O. S. 19. Nr. 31—35, wozu eine beſt erhaltene im Journ. of Beng. Jul. 1838. Pl. XXVIII. 12. Vgl. auch Laſſen 194. 196. 265. Grotefend 106. 107. 84) Münzen des Antialkidas. Grotefend S. 21. Nr. 36—41, wozu Journ. of Beng. Pl. XXVIII. 3; des Lyſias Grotefend S. 22. Nr. 42, wozu Journ. of Beng. a. a. O. Nr. 4. 10. 85) Laſſen 197. 198. 265. 86) Grotefend S. 109; ſeine Münze S. 26. Nr. 88. Laſſen S. 205 fg. 87) Laſſen 205; dieſe Münzen bei Grotefend S. 27. Nr. 90—98. 88) Grotefend S. 112. 89) Laſſen 202. 204. 90) Vgl. jedoch Anm. 3 der folgenden Spalte.

91) *Mahâwanso* I, 171. 92) Grotefend S. 87. Anm.; Münzen ebend. S. 91. Nr. 43. 44. 93) Grotefend S. 21. Nr. 45. S. 104. 94) Laſſen 266. 95) Grotefend a. a. O. und 112; Münze der Königin Agathokleia bei Grotefend S. 27. Nr. 89. Der Revers ſcheint in kabuliſcher Schrift den Namen des Königs zu enthalten. Laſſen lieſt ihn Mikônidô (was jetzt nach Entdeckung des wahren Werthes des ſchließenden Buchſtabens Mikônidasa wäre; die Leſung ſcheint jedoch noch ſehr zweifelhaft). 96) Laſſen S. 199. 203. 97) *Plin.* H. N. VI, 23 (20); As. Res. VIII, 348. vgl. weiterhin. 98) Grotefend S. 96. 99) Strab. bei Laſſen 231. vgl. Pentapotamia p. 51, wegen Suraſchtra vgl. man Journ. of Beng. 1837. Mai. p. 390; 1837. Sept. p. 835; über Sigertis Laſſen a. a. O. 231; er glaubt, es müſſe die Küſte um Barygaza ſein, entſprechend etwa einem ſanſkritiſchen Çrigarta, welcher Name im Sanſkrit mir noch nicht vorgekommen iſt; früher identificirte er Sigertis mit ſanſkritiſch Trigarta (vgl. Pentap. 52).

1) *Wilson* in As. Res. XV, 103. 2) As. Res. VIII, 336. 3) Grotefend S. 21. Nr. 46—70. vgl. Journ. of Beng. 1838. Jul. Pl. XXVIII. nr. 5. 6. 4) Laſſen 200. 5) In Beziehung auf die Weſtgrenze kommen wir in Colliſion mit dem eben dem Antialkidas und ſeinen Nachfolgern in Alexandria ad Cauc. angewieſenen Reiche. Es iſt hier meiner Anſicht nach alles zweifelhaft. Dafür, daß der Hauptſitz des

Digitized by Google

nung iſt daher wenigſtens annäherungsweiſe beſtimmt. Im Norden ſcheint ſelbſt Kaſchmir dazu gehört zu haben. Denn in deſſen Geſchichte wird, wie ſchon bemerkt, von der Maurjadynaſtie bis zur Skythenherrſchaft nur Dâmôdara erwähnt, in welchem wir Demetrius erkennen zu dürfen glaubten. Wie nun aber mehre Herrſcher der Maurjadynaſtie übergangen ſind, ſo müſſen auch mehre zwiſchen Dâmôdara und den Skythen liegende übergangen ſein. Dies können nur der Eroberer des Reiches von Demetrius, Eukratides I., Heliokles II., Eukratides II. ſein, wenn alle dieſe drei baktriſchen Könige noch im Beſitze des indiſchen Theils von Demetrius' Reich blieben. Unter dem letzten und vorletzten wird ſich alsdann Menander deſſelben bemächtigt haben, und, mit Abzug der erwähnten kleinern Reiche, es in ſeiner ganzen früheren Ausdehnung beſeſſen und noch nach Süden und Oſten erweitert haben. Die ſüdliche Grenze dieſes Reiches öſtlich vom Indus wird man im Allgemeinen durch eine von Beroach (Barygaza) aus nordöſtlich gezogene Linie beſtimmen dürfen. Dieſes griechiſche Reich erſtreckt ſich demnach etwa vom 34° bis 22° n. Br. und faſt von 65° bis 75° ö. L.; nach Abzug der innerhalb dieſes Bezirks wahrſcheinlich nicht dazu gehörigen Länder bliebe immer wol noch ein Umfang von 20,000 □Meilen. Aus dem Gepräge der Münzen ſchließen die Numismatiker, daß Apollodotos ein Sohn des Menander war[6]). Grotefend hält ihn aus demſelben Grunde für den letzten griechiſchen König in Indien[7]). Ich wage nicht, mich gradezu gegen die numismatiſchen Autoritäten aufzulehnen[8]), doch darf ich nicht umhin, zu bemerken, daß der Verfaſſer des Periplus des rothen Meeres, welcher Menander und Apollodotos erwähnt, letzteren vor erſteren ſetzt[9]).

Das eigentlich indiſche Reich war durch dieſe Vorgänge wieder ſehr beſchränkt. Solch eine äußere Beſchränkung konnte natürlich nicht verfehlen, auch ſeine innere Macht ſehr zu ſchwächen. Wir glaubten ſchon darin einen Grund zu erkennen, welcher wenigſtens zum Sturz der Maurjadynaſtie mitwirkte. Aber der Wechſel der Dynaſtie mußte andererſeits auch dazu beitragen, neue Umwandlungen in den indiſchen Staatsverhältniſſen herbeizuführen. Eine ſo gewaltſame Umänderung konnte ſchon an und für ſich nicht allen den alten Fürſtenhäuſern zuſagen, welche in Abhängigkeit von den Maurjâs geſtanden hatten, und wenn, wie dies höchſt wahrſcheinlich iſt, die letzten derſelben durch äußere Angriffe und inneres Verſinken, wie es die Dynaſtien des Orients gewöhnlich betraf, ſchon an Kraft und Macht verloren hatten, ſo konnten jene in dieſen Vorgängen eine Gelegenheit erblicken, ſich wieder unabhängig zu machen. Es werden nun zwar in den indiſchen Königsliſten als Nachfolger der Maurjâs in der Herrſchaft über Indien die Nachkommen des Pushpamitra unter dem Namen Sungas aufgeführt, allein wir haben ziemlich ſichere Zeugniſſe, daß ihre Herrſchaft keineswegs den Grad der Intenſität hatte, wie die der früheren Maurjâs. Ich glaube darum, daß ſich mit dem Sturz der Maurjâs das große indiſche Reich wiederum in eine Menge kleinerer Reiche auflöſte, welche die Präponderanz der in Pataliputra herrſchenden Dynaſtie vielleicht gar nicht, oder höchſtens nur ſehr dem Namen nach, anerkannten. So waren nach Buddhiſtiſchen Quellen die Herrſcher von Kalinga zur Zeit, wo Gautama Buddha ſtarb, unabhängig[10]). Die damals folgenden Könige waren Buddhiſten, ſpäter trat ein Schwanken zwiſchen Brahmathum und Buddhismus ein. Unter der Herrſchaft der Maurjâs mußten dieſe Herrſcher in Abhängigkeit gerathen ſein. Doch erſcheint in einer ſehr alten Inſchrift, welche eher älter, ſchwerlich viel jünger als Aſokas (263—227 v. Chr.) iſt, die Königsfamilie von Kalinga[11]); in einer etwa mit dieſer gleichzeitigen[12]) wird ein mahârâg'a (Großkönig) Vira erwähnt, und in einer der Schrift nach etwa um 50 Jahre nach Daſarathas (219—212 v. Chr.)[13]), alſo etwa um 170 v. Chr. (die Zeit des Sturzes der Maurjâs), erſcheint ein Großkönig Aira (dieſes iſt der Eigenname [vgl. den ähnlichen Ailabila oder Airavira[14]], und Prinſep's übrige Vermuthungen ſind abzuweiſen)[15]). Der Name Kalinga iſt noch jetzt im Gebrauche für die Küſte von Cuttack bis zum Chilkaſee[16]); in den Puranen bezeichnet er aber das ganze Küſtenland von Cuttack bis Madras[17]). Aira erzählt von ſich, er habe den Grottenbau, welcher ſeine Inſchrift trägt, veranſtaltet. Bis zum 15. Jahre habe er ſich an Kinderſpielen ergötzt, dann habe er ſich neun Jahre mit Schreiben, Grammatik, Rechnen, Navigationswiſſenſchaft, Handelslehre und Recht beſchäftigt, im 24. Jahre ſei er (nach einem Siege (?)[18]) zum Großkönige geſalbt. Er habe ſich zuerſt dem Brahmathum zugewandt, ſpäter ſei er zum Buddhismus übergetreten. Aus einer Stelle ſcheint zu folgen, daß er Benares beſaß, und in einer andern erwähnt er Kriege mit benachbarten Fürſten, wo jedoch nur das Wort Saurase, gewiß Çaurasena (Çûrasena oder Mathura), zu erkennen iſt. Vorzüglich aus letzterem Umſtand können wir ſchließen, daß um dieſe Zeit ſowol das Reich Ka-

Menandriſchen Reiches (trotz ſeiner großen Ausdehnung auf der Oſtſeite des Indus) auf der Weſtſeite dieſes Fluſſes war, ſpricht der Umſtand, daß er kabuliſche, und nicht Paliſchrift gebraucht.

6) Raoul Rochette bei Laſſen 202. Grotefend 108. 7) Grotefend 109. 8) Doch erlaube ich mir die Anſicht auszuſprechen, daß man die Münzen griechiſcher Könige in Ländern, welche ſo fern vom eigentlichen Focus helleniſcher Bildung liegen, doch nicht ganz nach Geſetzen beurtheilen dürfe, deren Gültigkeit für weſtliche Länder ich nicht abſtreiten mag. Wie ſelten mußten in Indien z. B. gute Stempelſchneider ſein? 9) *Arr. Περιπλ. τ. ἐρυθρ. θαλ.* 13.

10) Vgl. *Turnour* in J. of Beng. Oct. 1837. p. 860 sq. vgl. Dec. p. 1085. 11) Ebend. 1837. Dec. Pl. LIV. nr. 8. vgl. p. 1074. 12) Ebend. nr. 6. 13) ebend. Pl. LVIII. p. 1087 sq. 14) *Hamilton*, Genealogies. p. 70. Der früher erwähnte König von Kalinga hieß Vira; wäre er vielleicht derſelbe mit Aira, und deſſen voller Name, wie hier Airavira? Die Verſchiedenheiten der alten Paliſchrift ſind nicht ſo groß, daß man kürzere Zeitbeſtimmungen mit Sicherheit daraus entnehmen könnte. 15) Prinſep a. a. O. S. 1085. 16) a. a. O. 1086. 17) *H. H. Wilson*, Sanscrit Dictionary u. d. W. Kalinga. Nach andern weiterhin zu erwähnenden Stellen bezeichnete Kalinga einſt in der weiteſten Ausdehnung die ganze Küſtenſtrecke von Madras bis zu der öſtlichſten Gangesmündung. Vgl. auch S. 36. Anm. 84. 18) In dieſer Stelle iſt mir noch Manches dunkel.

Digitized by Google

linga als Suraſena wieder unabhängig war, und beide finden wir auch in der erſten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. ſo. In den erſten Jahrhunderten n. Chr. finden wir ferner die alte Dynaſtie, welche vor Tſchandraguptas in Suraſchtra geherrſcht hatte, wieder mächtig, ſpäter die die oligarchiſche Familie der Litſchtſchhawi, aus welcher ein Zweig einſt die Präponderanz in Indien gehabt zu haben ſcheint. Die Anfänge dieſer Befreiung von der Präponderanz einer Dynaſtie glaube ich, wie geſagt, in und zunächſt nach der Zeit des Sturzes der Maurjâs ſetzen zu dürfen.

Von Puſhpamitra, dem erſten der Sungas, werden wiederum bei Jones [19]) und Hamilton [20]) und Wilford [21]) zehn Könige gerechnet. Jene geben ihnen zuſammen 110 Jahre. Dieſer weicht mehrfach etwas ab. Da die indiſche Geſchichte aus dieſer und der lange folgenden Zeit uns nur aus Brahmaniſchen Quellen bis jetzt zugänglich iſt, ſo beginnt ſie wieder viel dunkler zu werden. Ich wage daher noch kein Urtheil darüber, und beſchränke mich nur darauf, die Namen hierher zu ſetzen.

| Jones. | Hamilton (Bh. P.) | Hamilton (V. L.) | Wilford. | Regierungsjahre nach Wilford [22]). |
|---|---|---|---|---|
| 1) Puſhpamitra | Puſhpamitra | ausgelaſſen | Puſhpamitra | 36 |
| 2) Agnimitra | Agnimitra | Agnimitra | Agnimitra | 2 |
| 3) Sujyeſhta | Sujyeſhta | ausgelaſſen | Sujyaſhta [23]) | 7 |
| 4) Vaſumitra | Vaſumitra | Vaſumitra | Vaſumitra | 10 |
| 5) Abhadraca | Bhadraca | Madraca [24]) | Bhadraca | 2 |
| 6) Pulind'a | Pulind'a | Pulind'a | Pulind'aca | 3 |
| 7) Ghôſha | Goſa | ausgelaſſen | Chôſha | 3 |
| 8) Vajramitra | Vajramantra | ausgelaſſen | Vicramitra | 14 |
| 9) Bhâgavata | Bhagawata | ausgelaſſen | Bhagavata | 32 |
| 10) Devabhuti | Dewabhati | Dewabhutl | Dewabhuti | 10 |
| Zuſammen 110 | 110 | 110 | 110 | 119. |

Die Differenz zwiſchen Wilford's ſpeciellen Angaben der Regierungszeit und den allgemeinen der übrigen iſt nicht ſehr groß, und an und für ſich klingen jene gar nicht unwahrſcheinlich. Von Wilford differirt nur um ein Jahr Maſoudi, welcher der auf die Phoordynaſtie folgenden den Namen Dabſchelim und eine Zeit von 120 Jahren gibt [25]). Die vielen nur ſehr kurze Zeit regierenden Könige würden einen ſehr verwirrten Zuſtand der Regierung vermuthen laſſen. Mit den Daten über die Regierungsdauer der Maurjadynaſtie in Verbindung gebracht, würden die Sungas entweder von 175 oder 173 oder 172 v. Chr. bis entweder 65 oder 63 oder 62 oder 56 oder 54 oder 53 geherrſcht haben. Hier muß ich nun das Zuſammentreffen der vierten Angabe 56 mit der Ära des Vikramaditja hervorheben. Noch erlaubt uns der Zuſtand unſerer Kenntniß der indiſchen Geſchichtsquellen nicht zu entſcheiden, ob wir in dieſem faſt zu genau zu nennenden Zuſammentreffen einen Beweis für die Richtigkeit der Angaben, welche Wilford vorlagen, ſehen dürfen, oder ein Zeugniß für eine procruſtesartig die indiſche Chronologie zurechtziehende Betrügerei [26]).

Während des Fortgangs dieſer Periode waren in den Ländern, welche, wie ſchon bemerkt, durch griechiſche Fürſten der indiſchen Monarchie entzogen waren, wiederum neue Veränderungen vorgegangen, welche auch deren Herrſchaft ein Ende machten. Um 163 v. Chr. [27]) wandten ſich die Yue-tchi, ein innerasiatiſches Nomadenvolk, verdrängt durch die Hioungnu, vom obern Hoangho aus theils ſüdlich nach Kleintibet, theils weſtlich nach den Ländern jenſeit des Jaxartes. Die Letztern, die großen Yue-tchi genannt, ſtoßen in ihrem neuen Lande auf ein, ebenfalls ſkythiſches, Nomadenvolk, Szu oder Sai, Se genannt. Dieſes wird zunächſt weiter weſtwärts gedrängt. Allein es folgen neue Nomadenvölker, verdrängen die Yue-tchi aus ihren neuen Sitzen, und dieſe wiederum nöthigen die Szu, ſich nach Süden zu ziehen. Sie bemächtigen ſich des Landes Kipin, welches wol mit Recht an den Quellen des Kophen weſtlich von Kabul geſetzt werden mag [28]). Die nachrückenden Yue-tchi ſetzen ſich in Tahia (*Δάαι*) feſt. Dieſes geſchah im J. 126 v. Chr. [29]), und iſt der bekannte Einbruch der Saker und Tocharer in das baktriſche Reich. Es iſt keine Frage, daß der chineſiſche Name Szu nichts als eine Curruption eines ſkythiſchen Wortes iſt, welches wahrſcheinlich minder verderbt bei den Indern çaka und bei den Claſſikern des Occidents, ganz damit

19) *Jones* in As. Res. II, 192. (Trad. franç.) 20) Hamilton Taf. 8 aus Bhagav.-Pur. und Taf. 16 aus Vança-Lat'â, wo nicht ſo genau. 21) As. Res. IX. Taf. zu 116. 22) Wilford hat, da er drei Quellen für die Regierungsjahre vor ſich hatte, bisweilen Verſchiedenheiten; ich führe nur die kleinſte Zahl an. 23) Ein Leſefehler, wie in Wilford's Tafel mehrfach. 24) Leſefehler; der Name ſcheint Bhadraca allenthalben heißen zu müſſen. 25) Vgl. Journ. of Beng. 1838. July. p. 650. As. Res. IX, 181. 26) Hier muß ich eine Bemerkung machen, welche vielleicht für ſpätere Unterſuchungen dienen kann. Mehre der Könige aus dieſer Dynaſtie haben einen Namen, welcher auf Mitra ſchließt, und mehre Münzen exiſtiren, auf welche der Königsname ebenſo ſchließt (Journ. of Beng. 1837. April. p. 298). Die Frage entſteht, ob ſie dieſer Dynaſtie angehören.

27) Vgl. für das Folgende Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige u. ſ. w., S. 249 und die daſelbſt angeführten Stellen; außerdem *Ab. Rémusat*, Nouv. Mel. Asiat. I, 205 fg., insbeſ. 220, und Neumann in den Münchener Gel. Anz. 1839. Nr. 26. S. 214 aus Heou Hanſchu. 28) Laſſen a. a. S. 154 u. 252. 29) Nach chineſiſchen Berichten bei Laſſen S. 250.

übereinſtimmend, Saca lautet. Als ſich dieſe Saker in der Nähe des Indus zeigten, ſcheinen die dortigen griechiſchen Reiche ſchon ſo geſchwächt geweſen zu ſein, daß ſie ſchwerlich dieſen Eindringlingen einen kräftigen Widerſtand entgegenſetzen konnten. Die Sympathien des eigentlichen Volkes hatten ſie ſchwerlich für ſich, und mit Soldtruppen konnten ſie den kriegsgeübten Hirtenvölkern nicht gewachſen ſein. Schon dieſe Betrachtung und die vielfach eintretenden Analogien bei den ſpätern Eroberungszügen der Nomaden machen es wahrſcheinlich, daß die Saker ſogleich, oder kurze Zeit, nachdem ſie dieſen Gegenden nahe gekommen waren, ſich der ganzen Maſſe der zerſplitterten und ohnmächtigen Reiche bemächtigten [30]). Um dieſe Zeit ſcheinen ſie das große Reich gebildet zu haben, deſſen Beſtand man aus den Münzen, welche den Namen **Azes** und **Azilises** führen, erkennt. Es umfaßte, wie man aus den Symbolen auf den Münzen ſchließt, Baktrien, Kabuliſtan, die Indusländer, die Pentapotamie und einen großen Theil des jetzigen Radſchputana, alſo die ganze Ausdehnung des Menandriſchen Reichs, die griechiſchen Reiche im Weſten des Indus und Baktrien. Hiermit war der griechiſchen Herrſchaft in dieſem fernen Oſten ein Ende gemacht, und es zeigt ſich ferner keine Sput derſelben. Von dieſer Zeit an wird auch der Einfluß griechiſcher Bildung auf Indien zu Ende gegangen ſein. Die Berührung mit griechiſcher Cultur hatte mit Tſchandraguptas begonnen (etwa 305 v. Chr.) und bis gegen 126 ununterbrochen fortgedauert. Daß ſie überaus bedeutungsvoll für Indien war, beweiſt die indiſche Aſtronomie, welche ganz den Griechen entlehnt iſt [31]), und die indiſche Kunſt, bei der ſich griechiſcher Einfluß unverkennbar zeigt [32]). Wie aber bei dieſen beiden Culturelementen griechiſche Lehrer mit Entſchiedenheit anzuerkennen ſind, ſo werden die Griechen auch in andern Zweigen des höhern Lebens in Indien von hoher Einwirkung geweſen ſein. Daß man griechiſche Weisheit ſehr hoch ſchätzte, zeigen eine Menge Stellen in den indiſchen Schriften [33]), und wir wiſſen, daß ſich Tſchandraguptas' Sohn von Antiochus einen Weiſen erbat [34]). Wir werden nun ſehen, daß ſich die Hauptwerke der Sanſkritliteratur grade in dieſer Zeit der Berührung mit griechiſcher Cultur zu bilden begannen, und ich bin daher der Überzeugung, daß letztere, wie um dieſelbe Zeit in Weſten auf Rom, ſo auch hier im entfernteſten Oſten auf Indien wirkte.

Den Anfang des ſkythiſchen Reiches ſetzt Laſſen [35]) hypothetiſch 116 v. Chr. Die Verſchiedenheit in den Azes-Münzen bewegen Grotefend, mehre, mit dem Namen **Azes** bezeichnete, Könige anzunehmen [36]). Von dieſem großen Reiche der Saker an beiden Seiten des Indus und tief in Indien hinein ſcheint ſich ſpäter ein kleineres Reich in Kipin abgelöſt zu haben, welches allein den Chineſen bekannt ward und mit welchem ſie in Handelsverbindung ſtanden [37]). Solche Barbarenreiche konnten, wenn ſie nicht die geiſtige Macht des von ihnen bewältigten Volkes in ſich aufnahmen und ſo ſich mit demſelben amalgamirten, keinen feſten Fuß faſſen. Der geringſte Stoß mußte ſie, ſobald ſie von den Laſtern einer höhern Cultur angeſteckt waren, ohne ihrer Vorzüge theilhaftig zu werden, zu Boden ſtrecken. Dieſes ſcheint auch etwa nach 60 Jahren mit dem großen Sakerreiche geſchehen zu ſein. Die Stöße, welche es vernichteten, traten von zwei Seiten ein. Die Yue-tchi hatten, aus fünf Horden beſtehend, ihre neuen Beſitzungen unter ſich vertheilt. Etwa 100 Jahre nach dem erſten Einfalle [38]) (alſo etwa 63 v. Chr.) vereinigte der König von einer derſelben von Kuweiſchuang Khi eou thſieou hi alle übrigen unter ſich, und eroberte Nipan ſi Kav ſu (Kabul), In ta (Han tha bei Laſſen) und Kipin, vernichtete alſo theilweiſe die Oberherrſchaft der Saker im Weſten des Indus. Er ſoll 80 Jahre alt geſtorben ſein, alſo angenommen, daß er etwa 25 Jahre alt zur Regierung kam, zwiſchen 30 und 20 v. Chr. Dieſe Schwächung des Sakerreiches im Weſten war ohne Zweifel auch auf Indien von Einfluß, und führte auch hier die Vernichtung deſſelben herbei. Denn im J. 56 v. Chr. beginnt die allgemeinſte Ära der Inder, çakâbda das Sakerjahr, und dieſe ſoll wegen der Verjagung der Saker durch Vicramâditja eingeſetzt ſein [39]). Allein dieſe Ära iſt auch faſt das einzige ſichere hiſtoriſche Zeugniß über dieſen indiſchen König, alles Übrige, was ſich über ihn berichtet findet, iſt ſo ganz in Mährchen und Legenden aufgegangen, daß es wol zeigt, daß Vikramaditja, der Sakerfeind, wie er genannt wird [40]), ein Hauptglanzpunkt der indiſchen Geſchichte war, aber bis jetzt faſt völlig unmöglich macht, über ſeine Geſchichte zu einiger Sicherheit zu gelangen [41]). Noch mehr erſchwert wird ein ſolcher Verſuch dadurch, daß Vicramâditja ſeit dieſes berühmteſten Fürſten Zeit faſt ein Titel ward, welchen bedeutendere fürſtliche Perſönlichkeiten ſpäter entweder ſelbſt annahmen, oder aus Schmeichelei erhielten [42]). Sein eigentliches Erbreich war Malva; ſeine Reſidenz

30) Vgl. auch noch andere Gründe für dieſe Annahme bei Laſſen S. 273; ganz entſcheidende Beweiſe gibt es bis jetzt nicht dafür. 31) Vgl. Wiſſenſchaft. 32) Vgl. Kunſt. 33) Vgl. einige bei *Whish* in Transactions of the litterary Society of Madras. I. p. 70 sq. 34) *Athenaeus* XIV, 67. 35) a. a. O. S. 283. 36) Grotefend S. 31. Nr. 110—151, die letztere hat auf der einen Seite in griechiſcher Schrift Azou, auf der andern in kabuliſcher Azilishaan (Azilises); von Azilises Nr. 152—155; hierzu füge man Journ. of Beng. T. IV. (1835.) pl. XXI. Nr. 8 und deſſ. Duplum ebend. VII. (1838.) pl. XXVIII. Nr. 9; ferner ebend. Nr. 17.

37) Laſſen a. a. O. S. 253. 38) Ich folge hier Neumann (Münch. Gel. Anz. Nr. 26. S. 214), indem ich vorausſetze, daß er, der die Abweichungen der frühern Mittheilungen aus den chineſiſchen Quellen in Bezug auf dieſe Zeitbeſtimmung (vgl. Laſſen a. a. O. S. 255 fg.) doch wol kennen mußte, hier mit beſonderer Sorgfalt verfuhr. Auch reimt ſich ſeine Angabe am beſten mit dem übrigen Verfolge der Begebenheiten, und wird beſtätigt durch den Krieg der Skythen mit den Parthern um 40 v. Chr. (vgl. Laſſen S. 257). 39) Vgl. *Colebrooke*, Indian Algebra (Lond. 1817). p. XLIII. As. Res. 1. p. 6. (Trad. fr.) 40) In der Kaſchmirchronik Râg'. Tar. II, 5. III, 125 (nach Laſſen, Zur Geſchichte, S. 278), und in der Inſchrift von Mungir (Mudgagiri) in As. Res. 1. p. 64. (Trad. fr.) 41) Wilford's Essay IV on Vicramaditya and Salivahana u. ſ. w. in As. Res. IX, 117 sq. 42) *Prinsep* in Journ. of Beng. 1838. July. p. 651 und um nur ein Beiſpiel zu erwähnen, vgl. man Silâditja aus der Bhalarca (Balhara)-Dynaſtie (ebend. Novemb. p. 967).

Digitized by Google

war Ug'g'ajini (Ozene) und blieb es auch [43]), als er ſich ſeine Präponderanz in Indien erworben hatte; dieſes mag der Grund ſein, weßwegen er nicht in den indiſchen Kaiſerliſten erſcheint; denn dieſe ſcheinen ſich auf die in Magadha herrſchenden Dynaſtien vorzüglich zu beziehen. Doch läge noch ein triftigerer Grund darin, wenn das wahr wäre, was die Dſchainas behaupten, nämlich, daß Vikramaditja ein Buddhiſt geweſen ſei [44]). Daß er in den vielen Mährchen von ihm als eifriger Verehrer der Durga oder Devî erſcheint, würde dagegen nicht geltend gemacht werden können. Die Sage läßt ihn Dakſchin'apatha (hier wol im weitern Sinne ganz Dekhan), Madhjadeça (das Land zwiſchen dem Himalaya und Vindhja und den beiden Meeren), Kaſchmir, Suraſchtra und die Länder in Oſten des Ganges erobern [45]), und wenn, was die Ära nicht bezweifeln läßt [46]), er die Saker wirklich vertrieb, ſo liegt hierin ſchwerlich eine Übertreibung, da ihm nach einem ſolchen Siege dieſe Länder faſt von ſelbſt zufallen mußten. Dies beſtätigt auch die Kaſchmirchronik [47]), welche ihn als König von Kaſchmir einen Brahmanen, Mâtrigupta, einſetzen läßt [48]). Unter Vicramâditja ſcheint das indiſche Reich im Weſten alſo wieder bis zum Indus ausgedehnt geweſen zu ſein. Seine Regierungszeit wird in den indiſchen Überlieferungen als die eigentliche Blüthezeit indiſcher Wiſſenſchaft und Kunſt angeſehen, und wenn unſere Anſicht über die Regeneration des Brahmathums und die darnit zuſammenhängende Entwickelung der Sanſkritliteratur richtig iſt, ſo iſt dieſen Überlieferungen im Allgemeinen wenigſtens Glauben zu ſchenken. An ſeinem Hofe ſollen die ſogenannten neun Edelſteine gelebt haben, die vorzüglichſten der Ärzte, Aſtronomen, Dichter ꝛc. [49]).

Dieſer glücklichere Zuſtand Indiens ſcheint wiederum nur von kurzer Zeit geweſen zu ſein. Dem früher erwähnten Könige der Yue-tchi, Khieoutſieouhi, folgte etwa zwiſchen 30—20 v. Chr. ſein Sohn Yenkaotſchin. Dieſer eroberte mit der vereinigten Macht der Yue-tchi Tientſchu (Indien), und ſetzte daſelbſt einen Commandanten ein, um es zu regieren [50]). Dieſes mochte alſo um die Zeit von 20—10 vor Chr. Geburt ſtattgefunden haben. Damit ſteht vielleicht die Sage in Verbindung, welche Vicramaditya's Sohn blos in Malva, nicht über ganz Indien herrſchen läßt [51]). Auch für dieſes neue ſkythiſche Reich in Indien legen die ſeit den jüngſten Zeiten aufgefundenen Münzen Zeugniß ab, aber erregen zugleich eine Menge Fragen, deren Beantwortung bis jetzt noch ganz unmöglich ſcheint. Wir haben barbariſche Münzen von Kodes [52]), gefunden in Kabul und dem weſtlichen Indien [53]); von Kadaphes [54]), gefunden um Beghram [55]); Cadphiſes [56]), gefunden in Beghram und bis Benares [57]); endlich eine große Menge von Kanerki [58]) und Doerki [59]). Die Maſſe von Münzen, ſowie das Gepräge zeigt, daß ſie von einer Menge ſowol zu verſchiedenen Zeiten als gleichzeitig regierender Fürſten herſtammen, welche aber dennoch in einem gewiſſen Zuſammenhange zu ſtehen ſcheinen. Der Name Kadaphes ſowol als Kadphiſes, letzterer in der einheimiſchen Legende Kapiſa geſchrieben, iſt ſchwerlich ein Eigenname, ſondern ein geographiſcher, nämlich der von Kapiſſa (bei den Chineſen Kiapiche), dem alten Reiche der Skythen nach chineſiſchem Bericht [60]). Wir haben nun ſehr häufig Beiſpiele, daß die Chineſen fremde Namen, welche ihnen ſo ſchwer ausſprechbar waren, auf mehre Weiſen umſchrieben. Es iſt mir danach gar nicht unwahrſcheinlich, daß der Name Kuweiſchuang nur eine andere Umſchreibung von Kapiſſa iſt. Nun theilen aber die Chineſen ferner mit, daß nachdem ſich die Könige von Kuweiſchuang Indiens bemächtigt hatten, die Yue-tchi ſehr mächtig geworden ſeien und alle Reiche nannten ſie Könige von Kuweiſchuang; in den chiniſiſchen Schriften behalten ſie aber ihren alten Namen große Yue-tchi [61]). Dies erklärt uns vielleicht die Verſchiedenheiten, welche trotz des entſchiedenen Zuſammenhanges zwiſchen den Kadaphes- und Kadphiſesmünzen walten. Jene, welche älter ſind, mögen der Zeit angehören, wo ſich die Yue-tchi zuerſt unter Khieoutſieouhi in Kapiſſa feſtſetzten. Dieſe ſind ſeit der Eroberung Indiens unter Yenkaotchin und deſſen Nachfolgern geſchlagen. Dieſe Münzen hätten — was Laſſen eine bedeutende Schwierigkeit zu ſein ſchien [62]) — keinen Eigennamen. Dieſelbe Eigenheit zeigt ſich aber auch bei den ſkythiſchen Münzen, welche Grotefend Soter magnus bezeichnet [63]) und auch Kanerki und Doerki iſt, wie wir ſpäter ſehen werden, wahrſcheinlich kein eigentlicher Eigenname. Dieſe Eigenheit erklärt ſich vielleicht aus der indiſchen Sitte, den König nach der Reſidenz zu benennen; ſie konnte aber auch auf ſkythiſchen Eigenthümlichkeiten beruhen. Dieſe verſchiedenen Herrſcher, alle blos die Kapiſſäer genannt, mögen alſo etwa von 60 v. Chr. zu rechnen ſein; die Ausdehnung ihres Reiches, welches bis Benares ging [64]), von 20 v. Chr.

43) *Arrhian*, Peripl. c. 13. *Vincent*, Peripl. of the Erythr. Sea. II, 366. 44) *Wilson*, Sanscrit Diction. Pref. p. XIII. 45) *Wilford* in As. Res. IX, 127. 46) Laſſen, Zur Geſch. S. 278. 47) As. Res. XV. 38. 48) Die Kaſchmirchronik hat ſchon früher einen Vikramaditja erwähnt (As. Res. XV. 31); ich glaube, daß es derſelbe iſt. Die Materialien der Chronik waren hier, wie es ſcheint, in Unordnung, und dieſe Unordnung wurde dadurch noch vergrößert, daß der erſte Ordner derſelben eine fortlaufende Reihe von einheimiſchen Königen für Kaſchmir herauszubringen ſuchte, während es vielfach fremden Herrſchern unterworfen geweſen war. Doch muß ich ein entſchiedenes Urtheil um ſo mehr ſuſpendiren, da mir der Originaltext der Chronik noch nicht zugekommen iſt. Laſſen hält dieſen Vicramâditya für einen zweiten (vgl. Zur Geſch. S. 279), welcher ebenfalls die Saker vertrieben hätte (um 230 n. Chr.). 49) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Diction. Pref. p. VI. *Colebrooke* in As. Res. X, 402. 50) Neumann in den Münch. Gel. Anz. 1839. Nr. 26. S. 214. Laſſen, Zur Geſch. S. 256.

51) *Wilford* in As. Res. IX, 121. 52) Grotefend, Die Münzen der Könige u. ſ. w. S. 42. Nr. 188—190. 53) Laſſen S. 186. 54) Grotefend S. 43. Nr. 193. 194. 55) Laſſen S. 204. 56) Grotefend S. 43. Nr. 191. 192 und S. 44. Nr. 199—205. 57) Laſſen S. 218. 58) Grotefend S. 46. Nr. 206—227. Laſſen S. 92. 59) Grotefend S. 48. Nr. 228—247. Laſſen a. a. O. 60) Laſſen a. a. O. S. 218 und 149. 61) Neumann a. a. O. 62) Laſſen S. 219. 63) Grotefend S. 42. Nr. 183—187. 64) Laſſen S. 248. 275.



Digitized by Google

Dieſer Art barbariſche Reiche haben wir uns nicht ſo abgeſchloſſen zu denken, daß nicht kleinere Dynaſtien mitten im Umkreiſe derſelben ſich entweder in einer nur wenig beſchränkten Selbſtändigkeit behaupten, oder gar eine ſolche ſich erringen konnten. Denn in den ſkythiſchen Reichen — und dieſes war auch ſelbſt im Umkreiſe des indiſchen Reiches der Fall geweſen — trafen wol überhaupt die Veränderungen, welche bei Eroberungen eintraten, minder das Volk als die Fürſten. Letztere konnten ſich aber auf mehr oder minder günſtige Bedingungen mit den neuen Herrſchern vertragen. Unter den neuaufgefundenen Münzen befinden ſich nun ferner parthiſche und zwar von Vonones [65]), Spalyrius [66]), Spaliriſus [67]), Yndopherres [68]), Gondophares [69]), Heronaſpherres [70]) und Abagaſes [71]). Über die Anſetzung der Zeit dieſer parthiſchen Herrſcher kann man, wenn man in Vonones einen parthiſchen König ſehen will, nur um 40 Jahre ſchwanken. Denn entweder iſt es Vonones I. (14 n. Chr.), wie Raoul Rochette annimmt, oder Vonones II. (51 n. Chr.), wie Laſſen vermuthet [72]). Zur Zeit der Abfaſſung des Periplus des rothen Meeres (etwa 60 n. Chr.) [73]) war die Hauptſtadt des ſkythiſchen Reiches ſelbſt, Minagara, in den Händen parthiſcher Herrſcher, welche aber mit andern Stammverwandten in Streit lagen, ſodaß ſie ſich oft gegenſeitig verjagten [74]). Dieſe Angabe ſpräche eher dafür, daß die Feſtſetzung der Parther unter Vonones II. fiele, etwa zu einer Zeit, wo durch einen vorübergehenden Umſtand die ſkythiſche Herrſchaft eine Zeit lang geſchwächt war. Die ſich bekämpfenden Dynaſtien ſind uns vielleicht in den Münzen bewahrt, und etwa 1) die des Vonones und 2) die der Pherres, deren letzterer Name in kabuliſcher Schrift ſtets Farahata (pazendiſch Frahata, für zendiſch Fradhata, Schöpfer), was in der griechiſchen Schrift durch φαρης und φερρης ausgedrückt iſt, beginnt. Glaubt man Vonones für den erſten halten zu müſſen, ſo hätten ſich Parther bei der Vernichtung des erſten Skythenreiches (um 20 n. Chr.) dieſer Gegend bemächtigt, und wären von den Yue-tchi im Beſitz deſſelben gelaſſen. Aber gar nicht unmöglich wäre, daß dieſer Vonones gar nicht einer der parthiſchen Könige war, ſondern irgend ein anderer Parther — denn daß er ein Parther ſei, zeigen die Münzen deutlich — etwa aus dem königlichen Geſchlecht. Dafür ſpricht der Umſtand, daß beide Vonones eine zu kurze Zeit regierten. Dieſes parthiſch-indiſche Reich, deſſen Anfang und Ende wir nicht wiſſen, welches aber zur Zeit des Periplus beſtand, ging auf jeden Fall bis Jelalabad; denn hier finden ſich die meiſten dieſer Münzen [75]). Da nun nach dem Periplus auch Minagara dazu gehörte, ſo hatte es faſt den ganzen Umfang des Ptolemäiſchen Indoſkythia, und ging von Attock an ungefähr bis Beroach, und beſtand auf jeden Fall etwa um 50 n. Chr.

Auf die Kadphiſes-Herrſcher folgten als Könige des vereinten Yue-tchi-Reiches die Kanerki, die ſich eng an jene anſchließen [76]). Neue Eigenthümlichkeiten, insbeſondere des Cultus, machen es wahrſcheinlich, daß die auf den mit dieſem Namen bezeichneten Münzen erſcheinenden Könige einer ſpäter eingerückten Horde angehören [77]). Der Name Kanerki erſcheint nämlich wiederum auf zu vielen Münzen, als daß es nicht wahrſcheinlich wäre, daß es mit ihm eine ähnliche Bewandtniß habe, wie mit den Namen Kadaphes und Kadphiſes. Ich vermuthe, daß wir in dem Namen Kanerki, ſowie in Ooerki, Namen von herrſchenden ſkythiſchen Horden haben, und zwar aus folgendem Grunde. Auf Dâmôdara folgen in der Kaſchmirchronik drei Turuſhkâs, das heißt tatariſche Fürſten, welche, wie die Kaſchmirchronik erzählt, das Land theilten. Sie nennt dieſe Fürſten Huſhka, Juſhka und Kaniſhka [78]). Der letztere Name hat eine ſo große Ähnlichkeit mit Kanerki, daß ſchon mehrfach die Anſicht ausgeſprochen ward, daß ſie identiſch ſein. Laſſen, obgleich er manche Bedenklichkeiten gegen dieſe Zuſammenſtellung geltend macht, bemerkt dennoch, daß ſich faſt ganz ebenſo wie Kaniſhka zu Kanerki, Huſhka zu *Oηρκι* (Ooerki vielmehr) verhalte [79]). Die Verwandlung von r in sh vor k mochte ſich durch den Wechſel dieſer Art, welcher ſich in manchen Sanſkritwörtern findet, herbeigeführt haben, etwa durch einen Anklang an nishka, nishkala und andere, welche das Präfix nir enthalten. In dieſer Verſchiedenheit liegt auf keinen Fall ein bedeutendes Moment gegen dieſe Zuſammenſtellung, wie dies auch Laſſen anerkennt [80]). Ich will nun noch hinzufügen, daß mir der dritte Name ſo ähnlich dem von den Chineſen Yue-tchi geſchriebenen klingt, daß ich kaum Bedenken trage, beide für Verſuche zu halten, ein und daſſelbe ſkythiſche Wort wiederzugeben. Hierin läge dann ein Grund mehr für unſere ſchon ausgeſprochene Anſicht, daß, wie Yue-tchi (Juſhka), ſo auch Huſhka und Kaniſhka (man vergleiche auch noch die ähnliche Formation Turuſhka), nicht perſönliche Eigennamen, ſondern Namen ſkythiſcher Horden ſind. Gibt man dieſer Vermuthung einigen Werth, ſo werden ſich die Bedenklichkeiten, welche Laſſen gegen dieſe Zuſammenſtellung von andern Seiten her erhebt [81]), mit Leichtigkeit auflöſen. Was zunächſt das chronologiſche Bedenken betrifft, ſo rückt die Kaſchmirchronik dieſe ſkythiſchen Fürſten in der That beiweitem höher hinauf, als ſie unſerer Darſtellung gemäß zu ſtehen kommen würden. Sie ſetzt ſie ſogar noch vor 150 Jahre vor Sakjaſinha's, das iſt Gautama Buddha's, Tod. Um vieles ſpäter erwähnt ſie ihren erſten Vikramaditja, welcher nicht der Sakerfeind ſein ſoll, und noch beiweitem ſpäter den zweiten dieſes Namens, welchen ſie für den Sakerfeind erklärt. Dieſe Bedenklichkeit ſo zu löſen, daß man er-

65) Grotefend S. 37. Nr. 156—158. 66) Ebend. Nr. 160. 67) Ebend. Nr. 159. 68) Ebend. Nr. 161—165, wozu Journ. of Beng. 1838. July. pl. XXVIII. Nr. 13. 14. 69) J. of Beng. a. a. O. Nr. 15. 70) Ebend. a. a. O. 645 fg. 71) Ebend. pl. XXVIII. Nr. 16. 72) Laſſen S. 66; allein dieſe Vermuthung ſtützt ſich nur auf eine höchſt unſichere Namenleſung. 73) Vgl. *Plinii* N. H. Traduction nouvelle par M. *Ajasson de Grandsagne* (Par. 1830). T. V. p. 303. 74) *Arrh.* Peripl. c. 10. 75) J. of Beng. 1838. July. p. 649.

76) Laſſen S 275. 77) Vgl. Laſſen S. 188. 78) As. Res. XV, 23. 92. 79) Laſſen S. 95. 80) a. a. O. 81) a. a. O.

klären könnte, woher grade *dieſer* Irrthum komme, iſt wol nicht möglich. Allein ich habe ſchon mehrfach die Anſicht ausgeſprochen — und Jeder, der dieſe Chronik etwas genauer betrachtet, wird ſie, wie ich überzeugt bin, theilen —, daß die Chronologie derſelben für die älteren Zeiten gar keinen Glauben verdient. Es iſt eine Menge hiſtoriſches Material darin vorhanden, welches aber für die älteren Zeiten entſchieden in einen falſchen Zuſammenhang gebracht iſt. Was unſere Stelle betrifft, ſo bin ich der Anſicht, daß alle verſchiedene Skytheneinfälle in eine Zeit vereinigt ſind, und zwar in die Zeit, wo die erſten Einfälle der Saker geſchehen ſind. Die Saker ſelbſt ſind aber, durch die größeren und folgenreicheren der Yue-tchi, Kanerki und Huerki verdunkelt, ganz und gar vergeſſen, und nur dieſe letztern erwähnt, aber an einer ſelbſt nach unſerer Correctur der Zeitrechnung falſchen Stelle [82]). Ein zweites Bedenken gegen dieſe Zuſammenſtellung von Kaniſhka und Kanerki entnimmt Laſſen dem Cultus. Kaniſhka ſoll nämlich nach der Kaſchmirchronik den Buddhismus eingeführt haben und, durch einen Prieſter Nagârjuna bekehrt, ein eifriger Buddhiſt geworden ſein. Auch iſt es gewiß, daß ſich die ſkythiſchen Stämme dieſem Cultus nach und nach ganz anſchloſſen. Nun erſcheinen aber auf den Kanerki- und Ooerkimünzen Götternamen aus dem perſiſchen und ſelbſt indiſchen Brahmanencultus [83]). Dieſer Einwand wird ſchon dadurch ſehr geſchwächt, daß wir annehmen müſſen, daß die Kanerkimünzen einem langen Zeitraume und mehren Königen angehörten. Von dieſen dürfen wir annehmen, daß mehre noch dem frühern Glauben zugethan waren. Dafür ſpricht aber auch ein eigenthümliches Zuſammentreffen Brahmaniſcher und Buddhiſtiſcher Darſtellung. Der erwähnte Nagârjuna, ein ſo heiliger Prieſter, daß nach ihm auch eine Grotte in Buddha-Gaja benannt iſt [84]), iſt nämlich ohne Zweifel identiſch mit dem Buddhiſtiſchen Prieſter, welcher in Buddhiſtiſchen Schriften Nagaſena genannt wird. Von dieſem wird nun erzählt, daß er einen König Milinda, deſſen Reſidenz Sagala war, zum Buddhismus bekehrt habe [85]). Der ganzen Schilderung nach dürfen wir Sagala für das gleichnamige Ptolemäiſche nehmen, welches auch Ἐυθυδημία heißt; in des Königs Geſolge werden ſogar — vielleicht nach alten durchklingenden Erinnerungen — Yonaka-Häuptlinge (das heißt *griechiſche*) erwähnt. Dieſes Sagala war wahrſcheinlich früher eine Reſidenz des Demetrius geweſen, und mag es denn auch unter ſpätern Herrſchern geblieben ſein. Nagaſena ſoll, wie in runder Summe angegeben wird, 500 nach Buddha, alſo nach ceyloneſiſcher Rechnung 43 vor Chr. gelebt haben. Wir haben auf dieſe Rechnung wenig oder nichts zu geben, aber wir ſehen, daß er von der Zeit um höchſtens anderthalb Jahrhunderte entfernt iſt, in welcher die Kanerkidynaſtie geherrſcht haben mag. Der König Milinda wird als ein Fürſt von großem Verſtande geſchildert, welcher es liebte, ſich in Disputationen über religiöſe Gegenſtände einzulaſſen. Er überwand alle Buddhiſtiſchen Lehrer, ſodaß dieſe ſich in die Berge zurückzogen, woraus wir wol ſchließen dürfen, daß er lange Zeit nicht allein kein Buddhiſt war, ſondern den Buddhismus wol ſogar unterdrückte. Da ruft auf Bitten des Thero Aſſagatta, Sakkha der höchſte der Dewas, den Nagaſena an, welcher ſich als Mahaſena im Himmel befand, und bittet ihn, ſich als Menſchen gebären zu laſſen, um Milinda zu widerlegen. Dieſer gewährt die Bitte, wird als Sohn eines Brahmanen in der Gegend des Himalaya geboren, und tief erfahren in der Kenntniß der drei Veden. Aber bald beginnt er an der Wahrheit der Vedenlehren zu zweifeln, und bekehrt ſich zum Buddhismus. Darauf geht er nach Sagala und bekehrt Milinda ebenfalls. Ich vermuthe nun, daß dieſer Milinda derjenige aus der Kanerkidynaſtie iſt, welcher den Buddhismus im Reiche der Skythen zur Staatsreligion erhob. Ihn würde ich alsdann auch für denſelben Kaniſhka halten, unter welchem, den Buddhiſtiſchen Quellen gemäß, wiederum ein Concilium der Buddhiſten gehalten wurde. Nach den tibetaniſchen Quellen fand es 400 Jahre nach Buddha ſtatt und war das fünfte; die Buddhiſten hatten ſich unter vier Häuptern in 18 Sekten getheilt [86]). Die ceyloneſiſchen Buddhiſten kennen dies Concilium nicht [87]); ſowie denn auch ſchwerlich um die Zeit der Kanerkidynaſtie zwiſchen dieſem Theile Nordindiens und Ceylon eine Verbindung ſtattfand, und Nagaſena's Wirkung auch ganz auf Nordindien beſchränkt iſt. Übrigens würde es nicht ſehr auffallen, fremde Götterbilder auch bei Buddhiſten zu finden. Denn der Buddhismus war mehr auf das Dogmatiſche gerichtet, und nahm die einzelnen Gottheiten, welche alleſammt in ſeinem Pantheon eine Stelle, aber eine ſehr untergeordnete, fanden, für etwas Unweſentliches. Der Umfang des Reiches iſt, nach den Fundorten der Münzen zu urtheilen [88]), unter den Kanerki ebenſo groß, als unter den Kadphiſes; ſie finden ſich in den Topen von Manikjala (man'ikshâra, *Buddhaaſche*) und Jelalabad, Kabul, der Pentapotamie und bei Benares. Die Ooerkimünzen haben dieſelben Fundorte [89]); ob ſie, wie die Kaſchmirchronik nicht unwahrſcheinlich machen möchte, mit den Kanerki und Juſhka (Yue-tchi) zu gleicher Zeit herrſchten, oder ſpäter, wage ich nicht zu entſcheiden.

Doch wir müſſen noch einmal zu den eigentlich indiſchen Begebenheiten zurückkehren. Das ſonderbare Zuſammentreffen der Ära des Vicramâditja (56 v. Chr.) mit dem Schluſſe der Sungadynaſtie in Pataliputra nach

82) Nach Wilſon's Correctur fielen ſie etwa 200 v. Chr.; nach der Chronik ſelbſt etwa 700. Ich bemerke übrigens, daß ich ſtets nur nach Wilſon's Auszug urtheilen muß. 83) Vgl. Laſſen S. 98 fg. Zu Pharo (S. 106) bemerke ich beiläufig, daß Prinſep's Zuſammenſtellung mit Phraates die richtigſte iſt; Pharo entſpricht dem zendiſchen Frahata (Schöpfer), vgl. S. 84. Sp. 1. 84) Journ. of Beng. 1837. Aug. p. 671. 85) Auszug aus Milindapanno bei Turnour, Journ. of Beng. 1836. Sept. p. 531 sq. Vgl. auch July. 1837. p. 509 sq.

86) As. Res. XX. 41. 87) Journ. of Beng. 1837. July. p. 589. 88) Laſſen S. 187. 188. 238. 89) Laſſen S. 137.

Digitized by Google

einer Rechnung haben wir bemerkt. Die indiſchen Königsliſten laſſen aber keinesweges Vicramâditja auf dieſe Dynaſtie folgen. Der letzte der Sungadynaſtie [90]), Devabhuti, ſoll ein wollüſtiger Tyrann geweſen ſein [91]). Er wurde entſetzt oder ermordet [92]) von ſeinem Miniſter, einem Brahmanen Vaſudeva, und mit dieſem beginnt die Dynaſtie der Kanvas [93]). Vier ſollen aus derſelben geherrſcht haben, aber, den allgemeinen Angaben nach [94]), die ungeheure Anzahl von 345 Jahren. Maſoudi läßt auf die Dynaſtie Dabſchelim, welche zwar nicht dem Namen, aber der Ordnung und Regierungszeit nach der der Sungas entſprach, die des Yalith folgen, welche die der Kanvas ſein müßte, und gibt ihr nur 80 Jahre; nach Andern, wie er bemerkt, hätte ſie 130 Jahre regiert [95]). Seine erſte Angabe klingt keinesweges unnatürlich; aber noch mehr auf Wahrſcheinlichkeit machen die ſpeciellen Angaben bei Wilſord [96]) Anſpruch. Nach ihnen regiert

1) Vasudeva 10 Jahre, alſo entweder [97]) von 65—55, oder von 63—53, oder von 62—52, oder 56—46, oder 54—44, oder 53—43 v. Chr.

2) Bhumitra 14 Jahre, oder nach einer andern Angabe 24 Jahre, alſo entweder von 55—41, oder 53—39, oder 52—38, oder 46—32, oder 44—30, oder 43—29, oder 55—31, oder 53—29, oder 52—28, oder 46—22, oder 44—20, oder 43—19.

3) Nârâjana 12 Jahre, alſo entweder von 41—29, oder 39—27, oder 38—26, oder 32—20, oder 30—18, oder 29—17, oder 31—19, oder 29—17, oder 28—16, oder 22—10, oder 20—8, oder 19—7.

4) Suçarma 10 Jahre, alſo entweder von 29—19, oder 27—17, oder 26—16, oder 20—10, oder 18—8, oder 17—7, oder 19—9, oder 17—7, oder 16—6, oder 10—1, oder 8 v. Chr. — 2 n. Chr. oder 7 v. Chr. — 3 n. Chr.

Alſo zuſammen entweder 46 oder 56 Jahre, alſo entweder von 65—19, oder 63—17, oder 62—16, oder 56—10, oder 54—8, oder 53—7, oder 65—9, oder 63—7, oder 62—6, oder 56—1, oder 54 v. Chr. — 2 n. Chr., oder 53 — 3 n. Chr.

Maſoudi läßt auf die Dynaſtie der Kanvas eine Dynaſtie der Kourous folgen, welche 120 Jahre geherrſcht hätte; alſo etwa bis um 200 n. Chr. Nach dieſer hätte ſich Indien in mehre Königreiche zertheilt; es wird ein Königreich Sind, Canog'e, Kaſchmir, und ein viertes der Balhara erwähnt [98]). Die indiſchen Überlieferungen zeigen mir nichts einer ſolchen Angabe Entſprechendes. Nach dieſen wird der letzte der Kanvas, Suçarma, von einem Sudra oder Vriſchala aus dem Volke der Andhras, welche ſich im Südoſten von Indien [99]), auf der Küſte Coromandel von Nellore bis zum Godavery erſtreckten [1]), Namens Balihika [2]) (bei Jones [3]] Balin), getödtet [4]), und dieſer ſetzt ſich auf den Thron von Magadha. Wilſord nennt ihn auf Autorität des Bhagav.-Pur. Balihita, nach dem Vayu-Pur. Sindhuca, nach dem Vishnu-Pur. Sipraca, nach dem Brahmandá-Pur. Ch'hismaca [5]). Dieſer Familie gibt die achte Hamilton'ſche Tafel 30 Könige, nennt aber nur 24; die 16te nennt nur 22, gibt aber auch 30 als Zahl an; Jones hat nur 21 Könige. Als Regierungszeit dieſer Dynaſtie werden 456 Jahre angegeben. Wilſord weicht in vielen Einzelnheiten ab, und da dieſe Dynaſtie der Andhras Caulat'eja, das heißt Baſtarde, genannt wird [6]), ſo vermuthet er, daß vor ihr eine Linie echter Andhras ausgelaſſen ſei [7]). Dieſe könnte vielleicht mit der der Kurus bei Maſoudi zu identificiren ſein; allein die von Wilſord angeführten Gründe geben ſeiner Vermuthung noch nichts weniger, als eine bedeutendere Wahrſcheinlichkeit. Seine Hauptſtütze iſt eine Identificirung des, ſeine Andhra-Königsliſte ſchließenden Lomadhi (Bhag.-Pur.), Pulómárch'hi (Vishnu-Pur.), Pul'omá (Vayu und Brahmandá-Pur.), mit einem nach chineſiſchen Berichten 648 v. Chr. geſtorbenen König Poulomien, Dulomien, Dulomiento [8]). Dieſe Zuſammenſtellung iſt aber ſehr fraglich an und für ſich, und in den neuern Mittheilungen aus den chineſiſchen Quellen wird der in dieſem Jahre geſtorbene indiſche König She-lo-ye-to (Silâditya?) genannt [9]). Obgleich die Regentenliſten der Andhras ſehr von einander abweichen, ſo will ich ſie doch, weil dieſe Dynaſtie die letzte iſt, welche über Magadha geherrſcht haben ſoll, hier mittheilen, jedoch ohne weitere Bemerkungen, da ich bis jetzt zu keinem einigermaßen wahrſcheinlichen Reſultate gelangen kann. Ich gebe zunächſt die Liſte von Jones, zuſammengeſtellt mit Hamilton's beiden Liſten und Wilſord's einer [10]). Darauf laſſe ich Wilſord's Vergleichung der Liſten aus den ſchon erwähnten vier Puranas folgen.

---

90) Vgl. S. 81. 91) *Hamilton*, Gen. Taf. 8. 92) *Jones*, As. Res. II, 192. (Trad. fr.) *Hamilton* a. a. O. 93) Eine Münze von Vaſava-Deva exiſtirt (vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1562). 94) *Bhagav.-Puran.* und *Vança-Lat.* a. d. a. OO. Der Commentar zum *Bhag.-Pur.* bemerkt, um ſich aus der Klemme zu ziehen, es hätte noch mehre unbekannte Fürſten dieſer Dynaſtie gegeben; daſſelbe meint *Vança-Lat'a* (*Hamilton*, Geneal. Taf. 8. 16). 95) Journ. of Beng. 1838. July. p. 650. As. Res. IX, 181. 96) As. Res. Tafel zu S. 116. 97) Vgl. S. 81.

98) Journ. of Beng. 1838. July. p. 650. As. Res. IX, 181. 99) *Wilford* in As. Res. VIII, 344.

1) *Wilf.* As. Res. IX, 103. *Plin.* N. H. VI, 21 (17). 2) *Hamilton*, Geneal. Taf. 8. 3) As. Res. II, 192. 4) Vgl. As. Res. IX, 103. 5) *Wilf.* As. Res. IX. p. 116. Vgl. 100, wo noch andere Namen deſſelben. 6) a. a. O. S. 44. 7) Ebend. S. 101 fg. 8) Hou-lo-mien-to bei *Deguignes*, Histoire des Hons. I, 1. p. 56 n. 9) Journ. of Beng. 1837. p. 68. 10) Tafel zu As. Res. IX, 116.

Digitized by Google

## I.

| Jones. | Hamilton (1). | Hamilton (2). | Wilford. | Regierungsjahre nach Wilford. |
|---|---|---|---|---|
| 1) Balin | 1) Balihika | fehlt | 1) Sri Carna Deva | 23 oder 13 Jahre |
| 2) Krishna | 2) Krishna | fehlt | 2) Krishna | 18 ⸗ 17 ⸗ |
| 3) Sri Çântakarna | 3) Sri Santa Karna | 1) Sri Santakarma | fehlt | fehlt |
| 4) Paurnamâſa | 4) Paurnamaſa | 2) Paurnamas | 3) Purportſanga Sri Carna | 56 Jahre |
| 5) Lambôdara | 5) Lamwadara | 3) Lamwodara | 4) Lambodara | 18 ⸗ |
| 6) Bivilaca | 6) Chibilaka | 4) Chibilaka | 5) Apilaca | 12 ⸗ |
| 7) Meghaçvâta | 7) Meghaswâti | 5) Meghaswati | 6) Meghasváti oder Saudaſa | 18 ⸗ |
| 8) Bâtâmâna | 8) Atamana | 6) Atamana | 7) A'tamán oder Put'umán | 24 oder 12 Jahre |
| fehlt | 9) Siwaswâti [11]) | fehlt | fehlt | fehlt |
| fehlt | 10) Anishtakarma | 7) Aneshtakarma | fehlt | fehlt |
| fehlt | 11) Kaleya | 8) Kaleya | 8) Hála oder Haleya | 25 oder 28 Jahre |
| 9) Talaca | 12) Talaca | 9) Talaca | 9) Pulaca | 5 Jahre |
| 10) Sivaçvâti | fehlt | fehlt | fehlt | fehlt |
| 11) Purishabheru | 13) Purishabhoru | 10) Purisabhaſa | 10) Pravillaſena | 21 oder 12 Jahre |
| 12) Sunandana | 14) Sunandana | 11) Sunandana | 11) Sundara Sri Carna | 1 Jahr |
| 13) Tschacôraca | 15) Chakara | 12) Chakra | 12) Chacora Sri Carna | 6 Monate |
| fehlt | fehlt | fehlt | 13) Mehendra Sri Carna | 3 Jahre |
| fehlt | fehlt | fehlt | 14) Cuntala Sri Carna | 8 ⸗ |
| fehlt | fehlt | 13) Sivasvâti [12]) | 15) Siva Swámi | 28 oder 1 Jahr |
| 14) Bâtaca | fehlt | fehlt | fehlt | fehlt |
| 15) Gomatin | 16) Gomatiputra | 14) Gomatiputra | 16) Gautamiputra | 21 oder 3 Jahre |
| 16) Purimat | 17) Purimano | 15) Purimanu | fehlt | fehlt |
| 17) Mêdaçiras | 18) Medasira | 16) Midsra | 17) Madaſira | 4 Jahre |
| fehlt | 19) Suva | 17) Siwa | fehlt | fehlt |
| 18) Siraskanda | 20) Skanda [13]) | 18) Skanda [13]) | 18) Siva Skandha Sri Carni | 3 Jahre |
| 19) Yag'njaçri | 21) Yagyasri | 19) Yagyasri | 19) Yajnasri Sri Carni | 29 oder 19 (60) J. |
| 20) Vig'aja | 22) Big'aya | 20) Big'aya | 20) Vijava | fehlt |
| 21) Tschandravija | 23) Chandrabigya | 21) Chandrabiggya | 21) Chandrasri | 3 Jahre |
| fehlt | 24) Salamadhi | 22) Silamadha | 22) Puliman | 7 ⸗ |
| | und 6 unbekannte | und 8 unbekannte | | |
| Zuſammen 21 | 30 | 30 | 22 | Die Regierungsjahre weichen zu ſehr von einander ab, als daß eine Zuſammenzählung der Mühe werth wäre. |

## II.

### Liſte der Andhra-Dynaſtie nach

| 1. Bhagavat. | 2. Vishnu. | 3. Vayu | 4. Brahmanda Purana [14]). |
|---|---|---|---|
| Balihita | Sipraca | Sindhuca . . . . . . 23 Jahre | Ch'hismaca . . . . . 23 Jahre |
| Criſhna | Criſhna | Criſhna . . . . . . . 18 ⸗ | Criſhna . . . . . . . 18 ⸗ |
| Sri Sata Carna | Sri Sat Carna | Sri Sat Carni . . . . . | Sri Sat Carni . . 10 ⸗ |
| Paurnamaſa | Purnotſanga | Purnotſanga . . . . 18 ⸗ | Purnotſanga . . . . 18 ⸗ |
| . . . . . | Sata Carni | Sata Carni . . . . 56 ⸗ | Sata Carni . . . . 56 ⸗ |
| Lambodara | Lambodara | Lambodara . . . . . 18 ⸗ | Lambodara . . . . . 18 ⸗ |
| Bivilaca | Bivilaca | Apilaca . . . . . . . 12 ⸗ | Apilaca . . . . . . . 12 ⸗ |
| Megha-Swâti | Megha-Swati | . . . . . | Saudaſa . . . . . . . 18 ⸗ |
| Atamana | Put'uman | Putumadi . . . . . 24 ⸗ | Adi . . . . . . . . . . 12 ⸗ |

11) Bei Jones Nr. 10 und in Hamilton (2) erſt Nr. 13. 12) Bei Jones Nr. 10 ſchon. 13) Dieſer und der vorhergehende Name gehören augenſcheinlich zuſammen, und entſprechen Nr. 18 bei Jones und Wilford. 14) Bei *Wilford*, As. Res. IX. 116. Man kann nach dieſer manches in der frühern verbeſſern; aber auch ſo iſt noch nichts herauszubringen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| ........... | Arishta Carni | Nemi Criſhna [15]) .. 25 Jahre | ............... |
| Haleya | Hála | Hála ........ 1 „ | Scanda Swáti ... 28 Jahre |
| Talaca | Pattalaca | Pulaca ........ 5 „ | Bhavaca ...... 5 „ |
| Purishbhoru | Pravillaſena | Puricashen'a .... 21 „ | Pravillaſena .... 12 „ |
| Sunandana | Sundara Sat Carna | Sata Carni .... 1 „ | Sundara Sat Carni 1 „ |
| Chacora | Chacora Sat Carni | Chacora Sat Carni 6 Monat | Charcora Sat Carni 6 „ |
| Vataca | ........... | .............. | Mahendra Sat Carni 3 „ |
| ...... | ........... | .............. | Cuntala Sat Carni . 8 „ |
| Siva Swati | Siva Swati | Siva Swami ... 28 Jahre | Swatishena .... 1 „ |
| Gomatiputra | Gomatiputra | Gautamiputra ... 21 „ | Yantramati..... 34 „ |
| Puriman | Pulimán | .............. | ............... |
| ...... | Sáta Carni | .............. | Sat Carni ..... 29 „ |
| Madasira | Sivasri | .............. | Abi ......... 4 „ |
| Siva Scanda | Sivascanda | .............. | Sivascanda Sata Carni ...... 8 „ |
| Yajnasri | Yajnasri | Yajnasri ...... 29 „ | ............... |
| ...... | ..... | Sata Carni .... 60 „ | ............... |
| Vijaya | Vijaya | .............. | Yajnasri Sata Carni [16]) ..... 19 „ |
| Chandravijaya | Chandrasri | Dandasri ...... 3 „ | Dandasri Sata Carni ...... 3 „ |
| Lomadhi | Pulomarch'hi | Pulómá ...... 7 „ | Pulómá ...... 7 „ |

Aus dieſen Regentenliſten der Andhradynaſtie wage ich für jetzt weiter nichts zu ſchließen, als daß dieſelbe etwa in den erſten Jahrhunderten n. Chr. anfing eine bedeutende Rolle zu ſpielen, und vielleicht in der That die Suprematie über Indien einige Zeit beſaß, ſodaß ſie für Nachfolgerin der Kaiſer von Indien — der Magadhaherrſcher — gelten konnte.

Im Beginn dieſer Periode von Vikramaditja an (56 v. Chr.) hatte der Verkehr der Weſtwelt mit Indien ſehr zugenommen. Vor Strabon's Zeit ſegelten nicht 20 Schiffe jährlich nach Indien, um deſſen Producte zu holen. Zu ſeiner Zeit war die Verbindung zur See ſchon ſehr vermehrt [17]). Den bedeutendſten Antrieb erhielt aber die Schiffahrt nach Indien durch die unter Auguſtus von Hippalus in Erfahrung gebrachte Gleichmäßigkeit der mousson [18]). Die Schiffahrt, welche bis dahin eine mühſelige, mit vielen Gefahren verknüpfte, Küſtenfahrt geweſen war, deren Ziel zuerſt (nämlich nach Alexander's des Großen Zeit) Pattala im Indusdelta, ſpäter Zigerus (etwa Sigertis in der Nähe von Barygaza [19]) war, ging jetzt mitten durchs Meer, und wurde, wie es die Bekanntſchaft der regelmäßigen Winde mit ſich brachte, eine jährliche. Erſt zu der Zeit, wo Plinius ſie beſchreibt (etwa 48 n. Chr.) [20]), war ſie mehr bekannt geworden [21]). Sie wurde aber ſchon ſo häufig benutzt, daß ſie jedes Jahr 50,000,000 Seſterzien nach Indien brachte; die indiſchen Producte wurden alsdann in der Weſtwelt mit fünffachem Gewinn abgeſetzt. Dieſer Verkehr mit Indien hatte ſeinen Sitz faſt einzig und allein in Alexandrien. In 24 Tagen kam man von da nach Berenice. Von hier ſegelte man mitten im Sommer, etwas vor Aufgang des Sirius, ab, und kam bis Ocelis oder Cane in Arabien binnen 30 Tagen. Von da fuhr man mit dem Südweſt-Muſſon, welcher zu Ehren ſeines Entdeckers den Namen Hippalus führte, binnen 40 Tagen nach dem Hafen Muziris (ſüdlich vom jetzigen Goa) [22]). Allein dieſe Station war wegen der wenigen dort zu Markt gebrachten Waaren, und, weil die Schiffe nicht bis zum Lande kommen konnten, ſondern von Booten ent- und beladen werden mußten, ſchlecht, und zugleich wegen der Nähe von Seeräubern unſicher. Zu Plinius' Zeit herrſchte daſelbſt ein König Celebothras. Plinius empfiehlt ſtatt deſſen eine ſüdlichere Station im Lande des Volkes Necanidon, im Reiche des Königs Pandion (im Sanſkrit Pân-d'ya) [23]), nämlich Barace. Das genannte Volk entſpricht augenſcheinlich dem Namen *Νελκυνδα* in dem Periplus) [24]) und dem ſanſkritiſchen Nilakandh'a, einem Beinamen des Siva. Die dem Nelcynda entſprechende Stadt heißt jetzt, von einem andern Beinamen deſſelben Gottes, Nilîçvara,

15) Von einem Könige Nemi exiſtiren Münzen, vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. 157. St. S. 1562; ob es dieſer ſei, wage ich natürlich ebenſo wenig, wie in Bezug auf Vaſudeva (Anmerk. 93. S. 86), zu entſcheiden. 16) Dieſer Name iſt wol in Übereinſtimmung mit dem Yajnasri der drei übrigen Puranas ſogleich nach Sivascanda zu ſtellen. 17) Vgl. *Heeren* in Comment. Soc. R. Scientiarr. Gotting. X, 144. 152. XI, 87. 89. 18) Heeren a. a. O. X, 148. XI, 86. *Vincent*, Peripl. of the Erythr. II, 423. 19) Vgl. S. 77. Vincent (Peripl. II, 390) identificirt es jedoch mit dem viel ſüdlicher gelegenen Djaighur (auf Berghaus' Karte 17° 15′ nördl. Br.).

20) *Plin.* N. H. Trad. franç. par *Ajasson de Grandsagne*. T. V. p. 303. 21) *Plin.* N. H. VI, 26 (23): nec pigebit totum cursum ab Aegypto exponere *nunc primum* certa notitia patescente. 22) Vgl. Mannert, Geogr. der Griechen und Römer. V, 1, 151, wo Muziris mit dem jetzigen Mirdſchno identificirt wird; es liegt jedoch ſüdlicher (vgl. weiterhin). 23) *Wilford* in As. Res. VIII, 342. 24) Vgl. *Vincent*, Peripl. II. p. 412.

Digitized by Google

Nellisseram (12° 16′ n. Br., 75° 12′ ö. L.). Barace iſt nur der Hafen von Nelcynda, von wo die Ladung flußaufwärts zur Stadt gebracht wurde[25]). Die ganze Reiſe dauerte von Juliopolis aus 84 Tage; im Monat December kehrte man zurück.

Übrigens war ſchon, ehe durch Hippalus' Entdeckung der Verkehr des Weſtens mit Indien ſo angewachſen war, der Ruf des römiſchen Reiches bis nach Indien gedrungen. Von einem Könige Pandion, welchen Strabon, weil den Griechen ſtets Porus im Kopfe lag, wenn ſie von einem indiſchen Könige redeten, höchſt ſonderbarerweiſe einen andern Porus nennt[26]), wurden ſchon zum Kaiſer Auguſtus Geſchenke und eine Geſandtſchaft geſchickt. Laſſen vermuthet, daß er der König des Landes am Hydaſpes geweſen ſei, welches von Ptolemäus den Pandoern beigelegt wird[27]). Dadurch entſtehen bedeutende Schwierigkeiten. Denn dieſe ganze Gegend — die Pentapotamie — war um Auguſtus' Zeiten ohne Zweifel in den Händen von ſkythiſchen Volksſtämmen. Der einzige Ausweg wäre die Annahme, daß ein kleines indiſches Reich dieſes Namens ſich in dieſer Gegend in einer Art mediatiſirten Zuſtandes erhalten hätte, wie denn auch Plinius hier die Pandá kennt, welche im Sanſkrit uttara pând'ja (nördliche Pandjas) heißen[28]). Beiweitem wahrſcheinlicher ſcheint mir aber dennoch die Annahme, daß der Pandion, welcher dieſe Geſandten ſchickte, der König des ſüdlichen Dekhans war, alſo eben der von Plinius, dem Verfaſſer des Periplus und noch von Ptolemäus erwähnte. Denn nach deſſen Lande gingen faſt alle Seefahrten, und er mochte daher beiweitem eher mit dem Namen des römiſchen Volkes und ſeines mächtigen Herrn bekannt geworden ſein, als die Inder in den nördlichen, vom Meere ſo weit entlegenen, Gegenden. Wie grade in dieſe ſüdlichſten und entfernteſten Gegenden der römiſche Name Achtung gebietend drang, zeigt auch der Umſtand, daß ſchon unter Kaiſer Claudius ſogar eine Geſandtſchaft von Ceylon nach Rom kam[29]). An dieſen Geſandtſchaften an und für ſich zu zweifeln, iſt kein genügender Grund vorhanden[30]).

Durch dieſen lebhafteren Verkehr mußte die Kenntniß von Indien ſich in dieſer Zeit vermehren, und Zeugniß dafür iſt auch Plinius, deſſen Schilderung von Indien einen reichen Quell von Nachrichten vorausſetzt. Für uns können die von ihm mitgetheilten Nachrichten aber erſt dann recht fruchtbar werden, wenn wir die von ihm gegebenen geographiſchen Namen ꝛc., mit den einheimiſchen entſprechenden zu vergleichen vermögen. Als eins der öſtlichſten Völker Indiens erwähnt er die Chirotoſagi[31]), wahrſcheinlich die Kirâtâs, von welchen ein Zweig Indien im Oſten begrenzte[32]). Hier kennt er das Reich Kalinga[33]) und die Maccocalingá (im Sanſkrit mahâkalingás), ferner die Mandei (im Sanſkrit mun'd'âs)[34]), die Malli (Malebum in Nepal; im Sanſkrit mâla)[35]); er kennt von den in den Ganges ſtrömenden Flüſſen den Condochates (im Sanſkrit Gand'akî), Coſſoagus (im Sanſkrit Kauçikî, jetzt Cosi, oder Coosa in Behar), den Sonus (çôn'a), welchen er jedoch fälſchlich[36]) für verſchieden vom Erannoboas (im Sanſkrit hiranjavâhu) hält. Die Hauptſtadt des Reiches Kalinga (Gangaridum Calingarum) nennt er Parthalis. Der König derſelben hielt ein ſtehendes Heer von 40,000 Fußgängern, 1000 Reitern, 700 Elefanten. Das Reich von Kalinga, deſſen wir ſchon früher erwähnten, ſehen wir alſo um dieſe Zeit ganz unabhängig. Eine große Inſel im Ganges bewohnt ein Volk Modogalinga (madhjakalinga vielleicht). Jenſeit wohnen die Modubá, Molindá (im Sanſkrit malada[37]), Colubá (im Sanſkrit Kaulabha)[38]) und andere Völker, von denen die Taluetá wol die Tamraliptikâs in dem Brahmanda-Pur[39]) ſind. Dieſe Völker haben zuſammen einen König, welcher eine Heeresmacht von 50,000 Fußgängern, 4000 Reitern, 400 Elefanten beſitzt. Mächtiger als dieſer iſt der König der Andará (Andhrâs)[40]), welcher einer Menge kleinerer und 30 großen, mit Mauern und Thürmen befeſtigten, Städten gebietet, und ein ſtehendes Heer von 100,000 Fußgängern, 2000 Reitern und 1000 Elefanten hält. Der mächtigſte König in dieſer Gegend iſt der der Praſier (prâk'jâs) mit der Hauptſtadt Palibothra (Pâ'taliputra). Wenn hier Plinius nicht aus ältern Berichten manches eingemiſcht hätte — was im Allgemeinen entſchieden der Fall iſt — ſo hätten wir darin ein Zeugniß, daß um dieſe Zeit das große Kaiſerreich Magadha noch in bedeutender Präponderanz vor den umliegenden indiſchen Reichen beſtand, und daß die Andhradynaſtie noch nicht ſehr mächtig war. Der König von Magadha hielt ein ſtehendes Heer von 600,000 Fußgängern, 30,000 Reitern und 9000 Elefanten zu dieſer Zeit. Im Binnenlande kennt Plinius das wilde Volk der Suari (im Sanſkrit çavara[41]). Er kennt den Lauf des Jomanes (Jamunâ) durch das Land der Könige von Pât'aliputra, und weiß, daß er in den Ganges fällt; als Städte kennt er in dieſer Gegend Methora (mathura im Sanſkrit. 27° 31′ n. Br., 77° 33′ ö. L.)[42]) und Cleiſobora (krishnapura vielleicht)[43]). Zwiſchen dem Indus und der Jamuna erwähnt Plinius als Bergvölker die Ceſi (ohne Zweifel die Khaça im Sanſkrit, welche im weſtlichen Nepal wohnen)[44]). Der König der Megallá hat 500 Elefanten,

25) Vgl. Περιπλ. τῆς ἐρυθρ. θαλ. c. 14. *Vincent* II, 413. 26) *Strab.* XV, 1, 73. p. 719 und §. 4. *Dio Cass.* LIV, 9. Vgl. *Lassen*, Pentapot. p. 36. 27) *Lassen* a. a. O. 28) As. Res. VIII, 348. 29) *Plin.* N. H. VI, 24. 30) Vgl. Ritter, Aſien. IV, 1. 488. Bohlen, Altes Indien. I. 71. A. W. v. Schlegel in Berliner Kalender für 1829. S. 117. 31) *Plin.* N. H. VI, 21 (17). 32) *Brahmanda-Purana* bei *Wilford*, As. Res. VIII, 340.

33) Vgl. oben S. 80. 34) *Brahmand.* a. a. O. 342, oder ſind es die Mând'ava? Dieſe werden jedoch weſtlicher geſetzt (ebend. 344). 35) *Wilford*, As. Res. 342. *Hamilton*, Descript. of Hindost. II, 699. 36) Vgl. Amara Kosha p. 61 ed. *Colebrooke*, und überhaupt Schlegel zu Râmajan. I. 2. Th. S. 191. 37) *Brahmand'a-Pur.* in As. Res. VIII, 342. 38) *Lassen*, Inst. Ling. Pracr. App. p. 3. 39) As. Res. a. a. O. 40) Vgl. S. 85. 41) Vgl. S. 8. 42) *Hamilton*, Descript. of Hindost. I, 367. 43) Bohlen, Altes Indien. 1, 233. Pott, Etymologiſche Forſchungen. I, LXXVII. 44) Vgl. oben S. 9 und *Varahasanhita* in As. Res. VIII, 347, wo ſie auch in die Nordweſtgegenden Indiens geſetzt werden.

ſein übriges ſtehendes Heer war nicht ſicher bekannt. Die drei Völker Chryſei, Paraſangá, Aſangá im Norden von Indien am Indus ſelbſt haben 30,000 Fußgänger, 800 Reiter, 300 Elefanten. Es folgen alsdann die Namen mehrer freier indiſcher Völker, unter andern Singá (ſanſkrit. sinha, Löwe). Ein Volk Oraturá (ob Hurdwar[45]), ſanſkrit. Haridwara) wird erwähnt, deſſen König nur zehn Elefanten beſitzt, aber eine bedeutende Infanterie; die Varetatá haben gar keine Elefanten, dagegen eine bedeutende Reiterei. Die Horatá ſind wieder ſehr mächtig; ihr König hat 1600 Elefanten, 150,000 Fußgänger, 5000 Reiter. Geringer iſt die Macht des Königs der Charmá (im Sanſkrit K'armaranga), welcher nur 60 Elefanten beſitzt. Zu ihnen gehören die Pandá (die ſchon erwähnten uttara Pând'ya im Sanſkrit); dieſe haben, und zwar zu Megaſthenes' Zeit ſchon, eine Königin, keinen König[46]); wir können ſie daher mit den strîrâg'a (eine Frau als König habende) Talaha identificiren[47]), welche dicht neben den K'armaranga und den Maruha (bei Plinius Marohá), ſowie denn Aguruha (bei Plinius Narungá) Nri-ſinha-vana (bei Plinius Singá) genannt werden. Dann erwähnt Plinius eine Reihe von Völkern bis nach Patale hin. Hiernach zählt er Völker an der Weſtſeite des Indus auf, welche ſeit Tſchandraguptas' Zeit zu den Indern gerechnet werden. Hier findet ſich ein Irrthum in Bezug auf Bucephala. Von den weiter vorkommenden Namen iſt nur noch Taxila (ſanſkrit. Taksha-çila), Peucolaitá (ſanſkrit. Pushkalávata)[48]) und vielleicht Arſagalitá (ſanſkrit. urasa)[49]) mit ſanſkritiſchen Namen jetzt identificirbar; aber die von uns gegebenen Identificationen zeigen ſchon, daß Laſſen's Urtheil nomina harum gentium fere omnia a solo Plinio memorari et Indis aeque ignota esse ac Graecis[50]) nicht in zu großer Ausdehnung für wahr genommen werden dürfe, und geben zugleich die Hoffnung, daß ſorgſameres Studium der geographiſchen Nachrichten bei den Indiern auch für dieſen einzelnen Fall noch große Ausbeute gewähren wird.

Wenn wir dieſe Schilderung Indiens überſehen, ſo finden wir, daß ſie nur die Theile Indiens beſchreibt, welche vom Ganges, und etwas öſtlich von dieſem, bis zum Indus reichen, und von dem Himalaya bis zum Windhjagebirge, alſo das eigentliche madhjadêça (Mittelland) der Inder. Vom Dekhan erſcheint hier kein Wort, ſondern nur ſehr wenige Schiffernotizen finden ſich bei Erwähnung der Schiffahrt nach Indien. Jener Bericht über das Mittelland Indiens muß aber aus einer ſo guten und ſo reichen Quelle gefloſſen ſein, als ſchwerlich bloße Nachrichten von Reiſenden gewähren konnten. Er klingt vielfach wie eine Statiſtik, und das Werk, deſſen Auszug er iſt, hatte die genaueren Angaben, wie ſich einige bei Plinius noch erhalten haben, gewiß in größerer Anzahl. Leider finden ſich in demſelben keine Beziehungen, welche mit Entſchiedenheit die Zeit ſeiner Abfaſſung verriethen, und dies iſt der Grund, weswegen ich das Mittheilenswerthe deſſelben erſt jetzt ſynchroniſtiſch mit der Abfaſſung dieſes Theils von Plinius' Historia Naturalis (um etwa 48 n. Chr.) erwähne. Da ich aber keine Spur weder von griechiſcher Herrſchaft, noch von ſkythiſcher, in der Darſtellung finde, ſo iſt mir am wahrſcheinlichſten, daß er in der Zeit, wo die Macht der Maurjâs im Sinken war, abgefaßt ſei; ich würde ihn noch höher hinaufrücken, etwa um die Zeit der engeren Verbindung Indiens und des Occidents, alſo etwa unter oder vor Aſokas und alsdann vielleicht ſelbſt ein Fragment etwa aus einer Schrift von Dionyſius, dem Geſandten des Ptolemäus Philadelphus, darin erblicken, wenn mir nicht die einzelnen Fürſten mit einer zu unabhängigen Stellung darin erwähnt zu ſein ſchienen. Doch möchte dieſer Grund manchem nicht zureichend ſcheinen, da wir ſchon mehrfach bemerkten, daß in Indien auch unter der Kaiſerherrſchaft die alten Königsgeſchlechter eine ſehr hervorragende Stellung in ihren Gebieten behaupteten.

Ziemlich ſicher dagegen iſt die Zeit, aus welcher die Umſchiffung des rothen Meeres herrührt (etwa um 60 n. Chr.)[51]), und in ihr haben wir Nachrichten eines Augenzeugen vor uns. In der Gegend an der Indusmündung wohnen die Skythen; hier iſt der Hafen *Βαρβαρικὴ*, ſo genannt von den Warwarâs, wie die hier wohnenden Barbarenſtämme im Sanſkrit heißen[52]). Die Hauptſtadt des Skythenreiches Min-nagara (wo nagara, Stadt, ein ſanſkritiſches Wort) lag flußaufwärts. Damals beherrſchten ſie Parther, ohne Zweifel dieſelbe Königsfamilie, deren Münzen oben beſprochen ſind[53]). Dieſes Reich ging nördlich, wie wir aus den Münzen ſchloſſen, einſt bis in die Gegend von Attock; nach Oſten und Süden erſtreckte es ſich nach dem Periplus bis zu dem Buſen von Barygaza (im Sanſkr. Bhrigukak'kh'a[54]), Bhrigu-Ufer)[55]). „Hier beginnt," heißt es dort, „das Reich des Mambaras." Die ſich auf ihn beziehenden Stellen im Periplus ſind aber mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und ich will nicht dafür einſtehen, daß ich das Richtige treffe; allein einige Worte muß ich mir hier erlauben, und zwar um ſo mehr, da blos Vincent, und auch dieſer nur an einer Stelle[56]) ehrlich genug iſt, die Schwierigkeiten anzudeuten, faſt alle andere aber ſie umgehen. Die Stelle im Arrhianiſchen Periplus lautet: *Μετὰ δὲ τὸν Βαράκην εὐθέως ἐστιν ὁ Βαρυγάζων κόλπος καὶ ἡ πρὸς τῆς Ἀραβικῆς* (wofür Hudſon *Ἀριακῆς*, wie Ptolemäus dieſes Küſtenland nennt, und Vincent [a. a. O.] *Λαρικῆς* [wie auch ein Theil der Küſte heißt[57]), im Sanſkrit Lat'a, wo das cerebrale t wie r geſprochen ward] leſen

45) As. Res. VIII, 346. 46) *Plin.* N. H. VI, 23 (20). *Megasthenes* bei *Arrh.* Ind. 8. Vgl. damit die Sage, wie ſie in den Puranen erzählt wird, bei *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 30. 47) As. Res. VIII, 346. 48) *Varahasanhita* in As. Res. VIII, 346. 49) *Lassen*, Pentapot. 32. 35. 50) a. a. O.

51) Vgl. *Vincent*, Peripl. I. 46—57, deſſen Unterſuchung viel ſtricter hätte geführt werden müſſen; vgl. auch *Plin.* N. H. Trad. franç. V, 303. 52) *Brahmand'a-Pur.* in As. Res. VIII, 342 und *Varahasanhita* ebend. 345. 53) Vgl. S. 84. 54) As. Res. IX, 184. 55) Peripl. c. XI. 56) Periplus of the Erythr. Sea. III, 111. 57) Vgl. Ritter, Aſien. IV, 1, 514. Vgl. *Tod* in Transact. of the R. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 208. Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen u. ſ. w. 231.

Digitized by Google

will) τῆς Μαμβάρου βασιλείας ἀρχὴ καὶ τῆς ὅλης Ἰνδικῆς οὖσα. Ταύτης τὰ μὲν μεσόγεια τῆς Σκυθίας συνορίζοντα Ἰβηρίᾳ, καλεῖται δὲ τὰ παραθαλάσσια Συραστρήνη. Dieſe Stelle heißt wörtlich überſetzt: Nach dem Meerbuſen von Barakes folgt ſogleich der von Barygaza und der Anfang des Reiches von Mambaras neben dem Landſtriche Arabike (oder Ariaca, oder Larike), welcher (Anfang des Reiches von Mambaras) zugleich der von ganz Indien iſt. Die Binnenlande von dieſem Skythien ſtoßen an Iberia, die Küſtenſtriche aber heißen Syraſtrene." Aus ταύτης — τῆς Σκυθίας ſchließe ich, daß das Reich des Mambaras eben das ſkythiſche iſt; wenn nun der Verfaſſer des Periplus ſagt, daß neben Ariaca oder Larica (denn Arabica iſt natürlich ohne allen Zweifel falſch) der Anfang von dieſem und dem ganzen Indien ſei, ſo faſſe ich das ſo, daß hier das ſkythiſche Reich und das eigentlich indiſche zuſammenſtießen. Genauer hätte der Verfaſſer wol ſagen dürfen, hier ſei das Ende des ſkythiſchen Reiches und der Anfang des ganzen (wol eigentlichen) Indien; aber dieſe Zuſammenziehung dürfen wir mit der Kürze, welche hier waltet, entſchuldigen. Dieſe meine Anſicht beſtätigt auch die ganze Darſtellung. Das ſkythiſche Reich beginnt ſchon jenſeit (weſtlich) vom Indus: *μετὰ δὲ ταύτην τὴν χώραν — ἐκδέχεται παραθαλάσσια μέρη τῆς Σκυθίας — ἐξῆς ποταμὸς Σίνθος* (im Sanſkrit sindhus, der Indus)[58]). Dann iſt von gar keinem beſondern Reiche die Rede, bis zu der früher beſprochenen Stelle, aus der wir *ταύτης τῆς Σκυθίας* hervorhoben. Da wird nun *ἡ ὅλη Ἰνδικὴ* bemerkt, als um Barygaza damit zuſammenſtoßend, und nachdem einiges in Bezug auf ſkythiſche Beſitzungen noch bemerkt iſt, knüpft die Darſtellung weiterhin, ganz dem *ἡ ὅλη Ἰνδικὴ* entſprechend, wieder mit *πᾶσα μὲν ἡ Ἰνδικὴ χώρα* an[59]). Dieſe Anſicht paßt auch ganz mit der bisher gegebenen indiſchen Geſchichte zuſammen. Das große Reich der Yue-tchi begann ſchon weſtlich vom Indus, und dehnte ſich in der Zeit ſeiner größten Macht bis Benares hin. Im Süden reichte es entſchieden bis in die von Arrhian angegebene Gegend ſogar noch um Ptolemäus Zeit. Es war demnach nicht unnatürlich, daß in der Zeit des Periplus die von den Skythen in Beſitz genommenen Länder von der *ὅλη Ἰνδικὴ* oder *πᾶσα Ἰνδικὴ χώρα* ganz getrennt wurden. Letztere umfaßte, wenn ich dieſe Vermuthung ausſprechen darf, diejenigen indiſchen Staaten, welche ganz nominell, oder mit größerer oder geringerer Abhängigkeit, die Nachfolger der Kaiſerdynaſtie als Oberherren anerkannten, mögen dieſe nun Andhrâs geweſen ſein, oder eine andere uns unbekannte Dynaſtie, welche nach der kurzen Zwiſchenregierung des Vicramaditja von Ozene (Ug'g'ajini) den Vorrang einnahm. Hier entſteht aber noch eine Schwierigkeit in Bezug auf den König Mambaras ſelbſt. Der Verfaſſer des Periplus hatte nämlich, wie ſchon bemerkt, ein Minnagara in der Nähe von Barbarike am Indus erwähnt, welches Mannert[60]) mit dem Binnagara des Ptolemäus identiſch zu ſein ſchien; hier herrſchten zu dieſer Zeit parthiſche Fürſten. Dieſes *Μινναγάρα* nennt er *μεσόγειος μητρόπολις αὐτῆς τῆς Σκυθίας*. Nun erwähnt er wiederum eben, wo er von Mambaras' Reich am Buſen von Barygaza ſpricht, *μητρόπολις δὲ τῆς χώρας Μινναγάρα*, und Ptolemäus hat ſein Minnagara in der That in der Nähe von Barygaza[61]). Wenn wir dieſe Scheidung für richtig nehmen wollen, ſo können wir kaum umhin, zu vermuthen, daß um dieſe Zeit das ſkythiſche Reich in dieſer Gegend getheilt war, und daß in Binagara (Minagara des Periplus) Parther, in dem andern Theile des ſkythiſchen Reiches Mambaras herrſchte. Allein von dieſer Theilung findet ſich ſonſt keine Andeutung im Periplus, und höchſt ſonderbar wäre es, wenn er zweimal denſelben Namen ſchreibt: *Μινναγάρα*, beide Male mit demſelben Zuſatz: *μητρόπολις* (einmal *αὐτῆς τῆς Σκυθίας*, das andere Mal *τῆς χώρας*, wo aber auch dem ganzen Zuſammenhange nach Skythien gemeint iſt), und doch zwei verſchiedene Städte damit bezeichnet hätte. Ich glaube vielmehr, daß er nur eine Stadt, Minnagara, die Hauptſtadt des Skythenreichs, andeuten will; allein ſo genau ſeine Darſtellung in Bezug auf die Küſten iſt, ſo ungenau iſt ſie in Rückſicht auf das Binnenland; hier beruht ſie auf reinem Hörenſagen, und die Bezeichnungen (z. B. *κατὰ νώτου*) ſind daher ſehr unbeſtimmt. Wenn aber nur eine Hauptſtadt erwähnt iſt, ſo iſt auch nur ein König gemeint, und dies iſt eben Mambaras, welcher alſo einer der parthiſchen Dynaſten iſt. Nun aber muß ich geſtehen, daß ich ſehr bezweifle, daß wir Mambaras als Herrn des ganzen ſkythiſchen Reichs anzuſehen haben. Von dieſem, dem Herrn von Kuwei ſchuang, wie ihn die Chineſen nennen, erfuhr der Küſtenfahrer wahrſcheinlich gar nichts. Er reſidirte gewiß im Binnenlande, wenn wir oben richtig vermutheten, urſprünglich und vielleicht auch in ſpäteren Zeiten in Kapiſa. Die parthiſchen Dynaſten, welche das Küſtenland vom Indus bis zum Narmada (*Λαμναῖος* im Periplus) beherrſchten, waren entweder wirklich unabhängig, oder konnten, wie dies in orientaliſchen Reichen ja faſt immer der Fall iſt, ſobald ſie die Steuerfoderungen des Oberherrn befriedigten, die Souveraine ſpielen. Das Küſtenland des indoſkythiſchen Reiches hatte ſeinen alten indiſchen Namen, wie er ſchon, jedoch in Paliform (sulathika), in den Aſokainſchriften vorkommt, surasht'ra bewahrt. Für *Ἀραβικὴ* ſchreibe ich mit Hudſon *Ἀριακή*, und zwar wegen einer folgenden Stelle[62]). Für *Ἰβηρία*, an welches das Mittelland Skythiens ſtößt, ſchreiben wir wegen des bei Ptolemäus vorkommenden Abiria, und da hier die Abhîrâs des Sanſkrit zu verſtehen ſind[63]), *Ἀβιρία*. Ob dieſe Abhîrâs damals ganz unabhängig vom ſkythiſchen Reiche waren, oder nicht, läßt ſich aus der Angabe des Periplus nicht mit Beſtimmtheit folgern[64]). Die Beſchreibung von *πᾶσα ἡ Ἰνδικὴ χώρα*

58) *Περιπλ.* c. X. 59) a. a. O. XII. 60) Vgl. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 1, 107.

61) a. a. O. V, 1, 136. 62) c. XIV. *Μούζιρις — ἀκμάζουσα τοῖς ἀπὸ τῆς Ἀριακῆς εἰς* u. ſ. w. 63) *Lassen*, Pentapot. 28. 64) Nicht ganz unwahrſcheinlich iſt Laſſen's Emendation (Zur Geſch. der griech. 269) *Ταύτης τὰ μὲν μεσόγεια τῆς Σκυθίας Ἀβηρία καλεῖται, τὰ δὲ παραθαλάσσια Συν-*

an, ſcheint, wo ſie ſich nicht auf Punkte bezieht, welche für Schiffahrt und Handel wichtig ſind, wieder ganz auf Hörenſagen, oder auf Geleſenem zu beruhen; denn ſie iſt voll von Irrthümern. Ins Binnenland über Barygaza verſetzt er hier das Volk der *Ἀράτριοι, Ῥάχουσοι, Ταυθαρύγοι* und von *Προκλαΐς*; es iſt nun ſchon mehrfach bemerkt[65]) und keinem Zweifel unterworfen, daß *Προκλαΐς*, **Pushkalavata** in der Gegend von Attock iſt, und dieſe Angabe verſetzt uns weit von Barygaza weg in die Gegend des jetzigen Attock[66]). Ebenſo aber ſind auch die Aratrioi längſt als die Araſht'râs des Sanſkrits erkannt[67]); auch dieſe wohnten in der Pentapotamie bis zum Indus hin[68]). Danach werden wir auch die beiden übrigen Völker in derſelben Gegend zu ſuchen haben; hier finden wir nun dicht neben einander als Anwohner des unteren Indus in den Puranen (Vaju-Puranas?) die **Randhrac'aracâs** und (**Bhira**)- *rôhacâs* erwähnt[69]), von denen ich in jenen die *Ταυθαράγοι* (vielleicht *Ῥαρδαράγοι* zu ſchreiben), in dieſen die *Ῥάχουσοι*[70]) erkennen möchte; die Weglaſſung der Anfangsſylben **Bhira** betreffend, vergleiche man des Plinius Singae, welche den **Nri-sinha-vana** des Sanſkrits entſprechen[71]). Wenn nun der Verfaſſer des Periplus dieſe vier Völkernamen durch Hörenſagen kennt, ſo waren ſie ihm wahrſcheinlich nur als in immer weiterer Entfernung von der ſkythiſchen Küſte wohnend bezeichnet, und er erwähnt ſie fälſchlich hier am Ende des ſkythiſchen Reiches über Barygaza wohnend, während er ſie eigentlich ſchon beim Anfange deſſelben, bei Barbarike, hätte nennen müſſen. Wie in Bezug auf die Abhirâs, ſo genügt auch hier die Angabe nicht, um zu entſcheiden, ob ſie unabhängig oder abhängig vom ſkythiſchen Reiche waren. Das Letztere iſt jedoch höchſt wahrſcheinlich, da ſelbſt in Ptolemäus' Zeit, wo das indoſkythiſche Reich ſehr zuſammengeſchmolzen war, dieſe Gegenden noch dazu gehörten. Eine höchſt wichtige Notiz folgt alsdann im Periplus[72]). Bei Erwähnung von Ozene bemerkt er nämlich, daß früher die Reſidenz daſelbſt war. Dieſes bezieht ſich, wie mir ſcheint, auf den Glanzpunkt von Ozene unter Vicramaditvas' Herrſchaft über *πᾶσα ἡ Ἰνδικὴ χώρα* und die ſeines Sohnes blos über Malva. Später muß dieſe Dynaſtie zu herrſchen aufgehört haben. Das feſte Land von Barygaza aus nach Süden kennt der Periplus unter dem Namen *Δαχιναβάδης* (im Sanſkrit **dakshin'âpathas**, der Pfad nach Süden[73]). In dieſem ſind nach Oſten zu viele Wüſteneien, Berge, eine Menge wilde Thiere, hundsköpfige Menſchen ꝛc. Man ſieht daraus, daß dieſe Binnenländer, ſelbſt damals, wo ſie ſchon wenigſtens ſeit Aſokas' Zeiten zu dem großen indiſchen Reiche gehörten, noch ſehr unwirthbar und unbekannt waren. Von dem ganzen Binnenlande ſind ihm nur zwei Städte bekannt, bedeutend durch ihren großen Handel, *Πλίθανα* (wol *Παίθανα* = dem Ptolemäiſchen *Βαίθανα*[74]) und Tagara, deren Lage bis jetzt noch unſicher iſt[75]). Die Küſte heißt Ariaca; hier war vor des Verfaſſers des Periplus Zeit bedeutender Handel in Kalliena unter der Regierung des Königs Saraganus. Seit der Herrſchaft des Sandanes aber war der Verkehr an dieſer Stelle verboten. Wenn ſich zufällig griechiſche Schiffe dahin verirrten, ſo wurden ſie unter Bewachung nach Barygaza gebracht. Letzteres ſcheint demnach damals der einzige erlaubte Handelsplatz in Ariaca geweſen zu ſein. Der Name Sandanas ſcheint übrigens kein perſönlicher Eigenname geweſen zu ſein, ſondern der einer Stadt oder eines Volkes, nach der uns ſchon bekannten indiſchen Sitte. Denn bei Ptolemäus heißt dieſer ganze Küſtenſtrich *Ἀριακὴ Σαδινῶν*, wo *Σαδινοί* unbedenklich mit dem Namen *Σανδάνης* zu identificiren iſt. Kalliena (bei Kosmas[76]) *Καλλιάνα*) iſt das ſanſkritiſche **kalyâna**, die glückliche, und in der Nähe von Bombay zu fixiren[77]). Von Kalliena an bis Lymyrice ſcheint die Küſte theils noch dem Herrſcher von Ariaca gehört zu haben, theils, etwas nördlich vom jetzigen Goa an, im Beſitze von frei lebenden Seeräubern geweſen zu ſein[78]). Die ganze Natur dieſes Geſtades begünſtigt dieſes Treiben in dieſen Gegenden ſo ſehr, daß es noch zu keiner hiſtoriſch bekannten Zeit daſelbſt ausgerottet werden konnte. Dann beginnt mit Naoura, dem jetzigen Honawer (**14° 16′ n. Br., 75° 32′ ö. L.**), im Sanſkrit Hanavara, woraus Naoura eine leichte Entſtellung iſt, die, *Λιμυρική* genannte, Küſte. Welches ſanſkritiſche Wort dieſem Namen entſpreche, kann ich ſo wenig wie bei Ariaca mit Sicherheit nachweiſen. Wilford's von Andern gebilligte Erklärung[79]) aus Al-Murica, wo Al der Semitiſche Artikel wäre, und Murica von ſanſkrit. **mura** (todtes Land)[80]) käme, kann ich nicht gut heißen, da dieſer Name den Griechen, welche ſelbſt ſo oft in dieſe Gegend ſegelten, von den Indern ſelbſt, und nicht durch Vermittelung von Semiten bekannt wurde. Wäre es vielleicht das ſanſkritiſche **çrî-Mêru-Kak'kh'a**? **Mêru-Kak'kh'a** (Meru-Ufer) liegt nämlich in dieſen Gegenden[81]), und **çrî**, heilig, iſt ein ſehr häufiger Vorſatz, zumal vor **mêru**. Çrî wird aber in der Volksſprache oft **Sili** geſprochen, und das **S** ſo gelinde, daß es leicht verloren ging[82]); ſo konnte aus (**S**)**ilimêruca**(**k'kh'a**) leicht *Λιμυρική* entſtehen. An dieſer Küſte folgt auf Naoura (Hanavara, jetzt Honawer oder Onore)[83]) zunächſt Tyndis, deſſen Name ich in dem **Tund'i-cera** des Brahmanda-Purana erkenne, um ſo mehr, da ſich

---

*ῥαστρήνη*. Denn die Abhirâs gehören bei Ptolemäus noch zu den Indoſkythiern.

65) Vgl. z. B. *Wilson* in As. Res. XV, 106. 66) Vgl. S. 45. 67) *Wilson* a. a. O. 68) Vgl. S. 56. 69) As. Res. VIII, 337. 70) Anders *Wilson* a. a. O., wo As. Res. XV, 342 verglichen iſt. 71) Vgl. S. 90. 72) c. XLII. 73) Vgl. *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 15.

74) a. a. O. 75) Die engliſchen Unterſuchungen, welchen man bis jetzt folgt (Mannert, Geogr. d. Gr. u. Röm. V. 1, 138), haben ſchwache Baſen; eine Vermuthung gibt auch Laſſen a. a. O. 76) *Cosm.* Indicopl. XI. p. 337. 77) *Vincent*, Periplus of the Erythr. Sea. II, 383. 78) Vgl. *Vincent* II, 389. Mannert V, 1, 146; der die Piraten etwas zu nördlich rückt. 79) Ritter, Aſien. IV, 1, 515. 80) Vgl. oben S. 62. 81) Neben Malaya = Malabar, und Mâlindra dem Ptolemäiſchen Melinda (in *Varahasanhita* As. Res. VIII, 345). 82) Vgl. S. 28. 83) Auf Berghaus' Karte.

Digitized by Google

auch für bie Sylbe cera eine Analogie ergeben wird. Vincent identificirt es mit Barcelore[84]). Dann folgt Mouziris, nach Vincent Mangalore[85]). Mouziris war an der Küſte die letzte Stadt eines Reiches, über welches ein im Binnenlande reſidirender König herrſchte. Plinius nennt ihn, wie ſchon bemerkt, Celebothras, der Periplus Keprobotes und Ptolemäus Cerobothras. Die wenigen Abweichungen machen es wahrſcheinlich, daß der Name allenthalben Cerobothras zu ſchreiben ſei, oder Celebothras, denn die Verſchiedenheit der Vocale, ſowie der Wechſel zwiſchen r und l, kommt, wo indiſche Wörter nur nach dem Gehör wiedergegeben werden, nicht in Betracht. Da wir alsdann für einen Zeitraum von 100 Jahren nur einen Königsnamen haben, ſo folgt daraus, daß dieſer kein perſönlicher iſt, ſondern nach indiſcher Sitte, einer Stadt oder einem Lande entlehnt. Nun heißt ebendieſe Küſte im Sanſkrit kèrala[86]), und ſo wird auch der König derſelben genannt[87]); ich vermuthe daher, daß die griechiſche Schreibart des Königsnamens eine Verderbniß von einem ſanſkritiſchen Worte keralaputras iſt, d. h. „Sohn des Kêrala." Da r und l auf dieſer Küſte faſt ganz einerlei geſprochen wird, ſo konnten Fremde unmöglich mehr als einen Laut hören, und die Sylbe ra oder la ging verloren. Möglich wäre jedoch, daß kêra identiſch geweſen wäre mit kêrala; dafür ſpräche die Endſylbe kêra in Tund'i-kêra. Nelcynda (jetzt Nelliſſeram)[88]) war die erſte Stadt im Reiche des Pandion (pând'ja)[89]), welcher ebenfalls im Binnenlande reſidirte. In einem Theile ſeines Gebietes, deſſen Hauptſtadt Ptolemäus Cottiara nennt, während bei Plinius die Gegend Cottonara heißt, wächſt der beſte Pfeffer; daher ihn der Periplus *Κοττυναρικόν* nennt. Dies iſt ohne Zweifel die Gegend von Cochin (im Sanſkrit kak'kh'a, Sumpf[90]). Die Reſidenzſtadt nennt Ptolemäus Modura, wie wol auch bei Plinius[91]) für Moduſa zu ſchreiben iſt; ſie entſpricht dem heutigen Madura (im Sanſkrit madhura die Liebliche)[92]). Innerhalb ſeines Reiches iſt die Stadt Kolchoi, jenſeit des Caps *Κομαρει* (im Sanſkrit kumârî, jetzt Comorin), mit reicher Perlenfiſcherei (wol das Man'im'an in Varâha-Sanhita[93]); der Name Col'chi ſcheint mir im heutigen Callacaud (8° 36′ n. Br., 77° 53′ ö. L.)[94]) erhalten zu ſein. Dieſe ganze ſüdliche Partie des Dekhan gehörte zum Reiche der Pandjas. Über dieſes ſcheint der Periplus nicht herausgekommen zu ſein. Auf der Oſtküſte Indiens ſind ihm in weiten Entfernungen von einander bekannt: *Καμάρα*, *Ποδούκη* und *Σώπατμα*, ſowie endlich die *Μασαλία χώρα*. Kamara nimmt Mannert[95]) für Calymer (10° 18′ n. Br., 79° 56′ ö. L.). Poduke iſt höchſt wahrſcheinlich das heutige Pondichery[96]). Maſalia iſt unbedenklich die Gegend von Maſulipatam, woher ſchon damals die feinen Muſſeline kamen. Dieſe Punkte kennt der Verfaſſer des Periplus nur von Hörenſagen, weil hier die Einwohner zwiſchen den Mündungen und zu beiden Seiten des Caveryfluſſes den ganzen Handel in Händen hatten. Durch ſie erhielt erſt die Weſtküſte Indiens nebſt allen abendländiſchen Handelsnationen nicht nur die Producte und Fabrikate ihres Landes, wie Perlen, mit Perlen geſtickte Kleider, Baumwollenzeuche, ſondern auch die Producte von Ceylon, von den Mündungen des Ganges, die Waaren von Thina (China), Chryſe (Hinterindien), Gold, Elfenbein, Schildpat, Gewürze u. a.[97]). Weiter als Maſulipatam iſt dem Verfaſſer des Periplus noch der Name von *Δησαρήνη* (im Sanſkrit Daçarn'a)[98]) zugekommen, wegen ſeines Elfenbeins. Von den im nördlichen Dekhan wohnenden wilden Völkern hat er eine Menge grauenerregende Sagen gehört, die er treugläubig nachſchreibt.

Wir haben hier den älteſten Bericht über die Weſtküſte des Dekhan vor uns; wir erkennen feſtgeordnete Staaten mit reichem Handel. Die Namen, ſo weit ſich ihre Primärformen erkennen laſſen, ſind deutlich ſanſkritiſche. Sanſkritcultur hatte ſich alſo um dieſe Zeit entſchieden wenigſtens der Küſte vollſtändig bemächtigt. Wir haben den Anfang des Eindringens der Sanſkritcultur in das Dekhan jedoch ſchon um 1000 Jahre früher ſetzen zu müſſen geglaubt; unter Aſoka gehörte es entſchieden zu dem indiſchen Kaiſerreiche. In welchem Verhältniſſe dieſe Reiche des Dekhan um die Zeit des Periplus zu dem großen indiſchen Reiche ſtanden, läßt ſich nicht beſtimmen. Von der Oſtküſte Indiens erfahren wir nur einige Namen, dagegen aber, daß reicher Handel und Induſtrie daſelbſt beſtand. Letztere Angaben laſſen uns eine hohe Cultur vorausſetzen. Die wilden Völker des Dekhans werden noch häufig erwähnt; ſie werden alſo noch in großer Anzahl beſtanden haben. Aber, mit Ausnahme der Piratenküſte auf der Weſtſeite, waren ſie gewiß im ganzen Bereiche des Dekhans tief in die Berge zurückgedrängt.

Wir kehren zu der indiſchen Geſchichte zurück. Mit dem J. 78 n. Chr. beginnt die Ära des Salivâhana, welcher in Saleya-Dhara in Dekhan geboren ſein ſoll[99]). Es exiſtiren über ihn eine Menge Sagen, in denen er als Antagoniſt von Vikramaditja und als Kaiſer von Indien erſcheint; aber es iſt mir rein unmöglich, etwas weiteres für die Geſchichte daraus zu gewinnen. Daß er eine bedeutende Perſönlichkeit geweſen ſein müſſe, zeigt ſein Fortleben im Munde des Volkes. Die von ihm ſich datirende Ära beſtimmt ſeine Zeit, und macht zugleich ſo ziemlich gewiß, daß ſie ſich an eine bedeutende Begeben-

84) Periplus II, 405 sq. 85) a. a. O. 407, dieſes, wie jenes, darf man jedoch nicht ganz genau nehmen. Beide Städte liegen nur ungefähr in der Gegend, keineswegs auf derſelben Stelle, wie die genannten heutigen Städte. 86) *Brahmand'a-Purana* in As. Res. VIII, 342. *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. *kèrala*. 87) *Hamilton*, Geneal. Taf. 21 l f. 88) Vgl. S. 88. 89) Vgl. S. 88. *Varâha-Sanhita* in As. Res. VIII, 345. 90) Vgl. Mannert, Geogr. d. Gr. u. Röm. V, 1, 155. Ritter, Aſien. IV, 1, 515. 91) *Plin.* N. H. VI, 26. 92) Mannert V, 1, 160. Ritter IV, 1, 516. *Hamilton*, Description of Hindostan. II, 471. 93) As. Res. VIII, 346. 94) *Hamilton*, Descript. II, 484.

95) Geogr. d. Gr. u. Röm. V, 1, 169. 96) Ritter, Aſien. IV, 1, 517. 97) Ritter a. a. O. 98) *Lassen*, Inst. Ling. Pracr. App. p. 16. As. Res. VIII, 343 und ſonſt. 99) Vgl. *Wilford* in As. Res. IX, 83.

Digitized by Google

zeit knüpfe; der damalige Zuſtand Indiens bot dazu leicht Gelegenheit; aber welcher Art ſie war, ließe ſich nur in ſehr vagen Hypotheſen ausſprechen [1]). Bemerkenswerth iſt dagegen, daß die Dſchainas ihn für einen Buddhiſten ausgeben [2]).

Um dieſe Zeit (zwiſchen 89—106 n. Chr.) trat Indien zuerſt in diplomatiſchen Verkehr mit China unter dem Kaiſer Ho-te. Es kamen mehre Geſandtſchaften von Indien, um Tribut zu bringen [3]). Es iſt nicht unmöglich, daß dieſe diplomatiſche Verbindung angeknüpft wurde, um den Einfluß oder gar die Hilfe jenes mächtigen Reiches gegen die Yue-tchi zu erlangen. Ungefähr 200 Jahre vor dieſer Zeit waren die Chineſen zuerſt durch Tchang-kiao, welcher den Zug der Yue-tchi gegen die Baktrer (126 v. Chr.) mitgemacht hatte, mit Indien bekannt geworden; dieſer war durch die ſchönen indiſchen Waaren, welche er in Choraſan geſehen hatte, darauf aufmerkſam geworden [4]).

Von hier bis zu der Zeit, in welcher Ptolemäus ſein wahrhaft ungeheueres Werk abfaßte (um 140 v. Chr.), iſt uns weiter nichts über Indiens Geſchichte bekannt. Aber bis dahin ſind nicht unwichtige Veränderungen in Indien vorgegangen. Da zu ſeiner Zeit der Verkehr mit Indien ſehr bedeutend war, ja ſogar tamuliſche Kaufleute nach Alexandria kamen, ſo konnte er ziemlich genaue Nachrichten einziehen [5]). Die Genauigkeit in Beziehung auf die geographiſchen Namen macht es ſogar wahrſcheinlich, daß er keinesweges auf vage Angaben reiſender Kaufleute beſchränkt war, ſondern gute, ſchriftliche, auf Kenntniß des Sanſkrit baſirte, Quellen beſaß.

Das Reich der Indoſkythen iſt jetzt viel beſchränkter, als das große Reich der **Kadphises**, **Kanerki** und **Ooerki** geweſen ſein muß. Es umfaßt die Gegenden zu beiden Seiten des Indus, ſammt dem Indusdelta (**Pôtâla**) und Surâshtra, und im Norden am Indus noch die Abhîras [6]). Zwiſchen dem Indus und Hydaſpes (im Sanſkrit **vitasta**) kennt Ptolemäus nur das Land Arſa (im Sanſkrit **urasa**) [7]) mit nur zwei Städten, deren eine Taxila (**Taksha-çila**) iſt, und das Land *Πανδοούων* am Hydaſpes ſelbſt, welches wir ſchon mit den **uttara-Pand'yâs** des Sanſkrits zuſammengeſtellt haben. Alles, von dieſen öſtlich gelegene, Land bis zum Vindhjagebirge beſaßen die *Κασπειραῖοι*; es iſt wol keine Frage [8]), daß hiermit das herrſchende Volk von Kaſchmir gemeint iſt. Denn dieſes ſelbſt nennt Ptolemäus *Κασπηρία* (im Sanſkrit **kaçjapa-pura**), und ſetzt es an die Quellen des **vitasta** (Dſchelum), Tſchandrabhaga (Tſchinab) und Airavati (Rawi). Dieſes Volk hatte alſo in der Zeit zwiſchen 60—140 n. Chr. Gelegenheit gefunden, ſeine Macht auf Koſten des großen indoſkythiſchen Reiches nach Süden und Oſten hin ſehr zu erweitern. Nach Oſten hin reichen ſie faſt bis zum Ganges. Denn zwiſchen dieſem und dem Reiche der Caſpiräer kennt Ptolemäus nur die Gymnoſophiſtä. Genau können wir die Grenze des großen Kaſchmirreiches nach dieſer Seite hin nicht beſtimmen; aber daß es noch über die Jamunâ hinausreichte, zeigt der Umſtand, daß nach Ptolemäus noch *Μόδουρα* (jetzt Mutra, im Sanſkrit Mathura) dazu gehörte. Es ging demnach ungefähr von 35°—23° n. Br. und 72—75° ö. L., etwa mit einem Umfange von 11,700 □ Meilen. Die Kaſchmirchronik kennt zwiſchen den tatariſchen Fürſten, welche wir zuletzt aus ihr anführten, eine Menge Könige, welche wir, weil wir auf die einheimiſchen Quellen bei unſerer Anſicht über die Geſchichtſchreibung der Inder nur mit großer Vorſicht Rückſicht nehmen können, gar nicht weiter anführten. Hier müſſen wir unſern Blick auf ſie wenden, um zu ſehen, ob ſich in ihnen etwas findet, was zur Erklärung der Ausdehnung des Kaſchmirreiches dienen könnte. Es iſt ſchon gelegentlich bemerkt, daß die Kaſchmirchronik zwei nicht kaſchmirſche Könige, Namens Vicramâditja, erwähnt, bei deren erſterem ſie ausdrücklich bemerkt, daß es nicht der berühmte Vicramâditja ſei; dieſes iſt ihr vielmehr der zweite. Allein die Geſchichte und Chronologie dieſer ganzen Zeit iſt noch in der größten Unordnung, und um eine lange Königsreihe herauszubringen, ſcheint mir vieles doppelt und ſelbſt dreifach genommen. Ich glaube, daß hier nichts weiter als irgend eine Einmiſchung des einen berühmten Vicramâditja vorlag. Von dieſem ſoll in Kaſchmir eine neue Dynaſtie, die der Adityâs, eingeſetzt ſein [9]), welche ſechs Fürſten zählt, die 192 Jahre regieren, alſo durchſchnittlich 32 Jahre ein jeder [10]); als der letzte ſtarb, kam mit Meghavâhana ein Nachkomme der ältern einheimiſchen Dynaſtie wieder auf den Thron [11]). Von dem zweiten Vicramâditja wird nun im Weſentlichen ähnlich erzählt, daß er einen König Mâtrigupta den Kaſchmirern aufgedrungen habe [12]). Deſſen Regierung ſei aber ſehr kurz geweſen; denn nach Vicramâditja's Tode habe ihn der rechtmäßige Erbe aus der Gonardadynaſtie Pravara-Sena angegriffen und zur Abdankung genöthigt. Wir ſehen, daß hier in der Sage die beiden Vicramâditjas faſt dieſelbe Rolle in Bezug auf Kaſchmir ſpielen; daß Pratâpâditja und Mâtrigupta, und endlich Meghav'ahana und Pravara-Sena faſt Identiſches thun. Ja die Ähnlichkeit zwiſchen letzteren geht noch weiter. Beide ſollen ſehr kriegeriſche Fürſten geweſen ſein; Meghavâhana ſoll ſeine Kriegszüge bis Lanka (Ceylon) ausgedehnt haben [13]). Pravaraſena ſoll die Königreiche des Südens angegriffen und den Sohn und Nachfolger des Vicramâditja, welcher hier Pratâpa Sila oder Silâditya genannt wird, gefangen genommen, aber im Beſitze ſeines Erbreiches gelaſſen haben [14]). Wäre es möglich, daß hier die Unterwerfung Kaſchmirs durch Vicramâditya und deſſen Losreißung in der Sage eine doppelte Geſtalt angenommen hätte? Ich will dieſe

1) Die Legenden findet man höchſt bizarr behandelt in *Wilford*, Essay on Vicramâditja and Salivahana As. Res. XV, 117—241. 2) Journ. of Beng. 1838. May. p. 373. 3) Chineſiſche Quellen in Journ. of Beng. 1837. Jan. p. 63. 4) Vgl. a. a. O. nach Ma-twan-lin und *Deguignes*, Histoire générale des Huns. I, 1. p. 28. 5) Vgl. *Lassen*, Pentapot. 34 nach *Ptolem.* I, 27. p. 17. ed. *Petr. Montan.* 6) *Ptolem.* VII, 1. p. 178. Vgl. Laſſen, Zur Geſch. S. 269. 7) *Lassen*, Pentap. 35. 8) Vgl. auch *Lassen*, Pentap. 37.

9) *Wilson*, As. Res. XV, 32. 10) Vgl. a. a. O. S. 81. 11) a. a. O. S. 35. 12) a. a. O. S. 38. 13) a. a. O. S. 36. 14) a. a. O. S. 38.

Digitized by Google

Frage nicht genauer erörtern; denn die Hilfsmittel für indiſche Geſchichte werden mit jedem Tage größer und laſſen auf ſicherere Entſcheidungen hoffen, als man bis jetzt geben könnte. Aber auf eins will ich noch aufmerkſam machen; daß Kaſchmir dem Vicramâditja nach Verjagung der Skythen (etwa 56 v. Chr.) zugefallen ſei, iſt an und für ſich, auch abgeſehen von dem oben angeführten Zeugniß, höchſt wahrſcheinlich. Nicht unwahrſcheinlich iſt ferner, daß von ihm — oder etwa, wie die Kaſchmirchronik angibt, einem ſeiner Verwandten — die Aditjadynaſtie in der That ſtammt, oder eingeſetzt ward. Dieſe zählt nun ſechs Herrſcher und 192 Jahre; nehmen wir letztere Zahl als richtig, ſo reichten ſie von etwa 56 v. Chr. bis etwa 136 n. Chr. In dieſes Jahr würde Meghavahana fallen, der mächtige Eroberer und Erweiterer des kaſchmirſchen Reichs, und um 140 lernen wir das erweiterte Reich von Kaſchmir kennen. Allein 192 Jahre ſind für ſechs Könige entſchieden zu viel; nehmen wir an, daß nur die Zahl der Regenten, aber nicht die der Regierungsjahre richtig wäre, und geben jedem Könige durchſchnittlich 22 Jahre, ſo ginge die Aditjadynaſtie etwa von 56 v. Chr. bis 76 n. Chr. Dann könnte etwa die Erweiterung des Kaſchmirreiches um 100 fallen. Doch ſolche Hypotheſen zu verfolgen würde hier zu weit führen.

Neben dem eigentlichen Reiche Kaſchmir im Norden an den Quellen des Vipâça (Beas), des Satadru (Setlej), der Jamunâ (Dſchumna) und des Ganges, alſo ungefähr im jetzigen Kurmur und Ghurwel, kennt Ptolemäus Kylindrine [15]). Der Name entſpricht den Kaulind'âs im Sanſkrit [16]).

Öſtlich vom großen kaſchmirſchen Reiche, nördlich vom Vindhjagebirge kennt Ptolemäus blos die Gymnoſophiſtä. Sind dies die Jat'adhara der geographiſchen Tafel aus dem Varâha-Sanhita? [17]) G'at'adhara heißt nämlich wörtlich einer, der die g'at'â (die Haartracht des Siva und der Aſketen) trägt, alſo ein Aſket, und dieſe meint Ptolemäus mit ſeinen Gymnoſophiſten. Ich vermuthe, daß ihr Hauptſitz in dem heiligen Walde nicht weit von dem jetzigen Delhi in dem Khand'avavana war, wo die Eremiten, auch den indiſchen Gedichten nach, hauſen, und daß Ptolemäus alſo dieſe Gegend meint. Nördlich von dieſen aber ſchon am Ganges wohnen die Daitychai; unter ihnen ſüdlich die Nanichä; darunter *Πρασιακή*, das Land der prâk'jâs, ſüdlich von dieſen Sandrabatis.

Öſtlich von der Südoſtgrenze des indoſkythiſchen Reichs kennt er Larike (Lat'â im Sanſkrit); hier liegt Ozene (ug'g'ajini) und iſt wieder Reſidenz eines Fürſten, welchen er Tiaſtanus nennt. Nördlich von Larike wohnen die Pulindä (im Sanſkrit Pulindâs) [18]), ein wildes Volk. Über dieſen die Chaträi, wol Kshatrâs des Sanſkrits, welche in dieſer Gegend am Indus ſchon bei Alexander's Zug erwähnt ſind, oder eher vielleicht die Châtâras des Sanſkrits, die Nachbarn der Tacsha-Sailâs (Taxila) [19]).

Südlich vom Vindhjagebirge, welches jedoch bei Ptolemäus eine beſchränktere Bedeutung hat, indem es nur die nördlichſte Kette des Bergzugs, welcher das Dekhan vom eigentlichen Hinduſtan ſcheidet, bezeichnet, wohnen die Tabaſſi (im Sanſkrit Tápasa) [20]), wo ſich die Edelſteine finden, welche vom Barygaza aus verführt wurden [21]). Öſtlich von dieſen wohnen die Parapiotä. Dieſer Name klingt ſehr ähnlich mit dem ſanſkritiſchen Volksnamen Pâripâtrâs, wie er in mehren Puranen geſchrieben wird; im Varaha-Sanhita lautet er Páriyatrá, was, wenn unſere Identification richtig iſt, nur ein aus der Ähnlichkeit des ſanſkritiſchen pa und ya leicht erklärlicher Leſefehler iſt; dieſes Volk wohnt um Tſchumbul in Malva, alſo entſchieden in derſelben Gegend, wohin Ptolemäus die Parapiotä ſetzt; denn er ſetzt ſie öſtlich vom Narmadâ (*Ναμάδης*), in deſſen Gegend ſie in der That wohnen. Dieſe Angabe iſt jedoch ungenau, weil Ptolemäus überhaupt eine falſche Anſicht von Indiens Geſtalt hat. Sie erſtrecken ſich nördlich bis zum Vindhja. Dann erwähnt er als öſtlichere Völker die Phyllitä, Bitti, Candali und Ambaſti; letztere ſind die Ambasht'âs des Sanſkrits [22]). Denn bis öſtlich vom Vindhjagebirge die Sorae, ein Nomadenvolk. Sind dies vielleicht die Surala oder die Suraſita, welche beide der Brahmanda-Puranas neben den Vindhja ſetzt? [23]). Den König dieſer Nomaden nennt Ptolemäus Arcatus, ſeine Hauptſtadt Sora; die Anſetzung derſelben iſt aber überaus zweifelhaft. Unter ihnen wohnen die Poruari (ſind dies wilde Völker und der Name nur ſanſkritiſch Varvara?) und Adiſathri. Sind letztere die Ahikshatra des Sanſkrits? [24])

Dann folgen die Mandalä öſtlich von dieſen bis zum Ganges, mit der Hauptſtadt Palibothra (Pât'aliputra); der Name Mandalä entſpricht augenſcheinlich dem ſanſkritiſchen Mand'ala, Reich, und, da wir uns hier in dem alten Sitze des indiſchen Kaiſerreichs befinden, ſo können wir mit Zuverſicht behaupten, daß dieſer Name zeigt, daß das jetzt ſo beſchränkte Reich von Pât'aliputra noch immer ſeine Anſprüche auf die Präponderanz in Indien behauptete, wenngleich ſeine, zu Ptolemäus' Zeit unbedeutenden, Kräfte ihm ſchwerlich erlaubten, dieſe Anſprüche jetzt geltend zu machen.

Im Dekhan wiederum unter dem Berge Bittigo erwähnt er Brachmanä, öſtlich von dieſen Badiamäi, und weiterhin Drilophillitä. Bis zum Ganges wohnen die Cocconagä. Südweſtlich von dieſen wohnen die Salaceni (ob die Svalica des Sanſkrits?) [25]) Öſtlich von dieſen am Ganges die Sabarai (die Çavarâs im Sanſkrit). Zwiſchen den Gangesmündungen endlich die Gangaridä; dieſer letztere Name iſt wegen des Anklangs an den Na-

15) *Ptolem.* p. 171. *ὑπό τε τὰς Βιβάσιος καὶ τοῦ Ζαδάδρου καὶ τοῦ Διαμούνα καὶ τοῦ Γάγγου πηγὰς ἡ Κυλινδρινή.* 16) *Varâha-Sanhita*, As. Res. VIII, 347. 17) a. a. O. 18) a. a. O.

19) *Varâha-Sanhita*, As. Res. VIII, 349. 20) *Wilford* in As. Res. VIII, 343. 21) Daher erklärt ſich der Name des *Τοπας, τοπάζιον*, der Stein aus dem Lande der Tâpasas, deſſen indiſcher Name wahrſcheinlich tâpasjam. 22) *Varâha-Sanhita* in As. Res. VIII, 344. 23) As. Res. VIII, 343. 24) *Harivansa*, trad. par *Langlois*, I, 95. Vgl. *Wilf.* in As. Res. XIV, 394. 25) *Varaha-Sanhita* a. a. O. p. 344.

Digitized by Google

men Ganges ohne Zweifel ſchon ſeit Alexander's des Großen Zeit ſehr entſtellt; daher wage ich nicht ſanſkritiſche Namen, welche ſich ſonſt damit zuſammenſtellen ließen, zu vergleichen.

Wir müſſen hier ſogleich die Völker und mit ſanſkritiſchen Namen vergleichbare Städte ꝛc. anknüpfen, welche Ptolemäus auf der Oſtſeite des Ganges angibt[26]). Zu beiden Seiten des Sarabus (im Sanſkrit Saravan, jetzt Ramgunga)[27]) wohnen die Tangana (im Sanſkrit mit völlig gleichem Namen Tàngana[28]). Auf die Tânganâs folgen bei Ptolemäus die Marundá; dies ſind die Murund'às des Sanſkrits, welche in den Puranen auch Burunda oder Burunt'a[29]) genannt werden, und bei Hamilton[30]) durch Verleſen Gurund'a; bei Oppian[31]) führen ſie den Namen Maraunthes; ſie erſcheinen auch in indiſchen Inſcheiſten[32]). Nach einigen indiſchen Angaben ſollen 13[33]), nach Andern[34]) 10, Murund'as die Herrſchaft über Indien gehabt haben. Wenn ſie, wie man gewöhnlich annimmt, wofür ich jedoch keine hinreichenden Gründe bis jetzt erkennen kann, wirklich ein tatariſcher Stamm ſind, ſo hätten ſich zu Ptolemäus' Zeit zwei Bruchſtücke vom großen ſkythiſchen Reiche erhalten gehabt, das eine am Indus, das andere am Ganges; dazwiſchen hätten ſich die Kaſchmirer eingedrängt gehabt und ein neues indiſches Reich gebildet. Dieſe Annahme würde aber zuſammenfallen, wenn, was nicht ganz unwahrſcheinlich iſt, Ptolemäus' Marundá mit des Plinius Molindá[35]) identiſch ſind. Denn Plinius' Völkertafel rührt, wie ſchon bemerkt, aus vorſkythiſcher Zeit her. Bemerkenswerth iſt jedoch, daß Murund'a ein ſanſkritiſcher Name für Lampàka, jetzt Lamghan, im Weſten des Indus, iſt[36]), wo Skythen entſchieden wohnten. Die eine der Städte der Murundas, Corygaza, vergleicht Wilford[37]) ſehr richtig mit dem ſanſkritiſchen Gaud'a in dieſer Gegend, deſſen cerebrales d' wie r geſprochen wird. Weſtlich von den Tânganâs, ganz im Norden zwiſchen dem Berge Imaus und Bepyrus, wohnen die Tacorái, unter ihnen die Corancali. Sind letztere die Cálacóti des Sanſkrits?[38]) Dann folgen die Paſſàlá, welche auch Plinius unter demſelben Namen kennt[39]). Bei Arrhian[40]) heißen ſie *Πάζαλοι*, und ſind ohne Zweifel die Pank'àlàs des Sanſkrits um Canodje[41]). Nach ihnen kommen die Beſadá (ſind dies die Vatsàs)[42])), eine der Beſchreibung nach[43]) nicht-ariſche Völkerſchaft. Neben dem Berge Máandrus (ſanſkritiſch Mahèndra im Lande Kalinga[44]), nördlich von Cirrhadia (im Sanſkrit kiràtàs), wohnen die Zamírá (ſind dies die Çiviràs, deren Land unter dem Namen Çiviragiri, Berg der Siviras, erwähnt wird?)[45]) Für die nächſtfolgenden Völker finde ich bis jetzt keine ähnlichen Namen im Sanſkrit. Die Indaprathá klingen ſonderbar ähnlich mit dem ſanſkritiſchen Namen der berühmten Stadt Indaprastha zuſammen; dieſe wird zwar gewöhnlich mit Delhi weſtlich vom Ganges identificirt; allein dieſe Annahme beruht noch auf keinen ganz ſichern Stützen. Aber wenn auch die Stadt ſelbſt weſtlich vom Ganges lag — was nicht zu bezweifeln iſt, ſo konnte das danach benannte Volk doch auch öſtlich davon wohnen. Das Nangalogá genannte Volk, deſſen Name von Ptolemäus *γυμνῶν κόσμος* überſetzt wird, müßte im Sanſkrit nagna lòka heißen, und ein Volk Nagnaparn'a erwähnt auch das Varáha-Sanhita in dieſer Gegend[46]).

Was die innerhalb dieſer Völker (von den Tânganâs an) liegenden Städte betrifft, ſo ſcheint Lampura (ſanſkritiſch Ràmapura, oder mit vorgeſetztem Çrî (heilig), Çrîràmapura, das jetzige Serampur (22° 45′ n. Br., 88° 26′ ö. L.) zu ſein. Canogiza iſt ſanſkritiſch Canjàkubg'a, jetzt Kanodje; die jetzige Stadt liegt etwas weſtlich vom Ganges (zwei engliſche Meilen); zu Ptolemäus' Zeit lag der Haupttheil derſelben wahrſcheinlich an der öſtlichen Seite. Caſſïda iſt, wie ſchon Wilford bemerkt hat[47]), das ſanſkritiſche Kàçi, der alte Name von Benares. Suannagaea iſt, nach demſelben[48]), das heutige Sewan, mit dem Zuſatze nagara, Stadt (26° 11′ n. Br., 84° 17′ ö. L. Greenw.)[49]), in dem Sowanabhumi des Mahàwanſo[50]). Die Stadt *Σαγῶδα* iſt Sacèda des Varaha-Sanhita[51]). Athenagurum iſt das ſanſkritiſche adjodhjanagaram, die Stadt Ajodhja, jetzt Oude. Die Hauptſtadt Toſale erkannte Wilford in dem Toshala-Coçalaka des Brahmanda Purana[52]); wir haben jetzt denſelben Namen in der alten Aſokainſchrift von Dhauli in Cuttack, wo er tôshali geſchrieben wird[53]); in einer ſpätern Inſchrift von Guzerate heißt daſſelbe Gebiet, wenn richtig geleſen iſt, Tishat[54]); es wird der Verbindung mit Koçala, einem Namen von Ajodhja[55]), nach, nicht weit von dieſem zu ſuchen ſein; in der letzterwähnten Inſchrift wird es neben den Kiràtâs erwähnt, grade, wie es bei Ptolemäus nicht weit von *Κιῤῥαδία* liegt. Tugma identificirt Wilford mit Dhacca der indiſchen Geogra-

26) *Ptolem.* VII, 2. p. 177. 27) *Wilford* in As. Res. XIV, 409. 28) *Brahm.-Pur.* in As. Res. VIII, 342. 29) Vgl. *Wilford* in As. Res. IX, 219. 30) Genealog. Taf. 8. 16. 31) Cynegetica 40, 164. 32) Laſſen, Zur Geſchichte u. ſ. w. S. 276. 33) *Wilford*, As. Res. IX, 219. 34) Hamilton a. d. a. O. 35) *Plin.* N. H. VI, 22 (18). Vgl. Mannert, Geogr. d. Gr. u. Röm. V, 1, 87. 36) *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. 37) As. Res. VIII, 344; vgl. IX, 72. 38) *Varáha-Sanhita* in As. Res. VIII, 344. 39) *Plin.* N. H. a. a. O. 40) Indic. 8. 41) *Varáha-Sanhita* in As. Res. VIII, 344. *Brahm.-Pur.* ebend. 341; vgl. auch Ritter, Aſien. IV, 1, 498. 42) *Var.-Sanh.* in As. Res. VIII, 342. *Brahm.-Pur.* ebend. 344. 43) *μεϑ' οὓς — Πλᾶδαι; καλοῦσι δὲ οὕτως τοὺς Βησάδας, εἰσὶ γὰρ κολοβοὶ καὶ πλατεῖς καὶ δασεῖς καὶ πλατυπρόσωποι; Πλάδαι* könnte vielleicht ſanſkritiſch prĭthu ſein; doch hat dies, obgleich weſentlich identiſch mit dem griechiſchen *πλατύ*, im Gebrauch einige nicht damit übereinſtimmende Schattirungen der Bedeutung. [Sie ſcheinen ihren Namen von Bhallàt'a, einem Berge, zu haben; Zeitſchrift für Kunde des Morgenlandes. II, 41.] 44) *Raghuvança* IV, 54. 45) *Varáha-Sanh.* in As. Res. VIII, 344. 46) a. a. O. 345. Nagnadeça erwähnt Wilford aus indiſchen Geographen in As. Res. XIV, 391. 47) *Wilford* in As. Res. IX, 73. 48) a. a. O. 49) *Hamilton*, Descript. of Hindost. I, 278. 50) Vgl. oben S. 72. Anm. 97. 51) As. Res. VIII, 344. 52) As. Res. VIII, 344. 53) Journ. of Beng. 1838. May. p. 442. Vgl. 499. 54) Ebend. April. S. 341. 55) *Wilson*. Sanscrit Dictionary u. d. W. Vgl. *Schlegel*, Ramajan. I, 2, 48.

Digitized by Google

oben [55]). Trilingum endlich ſcheint mir dem ſanſkritiſchen Tricalinga zu entſprechen, wie ſich der König Sri Carna Deva nennt. Es bezeichnet die Vereinigung der drei Kalingas zu einem Reiche. Plinius, um dies beiläufig noch zu bemerken, kennt ſchon außer dem allgemeinen Namen Kalingá, drei mit ſpeciellen Beziehungen, die Moccacalingá, die Gangaridá Kalingá und Modogalinga.

In Bezug auf die Küſtenländer des eigentlichen Dekhan finden ſich wenig Abweichungen vom Periplus. Südlich von Larice beginnt Ariaka, Land der Sadaner; es erſtreckt ſich tief in das Dekhan hinein bis zum Krishnafluſſe (jetzt Kiſtna) [57]). Es iſt aber zwiſchen zwei Königen getheilt; beide haben ihre Reſidenzen im Innern. Die des Herrſchers über das nördlichere Ariaka iſt Bátana (Pattan); Ptolemäus nennt ihn *Σιροπτολεμαῖος*; das anlautende *Σιρο* iſt das ſanſkritiſche çri, und nur das folgende der eigentliche Name. Die ſanſkritiſche Form deſſelben mit Sicherheit nachzuweiſen, iſt zur Zeit unmöglich. Die Reſidenz des Herrſchers über den ſüdlichern Theil nennt er Hippocura, den König ſelbſt Baleocuros; man hat darin den Namen Balhara, wie ſich eine bedeutende Dynaſtie Indiens nennt, entdecken wollen. Die ſanſkritiſche Form des Namens dieſer Dynaſtie iſt aber Bhat'arca [58]), was dieſe, ohnedies wenig begründete, Annahme noch zweifelhafter macht. Eine Stadt in ſeinem Gebiete wird *Βαναουασει* genannt; dies entſpricht dem ſanſkritiſchen vanavási, Waldbewohner, welches Wort zweimal als Bezeichnung eines Landſtrichs im Dekhan in der Varaha-Sanhita [59]) vorkommt. Die auf Ariaka folgenden Piraten erſtrecken ſich nicht weit von der Küſte in das Binnenland hinein; im Binnenlande liegt jedoch ihre Hauptſtadt, Mirſupale (pale iſt das ſanſkritiſche palla, Flecken). Limyrike ſcheint ſich im Binnenlande bis zum Cavery auszudehnen. Es herrſchte noch dieſelbe Dynaſtie, wie zur Zeit des Periplus. Das Reich des Pandion (die Pândyâs) ſcheint aber ſehr zuſammengeſchmolzen zu ſein. Denn auf Limyrike folgen zunächſt die *Ἄιοι*, welche an der Küſte bis zum Cap Comorin reichen, im Binnenlande aber nur eine Stadt beſitzen. Ihre Hauptſtadt iſt Cottiara (jetzt Cochin). Öſtlich vom Cap Comorin haben die Kareï einen Theil von Pandion's früherem Reiche, wo ſeine Probefiſchereien lagen, in Beſitz genommen. Mit ihren Beſitzungen im Binnenlande mögen ſie etwas nördlich über das jetzige Fürſtenthum Tinevelly hinausgereicht haben. Die Küſte etwas diesſeit und jenſeit vom Vorgebirge Cory iſt noch im Beſitze des Pandion; Modura (jetzt Madura) noch ſeine Reſidenz. Bis zum Cavery folgen die Bati (Vata oder Bata im Sanſkrit) [60]) mit einem kleinen Landſtriche und der Hauptſtadt Nigama. Um die Mündungen des Cavery und tiefer ins Land hinein wohnen die Soringi (hier muß der Sitz der Kâverjâs der Varaha-Sanhita [61]) ſein). Den König nennt Ptolemäus Sornatos (im Genitiv; vielleicht Suranâtha im Sanſkrit); deſſen Reſidenz Orthura (jetzt Utatur) [62]) liegt im Binnenlande. Nördlich vom Cavery bis faſt zum Godavery, dem Máſolus des Ptolemäus, und tief in das Land hinein wohnen die Arvarni. Doch müſſen wir hier einen Augenblick einhalten, um zu erklären, warum wir gegen die gewöhnliche Anſicht [63]) den Máſolus nicht für den Krishna, ſondern für den Godavery erklären [64]). Jene Anſicht hat ſo gut wie gar keine Stütze, höchſtens könnte man ſich auf den Namen der Stadt Maſulipatan berufen, welche dem Kriſchna näher liegt, als dem Godavery; allein eine Stadt dieſes Namens kennt Ptolemäus gar nicht, ſondern nur ein Land Maiſolia. Die Stadt iſt demnach ohne Zweifel erſt ſpäter gegründet, und bis dahin konnten ſich die Maiſoli (die maushalâs des Sanſkrits) ein wenig ſüdlicher gezogen haben. Für die Annahme, daß der Godavery der Máſolus ſei, ſpricht aber Folgendes. Der viertletzte Fluß vor der weſtlichſten Mündung des Ganges heißt bei Ptolemäus Manda. Dies iſt ſowol der Lage als dem Namen nach der jetzige Mahanuddy, im Sanſkrit Mahánadî (der große Strom), welcher Name von den Griechen faſt gar nicht anders ausgeſprochen werden konnte. Auf ihn folgt alsdann ſogleich der Máſolus, welcher, wenn wir nicht annehmen wollen, daß Ptolemäus den faſt bedeutendſten Fluß der Oſtküſte Indiens übergangen hätte, nothwendig der Godavery ſein muß. Der Ptolemäiſche Name iſt dem an ſeinen Mündungen wohnenden Volke entlehnt, deſſen ſanſkritiſcher Name Maushala ſich, ſo viel ich bis jetzt weiß, nur in den Namen Maushalipatana, Maſulipatam, erhalten hat. Dann folgt bei Ptolemäus weiter ſüdlich die Mündung des Tynna, welchen ich für den Krishna nehme; ob Tynna eine Entſtellung des erwähnten ſanſkritiſchen Namens iſt, was nicht unmöglich wäre, oder ein anderer, uns bis jetzt unbekannter, oder gar ſanſkritiſch Tunga in Tungabhadrá, wie einer der Hauptflüſſe heißt, welche in den Krishna ſtrömen (der jetzige Tumbudra), ſodaß dieſer zu Ptolemäus' Zeit dem vereinigten Strom den Namen gegeben hätte, will ich nicht entſcheiden. Weiter ſüdlich folgt alsdann der Chaberis bei Ptolemäus (im Sanſkrit kaverî); bei dieſer Annahme finden wir, daß Ptolemäus grade die Hauptflüſſe der Oſtküſte von Indien erwähnt hätte, nicht wie bei den gewöhnlichen Annahmen für faſt alle ebenerwähnte Flüſſe der Fall iſt, die unbedeutendſten angeführt und die bedeutendſten vergeſſen. Bis zwiſchen den Krishna und Godavery ging alſo die Küſte der Arvarni. Ihr Name klingt faſt wie der der Avarttas in Varaha-Sanhita [65]), welche in ungefähr derſelben Localität neben dem Kalingareiche im weitern Sinne erwähnt werden. An der Küſte kennt Ptolemäus ſehr wenig Städte. Poduke

56) As. Res. XIV, 380. 57) Mannert, Geogr. d. Gr. u. Römer. V, 1, 141. 58) Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1548. 1552. 59) As. Res. VIII, 345. 347. 60) *Wilford* in As. Res. XIV, 376. 61) As. Res. VIII, 345. Vgl. auch *Mahawanso* I, 71 und oben S. 72.

62) Mannert, Geogr. d. Gr. u. Römer. V, 1, 165. 63) Vgl. Mannert V, 1, 171. 64) Wir laſſen uns ſonſt nicht auf Polemiſirung gegen fremde Anſichten in Bezug auf die alte Geographie Indiens ein; können auch hier dieſen Gegenſtand nicht ausführlicher behandeln, da er zu umfaſſend iſt; dieſer einzelne Punkt iſt aber von zu großer Bedeutung, daher ich ihn nicht übergehen mochte. 65) As. Res. VIII, 347.

(aus dem tamuliſchen Puduchchery, Neuſtadt) haben wir ſchon aus dem Periplus kennen gelernt, und mit dem heutigen Pondichery identificirt. Die nördlichſte Küſtenſtadt iſt Maliarapha; wäre dieſes mit dem heutigen Maddapollam (16° 24′ nördl. Br., 81° 45′ öſtl. L.) [66]) zu identificiren? Von den Städten im Binnenlande klingt der Name *Πολτοίρ* ganz wie der jetzige Flußname Palaur, und bezeichnet vielleicht einen daran gelegenen Ort; oder wäre es Vellore (Velur 12° 57′ nördl. Br., 79° 11′ öſtl. L.) [67])? Im Binnenlande liegt auch die Reſidenz des Königs, welchen Ptolemäus Baſaronagos (im Genitiv) nennt; ſie heißt Malanga. Die letzte Stadt des Binnenlandes heißt bei Ptolemäus Kandipatna; hier iſt patna ſanſkritiſch pattana, Stadt, wofür das gleichbedeutende pura ſtehen kann. Daher nehme ich keinen Anſtand, Kandi-patna mit dem ſanſkritiſchen Kank'î-puram (jetzt Conjeveram) [68]) zu identificiren. Nach einer Mittheilung aus der Mackenzie-Sammlung war dies einſt die Hauptſtadt des Reiches der Pândjâs [69]), und zur Zeit des Periplus ſcheint daſſelbe in der That dieſen Umfang gehabt zu haben.

Südlich vom Godavery (im Sanſkrit Godâvâri) [70]) beginnt das Gebiet der Maiſoli (im Sanſkrit Maushala) und reicht bis zu der weſtlichen Mündung des Ganges. Ihre Hauptſtadt liegt im Binnenlande und heißt Pitynda; eine andere Stadt im Binnenlande nennt Ptolemäus Bardamana, augenſcheinlich derſelbe Name mit den Vardhamânâs der Varâha-Sanhitâ [71]), jetzt Burdwan (23° 15′ nördl. Br., 87° 57′ öſtl. L.) [72]). Von den Küſtenpunkten haben wir die Mündung des Mahânadi, Manda, ſchon bemerkt; zwiſchen dieſem und der weſtlichſten Mündung des Ganges werden drei Flüſſe erwähnt, deren einer Doſaron genannt, und auf dem Urentus entſpringend [73]), der Daçarn'â des Brahmand'a-Pur. iſt, welcher auf dem Chitrakakût'â entſpringt [74]). Auf ihn folgt *Κωκάλα*, ohne Zweifel das ſanſkritiſche kukurâs [75]), ein Volk in der Nähe von Benares, aber wie aus Ptolemäus nun folgt, noch dießſeit des Ganges. Weiterhin neben der weſtlichſten Mündung des Ganges erwähnt Ptolemäus *Κωσάμβα*, augenſcheinlich das ſanſkritiſche Kauçambî [76]), deſſen Lage alſo hierdurch ſo ziemlich beſtimmt iſt. Zwiſchen den Gangesmündungen wohnen die Gangariden mit der Hauptſtadt Canga im Binnenlande.

Dies iſt der Zuſtand Indiens zu Ptolemäus' Zeiten, ſo weit wir ihn aus ihm, mit Zuziehung der bis jetzt zugänglichen indiſchen Hilfsmittel, ſchildern können. Die Fremdherrſchaft iſt ſchon wieder ſehr beſchränkt; das größte indiſche Reich das der Kaſchmirer; der alte Sitz des indiſchen Kaiſerthums ſcheint noch Anſprüche auf die Präponderanz zu machen, aber einen eigentlichen präponderirenden indiſchen Staat, welcher auf die übrigen einen gewiſſen Einfluß übte, ſcheint es damals nicht gegeben zu haben.

Wir wenden uns zur Fortſetzung der indiſchen Geſchichte. Nach einer Inſchrift, welche um 1750 gefunden und 1780 bei einer Plünderung verloren ward, herrſchten um das J. 144 n. Chr. die Haihaibunſi-Fürſten über Mundala [77]). Mundala, im Sanſkrit mand'ala, Kreis, Reich, vielleicht das Ptolemäiſche Mandala [78]), jetzt Mundlah, iſt ein Diſtrict in Gondwana an der Nordſeite des Nerbudda (im Sanſkrit Narmadâ), der ſich faſt bis zu der Quelle deſſelben bei Omereuntuc erſtreckt. Die jetzige Hauptſtadt Mundlah liegt 22° 42′ nördl. Br., 81° 2′ öſtl. L. [79]). In dem Worte Haihaibunſi iſt bunsi das ſanſkritiſche vança, Familie, und Haihai der Eigenname Haihaya oder Haihêya, einer Dynaſtie, welche einſt in Indien ſehr mächtig geweſen zu ſein ſcheint, und deren angebliche Nachkommen noch jetzt in dieſen Gegenden Beſitz haben [80]). Ihr Name ſcheint nicht indiſch zu ſein. Die Puranen weiſen ihnen als ihre Urſitze die Ufer des Ganges an, von wo ſie ſich nach dem Weſten Indiens gezogen hätten [81]). Manche Andeutungen ſcheinen ihnen einen perſiſchen Urſprung zuzuſprechen [82]). In den Geſchlechtstafeln erſcheinen ſie als Nachkommen von Yadu dem eigentlichen, aber von der Nachfolge ausgeſchloſſenen, Erben von Pratishthan'a, einer Stadt, deren Ruinen an das linke Ufer des Ganges, Allahabad gegenüber, bei Djoſy geſetzt werden [83]). Nach dem Bhagav.-Puranas und der Vança-Lat'a iſt Yadus' Sohn Sahasrajit, deſſen Sohn Satajit und deſſen dritter Sohn Haihaya [84]). Der Harivança nennt Yadus' Sohn Sahasrada und Haihaja deſſen Sohn [85]). Wilford bemerkt, daß nach den Puranen 24 Könige aus dieſer Dynaſtie herrſchten [86]). Die erwähnten Geſchlechtstafeln kennen die Namen von ſo vielen nicht, führen aber eine größere Zahl von Regierungsjahren an. Ich erlaube mir, da es doch nur wenige ſind, ſie neben einander hier anzuführen.

| Bhagavat.-Puran. | Vança-Lat'a | Harivança |
| --- | --- | --- |
| 1) Haihaya | 1) Haihaya | 1) Haihaya |
| 2) Dharma | 2) Dharma | 2) Dharmanetra |
| 3) Nitra [87]) | fehlt | fehlt |
| 4) Kunti | fehlt | 3) Karti |

66) *Hamilton*, Descript. II, 83. 67) a. a. O. S. 433. 68) *Var.-Sanh.* in As. Res. VIII, 343. Vgl. Journ. of Beng. 1838. May. p. 373. 69) Nach *Wilson*, Mackenz.-Catal. Pref. p. LXXVII bei *Lassen*, Inst. Ling. Pracr. App. p. 7. (Wilſon's Katalog iſt mir nicht zugänglich.) 70) As. Res. VIII, 341. 71) a. a. O. S. 344. 347. 72) *Hamilton*, Descript. I, 157. 73) *Ptolem.* ed. *P. Mont.* 169. 170. 74) As. Res. VIII, 341. 75) *Var.-Sanh.* a. a. O. 344. Vgl. *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. und die Inſchrift in Journ. of Beng. 1838. Apr. p. 341. 346. 76) As. Res. VIII, 347. Vgl. Wilſon a. a. O. u. d. W. Tod (Annals of Rajasth. I, 42) ſetzt es falſch an.

77) History of the Gurha Mundala Râjas by *W. H. Sleeman* in Journ. of Beng. 1837. August. p. 621. 78) Vgl. S. 95, wo wir uns in dieſem Falle geirrt hätten. 79) *Hamilton*, Descript. of Hindost. II, 23 fg. 80) *Sleeman* a. a. O. 81) *Wilford* in As. Res. IX, 106. 82) a. a. O. und VIII, 346. Vgl. auch *Harivança*, trad. par *Langlois*. I, 153. 157. 83) *Hamilton*, Geneal. p. 97. 84) *Hamilton*, Geneal. Taf. 6 und 13. 85) a. a. O. Taf. 20. 86) *Wilford* in As. Res. IX, Tafel zu 116, wo Haihayas ſtatt Halhajas zu leſen. 87) Dieſer Name ſcheint noch Nr. 2 zu gehören, ſodaß dieſer, wie im Harivança, Dharmanetra hieß.

Digitized by Google

| | | |
|---|---|---|
| 5) Sahangi | 3) Sahangji | 4) Sahangja |
| 6) Maheſhman | fehlt | 5) Mahêſhman |

Dieſem Könige wird die Erbauung von Mahiſhmatipuri, dem alten Namen von Mundlah [88]), zugeſchrieben [89]).

| | | |
|---|---|---|
| 7) Bhadraſena | 4) Bhadraſena | 6) Bhadraſêna |
| 8) Durmada | 5) Durmada | 7) Durdama |
| 9) Dhanaka nach dem Bhag.-Pur. der Bruder von Nr. 8. | 6) Dhanaca | 8) Kanaka |

Die richtige Lesart ſcheint hier der Harivança erhalten zu haben [90]). Dieſen Kanaka können wir aber unbedenklich mit dem Kenekſen (das heißt Kanaka Sena; man vgl. wegen des Zuſatzes Sena Nr. 7 in der Bhag.-Tafel) identificiren, welcher an die Spitze der Gehlote-Dynaſtie von Mewar geſtellt wird [91]), trotz dem, daß ſich dieſe zu den Sonnendynaſtien (Sûrjavança) und die Haihayâs nach den drei vorliegenden Tafeln zu denen des Mondes (K'andravança) zählen. Dieſen Kenekſen ſetzen nun indiſche Berichte grade 144 n. Chr. [92]), alſo in daſſelbe Jahr, bis zu welchem die erwähnte Inſchrift der Haihayavança führte. Dieſes genaue Zuſammentreffen der Daten iſt nun aber weit entfernt eine höhere hiſtoriſche Sicherheit zu geben; vielmehr ſcheint es zu beweiſen, daß die Inſchrift ebenſolche Quellen benutzte, wie die ſind, welchen Tod treugläubig folgt. Leider finde ich nirgends angemerkt, bis wie weit jene Haihaya-Inſchrift hinabreichte; dieſer Umſtand würde für die Kritik derſelben von hoher Bedeutung ſein. Dennoch hielt ich es nicht für unintereſſant, die Genealogie dieſer Dynaſtie hier aufzunehmen, da ſie manche hiſtoriſche Momente zu enthalten ſcheint, welche ſich durch Combination vielleicht vergewiſſern laſſen, und dieſe Dynaſtie einſt eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt haben mochte. Es folgt nämlich auf Kanaka

| | | |
|---|---|---|
| 10) Kritavirja | 7) Kritavirja | 9) Kritavirja |
| 11) Arg'una | 8) Arg'una | 10) Arg'una. |

Dieſer letztere wird gewöhnlich patronymiſch Kârtavirja genannt [93]), und führt den Beinamen Sahaſrabâhus, der Tauſendarmige [94]). Seine Regierung muß wiederum ein Glanzpunkt in der indiſchen Geſchichte geweſen ſein. Ihm wird die Herrſchaft über die ſieben Inſeln, das heißt nach indiſcher Anſicht die ganze Welt, oder mit andern Worten die Präponderanz in Indien zugeſchrieben [95]). Eine Menge Legenden curſiren über ihn [96]) und noch jetzt wird er unter dem erwähnten Namen Kârtavirja göttlich verehrt [97]). Sein Geburtsort wird an die linke Seite des Ganges in die Nähe der Saravati (jetzt der Fluß Ramganga) verlegt [98]). Hundert Söhne werden ihm gegeben, von denen einer König von Avanti (das iſt Ug'g'ajini, jetzt Dugein) geworden ſein ſoll; ein anderer folgte im Erbreiche, Mahiſhmati. Wenn in dieſen Angaben wirklich eine Andeutung der Präponderanz des Reiches Mahiſhmati unter Arg'una liegt, ſo könnte man die Angabe, daß ihm 100 Söhne folgen, von denen einer in Ozene, der andere im Erbreiche regiert, ſo deuten, daß nach Arg'una's Tode dieſe Präponderanz wieder eingebüßt ward und die von Arg'una eingeſetzten oder beſtätigten Fürſten ſich wieder unabhängig machten, ſeine eigene Familie ſich aber nur in dem Erbreiche und Ozene auf dem Throne behauptete. Das Erdreich umfaßte, außer dem ſchon erwähnten Mundlah, Lahnjee, früher Chumpanuttu genannt, Rutunpore in Gondwana [99]) und Sumbalpore [1]).

Im J. 159 und zwei Jahre ſpäter, 161, kamen Geſandte indiſcher Völker nach China [2]). Um dieſe Zeit wurde die Übermacht der Yue-tchi im nördlichen Indien, wie wir ſchon theilweiſe bemerkt haben, nach und nach gebrochen. Hierzu mag wol eher das Erwachen indiſcher Energie und das Erſchlaffen der Barbaren, als neue Einbrüche von barbariſchen Horden beigetragen haben. Nach chineſiſchen Berichten hörte ihre Macht in Indien auf um das J. 222 n. Chr. [3]). In Folge davon werden ſich in den von den Skythen verlaſſenen Gegenden die alten Dynaſtien, ſo weit ſie ſich erhalten hatten, zu neuer Macht erhoben haben. Ein Beiſpiel davon gibt uns zunächſt die ſchon erwähnte alte Suraſht'ra-Dynaſtie. Von ihr haben ſich eine Menge Münzen erhalten, welche in Mandivee, Puragarh, Bhoj, Oujein und andern alten Städten in Kutch, Kattywar, Guzerat und den naheliegenden Ländern, dem Surâsh'tra des Sanſkrits, Syrastrene bei den occidentaliſchen Schriftſtellern der Alten, aufgegraben ſind [4]). Dieſe Münzen ſchließen ſich dem Styl und Gepräge nach eng an die Münzen der griechiſchen und parthiſchen Herrſcher, welche einſt dieſe Gegenden beſaßen, und ſchon hierin mag man einen Grund ſehen, die, welche ſie prägen ließen, für die nächſten Nachfolger von jenen zu nehmen. Wenn Prinſep einige von ihnen mit Recht ſelbſt in das 2. und gar 3. Jahrh. vor Chr. ſetzt [5]), und die Schönheit des Gepräges ließe vielleicht dieſe Annahme zu, dann müßten wir freilich annehmen, daß dieſe alte Dynaſtie ſich ſchon etwa um die Zeit des Verſinkens der Maurja-Dynaſtie und der Feſtſetzung der Griechen in Indien (alſo zwiſchen 200—170 v. Chr.) wieder erhob, und dann, in größerer oder geringerer Abhängigkeit von den nachfolgenden Oberherren dieſer Gegenden, ſich wenigſtens an der Spitze der innern Ver-

88) Journ. of Beng. a. a. O. 622. 89) *Harivança* in *Hamilton*, Geneal. Taf. 20. Vgl. *Wilford* in As. Res. IX, 105. 90) Vgl. *Hamilton*, Geneal. p. 33 unter Kritaberma und Kritabirya. 91) *Tod*. Annals of Rajasthan. I, 215 fg. 92) a. a. O. 93) *Wilson*, Sanscrit Dict. unter *Kârtavirja* und *Arg'una*. 94) *Hamilton*, Geneal. Taf. 20 und S. 24. 95) a. d. a. OO. 96) a. a. O. S. 24. 97) *Wilford* in As. Res. IX, 105. 98) a. a. O. XIV, 409.

99) *Hamilton*, Descript. of Hindost. II, 22.
1) a. a. O. 2) *Deguignes*, Histoire des Huns. I, 1. p. 31. 3) *Matouanlin* im Journ. of Beng. 1837. January. p. 63 n. Vgl. *Ab. Remusat* zu Foĕ Kouĕ Ki p. 83 und Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen und indoſkythiſchen Könige u. ſ. w. S. 257. 4) über dieſe Münzen vgl. man Journ. of Beng. 1835. Decemb. p. 684 fg. mit einer Platte (Nr. XLIX), ferner 1837. May. p. 377 fg., mit Pl. XXIV und 1838. April. p. 350 fg. Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 154. 155. S. 1539. 5) a. a. O. 1838. April. p. 347.

waltung ihres Gebietes erhielt, und den Oberherren etwa nur Tribut zahlte. Allein ich glaube, daß weder das Gepräge der Münzen noch die griechiſche Legende auf dieſen Münzen für dieſe Anſicht abſolut entſcheidet. Denn griechiſches Leben und griechiſche Bildung war überaus tief in das indiſche Weſen eingedrungen, und wenn ſich die alte Dynaſtie etwa um 200 n. Chr. wieder zu hohem Glanze erhob, konnte ſie, im Beſitze der reichen Küſtenländer in den nordweſtlichen Gegenden Indiens, ſich auch getrieben fühlen, Münzen mit ſchönerem Gepräge ſchlagen zu laſſen, als die zunächſt vorhergehenden der letzten Skythendynaſtie, der Doerki, hatten. Doch über den wahrſcheinlichen Beginn der Münzen dieſer Dynaſtie werden wir mit mehr Sicherheit weiterhin ſprechen können.

Ehe die Maurja-Dynaſtie und zwar ſchon der erſte derſelben, Tſchandraguptas (von 312—288 v. Chr.), die alte Surâsht'ra-Dynaſtie unterdrückt hatte, hatte hier der Râg'â (König) und Mahâkshatrapas (Großſatrap) Atri Dâmâ [6]) geherrſcht. Unter der Maurja-Dynaſtie werden die Nachfolger dieſer Dynaſtie nicht einmal bei der Aufführung eines Brückenbaues erwähnt, ſondern die Maurjâs Tſchandraguptas und Aſokas; ihre Macht war demnach ſelbſt in Beziehung auf innere Angelegenheiten gewiß ſehr beſchränkt. Dennoch nahmen ſie gewiß die erſte Stelle, wenigſtens in einem Theile ihrer alten Beſitzungen, ein. Unter Aſokas ſcheint ſich der Buddhismus auch hier feſtgeſetzt zu haben. Dafür ſprechen die nachfolgenden Münzen und der Name des Vaters von dem, mit welchem die Dynaſtie wieder in ihre alte Würde eintritt, nämlich G'inadâma; denn die erſte Hälfte des Namens G'ina iſt ein bekannter Beiname des Buddha [7]). Dieſer G'inadâma führt noch gar keinen Titel, ſondern wird blos Herr (svâmi) genannt, woraus alſo folgt, daß, während der Zeit der Abhängigkeit, dieſe Dynaſtie überhaupt keinen der früheren Titel führen durfte. Daß er aber ein Abkömmling der alten Dynaſtie war, zeigt ſchon theilweiſe die Hälfte des Namens Dâma; noch mehr aber, daß die nun folgende Dynaſtie dieſelben Titel wie K'ashtâna und Atridâma, nämlich Râg'â und Mahâkshatrapas gebraucht. Der Sohn von G'inadâma nennt ſich ſchon Râg'â (König), aber nicht Mahâkshatrapas (Großſatrap), ſondern nur Kshatrapas (Satrap); er heißt Rudra Sâha [8]). Ihm folgt ſein Sohn, Aga Dâma, ebenfalls mit den Titeln R'âgâ und Kshatrapas [9]). Hier iſt ein Bruch; denn von dem zunächſt erwähnten Fürſten beſitzen wir keine Münzen, daher wir auch nicht wiſſen, weſſen Sohn er war. Allein wenn wir auf das Gepräge der nächſtfolgenden Münzen [10]) einiges Gewicht legen dürfen, ſo kann kein bedeutender Zwiſchenraum zwiſchen Aga Dâma und dem Fürſten, der nach dem Bruche kommt, verfloſſen ſein. Dieſer iſt der erſte Râg'â und Mahâkshatrapas und heißt Dâma Sâha. Ihm folgt ſein Sohn, Vig'aja Sâha, ebenfalls Râg'â und Mahâkshatrapas [11]). Neben deſſen Münzen erſcheinen aber auch Münzen von deſſen Bruder, Vira Dâma, welcher aber nur die Titel Râg'â Kshatrapas führt [12]). Es werden ſich ſpäter nun noch mehr Münzen von Brüdern des Mahâkshatrapas finden, welche den Titel Kshatrapas führen. Mir iſt es daher wahrſcheinlich, daß dieſe eine Art apanagirter Prinzen ſind, denen, wie dem Aſokas von ſeinem Vater Ug'g'ajini [13]), ſo ein Theil des Suraſhtrareiches zur Verwaltung angewieſen war, wo ſie alsdann faſt ganz unabhängig herrſchten. Der Bruder von Vira Dâma ſtarb kinderlos; ihm folgt daher als nächſter Mahâkshatrapa der Sohn von Vira Dâma, nämlich Rudra Sâha (II). Auf ſeinen Münzen erſcheinen die Data 281 (283?) und 310 [14]). Auf ihn folgt ſein Sohn, Atri Dâma, ebenfalls Râg'â und Mahâkshatrapas. Auch er hat ein Datum auf einigen ſeiner Münzen, welches Prinſep 360 lieſt [15]). Wenn dieſe Lesart richtig iſt, ſo hätten Vater und Sohn zuſammen wenigſtens 80 Jahre regiert, was in der That etwas viel iſt. Neben Atri Dâma regieren zwei Brüder von ihm als Kshatrapâs, nämlich 1) Viçva Sâha, welchen Prinſep [16]) fälſchlich [17]) für einen Sohn von Vira Dâma gibt, und 2) Rudra Sâha [18]). Jener hat das Datum 320 und irgend eine noch nicht zu ſichernde Einzahl, dieſer 332. Daraus können wir wol folgern, daß der Vater Rudra Sâha ſchon um 320 geſtorben war. Von einem Sohne des Atri Dâma, welcher Mahâkshatrapas geweſen wäre, exiſtiren keine Münzen; wol aber von einem Sohne deſſelben, welcher blos Râg'â Kshatrapas betitelt iſt und Viçva Sâha heißt [19]). Dann kommt wieder ein Bruch. Ehe wir die beiden nach dieſem folgenden Mahâkshatrapas erwähnen, erlauben wir uns die bisher bekannten genealogiſch zu ordnen.

6) Des Namens erſte Hälfte iſt nicht ganz ſicher; Journ. of Beng. 1838. April. p. 340. 343. 7) Vgl. Journ. of Beng. a. a. O. 346. 8) Vgl. Journ. of Beng. 1838. April. pl. XII. Nr. 1. 11. 13 und S. 354 (May. 1837. S. 381, wo die Legende noch nicht ganz richtig geleſen); durch Verſehen iſt er (in den Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1539) als Mahâkshatrapas angeführt.

9) Vgl. Journ. of Beng. 1838. April. pl. XII. Nr. 2. (Vgl. May. S. 381.) 10) a. a. O. April. pl. XII. Nr. 3. 4 u. ſ. w. 11) Ebend. XII, 3 und 15. S. 355. 356. 12) Ebend. Nr. 4. S. 355. Vgl. May. 1837. S. 381. 13) Vgl. oben S. 69. 14) Journ. of Beng. April. 1838. S. 351. 355. Vgl. May. 1837. S. 381. 15) a. a. O. April. S. 355. Nr. 7. 16) a. a. O. S. 351. 17) Vgl. a. a. O. S. 355. Nr. 6. 18) a. a. O. pl. XII. Nr. 12. 19) a. a. O. S. 355. Nr. 9.

Digitized by Google

I) R. M. K. K'ashtâna
II) R. M. K. Atri Dâma
Ein Bruch
1) G'inadâma
2) R. K. Rudra Sâha
3) R. K. Aga Dâma
Ein Bruch
I) R. M. K. Dama Sâha

II) R. M. K. Vig'aja Sâha — R. K. Vîra Dama

III) R. M. K. Rudra Sâha 281 (283) und 310

IV) R. M. K. Atri Dâma (360); R. K. Viçva Sâha; R. K. Rudra Sâha.

Wenn unſere Vermuthung, daß die von Vîra Dâma an erſcheinenden Kshatrapâs apanagirte Prinzen ſind, richtig iſt, ſo dürfen wir annehmen, daß neben dem Sohne des Atri Dâma, welcher mit dem Titel Râg'â Kshatrapas erſcheint, noch ein anderer exiſtirt habe, welcher der Mahâkshatrapas war, und deſſen Name uns zufällig, weil bis jetzt keine Münzen von ihm entdeckt ſind, unbekannt iſt, alſo

(Atri Dâma)

V) R. M. K. unbekannt. — R. K. Viçva Sâha.

Hierauf folgt, wie ſchon bemerkt, ein Bruch. Dieſer kann aber nur ſehr klein ſein; denn wir kennen alsdann noch zwei Könige und Mahâkshatrapas: 1) den R. M. K. Svâmi Rudra Dâma Sâha, und deſſen Sohn, R. M. K. Svâmi Rudra Sâha. Letzterer hat auf ſeinen Münzen die Data 385 und 390 [20]). Wenn aber das Datum bei Atri Dâma (Nr. IV) richtig geleſen iſt, nämlich 360, ſo kann zwiſchen ihm und dem letzterwähnten Rudra Sâha ſchwerlich außer dem Vater von letzterem, Rudra Dâma und dem unbekannten M. K. (Nr. V) noch ein Mahâkshatrapa geherrſcht haben. Daher iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Rudra Dâma der Sohn von eben jenem unbekannten M. K. ſei.

Von dieſem Rudra Dâma, dem ſechsten Großſatrapen nach Wiederherſtellung der alten Dynaſtie, haben wir nun eine Inſchrift, woraus hervorgeht, daß unter ihm die Glanzepoche dieſes Hauſes eintrat. Es iſt die ſchon mehrfach erwähnte von Girnar, welche die Geſchichte eines Brückenbaues erzählt [21]). Er ſcheint ſich darin Rudra Dâma Sahaſena zu nennen [22]). Aus ihr erfahren wir, daß er Herr von Avanti war; dieſes iſt ein anderer Name für das Königreich Ug'g'ajini [23]). Es ſcheint ſchon früher zu dem Surashtrareiche gehört zu haben; wenigſtens fand ſich im Oujein ſchon eine Münze von Rudra Sâha, datirt 332 [24]). Ferner herrſchte er über Anupa, wie Prinſep in der Inſchrift las. Dies ſcheint aber eher Anuja geleſen werden zu müſſen, wie ein Diſtrict im Süden der Vindhjagebirge im Vâju-Puranas genannt wird [25]); weiter gehörte zu ſeinem Reiche Vrĭg'a, wol identiſch mit Vrĭg'i, wie die Gegend um das jetzige Delhi und Agra (das alte Mathura) hieß [26]), dann Anartta auf der weſtlichen Seite Indiens in der Pentapotamie [27]), ferner Surashtra, der uns bekannte Küſtenſtrich, Savara, wilde Völker nicht weit vom Ganges, Kukura in der Gegend von Benares [28]), Kirâta, vom Ganges nach Nepal zu, Tishat (was wir für Toshali nahmen, nicht weit von Oude) [29]). Unter dieſem Herrſcher beſaß dieſe Dynaſtie demnach faſt das ganze mittlere Indien, begrenzt etwa durch drei Linien, deren eine von dem Vorgebirge Diu in Guzerate öſtlich, ſich leiſe nach Norden ziehend, bis über Benares hinaufreichte, deren andere von da ſich nordweſtlich etwa bis über Delhi hinzog, und deren dritte von da an ſich ſüdweſtlich bis etwa zum mittlern Indus bewegte. Alles, was zwiſchen dieſen drei Linien lag, mußte Rudra Dâma's Suprematie anerkennen. Neben ſich erwähnt er als mächtigen König Sâtkarn'i, den Herrn von Dakshin'apatha, welchen er mehrfach beſiegt und zu einem Frieden genöthigt habe. Der Name Sâtkarni (denn ſo iſt wol jedesmal für die verderbten Formen Sata Carna und Ähnliches zu leſen) erſcheint nun mehrfach in der Liſte der Andhraherrſcher [30]), und da der Sitz der Andhras ſchon im Dekhan iſt, und ihre Macht ſich gewiß bis tief in daſſelbe erſtreckte, ſo iſt wol kaum zu bezweifeln, daß der in dieſer Inſchrift genannte Sâtkarni einer der Andhras iſt. Dieſe Dynaſtie muß demnach um dieſelbe Zeit ſehr mächtig im Dekhan geweſen ſein. Da ſie aber nach den übereinſtimmenden Angaben der einheimiſchen Quellen Magadha und ſomit die Präponderanz in Indien beſaß, Magadha aber unter Rudra Dâma's Herrſchaft nicht ſteht, ſo wird es nicht unwahrſcheinlich, daß wir in dieſem Sâtkarni einen der indiſchen Kaiſer aus der Andhradynaſtie anzuerkennen haben, deſſen Herrſchaft jedoch durch das Umſichgreifen der Surâshtradynaſtie ſehr beſchränkt und faſt in die Grenzen ſeines Erbreiches zurückgewieſen war. Seine Hauptbeſitzungen werden im Dekhan gelegen haben; zugleich war ihm aber der Kaiſerſitz Indiens, Behar, unterworfen. Da die ganze Inſchrift keine Spur eines andern mächtigen Königs um dieſelbe Zeit in Indien zeigt, ſo iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß damals nur die Surâshtra- und Andhradynaſtie eine Aſcendenz in Indien beſaßen. Die andern Fürſten mögen von der einen oder der andern in größerer oder geringerer Abhängigkeit geſtanden haben.

Dieſer Rudra Dâma, durch deſſen Inſchrift es uns möglich wurde, die Lage Indiens zu einer beſtimmten Zeit wieder einigermaßen zu überſehen, lebte zwiſchen

20) Vgl. Journ. of Beng. April. 1838. Nr. 12 und May. 1837. S. 382. Legende 9. 21) Journ. of Beng. Apr. 338 fg. 22) Vgl. Fac simile a. a. O. pl. XIX zu S. 341. 23) *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. und *Wilford* in As. Res. VIII, oft auch *Prinsep* in Journ. of Beng. 1838. April. S. 341. *Mahâwanso*, ed. *Turnour* p. 16. 76.

24) Journ. of Beng. April. 1838. p. 350. 25) As. Res. VIII, 343. 26) *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. Prinſep a. a. O. 27) *Varâha-Sanhita* in As. Res. VIII, 345. 28) Vgl. S. 98. 29) Vgl. S. 96. 30) Vgl. S. 87.

Digitized by Google

360 (Datum von Atri Dâma, wenn die Zahl richtig iſt) und 385 (Datum von Rudra Sâha) der Ära, welche auf den Surâshtramünzen gebraucht wird. Betrachten wir ſie als die des Tſchanakja (312 v. Chr.) [31]), ſo würde ſeine Regierung zwiſchen 48—73 n. Chr. fallen. Aus dieſer Zeit rühren aber die Nachrichten des Periplus des rothen Meeres her, und dieſe zeigen uns ganz andere Verhältniſſe in Indien, als die vorliegende Inſchrift. Rechnen wir nach der Ära des Vikramaditja, welche in Indien am weiteſten verbreitet war, ſo würde ſeine Regierung zwiſchen 304 und 329 n. Chr. fallen, und uns iſt wenigſtens nichts bekannt, was dieſe Anſetzung derſelben unwahrſcheinlich machte. Nähme man die Ära des Salivahana an (78 n. Chr.), ſo würde ſeine Regierungszeit ſchon 438—463 n. Chr. fallen. Damals aber ſcheint, wie ſich weiterhin ergeben wird, die Lage Indiens auch ſchon ganz anders geweſen zu ſein. Tiefer hinabzurücken verbietet aber einerſeits das Gepräge der Münzen, deren erſte ſonſt zu weit von der Zeit der parthiſchen und griechiſch-barbariſchen Münzen entfernt würden, an die ſie ſich ſchließen, theils der Umſtand, daß ſich ſchon um 319 n. Chr. die Bhat'arca (Balhara)-Dynaſtie in eben der Gegend, wo dieſe Surâshtradynaſtie herrſchte, feſtzuſetzen und zu wachſen begann. So neigt ſich denn alles dazu, daß wir als Anfangspunkt der Münzendata entweder die Ära des Vikramaditja annehmen müſſen, oder eine dieſer Dynaſtie eigenthümliche, welche uns noch nicht bekannt iſt. Für die Ära des Vikramaditja ſpricht nun einigermaßen, daß ſich bei ihrer Annahme die Geſchichte dieſer Dynaſtie in die allgemeine Geſchichte Indiens, ſo weit wir ſie erkennen konnten, ſehr gut einordnet. Das Datum des Atri Dâma (360) fiele demnach 304 n. Chr., das erſte ſeines Vorgängers (281) fiele 225 n. Chr., vor dieſem Herrſchen aufwärts bis zum erſten Bruche ſind zwei Geſchlechter; dafür können wir 60 Jahre annehmen, ſo fiele Dama Saha, der erſte Râg'â und Mahâkshatrapas, etwa 165 n. Chr. Der dieſem vorhergehende Bruch ſchien uns nur kurze Zeit zu dauern, nehmen wir für ihn und die beiden ihm vorhergehenden Kshatrapas durchſchnittlich etwa 25 Jahre an, ſo würde der erſte Râg'â und Kshatrapas etwa 90 n. Chr. fallen. Nun aber erkannten wir aus dem Periplus, daß etwa um 60 n. Chr. in der Gegend von Surâsht'ra parthiſche Dynaſtien herrſchten, welche in gegenſeitiger Feindſchaft ſich abwechſelnd einander ſtürzten. Solch ein Zuſtand konnte unmöglich ſehr lange dauern, und mußte der alten einheimiſchen Dynaſtie nach und nach Gelegenheit geben, ihre alte Würde wieder in Anſpruch zu nehmen. Dreißig Jahre aber (zwiſchen 60—90 n. Chr.) ſind weder eine zu kurze noch zu lange Zeit, um dieſe Begebenheit vorzubereiten. Die erſten, welche die alte Stellung einzunehmen ſuchten, ſtanden höchſt wahrſcheinlich als bloße Kshatrapas in Abhängigkeit vom großen ſkythiſchen Reiche, und waren wol auf eine unbedeutende Beſitzung beſchränkt. So mag der Zuſtand um Ptolemäus' Zeit (140 n. Chr.) geweſen ſein, wo wol der Râg'â Kshatrapas Aga Dâma herrſchte. Um dieſe Zeit war aber das große ſkythiſche Reich ſchon durch das Eindringen der Kashmirer ſehr geſchwächt. Eine Schwächung, wenn ſie in barbariſchen Reichen begonnen, nimmt reißend ſchnell zu. Dieſe Zeit des Verſinkens der ſkythiſchen Macht wird die Surâsht'radynaſtie benutzt haben, ihren alten Titel Mahâkhsatrapas wieder hervorzuſuchen und auf Koſten ihrer Nachbarn ihre Herrſchaft zu erweitern. Wollen wir die Ära des Vikramaditja für nicht zuläſſig erklären, uns blos nach dem Gepräge der Münzen richten, und mit Prinſep wirklich annehmen, daß die erſten Münzen, alſo die des Rudra Saha u. ſ. w., ſchon in das zweite, ja dritte Jahrh. vor Chr. fallen, dann würde, wenn unſere durchſchnittlich angenommene Zeit für den Zwiſchenraum zwiſchen Rudra Saha und Rudra Dâma — 214 Jahre — einige Wahrſcheinlichkeit hat, letzterer etwa 14 v. Chr. fallen, alſo der Rudra Saha, welcher der Bruder von Atri Dâma iſt, und deſſen Münze mit dem Datum 332 in Oujein gefunden iſt, woraus wir ſchloſſen, daß dieſe Dynaſtie ſchon damals über Ozene herrſchte, ſchon 28 Jahre früher (alſo 14 v. Chr.) in Ozene regiert haben. Dies wäre aber nur 38 Jahre nach Vikramaditja, deſſen Sohn, allen Sagen zufolge, in Ozene regierte. Dieſes und der ganze Zuſtand in der erſten Hälfte des erſten Jahrh. v. Chr. macht mir die Prinſep'ſche Annahme und die ſich daraus ergebenden Folgerungen höchſt unwahrſcheinlich. Ich für meine Perſon neige mich daher ganz und gar dazu, die Data auf dieſen Münzen, natürlich hypothetiſch, auf die Ära des Vikramaditja zu beziehen. Danach begann alſo die neue Herrſchaft der alten Dynaſtie etwa um 90 v. Chr., und dadurch erklärt ſich denn auch der Umſtand, daß ſich ihre Münzen dem Gepräge nach an die parthiſchen insbeſondere ſchließen. Der letzte der uns bis jetzt aus derſelben bekannten Könige, Rudra Sâha, herrſchte alſo 334 n. Chr. noch.

Zwiſchen 222—280 n. Chr. waren chineſiſche Geſandte nach Indien gekommen. Sie trafen daſelbſt die Religion des Buddha in der höchſten Blüthe, und eine überaus reiche Bevölkerung. Den König von Indien treffen ſie in ſeiner Hauptſtadt am Ganges, 7000 Li flußaufwärts. Wahrſcheinlich iſt dies noch immer der alte Kaiſerſitz Pât'aliputra. Der König führt den Titel Maou-lun (wol eine Zuſammenziehung der thematiſchen Form mâhârag'an, nach der weichen Pracritausſprache maharaan). Die Hauptſtadt iſt von Gräben und Feſtungswerken umgeben. Die Paläſte reich geſchmückt. Glocken und Trommeln ſind die muſikaliſchen Inſtrumente in Indien. Die Bevölkerung macht viele Reiſen zu Waſſer und zu Lande; der Handel iſt blühend; vorzügliche Gegenſtände deſſelben ſind: Edelſteine und Luxusartikel aller Art, wie ſie das Herz begehren mag. Auf allen Seiten erblickt man nur Angenehmes. Die Häuſer ſind von Bäumen beſchattet, inwendig mit Springbrunnen verſehen, und mehre Stockwerke hoch. Sechszehn Königreiche gibt es weiter von Indien entfernt. Dieſe alle ehren und achten Indien, welches ſie als zwiſchen Himmel und Erde liegend anſehen [32]). Daß um dieſe Zeit der

31) Vgl. S. 67.

32) Journ. of Beng. 1837. January. p. 65.

Digitized by Google

Buddhiſmus die Oberhand gewonnen hatte, dafür ſprechen auch vielſache Zeugniſſe in den Kirchenvätern, wo ſowol Buddha ſelbſt (*Βοῦττα*) als die Samanäer (**samanâs**, Paliform für Sanſkrit çramanâs, die Dulbenden, wie die Buddhiſtiſchen Aſketen ſich nannten) und Aritonier (vom ſanſkr. arhat, wie die Buddhiſtiſchen Prieſter genannt werden: Die Würdigen) erwähnt werden[33]). Einige genauere Mittheilungen über das Verhältniß des Buddhiſtiſchen und Brahmaniſchen Cultus in Indien zu Anfange des 3. Jahrh. v. Chr. verdanken wir dem Babylonier Bardeſanes. Zu Heliogabal (218—222) waren nämlich aus einer Gegend Indiens, — welche Damadamis genannt wird, und nicht geographiſch beſtimmbar, vielleicht auch gar kein wirklicher Eigenname iſt[34]) —, Geſandte gekommen. Dieſe begleitete Bardeſanes, und zeichnete ihre mündlichen Mittheilungen ſchriftlich auf. Dieſe ſind zwar verloren, den Inhalt aber hat Porphyrius nach Bardeſanes' Mittheilungen, der, um die Weisheit der Inder kennen zu lernen, nach Indien ging, uns aufbewahrt[35]). Dieſe Mittheilungen tragen ſo ganz und gar das Gepräge autoptiſcher Wahrhaftigkeit[36]), daß die Hauptpunkte daraus hervorgehoben zu werden verdienen. Aus den verſchiedenen Ständen, in welche ſich das ſociale Leben der Inder geſpalten hat, tritt der Stand derer hervor, welche die Griechen **Gymnosophistae** nennen. Dieſe zerfallen in zwei Sekten, die Brahmanen und Samanäer (çramanâs)[37]). Das Brahmathum iſt erblich, alle Brahmanen leiten ſich von einem Vater und einer Mutter ab. Die Samanäer ſtammen aus verſchiedenen Kaſten, und ergänzen ſich durch die, welche nach Theoſophie Begehren tragen, aus der geſammten Bevölkerung Indiens. Die Brahmanen ſtehen weder unter dem Könige, noch tragen ſie zu den Staatsbedürfniſſen bei; die, welche Philoſophen unter ihnen lieben, leben theils in den Bergen, theils neben dem Ganges. Jene leben von Früchten und Milch, dieſe von Früchten und insbeſondere Reis. Fleiſchſpeiſen zu berühren, gilt für die höchſte Verunreinigung und Gottloſigkeit. Sie dienen der Gottheit. Den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht verbringen ſie in Gebet und Abſingung von Hymnen; jeder Brahman hat ſeine beſondere Hütte; denn ſie leben nicht gemeinſchaftlich und unterhalten ſich nur ſelten. Iſt dieſes zufällig dennoch geſchehen, ſo ziehen ſie ſich zurück und bedienen ſich viele Tage lang der Sprache gar nicht. Öfter faſten ſie. Was die Samanäer dagegen betrifft, ſo muß derjenige, welcher in ihren Stand aufgenommen ſein will, ſich bei den Vorſtänden der Stadt melden, ſeinem Wohnorte, ſeinen Beſitzungen und allem Vermögen entſagen. Dann ſchert er den ganzen Körper, nimmt das Gewand (das gelbe ohne Zweifel, das Abzeichen der Buddhiſtiſchen Religioſen) und geht zu den Samanäern, ohne weder auf ſein Weib, noch ſeine Kinder, wenn er deren hat, Rückſicht oder Bedacht zu nehmen, ſondern einzig in ſich ſelbſt gekehrt[38]). Der König ſorgt fortan für die Bedürfniſſe der Kinder; für die Frau ihre Verwandte. Die Samanäer leben außer der Stadt und bringen den Tag in Unterhaltungen über die Gottheit (*τὸ θεῖον*) zu. Sie haben Häuſer und Tempel (ohne Zweifel ſind hier die vihâras gemeint), welche vom Könige erbaut ſind. Darin befinden ſich Verwalter, welche vom Könige beſtimmte Summen zum Unterhalte der Congregation (*συνιόντων*) erhalten. Ihr Unterhalt beſteht aus Reis, Brod, Früchten und Gemüſe. Auf ein Zeichen, welches mit einer Glocke gegeben wird, gehen alle Samanäer in das Haus, und ſpeiſen gemeinſchaftlich. Sie leben ohne Frauen. Die übrige Bevölkerung Indiens hat vor ihnen und den Brahmanen eine ſo hohe Achtung, daß ſelbſt der König zu ihnen kommt und ſie bittet, zu beten und zu flehen wegen derer, welche das Land (feindlich) beſetzt haben, oder das, was zu thun ſei, zu rathen.

Demſelben Bardeſanes verdanken wir auch die erſten Nachrichten über die indiſchen Grottenbauten[39]). Die Geſchichte ihrer Erbauung war aber ſchon damals theils durch Sagen entſtellt, theils wol abſichtlich in Dunkel gehüllt.

Im J. 226 v. Chr. hatte Ardſchir Babechan (Artaxerxes) das parthiſche Reich geſtürzt und das neuperſiſche der Saſſaniden geſtiftet. Die Kraft, mit welcher die erſten Fürſten dieſer neuen Dynaſtie auftraten, im Gegenſatze zu der Schwäche, welche grade um dieſe Zeit in den Ländern öſtlich vom Indus ſich zeigte, macht es ſchon an und für ſich wahrſcheinlich, daß manche Punkte auf dieſer Seite den Saſſaniden mit leichter Mühe zufielen. Dieſe Vermuthung erhält eine ziemlich entſchiedene Beſtätigung durch die ſogenannten indo-ſaſſanidiſchen

33) *Clem. Alexandrin.* Opp. ed. *Sylburg* (Colon. 1636). I. fol. 306. *Nicolaus Damasc.* bei *Stob.* Ecl. 37. p. 115 und andere. Vgl. *Wilson*, Specimens of the Theatre of the Hindus. I. 6. 34) Vgl. Bohlen, Das alte Indien. I, 73. 35) *Porphyrii* Philosophi Pythagorici de non necandis ad epulandum animalibus. Libb. IV. — illustr. per *F. de Fogerolles* (Lugd. 1620). p. 404 sq. 36) Völlig das entgegengeſetzte iſt der Fall in Bezug auf Damis' Mittheilungen über Indien in den Memoiren über Apollonius des Tyanenſers Leben (in *Philostrati* Vita Apollon. Tyan.). Dieſe ſind ein leicht nachweisliches Gewebe von Lügen, und der Verfaſſer derſelben hat Indien nie geſehen. Daher ich auch eben nichts ihnen entlehnen konnte. 37) Porphyrius' Auszug iſt an dieſer Stelle in Bezug auf das Wort *προϊσταντα* ungenau.

38) Um die Genauigkeit dieſer Darſtellung zu würdigen, vergleiche man die Darſtellung, wie Gautama Buddha ſelbſt ſeine Stellung, Weib und Kind verließ, um ſich ſeinem heiligen Berufe zu weihen, in der Atthakatha (bei *Turnour* in Journ. of Beng. 1838. Sept. p. 806 fg.). Ich erlaube mir, eine kurze Stelle daraus hervorzuheben. „Der erwählte Buddha ſprach: „Laß mich noch einmal meinen Sohn ſehen!" und indem er aus ſeinem Zimmer zu dem der Mutter des Rahulo ging, öffnete er leiſe die Thüre. In dieſem Augenblicke ergoß eine ſilberne Lampe, mit wohlriechendem Öle gefüllt, ihr Licht über das Innere des Zimmers, und Rahulo's Mutter lag ſchlummernd, die Hand auf dem Haupte ihres Kindes, welches unter einem herrlichen Traghimmel ruhte, in einem Bette aus einem Ammanan von gewöhnlichem und arabiſchem Jasmin geformt. Der Erwählte, ſeinen Fuß auf der Schwelle und aufmerkſam beobachtend, dachte ſo: Wenn ich die Hand der Prinzeſſin entferne, um mein Kind aufzuheben und zu umarmen, wird ſie aufwachen und ſo meine Abreiſe verhindert werden. Laß mich darum nach Erreichung des Buddhathums zurückkehren und meinen Sohn ſehen!" Herabſteigend von dem Zimmer u. ſ. w. (a. a. O. 807). 39) *Porphyr.* ap. *Stob.* Ecl. phys. I. p. 144. ed. *Heeren.*

Digitized by Google

Münzen, deren Kenntniß wir ebenfalls den neueſten reichen Entdeckungen in Indien verdanken[40]). Aus ihnen läßt ſich der Schluß ziehen, daß ſowol in Kabuliſtan, als in dem eigentlichen Indien — etwa im Peng'ab — eine oder zwei Dynaſtien herrſchten, welche ſich von den Saſſaniden ableiteten[41]). Vorzüglich in religiöſer Beziehung — dadurch, daß die Inder mit dem regenerirten und gereinigten Zoroaſtriſchen Feuercultus bekannt wurden — ſcheint dieſe perſiſche Herrſchaft von bedeutendem Einfluſſe auf Indien geweſen zu ſein[42]), und Sagen und Überlieferungen leiten mehre der mächtigeren Familien Indiens von Saſſaniden ab[43]). An dieſe indo-ſaſſanidiſchen Münzen ſchließen ſich ganz eng an echt indiſche, und zwar auf eine Weiſe, daß man erkennt, daß ſich eine einheimiſche Dynaſtie nach und nach an die Stelle dieſer fremden ſetzte[44]). Eine der hierher gehörigen Münzen hat den Namen Vâsudêva[45]), und ein König dieſes Namens ſoll 330 v. Chr. über Canjacubg'a (Canog'e) nach Muhammedaniſchen Schriftſtellern geherrſcht haben[46]). Laſſen vermuthet, daß er zu der Dynaſtie der Guptâs gehörte, welche uns durch Münzen und Inſchriften bekannt iſt, und ungefähr gleichzeitig mit den Saſſaniden einen großen Theil Indiens beherrſchte. Die meiſten der dieſer Dynaſtie gehörigen Münzen wurden bis jetzt in Canog'e gefunden[47]), die beiden Inſchriften finden ſich, die eine in Allahabad ſelbſt, die andere im Diſtricte von Ghazipoor in der Provinz Allahabad[48]). Die Puranas erwähnen die Guptas aus der Kaſte der Sudras als Herrſcher in Magadha[49]), und Maſoudi, welcher das indiſche Reich nach der Dynaſtie der Couros in vier Reiche zerfallen läßt, nennt als eins derſelben Canog'e[50]). Demnach mag Canog'e in der That der Hauptſitz dieſer Dynaſtien geweſen ſein. In der Allahabadinſchrift[51]) und der des Bhit'ari-Lat[52]) ſteht an der Spitze dieſer Linie der mahârâg'â (Großkönig) Gupta. Ihm folgt ſein Sohn Mahârâg'â Ghat'otkak'a, dieſem ſein Sohn K'andragupta, welcher den Titel Mahârâg'âdhirâg'a führt, König der Könige, alſo höchſt wahrſcheinlich zu ſeiner Zeit die Präponderanz in Indien einnahm. Deſſen Sohn iſt der Mahârâg'âdhirâg'a Samudra Gupta, welcher die Allahabadinſchrift abfaſſen ließ. Er iſt der Sohn einer Prinzeſſin aus der Dynaſtie der Lik'kh'avi in Vaiçâla. Da er die Buddhiſtiſche Allahabadſäule wieder aufrichten ließ[53]), ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß er Buddhiſt war. Den Umfang ſeines Reiches hat uns die Inſchrift erhalten; jedoch herrſchte er, wie es ſcheint, unmittelbar nur in ſeinem Erbreiche. Denn die übrigen Reiche, welche ſeine Souverainität anerkannten, werden ſtets nach ihren Königen bezeichnet; daher man annehmen muß, daß dieſe unter Samudragupta in ihren alten Beſitzungen fortherrſchten und nur genöthigt waren, durch Tribut oder ähnliches, ihre Unterwürfigkeit gegen die Mahârâg'âdhirâg'a zu bezeugen. Daher könnten wir auch aus der Aufzählung der abhängigen Fürſten auf den eigentlichen Sitz von Samudra Guptas' Herrſchaft ſchließen, wenn uns die geographiſchen Bezeichnungen dieſer Inſchrift hinlänglich bekannt wären. Dennoch läßt ſich ſo viel hieraus erkennen, daß der alte Sitz des Reiches Magadha (wie ja auch die Puranen angeben) mit ſeiner Hauptſtadt P'at'aliputra unmittelbar unter Samudra Gupta ſtand. Vielleicht war mit der Erwerbung dieſes Theils von Indien — des Reichs — der Kaiſertitel verbunden. Zunächſt erwähnt er die Fürſten, denen er Gunſt erwieſen, und zwar den mahendra (Fürſten) von Koçala, ferner den mahâkantaraka vyâghra râg'a (dieſer ſcheint ſchon ziemlich öſtlich jenſeit des Ganges geherrſcht zu haben), 3) Kaurât'tâkamant'a râg'a (vielleicht Kuru bei Tahneſar in der Gegend von Delhi), 4) Arghasht'apuraka mahendra (unbekannt), 5) Mirika-uddacaka svâmi (der Titel lautet blos: Herr), 6) Dattairand'apallakadajana, 7) Kank'ejaka (iſt dies Kânk'i, jetzt Conjeveram?)[54]), 8) Vishnuçâpâvamuktaka, 9) Nilarâg'a. Dann folgen vier Könige mit Namen und Bezeichnung ihrer Gebiete, welche aber ebenfalls noch nicht geographiſch zu fixiren ſind, nämlich 1) Hastivarma vaingejaka (Hastivarma, König von Vinga), 2) Palakkaka Ugrasena (Ugrasêna, König von Palakka), 3) Devarâsht'raka Kuvêra (Kuvêra, König von Devarâsht'ra), 4) Kausthalapuraka Dhanang'aja (Dhanandschaja, König von Kausthalapura; Kusasthallî ſoll ein Name für Ug'g'ajini ſein)[55]). Dieſe erſte Claſſe von abhängigen Ländern ſchließt ab „und die übrigen Könige von Dakſhinapatha"[56]), worunter wir wol die Könige von ganz Dekhan zu verſtehen haben. Da nun Koçala, das Ptolemäiſche Toſala, jenſeit des Ganges nahe der Küſte lag, ſo ſcheint die Aufzählung hier zu beginnen, und ſich dann an der öſtlichen Küſte des Dekhan hinabzuziehen, wo Kânk'êjaka, wenn wir es richtig nehmen, einen feſten Punkt für weitere Unterſuchungen abgibt. Von da zöge ſie ſich dann wieder aufwärts bis Ojein, wenn die gegebene Deutung von Kausthalapura richtig iſt. Auffallend ſind die Bezeichnungen, insbeſondere die acht letzten der neun erſten Länder, die, wenn man ſie wörtlich überſetzt, eher Epitheta der fürſtlichen Dynaſtien, als geographiſche Namen zu ſein ſcheinen; z. B. Nr. 2, der Tigerkönig der großen Wälder. Nach dieſen 13 Länderbezeichnungen von Dekhan folgen

40) Vgl. Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen u. ſ. w. Könige. S. 108 fg., und die daſelbſt angeführten Stellen aus dem Journ. of Beng. 41) Laſſen a. a. O. S. 110. 42) Vgl. *Prinsep* in Journ. of Beng. April. 1837. p. 294. 43) Vgl. z. B. *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 232. 235 und ſonſt *Wilford* in As. Res. IX. von p. 117 an mehrfach. 44) Laſſen a. a. O. 45) Journ. of Beng. 1834. pl. XXV. No. 6. 46) Journ. of Beng. 1835. June. p. 348. Vgl. Laſſen a. a. O. S. 109. 47) Journ. of Beng. Nov. 1835. p. 540. 48) *Hamilton*, Description of Hindost. I, 309. 49) *Mill* in Journ. of Beng. January. 1837. p. 10. Vgl. *Wilson* in Journ. As. Soc. I, 400. 50) Journ. of Beng. 1838. July. p. 650 und *Wilf.* in As. Res. IX, 181. 51) In Journ. of Beng. 1834. p. 268 (mir unzugänglich) und Fac simile, ſowie Überſetzung ebend. Nov. 1837. pl. LV. u. S. 965 fg. 52) Journ. of Beng. 1837. January. p. 1—17.

53) Journ. of Beng. Nov. 1837. p. 968. 54) Vgl. S. 98. 55) Journ. of Beng. a. a. O. S. 972. 56) Inſchrift Zeile 17.

Digitized by Google

zehn Namen von Königen, die mit noch andern Königen von Samudragupta beſiegt und vertilgt ſind (prasabha uddharan'a), nämlich Rudra Dêva, Matila, Nâgadatta, K'andravarma, Gan'apati, Nâga, Nâgasena, Ak'juta, Nandi, Ballavarma. Dieſe allſammt werden als Könige von Aryavârta bezeichnet. Da nun Arjavârta vom Vindhya bis zum Himalaya und von dem arabiſchen Meere bis zum bengaliſchen Meerbuſen reicht, ſo iſt Samudragupta ſchon durch dieſe beiden Rubriken als Herr von faſt ganz Vorderindien, mit Ausnahme des Penjab [57]), bezeichnet. Rudra ſcheint die Surashtradynaſtie zu bezeichnen, welche wir ſchon kennen gelernt haben [58]).

Ferner wird von Samudragupta ausgeſagt, er habe alle Devakarâg'ânas zu ſeinen Sklaven gemacht. Wer dieſe ſind und wohin zu ſetzen, weiß ich nicht zu beſtimmen [59]). Es folgt eine dritte Rubrik von benachbarten Fürſten, welche ihren Tribut zahlen, Gehorſam leiſten und Verehrung zollen [60]). Sie werden in zwei Abſätzen erwähnt; zuerſt fünf Länder an der Nordoſtgrenze Indiens: Samata, Tàd'avakra, Kâmarupa, Nepâla, Kartripura, mit dem Zuſatze und ſo weiter; dann folgen Grenzländer in Norden und Weſten (in der Pentapotamie), nämlich Malava [61]), Arg'unayana (im Penjab), Jaudhêja (zwiſchen dem Vitasta [Hydaspes, Dſchilum] und Sindhus [Indus]), Madrata (ebenfalls in der Pentapotamie), Abhira (ebendaſelbſt), Prarg'ana (wol identiſch mit Wilford's Rag'anya am Airavati), Sanakanika und Kâvakhara; letztere beide Völkerſchaften ſind unbekannt, werden aber wol auch in der Pentapotamie zu ſuchen ſein. Nehmen wir dieſe drei Rubriken von Fürſten und Völkern, welche in verſchiedenen Graden der Abhängigkeit dem Samudragupta unterworfen waren, zuſammen, ſo herrſchte er über ganz Vorderindien, hatte alſo faſt das ganze indiſche Maurjareich, blos mit Ausnahme der weſtlich vom Indus gelegenen Provinzen, wieder unter ſeiner Oberhoheit vereinigt. Nachdem er nun ferner von ſich gerühmt, daß er die Nachkommen mancher alter königlicher Familien wiederhergeſtellt, bemerkt er noch, daß ihm freiwillig Geſchenke dargebracht würden, wie Juwelen, Gold, Pferde, Producte u. ſ. w., als Zeichen der Verehrung von dem Schah der Perſer [62]), von den Saken und den Murund'âs; letztere ſind wahrſcheinlich die damaligen Herren von Lamghan [63]), und ein Zweig der Saker mochte ſich entweder hier oder nördlicher noch frei erhalten haben. Zuletzt wird auch noch eine ähnliche Verbindung mit Sainhadrika (welches doch wol wahrſcheinlicher Ceylon iſt, als die Länder des weſtlichen Dekhans [64]), welche unter Dakshin'apatha begriffen zu ſein ſcheinen) und den Inſeln erwähnt.

Wir ſehen demnach, daß unter Samudragupta die erſte glänzende Epoche in der indiſchen Geſchichte wieder eintrat, und es würde für uns von der größten Bedeutung ſein, wenn wir irgend ein Mittel hätten, ſeine Zeit genau zu beſtimmen. Die Schrift der Inſchrift iſt ein zu trügliches Zeichen, doch läßt ſie kaum zu, Samudragupta tiefer als das 6. Jahrh. nach Chr. hinabzurücken. Bis jetzt kenne ich in dem vorliegenden Material nur zwei Data, welche vielleicht zu einer genaueren Beſtimmung verhelfen können. Obgleich ihre Verknüpfung noch ſehr hypothetiſch iſt, ſo erlaube ich mir dennoch, ſie anzuführen. Vielleicht können ſie auf die richtige Spur führen. Der Vater des Samudragupta hieß, wie bemerkt, K'andragupta. Nun wird in den chineſiſchen Berichten im J. 428 n. Chr. ein indiſcher König Yuë gaë erwähnt, das heißt wörtlich: „vom Monde geliebt." Ebenſo könnte K'andragupta überſetzt ſein, was wörtlich „vom Monde beſchützt," alſo nur wenig abweichendes, bedeutet [65]). Von ihm kamen Geſandte nach China. Allein zweifelhaft wird dieſe Zuſammenſtellung dadurch, daß dieſer König von Kea-pih-le (ſanſkritiſch Kapila) genannt wird. Die Lage von Kapila iſt zwar noch keineswegs ganz geſichert; nur ſo viel ſcheint gewiß, daß es in der Gegend ſüdöſtlich von Oude an bis zu den Himalayabergen zu ſuchen ſei [66]); wir müßten alſo annehmen, daß die Guptadynaſtie nach Kapila benannt ſei, etwa, weil dieſes einſtmals ihre Reſidenz, oder ihr eigentliches Erbreich war. Dies müßte aber auch ſo fort geblieben ſein. Denn im J. 466 werden wieder in den chineſiſchen Annalen Geſandte des Königs von Kapila erwähnt [67]). Für dieſe Anſicht kann man den Umſtand geltend machen, daß die Aufzählung der dem Samudragupta unterworfenen Staaten mit Koçala beginnt, welches, wie Fa Hian zeigt (um 400), grade weſtlich von Kapila an begann. Dann würde das unmittelbare Reich des Samudragupta etwa Kapila, Vaiçala, Magadha und alles öſtlich und ſüdlich davon Gelegene umfaſſen. Allein ſelbſt, wenn man dieſe Zuſammenſtellung zuläſſig findet, ſo entſteht ein neues Bedenken. Denn nicht blos der Vater von Samudragupta hieß K'andragupta, ſondern auch, wie ſich weiterhin ergeben wird, ſein Sohn. Wir würden alſo ſchwanken, welcher von Beiden in den chineſiſchen Quellen 428 n. Chr. angedeutet wäre. Doch wäre es ſelbſt ſo kein unbedeutender Gewinn. Wir erhielten dadurch den Namen des eigentlichen Erbreichs der Guptas, und Samudragupta's Zeit würde entweder 450 oder 400 v. Chr. fallen, eine Zeit, für welche die Lettern der Inſchrift ſehr paſſend wären; alſo etwa 70—120 Jahre nach Vâsudêva. Ein anderes

57) Aus dem Folgenden geht hervor, daß die Pentapotamie nicht, wenigſtens nicht in ihrem ganzen Umfange, zu Arjavarta gerechnet ward (vgl. oben S. 67). 58) Vgl. S. 100. 59) Parik'ârakt krita sarva dêvaka râg'asja; Inſchrift Zeile 18. 60) Sarva kara dân'â g'nâkaran'a pran'âmâ gamana paritôshita prak'and'a çâsanasja. 61) Wenn dieſes das jetzige Malva iſt, ſo wird der Umfang von Arjavarta nach Weſten hin noch mehr beſchränkt; allein in den geographiſchen Liſten (in As. Res. VIII, 346. 348) wird es, ſowie mehre der hier folgenden Länder, an den Airavati (jetzt Ravi) geſetzt. 62) Daivaputra shâhi shahâna shahi, von dem Sohne der Götter dem Schah, der Schahen Schah, welches der bekannte Titel der neuperſiſchen Könige iſt. 63) Vgl. S. 96. *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W.

64) Vgl. jedoch *Prinsep*, Journ. of Beng. 1837. Nov. p. 974. 65) Journ. of Beng. 1837. January. p. 65. Mill hält ihn für Chandraçri, welcher der vorletzte der An'hradynaſtie iſt (vgl. a. a. O.); vgl. auch *Deguignes*, Hist. des Huns. I, 1, 45. Foë Koué Ki. p. 200. 66) Foë Koué Ki. p. 201. Vgl. weiterhin. 67) Journ. of Beng. a. a. O. Foë Koué Ki. p. 200.



Digitized by Google

Moment, welches für die Zeitbeſtimmung von Wichtigkeit werden wird, iſt eine mit einem Datum verſehene Inſchrift des Mahârâg'âdhirâg'a çrî K'andragupta, welche auf der Colonnade des Buddhiſtiſchen Stûpa von Sanchi gefunden iſt [68]). Sowol der Titel als die Schrift zeigt unwiderleglich, daß hier entweder der Vater oder der Sohn von Samudragupta gemeint iſt. Der Inhalt der Inſchrift iſt nur inſofern von Bedeutung, als wir durch ſie erfahren, daß dieſer Tſchandraguptas ein eifriger Buddhiſt und ſein gewöhnlicher Titel Dêvarâg'a war. Wenn das Datum dieſer Inſchrift ſchon mit Sicherheit herausgebracht wäre, ſo würden wir über Samudragupta's Zeit nur um etwa 50 Jahre ſchwanken; allein leider iſt dieſe Vorausſetzung noch nicht eingetreten, vielmehr iſt es noch fraglich, ob das Datum nur zwei oder drei Zahlen enthält, und von den für Zahlen zu nehmenden drei oder zwei Zeichen iſt nur das zweite ganz ſicher. Prinſep ſchwankt, ob er 290 oder 390, oder 790 leſen ſoll [69]). Dieſer Zweifel macht entſchiedene Folgerungen bis jetzt noch unmöglich; da aber einmal die Zahlzeichen im Allgemeinen entdeckt ſind, ſo dürfen wir der entſchiedenen Hoffnung Raum geben, daß dieſe Zweifel ſich werden löſen laſſen, und dürften daher dieſes, wahrſcheinlich die Frage über die Zeit des Samudragupta entſcheidende, Monument hier nicht übergehen. Wenn ich mir jetzt ſchon eine Meinung erlauben darf, ſo ſcheint mir die erſte Zahl auf jeden Fall 7 zu bezeichnen. Die Zahlzeichen ſind nämlich, wie ihre Vergleichung lehrt, ſo entſtanden, daß von den ſie bezeichnenden Zahlwörtern der erſte Buchſtabe zur Bezeichnung der entſprechenden Zahl angewendet ward. Das hier vorkommende Zahlzeichen iſt aber deutlich ein s und damit beginnt das Zahlwort saptan, ſieben. Wenn das dritte Zeichen wirklich ein Zahlzeichen iſt, ſo würde uns wenig darauf ankommen zu wiſſen, was es bedeutet. Es würde uns vollſtändig genügen, die Hunderte und Zehner des Datums zu kennen, und für die Einzahlen wollten wir gern fürs Erſte ein Zero hinſetzen. So erhielten wir die Zahl 790. Allein nach welcher Ära wäre alsdann gerechnet? Für die des Vikramaditja oder gar Salivahana, durch welche entweder 736 oder gar 868 n. Chr. herauskommen würde, iſt die Schrift der Inſchrift viel zu alt. Könnte nach der Ära des Tſchandragupta gerechnet ſein? Hätten ſich die Guptas gar, wie der Name K'andragupta öfter bei ihnen ſich wiederholt zu haben ſcheint, für Abkömmlinge deſſelben gehalten? Dieſe (von 312 v. Chr.), das Datum 790 mit 478 v. Chr. identificirend, würde einerſeits für die Schrift paſſen, andererſeits unſere Zuſammenſtellung mit den chineſiſchen Quellen wahrſcheinlich machen und durch ſie wieder geſtützt werden. Der Yuĕ gaĕ (K'andragupta), welcher 428 v. Chr. regierte, könnte alsdann Samudragupta's Vater und der K'andragupta der beſprochenen Inſchrift Samudragupta's Sohn ſein. Zwiſchen Großvater (428) und Enkel (478) lägen 50 Jahre, welches augenſcheinlich wiederum ein ſehr paſſender Zwiſchenraum iſt. Wenn aber das dritte Zeichen gar kein Zahlzeichen iſt (und dafür ſpricht in der That manches [70]), obgleich man alsdann nicht weiß, was man daraus machen ſoll), ſo bliebe blos 79, und das könnte eine eigene Ära dieſer Dynaſtie ſein, welche etwa mit Samudragupta's Urgroßvater, dem Stifter derſelben, begonnen haben könnte. Für dieſe Anſicht ſpricht ebenfalls eine andere Inſchrift, welche bei Erun gefunden iſt [71]). In dieſer Inſchrift erſcheint ein Bhûpati (Landesherr) Buddhagupta, welcher die Länder zwiſchen dem Fluſſe Kâlindi und dem Fluſſe Narmadâ beherrſcht. Der Kâlindi iſt der jetzige Cali-Nadi (Calli-Nuddi auf Berghaus' Karte), welcher bei Canog'e in den Ganges fließt [72]), und ſpäter eine Zeit lang nach ziemlich entſchiedenen Überlieferungen die Grenze zwiſchen den Reichen Delhi und Canog'e bildete [73]). Buddhagupta haben wir ſchon ſeinem Namen nach als einen Sprößling der Guptadynaſtie zu betrachten, und bei der in Indien herrſchenden Sitte, Familienglieder mit Fürſtenthümern, gleichſam wie heimgefallenen Reichslehen, zu belehnen, war wahrſcheinlich einer ſeiner Vorfahren mit dem ganzen Reiche, welches er als Bhûpati beſaß, oder einem Theile deſſelben belehnt worden. Deſſen Inſchrift trägt nun das Datum 165 und die Schrift derſelben ſcheint in der That etwa 100 Jahre ſpäter, als die der Inſchrift von K'andragupta, zu ſetzen zu ſein. Ich für meine Perſon neige mich doch bis jetzt mehr zu der Annahme, daß das Datum der Inſchrift von K'andragupta 790 und irgend eine Einzahl ſei, und nehme, natürlich hypothetiſch, die daraus hervorgehenden Folgerungen an. Danach hätten wir in der mit Gupta beginnenden Dynaſtie Erbherren von Kapila; Gupta würde etwa 370 v. Chr. zu ſetzen ſein, und deſſen Dynaſtie hätte die von Canog'e, zu welcher Vâsudeva gehören würde, geſtürzt, und ſich an ihre Stelle geſetzt. Unter K'andraguptas (428 v. Chr.) hätte ſie die Oberhoheit über Indien erlangt. Ich brauche nicht hinzuzuſetzen, daß alle dieſe Combinationen noch auf keinen feſten Füßen beruhen, aber ſelbſt, abgeſehen von den dafür angeführten Momenten (deren Erheblichkeit oder Unerheblichkeit die nächſte Zeit durch neue Entdeckungen wahrſcheinlich genauer zu würdigen vergönnen wird), könnte man auch aus allgemeinen Gründen wahrſcheinlich machen, daß die hier beſprochene Dynaſtie etwa zu Anfange des 5. Jahrh. geherrſcht haben müſſe.

Die Fortſetzung des Stammbaums dieſer Familie gibt uns die Inſchrift des Bhit'ari-L'at. Der Sohn des Samudragupta iſt, wie ſchon bemerkt, Mahârâg'âdhirâg'a Çrî K'andragupta (II). Ihm folgt mit denſelben Titeln Kumâragupta; dieſem Skandagupta, welcher ohne Titel erwähnt wird. Zuletzt wird noch ein junger minorenner Fürſt angedeutet, welcher, nach einigen Worten zu ſchlie-

68) Journ. of Beng. 1837. June. pl. XXV. und p. 455. 69) Journ. of Beng. 1838. April. p. 349.

70) Es beſteht nämlich aus drei horizontal über einander liegenden Strichen ☰, und dem erkennbaren Bezeichnungsſyſteme nach iſt es nicht wahrſcheinlich, daß eine Einzahl ſo bezeichnet ſei; ebenſo wenig glaublich iſt es aber, daß es Zero bezeichnet; dafür erſcheinen ein oder zwei Punkte. 71) Journ. of Beng. 1838. July. pl. XXXI. p. 633. 72) Nicht die Jamunâ, wofür ihn Prinſep nimmt. 73) *Tod*, Annals of Rajasthan. II, 9 und ſonſt.

Digitized by Google

ſen, der auf Münzen Mahèndragupta genannte iſt [74]). Die Münzen haben nämlich nicht blos mehre der hier erwähnten Könige aus dieſer Dynaſtie, ſondern auch noch andere dazu gehörige. Dieſe Münzen ſchließen ſich theilweiſe an die Kanerkimünzen [75]), und man kann darin entweder einen Grund ſehen, das Beſtehen der Kanerkimünze noch über die ſkythiſche Herrſchaft (welche 222 endet) fortdauern zu laſſen, oder unſere Anſicht, wonach die Guptadynaſtie erſt um 370 v. Chr. zu herrſchen begönne, für unhaltbar zu erklären [76]). Eine Menge der auf den Münzen vorkommenden Namen ſind entſchieden noch nicht richtig geleſen; und wir wiſſen nicht, wie wir die nicht in den erwähnten Inſchriften vorkommenden Namen anzuordnen haben. Daher begnüge ich mich, auf die Stellen hinzuweiſen, wo ſich dieſe Münzen finden, und ihre genauere Unterſuchung ſpätern Zeiten zu überlaſſen [77]). Bemerken will ich nur noch, daß ſich dieſe Münzen im ganzen Umfange von Nordindien vom Penjab bis Bengalen finden, und inſofern wenigſtens in Bezug auf Nordindien Samudragupta's Angaben über die Ausdehnung ſeines Reiches beſtätigen. In den ſüdlichen Theilen Indiens ſind bekanntlich die Nachſuchungen noch ſehr läſſig betrieben, ſonſt würden wir vielleicht auch von dort einige Zeugniſſe über dieſe entſchieden ſehr mächtige und größte einheimiſche Dynaſtie in Indien nach den Maurjâs erhalten haben. Doch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß der Einfluß der indiſchen Kaiſer, oder überhaupt der nördlicheren Reiche Indiens, auf das Dekhan nie, ſelbſt unter der Maurjadynaſtie nicht, ſehr bedeutend war. Wenigſtens ſind bis jetzt noch keine Monumente, wie ſie ſich in Nordindien ſo oft vorfinden, welche dieſe Herrſchaft beſtätigten, entdeckt.

Obgleich es uns weder gelungen iſt, das Erbreich, noch die Zeit der eben beſprochenen Dynaſtie genauer zu beſtimmen, ſo müßten wir ſie wegen ihrer hohen Bedeutung doch hervorheben, und ſo weit wir konnten, ſogleich verfolgen. Jetzt müſſen wir einiges nachholen, was in und um dieſelbe Zeit geſchehen ſein mochte. Um 362 ſandten indiſche Völkerſchaften im Wettſtreit Geſandte zum Kaiſer Julian, wie wenigſtens Ammian berichtet [78]). Es iſt dies keineswegs unglaublich; denn der damalige perſiſche König Sapor II. mochte in ſeiner langen und thatenreichen Regierung auch die Inder oft bedrängt und einem oder dem andern ihrer Fürſten zu einem Bündniſſe mit Sapor's weſtlichen Nachbarn Luſt gemacht haben. Das neuperſiſche Reich der damaligen Zeit dehnt derſelbe Schriftſteller bis zum Indus aus [79]), doch bezweifle ich ſehr, daß wir dies ganz genau nehmen dürfen.

Im J. 399 v. Chr. unternahm der chineſiſche Buddhiſt Fa Hian ſeine Reiſe nach Indien, theils um die Orte zu ſehen, welche der Stifter dieſer Religion betreten hatte, theils um heilige Schriften in ſein Vaterland zurückzubringen. Im J. 414 kehrte er zurück [80]). Seine Reiſebeſchreibung iſt für uns durch ihre einfache und treue Wahrhaftigkeit von der größten Bedeutung. Indien beginnt um ſeine Zeit nicht öſtlich vom Indus, ſondern ſchon weſtlich. Hier rechnet er den ganzen Strich zwiſchen dem Indus und der Hauptpaſſage des Hindu-Khuſch zu Indien unter dem Namen des nördlichen Indien (Pe Thian tchu) [81]). Entweder hat ſich dieſe Anſicht von der Herrſchaft der Maurjadynaſtie her erhalten, wie ja auch Plinius ihrer gedenkt [82]), oder die eben beſprochene Dynaſtie der Guptas hatte um dieſe Zeit ihre Oberhoheit ſchon wieder bis dahin ausgedehnt, oder endlich beruhte ſie darauf, daß um dieſe Zeit in dieſen Gegenden weſtlich am Indus, wie wir durch Fa Hian erfahren, rein indiſche Bildung, Religion und Sprache herrſchte. Das erſte indiſche Reich, auf welches Fa Hian hier ſtößt, iſt das kleine Königreich Tho ly. Dieſer Name entſpricht wahrſcheinlich dem ſanſkrit. Namen der Dârada, welche nordweſtlich von Kaſchmir zu beiden Seiten des Indus wohnten [83]). Doch erinnert der Name auch an die Darvâs, welche ebenfalls in der Nähe von Kaſchmir wohnten [84]). Südlich auf dieſes Reich folgt Outchang (ſanſkritiſch Udjâna, wörtlich der Garten). Dieſes Königreich ſtößt öſtlich an den Indus, ſüdlich an den Kabulfluß [85]). Dieſes Land gilt dem Fa Hian für den eigentlich nördlichen Theil Indiens. Man ſprach daſelbſt allgemein die indiſche Sprache, und zwar die von Madhjadêça, dem Mittellande. Ebenſo war die übrige Lebensweiſe rein indiſch. Der Buddhismus ſtand hier im höchſten Anſehen. Es gab daſelbſt 500 Klöſter (Seng kia lan, im Sanſkrit Sangara, Congregationen). Fa Hian iſt der erſte, welcher von dieſem Königreiche ſpricht. Später erſcheint es mehrfach in diplomatiſchen Beziehungen mit China. Im J. 502 kamen von da Geſandte nach China. Damals ſpielten die Brahmanen eine bedeutende Rolle daſelbſt, und zeichneten ſich durch Kenntniß der Aſtrolo-

---

74) Journ. of Beng. January. 1837. p. 8. 75) Vgl. Journ. of Beng. 1836. Octob. pl. XXXVI. p. 644. 76) Ich für meine Perſon geſtehe in Bezug auf Beweiſe aus dem Gepräge von Münzen ſehr vorſichtig zu ſein. In den verſchiedenen Städten des Reichs wurden wol ſehe verſchiedenartige Münzen einer und derſelben Perſon ſogar geſchlagen. Man vgl. z. B. die Münze des Kumâragupta aus der Art der Münzen, welche aus dem Kanerki-Gepräge hervorgegangen iſt (Journ. of Beng. Oct. 1836 pl. XXXVI. No. 16), mit der Münze deſſelben Kumâragupta, welche aus der parthiſchen Reihe hervorgegangen iſt (ebend. April. 1838. pl. XII. fig. 16. 17), oder die verſchiedenen Arten von Münzen des Skandagupta (Oct. 1836. a. a. O. Nr. 17. 18 und April. 1838. a. a. O. Nr. 18—21). Der Unterſchied im Gepräge der Münzen iſt am Ende eher local als temporell, wenigſtens bei den hier in Betracht kommenden indiſchen Münzen. 77) Journ. of Beng. Nov. 1835. p. 643. Octob. 1836. p. 643 fg. April. 1838. p. 356. 78) *Ammian. Marcell.* XXII, 7.

79) *Ammian. Marcell.* XXIII, 6. 80) Foĕ Kouĕ Ki, ou Rélation des royaumes bouddhiques, Voyage dans la Tartarie, dans l'Afghanistan et dans l'Inde, executé à la fin de IVème siècle, par *Chy Fa Hian.* Traduit du Chinois et commenté par *Abel Rémusat.* Ouvrage posthume, revu, complété et augmenté d'éclaircissemens nouveaux par *Klaproth* et *Landresse.* (Par. 1836). Introduction. p. XL. 81) a. a. O. p. 30. 82) *Plin.* H. N. VI, 23. 83) *Vâyu-Pur.* in As. Res. VIII, 336. Vgl. Wilſon ebend. XV, 102. 84) Vgl. *Harivança,* traduit par *Langlois.* I. p. 68. *Lassen,* Pentapot. p. 18. Ritter, Aſien. II, 1088. 85) Foĕ Kouĕ Ki 45 und 379. 380. Vgl. Laſſen, Zur Geſch. der griech. u. ſ. w. Könige. S. 144.



Digitized by Google

gie aus. Doch ſtand auch der Buddhismus noch in hohem Anſehen. Ganz im Geiſte deſſelben war die Todesſtrafe daſelbſt abgeſchafft. Verbrecher, welche den Tod zu verdienen ſchienen, wurden nach einem einſamen Berge verbannt. Das Land iſt überaus fruchtbar und reich bevölkert. Auch in den Jahren 510, 511, 518, 521 ſchickte der König von Udjâna Geſandte und Tribut nach China. Die letzte Erwähnung deſſelben in den chineſiſchen Berichten findet 642 v. Chr. ſtatt. Bei dieſer Gelegenheit wird der König von Udjâna Tha mo in tho hoſſe, und ſeine Hauptſtadt Meng kie li (ſanſkritiſch Mangala) genannt; letztere liegt ſüdöſtlich von der Quelle des Sou pho fa ſou thou (Sewad). Der König ſandte Kampher als Geſchenk nach China. Die Zahl der Buddhiſtiſchen Klöſter war, wie aus dieſer Zeit angegeben wird, einſt 1400; aber damals waren ſchon viele in Trümmer geſunken. Die Zahl der religiöſen Brüder betrug früher 18,000, war aber ebenfalls damals ſehr gemindert. Die Einwohner ſind geiſtigen Beſchäftigungen ergeben. Ihre Sprache weicht einigermaßen von der indiſchen ab, doch iſt ſie ihr ſehr ähnlich; ebenſo ihre Schriſt, Ceremonien und Gebräuche. Das Land enthält eine Menge Stupas (Buddhiſtiſche Denkmale) [86]). Das Reich von Udjâna beſtand demnach wenigſtens etwa 250 Jahre und ungefähr in demſelben Umfange; natürlich dürfen wir es uns wol zu keiner Zeit ganz unabhängig denken.

Südlich von Udjâna [87]) liegt das Königreich Suhoto; der Name entſpricht wol dem ſanſkritiſchen Sugata, einem Namen des Buddha, wie denn auch ein höchſt bedeutender Mythus über Buddha hier localiſirt wird. Auch in dieſem Lande traf Fa Hian den Buddhismus in höchſter Blüthe.

Öſtlich von Suhoto folgt das Königreich Kian-tho-wei, bei andern chineſiſchen Berichten Kian-tho-lo [88]), die Gandhârâs des Sanſkrits, welche unterhalb Kaſchmir zu beiden Seiten des Indus wohnten [89]).

Im Vorbeigehen erwähnt hier Fa Hian das Königreich Tchu-cha-chi-lo (im Sanſkrit Takshaçila), welches er jedoch nicht beſucht hat. Es liegt ſieben Tagereiſen öſtlich von Gandhâra [90]).

Südlich von Gandhâra folgt das Königreich Foe-leou-cha [91]). Es iſt wol keiner Frage unterworfen, daß dieſer Name identiſch iſt mit dem bei Hiuan Thſang 250 Jahre ſpäter (650 v. Chr.) vorkommenden Pouloucha-pou-lo oder Stadt des Pa lou cha genannten [92]). Im Sanſkrit entſpricht ohne Zweifel Purushapura „Stadt des Puruſha" und letztern Namen bemerkten wir ſchon auf einer Münze aus dieſer Gegend [93]). Zu Hiuan Thſang's Zeit bildete dieſe Stadt kein beſonderes Königreich mehr, ſondern gehörte zu dem Reiche Gandhâra. Zweifelhaft bin ich dagegen, ob man mit Laſſen [94]) auch den Namen Foe cha ſou [95]), ohne Zweifel das jetzige Peſhawer [96]), mit den oben erwähnten identificiren darf. Bei Hiuan Thſang bildet auch Pou ſe ko lo ſa ti (im Sanſkrit Pushkala vati, das *Πευκελα Ποκλαΐς* u. ſ. w. der occidentaliſchen Alten) einen Theil des Reiches der Gandhârer.

Weſtlich vom Königreiche Foe leou cha kommt Fa Hian zu dem Königreiche Na kie [97]), welches 16 Yôg'anâs, etwa 144 engl. Meilen (doch iſt die Größe des Yog'ana noch etwas fraglich), entfernt iſt. Bei Hiuan Thſang heißt es Nakoloho, und liegt nordweſtlich vom Reiche der Gandhârer [98]). Dieſer Name entſpricht augenſcheinlich dem ſanſkritiſchen Nagarhara [99]). im Ayeen Acberi Nakierheer [1]) und dieſes liegt in der Nähe des heutigen Kabul [2]). Auch hier werden, wie in allen frühern Reichen, Buddhiſtiſche Denkmäler und Legenden erwähnt. Dieſes Reich wird 628 in den chineſiſchen Berichten bemerkt. Damals ſchickte es einen Tribut nach China, ſtand aber in Abhängigkeit von Kia pi che (Kapiſſa).

Von hier, alſo etwa von der Gegend von Kabul aus, wendet ſich Fa Hian wieder ſüdlich, und paſſirt zunächſt das Königreich Lo i (wol das ſanſkritiſche Rhotas, wie es Wilſord ſchreibt), und dann das Königreich Po na (vielleicht ſanſkritiſch Pina) [3]). In jedem derſelben ſind 3000 Religioſe. Von der nördlichen Grenze von Lo i im Süden der kleinen Schneeberge (ſüdlich von Irjab) braucht er bis zum Indus 13 Tage.

Wo Fa Hian über den Indus ging, feſt zu beſtimmen, ſcheint mir noch nicht möglich; am eheſten möchte ich glauben, daß er bei Dera Ismael Khan auf der gewöhnlichen Paſſage hinüberging. Öſtlich vom Indus betritt er das Reich Pi tchha, von wo er, ſtets ſüdöſtlich gehend, nach einer Reiſe von wenigſtens 80 Yog'anâs (etwa 720 engliſche Meilen), das Königreich Mo-theou-lo (Mathura im Sanſkrit, jetzt Mutra) erreicht. Seine Reiſe trifft hier nothwendig das Penjab, im Sanſkrit Pank'anada, und bei Hiuan Thſang Pan nou tcha [4]); ſowie hier der zweite Theil des ſanſkritiſchen Namens ganz ausgelaſſen iſt, ſo wird es auch bei Fa Hian der Fall ſein, und ich trage daher wenig Bedenken, Pi tchha für eine Corruption von Pank'a zu halten. Doch ſpricht einigermaßen dagegen, daß Fa Hian nur durch einen kleinen Raum der eigentlichen Pentapotamie reiſte. Sollte man Pi tchha daher lieber für das im Weſten von Indien gelegene Pid'ika halten? [5]) In dieſem Lande war der Buddhismus ſehr blühend. Die Straße, welche er bis Mathura einſchlug, ging mitten durch die Wüſte, und iſt wahrſcheinlich die alte Straße, welche ſich auf Berg-

86) Foë Kouë Ki. 45—59. 87) F. K. K. 45. 64. 355. Laſſen a. a. O. 145. 88) F. K. K. 66. 358. 379. 89) *Vâyu-Pur.* in As. Res. VIII, 336. 90) F. K. K. 74; ſonderbar überſetzt er es, als ob ſein ſanſkritiſcher Name k'jutaçiras (tête coupée) wäre. 91) F. K. K. 77. 92) F. K. K. 379. 93) Journ. of Beng. Dec. 1838. pl. LX. No. 15. p. 1053.

94) a. a. O. 145. 95) F. K. K. 355. 96) a. a. O. 146. 97) F. K. K. 85. 98) F. K. K. 378. 99) *Brahmanda-Pur.* in As. Res. VIII, 343.

1) As. Res. a. a. O. 2) Laſſen's Zuſammenſtellung mit dem Ptolemäiſchen Nagara iſt unzuläſſig. Dieſes iſt in Udjâna zu ſuchen. 3) As. Res. VIII, 342 (neben der Schneegegend). 4) F. K. K. 381. 5) As. Res. VIII, 342; wegen der Wandlung von d in tch vgl. man Tchen-cha-lo = dem ſanſkritiſchen k'and'ala; dieſes Pid'ika iſt verſchieden von dem Pid'a in der Aſokainſchrift (vgl. Journ. of Beng. Bd. VII. S. 409).

Digitized by Google

haus' Karte verzeichnet findet. Sie geht über Leia, Multaun, tritt bei Bhuwalpore in die Wüſte und führt über Bhutnair, Hiſſar, Hanſi nach Delhi. Die verſchiedenen Königreiche in dieſem Gebiete vom Indus an ſind nach Fa Hian alle Buddhiſtiſch, ihre Namen werden leider nicht genannt. Die Jamunà hat auf dem rechten und linken Ufer 20 Klöſter, welche 3000 Mönche enthalten. Die Religioſen ſtehen in ſo hoher Ehre, daß die Könige ihnen mit unbedecktem Haupte nahen. Sie ſetzen ſich vor ihnen nie auf einen Divan, ſondern nur auf einen Seſſel. In der Mitte dieſes Gebietes liegt das Mittelland (Madjnadêça). Deſſen Klima iſt temperirt. Das Volk lebt in Freude und Überfluß; man kennt dort weder Steuerbücher noch Obrigkeiten, noch Geſetze[6]). Nur die, welche des Königs Länder bearbeiten, genießen ihre Früchte. Wer gehen will, geht, wer bleiben will, bleibt. Um zu regieren, bedürfen die Könige keines Aufwandes von peinlichen Strafen. Verbrecher werden nur an Geld geſtraft. Selbſt wenn einer daſſelbe Verbrechen wiederholt begeht, begnügt man ſich, ihm die rechte Hand abzuſchlagen (ſo!), ohne ihm etwas mehr zu thun. Des Königs Miniſter und die, welche ihm zur Rechten und zur Linken ſtehen, haben alle Gehalt und Salair. Die Bevölkerung tödtet nichts Lebendiges und ißt weder Zwiebeln noch Knoblauch[7]). Die Tſchandalas allein ſind ausgenommen; dieſe ſind aber auch ſo verachtet, daß ihre Wohnungen von denen der übrigen Bevölkerung getrennt ſind; wenn ſie in die Stadt kommen, ſchlagen ſie auf ein Stück Holz, um ſich kenntlich zu machen. Alsdann fliehen alle andere, um ihre Berührung zu vermeiden. (Man erkennt hieraus, daß ſich die Idee des Kaſtenunterſchiedes den indiſchen Buddhiſten nicht ganz rauben ließ; auch mußte ſie, ſo lange die niedern Kaſten von der Bildung der höhern ausgeſchloſſen waren, natürlich von ſelbſt wiederkehren; und jene Ausſchließung aufzuheben, mußte in Indien, wo dieſer Unterſchied der Bildung mehr als ein Jahrtauſend beſtand, und mit Stammverſchiedenheit verbunden war, überaus ſchwierig ſein.) Seit Buddhas Nirvana haben in dieſen Gegenden, fährt Fa Hian fort, die Könige und Große, ſowie Familienhäupter des Reichs, für die Religioſen Kapellen aufgeführt, und andere Verleihungen und Schenkungen gewährt. Dieſe werden ſtets auf eiſernen Platten verzeichnet[8]). Dieſe Schilderung verdiente hervorgehoben zu werden, weil ſie uns das Bild eines rein Buddhiſtiſchen indiſchen Reiches einigermaßen vergegenwärtigt[9]).

Südöſtlich, 18 Yôg'anâs entfernt von Mathura, wird das Königreich Seng kia chi[10]) erwähnt; es entſpricht wahrſcheinlich dem Palinamen Samkaſſam[11]). Hiuan Thſang nennt es Kiei pi tha, und bezeichnet es als zu Madhyadeça gehörig, und 200 Li ſüdöſtlich von Canog'e liegend (es wird demnach wol um Futtehpur, 25° 56' nördl. Br., 80° 45' öſtl. L. von Greenw.[12]), zu ſuchen ſein); allein zu Fa Hian's Zeit muß es größer geweſen ſein und auch Canog'e ſelbſt umfaßt haben. Denn Fa Hian kommt von Shutra nach einem Tempel in Seng kia chi, und von da ſüdöſtlich nach einer Reiſe von ſieben Yôg'anâs nach Ki jao i (bei Hiuan Thſang Ku jo kie tche, im Sanſkrit Kanjakubg'a, jetzt Canog'e)[13]) am Ganges. Von hier kommt Fa Hian in das Königreich Cha tchi (wol ſanſkritiſch Cauchika neben der Khuça unter Weſtnepal)[14]). Der Text verlegt es erſt drei Yog'anâs nach Oſten und dann zehn Yog'anâs nach Südweſten; allein Fa Hian hat ſchon früher ſeinen Übergang über den Ganges gemacht, und um nach Südweſt zu kommen, hätte er wieder über den Ganges zurückgehen müſſen. Daher vermuthe ich, daß die Route von Canog'e aus nach Südoſten ging. Dann kann es in der That in der Gegend von Lucknow zu ſuchen ſein, wie Klaproth annimmt[15]), ſonſt nicht. Dies Königreich wird ein großes genannt, woraus wir ſchließen können, daß um die Zeit von Fa Hian's Reiſe dieſe Gegend von Hinduſtan in eine Menge ziemlich kleiner Reiche zerfallen war; denn die Breite dieſes großen Königreichs kann nur etwa von Lucknow bis Oude gehen, alſo etwa zwei Längengrade betragen. Acht Yog'anâs weiter nach Süden zu folgt das Königreich Kiu ſa lo (im Sanſkrit Kóçala), mit der Hauptſtadt Che'wei, deren indiſcher Name Srâvasti iſt[16]). Zwölf Yog'anâs ſüdöſtlich von dieſer Stadt wird die Stadt Napikia erwähnt[17]). Ein Yog'anâm öſtlich hiervon betritt er das Königreich Kia weï lo weï, gewöhnlich in chineſiſchen Schriftſtellern Kia pi lo genannt; es iſt das indiſche Kapila, und kann der ganzen Reiſeroute nach nirgends anders als in der Gegend des Gogra (vom ſanſkritiſchen Gharghara, einem Beinamen des gewöhnlich Saraju genannten Fluſſes) liegen[18]). Seine Grenzen ſcheinen zu verſchiedenen Zeiten verſchieden geweſen zu ſein. Im Norden reichte es einſt bis Nepal, im Süden bis Benares. Die geſandtſchaftlichen Verbindungen dieſes Reiches mit China ſind ſchon erwähnt. Den Brief, welchen die erſte Geſandtſchaft (428 v. Chr.) brachte, ſoll ganz im Style Buddhiſtiſcher Predigten abgefaßt geweſen ſein[19]). In der Stadt gab es zu Fa Hian's Zeit weder König noch Volk; es war eine große Wüſte. Nur einige Religioſe hielten ſich daſelbſt auf, und einige wenige Häuſer befanden ſich dort. Das ganze Königreich war überhaupt ſehr entvölkert und der Sitz wilder Thiere. Dieſen Zuſtand mögen die blutigen Kriege herbeigeführt haben, deren Sitz in den vorhergehenden Jahrhunderten grade dieſe Gegenden geweſen ſein müſſen. Weiter öſtlich folgt das Königreich Lanma, welches Klaproth in die Gegend von Gorucpoor (26° 46'

6) Ich erinnere daran, daß Megaſthenes daſſelbe von dem Reiche der Prâk'jâs meldete. 7) Dieſe ſind, ſowie Wein, ebenfalls den Buddhiſten unterſagt. F. K. K. p. 104. 8) Alſo auch dieſe Sitte nahmen die Brahmanen erſt von den Buddhiſten an, und daraus erklärt ſich der Umſtand, daß gar keine Inſchrift bis jetzt gefunden wird, welche älter als die Buddhiſtiſche Zeit iſt. 9) F. K. K. 99 fg. 10) a. a. O. 124. 11) a. a. O. 128.

12) *Hamilton*, Description of Hindostan. I, 302. 13) F. K. K. p. 128. 14) *Varâha-Sanh.* in As. Res. VIII, 347. 15) F. K. K. p. 170. 16) Nach Hiuan Thſang vgl. F. K. K. 177. 17) a. a. O. 192. 18) Vgl. auch F. K. K. 201. 19) a. a. O. 200.

Digitized by Google

nördl. Br., 83° 19′ öſtl. L. von Greenw.)[20]) ſetzt[21]); es ſcheint aber ein wenig ſüdlicher liegen zu müſſen. Auch dieſes Königreich iſt ſehr menſchenarm. Neunzehn Yog'anâs weiter öſtlich liegt die Stadt Kiu i na kie (im Sanſkrit Kuçinagara, im Pali Kûçinâra)[22]). Auch dieſe Stadt iſt ſehr entvölkert. Zwanzig Yog'anâs ſüdöſtlich und fünf öſtlich kommt man an das Königreich Phi ohe li (im Sanſkrit Vaiçâla). Vier Yog'anâs von hier kommt Fa Hian zur Vereinigung der fünf Ströme; ſo heißt wol der Landſtrich um den Zuſammenfluß des Gunduk, Sone, Gogra, Ganges und eines andern der vielen Flüſſe, welche ſich in dieſer Gegend mit dem Ganges vereinigen. Ein Hauptpunkt dieſes Striches iſt Hadjypoor. Südlich vom Ganges beginnt ſogleich das Königreich Mo kie thi (im Sanſkrit Magadha) mit der Hauptſtadt Pa lian fu (auf ähnliche Weiſe corrumpirt aus Pât'aliputra, wie bei den occidentaliſchen Schriftſtellern *Παλίμβοθρα*). Die Paläſte zeigten noch ihren alten, in Fa Hian's Zeit unnachahmlichen, Glanz. Mehre Buddhiſtiſche Klöſter finden ſich daſelbſt und etwa 700 Mönche. Die Städte und Flecken in dieſem Königreiche ſind groß; die Bevölkerung reich und zu philoſophiſchen Geſprächen geneigt. Hier wird eine vom Könige Aſoka gegründete Stadt Nili, etwas ſüdlich von Patna, erwähnt, in deren Mitte ſich eine Säule, etwa 300 Chang hoch, befinde, mit einer Inſchrift, welche Jahr, Monat und Tag der Gründung berichtet. Auf der Spitze derſelben war ein Löwe[23]). Wir haben hierin eine Analogie zu der Säule von Bakhra in Tirhoot[24]). Von hier wendet ſich Fa Hian nach der neuen und alten Reſidenz (nämlich der Könige, welche vor den Maurjâs über Magadha herrſchten); eine derſelben iſt Râg'agriha (in den Paliſchriften Rajagaha); ihre Lage iſt nicht ganz zu beſtimmen, ſie wird aber im Bezirke von Rajmahal zu ſuchen ſein; indem er ſich dann wieder weſtlich wendet, kommt er zu einem der heiligſten Orte des Buddhismus, Kia ye (im Sanſkrit Gaya, in dem Mahawanſo Uruwelaja)[25]), wo Gautama das Buddhathum erlangte. Die Stadt iſt ganz verlaſſen. Die heiligen Orte ringsum haben aber Thürme, Klöſter u. ſ. w. Fa Hian kehrt von hier nach Pât'aliputra (Patna) zurück und fährt auf den Ganges flußaufwärts nach Pho lo na i (im Sanſkrit Varan'asî, jetzt Benares) im Königreiche Kia chi (im Sanſkrit Kâçi). Nördlich davon erwähnt er das Königreich Keou than mi (im Sanſkrit Kauçambi)[26]), welches er jedoch nicht beſucht hat. In Benares hörte Fa Hian von dem 200 Yog'anâs ſüdlich gelegenen Reiche Dakſchinapatha und einem großen Buddhiſtiſchen Grottenbau daſelbſt. Er beſuchte es jedoch nicht, ſondern ſchiffte auf dem Ganges zurück nach Patna und von da weiter in das Königreich Tchen pho (im Sanſkrit K'ampâ, jetzt Tchampanagur [in der Nähe von Boglipur?]). Weiter hinabfahrend, kommt er in das Königreich To mo li ti (im Sanſkrit Tâmraliptika[27]), im Pali Tamalitti[28]), jetzt Tamlook in der Nähe von Calcutta). Hier war der Buddhismus wieder ſehr blühend.

Mehr ſah Fa Hian vom eigentlichen Indien nicht. Da ſein Augenmerk einzig und allein auf die Buddhiſtiſchen Elemente gerichtet iſt, ſo iſt für die politiſche Lage Indiens um die damalige Zeit aus ihm faſt gar nichts, wenigſtens nicht mit Sicherheit, zu gewinnen. Einiges ließe ſich als Andeutung betrachten, doch ſelbſt als ſolche iſt es nicht hinlänglich ſicher. Da von dem Reiche Pi tchha bis Tama li ti hin außer im Mittelreiche kein König erwähnt wird, ſo möchte man daraus vielleicht vermuthen dürfen, daß um dieſe Zeit die meiſten dieſer kleinen Königreiche die Oberhoheit des Königs von Madhajdeça entweder unmittelbar oder mittelbar anerkannten. Wir würden die damals herrſchende Dynaſtie für die der Guptâs nehmen. Doch iſt dies alles zu unſicher, als daß es einer weitern Ausführung werth wäre.

Von der nächſtfolgenden Zeit bis zur Erhebung der Balharadynaſtie iſt uns wenig bekannt. Man kann annehmen, daß, wie in orientaliſchen Reichen gewöhnlich, die herrſchende Dynaſtie — wahrſcheinlich um dieſe Zeit die der Guptâs — immer ſchwächer ward, und die untergebenen Fürſten ſich eine immer mehr zunehmende Unabhängigkeit erwarben.

Im J. 441 ſchickte der König von Soo mo le (wol Sumêru) einen Geſandten nach China, um Producte ſeines Landes zu überbringen[29]). Im J. 473 ſandte der König von Pho le Tribut ebendahin[30]). Im J. 477 ſchickten die dem Indus benachbarten Inder Geſandten zum Könige der öſtlichen Tataren, Kao-tçu-HIAO-VEN-hoam-TI, welcher in Lo-yam reſidirte[31]). Stand dies vielleicht mit neuen Einbrüchen von Barbaren in Verbindung? Die Yue-tchi hatten ſchon wieder zu Anfange des 5. Jahrh. unter ihrem Könige Ki-to-lo, wie ihn die Chineſen nennen, einen Einfall in Indien verſucht, und unter andern Gandhâra weſtlich vom Indus erobert[32]), und um 550 v. Chr. kennt Cosmas Indicopleuſtes einen mächtigen Hunnenkönig Gollas, welcher weit über Indien vom Indus aus öſtlich herrſcht, und deſſen Land er *Οὐννία* nennt[33]).

Um dieſe Zeit ſoll nach dem Zeugniſſe von Inſchriften[34]) die K'alukjadynaſtie im Reiche Kunt'ala geſtiftet ſein. Dieſes Reich hat im Norden die Narmadâ (Nerbudda), im Süden den Kriſhna und Tungabhadra (jetzt Tumbudra), im Oſten die öſtlichen Ghats und im Weſten Oujein zur Grenze. Die Hauptſtadt war früher Kaljana

20) *Hamilton*, Description of Hindostan. I, 357. 21) F. K. K. 228. 22) F. K. K. 236; über die Lage vgl. bei Hiuan Thſang weiterhin. 23) F. K. K. 255. 24) Sie findet ſich abgebildet Journ. of Beng. 1835. March. pl. VII; der Löwe iſt Buddhiſtiſches Zeichen, und bezieht ſich auf Gautama's Beinamen çâkjasinha, „Löwe der Çâkjâs." 25) *Mahâw*. I. p. 2. 26) F. K. K. 305; vgl. 313.

27) As. Res. VIII, 342. 344. 28) *Mahâw*. I, 70. 115. 29) Journ. of Beng. 1837. January. p. 65. 30) a. a. O. *Deguignes*, Histoire des Huns. 46; dieſer hält es für eine Inſel. 31) *Deguignes* a. a. O. 32) Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen u. ſ. w. Könige. 257 und die daſelbſt angeführten Stellen. 33) *Cosmas Indicopleust*. XI. p. 638 in Nova Bibliotheca Patr. ed. *Montfaucon*. 34) Im Journ. of the Royal Asiatic Society of Gr. Britain and Ireland. No. VII. Ich kenne jedoch nur den Auszug in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 3, 402; da jenes Heft noch nicht nach Göttingen gekommen iſt.

Digitized by Google

(aber im Binnenlande, zu unterſcheiden von dem am Meere); ſpäter Devagiri (jetzt Dowletabad). Dieſes Land heißt im eigentlichen Sinne Dakshinâpatha. Der Stifter der K'alukjâs heißt Râg'asinha; er ſtürzte die frühere Dynaſtie der Rattas, und ſein Enkel Pulakeſi regierte um 490 n. Chr. Von dieſem an geben die Inſchriften eine ununterbrochene Reihe von Königen bis zum J. 1312 n. Chr., wo dieſe Dynaſtie von den Muhammedanern geſtürzt ward.

Im J. 502 ſandte der König von Indien (d. h. vom Mittelreiche) Keu to (Kêtu ohne Zweifel) einen hohen Beamten nach China, um ſich zu unterwerfen und mancherlei Geſchenke anzubieten [35]).

Zwiſchen 500—516 ſandte Südindien (wol Dakshinâpatha) einen Geſandten ebendahin, welcher ſchöne Pferde zum Geſchenke brachte. Im Weſten führte dies damals bedeutenden Handel mit den Römern und Syrern (? An se im Chineſiſchen). Indiſche Kaufleute gehen bis Foo nan und Keaou che (Tonquin), um mit Korallenhalsbändern und Perlen zu handeln. Dieſe Kaufleute führen Rechnungsbücher. Es gibt daſelbſt Leute, welche in magiſchen Künſten erfahren ſind. Die Inder ſind furchtſam in Schlachten; ihre Waffen ſind Bogen, Pfeile und Schild. Sie ſind in Aſtronomie, Arithmetik und Aſtrologie ſehr erfahren.

Um 550 beſuchte, wie ſchon bemerkt, Cosmas Indien. Der Indus bildete damals die Grenze zwiſchen Indien und Perſien [36]). Seine Mittheilungen über Indien ſind von unbedeutendem Werthe; er hat nur ſehr wenig davon kennen gelernt.

Mit den Saſſaniden ſcheinen die Inder ſtets in politiſcher Verbindung geſtanden zu haben. Wenigſtens ſpricht dafür der fortwährende Gebrauch von Elefanten bei den Neuperſern [37]).

Zwiſchen 605—616 kam ein chineſiſcher Geſandter nach Tibet; er ging nicht nach Indien, weil er glaubte, daß der Kaiſer von China gegen den König von Indien erbittert ſei. Deſſen Familie war aus der Kaſte der Ke le he oder Cha le (wol ſanſkritiſch Kshattrija; dies könnten darum dennoch die Guptâs ſein, obgleich dieſe in den Puranas für Çûdrâs ausgegeben werden). Damals gab es in Indien keine Empörungen oder Unruhen [38]).

Um dieſe Zeit hatte im weſtlichen Indien eine neue Dynaſtie ſich zu erheben begonnen, die der Balharas; ihr Name im Sanſkrit iſt Bath'arka, wie ihr Stammvater hieß. Das t in dieſem Worte iſt das cerebrale und wird faſt wie r oder l geſprochen, ſo entſtand Bhalarca, Bhalarha, Balarha, Balhara. Daß dieſe ſchon früher von mir gegebene Erklärung [39]) des Namens dieſer Dynaſtie richtig iſt, wird entſchieden bewieſen durch eine Inſchrift bei Tod [40]), wo ſich einer aus dieſer Dynaſtie Bhataric (Bhat'arca) Srimad Arg'una Deva nennt [41]). Das alte Erbreich dieſer Dynaſtie wird in einer Inſchrift derſelben Valabhadra genannt [42]). Ihre Reſidenz war nach ſichern Überlieferungen früher Valabhipura; nach Maſoudi Mankir (Minagara) [43]). Das Reich Valabhi wird von Hiuan Thſang (im J. 650 n. Chr.) unter dem Namen Fa la pi erwähnt [44]), und wird im Oſten durch Sou la tho (Surâsht'ra), im Süden durch Lo lo (Lat'â im Sanſkrit, Larike des Ptolemäus) begrenzt. Die Ruinen ihrer Reſidenz will Tod in dem kleinen Orte Balbi bei Bhownugger auf der Halbinſel Guzerate (21° 48′ nördl. Br., 72° 16′ öſtl. L. von Gr.) [45]) entdeckt haben [46]). Dieſe Dynaſtie zählte nach einer eigenen Ära, Valabhi Samvat genannt, welche im J. 319 v. Chr. ihren Anfangspunkt hat [47]). Dieſe Ära brauchen wir natürlich keineswegs zugleich als Anfangspunkt dieſer Dynaſtie zu betrachten. Sie war vielleicht ſchon früher dem Reiche Valabhi eigen. Von dieſer Dynaſtie der Bhatarka iſt uns durch zwei Inſchriften der Stammbaum bewahrt [48]). Dieſem nach war ihr Stammvater Bhat'arca General (sênapati). Als ſolcher verwaltete er wahrſcheinlich im Namen eines damaligen Mahârâg'adhirâg'a von Indien den Theil, welchen ſeine Dynaſtie ſpäter beherrſchte. Vielleicht war dieſer damals dem Hauſe der Surâsht'radynaſtie, welche wir früher kennen gelernt haben [49]), entriſſen. Wenigſtens würde die nachher zu gebende chronologiſche Beſtimmung damit zuſammenpaſſen. Die damaligen Oberherren von Indien waren, wie dieſelbe chronologiſche Beſtimmung erlauben würde, die Guptâs. Bhatarka, Verehrer des Siva, wie ſeine nachfolgende Dynaſtie zum Theil, begründete, wie beide Inſchriften zeigen, ſchon die königliche Macht durch ſeine Tapferkeit, durch ſeine gütige und freundliche Behandlung ſeiner Untergebenen u. ſ. w. Sein Sohn erbte ſeinen Titel und ſeine Macht; ihn, ſowie ſeine Brüder, kennen wir nur durch eine Inſchrift. Er heißt Çri Sênapati Dhara Sena. Ihm folgt ſein jüngerer Bruder, Drona Sinha. Dieſer wird von dem Oberherrn von ganz Indien (Akhilabhuvanamand'ala bhôgaikasvâminâ parama svâmina svajam, „von dem höchſten Herrn dem einzigen Herrn des Genuſſes des ganzen Weltkreiſes") mit der Königsweihe begabt (Upahitarâg'jâbhishêkô) und führt den Titel Râga çri parama mâheçwara çri mahârâg'a. Ihm folgt ſein Bruder Dhruva Sena ebenfalls mit dem Titel Çri Mahârâg'a. Dieſem wiederum ein Bruder mit demſelben Titel, Dharabhat'ta. Dieſem folgt ſein Sohn, der Parama mâheçvara çri mahârâg'a, Guha Sena. Da mit dieſem gleichſam die neue Linie beginnt, ſo erſcheint er auch in der andern Inſchrift.

35) Journ. of Beng. 1837. Jan. p. 65. *Deguignes*, Hist. des Huns. I, 1, 49. 36) XI, 337. 37) Ritter, Aſien. IV, 1. 524. 38) Journ. of Beng. Jan. 1837. 67. 39) Gött. Gel. Anz. 1839. St. 156. S. 1548. 40) Annals of Rajasthan. I, 801.

41) Es iſt mir völlig unerklärlich, wie ſelbſt Tod und And. auf die närriſchſten Etymologien dieſes Dynaſtiennamens rathen konnten. 42) Journ. of Beng. 1838. Nov. p. 876. 43) As. Res. IX, 181. 44) Foë Kouë Ki. p. 392. Vgl. Journ. of Beng. Nov. 1836. p. 687. 45) *Hamilton*, Description of Hindostan. I, 672. 46) *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 216. 47) Wie die ſchon erwähnte Inſchrift zeigt (bei Tod a. a. O. I, 801). 48) Journ. of Beng. Nov. 1838. p. 966 fg. und 1835. Sept. p. 574. Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 156. S. 1553. 49) Vgl. S. 100.

Digitized by Google

Deſſen Sohn iſt der Mahârâg'a Dhara Sena. Von dieſem rührt die erſte Inſchrift her, welche ſchon ein Datum hat, welches leider noch nicht ganz lesbar iſt [50]; allein ſo viel kann man erkennen, daß es 300 und noch zwei Zahlzeichen enthält. Wenn alſo dieſe Inſchrift nach der Valabhi-Ära datirt iſt, ſo würde ſie ſchon wenigſtens nach 619 v. Chr. fallen; alſo da nur zwei Geſchlechter zwiſchen Bhatarka und Dhara Sena verfloſſen ſind, Bhatarka ſelbſt etwa um 550 n. Chr. Die erwähnte zweite Inſchrift führt den Stammbaum weiter fort, und nennt als Sohn und Nachfolger von Dhara Sena den Çrî Çilâditja, welcher den Beinamen Vikramâditja führt. Höchſt auffallend iſt hier, daß, während ſein Vorgänger und ſein Nachfolger die Titel Çrî Paramamâheçvara führen, ihm ſelbſt gar keine Titel, aber die größten Lobſprüche ertheilt werden, gleichſam als wenn ſein an der Stelle des Titels angegebener Beiname Vikramâditja dieſen erſetzen und überbieten ſollte. Wir müſſen den Umſtand hervorheben, weil er bei der folgenden Combination von Wichtigkeit ſein könnte. Nach ihm wird ſein Bruder Içvara Guha genannt. Dann deſſen Sohn, ebenfalls Parama mâheçvara, mit dem Namen Dhara Sena (der zweite); dann deſſen Bruder, der Parama mâheçvara, Dhruva Sena (der zweite), mit dem Beinamen Balâditja; dann deſſen Sohn, Dhara Sena, aber (abgeſehen von den Eulogien) mit Titeln, welche ihn als anerkannten Oberherrn von Indien zu bezeichnen ſcheinen, nämlich Parama mâheçvara parama bhat't'araka *mahârâg'âdhirâg'a* parameçvara k'akravartî (das Weltrad drehende) Çrî Dhara Senas. Von hier an iſt die Inſchrift ſo lückenhaft [51], daß ich ohne ein Fac simile ſie nicht zu gebrauchen wage. Es wird ein Sohn des Bruders des Großvaters von Dhara Sena erwähnt, nämlich des Siladitja, allein ob dieſer der weiterhin genannte Dhruva Sena iſt, wie Prinſep annimmt, wage ich nicht zu behaupten. Dieſer ſcheint mir vielmehr der ſchon vorgekommene Dhruva Sena, der Vater des Dhara Sena III., zu ſein. Denn ſogleich neben ihm wird als älterer Bruder Dhara Sena erwähnt [52], wie ich alſo annehme, der zweite dieſes Namens. Ebenſo wird weiterhin [53] Içvara Guha und deſſen älterer Bruder Çilâditja erwähnt, welche der Vater und Oheim von Dhara Sena II. ſind. Zur leichtern Überſicht ſtehe hier der Stammbaum dieſer Familie:

1) Bhatarka, General.

2) Dhara Sena, General. — 3) Drona Sinha, König. — 4) Dhruva Sena I. — 5) Dhara bhat't'a.

5) Dhara bhat't'a. → 6) Guha Sena. → 7) Dhara Sena I.

7) Dhara Sena I.: 8) Siladitja. — 9) Içvara Guha.

8) Siladitja. → 13) Dhruva Sena.

9) Içvara Guha.: 10) Dhara Sena II. — 11) Dhruva Sena II.

11) Dhruva Sena II. → 12) Dhara Sena, Kaiſer.

Der, welcher die Inſchrift aufſtellen ließ, iſt in der That ein Sohn von Siladitja [54] (Nr. 8 in der Stammtafel), und heißt Dhruva Sena, wie die Unterſchrift zeigt, allein ſein Titel iſt im Verhältniß zu dem ſeines Vorgängers (Nr. 12) ſehr zuſammengeſchmolzen; er nennt ſich nur Parama mâheçvara, und in der Inſchrift ſogar nur Râg'aputra (Königsſohn). Dies und manches andere läßt auf eigenthümliche Umſtände rathen, welche zwiſchen ihm und ſeinem Vater vorgefallen ſein mögen. Da dieſe Dynaſtie eine höchſt bedeutende Stellung in Indien eingenommen hat, wie ſchon der Titel des Dhara Sena III. zeigt, und mancherlei Sagen über ſie [55], ſo iſt es unſere Pflicht, was zu einer ſichereren Fixirung derſelben dienen könnte, hier anzudeuten.

Dieſe zweite Inſchrift (des Dhruva Sena) führt das Datum 365, folglich hypothetiſch auf die Vallabhi-Ära reducirt 684 n. Chr. Da aber zwiſchen dieſem Dhruva Sena und ſeinem Vater vier Perſonen als Könige erwähnt werden, ſo muß zwiſchen dem Beginn von Siladitja's (Nr. 8) Herrſchaft und zwiſchen dem Datum dieſer Inſchrift ein ziemlicher Zeitraum liegen. Nun wird in dem ſchon erwähnten Reiſeberichte des Hiuan Thſang (zwiſchen 632—650 n. Chr.), welchen Jacquet etwas vollſtändiger mitgetheilt hat [56], als im Foĕ Kouĕ Ki geſchehen iſt, der damalige König von Balabhi (chineſiſch Fa la pi) Thou lou pho po tcha genannt, und für einen Schwiegerſohn des Che lo ó ti to, Königs von Kie no kieou tche erklärt. Die Dynaſtie gehörte zu dem Stamme der Che ti li (kshattra oder kshattrija, Kriegerkaſte). Thou lou pho po tcha iſt, wie Jacquet bemerkt, die chineſiſche Umſchreibung des ſanſkritiſchen Dhruvabhat't'a, Che lo ó ti to die von Çilâditja und Kie no kieou tche

50) Vgl. daſſelbe in Journ. of Beng. 1838. Nov. p. 967. 51) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 156. S. 1550 fg. 52) *Slok.* 40. Journ. of Beng. a. a. O. S. 971. Z. 10 v. u. 53) a. a. O. S. 972. Z. 6. v. o. 54) Inſchrift. S. 972. Z. 14 v. o. 55) Vgl. *Wilford* in As. Res. IX, 181 fg.; von deſſen Combinationen jedoch wenigſtens bis jetzt gar nichts zu gebrauchen iſt. 56) In Journ. of Beng. 1836. Nov. p. 687. Vgl. Foĕ Kouĕ Ki. p. 393, wo ſehr abweichend überſetzt wird; ich geſtehe aber, Jacquet mehr Vertrauen als Klaproth und Landreſſe zu ſchenken.

Digitized by Google

die von Kanjakubg'a (Canog'e). Nun ſind die Worte **sêna** und **bhat't'a** im Sanſkrit faſt ganz identiſche Titel, und wir ſehen in dieſer Dynaſtie einen Fürſten Dhara-bhat't'a (Nr. 5) und mehre andere Dhara-Sena (Nr. 7. 12) genannt. Demnach können wir faſt unbedenklich annehmen, daß Dhruva Sena II. in unſerer Inſchriſt (Nr. 11) auch Dhruva bhat't'a genannt werden konnte; alsdann wäre es aber nicht zu bezweifeln, daß er identiſch ſei mit dem Thou lou pho po tche des Hiuan Thſang. Dieſe Vermuthung erhält aber noch mehr Beſtätigung durch die weitere Bemerkung von Hiuan Thſang, nach welcher der Vorgänger des Thou lou pho po tche (Dhruva bh'at't'a) ein Neffe des Che lo ó ti to, Siladitja, Königs von Malva, war. In der That iſt der Vorgänger von Dhruva bhat't'a, Dhara Sena, ſowie Dhruva bhat't'a ſelbſt Neffe des Siladitja (Nr. 8 in der Stammtafel), und wir haben ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß bei ſeiner Aufführung in der Inſchriſt ſich eine beachtenswerthe Eigenthümlichkeit zeigt. Sie erklärt ſich am beſten, wenn wir annehmen, daß er gar nicht eigentlicher Herrſcher im Erbreiche der Bhat'arkâs war, ſondern in irgend einem größern, nach deſſen Übernahme er ſein Erbreich ſeinem Bruder abtrat. Wenn Malva dieſes Reich war, ſo erklärt ſich dadurch auch der Beiname, welcher dem Siladitja gegeben wird. Er ward Vikramaditja alsdann nach dem bedeutendſten Herrſcher von Malva genannt, deſſen Name überhaupt faſt ein Ehrentitel geworden zu ſein ſcheint. Auffallend iſt hier nur, daß nicht auch der zweite Neffe von Siladitja als ſolcher von Hiuan Thſang bezeichnet wird, ſondern vielmehr als Schwiegerſohn des Königs Siladitja von Canog'e. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich dadurch, daß dieſe vornehmere Verwandtſchaſt jene minder vornehme verdunkelte.

Wenn die bis jetzt verfolgte Combination — nach welcher Siladitja in unſerer Inſchriſt König von Malva war, und Dhruva Sena der Schwiegerſohn eines Siladitja, Königs von Canog'e — zu Grunde lag, ſo wird mit Hilſe anderer chineſiſcher Berichte ſich das Meiſte in dieſer Geſchichte aufklären. „In den chineſiſchen Berichten [57]) heißt es nämlich: In den Jahren der Dynaſtie Tang (618—627 n. Chr., oder 299—308 nach der Valabhi-Ära) herrſchten große Unruhen im Königreiche Indien. Der König She lo ye to (dies iſt, wie ſchon mehrfach erkannt, ebenſalls eine chineſiſche Umſchreibung des ſanſkritiſchen Çîlâditja) führte Krieg und ſchlug Schlachten, wie ſie nie vorher geſehen waren. Die Elefanten wurden auf ſeinen Schnellmärſchen nicht entſattelt; die Soldaten verließen ihre Schilde nicht, weil der König den Entſchluß gefaßt hatte, alle vier Indien unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen. Alle Provinzen nach Norden hin unterwarfen ſich ihm." Wir brauchen kaum für zweifelhaft zu nehmen, daß dieſer Siladitja mit dem identiſch ſei, welchen Hiuan Thſang König von Canog'e nennt. Denn daß Canog'e einer der Hauptſitze der Guptadynaſtie war, zeigt unter andern die Maſſe der daſelbſt gefundenen Münzen. Dieſe Unterwerfung von ganz Indien unter einen König ſetzt Deguignes ins Jahr 621 n. Chr. (Valabhi-Ära 302) [58]). Er nennt dieſen König zwar abweichend Hou lo mien to; dies mag aber eine Ehrenbezeichnung des Siladitja ſein.

Zu dieſes Königs Zeit, heißt es weiter, kam ein eifriger Buddhadiener mit dem Beinamen Heuen-chuang in dieſes Königreich. Dieſes iſt aber der ſchon erwähnte chineſiſche Reiſende Hiuan Thſang (nach der franzöſiſchen Schreibweiſe). Dieſen ließ Siladitja vor ſich ruſen, und durch deſſen Erzählungen von den Thaten des chineſiſchen Kaiſers Tae-tſung begeiſtert, beſchloß er, ihm eine Geſandtſchaſt zu ſchicken [59]). In der That kam 642 n. Chr. eine Geſandtſchaft des Siladitja nach China, der hier aber nicht König von Canog'e, ſondern nach dem eigentlichen Reiche und Sitze des Kaiſerthums König von Mo kea to (Magadha) genannt wird [60]). Als eine ſeiner Reſidenzen wird die alte Hauptſtadt Indiens, Pât'aliputra oder Kuſumapura (bei den Chineſen Po to li tſe tching, oder Kiu ſu mo pou lo), erwähnt [61]). Eine andere derſelben heißt bei den Chineſen Tcha po ho lo tching (Cha poo ho lo) [62]) und iſt die von Abul Fazil in Bahar erwähnte Stadt Champaran, jetzt Tchuprah am Ganges oberhalb Patna [63]). Der Kaiſer von China ſendet darauf ebenſalls einen Geſandten nach Indien, um dem Könige die Verſicherung von Frieden und Freundſchaſt zu bringen. Dies war der erſte Geſandte, welcher von Mahâ-China nach Indien gekommen war. Siladitja empſing nach der chineſiſchen Darſtellung die Geſandten mit allen Zeichen der Unterwerfung, und ſchickte neue Geſandte nach China, welche die Acte der Unterwerfung überbrachten; unter andern Geſchenken ſandte er einen Bohbaum (heiligen Baum des Buddha); die Geſandten wurden in China ſehr ehrenvoll empſangen.

Im J. 646 n. Chr. kamen Geſandte der Sie li, welche damals zwiſchen Indien und Tibet wohnten, nach China [64]). Dies ſind wol die indiſchen Seres, Serindi [65]). Im J. 647 n. Chr. kamen Geſandte von Nipalou (Nepal) und Magadha [66]).

Im J. 648 n. Chr. ſandte der Kaiſer von China einen höhern Beamten nach dem Königreiche Magadha, in der Abſicht, daß die Grundſätze der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit, welche in dieſem Lande verbreitet waren, einen Beſchützer und Repräſentanten hier hätten. Aber vor ſeiner Ankunſt (alſo zwiſchen 647—648) war Siladitja geſtorben. Das Volk des Königreichs hatte eine Revolution gemacht, und der Miniſter des verſtorbenen Königs, Namens Na ſoo te (wol das ſanſkritiſche nripati, M ä n n e r h e e r, der Titel) Olonashun (ob Arg'una?) ſich an ſeine Stelle ge-

57) Journ. of Beng. 1837. January. p. 68.

58) *Deguignes*, Histoire des Huns, II, 1, 564. 59) Journ. of Beng. a. a. O. 60) a. a. O. und *Deguignes* a. a. O. p. 55. 61) Ven-hien-tum-kao bei *Deguignes* a. a. O. 62) *Deguignes* a. a. O. Journ. of Beng. 1837. January. p. 69. n. S. 63) Der Sanſkritname war wol K'amparanagara, und dies iſt der urſprüngliche Sitz des bei Fa Hian erwähnten Königreichs K'ampa (S. 110). 64) *Deguignes* a. a. O. 56. 65) *Plin.* N. H. VI, 20. *Amm. Marcell.* XXII, 7. *Steph. Byz.* Anonym. Ravenn. V. Vgl. Traduction française de *Pline* (H. N.) par *Ajasson de Grandsac*, V, 234. 66) *Deguignes* a. a. O. p. 57.



Digitized by Google

ſetzt. Der Uſurpator wollte dem chineſiſchen Geſandten den Eintritt in das indiſche Reich verwehren. Dieſer aber griff mit ſeiner Begleitung die ihm entgegengeſtellten indiſchen Truppen an, konnte ſie jedoch nicht überwinden, vielmehr wurde ſein kleiner Haufen zuſammengehauen. Die Folge davon war, daß der Tribut, welchen der chineſiſche Geſandte in den verſchiedenen von ihm auf ſeiner Reiſe beſuchten Ländern aufgenommen hatte, in die Hände des Uſurpators fiel. Heuen tſe, ſo hieß der chineſiſche Geſandte, zog ſich nach der weſtlichen Grenze von Tibet zurück, und befahl den benachbarten Königreichen, ihm Truppen zu liefern. China war damals in der Blüthe ſeiner Macht, und bis in ſehr ferne Gegenden hin war das Wort ſeiner Geſandten ein unausweichlicher Befehl. Tibet lieferte 1000 Bewaffnete, und Nepal, welches im J. 651 den Chineſen Tribut zahlen mußte [67]), ſtellte 7000 Reiter. Mit dieſem kleinen Corps rückte Heuen tſe mitten in Indien hinein bis Cha poo ho lo, welches auch jetzt, wie unter Siladitja, eine Reſidenz war. Daß er auf dieſem ganzen Marſch keinen Widerſtand fand, gibt ein eigenes Zeugniß für die damalige Lage Indiens. Dieſe Stadt wurde nach einem dreitägigen Sturme eingenommen; 3000 Menſchen ließ der chineſiſche Geſandte enthaupten, 10,000 ertranken im Ganges. Olonashun entfloh nach dem Königreiche Wei (dies iſt Che wei im Königreiche Kôçala) [68]). Hier ſammelte er ſeine zerſtreuten Truppen und wagte noch einen Kampf, wurde aber gefangen. Tauſend Mann, welche mit ihm gefangen genommen waren, ließ der chineſiſche Geſandte enthaupten. Die Überbleibſel des Volkes zogen ſich mit des Königs Weibern an die Ufer des Fluſſes Kantowei zurück. Dieſen hält der engliſche Überſetzer „ganz unzweifelhaft" für den Godavery. Dieſer Rückzug ginge aber alsdann über ein Gebiet von nicht weniger als zehn Grade, und führte weit außer den Grenzen des damaligen Kaiſerreichs. Ich bin überzeugt, daß der Kantowei der Gandaki (jetzt Gondut) iſt, welcher ſich bei Hadjypoor in den Ganges ergießt. Hier hatten die Inder eine durch die Flüſſe gedeckte Stellung eingenommen, allein die Menſchlichkeit (ſo ſoll der Text haben) des chineſiſchen Geſandten griff ſie auch hier an und richtete große Unordnung an. Er nahm des Königs Weiber und Kinder und viele andere, gegen 12,000 Menſchen, gefangen, und 20,000 Stück Vieh fielen in ſeine Hände. Fünfhundert und achtzig große und kleine Städte unterwarfen ſich ihm, und ſeine Macht wurde ſo furchtbar, daß der König vom öſtlichen Indien, She keaou mo (Çri Kumâra?) ihm 30,000 Ochſen und Pferde ſandte, um ſeine Armee zu unterhalten und beritten zu machen, und außerdem Bogen, Säbel, koſtbare Halsbänder und ſeidene Schnuren. Der König von Kea mo loo (Kâmarûpa, die Weſtgegend von Aſſam) ſandte ebenfalls koſtbare Geſchenke, unter andern die Karte ſeines Landes.

Der Geſandte nahm den Uſurpator Olonashun mit nach China [69]). Leider geben die chineſiſchen Annalen keine Nachricht darüber, wer an die Stelle des Uſurpators gekommen und legitimer Nachfolger von Siladitja geworden ſei. Da wir aber durch Hiuan Thſang wiſſen, daß Dhruva Sena II. der Schwiegerſohn von Siladitja war, folglich deſſen Sohn, Dhara Sena, des Kaiſers Enkel, dieſer aber in der Inſchrift einen Titel führt, welcher es höchſt wahrſcheinlich macht, daß er Kaiſer geworden ſei, — nämlich **Parama mâhêçvara** (höchſter Großherr), **Parama bhat't'araca** (höchſter Bhatarka), **Mahârâg'âdhirâg'a** (Oberkönig der Großkönige), **Paramêçvara k'akravarti** (höchſter Herr, Weltherrſcher), Çri (heilig), Dhâra Senas — ſo iſt es mir höchſt wahrſcheinlich, daß er der Nachfolger des Siladitja im Königreiche Canog'e und Magadha, ſowie überhaupt in der Oberhoheit über Indien geworden ſei. Er würde alſo zur Regierung gekommen ſein etwa 650 n. Chr., wahrſcheinlich zuerſt als Kind. Das eigentliche Reich der Bhat'arkadynaſtie ſcheint er nun dem Dhruva Sena (Nr. 13), Sohn des Siladitja von Malva, überlaſſen zu haben.

Aus der Bhat'arkadynaſtie iſt uns außer den bisher genannten Herrſchern noch ein anderer durch eine Inſchrift [70]) bekannt. Die Titel, welche er führt, laſſen es zweifelhaft, ob er zu der Reihe der Bhat'arkâs gehört, welche die Oberhoheit über Indien beſaßen, oder nur König ſeines Erbreiches war. Die Zeit deſſelben iſt nicht bekannt; auf jeden Fall iſt ſie ſpäter als die der bis jetzt kennen gelernten Bhat'arkâs. Der Titel und Name lautet in der Inſchrift: **Parama bhat't'araka** (höchſter Bhatarka), **Mahârâg'âdhirâg'a** (Oberkönig der Großkönige), Çri (heilig), **Kulja Bharana Deva** (der Name), Dajâk'aja (Berg der Gnade).

Zur Zeit, als Hiuan Thſang Valabhi beſuchte (um 640), waren die Fürſten daſelbſt eifrige Buddhiſten [71]). Dieſer Reiſende durchzog einen beiweitem größern Theil von Indien, als Fa Hian, und richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf mehr Gegenſtände. Wir würden, wenn wir ſeine Reiſebeſchreibung (Si in ki, oder Beſchreibung der Weſtländer) ganz beſäßen, eine ſehr genaue Kenntniß der damaligen Zuſtände von Indien erhalten, und es iſt daher überaus wünſchenswerth, daß wir ſie ſo bald und ſo vollſtändig als möglich erhalten. Indeſſen iſt auch der bisher bekannte Auszug aus derſelben [72]) ſchon wichtig genug, um hier nicht übergangen werden zu dürfen.

Von Fan yan na, jetzt Bamiyan, nach Oſten zu, geht Hiuan Thſang in die Schneeberge; man überſteigt die ſchwarzen Spitzen und kommt nach Kia pi che, dem Kapiſſa der occidentaliſchen Alten, **Kâmbôg'a** im Sanſkrit [73]); die Entfernung iſt nicht angegeben; ſein Weg

67) *Matouanlin* bei *Abel Rémusat*, Nouv. Mél. asiat. I. 194. 68) Vgl. S. 109. 69) Journ. of Beng. January. 1837. p.

69. 70. Einiges auf dieſe Geſchichte Bezügliche erwähnt auch *Abel Rémusat* aus *Matouanlin* in Nouv. Mélang. asiat. I, 212; allein ſtatt Siladitja nennt er als König von Indien Tchou lo pa.

70) Journ. of Beng. 1835. March. pl. IX. Nr. 3 und S. 167. 71) Journ. of Beng. 1836. Novemb. p. 687. 72) Mitgetheilt in Foĕ Kouĕ Ki. p. 375 fg. aus der großen (chineſiſchen) hiſtoriſchen und geographiſchen Compilation, welche, unter dem Namen Pian i tian, die Geſchichte der fremden Völker enthält. 73) Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. II, 56.

ging wahrſcheinlich auf der Abdurrahſtraße nach dem Thale des Ghourbund zu; hier kennt die Karte von Rennell [74]) eine Stadt Kupchak. Die Hauptſtadt liegt an den Bergen Tſoung ling. Vierzig Li ſüdlich von dieſer iſt eine andere, deren Name eine perſiſche Form zu haben ſcheint, Si pi to ſa la ſſe (cpita, heilig?). Dreißig Li ſüdlich davon iſt der Berg A lou nao, augenſcheinlich ein ſanſkritiſcher Name Arunô. Königreich Tſao kiu tho; Berg Sſe na ſſe lo, ſanſkritiſch çaniçila (Saturnfels). Obgleich dieſer Name augenſcheinlich ſanſkritiſch iſt, ſo bemerkt Hiuan Thſang doch, daß Sprache und Schrift in dieſem Königreiche nicht indiſch ſeien [75]). Dieſes Königreich liegt grade an der damaligen Grenze von Indien [76]). Es befanden ſich Stupas daſelbſt, deren Bau dem Aſokas (von 263—227 v. Chr.) zugeſchrieben wurde. Der Buddhismus hatte ſich alſo hier feſtgeſetzt, aber nicht dem Lande ganz indiſchen Charakter aufgeprägt. Das Reich Tſao kiu tho wird etwa im Thale des Pangh'irfluſſes zu ſuchen ſein [77]). Nordweſtlich (200 Li) [78]) von der Hauptſtadt ſind die Schneeberge, und da war nach Hiuan Thſang das alte Königreich Gandhâra. Südweſtlich von der Hauptſtadt war ein Berg Pi lo ſo lo (ſanſkritiſch pilusâro, der Elefantenartige).

600 Li öſtlich von Kiapiche beginnt Indien mit dem Reiche Lampho (im Sanſkrit Lampâka, jetzt Lamgham); hier iſt dieſes jedoch nur auf die Nordſeite des Kamehfluſſes beſchränkt.

Südöſtlich von da (100 Li), jenſeit des Kameh, iſt Nakoloho (Nagarhara), von allen Seiten von Bergen umgeben, wahrſcheinlich das jetzige Teerah, welches von den Schneebergen, den Sindra-, Busteh- und Khyberhöhen umgeben iſt [79]).

500 Li ſüdöſtlich von da durch die Berge (die Khyberhöhen) kommt man zum Reiche Kian to lo (Gandhâra), welches im Oſten an den Indus ſtößt, und weſtlich von Paiſhawer beginnt. Die Hauptſtadt iſt Pouloucha pou lo (Purushapura im Sanſkrit). Hier wird ein Tempel der Bhîmâ, Gemahlin des Çiva, alſo Sivacult, erwähnt.

600 Li nördlich kommt Hiuan Thſang nach Ou tchang na (Udjâna), wo die Nordgrenze von Indien iſt. Die Hauptſtadt iſt Meng ho li, ſanſkritiſch Mangala, vielleicht das jetzige Munglore. 250 oder 260 Li nordöſtlich davon tritt man in die große Bergkette, und kommt von da zu der Quelle des Sou pho ſa ſou tou (im Sanſkrit çubhavastu, jetzt Sewad, welcher nördlich von der ungefähr in der angegebenen Entfernung von Munglore liegenden Bergkette entſpringt). Südlich von der Hauptſtadt (200 Li) liegt der große Wald Maha ſa na (im Sanſkrit mahavana); nordweſtlich davon (30—40 Li) Maju kia lan, das Bohnenkloſter (ohne Zweifel ſanſkritiſch majugara; denn majusthaka kommt in der Bedeutung Bohne vor). Außer dieſem werden noch andere Klöſter und zwei, deren Bau dem Aſoka zugeſchrieben wird, erwähnt; das eine heißt Lou yi ta kia, das rothe, im Sanſkrit lôhitaka (Rubin).

Öſtlich von da (500 Li) durch die Berge kommt Hiuan Thſang nach Po lou lo, zwiſchen den Schneebergen. Dieſes Poloulo iſt identiſch mit dem Pou lou bei Matouanlin [80]), und vielleicht mit dem Pârata des Sanſkrits [81]). Dieſes Gebiet zieht ſich vom Weſten von Tibet bis öſtlich von Udjâna [82]); Hiuan Thſang kehrte von da (dem Indus entlang?) bis ins Königreich Gandhâra zurück, wo er den Indus überſchreitet, und zwar, wie es ſcheint, in der Gegend von Attock. Er kommt in das Reich Tan tcha chi lo (im Sanſkrit Takshaçila), welches die Grenze von Nordindien bildet, und um die Zeit dieſer Reiſe von Kaſchmir abhängig war. Land des Königs Tchen tha lo po la pho (im Sanſkrit K'andraprabha, Mondlicht). Hier wird, außer einem Stupas des Aſokas, auch ein von ſeinem Sohne erbauter erwähnt.

700 Li ſüdöſtlich davon durch die Berge kommt Hiuan Thſang nach Seng ho pou lo (Sinhapura, wol die Hauptſtadt von Nriſinhavana) [83]), etwa in der Gegend des jetzigen Rawil Pindi. Auch dieſes Land bildet die Grenze von Nordindien, und war zur damaligen Zeit Dependenz von Kaſchmir. Im Weſten reichte es bis zum Indus.

Hiuan Thſang kehrt nach Tan tcha chi lo zurück, und erwähnt eine nördlich davon gelegene Induspaſſage. 700 Li ſüdöſtlich von dieſer kommt man nach Ou la chi (ob Ulûka?) [84]), ebenfalls Grenze von Nordindien und Dependenz von Kaſchmir. Hier herrſchte kein Buddhismus. Dieſes Land wird wol etwa in der Gegend des heutigen Muzufferabad zu ſuchen ſein.

Südöſtlich von da geht es über Berge, hängende Eiſenbrücken; nach 1000 Li kommt man nach Kiache mi lo (im Sanſkrit Kaçmira, Kaſchmir), ebenfalls Grenze von Nordindien. Die Hauptſtadt liegt öſtlich von einem großen Fluſſe, ohne Zweifel der Vitaſtâ (Hydaſpes, jetzt Dſchelum).

Südweſtlich, indem man über die Berge geht, kommt man, nach 700 Li, nach Pan nou tcha (im Sanſkrit Pank'a, abgekürzt von Pank'anada, jetzt Penj'ab), ebenfalls Dependenz von Kaſchmir.

400 Li ſüdöſtlich davon kommt Ko lo tche pou lo (ob das ſanſkritiſche Craunk'apura?) [85]).

Alle dieſe Länder von Lan pho an ſind wild, die Einwohner uncultivirt und die Sprachen barbariſch.

Indem man von hier ſüdöſtlich ſich wendet und über einen Fluß geht (ohne Zweifel den jetzigen Rawi), kommt man, nach einer Reiſe von 700 Li, nach Thſe Kia, ebenfalls Grenze von Nordindien. Im Oſten fließt der Pi po tche (im Sanſkrit vipâça, jetzt Beas), im Weſten

74) *Rennell*, Memoir of a map of Hindoostan zu S. 65. 75) F. K. K. 395; vgl. 378. 76) a. a. O. 77) Vgl. Laſſen, Zur Geſchichte u. ſ. w. S. 151. 78) Ein Li beträgt 549—732 Millemeter (F. K. K. 148). 79) Anders Laſſen a. a. O. S. 147.

80) *Abel Rémusat*, Nouv. Mélang. as. I, 194. 81) *Varáha-Sanh.* in As. Res. VIII, 346. 82) *Matouanlin* a. a. O. 83) Vgl. S. 92. 84) Über deren Wohnſitze vgl. Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. II, 46. 85) *Varáha-Sanh.* in As. Res. VIII, 346.



Digitized by Google

der Indus. Es muß dies Land alſo etwa in der Gegend des heutigen Umritſir liegen.

500 Li öſtlich davon folgt Tſchina pou ti, im Sanſkrit K'inâs, ebenfalls ein Grenzland von Nordindien, ganz wie die indiſchen K'inâs, die Nachbarn der Kaulinâs [86]). In dieſem Lande iſt Tha mo ſou fa na (der dunkle Wald, im Sanſkrit tâmasavana).

140 bis 150 Li nordöſtlich von hier, ebenfalls Grenzland von Nordindien, liegt Tſche tan tha lo; dieſer Name könnte vielleicht dem ſanſkritiſchen G'at'adhara entſprechen, deſſen t' wie r geſprochen wird, und welches Land in dieſer Gegend liegt [87]); doch könnte dieſer indiſche Name auch einem andern der ſogleich folgenden chineſiſchen entſprechen. G'at'adhara bezeichnet einen Brahmaniſchen Aſketen, und Hiuan Thſang bemerkt, daß dieſes Land früher Brahmaniſch war.

700 Li von hier nordöſtlich, indem man über hohe Berge ſteigt (dies ſind die Berge im Weſten von Surmur), kommt man nach Khiou lou to, im Sanſkrit Kulûta [88]), jetzt Kulûr um Belaspoor, ebenfalls Nordgrenze von Indien, rings von Bergen umgeben und in der Nähe der Schneeberge. Von hier führt 2000 Li nördlich mitten durch die Berge die Straße nach Mo lo pho oder San pho ho. Dieſes Reich muß im nördlichen Koheſtan liegen.

Von Khiou lou to (Culûta), ſüdlich über hohe Berge und einen großen Fluß (wol den Çatadru, jetzt Sutluj), kommt man 700 Li weiter nach Che ſo thou lou; auch dieſe chineſiſche Form könnte dem ſanſkritiſchen ſchon erwähnten Namen G'at'adhara oder Çat'adhara entſprechen. Auch dieſes Land bildet noch die Grenze des nördlichen Indiens. Im Weſten bildet ein großer Fluß ſeine Grenze, wol die Gharra. Ich ſuche es in der Nähe von Sirhind.

Von hier nach Südoſt kommt man nach 800 Li nach dem Grenzlande von Mittelindien (Madhjadêça), Pho li ye tha lo, im Sanſkrit Parijâtra [89]), welches an dem Tſchumbul liegen ſoll, hier aber nothwendig ſich auch ziemlich nach Norden erſtrecken muß. Der König iſt aus der Kaſte der Feï che (vaiçja, dritte Kaſte). Dann von hier nach Oſten gehend, kommt man 500 Li weiter nach

Mo thou lo (im Sanſkrit mathura), ſchon in Mittelindien gelegen.

Von da 500 Li nordöſtlich liegt Sa tha ni che fa lo; man muß hier von der weſtlichen Grenze von Mathura an rechnen, nicht von dem heutigen Muttra an, welches wol in der Mitte des danach genannten Gebietes lag.

Wiederum 400 Li nordöſtlich von Sa tha ni che fa lo liegt Sou lou kin na, in Mittelindien, wie hier wieder ausdrücklich bemerkt wird. Der Name ſcheint das ſanſkritiſche Surjacarana zu ſein [90]). Mitten durch dieſen Landſtrich fließt nach Hiuan Thſang die Yan meou na (im Sanſkrit Jamunâ, jetzt Djumna).

Indem man über die Jamunâ geht, kommt man auf dem öſtlichen Ufer nach Mo ti pou lo in Mittelindien; pou lo iſt das ſanſkritiſche pura, Stadt; die ſanſkritiſche Form für Mo ti kann ich nicht mit Sicherheit nachweiſen. Der König iſt aus der Familie der Chou to lo (çûdra, vierte Kaſte). Im Süden der Hauptſtadt iſt das Kloſter des Lehrers Kiu no po la pho (Licht der Tugend, im Sanſkrit gunaprabha). Ein Kloſter des Pi mo lo mi to lo (Freund ohne Flecken, im Sanſkrit vimala mitra). Dieſen Landſtrich haben wir wol ziemlich im Norden von Indien unter Ghurwal zu ſuchen, etwa in der Gegend von Shamly; dadurch wird dann auch das früher erwähnte Sou lou kin na beſtimmt, etwa für die Gegend von Paniput. Dann von Mo ti pou lo nordweſtlich, an der öſtlichen Seite des Ganges, liegt die Stadt Mo iu lo (welche Bergkryſtall hervorbringt, vielleicht entſpricht ſanſkritiſch majura; wenigſtens heißt majuraka blauer Vitriol; die Bedeutung Bergkryſtall kann ich jedoch nicht belegen). Hier war ein Brahmaniſcher Tempel, welchen die Inder Thor des Ganges (Gangâdvâra) genannt haben ſollen. Es iſt dies das Thor des Hari, Haridvâra, das jetzige Hurdwar.

Von hier aus nördlich, 300 Li, kommt man nach Pho lo ki ma pou lo (nördliches Indien); aber dieſe Gegend hat Hiuan Thſang ebenſo wenig, wie die vorher erwähnte, beſucht, ſondern er beſchreibt ſie nach dem, was er in Mo ti pou lo gehört hat. Pho lo ki ma pou lo iſt von allen Seiten von Bergen umgeben. Im Norden davon, in den Schneebergen, iſt das (mythiſche) Reich Sou fa la nou kiu tha lo (Goldfamilie, im Sanſkrit Suvarnagôtra), welches viel Gold darbietet, und von einer Frau beherrſcht wird [91]).

Von Mo ti pou lo, 400 Li ſüdöſtlich, kommt man nach Kiu pi chouang na (Mittelindien); 2000 Li im Umfange.

Von da 400 Li ſüdöſtlich nach O yi chi tha lo, 3000 Li im Umfange.

Von da ſüdlich 260—270 Li, über den Ganges gehend, und dann ſüdweſtlich [92]), kommt man nach Pi lo ſan nou (wäre dies das ſanſkritiſche Vîrasêna, und der Name identiſch mit Çûrasena, wie vîra und çûra denn wirklich in der Bedeutung übereinſtimmen? deren Reich liegt grade in dieſer Gegend etwa auf der rechten Seite des Ganges um Shahdjehanpur, und ging früher bis Mathurâ weſtlich); der Umfang dieſes Reiches iſt 2000 Li; es gehört ebenfalls zu Mittelindien.

86) a. a. O. S. 347. Vgl. Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. II. S. 32. Dieſe K'inâs ſind eine indiſche Völkerſchaft und ganz verſchieden von den Chineſen. 87) As. Res. a. a. O. 88) a. a. O. 89) As. Res. VIII, 344. 90) a. a. O.

91) Vgl. auch Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. II, 28. Der Name Pan pho lo, welcher als die Weſtgrenze dieſes Frauenreiches angegeben wird, ſcheint mit Pho liu, den weſtlichen Nachbarn von Tibet (*Abel Rémusat*, Nouv. Mél. as. I, 194) verwandt. 92) Wenn die letztere Richtung richtig angegeben, müßte der Reiſende ſogleich wieder vom linken auf das rechte Ufer des Ganges übergangen ſein, ohne daß es im Auszuge bemerkt iſt. Denn die Richtung des Ganges iſt hier (etwa um Anopſheher) ſüdöſtlich.

Von da ſüdöſtlich 200 Li folgt Kieï pi tha (im Sanſkrit Kâpisht'ala)[93]), früher Seng kia che (Sankassam) genannt (Mittelindien)[94]). Hat 2000 Li im Umfange. Dieſer Landſtrich liegt etwas ſüdweſtlich vom heutigen Canog'e. Dann von ihm aus nordweſtlich, nicht volle 200 Li, kommt man nach

Ko jo kiou tche (im Sanſkrit Kanjakubg'a, jetzt Canog'e) in Mittelindien; 4000 Li im Umfange. Die Hauptſtadt wird Kou ſou ma pou lo (Blumenſtadt, im Sanſkrit Kusuma pura) genannt. Der König iſt aus der dritten Kaſte, der der Feï che (Vaiçjâs); er heißt Ko li cha fa tan na (in Freud aufgewachſen, ob ſanſkritiſch harshva-tanaja, Sohn der Freude; harshva iſt zwar nicht als Nomen appellativum belegt, wol aber als Nomen proprium).

Von Kanouge über den Ganges gehend, ſüdöſtlich[95]), 600 Li, kommt man nach A ju tho (im Sanſkrit Ajôdhja, jetzt Oude), in Mittelindien; enthält viel Buddhiſtiſches; 5000 Li im Umfange.

300 Li öſtlich von da (man darf jedoch nicht von der heutigen Stadt Oude an rechnen, ſondern viel weſtlicher), im Norden des Ganges, folgt A ye mou kieï (wo das letzte Wort dem ſanſkritiſchen mukha entſpricht; ſind es die vyâghra-mukha, Tigergeſichtig, eine Völkerſchaft, welche in dieſer Gegend wohnte?)[96]), in Mittelindien; 2500 Li im Umfange. Die Hauptſtadt iſt am Ganges, etwa um Roy Bareily.

Südöſtlich von hier, 700 Li, indem man nach der Südſeite des Ganges überſetzt und ſich nördlich von der Jamunâ befindet, kommt man nach Po lo na kia (Mittelindien); 5000 Li im Umfange. Der Sanſkritname dieſer Gegend war prajâga, vom Zuſammenfluſſe der beiden Flüſſe; ſollte danach das chineſiſche Po lo na kia in Po lo ja kia verändert werden müſſen? Die Hauptſtadt ſteht am Zuſammenfluſſe, alſo wo jetzt Allahabad.

Von da ſüdweſtlich, indem man durch einen großen Wald geht, kommt man nach Kiao chang mi (Kauçambî im Sanſkrit, in Mittelindien), alſo im Süden der Jamunâ, wie auch die Varâha-Sanhita angibt[97]), nicht im Duab, wie Andere annehmen[98]). Dies Reich hat 6000 Li im Umfange.

Von da nach Norden, 170 oder 180 Li, kommt man nach Pi ſo kia in Mittelindien, wol das ſanſkritiſche Bhishaka, ebenfalls im Süden der Jamunâ[99]).

Von da nordöſtlich, 500 Li, kommt man nach Che lo fa ſi ti (im Sanſkrit Siravasti)[1]). Hier iſt Hiuan Thſang wieder nördlich vom Ganges. Dies Reich hat 6000 Li im Umfange.

Von da ſüdöſtlich, 500 Li, folgt Kieï pi lo fa ſou tou (Kapilavastu im Sanſkrit)[2]), in Mittelindien.

Lan mo[3]); nordöſtlich davon ſind große Wälder und Berge.

Kiu chie na kie lo (Kuçinagara)[4]) liegt nicht weit von dem Fluſſe Chi laï nou fa ti (Fluß, in welchem es Gold gibt, im Sanſkrit wol hiranyavati; es muß aber, der Vergleichung mit Fa Hian's Itinerar gemäß, die jetzige Gogra ſein), deſſen neuerer Name A tchi fo fa ti war (ob ag'itavati?). Indem man auf die Weſtſeite dieſes Fluſſes überſetzt und 500 Li durch Wälder geht (in der heutigen Provinz Shahabar), kommt man nach

Pan lo ni ſſe (Varanasi im Sanſkrit, jetzt Benares), in Mittelindien; hat 4000 Li im Umfange. Mehre Buddhiſtiſche Denkmäler des Aſokas.

Von da, dem Gangeslauf nach Oſten folgend, kommt man nach 300 Li nach Tchen tchu, mit einer Hauptſtadt am Ganges, wo ein Kloſter, A pi tho ko la nou (das nicht durchbohrte Ohr, im Sanſkrit apisht'akarn'a).

Von da nordöſtlich über den Ganges gehend, nach 40—50 Li, kommt man nach Feï che li (Vaiçâla im Sanſkrit)[5]), in Mittelindien; 5000 Li im Umfange.

Von da nordöſtlich, 500 Li, folgt Fe li tchi oder San fa tchi (Nordindien); 4000 Li im Umfange.

Von da nordweſtlich, 1400 Li durch die Berge, geht es nach Ni pho lo (Nepâla); 4000 Li im Umfange, mitten in den Schneebergen.

Dieſe Länder hat Hiuan Thſang nicht beſucht, ſondern ſie nur von Vaiçâla aus beſchrieben. Er ſelbſt, indem er von Vaiçâla aus auf das Südufer des Ganges überſetzt, iſt in Ma kieï tho (Magadha); 5000 Li im Umfange. Die Hauptſtadt Pataliputra findet Hiuan Thſang ſchon zertrümmert; ihr Glanz war dadurch, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr die Hauptreſidenz der indiſchen Kaiſer war, ohne Zweifel ſehr geſunken.

Von hier nach Oſten ſind große Berge und Wälder; nach 200 Li kommt Yi lan nou po fa to (Mittelindien). Die Hauptſtadt liegt am Ganges und daneben der rauchende Berg Yi lan nou, welcher mit parvata (Berg) zuſammengeſetzt, den Namen dieſes Diſtricts zu bilden ſcheint; ob hiranjaparvata? Der Umfang dieſes Diſtricts beträgt 3000 Li.

Von hier, dem ſüdlichen Ufer des Ganges folgend, 300 Li öſtlich, folgt Tchen pho (Mittelindien)[6]). Die Hauptſtadt liegt nördlich vom Ganges. 4000 Li im Umfange.

Von hier, 400 Li öſtlich, Ko tchu wen ti lo (Mittelindien); vielleicht entſpricht dieſer Name dem ſanſkritiſchen Gag'âvalija?[7]) 2000 Li im Umfange.

Hier ſetzt Hiuan Thſang über den Ganges, um nach Oſten zu weiter zu reiſen, und dadurch wird die Lage dieſes Diſtricts als die Gegend beſtimmt, wo ſich der Ganges plötzlich von Oſten nach Süden umbiegt. 600 Li öſtlich hiervon folgt Pan na fa tan na; 4000 Li im Umfange.

Von hier, 900 Li nach Oſten weiter, indem man über den großen Fluß (der wol nur der Brahmapu-

93) As. Res. VIII, 344. 94) Vgl. S. 109. 95) Der Text hat „von K. ſüdöſtlich, 600 Li, über den Ganges gehend nach Süden." Dies iſt ſicher ungenau übertragen. 96) As. Res. VIII, 344. 97) a. a. O. 347. 98) Foë Kouë Ki. p. 313. 99) As. Res. VIII, 347.
1) Vgl. S. 109. 2) Vgl. S. 109.

3) Vgl. S. 109. 4) Vgl. S. 110. 5) Vgl. S. 110. 6) Vgl. S. 110. 7) As. Res. VIII, 344.

Digitized by Google

tra ſein kann) ſetzt, kommt man nach Kia ma leou pho, im Sanſkrit Kâmarûpa, der Diſtrict, öſtlich von Bengal, jetzt ein Theil von Aſſam, etwa in der Gegend von Shirpur [8]). Dies war die Grenze des öſtlichen Indiens, ein Reich, 10,000 Li im Umfange. Die Bevölkerung dieſes Reiches war nicht Buddhiſtiſch, der König war Brahmane, hatte den Zunamen Pho ſe ko lo ſa ma und den Namen Keou ma lo (Jüngling, im Sanſkrit Kumâra) [9]). In den Bergen öſtlich von dieſem Reiche gibt es keine großen Königreiche. Südweſtlich davon wohnen Barbaren (auf der Küſte und im Binnenlande von Hinterindien).

Von Kâmarûpa nach Süden, 1200 bis 1300 Li, kommt man an das Küſtenland San ma tha tho. Dies iſt ohne allen Zweifel der in der Varâha-Sanhita erwähnte Landſtrich Samâtata [10]) (wörtlich am Samâ geſtreckt), welchen Wilford demnach falſch localiſirt [11]). Dieſer Landſtrich gehört zum öſtlichen Indien, und bildet eine Niederung. Hier iſt ein Stupas des Aſokas, welcher alſo bis hierhin geherrſcht hatte. Das Reich hat 3000 Li im Umfange.

Nordöſtlich von da, am Meeresufer, mitten zwiſchen Bergen und Thälern, liegt das Königreich Che li tcha tha lo (ob ſanſkritiſch Çri k'at't'ala?) [12]). Weiterhin, ſüdöſtlich im Winkel des großen Meeres, liegt das Königreich Kia ma lang kia (ob ſanſkritiſch Kâmaranga, oder Kâmalanga? Ein Land Kâmapîth'a, Kâmârshadêvi erwähnt Wilford eben in dieſen Gegenden [13]), und auch eine Stadt Ranga [14]). Weiter öſtlich liegt das Königreich To lo po ti; noch öſtlicher Chang na pou lo (— pura); und noch öſtlicher Ma ho tchen pho (im Sanſkrit mahâk'ampa). Südweſtlich liegt das Königreich der Inſel des Yanmana (im Sanſkrit Jamana, ein Name des Todesgottes Jama, deſſen Localität in dieſe Gegend verſetzt wird [15]).

Dieſe Königreiche hat Hiuan Thſang nicht ſelbſt beſucht, ſondern ſchildert ſie nur nach Berichten. Er ſelbſt kommt von Samatata, 900 Li weſtlich gehend, nach Tan ma li ti (im Sanſkrit Tamraliptica, zu beiden Seiten des Ganges) [16]). Dieſes Reich gehört zu dem öſtlichen Indien und hat 14—1500 Li im Umfange. Die Hauptſtadt liegt an der Meeresküſte.

Von hier 700 Li nordweſtlich folgt Ko lo nou ſou ſa la na; dieſer Name entſpricht wahrſcheinlich einem ſanſkritiſchen Karn'asuvarna, welchen ich jedoch in dieſen Gegenden noch nicht nachweiſen kann. Auch dieſer Diſtrict gehört zu dem öſtlichen Indien,.und hat 4500 Li im Umfange.

700 Li ſüdweſtlich folgt Ou tcha (öſtliches Indien, im Sanſkrit vielleicht Vatsa [17]), welches jedoch nach Andern ein Synonym von Kauçambi zu ſein ſcheint), 7000 Li im Umfange. Auf der Südoſtgrenze an der Meeresküſte liegt eine bedeutende Handelsſtadt Tche li ta lo (K'aritra?).

1200 Li ſüdweſtlich durch einen Wald kommt man nach Koung ju tho, dem letzten Diſtrict des öſtlichen Indiens, alſo etwa in der Gegend des heutigen Djelaſore bis Bellaſore. Die Hauptſtadt liegt am Meere. Die Svrache iſt nicht indiſch; auch herrſcht hier keine Buddhiſtiſche Religion. Wahrſcheinlich hatten ſich hier die wilden Einwohner Indiens, welche auch Arrhian in dieſer Gegend erwähnt, bis ans Meer hin feſtgeſetzt. Dieſer Diſtrict hat 1000 Li im Umfange.

Von da ſüdweſtlich tritt man in eine große Wüſte, durchzieht einen dichten Wald und kommt nach 14—1500 Li nach Ko ling kia (im Sanſkrit Calinga, in dem heutigen Kuttack). Hier beginnt das ſüdliche Indien. Dieſes Königreich hat 5000 Li im Umfange, und enthält wenig Gläubige.

Von da über Berge und Wälder nordweſtlich, 1800 Li, folgt Kiao ſa lo. Da dies das ſanſkritiſche Koçala iſt [18]), ſo muß dieſer Name in Hiuan Thſang's Zeit einen bedeutenderen Umfang gehabt haben als ſonſt; es muß hier tief ſüdlich von Benares herabgehen, wohin es auch die japaniſche Karte [19]) ſetzt. Es gehört zu Mittelindien und hat 6000 Li im Umfange. Der König iſt ein Kshatrija. Die Bevölkerung ſchwarz und wild.

Von da ſüdlich, 900 Li, folgt An tha lo (im Sanſkrit Andhra, ſüdliches Indien), im jetzigen Berar; 3000 Li im Umfange. Die Sprache iſt nicht indiſch. Die Sitten wild. Die Buchſtabenſchrift Mittelindiens iſt hier eingeführt.

Von da ſüdlich folgt das große An tha lo (Andhra), auch Ta na ko thſe kia genannt, 6000 Li im Umfange. Die Bevölkerung ſchwarz und wild. Dieſes Reich geht bis etwa an den Kriſhnafluß.

Von da ſüdweſtlich, 1000 Li, folgt Chu li ye (im Sanſkrit K'ôla oder K'ôd'a, ſüdliches Indien), 2400 Li im Umfange. Die Bevölkerung wild und ungläubig; doch werden hier, wie in den vorhergehenden und folgenden Ländern, Buddhiſtiſche Klöſter und Stupas (von Aſoka herrührend) erwähnt.

Von hier ſüdlich folgt ein wilder Wald; nach 15—1600 Li kommt man an das Königreich Tha lo pi tchha (Drâvid'a im Sanſkrit, ſüdliches Indien); 6000 Li im Umfange. Deſſen Hauptſtadt iſt Kian tchi pou lo (im Sanſkrit Kank'ipura, jetzt Conjeveram in der Gegend von Madras) [20]). Die Sprache und Schrift iſt von der indiſchen verſchieden.

Von hier ſüdlich, 3000 Li, folgt Mo lo kiu to oder Tchi mo lo (ſüdliches Indien); letzteres ſcheint die einheimiſche Ausſprache des Wortes Tamul wiederzugeben, welche im Sanſkrit ohne Zweifel Tâmra lautete, wie denn dieſe ſüdlichſte Gegend des Dekhan Tâmraparni hieß [21]). Die-

8) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dict. und As. Res. XIV, 419. 9) Vgl. oben S. 114, 1 aus den chineſiſchen Annalen. 10) In As. Res. XIV. 425. 11) a. a. O. 12) As. Res. XIV, 429 und 445. 13) a. a. O. 436. 14) a. a. O. 439. 15) Vgl. Wilford a. a. O. 440. 16) As. Res. VIII, 337. 344. Vgl. oben S. 110. 17) As. Res. VIII, 344.

18) Vgl. F. K. K. 177. 202. 19) In F. K. K. 20) As. Res. VIII. 345. 21) As. Res. VIII, 345. Vgl. auch *Burnouf* in Nouveau Journ. Asiat. 1828. T. I. p. 267, welchem ich jedoch nicht ganz beitrete.

Digitized by Google

ſer Landſtrich, 5000 Li im Umfange, ſtößt im Süden an das Meer, und umfaßt, wie die Fortſetzung der Darſtellung bei Hiuan Thſang zeigt, die ganze Spitze des Dekhan, etwa vom 13. Grade an bis nach Süden. Daher gehört auch der Berg hinein, welchen er Mo lo ye nennt, und welcher ſanſkritiſch malaja heißt und auf der Weſtküſte liegt; daraus erklärt ſich auch vielleicht der eine Name dieſer Gegend, Mo lo kiu tho, etwa als ſanſkritiſches malajakût'a. Dieſes Reich hat alſo den ganzen Umfang des alten Pândjareiches.

Von Tha lo pi tchha (Drâvid'a) aus geht Hiuan Thſang durch einen wilden Wald nördlich 1000 Li und kommt nach Koung kian na pou lo; dies iſt augenſcheinlich das ſanſkritiſche Kônkanapura, deſſen Name ſich noch als Bezeichnung eines Küſtenſtriches in der Nähe von Bombay erhalten hat. Bei Hiuan Thſang muß es ein viel ſüdöſtlicher gelegenes Binnenland bezeichnen; es hat 5000 Li im Umfange. Stupa des Aſokas.

Von hier nordweſtlich kommt man in einen großen Wald und nach 2400—2500 Li in das Land Ma ha la tho (im Sanſkrit mahârâsht'ra, Mahratten). Dies geht faſt bis zu dem Naï mo tho (im Sanſkrit Narmadâ, jetzt Nerbudda). Es gehört noch zu dem ſüdlichen Indien und hat 6000 Li im Umfange.

Von hier weſtlich, indem man den Nerbudda paſſirt, 1000 Li, kommt man nach Pa lou ko tchen pho; 2400 Li im Umfange. Die Einwohner leben vom Seehandel. Es iſt dies augenſcheinlich die Seeküſte um Berwach und in dem chineſiſchen Namen glaube ich wenigſtens die erſte Hälfte des ſanſkritiſchen Brighu(kak'kh'a) zu erkennen; noch ähnlicher klingt die griechiſche Form deſſelben, Barygaza.

Nordweſtlich von da, 2000 Li, kommt Ma la pho (im Sanſkrit Mâlava, jetzt Malva), im ſüdlichen Indien, 6000 Li im Umfange. Die Hauptſtadt liegt ſüdöſtlich vom Mou-ho (Fluß mahl im Sanſkrit, jetzt Mhye). Hier iſt nächſt Magadha der Hauptſitz des Buddhismus.

Von hier im Südweſten ſchifft man ſich ein und geht nordweſtlich 2400—2500 Li; dann kommt man nach A tcha li oder A tho li (ſüdliches Indien), 6000 Li im Umfange. Dies kann nur die Halbinſel Guzerate ſein; den Namen kann ich jedoch nicht erklären; wäre er in dem der kleinen Stadt Adalye in der Halbinſel erhalten?

300 Li nordweſtlich von Ma la pho liegt Khi tcha (ſüdliches Indien), 3000 Li im Umfange, ohne König und abhängig von Ma la pho. Den Namen kann ich noch nicht auf ſeine Sanſkritform zurückführen. Allein die Lage iſt durch dieſe und die folgende Beſtimmung feſt. Es liegt um Ahmedabad.

Nördlich, 1000 Li von hier, kommt Fa la pi (im Sanſkrit Valabhi), womit das nördliche Indien beginnt. Dieſes Reich (von der Gegend von Anhulvarra Puttum an nördlich) hat 6000 Li im Umfange. Es befinden ſich daſelbſt eine Menge Waaren aus fernen Gegenden.

Von da nordweſtlich, 700 Li, folgt An an tho pou lo (ohne Zweifel im Sanſkrit Anantapura), Grenze des weſtlichen Indiens, 2000 Li im Umfange; ohne König; von Mâlava abhängig (wol in Marwar).

Im Weſten von Valabhi, 500 Li, liegt Sou la tho (im Sanſkrit Surâsht'ra), die Meeresküſte bis zum Indus; gehört zum weſtlichen Indien. Die Hauptſtadt liegt am Mou yi (der jetzige Mhye?). Die Einwohner lieben den Seehandel.

Nördlich von Fa la pi (Valabhi), 1800 Li, iſt Kiu tche lo (weſtliches Indien), 5000 Li im Umfange. Viele Ungläubige; wenig Gläubige. Im Süden von Marwar.

Südöſtlich davon, 2800 Li, iſt Ou tche yan na (im Sanſkrit Ug'g'ajini, jetzt Oujein, ſüdliches Indien), 6000 Li im Umfange.

Nordöſtlich davon, 1000 Li, iſt Tchi tchi tho (ſüdliches Indien), 4000 Li im Umfange. Der König, aus der Kaſte der Brahmanen, iſt ein eifriger Buddhiſt.

Nördlich 900 Li liegt Ma yi che ſa la pou lo (ob Mahishavarapura?) in Mittelindien; 3000 Li im Umfange. Die Bevölkerung ungläubig.

Dieſe Gegenden beſuchte Hiuan Thſang wiederum nicht, ſondern wandte ſich von Kiu tche lo durch die indiſche Wüſte zum Indus. Dieſen überſchreitend kommt er in das Königreich Sin tou (Sindhu), welches 7000 Li im Umfange hat. Der König iſt aus der Kaſte der Chou to lo (Çûdra). Viele Stupas von Aſoka zeigte man daſelbſt. Dies Reich gehört zum weſtlichen Indien.

Von da, 900 Li öſtlich, auf dem öſtlichen Ufer des Indus (die Richtung iſt bei dieſen letzten beiden Ländern nicht genau angegeben) kommt Meou lo ſan pou lo (weſtliches Indien); 4000 Li im Umfange. Sollte Meou lo das ſanſkritiſche mura ſein und dem chineſiſchen Namen das jetzige Mirpur am Pinyari öſtlich vom Indus entſprechen? Viel Götzendienſt und wenig Buddhismus gab es in dieſer Gegend.

Von da 700 Li nordöſtlich Po ſa to; vier Stupas des Aſokas; 20 Tempel der Ketzer; 5000 Li im Umfange.

Von Sin tou ſüdweſtlich 1500—1600 Li A thian pho tchi lo (weſtliches Indien); ob ſanſkritiſch astambhaçilo (Fels ohne Stütze?); reicht etwa von Tatta an bis ans Meer, hat keinen König, ſondern iſt abhängig von Sindhu.

Von da 2000 Li weſtlich Lang ko lo (weſtliches Indien), hat einen großen, aber nicht genauer angegebenen Umfang. Es grenzt ans Meer. Es hat keinen König, ſondern iſt von Pho la ſſee (Paraça im Sanſkrit, Perſien) abhängig. Die Schrift iſt der indiſchen ähnlich. Die Sprache ein wenig verſchieden. In der Stadt iſt ein Tempel des Maha Içvara (Çiva). Dieſes Land hat Hiuan Thſang nicht beſucht, ſondern von A thian pho tchi lo ging er nördlich 700 Li nach

Pi to chi lo (ob ſanſkritiſch pisht'açila, zerriebener Fels? [weſtliches Indien]), im weſtlichen Indien, 3000 Li im Umfange; ohne König; abhängig von Sindhu. Stupas von Aſoka.

Nordöſtlich, 300 Li, von hier folgt A pan tchha, weſtliches Indien; 2400 Li im Umfange; ohne großen König, ſondern abhängig von Sindhu.

Digitized by Google

Nordöſtlich von da 900 Li Fa la nou (weſtliches Indien; ob ſanſkritiſch Varanâ?); 4000 Li im Umfange. Abhängig von Kia pi che (Kambog'a). Die Sprache hat wenig Ähnlichkeit mit der des mittleren Indiens.

Von hier nach Nordweſten kommt man durch hohe Berge und Bergwaſſer, ſowie kleine Städte; dies ſind die nördlichen Theile der Lukkigebirge, und nach 2000 Li tritt Hiuan Thſang über die Grenzen von Indien, etwa 26° n. Br. und 65° 20′ ö. L.

Dieſes iſt für lange Zeit die letzte etwas ausführlichere Nachricht über Indien. Von jetzt an werden zuverläſſige Meldungen über deſſen Geſchichte und Zuſtände noch immer ſpärlicher.

Im J. 649 ſchlug der König von Tibet Yeſtſong-long-ſau die Inder des Mittelreiches [22]), und die Tibetaner wurden Herren eines Theils von Bengalen [23]). Dieſes Factum hängt ohne Zweifel mit den Unruhen in Indien nach Siladitja's Tode zuſammen [24]).

Im J. 667 ſandten die fünf Indien (nach jener durch Hiuan Thſang uns bekannten Eintheilung in Mittelindien und die übrigen vier, nach den Himmelsgegenden benannten Theile) Geſandte nach China.

Um dieſe Zeit ſcheint ſich die Dynaſtie der Keſari, Könige von Ud'radêça (jetzt Oriſſa) oder Kalinga und Tilanga (Telinga), erhoben zu haben. Wenigſtens haben wir eine Inſchrift, welche ihre älteſte Geſchichte erzählt und ſchwerlich älter als etwa 650 n. Chr. iſt [25]). Danach iſt ihr Stammvater G'anameg'aja, aus der Familie des Mondes, der Oberherr (adhipas) von Tilanga; dies iſt die Gegend, welche bei Hiuan Thſang das große Andhra heißt. Dieſer eroberte Udradeça (Oriſſa). Er wird samrâg' genannt, welches einen König bezeichnet, der das Opfer râg'asûja, bei welchem eine Menge Unterkönige von ihm zugegen waren, vollbracht hat. Sein Reich ging wahrſcheinlich ſchon vom Godavery bis zu der weſtlichen Mündung des Ganges. Ihm folgte ſein Sohn Dirgharava. Dieſem ſein Sohn Apavâra. Dieſer ſtarb ohne Kinder; feindliche Einfälle und Unruhen verwüſteten ſein Reich, bis ein anderer Nachkomme des G'anamêg'aja, Bik'itravira, welcher früher in einem andern Lande, wahrſcheinlich dem Erbſitze dieſer Familie, Tilanga, ſich aufgehalten hatte, den Thron beſtieg. Ihm folgte ſein Sohn Abhimanju, dieſem deſſen Sohn K'and'ihara. Dieſer machte (wahrſcheinlich durch glückliche Kriege) ſeine beiden Königreiche, nämlich Udhradêça (oder Kalinga) und Tilanga unzweifelhaft. Ihm folgte ſein Sohn Udjotaka Keſari. Dieſer unterwarf ſich Sinhala (das iſt Ceylon), K'ôda (ein Theil der Küſte Coromandel, bei Hiuan Thſang Cho li ye) und Gaud'a (das iſt Bengalen), ſodaß ſein Reich im Süden wenigſtens bis etwa Madras reichte, und die Könige von Ceylon ihm tributair waren, und im Norden und Oſten bis jenſeit des Ganges. Er unterwarf ſich eine Menge Könige und war in ſeinen Kämpfen ſiegreich. Sein Titel iſt „höchſter Herr (paramamâhiçvara), Oberkönig der großen Könige (mahârâg'âdhirâg'a), entſproſſen aus der Familie des Mondes (sômavançodbhava), Herr der Welt (bhûpati), Oberherr von Kalinga (Kalingâdhipati) Çrîmad Udjotaka Kesari râg'adêva. Wann man auch dieſen Keſari, welcher augenſcheinlich der Stammvater der Keſarifamilie iſt, anſetzen mag, er iſt auf jeden Fall um vieles ſpäter, als die einheimiſchen Annalen von Oriſſa dieſe Dynaſtie zu herrſchen beginnen laſſen (nämlich 473 n. Chr.) [26]), woraus wiederum die Unzuverläſſigkeit der einheimiſchen Hiſtoriker folgt. Auch die einheimiſchen Angaben über die übrigen Keſaris ſcheinen noch keinen Glauben zu verdienen, wie ſie denn nicht einmal über das Ende dieſer Dynaſtie mit einander übereinſtimmen [27]). Nur ſo viel ſcheint, dieſer Inſchrift gemäß, gewiß, daß etwa um das 8. Jahrh. n. Chr. die Familie der Keſari in dieſer Gegend ſehr mächtig war, und eine Zeit lang ein Reich in dem angegebenen Umfange beſaß.

Um dieſe Zeit geſchah mehres im Reiche Sindhu, welches uns durch Muhammedaniſche Schriftſteller bewahrt iſt [28]). Den Umfang und die Lage dieſes Reiches zu Hiuan Thſang's Zeit haben wir oben kennen gelernt. Um die Zeit, wo die erwähnten Muhammedaniſchen Schriftſteller ihre Mittheilungen über Sindh beginnen (2 der Hedſchra, 621 n. Chr.), erſtreckte ſich die Herrſchaft der Könige von Sindh öſtlich bis Kaſchmir und Canog'e, weſtlich bis zum Indus und dem Meere, ſüdlich bis zu den Gebieten der Häfen Surate und Deo und nördlich bis Kandahar, Secuſtan und den Gebirgen von Soliman und Kynakan, alſo etwa von 21—33° n. Br. und 66—77° öſtl. L. Der damalige König wird Rahi Sahir Sin Bin Sahirſi genannt. In ſeinem Reiche hatte lange Friede geherrſcht. Dieſer wurde plötzlich durch den Einfall einer großen perſiſchen Armee unter Khosru Perwiz (welcher von 590—628 n. Chr. regierte) geſtört [29]). Der perſiſche König verwüſtete die Provinzen Mukran und Kich, worauf er mit Beute beladen heimkehrte. Sahir Sin ſammelte ein Heer und bot dem perſiſchen Könige eine Schlacht an. Dieſer nahm ſie an und nach einem heftigen Gefechte wurden die Inder geſchlagen. Sahir Sin blieb auf dem Rückzuge. Die perſiſche Armee begnügte ſich mit Plündern und kehrte alsdann zurück. In Alor, der Hauptſtadt von Sindh, beſtieg der Sohn des frühern Königs Sahir den Thron. Dieſer regierte friedlich unter Beiſtand ſeines Miniſters Ram Rai. Dieſer lernte einen Brahmanen, Chach, kennen, und vertraute ihm die Staatsverwaltung ganz an, ſodaß dieſer den höchſten Einfluß gewann und Ram Rai ganz verdrängte. Dazu kam, daß die Königin ſich in Chach verliebte; er widerſtand

22) *Deguignes*, Hist. des Huns. I. 164. 23) *Abel Rémusat*, Nouv. Mél. asiat. I, 190. Foĕ Kouĕ Ki. Introd. p. XXIV. 24) Vgl. S. 114. 25) Journ. of Beng. 1838. June. p. 557 fg.

26) *A. Stirling*. An Account, geographical, statistical and historical of Orissa proper or Cuttack in As. Res. XV, 162 fg. insbeſondere S. 263. 27) a. a. O. S. 267. 28) Extract from the Tôhfal ul Kiram and the Chach Nâmeh translated by Lieutnant *Postans* in Journ. of Beng. 1838. Apr. p. 297—311 und February. p. 93—104. 29) Der Auszug hat Nim Roz, was auf keinen Fall richtig ſein kann; Perwiz regierte um die Zeit dieſer Begebenheiten.

zwar ihrem Begehr; als aber der König kinderlos ſtarb, folgte er ihrem Rathe, ließ die Mitglieder der königlichen Familie ermorden, heirathete die Königin und beſtieg den Thron. Allein es waren noch andere, welche beſſere Anſprüche auf den Thron zu haben glaubten. Dieſe ſammelten ein Heer um Djeſulmer, um Chach zu ſtürzen; allein er beſiegte ſie, und regierte 40 Jahre, alſo, von 20 der Hedſchra (639) an gerechnet, bis 679 n. Chr. Er machte große Feldzüge bis zum Beas, und eroberte auch Multan, ſowie alles Land bis Kaſchmir und Secuſtan, ſodaß er den ganzen alten Umfang des Reiches von Sindh, welches durch den Einfall der Perſer zuſammengeſchmolzen war [30]), wieder vereinigte. Ihm folgte ſein Sohn Dahir; unter dieſem Könige fiel der erſte eigentliche Kriegeszug der Araber in ein indiſches Gebiet vor. Vorher (etwa um 44 der Hedſchra, 663 n. Chr.) war Mohalib Bin Aby-Suffra von Khoraſan aus bis Multan vorgedrungen, hatte dort geplündert und Gefangene weggeführt, welche mit Gewalt beſchnitten wurden [31]). Um 63 der Hedſchra (682 n. Chr.) hatten die Muhammedaniſchen Afghanen die Gegend von Peſhawer u. ſ. w. verwüſtet, worauf der indiſche König von Lahore einige kleine Detachements gegen ſie ſendete, wodurch es zu einer Menge von Scharmützeln kam, in denen die Inder, insbeſondere ſeitdem die Gukkurs [32]) mit den Afghanen ein Bündniß ſchloſſen, häufig im Nachtheil waren [33]). Allein dies Alles waren bloße Raubzüge; der gegen Sindh war der erſte Eroberungszug. Der arabiſche Feldherr war Muhammed Bin Kaſſim; ſeinen Zug begann er 92 der Hedſchra (711 n. Chr.); er fand wenig Widerſtand; erſt als er die Hauptſtadt Alor [34]) angreifen wollte, rüſtete ſich Dahir zum Kampfe. Die Schlacht wurde von den Indern verloren und Alor belagert. Hier kam es im folgenden Jahre bei Gelegenheit eines Ausfalles zur Schlacht, in welcher Dahir fiel, nachdem er 33 Jahre (von 679—712) regiert hatte. Nachdem ſein Tod bekannt war, wurde Alor den Muhammedanern übergeben. Dieſe verwandelten die indiſchen Tempel in Moſcheen, und zerſtörten die Götterbilder. Auf Befehl des Khalifen wurde auch der Überreſt des Reiches Sindh erobert und allen Unterthanen deſſelben von Muhammed Bin Kaſſim Tribut aufgelegt. Allein dieſe Eroberung war nicht dauernd. Es erhoben ſich von Neuem Hindudynaſtien in dieſer Gegend, welche bis zu den Einfällen Mahmud des Ghaznaviden ungeſtört blieben [35]). Doch hatte dieſer Einfall, ſowie die Feindſeligkeiten der Tibetaner, den Einfluß, daß ſich die Inder, ſowol die von Mittelindien als von Kaſchmir, um Hilfe an die Chineſen wandten [36]).

Um dieſe Zeit wol ſchon erhob ſich im öſtlichen Indien die Macht der Pâladynaſtie. Vieles iſt in Bezug auf dieſelben noch dunkel. Doch ſcheint man Folgendes mit einiger Sicherheit bis jetzt annehmen zu können [37]). Der älteſte Sitz dieſer Dynaſtie war Gaud'a, das eigentliche Bengalen. Hier erhob ſich dieſe Dynaſtie etwa im 9. Jahrh. durch Gôpâla, wie der Gründer derſelben in der Inſchrift von Mongir (im Sanſkrit Mudgagiri) heißt; in der Inſchrift von Amgachchi und bei Abulfazl wird er, nach indiſchem Gebrauche, lautlich verſchieden, aber bedeutungsgleich, dort Lôcapala, hier Bhûpâla genannt. Alle drei Namen bedeuten Welt- (oder Erd)-Herrſcher. Ihm folgte Dharmapâla; dieſem werden eine Menge Eroberungen in der Inſchrift von Mongir zugeſchrieben. Ihm folgte ſein Sohn Dêva pâla Dêva, von welchem eben jene Inſchrift herrührt. Dieſer ſowol, wie ſeine Vorgänger, wie die Inſchrift von Mongir beweiſt, und ohne Zweifel auch alle ſeine Nachfolger, wie die Inſchrift von Benares zeigt, waren Buddhiſten. Dieſer Dêva pâla Dêva dehnte ſeine Eroberungen, jener Inſchrift gemäß, in das Vindhjagebirge und bis Kâmbôg'a (jenſeit des Indus) aus; als Grenzen ſeines Reiches gibt er den Umfang von den Quellen des Ganges bis zur Adamsbrücke und von Lakſhmipura (Luckipur, weſtlich vom Fluſſe Megna, 22° 56′ n. Br., 90° 43′ öſtl. L.) [38]) bis Guzerate an, alſo Vorderindien in ſeinem ganzen Umfange, wie es Aſoka beſaß. Als ſein beſonderes Eigenthum nennt er die Provinz Sri Nagara, der alte Name von Patna, welches, wie ſchon mehrfach bemerkt, Pât'aliputra, die alte Reſidenz der indiſchen Kaiſer war, ſodaß er alſo ſich beſonders als Herrn von Magadha erweiſt. Seine Reſidenz iſt jedoch, wie die Inſchrift zu zeigen ſcheint, insbeſondere Mongir (Mudgagiri am Ganges, 25° 26′ n. Br., 86° 26′ ö. L.) geweſen; hier campirt ſein ſiegreiches Heer, und von hier erläßt er ſeine Befehle. Als ſeine Unterthanen insbeſondere nennt er die verſchiedenen Stämme der Gaud'a, Mâlava, Khaſa (in der weſtlichen Gegend von Nepal), Hûna (die Hunnen, welche Cosmas Indicopleuſtes in der Gegend des Indus erwähnte), die Kulika (wol identiſch mit den Chulica des Brahmanda Purana [39]), welche als Bergbewohner in der Nähe der Tangana [40]) [wol öſtlich von ihnen] erſcheinen; danach ſind wol auch die Hûnâs in der Nordgegend des Penjab an den Vorbergen des Himalaya zu ſuchen), die Kanata (welches die Einwohner von Karnatik ſein müßten; deren Erwähnung mitten zwiſchen den nördlichen Bergvölkern Indiens iſt mir aber zu auffallend, als daß ich nicht vermuthen ſollte, daß eher Kirâta zu leſen ſei, welche, wie

30) Hiuan Thſang ſcheint Sindh zur Zeit ſeiner Verkleinerung unter Chach's Vorgänger beſucht zu haben. Übrigens iſt die Darſtellung dieſer Geſchichte im Original ſo eigenthümlich ausgeſchmückt, daß man ihre Glaubwürdigkeit noch in Zweifel ziehen kann. 31) *Ferishta*, History of the rise of the Mahomedan power in India, translated by *Briggs*. I. p. 4. 32) In der Provinz Lahore; vgl. *Hamilton*, Descr. of Hind. I, 490. *Elphinstone*, Cabul, Introd. p. 78. 33) *Ferishta* p. 7. 8. 34) In der Nähe von Bhakir ſieht man ihre Ruinen, ſie wurde durch eine Überſchwemmung des Indus zerſtört. Man vgl. die ausgezeichneten Monographien von M' Murdo (On the River Indus und On the country of Sind) in dem Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Brit. and Irel. nr. I. II, insbeſondere S. 27. 232. 35) *Ferishta* IV, 401—410.

36) Journ. of Beng. 1837. January. p. 71. *Abel Rémusat*, Nouv. Mélang. as. I, 197. 37) Die Hauptſtelle über dieſe Dynaſtie findet ſich As. Res. XV, 465; dazu vgl. man noch As. Res. I, 62. (Trad. franç.) IX, 442 fg. (Lond.), ferner IX, 74. 208. V, 133; vgl. auch XV, 54 Anm. Journ. of Beng. 1835. Dec. p. 670. 38) *Hamilton*, Descript. of Hindust. I, 179. 39) As. Res. VIII, 342. 40) Vgl. S. 96.



Digitized by Google

ſchon mehrfach bemerkt, ebenfalls ein Bergvolk dieſer Gegend ſind), die Lâçâta (welches augenſcheinlich die Einwohner von Tibet ſind, in der Gegend des heutigen Laſſa, 29° 30′ n. Br., 91° 6′ ö. L.), und endlich die Bhata (augenſcheinlich das jetzige Bhutan); dann fügt er hinzu und die übrigen Unterthanen. Der Umſtand, daß jene Bergvölker Gaud'a und Mâlava insbeſondere hervorgehoben, ſcheint anzudeuten, daß dieſes der eigentliche Sitz des Reiches geweſen ſein möchte; alſo etwa einen Umfang von 23—30° n. Br. und 75—91° ö. L. gehabt habe. Dieſem ſo bedeutenden und in ſich zuſammenhängenden Reiche hätten ſich die übrigen indiſchen Könige mit mehr oder minder ſtrengen Bedingungen unterwerfen müſſen. Dieſes große indiſche Kaiſerthum der Pâlâs ſetzte ſich, wenn unſere frühern Unterſuchungen richtig ſind [41]), an die Stelle der Bhat'areadynaſtie, welche jedoch, wie in den orientaliſchen Dynaſtien gewöhnlich, um die Zeit, wo ſich die Pâlâs erhoben, ohne Zweifel ſchon ſo geſchwächt war, daß ihre Oberherrſchaft über Indien rein nominell war.

Von denen, welche in dieſer Dynaſtie folgen, hat uns die Inſchrift von Amgachchi mehre Namen bewahrt; leider iſt ſie aber ſo verſtümmelt, daß mehre Namen in der Reihe fehlen. Abulfazl gibt eine Reihe, welche auf Vollſtändigkeit Anſpruch machen will; allein da ſie ohne Zweifel aus indiſchen Schriftſtellern entlehnt iſt, und nicht mit der Inſchrift übereinſtimmt, gilt ſie uns für eine höchſt unzuverläſſige. Gegen das Ende dieſer Königsreihe kommen noch zwei Inſchriften hinzu, die von Budal und die von Sarnatha bei Benares. Wir theilen dieſe Königsreihe nach den verſchiedenen Quellen neben einander geſtellt mit, wobei wir der Überſicht wegen auch die drei ſchon beſprochenen nochmals an die Spitze ſtellen wollen [42]).

| Inſchrift von Amgachchi. | Inſchrift von Mongir. | Inſchrift von Budal. | Abulfazl. |
|---|---|---|---|
| Lôkapâla | Gôpâla | | Bhupala |
| Dharmapâla | Dharmapâla | | Dhirpâla |
| Lücke, wo jedoch nur ein Name | | | Devapala |
| fehlen ſoll | Dêvapâla | | Bhupatpâla |
| G'ajapâla | | | Dhanpatpala |
| Devapâla | | | Viganpâla |
| Lücke, wo zwei oder drei Namen | | (Râg'apâla) [43]) | Jayapala |
| fehlen ſollen | | Surapala | |
| (Narajanapâla) | | Narajanapâla | |
| Râg'apala | | | Râg'apâla |
| Râg'apâladêva | | | Bhogapâla. |

Aus der Zeit des Narajanapâla rührt die Inſchrift von Buddal [44]) her. Dieſe gibt die Genealogie einer Brahmaniſchen Familie aus dem Tribus der Sandilja, deren Stammvater Pank'âla heißt; deſſen Sohn heißt Garga (oder Vira) und deſſen Sohn Darbhapân'i. Dieſer iſt ein Zeitgenoſſe des Königs Dêva pâla Dêva, welchem er tributair wird. Der Sohn von Darbhapân'i war Someçvara; als deſſen Zeitgenoſſen gibt Jones in den Anmerkungen zu der Inſchrift von Buddal [45]) den König Râg'japâla an, deſſen Namen ich jedoch in dieſer Inſchrift nicht finde. Der Sohn von Darbhapân'i hieß Kêdara miçra. Dieſer wurde Miniſter des Königs von Gaud'a Surapâla; indem dieſer ſich ſeiner Weisheit anvertraute, genoß er lange, wie es in der Inſchrift heißt: 1) das Land des vernichteten Geſchlechts von Utkala. Dieſes Geſchlecht ſind ohne allen Zweifel die Keſaris, welche Herren von Oriſſa waren, und deren Dynaſtie wahrſcheinlich von den Pâlas geſtürzt ward; 2) herrſchte er über die Hûnas; 3) über die Drâvid'âs, alſo tief im Süden des Dekhans; 4) über Gurg'ararâsht'ra (das iſt Guzerate) [46]). In dieſer Zeit, welche wir alſo, zwei Geſchlechter, etwa 60 Jahre nach Dêva pâla Dêva ſetzen dürfen, herrſchte die Dynaſtie der Pâlas noch faſt über ganz Indien; wie es in der Inſchrift heißt, beſaß Surapâla den Thron der ganzen Welt, deſſen Gürtel das Meer bildete. Der Sohn von Kêdara miçra hieß Gurava miçra; er war der Miniſter des Narajanapâla. Auf dieſen König folgen weiter:

| Inſchrift von Amgachchi. | Inſchrift von Benares. | Abulfazl. |
|---|---|---|
| (Vigrahapâladêva) [47]) | | |
| Mahipâladeva | Mahîpâla | Jagadpâla [48]). |

41) Vgl. S. 112 fg. 42) Wir entnehmen dieſe Zuſammenſtellung den As. Res. XV, 465. 43) Wilſon hat Râg'apâla u. ſ. w. mit dem Râg'apâla in der Inſchrift von Amgachchi zuſammengeſtellt; das geht aber nicht gut, da der Narajanapala der Inſchrift von Budal alsdann mit dem Vigrahapâladeva (ſiehe weiterhin) der Inſchrift von Amgachchi zuſammenfiele. Ich werde weiterhin bemerken, daß ich in der Inſchrift von Buddal den Namen Râg'apâla gar nicht finde, weswegen ich ihn in der Tafel auch eingehakt habe. So erhalten wir für die Lücke in der Amgachchi-Inſchrift, wo zwei oder drei Namen fehlen ſollen, deren einer aber Narajanapâla iſt, noch Surapâla, und mehr Namen fehlen wol nicht. 44) In As. Res. I, 76 fg. (Trad. franç.), leider fehlt uns der Text und Fac simile; es findet ſich bis jetzt blos eine Überſetzung. 45) a. a. O. S. 84. 46) Bird (in History of Gujarât p. 64) vermuthet jedoch, daß Kung'ara für Gurg'ara zu leſen ſei, und ohne Zweifel iſt dieſe Vermuthung zu billigen. Kung'ara iſt das jetzige Tippera am Ganges. 47) Dieſen Namen erwähnt Colebrooke (As. Res. IX, 443) nicht, ebenſo wenig kennt ihn Abulfazl; ich zweifle daher, ob er in der Inſchrift ſich findet. 48) Dieſer Name iſt zwar lautlich verſchieden, aber bedeutungsgleich mit Mahipâla; daher ich ſie als identiſch bezeichnet habe.

In der Inſchrift von Benares werden mit Mahipâla zwei Söhne, Sthirapâla und Vaſantapâla, genannt, welche im J. 1027 n. Chr. Buddhiſtiſche Denkmäler errichteten [49]). Durch dieſes Datum können wir mit einiger Wahrſcheinlichkeit die ganze Dauer dieſer Dynaſtie beſtimmen. Denn wenn wir 1027 etwa als zehntes Jahr des Mahipâla annehmen, für das Miniſterium des Gurava miçra etwa 30 hinzufügen, dazu die drei Miniſtergeſchlechter bis zu dem Zeitgenoſſen von Dêva pâla Dêva mit 80 Jahren, ſo erhalten wir für Dêva pâla Dêva etwa 900 n. Chr. Dieſer aber erhob die Macht der Pâlas zur Oberherrſchaft; fügen wir noch 40 Jahre für deſſen beide Vorgänger hinzu, ſo beginnt die Dynaſtie der Pâlas etwa 860 v. Chr.

Während der Herrſchaft dieſer Dynaſtie (953 n. Chr.) brachte ein Çramana (Buddhiſtiſcher Prieſter) des weſtlichen Indiens mit mehren andern Prieſtern, 16 indiſche Völkerſtämme repräſentirend, Tribut nach China [50]).

Im J. 969 ſtarb, wie die chineſiſchen Quellen berichten, ein König des Königreichs des Geſetzes (des Buddhiſtiſchen) in Indien, d. h. ein König von Magadha. Deſſen älteſter Sohn folgte ihm in der Regierung. Die übrigen wurden Buddhiſtiſche Prieſter und verließen Indien zum Theil [51]). Dieſe gehörten augenſcheinlich zu der Pâladynaſtie.

Bei Abulfazl iſt Jagadpâla der Letzte dieſer Dynaſtie. In der Inſchrift von Amgachchi folgt aber auf Mahîpâla noch Najapâla und dann Vigrahapâla Dêva. Vielleicht ſchließt Abulfazl ſie mit Recht durch Jagadpâla ab. Denn um deſſen Zeit erhebt ſich die Dynaſtie, welche die Oberhoheit der Pâlas ſtürzte. Obgleich wir mit Erwähnung derſelben ſchon in das Gebiet der folgenden Periode übergreifen, ſo mögen ſie doch als die letzten indiſchen Herrſcher, ehe wir zu den Muhammedaniſchen Kämpfen kommen, aufgeführt werden.

Der Name dieſer neuen Dynaſtie iſt Râshṭ'rakut'a (jetzt Rahtore) [52]). An der Spitze derſelben ſteht Yaçovigraha, welcher ſich von dem Geſchlechte der Sonne ableitet [53]); in einer andern Inſchrift heißt er Sripâla. Leider iſt es völlig ungewiß, wo dieſe Familie zuerſt herrſchte [54]). Dagegen zeigen die Inſchriften, daß ſie dem Viſchnuvismus zugethan war. Daher mögen wir vermuthen dürfen, daß, als ſie zur Oberherrſchaft kam, die Verfolgung des Buddhismus, welche ſchon früher — etwa um 800 n. Chr. — heftiger geworden zu ſein ſcheint [55]), auch auf den eigentlichen Sitz dieſes Cultus — Magadha — ausgedehnt, und ſo die faſt vollſtändige Ausrottung dieſer Religion in Vorderindien herbeigeführt ward. Wenn man Yaçovigraha identificiren dürfte mit einem Mahârâg'âdhirâg'a **Jaçah'pâla**, welcher im J. 1037 n. Chr. König von Kauçamba iſt [56]), ſo würden wir ſowol den urſprünglichen Sitz dieſer Dynaſtie, als die Zeit ihres Stammvaters kennen; aber dieſe Identification, obgleich ſchon in Anregung gebracht, hat manches Bedenkliche [57]). Der Sohn von Yaçovigraha war Mahîk'andra, deſſen großen Ruhm die Inſchrift anmerkt. Deſſen Sohn, Srik'andradêva, beſiegt alle ſeine Feinde und erobert das unvergleichliche Königreich Kanjakubg'a (Canog'e). Er beſuchte, wie es ſcheint, mit einem Kriegsheere erobernd, die heiligen Stätten von Benares, am Fluſſe Kooſi und in Oude (das heutige Fyzabad, ſüdlich von Gogra). Mit ihm ſcheint die Oberherrſchaft dieſer Dynaſtie zu beginnen. Sein Sohn Madanapâla dehnte, der Inſchrift nach, die Herrſchaft dieſer Dynaſtie noch viel weiter aus. Ihm folgte Govindak'andra, ebenfalls ein ſiegreicher Fürſt, deſſen Einfluß ſich bis Navarâshtra, ein Land im Süden Indiens [58]), ausgedehnt haben ſoll. Von ihm exiſtirt eine Inſchrift, datirt 1120 n. Chr. [59]). Dieſem folgte ſein Sohn Vig'ajak'andra, welcher eine Menge Könige unterworfen, und Hammira, den König von Sakambhari (in Ajmeer, jetzt Sambher, 26° 53′ n. Br., 74° 57′ ö. L.) [60]) beſiegt haben ſoll. Von dieſem Vig'ajak'andra haben wir eine Inſchrift, datirt 1164 n. Chr. [61]), und Hammira wird durch eine von ihm herrührende Inſchrift 1163 geſetzt [62]). Der Sohn von Vig'ajak'andra iſt G'ajak'andra. Dieſer hat die Inſchrift, welche dieſe Data enthält, 1177 n. Chr. abfaſſen laſſen. Er kam 1194 im Kampfe gegen die Muhammedaner um, wovon weiterhin. Wilſon ordnet dieſe Königsreihe ſo an, daß er jedem der Könige 24 Jahre gibt, ſo kommt

| | | |
|---|---|---|
| Yaçovigraha | 1024 | |
| Mahîk'andra | 1048 | |
| K'andradêva | 1072 | |
| Madanapâla | 1096 | |
| Govindak'andra | 1120 | (von ihm eine Inſchrift ſchon vor 1120) |
| Vig'ajak'andra | 1144 | |
| G'ajak'andra | 1168—1194. | |

Allein in Indien regieren, insbeſondere die erſten einer Königsdynaſtie, im Durchſchnitte viel länger als die hier zugewieſene Zeit, und es iſt daher gar nicht unmöglich, daß dieſer Yaçovigraha identiſch ſei mit einem Vigraha, welcher in einer Inſchrift eines Tempels in Shekavati erwähnt wird [63]) und als Datum 974 hat, alſo 50 Jahre vor der von Wilſon angenommenen Zeit. Dieſer Vigraha wird hier aus dem Stamme des Raghu abgeleitet. Dieſer bemächtigte ſich des Reiches Ajmeer, welches früher von einer Dynaſtie aus dem Stamme der K'âhumâna (jetzt Chauhan, ein noch beſtehender Stamm der Rajputen) beherrſcht ward. Aus dieſer Dynaſtie werden ſechs Fürſten erwähnt, deren erſter, Gûvaka, etwa

49) As. Res. XV, 262. V, 433. IX, 203. 50) Journ. of Beng. 1837. January. p. 72. 51) a. a. O. 52) Journ. of Beng. Nov. 1835. p. 641. Vgl. Oct. 1838. p. 872. 53) Auch dieſe Dynaſtie iſt insbeſondere aus Inſchriften bekannt; vgl. As. Res. IX, 449. XV, 447 fg. 54) Vieles findet man zwar bei *Tod*, Annals of Rajasthan; aber es iſt völlig unzuverläſſig; wer es vergleichen will, ſehe a. a. O. II, 2. 55) Ich verweiſe hierüber auf die Unterſuchungen in Wilſon's Sanscrit Dictionary. Preface. p. XV fg.

56) Inſchrift von Kurrah in As. Res. IX, 440. 57) Vgl. As. Res. XV, 453. 462. 58) a. a. O. S. 455. 59) a. a. O. S. 460. 60) *Hamilton*, Description of Hindustan I, 541. 61) As. Res. IX, 450. 62) a. a. O. XV, 455. 63) Journ. of Beng. 1835. July. p. 367.

um 800 n. Chr. geherrſcht haben mochte[64]). Wenn dieſe Zuſammenſtellung richtig iſt — und einige Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür — ſo ſtammte dieſe letzte Râsht'rakût'a (Rahtore)-Dynaſtie von Canog'e aus Ajmeer. Wie weit ihre Oberhoheit über Indien reichte, läßt ſich natürlich nicht genauer beſtimmen, um ſo weniger, da dieſe Oberhoheitsverhältniſſe rein auf der geiſtigen Kraft derer beruhten, welche ſie in Anſpruch nahmen, oder gegen welche ſie in Anſpruch genommen wurden. Zu der Zeit, zu welcher wir jetzt zurückkehren müſſen, den ernſtlichen Einfällen der Muhammedaner, ſcheint keine durch eine bedeutende Perſönlichkeit geſtützte und geltend gemachte Oberhoheit in Indien beſtanden zu haben.

Dritte Periode der indiſchen Geſchichte. Indien nach und nach fremder Herrſchaft vollſtändig unterworfen; mehrfacher Wechſel der Fremdherrſchaft; von 1000 bis auf unſere Zeit[65]).

Schon Subuktegin, der Vater von Mahmud dem Ghaznaviden, war zweimal mit dem Könige von Lahore, Jeipal (wol ſanſkritiſch G'ajapâla, und Nachkommen eines Zweiges der Pâladynaſtie, welcher in dieſen Gegenden zu Gouverneuren eingeſetzt, ſich ſpäter zu Herren erhob, wie in Indien gewöhnlich), aus der Tribus der Brahmanen, welcher von Sirhind bis Lamghan und von Kaſchmir bis Multan herrſchte, feindlich zuſammengetroffen und hatte ihn beſiegt; das erſte Mal (977 n. Chr.) war Jeipal, um den Muhammedaniſchen Einfällen ein Ziel zu ſetzen, bis nach Lamghan mit einem bedeutenden Heere gerückt. Es kam zu keiner Schlacht, ſondern Jeipal, erſchreckt durch ein Unwetter, verſprach, einen Tribut zu zahlen und 50 Elefanten zu liefern. Allein er hielt ſein Verſprechen nicht, ſondern ſammelte ein neues Heer. Unterſtützt von den Königen von Delhi, Ajmeer, Kalunjur (jetzt Kallinger, 25° 6′ n. B., 80° 25′ ö. L.) und Canog'e — alſo mit einer Bundesarmee aus dem ganzen nordweſtlichen Indien — zog er von Neuem nach Lamghan (979), wurde aber völlig geſchlagen. Subuktegin beſetzte in Folge deſſen das ganze, früher indiſche, Gebiet bis zum Indus, und ſetzte einen Gouverneur über Peſchawer, verfolgte aber ſeinen Sieg nicht jenſeit des Indus. Im J. 997 ſtarb Subuktegin und nach einer kurzen Zwiſchenregierung des Jsmael folgte ſein zweiter Sohn Mahmud. Nachdem dieſer die Angelegenheiten ſeines Reiches geordnet, faßte er 1001 den Entſchluß, in Indien einzufallen. Zur damaligen Zeit herrſchte kein einzelner König über Indien, ſondern es war in eine Menge Königreiche getheilt. In Canog'e herrſchte Koowar Raj (Kuwèra Râg'a, oder iſt es eher Kumarapâladeva, welchen wir aus Münzen kennen?[66]); denn w für m iſt ein ſehr häufiger Umlaut); in Meerut (in Ajmeer, 26° 38′ nördl. Br., 73° 49′ öſtl. Länge)[67]) herrſchte Hurdut Raj (Haridatta); in Mahavun (an der Jumna, unterhalb Mutra) Goolchunder (Guruk'andra) Ray; in Lahore Jeipal; und ebenſo hatten Malva, Guzerat, Ajmeer, Gualiar u. ſ. w. jede ihre eigenen Könige[68]). Jeipal war mit 12,000 Reitern, 30,000 Fußgängern und 300 Elefanten bei Peshawer entgegengerückt, um den Übergang über den Indus zu vertheidigen. Mahmud ſchlug ihn mit 10,000 Reitern vollſtändig; 5000 Inder fielen, und Jeipal ſelbſt mit 15 Hauptleuten, ſeinen Söhnen und Brüdern, wurde gefangen. Mahmud begnügte ſich, die Feſte Bituhnda, von wo aus Jeipal die Muhammedaner bewachte, und welches ſeine eigentliche Reſidenz war (27° 20′ n. Br., 72° 50′ ö. L.), zu erobern, Jeipal, welchen er ſammt den übrigen Gefangenen gegen eine bedeutende Ranzion entließ, einen Tribut aufzulegen und Gouverneure in Indien einzuſetzen. Jeipal dankte einer indiſchen Sitte gemäß, weil er zweimal von Fremden beſiegt war, zu Gunſten ſeines Sohnes Anundpala (Anantapâla oder Anandapâla) ab, und machte ſeinem Leben durch Selbſtverbrennung ein Ende. Der Tribut wurde nicht bezahlt und Mahmud's Gouverneure, insbeſondere von Beejy Ray (Big'aja Râg'a), König von Bhattia (wol in der Gegend der Bhatties, jedoch nicht weit vom Indus, ſchwerlich wo Briggs es anſetzt, 24° 18′ n. Br., 76° 30′ ö. L.), beläſtigt. Daher zog Mahmud 1004 gegen ihn, fand aber einen hartnäckigen Widerſtand, den er mit vieler Mühe beſiegte, nachdem der König in Verzweiflung ſich ſelbſt in ſein Schwert geſtürzt hatte. Dieſes Reich vereinigte Mahmud mit ſeinem Reiche und kehrte ſiegreich zurück. Schon im folgenden Jahre (1005) wollte er die Provinz Multan unterwerfen, welche revoltirt hatte. Allein der Herr derſelben Abool Fulteh Dawood, ein Muhammedaner, welcher abgefallen war, hatte ein Bündniß mit Anundpala geſchloſſen; in Folge deſſen zog letzterer mit einem Heere nach Peshawer, wurde aber von Mahmud geſchlagen und verließ ſeine Hauptſtadt, um nach Kaſchmir zu fliehen. Dawood unterwarf ſich nun, und Mahmud ließ einen Hinduſürſten, welcher zum Jslam übergetreten war, Sewukpal (Sevakapâla) als ſeinen Gouverneur in Indien. Allein im J. 1007 wurde Mahmud zum vierten Zuge nach Indien bewogen. Sewukpal war zu ſeiner frühern Religion zurückgekehrt, und hatte alle von Mahmud angeſtellte Beamte verjagt. Mahmud ſchlug ihn mit Leichtigkeit und nahm ihn gefangen. Im J. 1008 unternahm er ſeinen fünften Feldzug, um Anundpal, den König von Lahore, zu ſtrafen. Dieſer rief alle indiſchen Fürſten zu Hilfe gegen die gemeinſchaftliche Gefahr. Es verbanden ſich mit ihm die Könige von Oujein, Gualiar, Kalunjur, Canog'e, Dehly und Ajmeer;

64) Vgl. a. a. O. S. 390. 65) Für die nächſtfolgenden Begebenheiten ſind die Muhammedaniſchen Quellen die wichtigſten, insbeſondere Ferishta, welchen ich in der Überſetzung von Briggs benutze, History of the rise of the Mahomedan power in India till the year a. d. 1612, translated from the original persian of *Mahomed Kasim Ferishta* by *John Briggs* in Four Volumes (Lond. 1829); ferner *Mirchondi* Historia Gasnevidarum; illustravit *Wilken* (Berol. 1832). The political and statistical History of Gujarat, translated from the Persian of *Ali Mohammed Khan* by *Bird* (Lond. 1835), und andere.

66) Journ. of Beng. 1835. Decemb. p. 669. fig. 4. 6. 67) *Hamilton*, Descript. of Hindust. I, 534. 68) *Ferishta* a. a. O. I, LXXXI.

Digitized by Google

ſelbſt die Sukkurs ſtießen zu dieſem Heere. Die indiſchen Frauen gaben ihren Schmuck zur Ausrüſtung bei dieſem heiligen Kriege her. Das Heer wurde aber wiederum beſiegt; nun drang Mahmud in das Penjab. Im J. **1010** zog er von Neuem nach Multan, welches wieder revoltirt hatte. Im J. **1011** faßte Mahmud den Entſchluß, einen der heiligſten Orte des indiſchen Cultus, Jahneſur (29° 58′ n. Br., 76° 50′ ö. L.), zu zerſtören. Anundpal, als tributairer Fürſt, mußte das Lager mit allen Nothwendigkeiten verſehen, und konnte troß aller Bitten dieſe Zerſtörung nicht abwenden. Der König von Delhy, unter deſſen Oberhoheit dieſer heilige Ort ſtand, foderte die indiſchen Könige zu einer gemeinſamen Vertheidigung deſſelben auf; allein ehe ſich ein indiſches Heer ſammeln konnte, war die Zerſtörung vollbracht. Damals wollte Mahmud auch Delhy angreifen; allein er ließ ſich durch die Vorſtellung, daß er, um dies ſicher ausführen zu können, erſt Multan mit ſeinem Reiche vereinigt und Anundpal gefahrlos gemacht haben müſſe, davon zurückhalten. Anundpal ſtarb in dieſem Jahre; ſein Nachfolger war Jeipal II. Dieſer wurde ſchon **1013** von Mahmud angegriffen. Jeipal zog ſich nach Kaſchmir zurück. Mahmud eroberte Lahore, ſetzte einen Gouverneur daſelbſt ein, und verfolgte alsdann Jeipal nach Kaſchmir. Dieſer wagte keinen Widerſtand, ſondern flüchtete. Mahmud plünderte Kaſchmir, ſetzte einen Fürſten daſelbſt ein und zwang die Einwohner, den Propheten anzuerkennen. Im J. **1015** machte er einen neuen Einfall in Kaſchmir, weil ſich einige Häuptlinge empört hatten. Im J. **1017** unternahm er ſeinen bedeutendſten Zug, nämlich mit **100,000** Mann Reiterei und **10,000** Fußgängern zog er gegen Canog'e. Der König von Canog'e unterwarf ſich; ebenſo die von Merut und Muhavum Mutra (Mathura), die heilige Stadt des Krishna Vaſudeva wurde ohne bedeutenden Widerſtand von Seiten des Königs von Dehly, dem ſie gehörte, eingenommen und geplündert. Nachdem er in dieſer Gegend noch mehre kleine Könige (einen Chandpâl, ohne Zweifel Chandrapâla und zu der Pâladynaſtie gehörig) beſiegt und verjagt, auch die verzweifelnde Todesverachtung der Rajputen kennen gelernt hatte, zog er mit Beute beladen nach Ghizny zurück. Dafür, daß ſich der König von Canog'e den Fremden ſogleich unterworfen und ſogar in ein Bündniß mit ihnen eingelaſſen hatte, wurde er von den benachbarten Fürſten angefeindet, und von Nanda, dem Könige von Kalunjur, in Canog'e belagert und erſchlagen. Dieſes bewog Mahmud (1021) zu ſeinem neunten Zuge nach Indien. Den erſten Widerſtand ſetzte ihm hier der ſo oft beſiegte König von Lahore entgegen, welcher eine feſte Stellung jenſeit der Jumna eingenommen hatte. Ein kühner Handſtreich zerſtreute ſein Heer. Nanda wagte keine Schlacht, ſondern zog ſich zurück. Mit Beute beladen, unter andern mit **580** Elefanten, kehrte Mahmud nach Ghizny heim. Um dieſelbe Zeit ſtrafte er zwei Bergdiſtricte, welche den Götzendienſt fortſetzten, nöthigte den einen zum Übertritt zum Islam, den andern hielt er durch Anlegung einer Feſte im Zaume. Dann zog er nach Lahore, welches er ohne Widerſtand einnahm. Der König war nach Ajmeer geflohen. Mahmud ſetzte in Lahore und in mehren anderen Diſtricten Hinduſtans Muhammedaniſche Gouverneure ein. Im J. **1023** unternahm Mahmud einen neuen Zug bis Kalinger (im Bundelkund ſüdweſtlich von Allahabad); er belagerte unterweges Gualiar; aber die Könige von beiden Diſtricten wußten ſich friedlich mit ihm abzufinden; Nanda von Kalinger wußte ſich ſogar durch Schmeichelei ſeine Gunſt in ſo hohem Grade zu erwerben, daß ſein Reich noch vergrößert ward. Im J. **1024** unternahm Mahmud einen Zug nach der Halbinſel Guzerate, um den Tempel des Somnath (vom ſanſkrit. Svajambhû oder Sômânâtha)[69]) zu zerſtören[70]). Von Multan aus zog er durch die Wüſte nach Ajmeer, wo der König und die Bevölkerung geflohen waren. Nachdem er die ganze Gegend verwüſtet, kam er nach Nehrwala (jetzt Anhulwarra Putun), welches er ebenfalls verlaſſen fand. Denn zog er in Eilmärſchen zu dem Tempel von Somnath, wo er einen überaus verzweifelten Widerſtand fand, der ihn in die größte Gefahr brachte. Doch triumphirte er endlich auch hier und fand reiche Beute. Er zog nun aus, um Parama Dêva[71]), den König von Nehrwala, zu ſtrafen, welcher vorzüglich den Widerſtand leitete, welchen Mahmud gefunden hatte. Er mußte flüchten, und Mahmud zog nun wieder nach Nehrwala, deſſen Lage ihm ſo ſehr gefiel, daß er zuerſt beſchloß, hier ſeine Reſidenz aufzuſchlagen. Doch hielten ihn ſeine Hauptleute davon ab. Er ſetzte einen Hindu, aus dem Geſchlechte der Dabiſchlim, auf den Thron von Guzerate, welcher ſich verbindlich machte, jährlich einen Tribut zu zahlen. Mahmud kehrte von dieſem Zuge erſt nach zwei Jahren (1026) zurück. Gegen das Ende dieſes Jahres beſtrafte er noch die Juts (Jat, eine wahrſcheinlich urſprünglich tatariſche Völkerſchaft, welche ſich am untern Indus niedergelaſſen hatte)[72]). Dieſe hatten ſeinen Rückzug von Somnath aus beläſtigt. Um ſie anzugreifen baute er eine Flotte von **1400** kleinen Booten; ſie begegneten ihr mit **4000** (nach Andern **8000**) Schiffchen. Es kam zu einem Gefechte auf dem Indus, worin ſie unterlagen und größtentheils vernichtet wurden. Wenige Jahre nachher ſtarb er (1030). Nachdem ſich Muſaud, nach kurzem Kampfe mit Mahommed auf dem Throne von Ghizny befeſtigt hatte, wandte er ſeine Blicke nach Hinduſtan, welchem durch die innern Kämpfe der Ghazneviden einige Ruhe gegönnt war. Im J. **1033** zog er nach Kaſchmir zu, um eine Feſte Soorſutty zu erobern[73]). Im J. **1036** unternahm er einen Zug gegen Hanſy, die Hauptſtadt von Sewalik, wie die bergige Gegend zwiſchen der Provinz Dehly und den Quellen des Ganges (das heutige

69) Vgl. History of Gujarat by *Bird*. p. 88. 70) Vgl. hierzu den Auszug aus *Rozut oos-sufa* in Journ. of Beng. 1838. Octob. p. 883, und über die Localität, ſowie den jetzigen Zuſtand dieſes Tempels ebend. S. 864 fg. und 887 fg. 71) Vgl. Bird a. a. O. S. 42; dies iſt der Titel dieſer Dynaſtie, in den Inſchriften Parameçvara (vgl. S. 114). 72) Vgl. auch Ritter, Aſien. IV, 2, 939. 73) Briggs gibt ihre Lage ganz falſch an; genauer, als daß ſie in Kaſchmir lag, kann ich ſie nicht beſtimmen.

Surmur und ein Theil von Gurhwal) hieß. Der Platz wurde eingenommen; ebenſo Sonpat [74]), deſſen König Devapala Harinâtha entfloh. Maſud ſetzte einen Muhammedaniſchen Gouverneur für dieſe Gegend ein. Während deſſen wuchs die Macht der Seldſchuken. Im J. 1040 wurde Maſud von dieſen geſchlagen und mußte ſich ſelbſt nach Lahore flüchten; durch eine Meuterei wurde er des Thrones entſetzt und kurz nachher ermordet. Hierauf folgten Familienkämpfe; doch erhob ſich Modaid bald zum Könige. Allein es hatten die Unglücksfälle und innere Kämpfe der Ghazneviden den Einfluß, daß die Inder neuen Muth gewannen. Die Prieſter insbeſondere regten allenthalben zur Empörung auf. Der König von Dehly ſtellte ſich an die Spitze einer indiſchen Conföderation und eroberte Hanſy, Tahneſur und Nagracote wieder; ſelbſt Lahore wurde belagert und das ganze Penjab erhob ſich; allein letzteres wurde 1048 wieder unterworfen. Die Kämpfe, welche die Macht der Ghazneviden immer mehr ſchwächten, ließen ihnen wenig Zeit, Indien wieder zu unterwerfen. Jedoch wurde unter Abail Ruſhid (1050—1052) Nagracote wieder erobert. An eine größere Unternehmung gegen Indien konnte erſt Ibrahim (1058—1098) denken, welcher den größten Theil ſeines Erbreiches an die Seldſchuken abgetreten hatte. Im J. 1079 unternahm er einen Zug nach Indien, und verband einige indiſche Territorien mit ſeinem Reiche. Muſaud, Ibrahim's Sohn (1098—1115), drang über den Ganges vor und verlegte ſeine Reſidenz nach Lahore. Nach mancherlei Kämpfen folgte Beiram, unter welchem ſich ſchon die Ghurys erhoben und Beiram nöthigten, ſich ganz nach Lahore zurückzuziehen. Sein Sohn Khusrow (1152—1160) konnte das Erbreich Ghizny nicht wieder erobern, und ſein Nachfolger Khusrow II. war der letzte der Ghazneviden.

In Bengalen hatte ſich während deſſen die Vaidja- (ſo genannt, weil ihr Stammvater ein Arzt [vaidja] war), oder auch Bell'aladynaſtie (nach einem ihrer Gründer), erhoben, wenn wir der Liſte im Ayin Akberi folgen dürfen, im J. 1063 [75]). Dieſe und eine uns erhaltene Inſchrift, welche jedoch nur die erſten Regenten erwähnt, weichen nur wenig von einander ab.

| Ayin Akberi. | | | Inſchrift. |
|---|---|---|---|
| 1063 Sukhſein | regiert | 3 Jahre | Vig'aja Sena |
| 1066 Billalſein | = | 50 = | Ballâla Sena |
| 1116 Lukhenſein | = | 7 = | Lakſhmanaſêna |
| 1123 Madhowſein | = | 10 = | Dieſer fehlt in der Inſchrift, weil der folgende König ſeinen Namen in der Inſchrift an deſſen Stelle ſetzen ließ. |
| 1133 Kyſeiſein | regiert | 15 Jahre | Keçava Sena |
| 1151 Suddaſein | = | 18 = | Dieſer gilt für den letzten König in Bengalen |
| 1169 Nowjeh | = | 3 = | |
| 1172 Lakſhmaniyeh, der Letzte. | | | |

Hiermit ſtimmen andere Nachrichten in Bezug auf die letzten Könige nicht; für den letzten gilt nämlich entſchieden Lakſhmaniyeh (bei andern Lakamir genannt), und dieſer ſoll 1203, wo Bengalen von den Muhammedanern erobert war, 70 Jahre regiert gehabt haben, alſo von 1133 an, von welchem Jahre auch die bengaliſche Ära datirt [76]). Dieſe Fürſten ſollen urſprünglich in Naddia ihre Reſidenz gehabt haben [77]), ſpäter in Gaur, nicht weit von Malda am linken Ufer des Ganges. Sie nennen ſich Gaureçvara in der Inſchrift, Herren von Gaud'a. Als die alte Pâladynaſtie fiel [78]), welches Bird ſchon unter Narajanapâla [79]) ſetzt, nahmen ſie deren öſtliche Provinzen in Beſitz, während G'ajak'andra von Canog'e die nördlichen und weſtlichen an ſich riß [80]).

Im Dekhan war um dieſe Zeit eine Dynaſtie aus dem Rajputen- (Râg'aputrâs, Königsſohne) Stamme der Çilâhâra oder Çilâra ſehr mächtig. Die älteſte Inſchrift, welche wir von ihr beſitzen, iſt aus dem J. 1017 n. Chr. [81]), und auf der Inſel Salſette gefunden. Der Stammbaum der Familie iſt dieſer:

Kapardin
Pulaçakti
Çri Vappuvanna
Çri Gh'angh'a, welcher ſpäter König von Gôgni ward,
Vag'g'ada Dêva
Çri Virudanka Deva, ein überaus mächtiger Fürſt, mit den Beinamen Çaran'âgata, Vag'rapang'ara Dêva und G'agadarthi, Fürſt von Mamalambuva (Bombai).

Dieſer ſchon mächtige Fürſt hat zwei Söhne Vag'g'adadêva und Arikeſari. Letzterer iſt ein mächtiger Eroberer und Nachfolger ſeines Vaters; er beherrſcht ganz Concan und reſidirt in Tagara. Sein Reich umfaßt 1400 Städte und Örter, welche er alle erobert hat. Rechnen wir für dieſe ſieben Generationen je 30 Jahre, ſo erhalten wir für Kapardin 807 n. Chr., und für Gh'angh'a, welcher die Macht dieſer Dynaſtie begründet zu haben ſcheint, etwa 900 n. Chr.

Noch eine andere Inſchrift dieſer Dynaſtie vom J. 1058 n. Chr. kenne ich nur aus Bird's Geſchichte von Guzerate [82]). Danach hat ein König derſelben, welcher

74) Ebenfalls bei Briggs falſch localiſirt. 75) Vgl. Journ. of Beng. 1838. Jan. p. 40, wo eine wichtige Inſchrift. Eine andere hierher gehörige Inſchrift findet ſich ebend. 1836. Octob. 659. Vgl. Laſſen in der Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 2, 227.

76) Vgl. *Bird*, History of Gujarat. p. 68. 77) a. a. O. 53. 78) Vgl. S. 123. 79) Ebend. 80) *Bird* a. a. O. 68. 81) As. Res. I. 434 fg. (Trad. franç.) 82) History of Gujarat. p. 58. Eine dritte Inſchrift derſelben von 1027 findet ſich im Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. nr. VII. (May. 1837), welche mir nicht zugänglich.

Digitized by Google

Gonka Raja genannt wird, Kirhata, Kundi Deſh, Muta Konkun Deſh und die Gegend um Mery erobert. Sein Sohn Mara Sinha Râg'â regiert zu Panala, nennt ſich mahâmandalêçvara (Herr des großen Reiches) und Ge⸗bieter von Tagara. Funfzig Jahre ſpäter hießen die Kö⸗nige, welche an der Mündung des Kriſchna herrſchen, ebenfalls Gonka, jedoch mit dem, von den eigentlichen Namen dieſer Gegend entlehnten, Beinamen Chola[83]). Danach iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Stamm der Si⸗lara in einzelnen Zweigen bis gegen 1100 ſeine Herr⸗ſchaft von der Weſtküſte Dekbans bis nach der Oſtküſte hin ausgedehnt hat.

In Guzerate folgt nach Tod, welcher übrigens den indiſchen Traditionen zu viel Gewicht ſchenkt, auf die Balharadynaſtie (die Bhat'arcas)[84]) im J. 746 die Chauradynaſtie; auf dieſe 932 die Solankhi[85]). Davon weicht Ali Muhammed Khan[86]) nur wenig ab. Die Chamara (oder Chaura) Tribus erbaute Nehrwala 747 oder 817 n. Chr. Aus ihr regieren ſieben Könige 196 Jahre, alſo bis 941. Die folgende Dynaſtie kennen wir zugleich aus Inſchriften. Dieſe zeigen uns die So⸗lankhitribus der Rajputen, im Sanſkrit K'aulukja ge⸗nannt, etwa um 1000 im Beſitze von Nehrwala, dem alten Herrſcherſitze der Bhat'area[87]). Ihr Stammvater Mûla Raja kam, etwa 50 Jahre vor dem Einfalle Mah⸗mud des Ghazneviden in Guzerate, aus Dehly, alſo et⸗wa gegen 970. Die Liſte dieſer einſt ſehr mächtigen Dynaſtie geben die Inſchriften, Abulfazl, Ali Muhammed Khan und Wilford[88]) ziemlich übereinſtimmend auf fol⸗gende Weiſe:

| Inſchriften. | Abulfazl. | Wilford. | Ali Mohammed Khan. | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Mûla Râg'a | Mool Raj | Mula | Mula . . . | regiert | 56 | Jahre | |
| Chamunda 1011—1025 | Jamand | — | Jomund . . | ⸗ | 12 | ⸗ | 4 Monate |
| Vallabha | Beyſer | Vallabha | Bilba . . . | ⸗ | — | ⸗ | 7 ⸗ |
| Durlabha 1023 | Durleb | Durlabha | Durla (Jamund's Bruder) . | ⸗ | 8 | ⸗ | |
| Bhima | Bhim | Bhima | Bhimo Deo . | ⸗ | 42 | ⸗ | |
| Kaladeva | Kurrun | Viſala oder Kera Deva | Kiran . . . | ⸗ | 31 | ⸗ | |
| Siddha Raja 1094—1145[89]) | Subh Raj | Siddha Raja | Sid Raj Jey Singh . . | ⸗ | 50 | ⸗ | |
| Kumara Pala (1174) | Kunwar | Kumara Pala | Kunwara Pal | ⸗ | 30 | ⸗ | 6 ⸗ |
| Ag'aja Pala[90]) | Ajee Pal | Aja Pala | Aji Pal (der ſeinen Herrn vergiftete) | ⸗ | 3 | ⸗ | 1 ⸗ |
| Mala | Lakhmool | Luk Mula | Lakhu Mul Deo | ⸗ | 20 | ⸗ | |
| Bhima 1209—1231 (Bruder von Mûla) | | Bhala Bhima 1209[91]) | | | | | |
| | | | Zuſammen | | 253 | Jahre | 6 Monate. |

Der letzte, in den Inſchriften Bhima, gehörte einem neuen Königsgeſchlechte an, und war der Couſin ſeines Vorgängers, deſſen Heere er anführte. Er kam 1295 etwa zur Regierung[92]). Da nämlich Lakmool kinderlos ſtarb, ſo folgte ihm Bhima aus dem Stamme der Baghilah, welcher früher in Abhängigkeit von den Chaulukjâs, Chan⸗dravati beherrſcht hatte. Die Liſte derſelben ſteht ſo[93]):

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Anwal mul Deo | reg. 12 Jahre | 5 Monate | beide in Chandravati | |
| Raja Bis al Deo[94]) | ⸗ 34 | ⸗ 6 ⸗ | | |
| Raja Bhim Deo | ⸗ 42 | ⸗ | zum Theil in Chandravati, von 1199 an in Nehrwala | |
| Raja Arjund Deo | ⸗ 10 | ⸗ | | |
| Raja Sarang Deo | ⸗ 21 | ⸗ | | |
| Raja Karan | ⸗ 6 | ⸗ | 2 Monate. | |
| Zuſammen | 126 Jahre | 1 Monat. | | |

Allein in dieſer Liſte muß ein Fehler liegen. Denn Karan, der letzte dieſes Hauſes, regierte von 1290—1296[95]), während er nach dieſer Liſte in die 70er des 13. Jahrh. fallen würde.

Ein Zweig dieſer Familie bemächtigte ſich auch eines Theils von Dekhan, nämlich des Reiches Kuntala und der Gegend um Kalyani und Banawaſi, und lag im Kampfe mit den Königen von Chola[96]). Unter dieſen Fürſten drang der Sivacultus in Dekhan ein[97]).

Auch andere Rajputenſtämme gelangten um dieſe Zeit zu bedeutender Macht, ſo die Paramara (Puar jetzt gewöhnlich) in Chandravati, nicht weit von Abu[98]), die Vacha in Sakambhari und die Guhila. Doch können wir ſie hier nicht genauer verfolgen[99]).

Im J. 1001 n. Chr. erwähnen die chineſiſchen An⸗

83) Introduction zu der M'Kenzie-Collection p. XCI und CXV nach Bird a. a. O. (dieſes Werk von Wilſon iſt mir nicht zu⸗gänglich). 84) Vgl. S. 112. 85) *Tod*, Travels in Western India (mir noch nicht zugänglich, ſondern nur bekannt aus) Asiat. Journ. (Lond. 1839). July. p. 172. 86) History of Gujarat. 142. 87) As. Res. XVI, 284, insbeſondere 321. 88) As. Res. IX, 178. 89) Oder vielmehr bis 1146; vgl. Inſchrift bei *Bird*, History of Gujarat. p. 157. 90) Dieſer Ag'aja ſcheint mir der auf den Münzen vorkommende Ag'aja dêva zu ſein (Journ. of Beng. 1835. Decemb. p. 669); iſt dieſe Vermuthung richtig, ſo wird auch der ebendaſelbſt auf den Münzen vorkommende Kumârapâla der in dieſer Dynaſtie vorkommende ſein. 91) Vgl. As. Res. XVI, 328 und 326. 92) *Bird*, History of Gojarat. p. 158. 93) *Ali Mohammed Khan*, History of Gujarat by *Bird*. 159. 94) Erſcheint in einer Inſchrift As. Res. XVI, 311. 95) *Ali Mohammed Khan* p. 161. 96) Inſchrift in As. Res. IX, 428 und M'Kenzie-Collection p. CXV (aus Bird a. a. O. S. 59). 97) Bird a. a. O. 98) As. Res. XVI, 328. 99) Vgl. As. Res. XVI, 327.

Digitized by Google

nalen [1]) einen König von Tan-moei-ſieou (Tâmraliptika in der Nähe von Calcutta), welcher einen Geſandten nach China ſchickt. Im J. 1015 kamen ebendahin Geſandte aus Tſchou-lien (K'ôla, Coromandel); dieſes letztere Land ſchickt auch 1077 einen Geſandten.

In Dekhan erhob ſich endlich zu dieſer Zeit zu bedeutender Macht die Gangavançadynaſtie. Eine höchſt wichtige Inſchrift [2]) gibt ſie als einen Zweig des Kâlajaſtammes. Als Stammvater derſelben erſcheint Tribhuvanamalla râg'a. Malladêva, ein eifriger Verehrer des Siva, erſcheint als Haupt der Familie. Deſſen Sohn iſt Prôli [3]), welcher als glücklicher Krieger geſchildert wird, und die ältere Dynaſtie von Arunakundapura (jetzt Warangal, 17° 54′ n. Br., 79° 34′ ö. L.), Hauptſtadt von Telinga, verdrängte, und ſich an ihre Stelle ſetzte. Deſſen Sohn iſt Rudradêva. Dieſer beſiegt ſeinen Halbbruder Bhîma und dehnt durch glückliche Kriege ſeine Herrſchaft bis zum Meere nach Oſten, im Süden bis zu den Çri Caila-Gebirgen, im Norden bis Maljawanti und (im Weſten?) bis Bakataka aus. Cuttack iſt hier natürlich mit inbegriffen. Die Inſchrift iſt datirt von 1132 n. Chr. und im J. 1131 laſſen die Annalen von Oriſſa Cuttack durch Chu'ramy von Karnatik aus erobert werden und die Gangavança daſelbſt gründen [4]). Es iſt demnach keinem Zweifel unterworfen, daß Chu'rang und Rudradêva dieſelbe Perſon iſt, und Letzterer wahrſcheinlich die alte Keſari-Dynaſtie (von Kalinga) ganz verdrängte. Zugleich ſehen wir hieraus, daß von jetzt an die einheimiſchen Annalen von Oriſſa mehr Zuverläſſigkeit erhalten, wie ſie denn auch wenige Jahre ſpäter wiederum durch eine Inſchrift eine Beſtätigung erhalten. Churang regierte nämlich in Cuttack 20 Jahre (bis 1151); ihm folgte ſein Sohn Gangeçvara Dêva, deſſen Herrſchaft ſich vom Ganges bis zum Godavery erſtreckte. Nach zwei unbedeutenden Fürſten folgt alsdann Anaga Bhima Deo, wie ihn Stirling nennt; von dieſem haben wir wieder eine Inſchrift [5]), in welcher er ſich Anijanka Bhima Deva nennt; er beſtieg 1174 den Thron und herrſchte ſelbſt über einen Theil von Bengalen, Gaud'a. Seine Thaten, ſowie die weitere Geſchichte dieſer Dynaſtie, können wir hier nicht verfolgen [6]).

Zum Schluſſe dieſer, ſich um dieſe Zeit erhebenden, Dynaſtien müſſen wir noch die Regentenreihe aus der ſchon erwähnten Tribus der Paramara-Rag'aputras erwähnen, welche ſich in Ug'g'ajini (Ozene) erhob [7]). An der Spitze dieſer Dynaſtie ſteht Bhôg'a, ein als Beſchützer drr Wiſſenſchaften und durch vielfache Sagen in der indiſchen Geſchichte berühmter Name [8]). Die Liſte ſteht ſo:

1) Bhôg'a Deva (1082 n. Chr.)
2) Udajâditja, deſſen Sohn
3) Naravarman, deſſen Sohn (1108 n. Chr.) [9]), insbeſondere als religiös gerühmt
4) Yaçôvarman, deſſen Sohn (1137 n. Chr.) [10])
5) G'ajavarman
6) Vindhajavarman
7) Subhatavarman, welcher Gurg'ara, wo damals Mûla herrſchte [11]), erobert oder wenigſtens beſiegt zu haben ſcheint
8) Arg'una, faßte die Inſchrift 1210 ab.

Zu dieſer Dynaſtie gehört auch folgende aus einer andern Inſchrift [12]) bekannte Regentenreihe:

Harivarman
Aditjavarman
Içvaravarman
Sinhavarman, welcher mahârâg'âdhirâg'a genannt wird
Kharvavarman, ebenfalls mahârâg'âdhirâg'a und zugleich paramamahiçvarô (höchſter Herr der Welt).

Leider fehlt hier ein Datum. Wenn dieſes eine Nebenlinie jener erſten wäre, ſo könnte Sinhavarman vielleicht der G'aja Sinha ſein, welchen Arg'una, der erſten Inſchrift gemäß [13]), als Kind beſiegt haben ſoll. Dann würde er etwa 1200 regiert haben.

Noch eine Familie, deren Name auf Varman ſchließt, herrſchte in Bundelkhund [14]).

Wir wenden uns wieder zu den Kämpfen mit den Muhammedanern.

Die Guriden, urſprünglich Herren der bergigen Gegenden von Khoraſan im Südoſten von Herat, hoben ſich durch die glücklichen Kriege des Ghiyas-ud-Din Muhammed (von 1156 n. Chr.). Dieſer eroberte 1171 Ghizny, welches wieder auf kurze Zeit in Beſitz des letzten Ghazneviden gekommen war. Im J. 1176 führte der Bruder von Ghiyas-ud-Din, Muhammed, ſchon ein Heer nach Indien, und eroberte Multan und Ucha. Im J. 1178 unternahm er einen zweiten Zug durch die eroberten Gegenden bis Guzerat. Hier fand er aber bedeutenden Widerſtand von Seiten des Bhima, jüngern Bruders von Mûla [15]). Er wurde von dieſem glücklichen Krieger und mächtigſten Fürſten aus der Bhagilah-Tribus geſchlagen, und konnte nur mit Mühe ſeinen Rückzug nach Ghizny bewerkſtelligen. Im J. 1179 eroberte Muhammed Peſhawer und 1180 belagerte er Lahore. Khusrow, von den indiſchen Fürſten und Afghanen bedrängt, konnte keinen bedeutenden Widerſtand entgegenſetzen, und

1) *Deguignes*, Histoire des Huns. I, 1, 66. 2) Journ. of Beng. October. 1838. p. 901 fg. 3) Bird (History of Gujarat) nennt ihn Pralaja (S. 61). 4) *Stirling* in As. Res. XV, 267. 5) Journ. of Beng. 1837. April. p. 279. 6) Vgl. *Stirling* a. a. O. 7) Vgl. Inſchrift in Journ. of Beng. 1836. July. p. 367. Vgl. *Colebrooke* in Transact. of the Royal Asiat. Soc. I, 2. 231 und Tod ebend. I, 2. 223. Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 2. 226. *Prinsep*, Useful Tables (Chronol. Tabl. 105 iſt mir leider nicht zugänglich).

8) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dictionary. VI. 9) Inſchrift von Madhucaragarh bei Tod a. a. O. 223. Vgl. *Bird*, History of Gujarat. p. 157. 10) *Colebrooke* a. a. O. 231. 11) Vgl. S. 127. 12) Journ. of Beng. August. 1836. p. 482. 13) Ebend. July. p. 379. Sl. 17. Doch erſcheint ein Vig'aja Sinha um dieſelbe Zeit unter den Guhilâs von Dhara (As. Res. XVI, 322). 14) As. Res. XII, 370. 15) S. 127 und As. Res. XVI, 290. 301.

Digitized by Google

mußte ſich harte Friedensbedingungen gefallen laſſen. Im J. 1181 plünderte Mohammed Sindh bis zum Meere. Im J. 1184 unternahm er einen neuen Zug gegen Lahore, belagerte es, konnte es aber nicht erobern. Doch benutzte er dieſen Einfall, um ſeine Eroberungen zwiſchen dem Tſchinab und Ravi mehr zu befeſtigen. Das einſt ſo große Königreich der Ghaznaviden war jetzt faſt nur auf die Umgegend von Lahore beſchränkt. Endlich im J. 1186 bemächtigte er ſich auf liſtige Weiſe des Khusrow und Lahore's. Die letzten Ghaznaviden wurden erſt gefangen geſetzt und dann ermordet.

Nachdem Mohammed Alles geordnet, kehrte er nach Ghizny zurück; aber ſein Sinn war jetzt auf die Ausdehnung ſeiner indiſchen Beſitzungen gerichtet. Im J. 1191 unternahm er einen Zug gegen Ajmir. Er eroberte Sirhind (30° 35′ n. Br., 76° 19′ ö. L.) [16]). Allein während deſſen ſammelten die Könige von Ajmir und Dehly ein Heer; dieſe waren zwei Brüder, deren einer, Prithvî Râg'a (bei den Muhammedanern Pithan Ray), ſchon um 1168 regierte [17]). Der andere, König von Dehly, wird Chawund Ray genannt, ohne Zweifel K'amunda. Am Ufer der Saraſvati kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher Mohammed vollſtändig geſchlagen ward. Allein er ſammelte ein neues größeres Heer; ebenſo die indiſche Conföderation; auf dem früheren Schlachtfelde kam es von Neuem zur Schlacht, und in dieſer unterlagen die Inder. Der König von Dehly fiel mit vielen andern indiſchen Fürſten und Prithvi Râg'a wurde gefangen und ſpäter ermordet. Dieſer Kampf bot ſowol den Muhammedanern als Indern Stoff zu mancherlei Sagen und Heldengeſängen. Die Inder insbeſondere haben ihn reich ausgeſchmückt. In Folge dieſes Sieges fiel Dehly ſowol als Ajmir in die Hände der Muhammedaner; doch ließ Mohammed indiſche Fürſten in Beſitz dieſer Reiche. Allein aus Dehly vertrieb ſein Gouverneur ſogleich nach ſeiner Rückkehr den indiſchen König, und machte es 1193 zum Sitz ſeines Gouvernements. In demſelben Jahre war auch Mohammed nach Indien zurückgekehrt, wo ſich G'ajak'andra [18]), König von Canog'e und Benares, welcher aus Eiferſucht gegen Prithvi Râg'a der frühern Conföderation nicht beigetreten war, zum Kriege rüſtete. An der Djumna zwiſchen Etaweh (26° 47′ n. Br., 78° 52′ ö. L.) und Chandwar kam es zu einem Treffen, in welchem G'ajak'andra von Mohammed's Vicekönige Cutbud-din Aibuk, welcher die Avantgarde commandirte, vollſtändig geſchlagen wurde und ſelbſt fiel. In Folge dieſes Sieges nahmen die Muhammedaner ohne Widerſtand alles Land bis Benares in Beſitz, und dehnten ihre Eroberungen bis an die Grenze von China aus [19]).

Im J. 1194 beſiegte Kutbud Din Aibuk einen Uſurpator, welcher den von den Muhammedanern in Ajmir eingeſetzten König verdrängt hatte, und zog alsdann gegen Bhîma Deva, König von Nehrwala, welchen er ſchlug. Ehe er ſich jedoch in deſſen Gebiet feſtſetzen konnte, erhielt er Befehl, nach Dehly zurückzukehren. Im J. 1195 kam Mohammed ſelbſt wieder nach Indien und eroberte Byana und begann die Belagerung von Gualiar, welches jedoch erſt im folgenden Jahre durch Vertrag überging, aber in den Händen ſeines indiſchen Königs blieb [20]). In dieſer Zeit ſchloſſen mehre indiſche Fürſten, an ihrer Spitze wiederum der tapfere Bhima Deva von Nehrwala mit ſeinen Vaſallen, Prahladana und Dharavarsha, den Herren von K'andravati [21]) (bei Ferishta [22]) Wallin und Dharabarz genannt) ein Bündniß, um die Muhammedaner aus Ajmir zu vertreiben. Kutbud wurde geſchlagen; allein der Plan auf Ajmir mislang. Kutbud erhielt Verſtärkung, ſchlug 1196 die Verbündeten vollſtändig und eroberte Guzerate; Nehrwala erhielt eine Muhammedaniſche Beſatzung und einen Gouverneur. Um dieſe Zeit hatten ſich auch die Gukkurs erhoben, welche von den Ufern des Indus bis zu den Sewalikbergen wohnten, und waren verwüſtend bis Lahore vorgedrungen. Mohammed griff ſie in Weſten, Kutbud in Oſten an; ſie wurden geſchlagen und nach und nach genöthigt, den Islam anzunehmen. Bei ihnen beſtand ſchon damals die Sitte, neugeborene Kinder weiblichen Geſchlechts zu ermorden, welche ſich ſelbſt jetzt noch in Cutsh findet. Kutbud eroberte Kalinger und dehnte ſein Gouvernement bis zum Zuſammenfluſſe der Jumna und des Ganges aus.

Während deſſen hatte ein Unterfeldherr von Kutbud, Mohammed Bakhtiar Kilji, die Muhammedaniſchen Waffen ſiegreich jenſeit des Ganges getragen. Er eroberte Oude, beſiegte 1203 den Letzten der Vaidjadynaſtie, Lakshmanja [23]), und erklärte ſich unabhängig vom Vicekönige. Dieſer, Kutbud, erhielt nach der Ermordung des Ghuriden Mohammed, von deſſen Nachfolger, welcher ihn doch nicht hätte beſiegen können, und bei dem Streite um die Ghuridenherrſchaft gewinnen wollte, die königlichen Inſignien, und beſtieg 1206 den Thron von Delhy. Vergeblich machte er einen Verſuch, auch Ghizny ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen; nachdem dieſer mislungen, regierte er ſein indiſches Reich mit Gerechtigkeit und Milde. Von ihm kann man die Muhammedaniſche Herrſchaft in Indien datiren. Er regierte bis 1210. Kulbud's ſchwacher Sohn, Aram, regierte nur kurze Zeit; unter ihm erklärten ſich mehre früher von Dehly abhängige Beamte für unabhängig; Naſir-ud-din Kubatſcha, einer der von Mohammed dem Ghuriden adoptirten Sklaven, eroberte ſogar den weſtlichen Theil Indiens. Um dieſem Zuſtande ein Ende zu machen, luden die Edlen von Dehly den Schwiegerſohn von Kutbud, Shums-ud-Din Altmish, ein, die Herrſchaft zu übernehmen. Aram unterlag in einer Schlacht (gegen 1011) und ſein Schwager beſtieg den Thron. Er war ein kriegeriſcher Fürſt. Er ſchlug 1215 den König von Ghizny, Taj-ud-Din Yelduz, welcher, nachdem er ſein Reich im Weſten des Indus verloren hatte, ſich im Penjab feſtzuſetzen ſuchte.

16) Vgl. *Bird*, History of Gujarat. p. 71. 17) Inſchrift in As. Res. XV. 443. 18) Vgl. S. 123. 19) *Bird*, History of Gujarat. p. 82.

20) *Bird* a. a. O. p. 84. 21) Vgl. Inſchriften in As. Res. XVI. 301. 305. 22) *Ferishta* by *Briggs* I, 196. 23) vgl. S. 123 und *Bird* a. a. O. p. 87.

Er unterwarf ſich wiederum die von Naſir-ud-Din Kubatſcha am Indus eingenommenen Provinzen, und nöthigte 1225 den damaligen Herrn von Bengal, Ghias ud Din Bakhtiar Kilji, ſeine Oberhoheit anzuerkennen. Im J. 1227 eroberte er Malwa und 1229 Gualior, welches unter Aram wieder in die Hände der Inder gefallen war. In Folge dieſer Eroberung beſetzte er auch Bhilſa und Dugein. Im J. 1236 ſtarb er. Sein Sohn Rukn-ud-Din Feroze überließ die ganze Regierung ſeiner Mutter. Dadurch löſte ſich das ganze Reich in Empörungen auf, welche noch in demſelben Jahre damit endeten, daß ſeine Schweſter Ruzia Begum auf den Thron geſetzt ward. Dieſe, von kräftigem und männlichem Charakter, wußte ſich lange gegen die verſchiedenen revolutionairen Bewegungen zu behaupten und das Reich in ſeinem ganzen Umfange vom Penjab bis Bengalen zu erhalten. Endlich nach drei Jahren unterlag ſie und wurde ermordet (1239). Der Grund ihres Falles war die Eiferſucht der Großen gegen ihren Günſtling, einen habeſſiniſchen Sklaven; welchen ſie zum Amir-el-Omrah, den erſten des Adels, erhoben hatte. Ihr folgte ihr Bruder Beiram, welcher die Übermacht der Großen durch Meuchelmord zu brechen ſuchte. Unter ihm (1241) drangen die Mongolen, deren Macht damals ungeheuer war, zum erſten Male in Indien ein (1241) und plünderten Lahore. Die ihnen von Beiram entgegengeſendete Armee benutzte dieſe Gelegenheit, ihn ſelbſt zu entſetzen und zu ermorden. Ihm folgte Masu'd, der Sohn von Feroze. Unter ihm drangen die Mongolen (1244) von Tibet aus in Bengalen ein; ſie wurden aber geſchlagen; im folgenden Jahre drangen ſie von Kandahar aus bis zum Indus, zogen ſich aber auf die Nachricht, daß Maſu'd ſelbſt mit einem Heere heranziehe, zurück. Im J. 1246 wurde Masu'd wegen ſeiner Grauſamkeit entſetzt, und Naſir-ud-Din Mahmud, ſein Oheim, beſtieg den Thron. Er beſtrafte zunächſt, auf einem Zuge nach Multan, die Gukkurs, welche die Mongolen bei ihren Einfällen unterſtützt hatten; die Muhammedaniſchen Lehnsherren in Penjab und Multan, welche mehrfach die Lehenspflicht verweigert hatten, wurden bei dieſer Gelegenheit ebenfalls wieder feſter dem Reiche unterworfen. Im J. 1247 zog er gegen zwei indiſche Könige, welche die im Reiche herrſchenden Unruhen benutzt hatten, die Muhammedaniſchen Beſatzungen von Kurra bis Malwa zu verjagen, und ſich alles Landes im Süden der Jumna zu bemächtigen. Sie reſidirten in Kalinger; Feriſhta nennt ſie Dulky und Mulky. Der Letztere iſt höchſt wahrſcheinlich der in einer Inſchrift vorkommende König von Kalinger, Parma'lik[24]). Sie wurden geſchlagen; die Mewattier (in Matchery) wurden gezüchtigt. Im J. 1250 zog Mahmud gegen den mächtigen indiſchen König von Nerwar (25° 40′ n. Br., 77° 51′ öſtl. L.), Jahir Dew. Dieſer rückte mit 200,000 Mann den Muhammedanern entgegen, wurde aber geſchlagen und ſein Land erhielt einen Gouverneur. Um dieſelbe Zeit kam der König von Delhy auch wieder in den Beſitz von Ghizny. Im J. 1258 empörten ſich die Rajputen von Mewat (Matchery), welche nach verzweiflungsvoller Gegenwehr eine Schlacht verloren. Ihre Häuptlinge wurden geköpft. In dieſem Jahre erſchien eine Geſandtſchaft von Hulaku, Enkel von Dſchengis-Khan, welcher damals Perſien unterworfen hatte. Der König von Delhy empfing ihn mit dem ganzen aſiatiſchen Pomp, um ihm zugleich ein Bild ſeiner Macht zu geben. Im J. 1266 ſtarb Mahmud, nach einer zwar unruhigen, aber in Rückſicht auf die gewöhnlichen Vorkommniſſe in den aſiatiſchen Despotien glücklichen Regierung. Er hinrließ keine Kinder, und ſein Vezier Ghias-ud-Din Balban, welcher ſchon während ſeines Lebens die ganze Regierung leitete, beſtieg ohne Widerſtand den Thron. Seine Regierung war ſtreng und wachſam. Kein Inder erhielt eine höhere Anſtellung, damit er nicht ſeine Macht zum Schaden der Muhammedaner anwende. An ſeinem Hofe ſuchten und erhielten Schutz funſzehn Fürſten, welche vor den Mongolen geflüchtet waren. In ihrem Gefolge kamen die bedeutendſten Notabilitäten Aſiens, und der Hof von Delhy wurde dadurch der glänzendſte und prächtigſte der damaligen Zeit. Es bildeten ſich Societäten von Gelehrten und Künſtlern, und Künſte, Wiſſenſchaften und Luxus hoben ſich im ganzen Reiche. Neue Eroberungen verſchmähte er, und richtete ſeinen Sinn darauf, das Reich gegen die drohenden Einfälle der Mongolen ungeſchwächt zu erhalten. Doch unterdrückte er ſtreng entſtehende Empörungen. Der Vicekönig von Bengalen, Toghrul, ſchlug 1279 den König von Jagnuggur[25]), und erklärte ſich für unabhängig; er war gegen Balban's Feldherrn zuerſt glücklich; allein als dieſer ſelbſt nahte, wurde er beſiegt und verlor ſelbſt das Leben. Zum Könige von Bengalen ernannte Balban ſeinen Sohn. Im J. 1283 fielen die Mongolen in Multan ein; ſie wurden zwar geſchlagen, aber Balban's tapferer Sohn, Mahomed, fiel in der Schlacht. Im J. 1286 ſtarb Balban. Ihm folgte ſein Enkel, der Sohn des Königs von Bengalen, Kei Kobad. Dieſer ergab ſich ganz den Vergnügungen, welche ſeine Macht darbot, und überließ die Regierung ſeinem Vezier. Sein Vater warnte ihn; aber da die Warnungen nicht anſchlugen, ſo mußte er mit einem Heere gegen ihn ziehen. Vater und Sohn verſöhnten ſich jedoch, und Letzterer gab kurze Zeit des Erſtern Rathſchlägen Gehör. Allein ſein Vezier, welcher für ſich ſelbſt den Weg zur Herrſchaft bahnen wollte, wußte ihn von Neuem in Sinnentaumel zu ſtürzen. Seine Unfähigkeit zu regieren führte zwei Factionen herbei. Die mongoliſchen Großen, welche am Hofe von Delhy Kriegsdienſte genommen hatten, wollten des Königs dreijährigen Sohn auf den Thron ſetzen; allein eine andere Partei erklärte ſich zu Gunſten von Mullik Julal-ud-Din Feroze Khiljy, deſſen Vater, ein Abenteurer von afghaniſchem Stamme, in Balban's Heer zu hohen Würden geſtiegen war, und dieſe, ſowie ſeine Macht, ſeinem Sohne hinterlaſſen hatte. Kei Kobad wurde, tödtlich krank, ermordet, und Feroze, mit welchem die zweite

24) Journ. of Beng. 1837. August. p. 666.

25) Irrthümlich wird dies für die Hauptſtadt von Oriſſa gehalten; vgl. *Stirling* in As. Res. XV, 274.

Digitized by Google

afghaniſche oder Ghuriden-Dynaſtie beginnt, beſtieg den Thron (1288).

Die Regierung dieſes Fürſten ſuchte durch Gerechtigkeit und Milde die Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ihrer Erwerbung gut zu machen. Einen Abkömmling der frühern Dynaſtie beſiegte er zwar, ſendete ihn aber frei nach Multan. Seine Milde diente aber nur dazu, allenthalben Empörungen hervorzurufen. Er zerſtörte Ougein und verwüſtete Malwa. Im J. 1292 fielen 100,000 Mongolen in Hinduſtan ein, wurden aber beſiegt. Im J. 1293 waren wieder Kämpfe mit den Indern; Alla-ud-Din, des Königs Neffe, eroberte Bhilſa, und im folgenden Jahre führte er mit des Königs Erlaubniß das erſte Muhammedaniſche Heer in das Dekhan. Hier herrſchte damals Râma Dêva, welcher in Devagiri (jetzt Dowlatabad) als Erbe einer langen Linie von Herrſchern regierte. Letzterer vertheidigte ſich muthig, wurde aber geſchlagen. Außer ihm werden noch Könige von Kulburga, Telingana, Malwa, Gondwana und Kandeiſh erwähnt. Dieſe ſechs Königreiche werden um dieſe Zeit den größten Theil des Dekhan beſeſſen haben. Alla-ud-Din erhielt ungeheure Beute, faßte aber nicht feſten Fuß in dieſer Gegend. Dieſer Zug wurde der Grund von Feroze's Sturz. Alla-ud-Din war zu mächtig geworden, um von ſeinem Oheim in Abhängigkeit bleiben zu wollen, und dieſer zu milde, um ihn dazu zu zwingen. Jener wußte ihn auf eine verrätheriſche Weiſe zu ſich zu locken und ließ ihn ermorden (1295).

Auf dem Throne befeſtigte er ſich durch die in deſpotiſchen Staaten hergebrachten Mittel, Mord und Freigebigkeit gegen die Soldaten. Doch hatte er in der erſten Zeit ſeiner Regierung viel mit Inſurrectionen zu kämpfen. Im J. 1296 fiel der Mongolenkönig von Tranſoxiana mit 100,000 Mongolen in das Penjab ein, um ſich die öſtlichen Indusprovinzen zu unterwerfen; bei Lahore wurden ſie aber vollſtändig geſchlagen. Im J. 1297 wurde ein großes Heer nach Guzerate geſendet; der letzte König von Nehrwala, Karan Baghilah [26]), wurde geſchlagen, und mußte zu Râma Dêva, König von Devagiri, flüchten. Mit deſſen Hilfe ſetzte er ſich ſpäter in dem ſüdlichen Theile ſeines ehemaligen Reiches, der Provinz Buglan (zwiſchen dem 20—21° n. Br.) feſt. Die Muhammedaner hatten während deſſen den nördlicheren Theil deſſelben bis Cambay geplündert, und ließen, als ſie abzogen, Gouverneure und einen Theil des Heeres zur Behauptung des Eroberten zurück. In dieſes Jahr fällt ein unbedeutender Einfall der Mongolen, welcher leicht abgeſchlagen ward, und einer der größten, welchen der Sohn des Königs von Tranſoxiana mit 200,000 Pferden leitete. Die Mongolen drangen ohne Widerſtand bis Dehly vor, wohin ſich Alles geflüchtet hatte. Die Straßen waren ſo voll, daß ſie nicht zu paſſiren waren; Hungersnoth wüthete in den verzweifelndſten Geſtalten. Unter dieſen Umſtänden hielt Alla-ud-Din eine Schlacht für nothwendig; er rückte mit 300,000 Pferden und 2700 Elefanten aus den Thoren von Delhy. Eine ſolche Menſchenmenge war, ſo lange der Islam ſeine Waffen nach Indien getragen hatte, noch nicht feindlich zuſammengetroffen. Obgleich die Schlacht nicht ganz entſcheidend war, zogen ſich die Mongolen doch zurück. Dieſes Glück machte Alla-ud-Din ſo übermüthig, daß er, wie Alexander der Große, die Welt erobern wollte, und Münzen mit der Legende Alexander II. ſchlagen ließ; außerdem wollte er eine neue Religion einführen. Beide Plane wußte ihm der Gouverneur von Delhy auszureden; ſtatt des erſteren rieth er ihm die Eroberung der ſüdlichen, ſüdöſtlichen und nordweſtlichen Provinzen Indiens an; letztere — Lamghan und Kabul — würden ein Bollwerk gegen die Einfälle der Mongolen bilden. In Folge dieſes Rathes ſendete der König (1299) ein Heer gegen den indiſchen König von Rantampor (26° n. Br., 76° 18′ ö. L.) in Ajmir, Humbur Dew, welcher, ſchon mehrfach von den Muhammedanern angegriffen, nie ganz unterlag. Auch dieſesmal trieb er die Muhammedaner zurück. Allein Alla-ud-Din erſchien nun ſelbſt vor der Hauptſtadt, und nach einjähriger Belagerung, welche durch mehrfache Empörungen geſtört wurde, gelang es ihm, ſie zu erobern. Der indiſche König, ſeine Familie und die Garniſon wurden in Stücke gehauen; ebenſo deſſen Vezier, welcher zu Alla-ud-Din übergegangen war, „weil ein Verräther ſeines angeborenen Herrn Keinem treu bleiben würde." In Rantampor ward ein Muhammedaniſcher Gouverneur angeſetzt. Im J. 1303 griff er ſelbſt Tſchittore an, und ſandte ein Heer gegen Warangal [27]) in Dekhan. Jenes ward erobert; allein die letztere Expedition mislang zum Theil wegen eines neuen Einfalls der Mongolen. Dieſe, 120,000 Pferde ſtark, waren wieder bis Dehly vorgerückt und plünderten deſſen Vorſtädte; plötzlich zogen ſie ſich, ohne einen äußerlichen Grund, zurück. Aber ſchon im folgenden Jahre (1304) fiel ein neuer Schwarm ein, wurde aber geſchlagen. In dieſem Jahre wurde der indiſche König von Malwa, Koka, angegriffen und ſein Heer, 40,000 Rajputenreiter und 100,000 Fußgänger, geſchlagen. In Folge dieſes Sieges ergab ſich Ougein, Mando, Dharanuggurry und Chundery. Auch der König von Jalwur, Nehr Dew, unterwarf ſich. Dagegen gelang es dem früher gefangenen Könige von Tſchittore, Ray Ruttun Sein, aus ſeinem Gefängniſſe zu entkommen; er plünderte die Länder der Muhammedaner, und nöthigte Alla-ud-Din dadurch, Tſchittore wieder einem indiſchen Fürſten zu übergeben; dieſer verpflichtete ſich zu einem jährlichen Tribut und einer Heeresfolge von 5000 Pferden und 10,000 Fußgängern. Im J. 1305 fielen die Mongolen wieder in Indien ein, machten große Beute, wurden aber auf ihrem Rückzuge vollſtändig geſchlagen. Im J. 1306 wurde ein neues Heer nach dem Dekhan gegen Rama Deva geſandt; zuerſt griffen ſie Karran Ray in Buglan [28]) an; er wurde geſchlagen und das ſiegreiche Heer zog gegen Devagiri (Dowlatabad). Rama Deva unterwarf ſich, kam ſelbſt nach Dehly, wurde in ſeiner Herrſchaft als tributairer König beſtätigt, und ſein

26) Vgl. S. 125, und außer *Ferishta* auch *Ali Mohammed Khan*, History of Gujarat (by *Bird*). p. 161.

27) Vgl. S. 124 fg. 28) Ebendaſ.

Gebiet noch erweitert. Um dieſe Zeit wurde auch die Feſte eines indiſchen Königs, Situl Dew, im Süden von Delhy — ſo weit wohnten ſelbſt um dieſe Zeit noch freie Inder — erobert. Nehr Dew, welcher ſich empört hatte, fiel im Kampfe. Im J. 1309 wurde der früher mislungene Verſuch gegen Warangal von Devagiri aus wiederholt. Das Königreich Telingana reichte damals etwa bis Hyderabad (17° 15′ n. Br., 78° 35′ ö. L.). Der König Luddur Dew zog ſich, ohne Widerſtand zu leiſten, nach Warangal zurück. Dieſes ward erobert und der König tributair. Im J. 1310 wurden die Eroberungen im Dekhan noch ſüdlicher, als auf der Weſtküſte, ausgedehnt. Der König von Karnatik (womit nicht das jetzige Karnatik auf der Oſtküſte, ſondern das Land im Süden von Bidjapur bis Myſore [zwiſchen 17—12° n. Br.] gemeint iſt), Bital Dew wurde geſchlagen und ungeheure Beute gemacht. Im J. 1312 kehrte eine neue Expedition nach dem Dekhan zurück. Damals wurde der König von Devagiri ermordet und Devagiri die Reſidenz eines Muhammedaniſchen Vicekönigs. Gegen das Ende der Regierung von Alla-ud-Din (1316) brachen allenthalben Empörungen aus; auch die Inder erhoben ſich wieder. Die Rajputen von Chittore und der Schwiegerſohn des frühern Königs von Devagiri in Dekhan, Hurpal Dew, verjagten die Muhammedaniſchen Garniſonen. Dieſes Misgeſchick beſchleunigte Alla-ud-Din's Tod (1316). Die Unruhen, welche ihm folgten, endeten mit ſeines Sohnes Mubarik Befeſtigung auf dem Throne (1317). Er unterdrückte zunächſt eine Empörung, welche in Guzerate ausgebrochen war. Im J. 1318 zog er nach dem Dekhan, um Hurpal zu züchtigen, welcher Mahârâshtra (Mahratten-Land) wieder erobert hatte. Er wurde gefangen und geköpft. Mubarik richtete eine Kette von Poſten bis zu den ſüdlichſten Eroberungen in Dekhan und ſetzte einen Gouverneur an. Seinen Günſtling, einen Renegaten aus dem Rajputenſtamme der Paramára [29]), ſendete er mit einem Heere nach Malabar, um auch dieſes zu unterwerfen. Allein dieſer, Mullik Khusrow ſeit ſeinem Übertritte zum Islam genannt, ſuchte ſich hier unabhängig zu machen; ſein Plan mislang zwar, aber, obgleich des Verraths angeklagt, wußte er ſich in des Königs Gunſt noch höher zu ſchwingen. Er benutzte ſeine Gewalt, um Mubarik (1321) zu ermorden, und ſelbſt den Thron zu beſteigen. Allein er herrſchte nur kurze Zeit. Ghazi, Gouverneur von Lahore, empörte ſich. Seine, im Kampfe mit den Mongolen, geübten Truppen ſchlugen die des Khusrow, und er ſelbſt wurde auf der Flucht gefangen und ermordet. Der Sieger wurde, da Alla-ud-Din's Nachkommenſchaft von Khusrow ermordet war, einſtimmig zum Könige ernannt. Mit ihm beginnt die dritte afghaniſche Dynaſtie die der Toghluk (eigentlich von türkiſcher Abkunft). Er befeſtigte die Reichsgrenze gegen die Mongolen, und griff den König von Telingana an (1322), aber ohne Erfolg; erſt ein neuer Heereszug ſetzte ihn in Beſitz deſſelben, und Warangal ward nun Sitz eines Muhammedaniſchen Gouverneurs. Im J. 1323 wurde die Stadt Simrun zerſtört, einſt die Hauptſtadt von Mithila, dem nördlichen Theile von Behar, und vor dieſer Zerſtörung durch die Muhammedaner Sitz der Devadynaſtie, deren Reich in ſeiner Blüthe ſich vom Gundak bis zum Coſi und vom Ganges bis zu den Hügeln von Nepal ausdehnte. Der letzte König war Hari Sinha Deva. An der Spitze dieſer Dynaſtie ſteht Nanjupa Deva, Gründer von Simrun (1097 n. Chr. nach indiſchen, aber ſchwerlich richtigen Angaben). Ihm folgen bis auf Hari Sinha vier Könige: 1) Ganga Deva, 2) Nara Sinha Deva, 3) Râma Sinha Deva, 4) Sakti Sinha Deva [30]). Im J. 1325 ſtarb Ghias-ud-Din Toghluk. Ihm folgte ſein Sohn unter dem Namen Mahomed Toghluk. Unter deſſen Regierung verſuchten die Mongolen wiederum (1327), Indien zu erobern; ſie zogen bis Dehly. Mahomed wagte keinen Kampf, ſondern erkaufte den Rückzug mit ungeheuern Geſchenken. Dagegen unterwarf er vollſtändig die früher beſiegten Theile Bengalens, Behars, Dekhans (letzteres bis ans Meer). Allein dieſe Eroberungen behaupte er nicht lange. Seine übermäßigen Auflagen, ſein Befehl, Kupfermünzen im Werthe von Silber anzunehmen, ſeine Aushebung von 370,000 Mann, um Khoraſan und Tranſoriana zu erobern, ſein Zug nach China, welcher jedoch ſchon in den Himalayabergen gänzlich unmöglich ward (1337), ſeine Grauſamkeit und viele andere Folgen eines unſinnigen Deſpotismus ſtürzten das Reich in die heftigſten Erſchütterungen. Im J. 1338 empörte ſich ein Neffe des Königs, Gouverneur von Dekhan; allein er wurde beſiegt; bei dieſer Gelegenheit lernte Mahomed Devagiri kennen, und faßte den Entſchluß, hier zu reſidiren. Zu dieſem Zwecke zwang er die Einwohner von Dehly, dieſe Stadt zu verlaſſen und ſich nach Devagiri überzuſiedeln, welchem er den Namen Dowlatabad gab. Dieſer Unſinn reizte das Volk auf, und es folgten Rebellionen auf Rebellionen, welche jedoch mit Waffengewalt unterdrückt wurden. Das Muhammedaniſche Reich wurde an der Küſte bis Goa und im Innern bis zum Kriſchnafluſſe erweitert. Im J. 1342 verlegte er ſeine Reſidenz wieder nach Delhy. Im J. 1344 ſchloſſen Bilala Dewa, König von Karnatik, und Kriſhna Naga, der Sohn des frühern Königs von Telingana, ſowie mehre andere indiſche Fürſten im Dekhan ein Bündniß zur Vertreibung der Muhammedaner aus dem Dekhan. Der Plan gelang faſt vollſtändig, und nur Dowlatabad blieb in den Händen der Muhammedaner. Bilal Dewa gründete um dieſe Zeit Vig'ajanagara [31]). Gegen das Ende der Regierung von Mahomed empörten ſich die tatariſchen und afghaniſchen Söldner, und ſetzten ſich nach manchen Kämpfen in Beſitz von Dowlatabad, wo ſie einen ihrer Häuptlinge zum Könige ausriefen, mit dem Titel Naſir-ud-Din (1347). Dieſer trat die Regierung kurze Zeit nachher an einen ſiegreichen Abenteurer, Huſſun, ab, und dieſer

29) Vgl. auch *Ali Mohammed Khan*, History of Gujarát. p. 167.

30) Journ. of Beng. 1835. March. p. 124.

31) Vgl. auch *Wilson*, M'Kenzie-Collection. Pref. p. CXXXIX (mir nicht zugänglich). Asiatic Journal (Lond. 1830). T. II. p. 207.

war der Gründer der Bahmanydynaſtie. Er nannte ſich Alla ud Din Huſſun Kongo Bhamanih[32]). Er eroberte in kurzer Zeit alles Land in Dekhan, was früher unter der Herrſchaft von Delhy geſtanden hatte. Mahomed hatte ihn zwar ſogleich angegriffen; allein ehe er den Krieg beendigen konnte, ſtarb er (1351), das Reich in der größten Verwirrung laſſend. Unter ihm hatte ſich auch Bengalen für unabhängig erklärt. Ihm folgte ſein Vetter Feroze Toghluk. Dieſer ſuchte 1353 den Uſurpator von Bengalen zu unterwerfen, aber vergeblich. Im J. 1358 fielen die Mongolen wieder in Indien ein. Feroze reſignirte zweimal freiwillig die Regierung, zuerſt zu Gunſten ſeines Sohnes, welcher ſich jedoch kaum ein Jahr auf dem Throne behauptete (1387—1388) — ſondern durch eine Verſchwörung ſtürzte, in Folge deſſen Feroze die Zügel der Regierung wieder übernahm — und dann zu Gunſten ſeines Enkels (1388); kurz nach dieſer Reſignation ſtarb er, 90 Jahre alt. Sein Enkel Ghias-ud-Din Toghluk wurde ſchon 1389 ermordet; ſein Nachfolger regierte nicht viel länger. Dann beſtieg wieder Mahomed Toghluk II., Feroze's früher geſtürzter Sohn, den Thron (1390). Dieſe häuslichen Kämpfe der Regentenfamilie gaben den Indern wieder Muth, und 1391 erklärten ſich mehre Rajputenſtämme für unabhängig, allein ſie wurden nach manchen Kämpfen wieder unterworfen. Im J. 1394 ſtarb der König und 45 Tage nachher auch ſein Sohn und Nachfolger. Dadurch entſtanden heftige innere Unruhen. Drei Parteien bildeten ſich; jede hatte einen andern König. Drei Jahre wütheten Bürgerkriege in Delhy ſelbſt. Die Gouverneure betrugen ſich unter dieſen Umſtänden ganz unabhängig. Zu dieſer Zerrüttung des Reiches kam endlich 1398 der Einfall von Timur in Indien, welchem 1396 ſchon ein Angriff ſeines Enkels vorhergegangen war. Unter den furchtbarſten Plünderungen und Grauſamkeiten zog er gegen Dehly. Hier kam es zu einem Gefechte, in welchem die indiſchen Muhammedaner unterlagen. Der Kaiſer von Delhy, Mahmud, flüchtete nach Gujarat und Timur ließ ſich zum Kaiſer krönen. Doch blieb er nur 15 Tage in Delhy, zog zuerſt nördlich den Ganges entlang, dann weſtwärts am Fuße der Vorberge des Himalaya bis Kabul. Zwei Monate nach ſeinem Abzuge blieb Delhy in einem Zuſtande der Anarchie. Dann zog Nusrut-Schah daſelbſt ein, konnte ſich aber nur kurze Zeit halten. Ein Omrah, Yekbal, bemächtigte ſich Dehly's und der nächſten Umgebung; weiter aber konnte er ſeine Macht nicht ausdehnen. Faſt alle Gouverneure hatten ſich für unabhängig erklärt. Guzerate ſtand unter Zafir-Khan, einem Abkömmling eines indiſchen Rajputen, welcher zum Islam übergetreten war. Als unabhängiger König (von 1397—1411) hatte er den Titel Muzaffir-Shah angenommen, und mit ihm beginnt die Reihe der von ihm abſtammenden Könige von Guzerate, welche bis 1573 herrſchte[33]). In Malwa herrſchte Dilawur Khan; ebenſo hatten ſich die Gouverneure von Canog'e (mit Oude, Kurra und Joonpur), von Lahore (mit Depalpur und Multan), von Byana und von Kalpy (mit Mahoba) zu Königen aufgeworfen.

Die mächtigſte Muhammedaniſche Dynaſtie in Indien war jetzt die ſchon erwähnte der Bahmany in Dekhan. Der Gründer derſelben war 1358 geſtorben. Ihm folgte ſein Sohn Mahomed; gleich zu Anfange ſeiner Regierung beſiegte er die indiſchen Könige von Vig'ajanagara und Telingana. Im J. 1371 hatte er einen neuen Krieg mit dem Könige von Telingana, in welchem er deſſen Sohn ermordete. Jener, darüber wüthend, foderte den König von Delhy zu einem Zuge nach Dekhan auf, und erklärte ſich in dieſem Falle für ſeinen Vaſallen. Dieſes that auch der König von Vig'ajanagara; allein der König von Delhy war zu ſehr mit ſeinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, als daß er dieſer Auffoderung Folge leiſten konnte, und die indiſchen Könige ſahen ſich dadurch zu einem ſehr nachtheiligen Frieden gezwungen. Mahomed war der erſte Muhammedaniſche Fürſt, welcher einen Einfall in das Reich von Vig'ajanagara machte. Beide indiſchen Könige mußten ſich ihm unterwerfen. Mit dieſer Ausdehnung des Reiches begnügte ſich Mahomed. Er ſtarb 1375. Ihm folgte ſein Sohn Mujahid; er begann einen neuen Krieg mit den Indern. Der König von Vig'ajanagara hatte damals das größte Reich in Dekhan; nach Feriſhta dehnte es ſich von einer Seeküſte bis zur andern. Auch war die Bevölkerung tapfer; dennoch unterlag ſie faſt in allen Kämpfen der Begeiſterung der Muhammedaner, und insbeſondere der perſönlichen Tapferkeit dieſer kriegeriſchen Dynaſtie. Im J. 1378 wurde Mujahid von ſeinem Onkel Dawud Shah ermordet. In Folge dieſes Ereigniſſes erneuerte der König von Vig'ajanagara den Krieg mit Glück. Dawud wurde noch in demſelben Jahre ermordet. Ihm folgte ſein Bruder Mahmud, ein weiſer und friedliebender Fürſt, welcher 1397 ſtarb. Ihm folgte ſein Sohn Ghias-ud-Din, welcher noch in demſelben Jahre entſetzt und geblendet ward; ſeinem Nachfolger ging es kurz darauf ebenſo. Ihm folgte ſein Vetter Feroze. Dieſer wurde 1398 ſchon von dem Könige von Vig'ajanagara, Dewa Ray, angegriffen. Zugleich fiel der indiſche König von Kehrla, Naraſinha, in Berar ein. Beide wurden beſiegt. Im J. 1401 unterwarf ſich Feroze durch eine Geſandtſchaft dem Timur, und dieſer übertrug ihm dafür die Herrſchaft über Malwa und Guzerate. Die damaligen Könige dieſer Länder traten aber in Verbindung mit dem Könige von Vig'ajanagara, welcher ſich in Folge derſelben wieder unabhängig machte. Feroze wagte nicht ſogleich, ihn anzugreifen, ſondern ſchob ſeine Rache bis 1406 auf. Der König von Vig'ajanagara foderte vergeblich Beiſtand von den Muhammedaniſchen Königen von Malwa, Guzerate und Kandeſh, und mußte einen ſehr nachtheiligen und mit Länderverluſt verknüpften Frieden ſchließen. Im J. 1417 kam es von Neuem zum Kriege, in welchem der König von Vig'ajanagara, in Verbindung mit dem Könige von Telingana und andern indiſchen Fürſten, zuerſt ſehr glücklich war und Feroze hart bedrängte; allein zuletzt wurde er zurückgeſchlagen. Feroze wurde 1422 von ſeinem Bruder

32) *Ferishta* by *Briggs* T. II. p. 291. 33) *Ali Mohammed Khan*, History of Gujarát. p. 180 fg.

Digitized by Google

Ahmud genöthigt, zu reſigniren, und ſtarb kurze Zeit nachher, wahrſcheinlich eines unnatürlichen Todes.

Wir kehren zu der Geſchichte von Dehly zurück. Im J. 1401 verließ der vertriebene Kaiſer von Delhy, Mahmud Toghluk, Guzerate, und kam nach kurzem Aufenthalte bei dem Könige von Malwa, wieder nach Delhy, wo ihm Yekbal eine Penſion ausſetzte, ohne ihn an der Regierung Theil nehmen zu laſſen. Doch misfiel dem Kaiſer dies Verhältniß; er flüchtete ſich nach Canog'e, welches ihm als Gouvernement zugeſtanden ward. Unter dieſen Verhältniſſen faßten auch die indiſchen Râg'as neuen Muth, und verſuchten, ſich unabhängig zu machen; allein Yekbal wußte ſie zu unterwerfen. Im J. 1405 wurde aber Yekbal ſelbſt im Kampfe mit Khizr Khan, König von Multan, Penjab und Depalpur, geſchlagen und getödtet. In Folge davon erſchien der ſchwache und unglückliche Mahmud wieder als Kaiſer in Dehly. Nach fortgeſetzten Kämpfen ſtarb er 1412; mit ihm endete die Dynaſtie der Toghluk. Nach einer kurzen Zwiſchenregierung beſtieg der erwähnte Khizr Khan den Thron von Delhy, jedoch nicht als König, ſondern als Statthalter von Timur. Die empörten Provinzen zu unterwerfen, gelang ihm nicht; doch dehnte ſich ſein Reich vom Indus bis zum Duab (zwiſchen der Jumna und Ganges), und von den Himalayabergen bis zur Breite von Gualior aus. Er ſtarb 1421. Sein Sohn und Nachfolger, Syud Mubarik, hatte mehre Kämpfe mit den Gukkurs, den indiſchen Königen und dem Muhammedaniſchen Könige von Malwa zu beſtehen; auch die Mongolen drangen 1429 in Indien ein und nahmen Lahore, wurden aber beſiegt. Im J. 1435 wurde der König ermordet; ſeines Sohnes, Syud Mahomed, Regierung war eine Kette von Empörungen; zweimal wurde Delhy belagert, einmal vom Könige von Malwa (1440), das zweite Mal von Bheilole Lody, welcher ſich zum unabhängigen Herrn von Lahore erklärt hatte. Im J. 1445 ſtarb Mahomed. Unter ſeinem Sohne Syud Alla-ud-Din zerfiel das Reich noch mehr. Dem Kaiſer gehorchte nur Dehly mit ſeiner nächſten Umgegend.

In Dekhan war das Reich der Bhamany durch Ahmud (1422—1435) in Folge glücklicher Kriege ſehr erweitert. Minder glücklich war die Regierung ſeines Sohnes Alla-ud-Din (1435—1457). Ein Krieg mit ſeinem Bruder, wiederholte Kriege mit dem Könige von Big'ajanagar, welcher Muhammedaner in ſeine Dienſte nahm und die Taktik der Muhammedaner einführte, Empörungen in Berar und Telingana, Krieg mit dem Könige von Malwa füllten ſeine Regierung.

In Guzerat ſtarb der Nachfolger des erſten Königs Ahmud I. 1443; er hatte glückliche Kriege, insbeſondere mit den Königen von Malwa und Dekhan geführt. Ihm folgte Mahomed (1443—1451). Eigene Könige herrſchten außerdem in Malwa, Joonpur und Bengalen. Das Penjab und die davon abhängigen Provinzen bildeten das Gebiet von Bheilole Khan Lody. Mehrowly bis in die Nähe von Dehly war in den Händen von Ahmud Khan Mewatty. Sumbhul bis zu den Vorſtädten von Delhy bildete ein unabhängiges Gebiet; ebenſo Kole, Jaleſur; ferner Rabery. Kampila und Pattialy ſtand unter einem indiſchen Könige, Pratapa Sinha; Byana unter Dawood Khan Lody. Auch in Kaſchmir herrſchte eine Muhammedaniſche Dynaſtie, welche ſchon 1326 zur Regierung gekommen war. Der erſte derſelben war Shah Mir, welcher lange Zeit erſter Miniſter des dortigen Königs geweſen war, und ſich in den nach ſeinem Tode ausbrechenden Unruhen des Thrones bemächtigte. Die mit ihm beginnende Dynaſtie blieb lange Zeit außer aller weſentlichen Verbindung mit den übrigen Muhammedaniſchen Dynaſtien Indiens. Sie endete 1586, als Akbar Kaſchmir eroberte [34]).

Der letzterwähnte König von Dehly regierte nur kurze Zeit. Bheilole Lody Khan bemächtigte ſich, nach mehrmaligen fehlgeſchlagenen Verſuchen, 1450 des Reiches. Der frühere König dankte ab, zog ſich zurück und blieb bis zu ſeinem Tode Privatmann. Mit dem neuen Herrſcher begann die Dynaſtie der Lody. Ihm gelang es, ſechs der Gouverneure, welche ſich unabhängig gemacht hatten, wieder zu unterwerfen; minder glücklich war er lange gegen den König von Joonpur, welcher Bahar und einen Theil von Oriſſa beſaß; erſt 1478 vereinigte er auch dies Gebiet wieder mit dem Reiche. Im J. 1488 ſtarb er, nachdem er ſein Reich unter ſeine Verwandten vertheilt hatte. Als Kaiſer folgte ihm ſein Sohn Sikunder Lody; dieſer wußte noch mehre der abgefallenen Gouverneure, wie z. B. den von Bengalen, zu unterwerfen, hatte aber ſtets mit neuen Empörungen zu kämpfen; er ſtarb 1517. Sein Sohn Ibrahim Lody betrug ſich ſehr übermüthig gegen ſeine Stammgenoſſen (die Afghanen aus dem Stamme Lody), und erregte dadurch viele Unzufriedenheit; es folgten ſich Empörungen auf Empörungen. Einer der Rebellen, Dowlut Khan, Gouverneur von Lahore, lud Baber [35]), damals König von Kabul, einen Nachkommen von Timur, nach Indien ein. Dieſer hatte ſchon lange Plane gegen Indien im Sinne; ſchon 1519 hatte er ſich das Penjab unterworfen, und unternahm einen Zug gegen Lahore; im J. 1520 fiel er zum dritten Male ein, wurde aber durch einen Angriff von andern Seiten auf Kabul zurückgerufen. Im J. 1524 folgte er der erwähnten Einladung. Bei Lahore gewann er einen Sieg und damit Lahore; er zog zuerſt gegen Delhy; allein, von Dowlut Khan verlaſſen, gab er ſeinen Plan für dieſes Jahr auf und kehrte nach Kabul zurück. In Indien wütheten indeſſen Bürgerkriege, welche einen Einfall noch mehr erleichterten. Im folgenden Jahre erneuerte ihn Baber daher. Den 20. April 1526 begegnete er Ibrahim's Heer bei Paniput (29° 25′ n. Br., 76° 45′ ö. L.); obgleich Ibrahim's Heer 100,000 Reiter und 100 Elefanten ſtark war und Baber nur 12,000 Mann

34) Die Geſchichte von Kaſchmir gibt *Ferishta* IV, 444 fg. (by *Briggs*). 35) Die wichtigſte Quelle für ſeine Geſchichte ſind ſeine eigenen Memoirs: Zehireddin Muhamed Baber, Emperor of Hindostan. Memoirs written by himself and translated by *J. Leyden* and *W. Erskine* (Lond. 1826). Vgl. auch Chronological Table of the Moghul Emperors from 1335—1760 in As. Res. VII, 444.

Digitized by Google

hatte, ſo war Baber's Sieg doch entſcheidend; Ibrahim ſelbſt fiel. In Folge dieſes Sieges beſtieg der Padſhah Baber, der Erſte der Großmoguls, den Thron von Delhy. Er wußte alle Schwierigkeiten zu beſiegen und ſich in dem eroberten Reiche zu befeſtigen. Auch mehre indiſche Könige, welche in dieſem Kampfe eine Gelegenheit ſahen, ſich wieder geltend zu machen, wurden von ihm beſiegt. Er unterwarf alle Ländereien, welche in letzter Zeit den Dehlyfürſten gehorcht hatten und ſelbſt Bahar. Im J. 1530 ſtarb er.

Ebenſo bedeutend, wenn nicht bedeutender, als dieſe Vorgänge im nördlichen Indien, ſind die, welche während deſſen im Dekhan ihren Anfang genommen hatten. In der Bahmanydynaſtie war auf Alla-ud-Din ſein Sohn Hummayun „der Grauſame“ gefolgt (1457). In Folge einer Rebellion wurde er in einen Krieg mit den ſich empörenden Telingas verwickelt, denen der indiſche König von Oriſſa zu Hilfe kam. Dieſer Krieg wurde von den Indern mit Glück geführt, zumal da eine neue Empörung Hummayun in Verfolgung deſſelben ſtörte. Nachdem er dieſe auf das Grauſamſte unterdrückt, ſtarb er (1461). Ihm folgte ſein minderjähriger Sohn unter Regentſchaft ſeiner Mutter. Dieſe Zeit benutzten die indiſchen Zemindars (Edelleute) von Telingana, in Verbindung mit dem Könige von Oriſſa, zu einem neuen Aufſtande. Allein ſie wurden beſiegt. Gefährlicher waren die wiederholten Angriffe des Königs von Malwa, von welchen ihn nur der Beiſtand des Königs von Guzerate rettete. Im J. 1463 ſtarb der unmündige Fürſt plötzlich in ſeiner Brautnacht. Ihm folgte ſein ebenfalls unmündiger Bruder Mahomed Shah Bahmany II. Unter ihm wurde der König von Malwa geſchlagen und zum Frieden genöthigt. Im J. 1469 wurden mehre indiſche Könige von Concan unterworfen und unter andern Goa erobert. Ein Zug gegen einen Uſurpator in Oriſſa und Einſetzung des Erbkönigs daſelbſt brachte auch dieſes Land in Abhängigkeit von den Bahmany. Im J. 1472 fielen neue Kriege mit indiſchen Rajas vor; ebenſo 1476 mit dem Könige von Oriſſa, welcher den Verluſt von Telingana nicht verſchmerzen konnte; allein ſie wurden ſtets beſiegt. Ganz Telingana war jetzt faſt unterworfen. Mahomed zog jetzt auch gegen den König Naraſinha, welcher das Land zwiſchen Karnatik und Telingana (von Maſulipatam bis Conjeveram) beſaß, deſſen Land er verwüſtete, und die Hauptſtädte eroberte. Im J. 1481 ſtarb er. Unter ſeinem Nachfolger Mahmud II. nahmen innere Zwietracht, Parteienzwiſt und Unruhen, welche ſchon unter Mahomed begonnen hatten, immer mehr zu. Während ſeiner Regierung erſchienen die erſten portugieſiſchen Schiffe unter Vaseo de Gama, nachdem ſie den Weg nach Indien um das Cap der guten Hoffnung glücklich vollbracht hatten, 1498 in dem Hafen von Calicut [36]) (11° 15′ n. Br., 75° 50′ ö. L.). Hiermit beginnt der europäiſche Einfluß in Indien. Im J. 1500 wurde die Fahrt nach Oſtindien unter Capral wiederholt. Die Eiferſucht der in Calicut wohnenden Muhammedaniſchen Kaufleute — Muhammedaner waren damals im Beſitze des ganzen indiſchen Handels — führte zu feindlichen Reibungen mit dem Zamorin (für Tambirân oder Tambouran, welches tamuliſch iſt, und Gott und König bedeutet) von Calicut, welche die ungeheure Überlegenheit der europäiſchen Tapferkeit über die indiſche erwieſen. Dieſe führten zu einer Verbindung mit dem Könige von Cochin, einem Feinde des von Calicut. Noch ehe Capral zurückgekehrt war, war eine neue kleine Flotte unter Don Juan de Nueva nach Indien geſendet, welche nach deſſen Abreiſe in Cochin landete und die eingegangene Verbindung noch befeſtigte; zugleich ſchlug ſie eine 80 Segel ſtarke Flotte des Zamorin von Calicut. Im J. 1502 wurde Vasco de Gama mit einer größeren Flotte abgeſendet, und ſchlug wiederum eine indiſche Flotte des Zamorin. Nach ſeiner Abreiſe rächte ſich dieſer aber an dem Könige von Cochin, den er mit 50,000 angriff, und ohne Widerſtand zu finden, aus ſeinem Lande verjagte. Im J. 1503 erſchienen die beiden Vettern Don Francisco und Alfonſo de Albuquerque mit einer Flotte, und ließen die Inder das Übergewicht der europäiſchen Waffen fühlen. Im J. 1505 ſegelte der erſte portugieſiſche Vicekönig Don Franciseo Almeyda mit einer bedeutenden Macht nach Indien, und von da an wurde die portugieſiſche Herrſchaft in dieſer Gegend immer mehr erweitert. Der Zamorin hatte die Muhammedaner — den Sultan der Mamlucken in Ägypten — zum Beiſtand gegen die Chriſten aufgefodert; allein auch dieſe wurden beſiegt und mehre portugieſiſche Feſtungen an der Küſte angelegt. Damals (1507) war die indiſche Weſtküſte ſo vertheilt, daß Cambay dem Könige von Guzerate gehörte. Dekhan zwiſchen Bombai und Goa gehörte zum Theil dem Könige von Ahmudnuggur, welcher ſich 1490 von den Bahmany losgeriſſen und eine eigene Dynaſtie gegründet hatte [37]), und zum Theil dem Könige von Beejapur, welcher ſich 1504 für unabhängig von den Bahmany erklärt hatte [38]). Canara zwiſchen Goa und Cananore gehörte dem indiſchen Könige von Vig'ajanagara. Malabar, ſüdlich hiervon, war zwiſchen den indiſchen Königen von Calicut, Cananore, Cranganore, Cochin, Quilon und Travancore getheilt. Auf Almeyda folgt Alfonſo de Albuquerque als Gouverneur, welchem es unter andern gelang, ſich in Beſitz von Goa zu ſetzen. Die Portugieſen verſuchten um 1520 und 1521, Diu zu erobern, wurden aber von der Flotte des Königs von Guzerate geſchlagen;

36) Über die Portugieſen in Indien: Da Asia de *João de Barros*. Dos Feitos, que os Portuguezes fizeran no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente (Lisboa). Vgl. auch Historia di descobrimento e conquista da India pelos Portuguezes, feito por *Fernão Lopez do Castanheda* (Lisboa 1797). *Lafitau*, Histoire des Conquêtes des Portugais. Ritter, Aſien. IV, 1, 639. Von Muhammedaniſcher Seite Tohful-ul Mujahideen translated by *Rowlandson* (Lond. 1833). Für die Geſchichte des europäiſchen Colonialweſens in Indien überhaupt erwähne ich: *Raynal*, Histoire philosophique et politique des Etablissemens dans les deux Indes (Genf). 10 Theile.

37) *Ferishta* by *Briggs* T. III. p. 189 fg. 38) a. a. O. S. 1 fg.

nach mehrmaligen mislungenen Verſuchen kamen ſie erſt 1534 in Beſitz deſſelben durch Vertrag.

Im Lande der Bahmanydynaſtie hatte die Zerſplitterung des Reiches unter Mahmud Shah Bahmany II. immer zugenommen. Im J. 1484 hatte ſich ſchon Berar für unabhängig erklärt [39]); zwei andere Reiche, welche dieſem Beiſpiele gefolgt waren, haben wir ſchon gelegentlich erwähnt. Im J. 1512 erklärte ſich auch Kully Kotb Shah für unabhängig, und ſtiftete das Reich von Golconda [40]). Am Hofe hatte Amir Berid längſt die ganze Macht in Händen; er ſetzte nach Mahmud's Tode (1518) zwar noch mehre Fürſten aus der Bahmanydynaſtie auf den Thron, behandelte ſie aber als Gefangene. In demſelben Jahre, wo die Schlacht bei Paniput über das Schickſal vom nördlichen Indien entſchieden hatte, flüchtete ſich der Letzte der Bahmany, Kullim Ulla, aus den Händen von Amir Berid [41]), und überließ ihm die Überbleibſel des ehemaligen großen Reiches. Mit dieſem Kullim Ulla ſchließt die Dynaſtie der Bahmany.

Wir kehren zu der Dynaſtie von Baber zurück. Als dieſer ſtarb (1530), hinterließ er ſeinem Sohne Indien vom Indus bis Bengalen und vom Himalaya bis zu den Königreichen Guzerate und Malwa. Letztere, ſowie das ganze Dekhan und Bengalen, bildeten eine Menge beſonderer Reiche. Sein Sohn Humajun erhielt durch eine Empörung Gelegenheit zu einem Kriege mit dem Könige von Guzerate, Bahadur (1526—1535); Bahadur wurde beſiegt, und Guzerate ward auf kurze Zeit eine Provinz des Großmoguls. Allein ſchon im folgenden Jahre gewann es Bahadur wieder. Während deſſen war Hummayun gegen Shir Khan gezogen, welcher den König von Bengalen vertrieben und ſich in deſſen Reich feſtgeſetzt hatte; er beſiegte ihn zwar, allein eine Empörung ſeiner beiden Brüder hinderte ihn nicht blos an Verfolgung ſeiner Vortheile, ſondern war auch Grund einer bedeutenden Niederlage, in Folge deren ſich Shir zum Shah von Bengalen erklärte. Er zog gegen Humajun nun und, obgleich zuerſt unglücklich, gewann er doch 1540 eine Schlacht, in Folge deren Humajun nach und nach ganz Indien aufgeben mußte (1539—1542). Shir Shah, ein Afghane, aus dem Stamme der Rohillas, war nun Herr des indiſchen Reiches, und führte manche glückliche Kriege, durch welche er es faſt in ſeiner ganzen Ausdehnung ſich unterwarf. Im J. 1545 ſtarb er. Sein Sohn Sulim Shah regierte bis 1552 und hatte mehre Empörungen zu bekämpfen. Ihm folgte ſein Schwager, Mahomed Shah Soor Adily, welcher Sulim's Sohn ermordete. Unter ihm herrſchte allgemeine Unzufriedenheit. Er mußte das Reich mit Ibrahim theilen; allein ſogleich erhob ſich ein neuer Reichsbewerber, Ahmud Khan, Neffe von Shir Shah. Nachdem Mahomed (1554) in einer Schlacht gefallen war, beſtieg Letzterer den Thron unter dem Namen Sikundur Shah.

Indeſſen hatte Humajun unter Beiſtand des Shah von Perſien ſeinen Brüdern Kabul und Khoraſan abgenommen (1552). Bei Sulim's Tode wurde er durch Briefe der Großen in Dehly und Agra zur Rückkehr nach Indien eingeladen. Im J. 1554 überſchritt er den Indus. Bis zum Sutluj kam er faſt ohne Widerſtand. Hier wurde die afghaniſche Armee von Humajun's Avantgarde überfallen und beſiegt. Im J. 1555 wagte Sikundur noch eine zweite Schlacht; deren Verluſt entſchied über das Schickſal des Reiches. Humajun beherrſchte es jedoch nur ein Jahr (bis 1556); er fiel eine Terraſſe hinab und ſtarb [42]). Ihm folgte Akbar, 12 Jahre alt, wol der mächtigſte, weiſeſte und zugleich beſte Kaiſer, welcher, ſo viel wir urtheilen können, ſeit Aſokas' Zeit über Indien herrſchte.

Der Anfang ſeiner Regierung war minder glücklich. Hemu, früher Miniſter von Mahomed Shah Adily, von Abſtammung ein Inder, gelang es, ſich Agra und Dehly zu unterwerfen, und die Afghanen an ſein Intereſſe zu knüpfen. Er nahm den Titel Râg'a Vikramâditja an, indem er an die Stelle der fremden Herrſcher als einheimiſcher zu treten ſuchte; allein trotz der größten perſönlichen Tapferkeit unterlag er in einer Hauptſchlacht (1556) wiederum bei Paniput. Er wurde gefangen und von Akbar's Vezier getödtet. Im J. 1557 ſchloß Akbar einen Vertrag mit Sikundur, dem letzten Shah der früheren Dynaſtie, wonach dieſer ſich unterwarf und nach Bengalen zurückzog. Bis 1559 ſtand Akbar unter der herrſchſüchtigen Regentſchaft ſeines Miniſters Beiram; als er ihn entließ, faßte dieſer den Entſchluß, ſich ein unabhängiges Reich in Malwa zu gründen; dann, als er dem Plane nicht traute, wollte er ſich in Bengalen feſtſetzen; endlich entſchied er ſich für Penjab. Dieſe Unſchlüſſigkeit, welche noch länger dauerte, war es insbeſondere, welche ſeiner endlichen Empörung einen ſo ſchlechten Ausgang verſchaffte. Er unterlag, erhielt aber von Akbar vollſtändige Verzeihung. Im J. 1561 wurde der Entſchluß gefaßt, das Königreich Malwa dem mongoliſchen Reiche zu unterwerfen. Zur Zeit, wo bei Timur's Einfall ſich das Reich von Delhy faſt ganz auflöſte, hatte ſich auch der Gouverneur von Malwa, Dilawur Khan (1401), für unabhängig erklärt [43]). Seine Nachkommen herrſchten nur bis 1435; dann beſtieg des letzten Königs Miniſter und Mörder Mahomed Khan den Thron, auf welchem er ſich auch nach mehren Kämpfen befeſtigte, und durch glückliche Kriege das Reich erweiterte. Seine Dynaſtie dauerte bis 1531, wo Malwa dem Königreiche Guzerate unterworfen und einverleibt ward. Allein die Kämpfe um deſſen Beſitz dauerten zwiſchen den verſchiedenen Königen Indiens fort. Im J. 1545 eroberte es der König von Dehly, Shir Shah; deſſen Gouverneurs Sohn ließ ſich 1555 zum unabhängigen Könige von Malwa krönen. Gegen ihn war Akbar's Angriff gerichtet. Der Krieg wurde glücklich geführt und der König von Malwa aus ſeinem Lande vertrieben. Doch wußte er ſich mit einigen

---

39) a. a. O. S. 485. 40) a. a. O. S. 321 fg. 41) *Ferishta* by *Briggs* II, 558 und III, 496.

42) Wichtig für ſeine Geſchichte iſt: Fezkereh-al Vakiat or private memoirs of the Moghul Emperor *Humajun*, written in the persian language by *Jouher*, translated by *Ch. Steward* (Lond. 1832). 43) *Ferishta* by *Briggs* IV, 167 fg.

Anhängern bis 1570 in den Bergen zu behaupten. In dieſem Jahre dankte er zu Gunſten Akbar's ab, und Malwa wurde dem mongoliſchen Reiche einverleibt. Mehre während deſſen eingetretene Empörungen dämpfte Akbar durch Kraft und Milde. Dennoch hatte auch ſeine Regierung, ſo wenig ſie es verdiente, in dieſer Beziehung das Schickſal aller deſpotiſchen Staaten Aſiens. Empörungen ließen ihm während ſeiner ganzen langen Regierung kaum einen Moment Ruhe. Auch die indiſchen Fürſten innerhalb ſeines Reiches wußte er zu unterwerfen und durch Milde an ſich zu feſſeln. Im J. 1572 wurde Akbar zur Eroberung von Guzerate, welches ſich ſeit 1397 unabhängig erhalten und ſehr oft eine höchſt bedeutende Macht erlangt hatte, jetzt aber durch bürgerliche Kriege zerſpalten und geſchwächt war, von einem der dortigen Großen eingeladen. Nach unbedeutendem Widerſtande dankte der letzte König, Muzaffer Shah, zu Gunſten Akbar's ab und erhielt eine Reſidenz in Agra; ſpäter (1581) entfloh er und gewann ſein Erbreich wieder; allein ſeine Regierung war von kurzer Dauer; im J. 1583 wurde er beſiegt und ſeit dieſer Zeit bildete Guzerate einen Beſtandtheil des Reiches des Großmoguls[44]). Im J. 1575 begann der Krieg mit Bengalen. Hier hatte ſich 1338 ein Uſurpator zum Könige aufgeworfen[45]), war aber ermordet, ebenſo ſein Nachfolger. Deſſen Nachfolger, Shums-ud-Din, gründete die Dynaſtie der Purby (1341). Sein Geſchlecht endete 1386; an ſeine Stelle ſetzte ſich ein Inder; deſſen Sohn trat aber zum Islam über. Sein Geſchlecht regierte bis 1420; nach kurzem Interregnum eines Uſurpators wurde ein Nachkomme von Shums-ud-Din auf den Thron geſetzt. Dieſe neue Linie der Purby regierte bis 1477, wo ein Eunuch ſich auf kurze Zeit des Reiches bemächtigte. Nach deſſen Sturze wurde einer der erſten Würdenträger, von Abſtammung ein Habeſſinier, zum Könige gewählt; ſchon ſein Sohn wurde ermordet (1492) von einem Sklaven, der ihm folgte. Dieſer wurde 1497 ermordet, und es begann eine neue Dynaſtie; unter deren erſten Königs Sohn wurde Bengalen wieder dem Reiche unterworfen. Allein der Sohn des Gouverneurs erklärte ſich 1553 für unabhängig, und gegen deſſen Sohn Dawood Khan waren Akbar's Angriffe gerichtet. Dawud Khan hatte ſie ſelbſt hervorgerufen durch einen wahnſinnigen Einfall in Akbar's Gebiet. Dawud wurde am Zuſammenfluſſe des Ganges und Sonas beſiegt. Im J. 1575 flüchtete er nach Oriſſa und unterwarf es ſich; Bengalen und Behar wurde nun Akbar's Reiche einverleibt. Dawud blieb im Beſitze von Oriſſa und Cuttack; 1584 kam er zwar auf kurze Zeit wieder in den Beſitz von Bengalen; allein er wurde kurz darauf in einer Schlacht beſiegt und erſchlagen. Seit dieſer Zeit war Bengalen ein Beſtandtheil des Mogulreiches. Im J. 1586 wurde, wie ſchon oben bemerkt, auch Kaſchmir damit vereinigt. Im J. 1592 wurde auch Sind zum Reiche gefügt, welches bis jetzt, obgleich ſchon ſeit langer Zeit unter Muhammedaniſchen Fürſten, eine gewiſſe Unabhängigkeit ſtets behauptet hatte[46]). Seit 1585 ſchon hatte Akbar auch den Entſchluß gefaßt, ſich in die Händel des ſo vielfach geſpaltenen und zerriſſenen Dekhans zu miſchen. Bürgerliche Kriege im Königreiche Ahmudnuggur boten dazu die Gelegenheit. Akbar miſchte ſich in dieſe, eroberte Ahmudnuggur und erhielt beim Friedensſchluſſe (1593) Berar, welches ſeit 1572 dem Königreiche Ahmudnuggur einverleibt war. Im J. 1599 zog Akbar ſelbſt an der Spitze eines Heeres ins Dekhan, und eroberte Aſir (im Königreiche Kandeiſh), Burhanpur und Ahmudnuggur. Dieſe wurden mit Berar zu einer Provinz vereinigt, welche bis ſüdlich vom Godavery reichte. In Folge dieſes Glückes nahm Akbar den Titel Kaiſer von Dekhan an. Im 1605 ſtarb er, nachdem er noch kurze Zeit vor ſeinem Tode einen Aufruhr ſeines eigenen Sohnes hatte unterdrücken müſſen, dem er jedoch verzieh.

In Dekhan herrſchten ſeit dem Sturze der Bahmanys die Muhammedaniſchen Dynaſtien, welche ſich nach und nach von ihnen unabhängig gemacht hatten. Ihre Geſchichte iſt eine faſt fortgeſetzte Kette von Kriegen unter einander, und gegen die damals einzigen noch mächtigen indiſchen Könige von Vig'ajanagara; aber auch deren Königreich wurde durch eine allgemeine Coalition der Muhammedaniſchen Könige von Dekhan (1565) nach der Schlacht von Talicote erobert. Es erhoben ſich zwar kleinere indiſche Könige, zum Theil Nachkommen des Hauſes Vig'ajanagara, indem ſie die Zerwürfniß ihrer Beſieger unter ſich benutzten, gegen die Macht der Muhammedaner, allein mit immer weniger Glück. Das Muhammedaniſche Reich von Golconda dehnte ſich durch ſelten unterbrochenes Glück in den Kriegen mit den Indern nach und nach bis zum öſtlichen Meere aus. Doch blieben auch gegen das Ende dieſer Zeit (1600) noch immer freie indiſche Könige. Andere Veränderungen, deren Keime in dieſen Begebenheiten lagen, fangen erſt ſpäter an, von Bedeutung zu werden.

Während des verfloſſenen Zeitraums hatte auch die Macht der Portugieſen in Indien ihren Gipfel erreicht, und war ſchon wieder ihrem vollſtändigen Verſinken nahe. Sie beruhte weniger auf vielen Territorialbeſitzungen in Vorderindien ſelbſt, als auf der Maſſe von Colonien auf allen Küſten und vielen Inſeln der Meere zwiſchen Afrika und Vorderindien, Vorderindien und Hinterindien, und in dem chineſiſchen Meere; ferner insbeſondere auf dem durch ihren Heldenmuth bei der erſten Feſtſetzung in dieſen Gegenden erworbenen und lange andauernden Schrecken ihres Namens, auf ihren großen Flotten und vor allem andern auf der Perſönlichkeit der nach Goa geſendeten und daſelbſt über alle indiſche Beſitzungen herrſchenden Vicekönige[47]). Die Beſitzungen der Portugieſen in Vorderindien ſelbſt beſchränkten ſich auf Diu in Guzerate, Daman, am Eingange des Meerbuſens von Cambai,

44) Vgl. außer *Ferishta* noch *Mahomed Ali Khan*, History of Gujarat by *Bird*. p. 289. 45) *Ferishta* IV, 328 fg.

46) *Ferishta* IV, 401 fg. 47) Von den neueren Schriften über die portugieſiſchen Beſitzungen und ihren Handel verdient noch immer die erſte Erwähnung: Saalfeld, Allgemeine Colonialgeſchichte des neueren Europa's. 2. Bd. Geſchichte des portugieſiſchen Colonialweſens in Oſtindien (Göttingen 1810).



Digitized by Google

Baſſain, Bombai, Tſchull, Goa mit Salſette, Onore, Barcelore, Mangalore, Cananor, Calicut, Cranganore, einſt Republik eines freien Judenſtaates, Cochin, Quilon und mehre kleine Feſtungen und Factoreien auf dieſer ſelben (der weſtlichen) Küſte. Auf der öſtlichen Küſte hatten ſie ſich nur in Negapatam und Meliapur feſtgeſetzt. Alle dieſe Punkte benutzten ſie faſt nur zur vortheilhaften Betreibung des Handels. Obwol ſie ſich vielfach, von den verſchiedenen Parteien angerufen, in die Händel des Dekhans miſchten, ſo gab ihnen ihre Einmiſchung doch weder Gelegenheit, noch konnte ſie ihnen, bei der Energie, welche die niedern Muhammedaner damals noch zeigten, Luſt einflößen, ihre Territorialbeſitzungen mehr ins Binnenland hinauszudehnen. Bei dem damaligen Zuſtande würden trotz der Überlegenheit europäiſcher Waffen und Kriegskunſt über die orientaliſche derartige Beſitzungen wol zu erobern, aber nicht zu behaupten geweſen ſein. Sie hatten in der That genug zu thun, ihre gewonnenen Beſitzungen an den Küſten gegen die vielfach erneuerten Angriffe ihrer Nachbarn zu behaupten. Zum Verſinken der portugieſiſchen Macht trugen größtentheils Fehler bei, welche in dem Umfange und der Adminiſtration derſelben lagen. Die Beſitzungen lagen zu weit aus einander, um von einem ſo kleinen Staate gut geſchützt werden zu können. Der Übermuth, Luxus, Gewinnſucht, Weichlichkeit und überhaupt die ſchnell um ſich greifende Sittenverderbniß in den neuen Beſitzungen, die Einflüſſe, welche bei der Wahl der Beamten entſchieden, die Grauſamkeit der Inquiſition (ſeit 1542 eingeführt) beleidigte und entfremdete die Unterthanen, erſchlaffte die Regierung und brachte ſie in unwürdige Hände. Es bedurfte nur eines äußern Anſtoßes, um die hinſchwindende Macht der Portugieſen zu zertrümmern. An einem ſolchen läßt es das gerechte Schickſal, wenn das Maß erfüllt iſt, ſelten fehlen. Die Vereinigung Portugals mit Spanien führte eine Vernachläſſigung der portugieſiſchen Beſitzungen herbei, um dadurch die ſpaniſchen zu heben. Die Portugieſen erhielten alle Feinde, welche die ſpaniſche Übermacht damals bekämpften und die freien Niederländer insbeſondere ſuchten die dahinſterbenden Portugieſen zu beerben. Im J. 1595 führte Philipp's Verbot gegen die Niederländer, den Hafen von Liſſabon zu beſuchen, ihre erſte Schiffahrt nach Oſtindien herbei; ſchnell wurden dieſe Fahrten wiederholt. Die indiſchen Fürſten ſahen in der Ankunft der Holländer einen Hoffnungsſtrahl, der ſie vom Joche der Portugieſen befreien würde. Allenthalben wurden ſie freundlich aufgenommen; ein Sieg über die ſpaniſch-portugieſiſche Flotte (1602) begründete ihren Kriegsruhm in Oſten und in demſelben Jahre bildete ſich die privilegirte oſtindiſche Compagnie. Aber ſchon grade im Beginn dieſes Jahrhunderts wurden die Würfel über Indiens Zukunft geworfen. Im J. 1600 (den 23. Sept.) hielt die in dieſer Zeit von der Königin Eliſabeth von England privilegirte oſtindiſche Geſellſchaft ihre erſte Zuſammenkunft und wählte 13 Directoren [48]), und am 31. Dec. 1600 erhielt ſie ihr Charter [49]). Sie wurde als moraliſche Perſon conſtituirt unter dem Namen „Gouverneur und Compagnie der londoner Kaufleute, welche nach Oſtindien handeln." Sie erhielten das Recht, Land zu kaufen und darüber zu verfügen, und „wurden einzig und allein für 15 Jahre autoriſirt, den Handel jenſeit des Caps der guten Hoffnung bis zur Straße Magalhaens zu treiben, jedoch nicht an einem Orte, welcher im Beſitz eines chriſtlichen Fürſten wäre, der in Freundſchaft mit der Königin ſtände, und ſich dieſem Handel entgegenſetzte." Bis 1617 beſtanden ihre Seefahrten faſt nur in Verſuchen. Die erſte Feſtſetzung fällt ſchon in die Zeit des auf Akbar folgenden Großmoguls.

Als Selim, Akbar's Sohn, unter dem Namen Mohamed Jehanghir [50]) (der Welteroberer) die Regierung antrat (1605), war das Reich in 15 Vicekönigreiche, Subahs genannt, getheilt: Allahabad, Agra, Oude, Ajmir, Guzerate, Bahar, Bengal, Delhy, Kabul, Lahore, Multan, Malwa, Berar, Kandeiſh und Ahmednuggur. Gleich nach Antritt ſeiner Regierung hatte er eine Empörung ſeines Sohnes zu bekämpfen, welchen ſchon bei Akbar's Tode eine Partei ſtatt ſeiner auf den Thron ſetzen wollte. Auch mehre andere Empörungen wurden mit Leichtigkeit gedämpft, am ſchwierigſten die eines indiſchen Königs von Udipur, welches zwar dem Namen nach den Muhammedanern unterworfen war, aber durch ſeine bergige Lage geſchützt, ſich ſtets in einem gewiſſen Grade von Unabhängigkeit behauptet hatte. Um dieſe Zeit kam Thomas Roe als engliſcher Geſandte zum Großmogul; ſchon vorher waren Mildenhall (1606) und Hawkins (1608) in derſelben Eigenſchaft bei ihm geweſen [51]). In einem ſpätern Feldzuge wollte Selim die Bhils und Kulies in Guzerate, welche durch ihre Räubereien die Straßen unſicher machten, ausrotten. In der That fielen eine große Menge von ihnen durchs Schwert. Der Überreſt wurde in die Berge getrieben. In Sevalik (die bergigen Gegenden ſüdöſtlich von Kaſchmir) lebten noch eine Menge kleiner indiſcher Stämme, welche, durch die Berge geſchützt, ihre Freiheit noch erhalten hatten. Auch ſie wurden durch ein dahin geſendetes Heer tributair gemacht. Gegen die Könige in Dekhan, welche Tribut verweigert und ſich in Kriegsſtand geſetzt hatten, ſchickte der Großmogul ſeinen Sohn Shah Jehan, allein ehe es zum Kriege kam, unterwarfen ſich die Feinde. Shah Jehan, an der Spitze eines bedeutenden Heeres, empörte ſich nun gegen ſeinen Vater, mußte ſich aber nach mehren verlorenen Schlachten unterwerfen und erhielt Verzeihung. Dieſe

48) *Bruce*, Annals of the honourable East-India Company from the Establishment by the Charter of Queen Elizabeth 1600 to the union of the London and English East-India Companies 1707—1708. (Lond. 1810. 4.) 3 Voll.

49) Charters granted to the East-India Company from 1601 also the treaties and grants made with or obtained from the Princes and Powers in India from 1756—1772. (Lond. 4.)

50) Jehanghir's Memoiren ſind überſetzt von Price: Memoirs of the Emperor *Jahangucir* written by himself, translated from the Persian by *D. Price* (Lond. 1829). *Mill*. History of British India. II, 312 fg. Allgemeine Weltgeſchichte. XXIII, 222.

51) Vgl. *Murray*, Historical Account of discoveries and travels in Asia (Edinburgh 1820). II, 120.

Digitized by Google

ſowie viele frühere Siege verdankte Jehanghir einem edlen und tapfern Rajputen Mohâbet (Mahâbhat't'a). Sie dienten aber nur dazu, des Königs Argwohn gegen ihn zu erregen, welches vorzüglich durch deſſen Favoritfrau, Nurmahal, geſchah. Mohâbet wurde zur Empörung gezwungen, in welcher er den König gefangen nahm; ſpäter fiel auch Nurmahal in ſeine Hände, und um ſich zu ſichern, foderte er dem Könige, den er als ſeinen Herrn ſelbſt in der Gefangenſchaft behandelte, ein Todesurtheil gegen ſie ab. Dieſer fertigte es ohne Widerſtand aus. Allein da ſie vor ihrem Tode noch eine Zuſammenkunft mit Jehanghir wünſchte, welcher Mohâbet beiwohnte, konnte er den Thränen derſelben und der Auffoderung des Königs, ihr das Leben zu ſchenken, nicht widerſtehen. Kurze Zeit darauf gab er dem Könige ſeine Freiheit und Gewalt zurück, und um ſein vollſtändiges Vertrauen zu zeigen, entließ er ſeine Rajputen. Dieſe Gelegenheit benutzte Nurmahal; er mußte flüchten und ein Preis wurde auf ſeinen Kopf geſetzt. Da faßte er den kühnen Entſchluß, verkleidet zu des Königs Vezier, der Nurmahal Bruder, zu gehen, und ihm die Nothwendigkeit vorzuſtellen, an die Stelle des zu ſchwachen Fürſten ſeinen Sohn, Shah Jehan, zu ſetzen. Der Vezier, deſſen Tochter Shah Jehan's Gemahlin war, ging dieſen Vorſchlag ein; das Schickſal ſchützte ſie aber gegen die, mit einer ſolchen Umwälzung faſt nothwendig verknüpften, Verbrechen. Jehanghir ſowol als ſein älteſter Sohn Parwez ſtarben 1628; der jüngſte Sohn, Shahriar, welchen des Vaters Teſtament zum Nachfolger beſtimmt hatte und die Sultanin unterſtützte, wurde geblendet, und Shah Jehan beſtieg den Thron. Seine Regierung begann er mit Ermordung aller männlichen Nachkommenſchaft des Hauſes Baber, mit Ausnahme ſeiner eigenen Söhne. In ſeinem großen Reiche unterwarf ſich blos Lody, welcher im Dekhan commandirte, nicht eher, als bis er durch einen Heereszug gezwungen war. Später empörte er ſich von Neuem und fand Zuflucht bei dem Fürſten von Dekhan. Hier war nach dem Sturze des Reiches von Ahmudnuggur [52]) ein Theil ſeines Länderbeſtandes an Mullek Umber gekommen, welcher von Telingana bis nahe von Ahmudnuggur und Dowlatabad herrſchte. Raju Minnaun herrſchte von Dowlatabad nördlich bis an die Grenze von Guzerate; Mortiza II., aus dem Hauſe der frühern Könige von Ahmudnuggur, beſaß Ouſeh mit einem kleinen Gebiete. Raju wurde bald von Umber geſtürzt, welcher ſein Reich dem ſeinigen einverleibte und ſich ſelbſt über die Könige von Bidjapur und Golconda, deren Beſitz ſich gleich geblieben war, ein Übergewicht verſchaffte. Sein Sohn, Futteh Khan, ermordete Mortiza und machte deſſen Beſitzungen, obgleich er ſie deſſen Sohn überließ, von ſich abhängig [53]). Lody brachte eine Verbindung der drei Könige von Dekhan zu Stande, und führte ihr Heer dem Kaiſer entgegen; allein er wurde faſt vom ganzen Heere verlaſſen und fiel nach tapferem Widerſtande. Der Krieg war von jetzt an mehr eine Verwüſtung, da die Könige von Dekhan keinen ernſtlichen Widerſtand mehr entgegenſetzten. Endlich kam es zum Frieden. Shah Jehan zog ſein Heer zurück, blieb aber im Beſitze der Feſtungen, welche er im Verlaufe des Krieges erobert hatte. Shah Jehan ließ auch die Portugieſen, deren Namen ſchon ſehr in der Achtung geſunken war, ſeitdem ſie von den Holländern und den Engländern beſiegt waren, in Hugly belagern, und nahm die Garniſon nach Übergabe der Stadt gefangen. Die gefangenen Portugieſen wurden faſt alle entweder Muhammedaner oder getödtet. Shah Jehan hatte ſich den Weg ins Dekhan offen gehalten und er wurde bald wieder von ſeinem General Mohâbet ſiegreich eingeſchlagen. Nach deſſen Tode zog Shah Jehan ſelbſt mit einer großen Armee gegen die Königreiche Golconda und Bidjapur. Sie mußten ſich unterwerfen und für Vaſallen des Großmoguls erklären. Um dieſe Zeit wurde auch Berar, wo ſich ein indiſcher König empört hatte, in eine Subah (Vicekönigreich) verwandelt. Auch in Aſſam und Tibet wurden Eroberungen gemacht. Das Commando des Dekhans hatte ſich des Königs dritter Sohn, Aurengzeb, ſtets zu verſchaffen gewußt, und verſuchte in dieſer Stellung, ſich des Königs von Golconda durch Verrath zu bemächtigen. Dies mislang, aber die Stadt Hyderabad fiel bei dieſer Gelegenheit in ſeine Hände. Der Krieg, welchen er auf dieſe Weiſe herbeigeführt hatte, mußte auf einen Befehl vom Hofe durch einen Frieden beendet werden. Dagegen wurde kurz nachher das Königreich Bidjapur gedemüthigt und mußte unter noch ſtrengeren Bedingungen ſich unterwerfen [54]). So weit war die Regierung Shah Jehan's eine im Ganzen ſehr glückliche und trotz vieler Fehler ſeines Charakters — Wolluſt, Verſchwendung und Geldgier — hatte dieſe Weltgegend unter ihm ein ruhiges und von ſtrenger Gerechtigkeit geſchütztes Leben. Jetzt wurde der Kaiſer krank, und die Erwartung ſeines Todes brachte die lange unter ſeinen vier Söhnen beſtehende Eiferſucht zu blutigem Kampfe. Gegen den gewöhnlichen Gebrauch des Orients waren ſie alle kriegeriſch erzogen, und als Vicekönige, mit Ausnahme des Älteſten, welcher als deſignirter Erbe ſich in der Nähe des Kaiſers aufhielt, in Beſitz von bedeutender Macht. Der Älteſte, Dara, ergriff, ſowie der Vater erkrankte, ſogleich die Zügel der Regierung und feindſelige Maßregeln gegen ſeine Brüder. Der zweite Sohn, Suja, Vicekönig von Bengalen, griff ſogleich zu den Waffen, wurde aber zurückgedrängt und in Mongir belagert. Aurengzeb, der Richard III. des Orients, verband ſich mit Morâd, dem vierten Sohne, dem er den Thron verſprach. Während deſſen genas Shah Jehan wieder und Dara gab ihm die Regierung zurück. Aurengzeb und Morâd folgten deſſen Befehl nicht, in ihre Gouvernements zurückzukehren, wagten jedoch auch keinen Krieg gegen den Vater. Dieſe Unſchlüſſigkeit endete Dara's Ungeſtüm. Dieſer zog ſogleich mit dem kaiſerlichen Heere gegen Aurengzeb, welcher nun den Vorwand erhielt, ſich gegen ſeinen Bruder vertheidigen zu müſſen. Eine Schlacht entſchied zu Gunſten der verbundenen Brüder. Liſt und Verrath brachte auch Shah

52) Vgl. S. 137. 53) *Mill*, History. II, 328. 54) *Mill*, History. II, 337.



Digitized by Google

Jehan in Aurengzeb's Gewalt; Morâd nahm er gefangen. Dann ließ er ſich 1658 durch ſeine Großen bewegen, den Thron ſelbſt zu beſteigen. Der Vater, Shah Jehan, wurde in ſeinem Palaſte gefangen gehalten, aber mit aller äußern Achtung und Ehrfurcht behandelt; er lebte ſo bis 1666. Aurengzeb verfolgte, ſowie er den Thron beſtiegen, mit der ganzen ihm eigenen Energie den Krieg gegen ſeine beiden Brüder, Dara und Suja, welche, ohne ſich zu vereinigen, ihn angriffen. Er verdrängte zuerſt Dara bis über den Indus, dann ſchlug er Suja; allein Letztern konnte er nicht verfolgen, da Dara ſchon wieder in Indien erſchienen war. Aurengzeb wußte ihm alle ſeine Anhänger abtrünnig zu machen; er ſelbſt wurde ihm ſogar ausgeliefert und nach wenigen Tagen getödtet. Während deſſen verfolgte Aurengzeb's Sohn, Mahomed, und der Vezier Jumla den Krieg gegen Suja. Deſſen Tochter wußte aber den Mahomed zu gewinnen und von ſeines Vaters zu ihres Vaters Sache herüberzuziehen. Allein Aurengzeb wußte Zwietracht zwiſchen Mohamed und Suja zu ſäen; erſterer mußte ſich ſeinem Vater ergeben, der ihn in ein Gefängniß ſetzte; Suja flüchtete nach Arrakan, wo er nach manchen romantiſchen Abenteuern mit ſeiner ganzen Familie ermordet ward [55]). Sobald Aurengzeb unbeſtrittener Herr des Landes war, wußte er es bald ganz zu beruhigen, und durch eine ſtrenge, wachſame und conſequente Verwaltung zu einem relativ glücklichen und mächtigen Zuſtand zu bringen. Als er es übernahm, dehnte es ſich von Kabul bis zum Nerbudda und weſtlich vom Indus bis Bengalen und Oriſſa aus. Die Eroberung von Aſſam, welche unter ihm gemacht wurde, war nur von kurzer Dauer. Dem Könige von Arrakan wurde dagegen Tſchittagong (zwiſchen 21—23° n. Br.) genommen. Die einzigen innern Kämpfe im nördlichen Theile des Reiches hatte er mit den tapfern Rajputen zu beſtehen, welche ſo ſehr in finanzieller und religiöſer Rückſicht bedrückt wurden, daß ſie 1679 ſich empörten [56]). Die wichtigſten kriegeriſchen Operationen betrafen aber das Dekhan. Hier hatte ſich ein mächtiger Feind, der Gründer der Mahrattenherrſchaft Sevaji, erhoben. 300 Jahre lang hatten die Mahratten (die Bewohner des mahârâshtradêça) unter Muhammedaniſcher Herrſchaft geſtanden. Ihr Name war vergeſſen. Sprache und Religion waren faſt die einzigen Momente, welche ſie von ihren Herren ſchieden und unter einander verbanden [57]). Sevaji leitete ſeinen Stammbaum von den Königen von Tſchittore aus dem edelſten Stamme der Rajputen. Von ſeinem Vater, welcher in dem Dienſte des Königs von Bidjapur ſich in Beſitz von Tanjore geſetzt hatte, und dieſes ſeinem von einer andern Frau gezeugten Nachkommen hinterließ, mit ſammt ſeiner Mutter verſtoßen, wuchs er unter Aufſicht eines der Officiere ſeines Vaters in Puna (18° 30' n. Br., 74° 2' ö. L.) auf. Kühn und abenteuerlich ſammelte er ſchon im 17. Jahre eine Bande um ſich, mit der er die umliegenden Gegenden verwüſtete. Nachdem er in den Beſitz der Erbſchaft ſeines Pflegevaters gekommen war, vermehrte er dieſe und benutzte ſorgfältig die Zeit, wo Aurengzeb im Kampfe mit ſeinen Brüdern war, um ſeine Beſitzungen durch Eroberung insbeſondere im Reiche von Bidjapur zu vermehren. Alle Mittel waren ihm, der orientaliſchen Politik gemäß, gerecht. Durch Mord und Verrath kam er endlich in Beſitz der ganzen Küſte von Goa bis Damaun (15° 50'—21° 50' n. Br.). Nachdem ſich Aurengzeb auf dem Thron befeſtigt, erhielten ſeine Commandeure im Dekhan Befehl, Sevaji zu züchtigen. Sevaji ließ ſeine Beſitzungen verwüſten und zog ſich in die Gebirge zurück. Allein die gegen ihn geſchickten Feldherren, ein Inder und ein Muhammedaner, waren unter ſich ſelbſt uneins; der erſtere führte, mit Sevaji's Hilfe ſogar, einen Mordanſchlag gegen den letztern aus, aber ohne daß er gelang. Beide Feldherren wurden zurückgerufen und Sevaji benutzte die Zwiſchenzeit (1664), Surate, die reichſte Handelsſtadt damals, zu plündern. Doch war er ſo vorſichtig, die engliſchen und niederländiſchen Factoreien daſelbſt nicht zu beläſtigen. Allein Aurengzeb ſandte jetzt bedeutendere Heeresmaſſen gegen ihn; er unterlag, faßte aber den kühnen Entſchluß, ſich dem Kaiſer zu ergeben und ihm ſeine Dienſte anzubieten. Er kam, nachdem ihm ſicheres Geleit verſprochen war, nach Delhy, wo ihn Aurengzeb ſehr freundlich aufnahm, aber zu einem Feldzuge gegen Kandahar zu bewegen ſuchte. Er durchſchaute die Abſicht, ihn von ſeinen Beſitzungen und Getreuen entfernt zu halten; erregte aber nun Verdacht und wurde ſorgfältig überwacht. Man wollte ihm das gegebene Verſprechen, daß er gegen jede Lebensgefahr ſicher ſein könne, brechen, doch ließ man ſich durch die Vorſtellung zurückhalten, daß bei einem ſolchen Treubruche alle indiſchen Könige zu den Waffen greifen würden. Sevaji traute aber nicht länger, ſondern wußte ſich unter dem Schutze ſeiner Getreuen, welche in kleinen Haufen bis in die Nähe von Delhy gekommen waren, den Händen des Kaiſers zu entziehen. Sein Heer ſtand ſchon in Guzerate, und er ſtürzte ſich nun mit erneuter Wuth auf die Staaten des Großmoguls [58]). Ein neues Heer wurde gegen ihn geſchickt; er zog ſich in ſeine Feſten in den Bergen zurück, und benutzte jede ſich darbietende Gelegenheit zum kleinen Kriege. Im J. 1664 ſandte Aurengzeb ſeinen Sohn gegen ihn, und ſuchte ihn durch Liſt in ſeine Gewalt zu bringen; ſein Sohn mußte den Schein annehmen, als wollte er ſich empören und mit Sevaji verbinden; Letzterer traute jedoch nicht, und lehnte eine effective Verbindung ab, ehe er ſeines Vaters Heer angegriffen hätte. Dadurch entging er dieſer Schlinge. Um dieſe Zeit nahm Sevaji

55) Vgl. *Dow*, History of Aurungzebe. Allgemeine Weltgeſchichte. XXIII, 268—303. *Mill*, History of British India. II, 348 und die bei ihnen angeführten Quellen für dieſe Zeit, welche noch ſehr mangelhaft ſind. 56) Allgemeine Weltgeſchichte. XXIII, 317. 57) Hauptwerk: *Duff*, History of the Mahrattas. III Voll. (Lond. 1826). Vgl. *Wilks*, Historical Sketches of the South of India (Lond. 1810). I, 68 fg. (Orme's) Historical fragments of the Mogul Empire, of the Mohrattaes u. ſ. w. (Lond. 1805). S. 6. Vgl. Mill und and. allgemeine Werke.

58) Anders bei *Scott*, Aurungzebes Operations in Dekkan. p. 10; ich folge Orme S. 17.

Digitized by Google

den Titel Rag'a an. Der Krieg wurde, um der Liſt mehr Schein zu geben, ſehr läſſig geführt, und Sevaji gewann immer mehr Grund. Das Königreich Bidjapur litt am meiſten von ihm, allein 1672 erſchien er plötzlich ſelbſt vor Golconda. Der Krieg mit den Statthaltern des Großmoguls dauerte in der Geſtalt eines Guerillakrieges, deſſen Zweck faſt nur Verwüſtung und Beute war, fort, ließ aber Sevaji Zeit genug, auch in dieſen Gegenden ſeine Territorialmacht auszudehnen. Dazu gab ihm der Zuſtand von Bidjapur die beſte Gelegenheit; denn hier war ein Kind von fünf Jahren König und die Großen in verſchiedene Parteien getheilt. Seit 1673 begann er den Krieg, welchen er im Ganzen glücklich führte. Während deſſelben ließ er ſich nach altindiſcher Sitte zum Könige krönen (1674) und Sanſkrit wurde jetzt als die officielle Bezeichnung von Ämtern und Würden ſtatt des Perſiſchen eingeführt. Brahmanen genoſſen an ſeinem Hofe hohes Anſehen, und Sevaji war überaus ſtreng in Beobachtung der religiöſen Formen. Im J. 1677 unternahm Sevaji ſeine bedeutendſte That. Er zog mit einem Heere nach Golconda, ſchloß ein Bündniß mit dem dortigen Könige und fiel dann in Karnatik ein. Die Eroberungen aber behielt er für ſich und betrog den König von Golconda. Hier wurde er von Neuem in Krieg mit Aurengzeb, welcher oft und grade um dieſe Zeit durch Verträge unterbrochen war, verwickelt; Aurengzeb hatte ſich mit dem Könige von Bidjapur vereinigt. Auch hier war er faſt immer im Glück, entriß in einem Vertrage dem Reiche Bidjapur bedeutende Theile, ſtarb aber vor Vollendung des Krieges 1680. Er hinterließ als ſein Reich die weſtliche Küſte von Indien von Gundavi an (20° 80′ n. Br.) bis etwas ſüdlich von Goa, mit Ausnahme der Beſitzungen der Engländer und Habeſſinier; noch ſüdlicher gehörten ihm einzelne Punkte auf der Küſte, wie Ankola (14° 75′); Sunda (14° 43′ n. Br., 74° 58′ ö. L.) im Binnenlande von Canara erkannte ſeine Oberhoheit; der Rana von Bednore in Myſore (13° 50′ n. Br., 75° 6′ ö. L.) zahlte jährlichen Tribut. Außer ſeinen Beſitzungen um Bellary (15° 5′ n. Br., 76° 59′ ö. L.) und Kopaul (15° 19′ n. Br., 76° 10′ ö. L.), ſeinen Eroberungen in Dravida, ſeiner Oberhoheit und ſeinem väterlichen Erbtheil in Tanjore, beſaß er den zuſammenhängenden Theil Mahrattas von Djuner bis Puna. Außer gelegentlich in Beſitz genommenen und, ſelbſt wenn verloren, vindicirten Diſtricten hatte er eine Kette von Forts von Tattora (17° 53′ n. Br., 74° 29′ ö. L.) bis Panella (16° 75′ n. Br.) und eine Menge detachirte Punkte, Garniſonen ſelbſt in Buglan und Kandeiſh. So war ſein Reich im Weſten von Dekhan mehr abgeſchloſſen, aber mit Thüren und Thoren faſt zu allen andern Theilen des mittlern Dekhans zwiſchen dem 21—12°. n. Br. verſehen. Sowie er höchſt wahrſcheinlich, wenn er ſelbſt länger gelebt hätte, ſeine Stellung auf die ſeiner Energie zukommende Weiſe benutzt hätte, ſo hing es nur von der Perſönlichkeit ſeiner Nachfolger ab, auf den Grund, welchen er gelegt hatte, ein übermächtiges Gebäude aufzuführen; allein Keiner erbte ſeinen Genius. Seinem Tode folgten ſogleich häusliche Intriguen und Kämpfe; doch wußte ſein älteſter Sohn, Sumbhaji, über ſie zu triumphiren.

Während dieſer Zeit hatte Aurengzeb nur gegen die Afghanen einen Krieg zu beſtehen, welche 1675 ſich geſammelt hatten und einen Pſeudo-Sujah auf den Thron von Delhy zu ſetzen verſuchten. Der Krieg dauerte 15 Monate. Die Afghanen wurden aus den Ebenen verdrängt, allein nicht in die Berge verfolgt, ſondern eine Kette von Forts an der Grenze erbaut, um ſie von Einfällen zurückzuhalten [59]).

Im J. 1681 hatte Aurengzeb's Sohn, Akbar, den Plan gefaßt, ſeinen Vater mit Hilfe der Rajputen, welche jener mit Gewalt zum Islam bekehren wollte, zu entthronen. Letzterer Plan mislang, aber auch die Rajputen wußten ſich und ihre Religion tapfer zu vertheidigen. Akbar flüchtete zu Sumbhaji. Dieſer nahm ihn ſehr ehrenvoll auf, da er in fortgeſetztem, wenngleich läſſig betriebenem Kriege mit deſſen Vater ſtand. Dieſer zog nun 1684 in Perſon gegen ihn. Sumbhaji hatte die Zwiſchenzeit benutzt zu Kriegen mit den benachbarten Städten und den Portugieſen; allein ſeines Vaters kräftige Inſtitutionen begannen ſchon in Verfall zu gerathen. Der ungeheuren Armee des Kaiſers [60]) konnte Sumbhaji im offenen Felde nicht widerſtehen, auch fielen manche feſte Punkte in die Hände der Muhammedaner; allein die Mahratten benutzten jede Gelegenheit auf ihren ſchnellen Pferden ſich durch Plünderungen und ſelbſt Eroberungen in des Kaiſers Gebiet zu entſchädigen. Glücklicher war Aurengzeb in Bezug auf ſeine Operationen gegen die Muhammedaniſchen Königreiche Golconda und Bidjapur; beider Hauptſtädte eroberte er und ſuchte ſich vollſtändig in Beſitz dieſer Königreiche zu ſetzen und darin zu ſichern (1687); ſie wurden in zwei Vicekönigreiche verwandelt und dem Reiche einverleibt. Nach dieſer Zeit ging auch der Krieg gegen Sumbhaji glücklicher, zumal da dieſer ganz indolent war, und nur ſehr momentan ſeine frühere Energie zeigte. Die Beſitzungen in Karnatik gingen faſt ganz verloren, und ſo auch alles in den nördlichen Gebieten Sumbhaji's, mit Ausnahme der Feſten; ſüdlicher dagegen war auch die Kette von Feſten von Tattora bis Pannella in den Händen der Muhammedaner gefallen, und Aurengzeb war ſchon im Begriff, ſich der Reihe nach der ſämmtlichen übrigen Feſten zu bemächtigen, als er durch eine mörderiſche Krankheit, welche im Heere ausbrach (1689), genöthigt ward, ſein Lager zu verlegen. Dieſe Störung wurde aber durch Gefangennehmung Sumbhaji's erſetzt, welcher in ſeinem Unglücke ſeine alte Energie wieder fand, und Aurengzeb faſt nöthigte, ihn hinrichten zu laſſen, wodurch jener alle Vortheile einbüßte, die er aus ſeiner Gefangenhaltung wahrſcheinlich hätte ziehen können (1689). Sumbhaji hatte einen minorennen Sohn (ſpäter Shao) hinterlaſſen, daher wurde ſein Bruder Ram Raj zum Regenten ernannt, und mit der größten Einigkeit wurde Alles zur Abwehr des gefährlichen Feindes angeordnet. Dennoch ward

59) *Orme*, Historical fragments. p. 49 fg. 60) Sie wird geſchildert bei *Duff*, Hist. of the Mahr. I, 329 fg.

Digitized by Google

Raigurh, die bisherige Reſidenz, genommen und Sumbhaji's Sohn fiel in die Hände Aurengzeb's. Der Regent beſtieg nun ſelbſt den Thron (1690). Mit wechſelndem Glücke wurde der Krieg geführt, ohne daß Aurengzeb ihn zu beenden vermochte. Nach Ginjee (12° 12′ n. Br., 79° 28′ ö. L.) in Karnatik hatte Ram Raj ſchon als Regent ſeinen Sitz verlegt, um deſſen Belagerung ſich faſt der ganze Krieg dreht. Bis 1697 hielt er ſich hier; dann wußte er mitten durch des Kaiſers Belagerungsheer zu entkommen. Bald darauf fiel Ginjee in die Hände des Moguls. Satara ward nun die Reſidenz von Ram Raj; ſchon 1699 erſchien er an der Spitze einer viel größeren Armee, als je die Mahratten ins Feld geführt hatten, und plünderte und erhob Taxen im nördlichen Dekhan, Kandeiſh, Berar u. ſ. w. Er wurde zwar auf ſeiner Rückkehr angegriffen und in die Flucht geworfen. Aber eine Flucht der Mahratten war faſt nie ein Sieg ihrer Gegner. Dennoch führten die Muhammedaner den Krieg mit größerer Energie und eroberten 1700 Satara. In derſelben Zeit ſtarb Ram Raj. Sein Sohn war minorenn; daher übernahm ſeine Witwe die Regentſchaft. Der Wechſel war wider alle Erwartung Aurengzeb's ihm keineswegs günſtig. Er verſuchte die Forts zu nehmen, während die Mahrattas Steuern bis mitten in Malwa erhoben. Das Muhammedaniſche Heer war des Krieges müde, und ihre Macht im Dekhan beruhte auf ſchwachen Füßen. Die Sympathien waren allenthalben zu Gunſten der Mahratten. Dieſe eroberten eine Menge Forts wieder. Der Kaiſer faßte den Entſchluß, nach Dehly heimzukehren, und zog ſich nach Ahmudnuggur zurück. Die Mahratten griffen ihn an, und wenig fehlte, ſo würden ſie Aurengzeb ſelbſt gefangen haben. In Ahmudnuggur angekommen, ſtarb Aurengzeb 1707 im 94. Lebensjahre.

In dem letzten Jahrhundert ſtieg die Macht der Holländer in dieſen Gegenden, und ſie beerbten gleichſam die dem Tode verfallenen Portugieſen. Doch war in der ganzen erſten Hälfte des 17. Jahrh. ihr Augenmerk weniger auf eine Feſtſetzung in Vorderindien gerichtet. Die Macht der Mongolen wäre hier auch hindernd in den Weg getreten. Erſt 1658 bemächtigten ſie ſich der portugieſiſchen Beſitzung Negapatnam auf Coromandel, 1661 nahmen ſie den Portugieſen Quilon auf Malabar, im folgenden Jahre Cranganor, und 1663 Cochin und Cananor ab, ſodaß ſie ſie aus ganz Malabar, mit Ausnahme von Goa, vertrieben [61]).

In demſelben Jahrhundert war auch eine franzöſiſche Handlungscompagnie gebildet (1604); allein auch ſie gelangte erſt ſehr ſpät zu einer feſten Niederlaſſung in Indien, nämlich 1672, wo ſie den Diſtrict von Pondichery dem Könige von Bedjapur abkaufte. Im J. 1692 nahmen es ihnen zwar die Holländer ab, mußten es aber 1697 nach dem Frieden von Ryßwick zurückgeben [62]).

Auch in Dänemark war 1612 eine oſtindiſche Handlungsgeſellſchaft gegründet, welche ſich ſchon 1616 durch Kauf Tranquebar auf der Küſte Coromandel erwarb [63]).

Die für Indiens Zukunft wichtigſte Handlungsgeſellſchaft, die engliſche, hatte 1612 ihre erſte Factorei in Surat angelegt. Siege über die portugieſiſche Flotte flößten ſchon Achtung und Furcht vor den Engländern ein; doch wurden ſie noch allenthalben von den ihnen überlegenen Holländern gehindert, und die große Macht des Moguls machte auch ihnen feſtere Niederlaſſungen in Vorderindien noch unmöglich. Die Handelseiferſucht der Europäer führte eine wahrhafte Verwilderung derſelben — insbeſondere der Holländer, welchen jedes Mittel gerecht war — in dieſen Gegenden herbei. Auf der Küſte von Coromandel ward Maſulipatam, eine feſte und die Hauptniederlaſſung der Engländer, welche nur kurze Zeit mit Armagon (1627) vertauſcht ward. Im J. 1633 erhielten ſie vom Großmogul das Recht, in Bengalen zu handeln. Vielen Schaden that ihr das 1635 Courten verliehene Privilegium, eine indiſche Handelsgeſellſchaft zu bilden, welche ſich endlich 1657 mit der alten Compagnie verband. In demſelben Jahre erhielten die Engländer die Verwilligung, ſich in Madras niederzulaſſen. Im J. 1661 wurde Bombai von Portugal an England, und von dieſem 1667 an die Compagnie abgetreten. Im J. 1681 wurde in Hugly in Bengalen ein Gouverneur angeſtellt. Im J. 1685 erhielt die Compagnie das Recht, einen Präſidenten als Captain General und Admiral aller ihrer Streitkräfte in Indien zu ernennen, und dieſer dachte ſchon an einen Kampf mit Aurengzeb's Nabob, um ſich in Bengalen feſtzuſetzen. Der Krieg dauerte bis 1688, führte aber nicht zur Eroberung von Chittagong, um derentwillen er angefangen war. Die Verwilligung Calcutta's wurde erſt ſpäter von Bedeutung. Dagegen gelangen manche andere Niederlaſſungen. Das Privilegium der Compagnie war vielfach durch beſondere Permiſſionen und andere Arten von eigentlich unberechtigten Theilnehmern am oſtindiſchen Handel (interlopers) gekränkt worden; im J. 1695 kam ſie in noch größere Gefahr durch das einer ſchottiſchen Compagnie in noch größerem Umfange als ihr ertheilte Privilegium des indiſchen Handels. Einen beiweitem gefährlicheren Feind erhielt die Compagnie aber 1698 an der neu privilegirten „Allgemeinen oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft.“ Gegenſeitige Eiferſucht dieſer beiden Compagnien würde, wenn ſie neben einander fortbeſtanden hätten, den Grund, welcher zur zukünftigen Macht Englands in Indien gelegt war, bald zerſtört haben. Sie vereinigten ſich aber (von 1702—1708), und mit dieſer Vereinigung trat ein vollſtändig neues Leben in die Geſellſchaft, deſſen Entwickelung wir jedoch erſt weiterhin verfolgen können [64]).

Nach Aurengzeb's Tode (1707) [65]) folgte, gemäß dem Rechte der Erſtgeburt, ſein Sohn Muazem; zwei Brüder

61) Saalfeld, Colonialgeſchichte Europa's. 3. 4. Bd. Allgemeine Weltgeſchichte. XXVI. 62) Allgemeine Weltgeſchichte. Ebend.

63) Allgemeine Weltgeſchichte. Ebend. 64) Vgl. das ſchon angeführte Werk: *Bruce*, Annals (Anm. 48. S. 138). 65) Für die Geſchichte von dieſer Zeit an iſt ſehr wichtig: The Siyar-al-Mutakherin, a history of the Mahomedan power in India during the last century by Mir *Gholam Hussein-Khan*; revised from

Digitized by Google

machten ihm den Thron ſtreitig, wurden aber beſiegt und fielen in der Schlacht. Muazem nahm den Namen Bahadur Shah an, und zeigte ſich höchſt energiſch zugleich und edelmüthig. Im Dekhan überließ er ſeinem Vicekönige die Verwaltung, und der Zuſtand blieb daſelbſt ungefähr, wie er bei Aurengzeb's Rückzug ſich geſtaltet hatte. Gegen die Rajputen, deren Häuptlinge ſich ſeinem einen Bruder angeſchloſſen hatten, führte er ſelbſt Krieg; er war nicht ſehr glücklich darin und mußte ſich mit einer ſehr nominellen Unterwerfung begnügen, um ſo mehr, als ſich von anderer Seite her ein neuer Feind des Reichs erhob. Ein gewiſſer Nanak (geboren 1469) hatte eine religiöſe Sekte der Inder, die Sikhs (von ſanſkrit. çiksha, Schüler) in der Gegend von Lahore, gegründet [66]). Bis gegen 1600 verbreiteten ſie ihre Grundſätze ungeſtört, indem ſie ſtets unter einem Oberprieſter (Guru) ſtanden. Um dieſe Zeit wurde die Eiferſucht der Muhammedaner rege, und ihr damaliger Oberprieſter ſtarb als Märtyrer (1606). Da ergriff ſein Sohn und Nachfolger das Schwert. Sie widerſetzten ſich ohne beſonderes Glück, aber auch ohne ausgerottet werden zu können, ihren Muhammedaniſchen Oberherren. Im J. 1675 fiel wieder einer ihrer Oberprieſter als Märtyrer, und in Folge deſſen verwandelten ſie ſich unter ſeinem Nachfolger in eine kriegeriſche Nation. Sie vertheidigten die Bergpaſſagen gegen Aurengzeb's Heere; während der Unruhen nach ſeinem Tode drangen ſie ſogar aus dem Penjab hervor und unterwarfen ſich alle Länder zwiſchen dem Sutluj und der Jumna. Wer nicht zu ihrer Religion übertrat, wurde ermordet, und ſie würden ganz Hinduſtan unterworfen haben, wenn nicht 1709 der Kaiſer Bahadur Shah Dekhan verlaſſen, und ſelbſt alles zu ihrer Unterwerfung angeordnet hätte. Sie wurden geſchlagen; aber Bahadur's Tod (1712) hinderte ſeine Führer, dieſen Vortheil zu verfolgen. Während der darauf folgenden Unruhen erhoben ſie nochmals das Haupt. Allein bald wurden ſie wieder geſchlagen (1716) und für einen Zeitraum von gegen 30 Jahren ſo unterdrückt, daß man kaum ihren Namen hört. Allein ausgerottet konnten weder ſie, noch ihre Religion werden, und ſelbſt während dieſer Periode rekrutirten ſie ſich immer mehr.

Nach Bahadur's Tode (1712) trat, wie gewöhnlich, zunächſt ein Kampf unter ſeinen Söhnen ein. Dem älteſten gelang es unter dem Namen Jehandar Shah den Thron zu beſteigen. Allein er beſaß ihn nur kurze Zeit. Ferokh-ſiar, ſein Neffe, empörte ſich, ſchlug den Kaiſer und erklärte ſich 1713 zum Kaiſer. Jehandar wurde ſtrangulirt. Unter Ferokh-ſiar wurde Zoolfikar Khan unter dem Titel Nizam-ul-Mulk zum Vicekönige von Dekhan ernannt. Hier waren durch das Auftreten von Shao (1707), Sohn des Sumbaji, die Mahratten in zwei Parteien geſpalten. Shao wurde von Nizam geſchlagen und die Mahratten ſtreng von Nizam im Zügel gehalten. Später, 1716, war einer von denen, welche Ferokh-ſiar auf den Thron gehoben, aber nachher ſeine Eiferſucht erregt hatten, Vicekönig; um ihn vom Hofe entfernt zu halten, hatte der Kaiſer ſelbſt die Mahratten zum Kriege aufgefodert. Er war auch keineswegs glücklich. Er ſchloß daher einen Vertrag mit Shao (1717), und dieſer ſtand ihm in ſeiner Empörung gegen Ferokhſiar bei. Ferokh-ſiar wurde 1720 vom Vicekönige von Dekhan, welcher ſeinem Bruder, dem Vezier, der ebenfalls ein Gegenſtand des Haſſes beim Kaiſer war, zu Hülfe nach Delhy zog, entſetzt. Der Kaiſer, welchen ſie auf den Thron ſetzten, ein Neffe von Bahadur Shah, ſtarb bald. Die beiden Sieds, ſo hießen die mächtigen Brüder — der Vezier und der Vicekönig von Dekhan — ſetzten einen Bruder auf den Thron, der aber auch kurze Zeit darauf ſtarb, ebenſo ein dritter, bis endlich noch in demſelben Jahre ein Enkel von Bahadur Shah, unter dem Namen Mahomed Shah, den Thron erhielt. Die Mahratten erhielten nun einen ausgezeichneten Vertrag [67]), der ihnen bedeutende Einkünfte und Macht im ganzen Dekhan rechtlich ſicherte. Die Sieds waren jetzt factiſche Herren des Mogulreiches; allein ihre unbegrenzte Macht erregte Eiferſucht. Mehre Statthalter empörten ſich; allein am gefährlichſten ward der Nizam-ul-Mulk. Von den Sieds gedrängt, ſein Gouvernement Malwa aufzugeben, warf er ſich in das Dekhan, ſchlug zweimal des Kaiſers Feldherrn, und als der Vicekönig von Dekhan ſelbſt gegen ihn zog, ward dieſer ermordet. Sein Heer hatte ſich empört und ſtürzte nun auch den Vezier, welcher geſchlagen ward. Der Kaiſer ward jetzt Alleinherr. Der Nizam unterwarf ſich ihm, wurde auf kurze Zeit Vezier (1722), zog ſich aber ſchon im folgenden Jahre nach Dekhan zurück, wo er von jetzt an ſich ganz als unabhängiger Fürſt betrug, obgleich er den Schein des Gehorſams gegen den Kaiſer ſtets behauptete. Er hielt zwar die Spaltungen unter den Mahratten aufrecht, doch erklärte er ſich nicht gegen ſie, um den kaiſerlichen Waffen nicht Muße zu laſſen, ſich mit größerer Kraft gegen ihn zu wenden. So fingen die Mahratten ſchon an, ſich in Malwa und Guzerate feſtzuſetzen. Nizam ſelbſt befeſtigte ſich immer mehr; Hyderabad ward der Sitz ſeiner Regierung. Je nachdem es ſein Vortheil erheiſchte, war er in Bündniſſen mit oder gegen die Mahratten. Bei dem Verſinken der mongoliſchen Macht erhoben dieſe ſich immer gewaltiger. Im J. 1736 erſchienen ſie in neuem Kriege mit Mahomed Shah vor den Thoren von Delhi, wurden jedoch zurückgetrieben; dagegen zwangen ſie den Nizam, welcher ſich mit dem Kaiſer verbunden hatte, zur Abtretung von Malwa und allem Lande zwiſchen dem Nerbudda und Tſchumbul (1739). Delhi ſelbſt wurde in dieſem Jahre von einem viel härteren Misgeſchick betroffen. Nadir Shah, welcher ſich auf den perſiſchen Thron erhoben hatte, fiel in Hinduſtan ein, und drang,

the translation of *Haji Mustefa* and collated with the Persian Original by *John Briggs* (Lond. 1832). Leider iſt erſt der erſte Theil erſchienen. Die ältere Überſetzung iſt mir nicht zugänglich. Ferner Eradut Khan Memoirs.

66) Vgl. über ſie *Wilkins* in As. Res. I, 313. (Trad. franç.) und *Malcolm* ebend. XI, 197. Ritter, Aſien. V, 122. Siyur-al-Mutakherin 1, 110. Nouveau Journal Asiatique. 1839. I, 79—92.

67) *Duff*, History of the Mahrattas. I, 450.

faſt ohne Widerſtand zu finden, bis Delhy. In der Nähe wagten die Truppen des Moguls eine Schlacht, wurden aber vollſtändig beſiegt. Nadir Shah zog in Delhy ein, welches bei Gelegenheit eines durch ein falſches Gerücht von Nadir's Tode entſtandenen Tumults geplündert und in Brand geſteckt wurde; eine Menge Einwohner wurde ermordet. Mit einer ungeheuern Beute (nach orientaliſchen Quellen enthielt der kaiſerliche Schatz allein 32,000,000 Pf. St.) zog er ſich zurück, indem er nur die Provinzen weſtlich vom Indus, Tatta und einen Theil von Multan, ſeinem Reiche einverleibte. Das ganze Reich hatte ſich um dieſe Zeit in eine Menge Staaten zerſplittert. Die Rajputenfürſten von Jeypur, Joudpur, Oudepur, waren faſt ganz unabhängig; zwiſchen Agra und Jeypur hatten ſich die Jats feſtgeſetzt. In Bengalen, Bahar und Oriſſa hatte ſich Aliverdy Khan unabhängig gemacht; nicht ſehr weit von Dehly erhob ſich um dieſe Zeit die Macht der Rohillas [68]). Einem Afghanenhäuptling aus dem Stamme der Rohis oder Rohillas, Ali Mahumed, war es hier gelungen, ſich durch Liſt und Gewalt, ſelbſt offenen Widerſtand und Kampf gegen den Kaiſer (1743), mit Hilfe ſeiner Stammgenoſſen ein völlig unabhängiges Reich, ſpäter Rohilcund nach ſeinem Herrn genannt, zu gründen, welches er bei ſeinem frühen Tode (1749) auf eine weiſe Art befeſtigt, ſeinen noch minderjährigen Kindern hinterließ [69]). Im Dekhan theilten Nizam-ul-Mulk und die Mahratten Macht und Einkünfte. Neben ihnen beſtanden kleinere Fürſten und Herren, welche in dem Kampfe der Mächtigen eine gewiſſe Unabhängigkeit zu behaupten wußten. Unter ihnen fing der Staat von Myſore, welcher dem Mogul und den Mahratten tributair geweſen war, an, ſich zu heben. Die Portugieſen waren durch die Mahratten gedemüthigt. Die Engländer und Franzoſen fingen aber eben an, in die Händel des Dekhans gezogen zu werden. Doch beſchränkten ſich beide bis jetzt noch auf die Defenſiva, ihr Augenmerk einzig auf Vergrößerung ihres Handels und ihrer Privilegien gerichtet, welche ſie lieber durch demüthige Unterwerfung, Beſtechung und Geſchenke, als durch Macht zu erweitern ſuchten.

Ehe der Kaiſer Mahomed Shah ſtarb, traf das nördliche Indien ein neues Misgeſchick. Nach Nadir Shah's Ermordung war es einem Afghanen, Ahmed-Shah-Abdalli, gelungen, ſich zum Könige von Afghaniſtan aufzuwerfen, und die Dynaſtie der Duranis (1747) zu gründen. Er wandte ſich ſchon 1748, durch Verrath herbeigerufen, gegen Hinduſtan. Faſt ohne Widerſtand ſetzte er ſich in Beſitz von Multan und Lahore; allein ſein weiteres Vordringen ward glücklich abgewehrt, und es gelang ihm nur noch ein Streifzug nach Sirhind. Um dieſelbe Zeit ſtarb Mahomed-Shah; kurze Zeit darauf ſtarb auch der hochbejahrte (104 Jahre alte) Nizam-ul-Mulk.

68) *Charles Hamilton*, An Historical Relation of the origin, progress and final dissolution of the Government of the *Rohilla-Afghans* in the northern provinces of Hindostan, compiled from a persian manuscript and other original papers. 2d. Edit. (Lond. 1778). 69) a. a. O. S. 89 fg.

Als Kaiſer folgte Ahmed-Shah; Vezier war der Vicekönig von Oude, an deſſen Gebiet die Rohillas ſtießen; im Beſitze der Hilfsquellen des Reiches ſuchte er ſie zu unterwerfen; allein er wurde geſchlagen; jetzt rief er die Mahrattenhäuptlinge Mulhar Rao Holkar, Gründer der Dynaſtie Holkar [70]), und Jyapa Sindia, Sohn des Ranoji Sindia, des Gründers dieſer Dynaſtie [71]), beide in Malwa herrſchend, zu Hilfe. Mit dieſer Unterſtützung trieb er die Rohillas in die Berge von Kamaon, mußte aber das Land nun den Mahrattas überlaſſen. Allein ein neuer Einfall von Abdalli und die Lage der Mahratten im Dekhan befreite Rohilcund ſowol vom Vezier, als den Mahratten, und um 1750 traten die Rohillas durch einen Friedenſchluß wieder in den Beſitz ihres Landes. An Abdalli wurde damals, um ſeinen Rückzug zu erkaufen, ganz Multan und Lahore abgetreten. Während der Unruhen in den nördlichen Gegenden Indiens ſeit Nadir's Einfall hatten auch die Sikhs wieder ihre Schlupfwinkel verlaſſen, und ſich bei Gelegenheit von Abdalli's Einfall zu Herren der Strecke zwiſchen dem Ravi und Sutluj gemacht [72]).

Unter Ahmed Shah ſuchte der damalige Amir-ul Omrah, ein Enkel des Nizam-ul-Mulk, die Jats zu beſiegen, welche ſich in der Provinz Agra feſtgeſetzt hatten. Allein der Hof war eiferſüchtig auf ſeine Macht, und ſchloß mit dem Könige der Jats ein geheimes Bündniß gegen ihn. Sobald dies der Amir-ul-Omrah erfuhr, zog er, ohne Widerſtand zu finden, gegen die Hauptſtadt, entſetzte und blendete den Kaiſer und ſetzte Aulumgir II. auf den Thron (1753). Dem Amir-ul-Omrah, jetzt Vezier, gelang es, auf verrätheriſche Weiſe Multan und Lahore wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Dies regte aber Abdalli's Zorn; er fiel wiederum in Hindoſtan ein, und kam ohne Widerſtand (1755) bis Delhi, welches er, ſowie die ganze Gegend, plündern ließ. Das Penjab, Lahore und Multan nahm er ſelbſt in Beſitz. Der Kaiſer, welcher von dem Übermuthe ſeines Veziers befreit zu ſein wünſchte, ernannte bei dieſer Gelegenheit einen Rohillahäuptling zum Amir-ul-Omrah. Der Vezier ſchloß ſogleich ein Bündniß mit den Mahratten; er eroberte Delhi und bemächtigte ſich des Kaiſers von Neuem (1756). Die Mahratten wurden kurze Zeit darauf (1758) von einem gegen die Afghanen ſich empörenden Statthalter in Lahore zu Hilfe gerufen, und eroberten ſelbſt dieſe Länder. Neben ihnen erſcheinen im Kampfe gegen die Afghanen damals auch die Sikhs wieder. Minder glücklich waren die Mahratten dagegen gegen die Rohillas, welche ſich gegen den gemeinſchaftlichen Feind mit ihrem früheren Gegner, dem Nabob von Oude, verbunden hatten. Der Vezier wollte die Mahratten unterſtützen. Allein er hatte wegen der offenen Feindſchaft des Kaiſers die Hauptſtadt nicht verlaſſen können; er ließ dieſen daher ermorden (1759), und machte einen Enkel von Aurengzeb zum Kaiſer, während der Sohn des letzten Kaiſers, Shah Aulum, von dem Nabob von Oude als Kai-

70) Vgl. *Duff*, History of the Mahrattas. I, 478 und ſonſt.
71) a. a. O. 72) As. Res. XI, 238 fg.

Digitized by Google

ſer aufgeſtellt ward. Während deſſen hatte aber Abdalli ſich zu einem neuen Zuge gegen Indien aufgemacht, um die Mahratten aus Lahore zu verdrängen. Die Mahratten zogen ſich zurück, und Abdalli's Armee folgte ihnen und wurde durch die Rohillas verſtärkt. In der Nähe von Delhi kam es zu einer Schlacht, in welcher die Mahratten gänzlich geſchlagen wurden. Der Krieg wurde in mehren Schlachten fortgeführt, bis zum dritten Mal die Felder von Paniput über Indiens Schickſal entſchieden (6. Jan. 1761). Abdalli verfolgte dieſen Sieg nicht; er erkannte Shah Aulum als Kaiſer, und überließ die Früchte des Siegs den Engländern. Das Reich des Moguls hatte dem Weſen nach aufgehört. Shah Aulum hatte nie eine Macht und ſtarb als Penſionair der Engländer[73]). Zu deren Geſchichte müſſen wir jetzt zurückkehren; an ſie knüpft ſich mit Leichtigkeit die der übrigen bedeutenderen Bewegungen in Indien, welche ſie in kurzer Zeit allſammt in ſich aufnimmt[74]).

Im J. 1707, während der Zeit, wo die beiden engliſch-oſtindiſchen Compagnien ihre Verbindung bewerkſtelligten, war Calcutta Sitz einer Präſidentſchaft geworden, ſodaß zu der Zeit, wo wir die Geſchichte der Engländer in Oſtindien wieder aufnehmen (1708), deren drei — in Bombai, Madras und Calcutta — beſtanden. Ihre geographiſche Lage influenzirte die ganze Geſchichte der Engländer in Indien, welche faſt nur dadurch ihre Geſtalt erhielt; dieſes genauer nachzuweiſen, iſt hier jedoch nicht der Ort. Die drei Präſidentſchaften waren bis dahin unabhängig von einander geweſen und nur der Compagnie verantwortlich. An der Spitze einer jeden ſtand ein Gouverneur und ein Rath (council), welcher aus einer unbeſtimmten Anzahl von Mitgliedern beſtand. Dieſe Beamten ſtellte die Compagnie an. Sie bildeten die Gewalt und entſchieden durch Stimmenmehrheit. Die Mitglieder des Raths hatten ſtets noch andere Stellen, und da Gewinn die ganze Baſis dieſes Coloniallebens bildete, natürlich die gewinnreichſten. Von 1661—1726 hatten dieſe Beamten ſogar die ganze bürgerliche und Criminal-Juriſdiction. Erſt in dem letzterwähnten Jahre wurde ein Sitz der drei Präſidentſchaften, ein Majors Court, errichtet, für welchen Gouverneur und Rath die Appellationsinſtanz bildete. Außerdem ward ein Court of Requests für geringere Geldſtreitigkeiten eingeſetzt. Neben ihnen beſtanden beſondere Gerichtshöfe für die untergebenen Eingeborenen, wo Diener der Compagnie richteten, und zwar nach den vorausgeſetzten einheimiſchen Geſetzen oder Gebräuchen und ihrem Gewiſſen. Der Präſident war Commandeur en Chef der Militairmacht in ſeiner Präſidentſchaft. Dieſe beſtand damals 1) aus den aus England geſandten Rekruten, 2) Deſerteuren der übrigen europäiſchen Mächte, welche ſich damals in Indien niedergelaſſen hatten, Dänen, Franzoſen und Portugieſen, 3) aus einer Baſtardrace, welche ſich durch Miſchung von Portugieſen und Indern gebildet hatte, und zugleich die zum Katholicismus übergetretenen Inder begriff und Topasses genannt wurde, 4) endlich aus Eingeborenen, welche einigermaßen diſciplinirt und sepoys, sipahis (Soldaten), genannt wurden. Der Präſident war das Organ der Compagnie in den Verhandlungen mit den einheimiſchen Fürſten; er berichtete an den Rath.

Der Handel der engliſchen Compagnie nahm von dieſer Zeit an ſchnell zu. Nur auf kurze Zeit erhielt ſie einen Rivalen an der Compagnie von Oſtende. Im J. 1717 ſandte dieſe ihre erſten Schiffe nach Indien; im J. 1723 erhielt ſie vom teutſchen Kaiſer eine Charte und Privilegium. Sie bildete Niederlaſſungen zu Codlom neben Madras und zu Bankibazar am Ganges. Die Seemächte, beſonders Holland und England, boten Alles auf, ſie zu vernichten, und 1726 ſah der Kaiſer ſich genöthigt, ihr ſeinen Namen zu entziehen. Sie ſchlummerte ein. Unbedeutender noch war die ſchwediſche Compagnie (ſeit 1731), und die preußiſche (in Embden) ſeit 1751. Unter Peter dem Großen wurde eine Verbindung zu Lande von Aſtrachan aus durch die Bukharei mit Hinduſtan gebildet.

Die Geſchichte der Compagnie bis zum J. 1744 — deren Inhalt Ausbreitung ihres Handels, Beſchützung ihres Monopols, unbedeutendere Streitigkeiten und Verhandlungen mit den einheimiſchen Herren Indiens, oder Erwerbungen von kleineren Landſtrichen, alles nur mit der einzigen Rückſicht auf Sicherung des Handels bilden — iſt unerheblich. Erſt in dieſem Jahre beginnt ſie eigentlich für die Umgeſtaltung der politiſchen Form Indiens von Bedeutung zu werden. Der Krieg, welcher ſeit 1744 zwiſchen England und Frankreich ausgebrochen war, wurde jetzt auch nach Indien hin getragen. Es wurde ein Kampf, welcher über das Fortbeſtehen der franzöſiſchen oder engliſchen Niederlaſſungen in Indien entſcheiden ſollte. Der Hauptſitz der franzöſiſchen in Indien war Pondichery; unter ihr ſtanden noch drei Factoreien, eine auf der Küſte Malabar, eine auf der von Coromandel und eine in Bengalen. Die Regierungsform war ähnlich der engliſchen, ein Gouverneur und Rath. Doch hatte der Gouverneur, als in einem ſtreng monarchiſchen Staate, größere Macht, als der engliſche. Zwei Männer ſtanden damals an der Spitze der Regierung und der Flotte in Indien, welche, wenn ſie in vollſtändiger Einigkeit gehandelt, und vom Mutterlande aus beſſer unterſtützt geweſen wären, Indiens Zukunft vielleicht eine völlig verſchiedene Form gegeben hätten; Dupleix und Labourdonnais. Der erſte Hauptſchlag war die Eroberung von Madras (1746), welches Dupleix gegen den Willen von Labourdonnais und den Befehl der franzöſiſchen Regierung bis 1749 in Beſitz der Franzoſen behielt. Bei dieſer Gelegenheit machte man zuerſt die Erfahrung, wie ſehr die europäiſchen Waffen denen der Mohren (wie man die Muhammedaner im Dekhan nannte) überlegen waren. 1200 Franzoſen ſchlugen eine ungeheuere Armee des Nabobs von Karnatik, welcher in dieſen Krieg hineingezogen war. Dieſer erſte Krieg der Engländer und Franzoſen, 1749 durch den Frieden von Aachen beendigt, war das eigentliche Vorſpiel zu den nun folgenden Käm-

73) *Francklin*, Life of Shah-Aulum. 74) *Mill*, History of british India. T. III—VI.



Digitized by Google

yſen, welche bis 1761 dauernd, die Übermacht Englands in Indien begründeten und ſicherten.

Dieſer Krieg hatte eine Menge Truppen nach dieſen Gegenden (Karnatik) gebracht, und ſowol Engländer, als Franzoſen, benutzten ſie nun, um ſich in die einheimiſchen Händel zu miſchen. Die Engländer 'wollten einen Prätendenten auf den Thron von Tanjore ſetzen, um das Fort und die Umgegend von Devi-Cota zu gewinnen; nach zwei Feldzügen erhielten ſie es auch, aber durch ſchimpfliche Aufgebung des Prätendenten. Dupleix hatte einen ähnlichen, aber umfaſſenderen, Plan. Die Nachkommen eines früheren Nabobs von Karnatik, welches am Meere die Küſte zwiſchen dem Kriſhna und Cavery umfaßte, und im Binnenlande unter dem Namen ſüdliches Karnatik bis zum Cap Comorin reichte, waren vom Nizam-ul-Mulk durch Einſetzung eines andern verdrängt. Nach des Nizam Tode (1748) erwachten Beſtrebungen für die frühere Familie. Dupleix beſchloß, ſie zu benutzen. Chanda Saheb hieß der Prätendent aus der früheren Familie. Dupleix durfte mit Recht erwarten, daß, wenn ihm der Plan gelänge, demſelben den Beſitz dieſes umfaſſenden Gebiets zu verſchaffen, den Franzoſen daraus höchſt bedeutender Vortheil erwachſen würde. Zugleich hatte ſich gegen den Nachfolger des Nizam-ul-Mulk, Naſir Jung, ein Enkel deſſelben Mirzepha Jung, als Prätendent aufgeſtellt; Dupleix und Chanda Saheb verbanden ſich mit ihm; das Gelingen von dieſes Prätendenten Empörung bot noch glänzendere Ausſichten. Die vereinigten Truppen begannen ihre Operationen in Karnatik. Der Nabob ward geſchlagen und fiel (107 Jahre alt) in der Schlacht (1749)., Sein zweiter Sohn Mohammed Ali zog ſich glücklich mit dem Reſte des Heeres nach ſeinem Gouvernement Tritſchinapoli zurück. Die Sieger verloren die gelegene Zeit. Naſir Jung nahte ſich mit einem Heere, mit welchem ſich Mohammed Ali verband. Die Engländer, welche ſchon lange gegen die Franzoſen bei dem Nizam und ſeinem Nachfolger intriguirten, ſandten ebenfalls Hilfstruppen. Als ſich beide Heere im Geſicht waren, entzogen die Franzoſen, unter denen viele misvergnügt waren, ihren Verbündeten ihre Hilfe. Mirzepha ergab ſich ſeinem Onkel und Chanda zog ſich nach Pondichery zurück. Aber zwiſchen den Siegern war Uneinigkeit, welche Dupleix zu benutzen wußte; eine Verrätherei, von ihm angezettelt, führte Nazir Jung's Tod herbei. Mirzepha, eben Gefangener, trat an ſeine Stelle als Vicekönig. Dupleix ward nun Gouverneur der Mogulbeſitzungen auf der Küſte von Coromandel vom Kriſchna bis zum Cap Comorin; Chanda Saheb ſein Untergouverneur in Arcot; Mohammed Ali bot ſeine Unterwerfung an. Mirzepha verließ Pondichery 1751 in Begleitung eines der bedeutendſten Männer in der indiſch-franzöſiſchen Geſchichte, Buſſy. Unterwegs fiel er in Folge einer Empörung der afghaniſchen Chefs, welche auch ſeinen Vorgänger verrathen hatten. Buſſy bewirkte, daß mit Übergehung ſeines unmündigen Sohnes ein Onkel von ihm, Salabut Jung, ſein Nachfolger ward. So hatte Dupleix die Franzoſen in Zeit von zwei Jahren zu faſt wirklichen Herren des größten Theils von Dekhan gemacht. Die Engländer waren in Apathie und Verzweiflung verſunken. Sie unterſtützten zwar Mohammed Ali, allein mit zu unbedeutenden Mitteln. Da trat Clive, ſpäter der Gründer der engliſchen Herrſchaft, damals noch Capitain, auf, und ſchlug vor, Chanda Saheb, welcher gegen Mohammed Ali glücklich im Süden kämpfte, durch Einnahme von Arcot eine Diverſion zu machen. Er beſetzte es, und von da an wurde der Krieg glücklich gegen Chanda Saheb geführt. Dieſer wurde gefangen und Mohammed Ali ward nun Nabob (1752). Dupleix verzagte trotz mehrer Unglücksfälle der franzöſiſchen Truppen nicht; er wußte die Mahratten und den König von Myſore, hier zum erſten Male thätig eingreifend, welche früher Bundesgenoſſen von Mohammed Ali waren, für ſich zu gewinnen; allein es fehlte ihm an talentvollen Heerführern. Dennoch wußte er den Krieg ſo zu leiten, daß die Engländer, trotz gewonnener Schlachten, ihre Macht nicht weſentlich vermehren konnten. Aber in Europa waren England und Frankreich der koſtbaren Kriege, deren hohe Bedeutung wol Niemand damals durchſchaute, als der geiſtvolle Dupleix, müde. Die beiden Compagnien faßten den Entſchluß, ihre Streitigkeiten durch eine Commiſſion zu ſchlichten. Die erſte Foderung der Engländer war die Zurückberufung Dupleix's, und das franzöſiſche Miniſterium war ſo ſchwach, ſie zu bewilligen. Der Vertrag ſelbſt war für die Franzoſen ſehr nachtheilig. Es wurde ſtipulirt, daß beide Nationen ſich nicht in die Angelegenheiten der einheimiſchen Fürſten miſchen ſollten; dadurch blieb der Schützling der Engländer, Mohammed Ali, anerkannter Nabob von Karnatik oder Arcot. Durch einen andern Artikel wurden die großen Vortheile aufgegeben, welche Buſſy erlangt hatte. Dieſer, der Begleiter von Salabut Jung, hatte dieſen durch franzöſiſche Truppen gegen die vielfach wiederholten Angriffe der Mahratten gehalten[75]), und daher bedeutende Territorialabtretungen erhalten, nämlich die vier nördlichen Circars, wodurch die Franzoſen die Küſte von Modapilly (16° 25′ n. Br.) bis Jaggernauth (19° 55′ n. B.) in ununterbrochener Linie beſaßen. Die reichen Einkünfte dieſer Gegend, ſowie die Möglichkeit, von der Küſte aus Unterſtützung zu erhalten, hatten Buſſy in den Stand geſetzt, die Herrſchaft der Franzoſen im Dekhan immer mehr zu befeſtigen. Die Verhältniſſe ſollten im Statu quo bleiben, bis der in Pondichery geſchloſſene Vertrag in Europa ratificirt ſein würde. Allein kaum waren die, welche ihn verhandelt hatten, nach Europa zurückgekehrt, als er auch ſchon gebrochen ward. Die Engländer begannen damit, die kleinen Königreiche des Südens, Madura und Tinivelly, zu unterwerfen, und die Franzoſen, nachdem ſie vergeblich remonſtrirt hatten, begannen dieſelben Verſuche gegen Terriore (11° 7′ n. Br., 78° 43′ ö. L.). Zu gleicher Zeit wurde der König von Myſore von Salabut Jung und Buſſy genöthigt, des erſteren Oberhoheit anzuerkennen. Bei dieſer Gelegenheit mußte ſich der König von Myſore aus dem Gebiete des Nabobs von Karnatik zurückziehen, welches nun mit Ausnahme von Ve-

75) Vgl. *Duff*, History of the Mahrattas. II. c. 2.

Digitized by Google

lore, wo ein Schützling der Franzoſen reſidirte, dieſem ganz gehorchte. Die Engländer wollten nun auch dieſen unterwerfen; allein die Franzoſen drohten mit unmittelbaren Feindſeligkeiten gegen die Engländer in dieſem Falle; wodurch ſich dieſe zurückhalten ließen. Sie begannen ſtatt deſſen einen neuen Krieg gegen Madura und Tinivelly, wo alles im Aufſtande war. Dieſer Krieg zog ſich ſehr in die Länge. Die Franzoſen wagten hier nicht thätig einzugreifen, weil Buſſy's Lage bei Salabut Jung ſich ſehr verſchlimmert hatte. Seine Feinde hatten es bei dem Vicekönige dahingebracht, daß er den Befehl erhielt, ſich aus Salabut Jung's Beſitzungen zu entfernen. Allein er ſetzte ſich in Hyderabad feſt und nahm mit ſeiner geringen Mannſchaft eine ſo drohende Stellung ein, daß ſich Salabut mit ihm verſöhnte, und er noch größere Macht erhielt. Statt der franzöſiſchen Truppen war nämlich Salabut ein Subſidiencorps von Engländern verſprochen. Dieſes foderte er ſogleich nach Entlaſſung der Franzoſen. Allein in Bengalen waren unterdeſſen Verhältniſſe eingetreten, welche die Engländer nöthigten, ihre ganze Macht auf dieſem Terrain zu concentriren und Salabut's Foderung zu verweigern.

Auf Aliverdy war hier ſein Enkel Suraja Dowla gefolgt (1756), ein Feind der Engländer. Ein Beamter, welchen er verfolgte, hatte in Calcutta ein Aſyl gefunden und ſeine Auslieferung war verweigert. Dies gab Veranlaſſung zum Krieg. Calcutta fiel ſogleich (1756) in ſeine Hände. Unterdeſſen war aber Clive als Oberſtlieutenant aus England zurückgekehrt, und erhielt das Commando in Bengalen. Seine Maßregeln waren ſo gut geordnet, daß er ſchnell einige Forts nahm und am 2. Jan. 1757 wieder in den Beſitz von Calcutta kam; wenige Tage darauf eroberte er Hugly. Um dieſe Zeit kam die Nachricht, daß der Krieg zwiſchen Frankreich und England in Europa wieder ausgebrochen war. Die Franzoſen hatten in Bengalen keine ganz unbedeutende Macht in Chandernagor. Hätten ſie Suraja unterſtützt, ſie würden vielleicht dem Krieg eine andere Wendung gegeben haben. Allein es war kein Dupleix da, und die kurzſichtigen Beamten ſchlugen den Engländern vor, in Indien keine Feindſeligkeiten gegen einander zu begehen. Suraja ſah ſich zum Frieden genöthigt (1757). Die Engländer faßten nun ſogleich den Entſchluß, die franzöſiſche Niederlaſſung Chandernagor zu erobern, welches ihnen in kurzer Zeit gelang. Suraja war gegen die Engländer immer feindlicher geſinnt worden; daher nahmen dieſe den Plan auf, Mir Jaffier, einen Verwandten von ihm, welcher die Abſicht hatte, ihn zu ſtürzen, zu unterſtützen. Es kam von Neuem zum Kriege. Suraja wurde geſchlagen und ermordet. Mir Jaffier, der Schützling der Engländer, ward König von Bengalen, aus welchem die Franzoſen gänzlich vertrieben waren.

Unterdeſſen waren die Feindſeligkeiten der Engländer und Franzoſen in Karnatik wieder ausgebrochen. Ein Bruder des Nabobs, Gouverneur von Nellore, verweigerte den Tribut. Die Engländer waren beſchäftigt ihn zu unterwerfen; der Krieg in Madura dauerte fort. So waren die ſchwachen engliſchen Kräfte durch einen weiten Zwiſchenraum geſchieden. Dieſe Gelegenheit benutzten die Franzoſen, um Tritſchinapoli anzugreifen. Der Krieg erhob ſich, ohne daß ſich jedoch zuerſt die europäiſchen Mächte nahe kamen. Er fiel mehr auf die einheimiſchen Gouverneure. Endlich erſchien eine franzöſiſche Flotte (1758); an der Spitze der mitgeſandten Armee ſtand Lally, ein iriſcher Jacobit. Die bedeutende Heeresmacht gab den Franzoſen ſogleich eine gewiſſe Superiorität; noch wichtiger aber war die Stellung, welche Buſſy einnahm. Dieſer hatte mit ſeiner Handvoll Europäer Salabut Jung, welcher durch eine Verſchwörung ſeines Bruders geſtürzt war, gegen den Willen von vier großen feindlichen Heeren — eines der Mahratten — wieder auf den Thron geſetzt und Dowlatabad in Beſitz genommen; ſchon früher hatte er die Macht der Franzoſen in den nördlichen Circars immer mehr befeſtigt und die engliſche Niederlaſſung Vizigapatam erobert. Er ſtand auf dem höchſten Punkte ſeiner Macht.

Lally begann ſeine Operationen mit der Eroberung des engliſchen Forts St. David, ſüdlich von Pondichery; ihr folgte Devicotta. Allein es fehlte an Geld, um die Operationen mit Energie fortzuſetzen; hierzu kam, daß Lally den unglücklichen Entſchluß faßte, Buſſy von ſeiner Stellung abzurufen. Um Geld zu erlangen, ſtellte Lally einen Prätendenten gegen den König von Tandſchore auf, und zog gegen dieſen. Was ſeine Tapferkeit gut machen konnte, verdarb aber allenthalben ſein Ungeſtüm und ſeine vollſtändige Unkenntniß und Misachtung aller indiſchen Verhältniſſe. Er brachte alle Eingeborenen gegen die Franzoſen auf. Der Zug gegen Tandſchore misglückte. Die franzöſiſche Flotte erlitt eine Niederlage. Dagegen wurde Arcot genommen, und Chanda Saheb's Sohn, der von den Franzoſen unterſtützte Prätendent, zum Nabob eingeſetzt. Andererſeits aber mislang die Belagerung von Madras. Sowie Lally von da zurückzog, nahmen die Engländer wieder eine Stellung im Freien, welche ſie durch die Übermacht der Franzoſen ganz eingebüßt hatten. Zugleich waren ſie ſehr glücklich in einer Expedition, welche ſie nach Buſſy's Zurückberufung in die nördlichen Circars geſchickt hatten. Salabut Jung wurde wieder von ſeinen Brüdern in ſeiner Macht ſehr beſchränkt. Eine Meuterei in der franzöſiſchen Armee, welche ſchon lange keinen Sold mehr erhalten hatte, machte es unmöglich, eine Gelegenheit zu neuer Feſtſetzung zu benutzen, welche ſich durch Baſſalut Jung, der ſich mit ihnen verbinden wollte, darbot. Lally, um ſeinen Truppen Subſiſtenzmittel zu verſchaffen, mußte ſie theilen. Sogleich ergriffen die Engländer Offenſive. Lally mußte ſeine Truppen wieder concentriren. Bei Wandewaſh wurde er geſchlagen (1759). Die Engländer nahmen nun Arcot wieder und drängten die franzöſiſche Armee nach Pondichery zurück. Lally trat mit Hyder Ali, welcher damals ſchon in Myſore die bedeutendſte Macht hatte, in Verbindung; allein die Lage der Franzoſen ſchreckte dieſen von einer thätigeren Unterſtützung zurück. Pondichery fiel in die Hände der Engländer (1761), und kurze Zeit danach auch noch zwei andere Plätze, welche die einzigen waren, die die Franzoſen noch in Karnatik beſaßen. Lally wurde



Digitized by Google

in Frankreich zum Tode verurtheilt und ſchmählich ermordet. Es war eine ſchlechte Wahl, ihn auf dieſen Poſten zu ſtellen, aber er hatte, wo er auch ſtand, ſtets ſeine Pflicht gethan.

In Bengalen war während deſſen (1758) Clive Präſident geworden. Die engliſchen Foderungen laſteten hier ſchwer auf dem von ihnen eingeſetzten Nabob, deſſen Bedrückungen noch ſchwerer auf dem Volke. Es bildete ſich eine Conföderation benachbarter Gouverneure, welche des Kaiſers von Delhi älteſten Sohn an die Spitze ſtellte, gegen Mir Jaffier. Allein das Erſcheinen der Engländer, um Mir Jaffier zu unterſtützen, bewirkte, daß ſich das Heer, ohne eine Schlacht zu wagen, zerſtreute. Um dieſe Zeit wollten ſich die Holländer, heimlich aufgefodert von Mir Jaffier, welcher ſich ein Gegengewicht gegen die Engländer zu bilden ſuchte, in Bengalen feſtſetzen. Clive konnte nicht im Namen Englands ſie zurückhalten, da England und Holland in Frieden waren. Er nöthigte aber Mir Jaffier zu einem Befehle an die Holländer, den Hugly, in welchen ſie eingefahren waren, zu verlaſſen, und dieſen Befehl vollzog er mit engliſchen Truppen (1759 gegen Ende). Clive verließ Indien. Gleich darauf (1760) brach ein neuer Krieg gegen Mir Jaffier aus. Des Kaiſers Sohn drang wiederum mit einer Armee ins Land; er ſiegte zuerſt, ward aber alsdann mit Hilfe der Engländer geſchlagen; ebenſo der Nabob von Purneah, welcher ihn zu Hilfe zog. Dieſe Vortheile wären faſt durch den Tod von Mir Jaffier's Sohn, Miran, vernichtet worden; denn deſſen Armee zerſtreute ſich und ſtellte Bahar bloß. Doch wußten die Engländer die Hauptpunkte zu beſetzen. Um dieſe Zeit wurde mit Connivenz der Engländer Mir Jaffier geſtürzt und ſein Schwiegerſohn, Mir Cauſim, Nabob. Der Kaiſer von Delhi (früher Prinz, jetzt Shah Aulum) wurde von den Engländern nochmals geſchlagen, und dieſe traten mit ihm in Verbindung, indem ſie ihn mit Mir Cauſim zugleich verſöhnten. Bald folgten aber Streitigkeiten mit dieſem über Handels- und Steuerverhältniſſe; es kam zum Kriege, in Folge deſſen Mir Cauſim entthront und Mir Jaffier wieder Nabob ward. Jener flüchtete zum Nabob von Oude (1764); auch mit dieſem folgte ein Krieg. Die Schlacht bei Bucar aber entſchied für die Engländer. In Folge dieſer Schlacht wurde Suja Dowla's, des Nabobs von Oude, Macht, welcher zugleich Vezier war, gebrochen. Der Kaiſer, bisher in ſeinen Händen, ſtellte ſich unter den Schutz der Engländer. Dieſe verpflichteten ſich, ihm den Beſitz von Allahabad und die übrigen Beſitzungen des Veziers zu verſchaffen. Im J. 1765 ſtarb Mir Jaffier und ſein Sohn Nujim-ad-Dowla wurde von den Engländern als Nabob eingeſetzt; allein unter Bedingungen, welche deſſen Beſitzungen für die Zukunft den Engländern ſo gut wie ganz unterwarfen.

In Europa war 1763 im Frieden zwiſchen England und Frankreich ausgemacht, daß erſteres letzterem alle ſeine Factoreien auf der Küſte von Coromandel, Malabar und in Bengalen zurückerſtatten ſollte. Im J. 1765 wurde Clive, als Lord, wieder nach Bengalen geſandt, um die Präſidentſchaft zu übernehmen. Sein erſtes Geſchäft war, den Nabob von Bengalen auch die geringe, noch übrig gebliebene, Macht zu entziehen. Alle Revenüen ſeines Vicekönigreichs verwaltete fortan die Compagnie und er ſelbſt erhielt eine Penſion. Alsdann wurden die Verhältniſſe mit dem Vezier, Vicekönig von Oude, geordnet. Die engliſchen Truppen waren in Verfolgung des Krieges tief in deſſen Land gedrungen und hatten ſchon Lucknow in Beſitz genommen. Der Vezier mußte ſich beugen und um Frieden bitten. In London hatte man den Vertrag mit dem Kaiſer, nach welchem des Veziers Herrſchaft für den Kaiſer erobert werden ſollte, gemißbilligt; auch in Indien ſah man ein, daß der Vezier ſie eher würde vertheidigen können, als der ſchwache Kaiſer, und daß ſie in ſeinen Händen eine Vormauer gegen die Mahratten und Afghanen bilden könne. Man gab ihm daher in Frieden ſeine ſämmtlichen Beſitzungen zurück, mit Ausnahme von Allahabad und Corah, welche für den Kaiſer reſervirt wurden. Die dritte Verhandlung war mit dem Kaiſer; theils bezog ſie ſich auf Handelsverhältniſſe, theils mußte er den Engländern alle ihre Beſitzungen im ganzen nominellen Umfange des Reiches beſtätigen, wodurch dieſe einen Rechtstitel dafür erhielten. Nachdem Clive ſo den Grund zu der engliſchen Oberherrſchaft in Indien gelegt, reſignirte er 1767.

In Dekhan war der Vicekönig Salabut Jung ſeit 1761 entthront. Der Friede von 1763, in Europa geſchloſſen, erkannte ihn aber als Vicekönig an; kaum erfuhr dies ſein Bruder Nizam Ali, welcher ſich der Gewalt bemächtigt hatte, als er ihn ermorden ließ. Im J. 1765 fiel Nizam in Karnatik ein; der Nabob und die Engländer zogen ihm entgegen; er wagte aber keine Schlacht. Um dieſe Zeit ſandten die Engländer eine Expedition nach den nördlichen Circars, um, kraft des ihnen verwilligten Firmans des Kaiſers, davon Beſitz zu nehmen (1766); eiligſt zog Nizam gegen ſie; es wurde ein Vertrag geſchloſſen, durch welchen die Engländer zwar in Beſitz dieſer Circars kamen, aber Tribut und Beiſtand dem Nizam verſprachen. Letzterer wurde gegen Hyder Ali angewandt und verwickelte die Engländer in Feindſeligkeiten mit dieſem.

Hyder Ali war um dieſe Zeit (1767) Herr von Myſore[76]). Dieſer kleine Staat war früher in Abhängigkeit vom großen indiſchen Reiche von Vig'ajanagara. Als dieſes geſtürzt war[77]), wußte ſich Myſore unter Hindukönigen in einer gewiſſen Unabhängigkeit zu behaupten. Die Verfaſſung hatte die Geſtalt angenommen, zu welcher ſich alle Hinduſtaaten von jeher hingeneigt zu haben ſcheinen. Der König hatte alle Gewalt verloren, während ein Miniſter ihn gefangen hielt und in ſeinem Namen regierte. Beim Anfang der engliſch-franzöſiſchen Kriege hatten zwei Brüder, Deoraj und Nunjeraj, dieſe Macht und Stellung eines major domus. Unter letzterem diente Hyder Ali damals in untergeordneter

76) Zur Geſchichte von Myſore vgl. man *Wilks*, Historical Sketches of the South of India. III Vol. (Lond. 1810).
77) Vgl. S. 137.

Digitized by Google

Stellung. Sein Urgroßvater ſtammte aus dem Penjab und war nach dem Dekhan gezogen. Deſſen Söhne nahmen Kriegsdienſte. Hyder's Vater fiel in der Vertheidigung des Nabobs von Sera. Hyder's älterer Bruder trat in die Dienſte des Königs von Myſore als Anführer eines Kriegshaufens; Hyder Ali als Volontair. Er zeichnete ſich aus und erhielt 1749 eine Charge. Von da an ſtieg er immer höher. Die beiden erwähnten Brüder, welche die Macht in Händen hatten, entzweiten ſich. Der König intriguirte ſtets gegen ſie; es bedurfte nur einer Gelegenheit für Hyder, um ſich der höchſten Macht zu bemächtigen. Dieſe konnte bei ſo verwirrten Zuſtänden nicht fehlen. Eine Empörung der Truppen (1758) bot ihm die Macht, den Vermittler zwiſchen den beiden Brüdern, dieſen und dem König und der Regierung und den Truppen zu machen. Ein im folgenden Jahre eintretender Einfall der Mahratten ſah ihn ſchon als Commandeur en chef. Unterdeſſen ſtarb auch Deoraj; kurze Zeit darauf complotirte er gegen deſſen Bruder mit dem Könige, und Nunjeraj mußte abdanken. Der König erhielt den Schein einer größeren Freiheit und Macht; aber Hyder nahm, um den Sold der Truppen decken zu können, mehr als die Hälfte ſeines Landes in Beſitz. Ein ſpäteres Complot des Königs gegen ihn, bei welchem Mahratten und Nunjeraj mitwirkten, und welches ihn in die größte Gefahr brachte, wußte er glücklich zu ſeinem Vortheil zu benutzen, und wurde dadurch (1761) entſchiedener Herr von ganz Myſore. Von jetzt an benutzte er jede Gelegenheit das Reich auszudehnen; er errang die Nabobſchaft von Sera, eroberte Bednore, Sunda und faſt alles bis zum Kriſhna. Dieſes brachte ihn in Kampf mit den Mahratten, deren Macht ſeit der Schlacht bei Paniput gelitten und mehrfach von Nizam Ali mit Erfolg bekämpft war. Hyder Ali mußte jedoch in Folge dieſes Krieges (1764) einige ſeiner nördlichen Eroberungen wieder aufgeben. Dagegen eroberte er 1766 Malabar. Dieſes raſche Glück führte zu einer Vereinigung von Nizam und dem Nabob von Karnatik gegen ihn, bei welcher die Engländer, wie ſchon bemerkt, mitwirkten. Schnell gelang es ihm aber, den Nizam von dieſer Verbindung zu trennen und in ſeinen Bundesgenoſſen zu verwandeln, und nun begann der erſte Krieg der Engländer mit Hyder Ali (1767). Der Krieg wurde im offenen Felde mit wechſelndem Glück geführt; der Nizam verließ Hyder Ali treulos; dieſer wußte aber durch ſeine plötzliche Erſcheinung vor Madras, von welchem er das engliſche Heer abzuziehen gewußt hatte, die Engländer zu einem Frieden zu zwingen, in welchem die wechſelſeitige Herausgabe aller Eroberungen und ein Defenſivbündniß ſtipulirt ward (1769).

Im J. 1773 wurde die Verfaſſung der Compagnie geändert. Ein Governor-general wurde für Bengalen ernannt, welchem die übrigen Präſidentſchaften untergeordnet wurden; jenem ſtanden vier Räthe zur Seite. In Calcutta wurde zugleich ein oberſter Gerichtshof niedergeſetzt. Den erſten Governor-general und deſſen Räthe ſollte das Parlament ernennen; dieſer ſollte ſein Amt fünf Jahre behalten; dann ſollte die Wahl dieſer Beamten an die Directoren der Compagnie zurückkehren, aber der Approbation der Krone unterworfen ſein; alles in der Correſpondenz der Compagnie, was ſich auf Staats- oder Militairangelegenheiten beziehe, auf die Regierung des Landes oder die Verwaltung der Einkünfte, ſolle fortan dem Miniſterium vorgelegt werden; Niemand im Dienſte des Königs oder der Compagnie ſolle mehr Geſchenke annehmen dürfen, und der Governor-general, die Räthe und Richter ſollten keinen Antheil an kaufmänniſchem Gewinn haben. Trotz des größten Widerſtandes von Seiten der Compagnie gingen dieſe Beſchlüſſe im Parlamente durch.

In Indien war Warren Haſtings ſeit 1772 Gouverneur von Bengalen, und vom Parlamente zum General-governor in Gemäßheit der neuen Conſtitution ernannt, welche mit dem 1. Aug. 1774 ins Leben treten ſollte. Man hatte von ihm erwartet, daß er den engliſchen Namen, welcher ſich durch Gewinnſucht, Beſtechlichkeit und ähnliche Laſter in Indien beſchmutzt hatte, durch ſtrengere Beaufſichtigung der Beamten wieder zu Ehren bringe, und die Einkünfte der Compagnie, welche in letzter Zeit den Ausgaben nicht mehr gewachſen waren, in die Höhe bringe. Wie er den Hoffnungen entſprach, können wir nicht genauer hier verfolgen. Die allgemeine Stimme Englands hat darüber entſchieden. Seine lange Regierung war eine Folge der abſcheulichſten Gewaltſtreiche und Verbrechen, und nur eine Majorität von Peers (pares) konnte ihn, nachdem er von dem Hauſe der Commons angeklagt war, freiſprechen.

Im J. 1769 waren zum erſten Male ſeit ihrer Niederlage bei Paniput die Mahratten mit großer Heeresmacht in Hinduſtan eingebrochen. Der Kaiſer Shah Aulum, welcher bisher von ſeinem Kaiſerthume nichts als die beiden von den Engländern ihm reſervirten Städte beſaß, während ſein Sohn in Delhi reſidirte und die kaiſerliche Gewalt von einem Rohillahäuptling (früher Nujib-ub-Dowla, ſeit 1770 von deſſen Sohn Zabita Khan) gehandhabt wurde — verband ſich mit ihnen und wurde 1771 nach Delhi geführt und auf den Thron geſetzt. Gleich darauf zogen er und die Mahratten gegen die Rohillas (1772), welche dieſer Macht nicht widerſtehen konnten. Die Gefahr bedrohte aber auch den Vicekönig von Oude, den Nachbar und ſonſt den ärgſten Feind der Rohillas. Ein Bündniß kam zwiſchen beiden Theilen zu Stande; allein die Mahrattas traten für eine Summe Geldes mit dem Hauptchef der Rohillas, dem erwähnten Zabita Khan, in ein Bündniß. Sie verſprachen ihm ſeine hohe Stellung wieder zu verſchaffen; der Kaiſer wollte ſich dem nicht fügen. Da eroberten ſie Delhi von Neuem (1772 gegen Ende); von jetzt an war der Kaiſer nur ein Inſtrument in ihren Händen. Sie ließen ſich Allahabad und Korah abtreten, und zogen gegen den Vicekönig von Oude. Den Rohillas wurden nun ſowol von ihm, als den Mahratten, Anerbietungen gemacht; und obgleich lange ſchwankend, blieben jene ihrem Bündniſſe mit dem Vicekönige treu. Die Mahratten plünderten nun Rohilcund; allein innere Händel in Dekhan nöthigten ſie

Digitized by Google

plötzlich zur Rückkehr [78]). Jetzt faßte der Vicekönig den Entſchluß, die Rohillas zum Lohne für ihre Treue gegen ihn ſelbſt auszurotten, und fand die Engländer (Haſtings) für Geld bereit zum Beiſtande. Im J. **1774** wurde das Schandwerk, trotz des muthigſten und tapferſten Widerſtandes der Rohillas, ausgeführt. Kurze Zeit darauf ſtarb der Vicekönig. Sein Sohn folgte ihm, mußte aber bei dieſer Gelegenheit das Territorium des Zemindar von Benares an die Engländer abtreten und ſich andere Bedingungen zum Vortheil derſelben gefallen laſſen.

Im Lande der Mahratten waren innere Händel vorgegangen, welche den Engländern die Möglichkeit zeigten, auch auf der Weſtküſte Indiens ihr Gebiet zu erweitern. Neben dem Könige beſtand hier ein Miniſterium von acht Brahmanen. Der Chef derſelben führte den Titel Peiſhwa. Dieſes Amt erhielt hier **1714** Wiswanath Ballaji [79]), und es blieb in ſriner Familie erblich. Seine Nachfolger beſchränkten den König immer mehr. Dieſer ward in Satara als Gefangener grhalten, während der Peiſhwa in Puna reſidirte und der eigentliche Herr des Staates war. Dieſer ſelbſt zerfiel in eine Menge je nach der Perſönlichkeit der Beamten, welche ihr Amt gewöhnlich erblich zu machen und in eine Herrſchaft zu verwandeln wußten, mehr oder minder unabhängiger Bezirke. Ein gewiſſes Nationalgefühl hielt ſie zuſammen, ohne ſie jrdoch zu hindern, ſich gegenſeitig und ſelbſt den Peiſhwa zu bekriegen. Außerdem erkannten ſie wrnigſtens nominell ihre Abhängigkeit vom Peiſhwa ſtets an. Das Miniſtercolleg hatte bei kräftigen Peiſhwas gewöhnlich gar keine Macht. Im J. **1761** ſtarb ein Peiſhwa und hinterließ minorenne Kinder. Der Onkel Ragonaut Row, gewöhnlich Ragoba genannt, wurde als Vormund und Reichsverweſer während der Minorität ſeines Neffen anerkannt. Dieſe Gelegenheit benutzte das Miniſtercolleg. Ragoba wurde geſtürzt und das Miniſtercolleg regierte nun. Der älteſte Sohn des früheren Peiſhwa ſtarb bald, nachdem er majorenn geworden war, und ſrtzte Ragoba wieder als Vormund ſeines jüngeren Bruders ein (**1772**). Dirſer letztere wurde kurze Zeit darauf ermordet, und Ragoba ſelbſt nun Peiſhwa. Natürlich war er ſehr mistrauiſch gegen das Miniſtercolleg. Dieſes bot eine Armee auf und ſprengte aus, daß des letzten Peiſhwa Frau ſchwanger ſei. Ragoba ſchlug ihr Heer, plötzlich aber verließ er ſein Heer in der Hoffnung von Holkar, Sindia oder den Engländern Beiſtand zu erhalten [80]), und brach ſeiner Sache ſelbſt den Stab. Er ging nach Guzerate. Während deſſen wurde bekannt gemacht, daß die Frau des letzten Peiſhwa einen Sohn geboren habe (**1774**). Ragoba erklärte dieſen für untergeſchoben, und nachdem er einen vergeblichen Zug über den Nerbudda gemacht hatte, begann er ernſtlich mit den Engländern zu unterhandeln.

Dieſe ſahen hier die erſehnte Gelegenheit. Sie foderten, außer andern Bedingungen des Beiſtandes, Salſette. Ragoba verweigerte dies zwar; da aber die Portugieſen die Abſicht hatten, es einzunehmen, ſo beſchloſſen die Engländer dieſes, ſowie einige andere Punkte, gradezu zu erobern (**1774**). Die Unterhandlungen mit Ragoba führten während deſſen zu einem Tractate (**1775**), in welchem er den Engländern Baſſein, Salſette und andere Territorialabtretungen verſprach. Der Krieg gegen die Miniſterialpartei begann; als Ragoba im Glück war, erſchien plötzlich eine Misbilligung der bis jetzt von der Präſidentſchaft Bombai geleiteten Unterhandlungen von Seiten des Governor-general (**1775**), in Folge deren die Feindſeligkeiten eingeſtellt wurden. Der Geſandte des Governor-general ſchloß ſogar einen Vertrag mit der Miniſterialpartei, wodurch Ragoba aufgegeben ward, die erlangten Vortheile dagegen wurden zum großen Theile (ſo Salſette) den Engländern beſtätigt (**1776**). Doch wurde der Vertrag nicht ganz vollzogen; ein franzöſiſcher Abenteurer erſchien am Hofe von Puna und wirkte grgen die Engländer. Die Präſidentſchaft von Bombai drang auf Unterſtützung von Ragoba, für welchen ſich eine Partei am Hofe von Puna gebildet hatte. Es kam von Neuem zum Kriege (**1778** Ende und **1779** Anfang). Dieſer wurde keinesweges von den Engländern mit Glück geführt.

Während deſſen bereitete ſich ein neuer Sturm vor. Hyder Ali hatte die innern Kämpfe der Mahratten gut benutzt und ſein Reich nach Norden hin immer mehr erweitert. Erkannt hatte er aber, daß die Engländer die gefährlichſten Feinde ſeien. Im J. **1779** war daher zwiſchen ihm und faſt allen Mahrattenfürſten, ſowie Nizam Ali, ein Bündniß gegen die Engländer zu Stande gekommen. Außerdem war der Krieg der Engländer mit Frankreich von Neuem ausgebrochen. Die Engländer begannen mit der Eroberung von Pondichery (**1778**). Hyder Ali's Heer war jetzt von franzöſiſchen Abenteurern mehr nach europäiſcher Weiſe disciplinirt und commandirt. Mit einer ungeheuern Armee überſchwemmte er (**1780**) Karnatik. Ein anderes Corps griff die Beſitzungen der Engländer in Malabar an, und die Mahratten fielen in Cuttack ein. Ein engliſches Detachement wurde von Hyder Ali gefangen und dieſer nahm Arcot. Die Engländer ſchickten von Bengalen aus Hilfstruppen, ſie gewannen eine Schlacht gegen Hyder Ali, verloren aber kurz darauf eine andere (**1781**); dazu kamen bedeutende Hilfstruppen aus Frankreich, welche ſich ſogleich mit Hyder Ali in Verbindung ſetzten (**1782**). Die engliſche Herrſchaft in Indien war in der größten Gefahr. Da ſtarb Hyder Ali (**1782**) und ſein Sohn Tippoo Saheb war weit entfernt. Im J. **1783** kam die Nachricht, daß Friede zwiſchen den Engländern und Franzoſen in Europa geſchloſſen ſei, und in Folge davon ſtellten beide Nationen auch in Indien alle Feindſeligkeiten ein. Während deſſen waren ſchon lange Verhandlungen mit den Mahratten im Gange, welchen ebenfalls **1783** ein Friede folgte, in welchem bedungen ward, daß Tippoo Saheb genöthigt werden ſolle, ſeine Eroberungen gegen die Engländer wieder zurückzuerſtatten. Den Mahratten wurden ebenfalls von den Engländern alle Eroberungen zurückerſtattet. Im J. **1784** folgte auch ein Friede mit Tippoo Saheb,

78) Vgl. *Duff*, History of the Mahrattas II, 222—253. 79) a. a. O. I, 436. 80) So Duff, a. a. O. II, 264, anders Mill III, 432.

Digitized by Google

in welchem die wechſelſeitigen Eroberungen zurückerſtattet wurden. So hatten die Engländer ihre gefährlichſte Lage ohne Verluſt überwunden [81]).

Im J. 1784 wurde durch Parlamentsbeſchluß eine bedeutende Änderung in der Conſtitution der Compagnie vorgenommen, welche den Einfluß der Krone ſehr vermehrte. Es wurde ein board of control errichtet, beſtehend aus ſechs Mitgliedern des geheimen Raths (privy council) mit einem Staatsſecretair an der Spitze. Dieſe, vom König an- und abſetzbar, erhielten die Oberaufſicht über die Staats-, Militair- und Revenüenangelegenheiten der Compagnie. Aus dem court of Directors wurde noch eine geheime Committee ausgeſchieden. Der König erhielt das Recht, jeden Beamten in Indien abzuſetzen ꝛc. [82]).

Im J. 1785 wurden die indiſchen Beſitzungen endlich nach unſäglichen Bedrückungen von Haſtings' Verwaltung befreit. Macpherſon war zunächſt ſein Nachfolger. Seine Aufmerkſamkeit nahm vor allem der Mahrattenhäuptling Mahadaji Sindia in Anſpruch. Dieſer hatte, obgleich illegitimer Sohn von Ranoji Sindia, deſſen Erbland in Malwa (1769) in Beſitz erhalten, da keine legitimen Erben deſſelben exiſtirten. Seit der Zeit nahm er an den bedeutendſten Vorgängen in Indien Antheil und wußte für ſich ſtets Gewinn daraus zu ziehen. Der Kaiſer von Delhy ſtand ſeit 1776 vollſtändig unter Nujib Khan, welcher ſeit dem Rückzuge der Mahratten von Delhy (1773) nach mancherlei Kämpfen und Intriguen ſich in dieſer hohen Stellung vollſtändig feſtgeſetzt hatte. Im J. 1782 ſtarb er, und ſein adoptirter Sohn Afraſiab Khan folgte ihm in ſeinen Würden, welche er auch mit kurzer Unterbrechung ſich zu erhalten wußte, während der Kaiſer ſtets danach ſtrebte, ſich von ihm zu befreien. Im J. 1784 entfloh des Kaiſers Sohn und warf ſich den Engländern in die Arme, konnte jedoch keinen Beiſtand gegen Afraſiab von ihnen erhalten. Dieſer aber fürchtete in Folge dieſer Flucht für ſeine Stellung und wandte ſich an Mahadaji Sindia. Dieſer marſchirte ſogleich nach Agra. Afraſiab wurde ermordet, und dieſer Zufall, an welchem Mahadaji jedoch entſchieden keinen Antheil hatte, gab die ganze Macht von Delhi in Sindia's Hände. Er erhielt vom Kaiſer das Commando ſeiner Heere für ſich; der Peiſhwa wurde erſter Stellvertreter des Kaiſers und Sindia Stellvertreter des Peiſhwa. Er legte nun in die Hauptpunkte mahrattiſche Garniſonen (1785). Im Dekhan war indeſſen ein Krieg zwiſchen Tippoo Saheb und den Mahratten ausgebrochen, welcher, obgleich von den Mahratten nicht ſehr glücklich geführt, doch 1787 mit einem für ſie vortheilhaften Frieden ſchloß, weil Tippoo eine Verbindung der Engländer und Nizam Ali's mit den Mahratten fürchtete, welche in der That durch den neuangekommenen Governor-general, Lord Cornwallis (ſeit 1786) vorbereitet ward. Sindia hatte indeſſen durch unpolitiſches Betragen in ſeiner hohen Stellung in Hinduſtan ſowol die Muhammedaniſchen Häuptlinge, als die Rajputen, aufgeregt. Er unterlag in mehren Schlachten. Der Kaiſer Shah Aulum ward entthront und ſein Sohn als Kaiſer proclamirt. Endlich aber gewann Sindia wieder die Oberhand. Sein Heer zog wieder (1788) in Delhy ein, und ſetzte den Kaiſer, welcher nun ſeinen Sohn umbringen ließ, wieder auf den Thron (1789), wodurch Sindia ſeine frühere Stellung von Neuem einnahm.

Indeſſen kam der Bruch der Europäer mit Tippoo Saheb immer näher. Dieſer griff den König von Travancore am Südweſtende Indiens an, war aber nicht glücklich (1789). Die Engländer hatten dem Könige Schutz verſprochen, und betrachteten dieſen Angriff als eine Kriegserklärung. Mit ihnen waren im Bündniß gegen Tippoo der Peiſhwa und Nizam Ali. Der Krieg dauerte bis Anfangs 1792; er wurde zuerſt mit abwechſelndem Glücke geführt, bis Cornwallis ſelbſt das Commando übernahm, und unter den Mauern der Hauptſtadt von Myſore, Seringapatam, der Friede zu Stande kam. Tippoo Saheb mußte faſt die Hälfte ſeiner Einkünfte — d. h. ſeines Landes — an die drei alliirten Mächte abtreten, wodurch jede eine halbe Million Pfund Sterling erhielt. Die Engländer erhielten Territorien an der Weſtgrenze Karnatiks, Tippoo's tributaire Territorien in Malabar und den Diſtrict Dindigul (nördlich von Madura).

Kurz nachher, als von Neuem der Krieg zwiſchen England und Frankreich ausbrach, wurden auch der letzteren Beſitzungen in Indien, welche früher wieder (1785) reſtituirt waren, von Neuem von den Engländern erobert. Im folgenden Jahre (1794) ſtarb Mahadaji Sindia, welcher, obgleich er mehrfachen Widerſtand — insbeſondere auch von Seiten des Peiſhwa und Tukaji Holkar's — fand, doch bis zu ſeinem Tode eine ungeheuere Macht nicht allein erhielt, ſondern noch immer vermehrte, und wenn ihn der Tod nicht weggerafft hätte, auch im Dekhan feſtgeſtellt haben würde. Er hinterließ keine männliche Nachkommenſchaft; allein er hatte den Sohn eines ſeiner Brudersſöhne adoptirt, Doulut Rao Sindia, und dieſer ward, 15 Jahre alt, Erbe ſeines großen Reiches. Sogleich nach Sindia's Tode kam es zu einem Kriege zwiſchen Nizam Ali und den Mahratten, bei welchem die Engländer (Shore war ſeit 1793 Generalgouverneur) ruhige Zuſchauer blieben; Nizam Ali mußte ſich zu ſchweren Zugeſtändniſſen verſtehen (1795). Kurze Zeit darauf ſtarb der Peiſhwa (1796) und gab Veranlaſſung zu einer Menge innerer Unruhen in dem Mahrattenlande.

Indeſſen hatte bei den Engländern die Furcht vor Tippoo Saheb wieder zugenommen. Er war mit den Franzoſen auf Isle de France in Verbindung getreten. Im J. 1798 kam der Marquis von Wellesley als Generalgouverneur nach Calcutta. Er faßte ſogleich den Entſchluß, den Krieg herbeizuführen, noch ehe Tippoo Saheb hinlänglich vorbereitet wäre, insbeſondere da eine Verbindung deſſelben mit den ſchon wieder etwas beruhigten Mahratten zu fürchten ſtand. In den dem Kriege vorausgehenden Verhandlungen wurde von bei-

81) Von dieſer Zeit an tritt zu den Hauptwerken über die indiſche Geſchichte: *Malcolm*, The political history of India from 1784 to 1823. Two Voll. (Lond. 1826). 82) Vgl. *Mill*, IV, 487 sq. *Malcolm*, I, 43 sq.

den Seiten eine friedliche Sprache geführt; aber je nachgiebiger ſich Tippoo Saheb zeigte, deſto höher ſpannte der Generalgouverneur ſeine Foderungen. Tippoo Saheb's Untergang war bei ihm beſchloſſen, und für die vollſtändige Sicherung der engliſchen Beſitzungen in Indien wol auch nothwendig. Denn ſeinem Haß gegen die Engländer würde es doch noch gelungen ſein, eine allgemeine Verbindung gegen ſie zu Stande zu bringen, welche einen gefahrvollen Krieg herbeigeführt hätte. Eine der bedeutendſten Armeen wurde 1799 gegen Tippoo Saheb ins Feld geſtellt und fand tapfern Widerſtand. Dennoch ward Seringapatam noch in demſelben Jahre erobert und Tippoo Saheb fiel ſelbſt beim Sturm. Sein Reich ward getheilt; ein Theil ward dem engliſchen Bundesgenoſſen Nizam Ali, ein anderer den Mahratten gegeben. Da mit letzteren jedoch kein Tractat zu Stande kam, ſo wurde es ſpäter zwiſchen Nizam Ali und den Engländern getheilt. Einen bedeutenderen Theil erhielten die Engländer und der Reſt blieb als Königreich Myſore. Zum König ward ein Nachkomme der alten Hindukönige von Myſore gemacht, natürlich unter Bedingungen, welche ihm kaum einen Schatten von Unabhängigkeit ließen.

Die Jahre 1800 und 1801 waren durch bedeutende Gewaltthätigkeiten bezeichnet. Der Vezier, Vicekönig von Oude, wurde faſt aller ſeiner Staaten beraubt, und der König von Tanjore, ſowie die Nabobs von Surat und Arcot, letzterer der älteſte Bundesgenoſſe der Engländer, entthront; die Fürſten behielten ihre Titel und bekamen Penſionen. Zu dieſem Ziele waren die Engländer dadurch gelangt, daß ſie den Fürſten zuerſt Subſidientruppen gaben, und ſie dann bewogen, ihre ganze militairiſche Macht in ihre Hände zu legen. Seit 1798 hatten ſie ſich beſtrebt, auf ähnliche Weiſe auch den Peiſchwa in Abhängigkeit zu bringen. Vier Jahre hindurch war ihr Streben vergeblich. Im J. 1802 erſchien die günſtige Gelegenheit.

Im Staate der Mahratten waren die bedeutendſten innern Streitigkeiten, insbeſondere zwiſchen dem Peiſchwa und Sindia. Doch hatte letzterer die Oberhand; allein es erhob ſich ein bedeutender Gegner in Jeswunt Rao Holkar gegen ihn; Sindia hatte zwar in einem Streite, welcher über die Erbfolge (1797) entſtanden war, ihn mit ſeinem damals noch lebenden Bruder, welcher zuerſt gefolgt war, beſiegt; allein Jeswunt Rao war glücklich entflohen; ſchnell wußte er einen Haufen Abenteurer zuſammenzubringen, mit welchem er Malwa plünderte; er wurde als Verweſer des Erbtheils ſeines Neffen anerkannt und führte den Krieg gegen Sindia im Ganzen glücklich. Ein bedeutender Sieg ſetzte ihn 1802 in Beſitz von Puna. Der Peiſchwa, deſſen Beſitzungen Holkar nicht geſchont hatte, und welcher einſah, daß, wenn Holkar ſiegte, er nur den Herrn wechſeln würde, flüchtete, und zeigte zugleich den Engländern ſeine Willfährigkeit an, einen Subſidientractat zu ſchließen, kraft deſſen er engliſche Truppen für beſtändig in ſeine Territorien aufnehmen und zu ihrer Unterhaltung einen Diſtrict anweiſen wollte und den Engländern bedeutende Vortheile einräumte [83]). Sindia misbilligte dieſen Tractat natürlich, doch wagte er ſich nicht offen zu erklären. Die Engländer zogen nach Puna und ſetzten den Peiſchwa wieder ein. Holkar zog ſich nach Malwa zurück. Sogleich begann der Krieg der Engländer gegen Sindia und ſeinen Bundesgenoſſen, den König von Berar, in welchem Arthur Wellesley (ſpäter Herzog von Wellington) commandirte, und Sindia ſchlug. Zugleich rückte ein engliſches Heer in das eigentliche Hinduſtan ein, und ſchlug Sindia's Heer bei Delhi. Es zog in die Hauptſtadt des Reichs und nahm den alten Kaiſer Shah Aulum in britiſchen Schutz. Eine dritte Abtheilung der Engländer war in Cuttack eingerückt und ebenfalls in ſeinen Operationen glücklich. Dieſe Unglücksfälle nöthigten Sindia zum Frieden. Darin mußte er ſeine Beſitzungen zwiſchen der Jamuna und dem Ganges und alles nördlich von Jeypoor, Joudpoor und Gohud abtreten, ausgenommen das Land zwiſchen Jeypoor und Joudpoor. Im Süden trat er Ahmednuggur Beroach und den Landſtrich zwiſchen den Ajunta-Ghats und dem Godavery ab. Endlich entſagte er allen Anſprüchen an den Kaiſer, den Peiſchwa und die Bundesgenoſſen der Engländer 2c. [84]). Später (1804) ging er auch einen Subſidientractat ein, jedoch mit der Bedingung, daß die engliſchen Truppen nur an ſeiner Grenze, nicht in ſeinem Gebiete eine Stellung einnähmen. Sindia's Bundesgenoſſe, der König von Berar, war ſchon gleich zu Anfange des Feldzuges zu einem Tractat gezwungen, in welchem er Cuttack und anderes abtrat [85]). Die Vortheile, welche die Engländer durch dieſen Feldzug erwarben, gehören zu den bedeutendſten, und dehnten ihre unmittelbare und mittelbare Herrſchaft in Indien um vieles weiter aus [86]).

Gleich nach Vernichtung der Macht des Sindia dachten die Engländer daran, ſeinen Rivalen Holkar, welchen ſie früher ſich ruhig hatten zurückziehen laſſen, zu demüthigen. Sindia wollte ihn bei Anfang ſeines Krieges zum Bundesgenoſſen; allein Holkar fürchtete, daß, im Falle er Sindia zum Siege verhelfe, dieſer ſogleich ihn ſelbſt vernichten würde. Er glaubte auch nicht, daß der Krieg ſo ſchnell zu Ende gehen würde. Als er die Nothwendigkeit einſah, Sindia gegen Indiens Hauptfeind zu unterſtützen, war dieſer ſchon zum Frieden gezwungen. Er fühlte, daß nun die Reihe an ihn kommen würde. Er foderte Sindia auf, ſeinen Tractat zu brechen und ſich mit ihm zu vereinigen, was dieſer jedoch noch verweigerte. Die Verhandlungen der Engländer mit Holkar, welche dem Kriege vorhergingen (1804), dauerten nur kurze Zeit. Der Krieg wurde faſt mit wechſelndem Glück geführt; obgleich Holkar mehrmals beſiegt ward, erſchien er doch ſtets mit erneuerter Macht auf dem Schauplatze. Im J. 1805 verband ſich auch Sindia mit ihm, und die friedlichere Politik des in demſelben Jahre angekommenen Generalgouverneurs Cornwallis hatte auf die energiſche Betreibung des Krieges einigen

83) *Duff*, III, 225. Die Ausfertigung und Auswechſelung des Tractats verzog ſich bis 1803. 84) *Duff* III, 265. 85) *Malcolm* I, 265. 86) *Mill* VI, 452 sq.

nachtheiligen Einfluß. Dennoch war die Macht der Mahratten gebrochen. Zunächſt kam es zum Frieden mit Sindia (23. Nov. 1805). Dieſer erhielt Gualior und Gohud zurück; dagegen verzichtete er auf Penſionen, und einiges andere, was ihm im früheren Tractat zugeſichert war[87]). Holkar, auf ſeine Kräfte reducirt, warf ſich in das Penjab, um ſich mit den Sikhs und Afghanen zu vereinigen; aber die ſchnelle Verfolgung der Engländer nöthigte auch ihn zum Frieden (24. Dec. 1805). Er gab alle Rechte auf Plätze nördlich von Tſchumbul auf; alle Anſprüche auf Kunal, Bundelkund, an die britiſche Regierung und ihre Bundesgenoſſen ꝛc.[88]).

Vor ſeinem Abzange hatte Wellesley noch die Verhältniſſe der Engländer zu dem Kaiſer von Delhi (1804) geordnet. Er behielt eine Art nominelle Souverainität über die Stadt Delhi und deren nächſte Umgebung; das Ganze war aber in den Händen der engliſchen Reſidenten. Finanz- und Rechtsverwaltung geſchah im Namen des Kaiſers; ſeine Erbrechte auf größere Macht über Hinduſtan blieben natürlich unberückſichtigt. Wellesley hatte auch die eigentliche Politik der Engländer in Bezug auf die einheimiſchen Fürſten Indiens feſtgeſetzt. Sie beſtand darin, daß dieſe unabhängige Gewalt im Innern ihres Gebietes hatten und eine militairiſche Macht hielten, welche zu dieſem Zweck genügte. Gegen auswärtige Feinde ſchützten ſie die Engländer, hielten zu dieſem Zweck eine militairiſche Macht in deren Territorien, und waren mit der Gewalt bekleidet, ihre auswärtigen Verhältniſſe zu leiten. Wellesley's Nachfolger ſuchten mehrfach von dieſem Syſteme abzugehen, allein es drängte ſich nothwendig immer wieder von ſelbſt auf und bildet die Grundlage der Ausbreitung der engliſchen Macht über Indien. Man kann daher, ohne zu viel zu ſagen, behaupten, daß Wellesley England zum Herrſcher über Indien machte. Er faßte den großen Plan, engliſche Controlle vom Cap Comorin bis zum Meerbuſen von Cutch und von Cutch bis zu den Sewalikbergen feſtzuſtellen. Nur darin glaubte er eine Sicherheit gegen die Invaſion einer auswärtigen Macht — damals fürchtete man die Franzoſen — und gegen Kriege mit den einheimiſchen Fürſten zu erlangen.

In den beiden Hauptmahrattenſtaaten folgten dem Frieden mit den Engländern bald innere Unruhen. Holkar wurde wahnſinnig (1808) und ſtarb im Wahnſinn (1811). Während deſſen und ſpäter für ſeinen vierjährigen Nachfolger führte eine Regentſchaft die Regierung, wo ſich denn die gewöhnlichen Factionen bildeten. Sindia war in den größten Geldverlegenheiten. Er mußte, wie Holkar ſchon früher gethan, die meiſten ſeiner Truppen entlaſſen, und dieſe löſten ſich in plündernde und mordende Banden auf. Eine beſondere Claſſe von derartigen Freibeutern bildeten die Pindaries; mit den Mahrattenheeren waren ſie aus dem Dekhan gekommen, am Nerbuddah angeſiedelt und hatten ihre Landſtriche erweitert[89]). Zuerſt beſchränkten ſie ihre Räubereien auf die nächſten Umgebungen; als dieſe aber ausgeſogen waren, drangen ſie bis in die Länder des Peishwa und Nizam. Allgemeine Verwirrung herrſchte in Centralindien. Ohne daß Krieg war, kam es zu blutigen Kämpfen zwiſchen den Truppen der Radſchputen, Holkar's, Sindia's und der Pindaries. Ein Angriff des Regenten in Holkar's Staat auf den König von Berar wurde durch die Intereeſſion der Engländer zurückgewieſen. Indeſſen hatte im Penjab die Macht des Königs von Lahore, Runjit Singh, angefangen, ſich zu heben. Runjit Singh[90]) war ſeinem Vater, einem Chef einer der 12 Conföderationen, in welche die Sikhs ſich politiſch ſpalteten, im J. 1792, 12 Jahre alt, gefolgt. Im 17. Jahre entzog er ſich der Regentſchaft und übernahm die Regierung ſelbſt. Schlau und thätig wußte er jeden Umſtand zu ſeiner Vergrößerung zu benutzen. Den Grund zu ſeiner ſpätern Macht legte er dadurch, daß er vom Shah der Afghanen, welchem, wie früher bemerkt, das Penjab gehörte, Lahore erhielt. Als bedeutende innere Unruhen die Macht der Afghanen zu zerrütten begannen, ſetzte er ſich in Beſitz aller ihrer Territorien diesſeit des Indus (1804). So war er ſchon beiweitem der mächtigſte unter den Sikhs-Häuptlingen, und ſtrebte jetzt danach, ſich dieſe ſämmtlich zu unterwerfen. Im Penjab wurde ihm dies nicht ſo ſchwer. Er miſchte ſich aber nun ſelbſt in die Händel der Sikhs-Chef im Süden des Sutluj, allein mit dieſen ſchloſſen die Engländer Schutzverträge, und nahmen eine militairiſche Poſition in Ludiana ein, wodurch der Ausdehnung von Runjit Singh's Herrſchaft der Sutluj als Grenze geſetzt ward (1808).

Streitigkeiten erhoben ſich auch zwiſchen den Ghurkas, welche die Herrſchaft in Nepal beſitzen, und den Engländern. Jene hatten räuberiſche Einbrüche in den Provinzen Gorruckpur und Sarun gemacht. Im J. 1806 war der Kaiſer Shah Aulum geſtorben, und ihm folgte Akbur Shah. Im J. 1813 verließ Lord Minto Indien, welcher ſeit 1807 Generalgouverneur geweſen war. Seine Regierung war eine der friedlichſten. Allein der Zuſtand, welcher in Indien eingetreten war, zeigte, daß das Syſtem der Neutralität, welches Cornwallis eingeführt hatte, und unter ſeinen Nachfolgern, mit einigen Ausnahmen, aufrecht blieb, unhaltbar ſei. Der Marquis von Haſtings war ſein Nachfolger als Generalgouverneur und Commandeur en Chef. Die Räubereien der Ghurkas, die Erweiterung des Reiches von Nepal bis zu den Grenzen der engliſchen Beſitzungen, derer des Nabobs von Oude und der unter engliſchem Schutze ſtehenden Sikhs-Häuptlinge führten zunächſt zu fruchtloſen Unterhandlungen und 1814 zum Kriege. Der Krieg wurde zuerſt nicht glücklich von

87) *Mill* VI, 537. *Duff* III, 307. *Malcolm* I, 357 fg.

88) *Mill* VI, 538. *Duff* III, 309. *Malcolm* I, 368. Mit dieſem Jahre ſchließe Mill's Geſchichte.

89) Eine ſchöne und grauenvolle Schilderung ihrer Verhältniſſe unter ſich und ihres Verfahrens gibt *Duff* III, 327.

90) Das Hauptwerk über ihn, ſowie über die Sikhs iſt: Origin of the Sikh Power in the Punjab and the political life of Maharaja Runjeet Singh with an account of the present condition etc. of the Sikhs; by *Henry Prinsep* (Calcutta 1834). Leider iſt mir dieſes Werk nicht zugänglich; ich kenne es nur aus Asiat. Journ. 1836. T. XVI. p. 153 fg. Vgl. Journ. Asiatique. 1839. p. 79–92.



Digitized by Google

den Engländern geführt; allein ſpäter wandte ſich das Glück und die Nepaleſen wurden 1815 zum Frieden gezwungen [91]). Sie mußten das Hügelland weſtlich von Gogra und die Ebenen zwiſchen Bengalen und Nepal abtreten. Jetzt drohten die Einfälle der Pindaries zu einem Kriege zu führen. Der Gouverneur traf alle Vorbereitungen dazu. Der Tod des Königs von Berar und Zweifel über die Erbfolge führte endlich zu dem langerſehnten Subſidienvertrag mit dieſem Staate (1816). Dagegen begannen Bewegungen am Hofe des Peiſhwa, welche mit Krieg drohten. Hier war Trimbukji Dinglia mit der Schnelligkeit, wie man an den despotiſchen Höfen des Orients ſich aus den niedrigſten Stellungen erhebt, zum erſten Miniſter emporgehoben (1814), und ſeit dieſem Augenblicke änderte der Peiſhwa Ton und Betragen gegen die Engländer, gegen die er ſich bis dahin höchſt friedfertig benommen hatte. Streitigkeiten häuſten ſich auf Streitigkeiten, insbeſondere in Beziehung auf den Guicowar, König von Baroda, welchen der Peiſhwa als einen von ſich abhängigen Fürſten betrachtete, während die Engländer ihn als unabhängig anſahen und ſchützten. Die Verhandlungen mit ihm endeten mit einem Morde des Miniſters des Guicowar's. Man klagte Trimbukji deshalb an, und der Peiſhwa mußte ihn den Engländern ausliefern; allein es gelang ihm, aus ſeinem Gefängniſſe zu entfliehen, und in die Berggegenden zu entkommen. Der Peiſhwa unterſtützte ihn heimlich auf alle Weiſe und unterhandelte mit Sindia, Holkar, dem Könige von Berar, den Pindaries und andern, um eine große Verbindung gegen die Engländer zu Stande zu bringen (1817). Allein die Engländer ahneten ſeine feindlichen Abſichten, und wußten ſeine Verbindung mit Trimbukji. Sie nöthigten ihn mit Gewalt (durch Umringung von Puna) zur Unterzeichnung eines Tractats, in welchem er die Mahrattenconföderation — denn die verſchiedenen Mahrattenfürſten betrachteten ihn, obgleich nur nominell, noch immer als ihr Haupt — auflöſen, Trimbukji für einen Rebellen erklären, ſeine Anſprüche auf den Guicowar aufgeben und Ahmednuggur, ſowie alle ſeine perſönlichen Beſitzungen in Malwa und Hinduſtan der Compagnie abtreten mußte.

Der Marquis von Haſtings glaubte ſich jetzt hinlänglich vorbereitet, um die Pindaries und das ganze Räuber- und Plünderungsſyſtem in Centralindien auszurotten. Es war jedoch vorauszuſehen, daß die Mahrattenhäuptlinge dieſer Gegend leicht in dieſen Krieg gegen die Engländer ſich mit verflechten würden. Daher ward eine Armee ins Feld geſtellt, welche nicht blos den nächſten Zweck, ſondern auch jedem Hinderniſſe die Spitze zu bieten vermöchte.

Die engliſchen Truppen rückten vor und zwangen zunächſt Sindia zu einem Tractat, durch welchen er ſeine Mitwirkung bei der Ausrottung der Pindaries verſprach, und Garantien dafür geben mußte. Er war in eine ſo misliche Lage gebracht, daß er nur zwiſchen Unterzeichnung deſſelben oder unmittelbarem Sturz die Wahl hatte (Nov. 1817). Indeſſen begann der Krieg gegen die Pindaries; zugleich warf der Peiſhwa die Maske ab und griff die Engländer an, allein bis Mitte Januar 1818 war ſeine ganze Macht faſt vernichtet, und er ſelbſt mußte von Ort zu Ort flüchten. Um dieſelbe Zeit, wo der Peiſhwa losgebrochen war, griff auch der König von Berar, welchen die Engländer eingeſetzt hatten, verrätheriſch ihre Truppen an. Sein Verrath mislang, und er mußte ſich ſelbſt den Engländern ergeben (December 1817). Er wurde zwar wieder als König eingeſetzt, mußte aber zulaſſen, daß ſein ganzes Territorium militairiſch beſetzt ward, und ein bedeutendes Gebiet zum Unterhalte dieſer Macht einräumen. Allein er begann neuen Verrath, oder wurde wenigſtens beſchuldigt, ihn begonnen zu haben; der engliſche Reſident ließ ihn daher gefangen nehmen und ſetzte einen Enkel des frühern Königs auf den Thron, in deſſen Namen der Reſident das ganze Territorium beherrſchte (März 1818). Im November 1817 begannen die Operationen gegen die Pindaries; dieſe wurden allenthalben vernichtet; ein Führer wurde in Holkar's Lager aufgenommen, wo zwei Parteien beſtanden. Die Kriegspartei erhielt die Oberhand; allein Holkar's Heer wurde geſchlagen. In Folge davon mußte er in einem Vertrage mehre Ceſſionen machen und in ein Defenſiv- und Offenſivbündniß mit den Engländern treten (Januar 1818). Der letzte Führer der Pindaries, ein Mann von ausgezeichneten Gaben und einer beſſern Sache werth, wurde nach und nach alles ſeines Gefolges beraubt und allein fliehend von einem Tiger gefreſſen. Die Pindaries ſelbſt, welche nicht vernichtet waren, zerſtreuten ſich unter der übrigen Bevölkerung.

Die Verfolgung des Peiſhwa dauerte indeſſen fort. Dieſer ſah ſich endlich genöthigt, ſich zu ergeben (Jun. 1818); er wurde entſetzt und mußte ſich fügen, eine ihm verwilligte Penſion in den britiſchen Beſitzungen in Bengalen zu genießen. Ein Nachkomme des Sevaji wurde auf den Thron von Satara geſetzt, die ganze Anordnung und Regierung des Landes aber in die Hände des engliſchen Reſidenten gelegt [92]); doch war das ihm reſervirte Reich nur ein kleiner Theil der Beſitzungen des Peiſhwa. Den größten Theil nahmen die Engländer in unmittelbaren Beſitz.

Von Kutſch aus waren häufig räuberiſche Haufen in Guzerate eingefallen; zugleich wurde Kutſch ſelbſt von den Amirs von Sinde bedroht. Beides bewog die Engländer, dort feſten Fuß zu faſſen. Schon 1815 war eine engliſche Armee hingeſandt, welche zwar die Brunnen vergiftet, aber eben keinen bewaffneten Widerſtand fand. Der König von Kutſch mußte einige Ceſſionen machen, und ſich für das gute Verhalten ſeiner Unterthanen verbürgen; auch begannen die Engländer ihre ehrenwerthen Beſtrebungen, dem Morde von Kindern weiblichen Geſchlechts, welcher ſeit alter Zeit hier in Gebrauch war, Einhalt zu thun. Im J. 1818 boten innere Streitigkeiten die Gelegenheit zu einem Subſidienvertrage.

91) Vgl. auch Ritter, Aſien. II, 514.

92) The Company charged itself with the defence of his territory, which for a time was to be governed under an agent of that government, until the Raja and his people were made acquainted with business (*Duff* III, 492).

Digitized by Google

Im J. 1819 verwandelte der Vezier von Oude ſeinen Titel in den königlichen, Padſhah. Dieſer Titel war ein überaus leerer Schall. Denn er war einer der allerabhängigſten Fürſten.

Dagegen hob ſich die Macht Runjit Singh's immer mehr. Er hatte die Klugheit, während ſeiner ganzen Regierung es nie zu einem feindlichen Zuſammentreffen mit den Engländern kommen zu laſſen. Er wandte ſeine Eroberungsplane nach andern Seiten. Er warf ſich auf die ſich ſelbſt zerfleiſchenden Afghanen (1819), Kaſchmir (1819) und Multan (1818). Als Haupt der 12 Conföderationen der Sikhs war er ſchon ſeit 1811 anerkannt [93]).

Im J. 1823 verließ Lord Haſtings Indien, nachdem er die engliſche Suprematie auf eine Weiſe in dem ganzen Umfange von Vorderindien — mit Ausnahme von Runjit Singh's Reiche, Sindia und einigen unbedeutenderen Staaten — ſo feſtgeſtellt hatte, daß jede feindliche Bewegung fortan kein Krieg, ſondern nur Empörung ſein konnte. In Vorderindien, welches uns jetzt allein beſchäftigt, war der Mahrattenkrieg (1818) der letzte, und nachdem das ganze Land beruhigt war, herrſcht ein Friede in Vorderindien, wie ihn dieſes unglückſelige Land ſeit gewiß 900 Jahren nicht gekannt hat. Die auf Haſtings zunächſt folgenden Gouverneure Lord Amherſt (1823—1828), Lord W. Bentinck (1828—1835), bieten daher für den hier zu gebenden Abriß der Geſchichte Vorderindiens nichts beſonders Bemerkenswerthes dar [94]). Daß es in einem ſo ungeheuern Reiche nicht an Aufſtänden und Unruhen fehlen kann, zumal da die ganze Bevölkerung den Engländern feindlich geſinnt iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Eine bedeutendere Kraftanſtrengung führte der Aufſtand eines Fürſten in Bhurtpore (in Matchery [27° 17′ n. Br., 77° 13′ ö. L.]) herbei, welcher ſich mit Gewalt der Regierung bemächtigt hatte, indem er ſich in Beſitz des eigentlichen Königs ſetzte. Die feſte Burg deſſelben trotzte einem engliſchen Heere von 25,000 Mann gegen vier Wochen, und ganz Indien war ſchon in Spannung. Die Veränderung in Beziehung auf die Verhältniſſe zu den einheimiſchen Königen wurden wol im Einzelnen, aber nicht im Weſentlichen geändert.

Im J. 1834 waren die politiſchen Verhältniſſe von Vorderindien folgende:

I. Die engliſchen Beſitzungen zerfallen in vier Abtheilungen: 1) Präſidentſchaft Bengalen; 2) Lieutenantſchaft Agra (früher zu der Präſidentſchaft Bengalen gehörig); 3) Präſidentſchaft Madras; 4) Präſidentſchaft Bombai. Dieſe vier Abtheilungen nehmen einen Flächeninhalt von 514,190 engliſchen □Meilen ein, mit einer Bevölkerung von wenigſtens 100,000,000 Seelen [95]).

In dieſem Gebiete ſind die Staaten einer Menge Fürſten inbegriffen, welche im Laufe der Entwickelung der engliſchen Macht ganz und gar den Engländern anheimfielen, während die früheren Fürſten auf Penſion geſetzt wurden. Dieſe Fürſten heißen Stipendiary Princes. Folgendes iſt eine Tabelle derſelben, zugleich mit Angabe der Zeit der Abſchließung des Penſionvertrags und der Größe der Penſion [96]).

| Zeit des Vertrags. | Titel der Fürſten. | Betrag der Penſion in Rupien. |
|---|---|---|
| 1803 | Kaiſer von Delhi . . . . . . . | 1,500,000 |
| 1801 | Subhadar von Karnatik . . . . | 1,165,400 |
| — | Familien der frühern Subhadars | 900,000 |
| 1798 | König von Tanjore . . . . . . | 1,183,400 |
| 1770 | Subhadar von Bengalen . . . | 1,600,000 |
| — | Familien der frühern Subhadars | 900,000 |
| 1795 | König von Benares . . . . . . | 143,000 |
| 1799 | Familien von Hyder Ali und Tippu Saheb . . . . . . . . | 639,549 |
| 1799 | Könige von Malabar . . . . . | 250,000 |
| 1818 | Raji Row . . . . } Peiſhwa-Familie. | 800,000 |
| 1818 | Chimnaji Appah . } Peiſhwa-Familie. | 200,000 |
| 1803 | Vinaik Rao . . . } Peiſhwa-Familie. | 750,000 |
| 1803 | Zulfikur Ali . . . } Peiſhwa-Familie. | 400,000 |
| 1806 | Himmut Bahadar's Nachkommen . . . . . . . . . . . . | 60,000 |
| 1818 | Vinaik Rao und Situ Bai . . | 250,000 |
| 1818 | Govind Rao von Calpy . . . . | 100,000 |
| 1771 | Nabob von Maſulipatam . . . | 50,000 |

Zuſammen 10,891,449 Rupien oder (2 Shilling = 1 Rupie) 1,089,144 Pf. St.

II. Faſt die Hälfte von Vorderindien beſitzt England in Kraft von Subſidiairverträgen. England verpflichtet ſich durch dieſe zum Schutze der ſo alliirten Fürſten gegen alle auswärtigen Feinde; die Fürſten dagegen unterwerfen ſich in allen auswärtigen Beziehungen der Entſcheidung der engliſchen Regierung. England liefert eine Militairmacht, und die Fürſten treten ein Territorium zum Unterhalte derſelben ab; zugleich verpflichten ſie ſich, ein beſtimmtes Contingent zu unterhalten, um die Engländer nöthigenfalls zu unterſtützen. In die innern Angelegenheiten miſcht ſich England nicht, behält ſich aber das Recht vor, in dringenden Fällen alle Hilfsquellen des alliirten Staates in Anſpruch zu nehmen. Die Subſidientruppen ſind verpflichtet, die legale Nachfolge aufrecht zu halten, dürfen aber nicht bei Streitigkeiten zwiſchen dem Haupt der Regierung und deren Zemindars (Edlen) gebraucht werden. Dieſe Staaten heißen Subsidiary States.

93) Vgl. S. 153. 94) Ich bemerke übrigens, daß für die Geſchichte der indiſchen Beſitzungen von 1823 an kein zuſammenhängendes Werk bis jetzt exiſtirt; Montgomery Martin (History of the british colonies. T. I.) geht zwar bis 1835, behandelt die Geſchichte aber zu kurz. 95) Montgomery Martin a. a. O. S. 165 fg.

96) a. a. O. S. 43.



Digitized by Google

In ſolchen Verhältniſſen ſtehen folgende Fürſten. Die Tabelle gibt zugleich die Bevölkerung und den Flächeninhalt ihrer Staaten (letztere in engliſchen □Meilen); die Zeit des erſten Vertrags, die des Subſidienvertrags, die Anzahl der Subſidientruppen, die Einkünfte des Subſidienterritoriums, die darauf ruhenden Laſten für die übrigen Bedürfniſſe des Staates und den reinen Betrag der Subſidienrevenue.

| Fürſten und ihre Hauptſtädte. | Bevölkerung. | Areal. | Zeit des erſten Vertrags. | Zeit des Subſidienvertrags. | Subſidientruppen. | | Ganze Einnahme. | Laſten. | Reine Subſidienrevenue. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | Cavalerie. | Infanterie. | | | |
| | | | | | | | Pf. St. | Pf. St. | Pf. St. |
| König von Oude (Lucknow) . . . . . . . . | 6,000,000 | 25,300 | 1764 | 1773 | wenigſtens | 10,000 | 1,813,562 | 506,222 | 1,307,344 |
| Subhadar von Dekhan (Hyderabad) . . . . | 10,000,000 | 108,800 | 1766 | 1795 | 1000 | 8000 | 618,000 | 120,000 | 490,000 |
| Se. Hoheit der Gaekwar (Barode) . . . | 6,000,000 | 36,000 | 1773 | 1805 | 2000 | 4000 | 302,726 | 147,170 | 135,626 |
| Sindiah und andere (Gualior) . . . . . . | 4,000,000 | 42,400 | 1781 | 1803 | — | — | 2,398,104 | 836,825 | 1,561,278 |
| Holkar und andere (Indore) . . . . . . . . | | 17,600 | 1805 | 1817 | unbeſtimmt | unbeſtimmt | 273,574 | 87,299 (zusammen) | 420,995 (zusammen) |
| König von Nagpur (Nagpur) . . . . . . . . | 3,000,000 | 64,270 | 1779 | 1816 | „ | „ | 224,720 | | |
| Rao von Cutch (Bhuj) | | 6100 | 1816 | 1819 | — | eine Batterie | — | — | 32,400 |
| Raja von Myſore (Myſore) . . . . . . . . | 3,000,000 | 27,561 | 1759 | 1799 | unbeſtimmt | unbeſtimmt | — | — | 280,000 |
| Raja von Travancore (Travancore) . . . . | 1,000,000 (zusammen) | 6731 | 1784 | 1785 | — | 3 Batterien | — | — | 89,498 |
| Raja von Cochin (Cochin) | | 560 | 1791 | 1809 | — | eine Batterie | — | — | 22,857 |
| Zuſammen | | 279,620 | | | | | | | 4,339,994 |

Oude und Myſore ſollten eigentlich nicht hierher gerechnet werden, da jenes faſt ganz dem britiſchen Gouvernement unterworfen, und dieſes, wegen ſchlechter Regierung, direct unter die Verwaltung von Madras geſtellt iſt. Ebenſo wenig gehört Sindia hierher, da er faſt ganz unabhängig iſt.

Die Laſten ſchließen Revenueſammlung, politiſche und Gerichts-, ſowie Polizeiausgaben, Unterhaltung von Truppen für den innern Dienſt, Zoll, Münzen u. ſ. w. ein. Was nach Abzug dieſer Ausgaben übrig bleibt, dient zu dem Zwecke, für welchen das Territorium den Engländern abgetreten iſt, zur Unterhaltung des Subſidiencorps.

**III.** Außer dieſen gibt es eine Menge kleine Staaten, mit denen die Engländer in höchſt verſchiedenartigen Verträgen ſtehen; Hauptpunkte ſind jedoch in allen, daß ſie die Suprematie der Engländer anerkennen und ſich verpflichten, in keine politiſche Correſpondenz mit irgend einer fremden Macht zu treten, ohne Bewilligung der Engländer, denen die Regulirung ihrer politiſchen Differenzen übertragen iſt. In Beziehung auf ihre innern Angelegenheiten ſind ſie ganz unabhängig. Sie dürfen keinen Verbrechern Schutz verleihen und keine Europäer ohne engliſche Erlaubniß in ihren Dienſten haben. Subſidiarverträge ſind mit ihnen nicht geſchloſſen. Dieſe Staaten heißen Protected States. Es ſind:

1) Das Königreich Sikkim an der Nordoſtgrenze Indiens zwiſchen Bhutan, Nepal und Bengalen.

2) Die Sikhs- und Berghäuptlinge am linken Ufer des Sutluj.

3) Rajputenſtaaten: Bikkaner, Djeſulmer, Jeypor, Udepor, Judpor, Kotah, Bundy, Serowey, Kiſchengurh, Dowleah, Pertaubgurh, Dorrapor, Banswarra.

4) Staaten der Jats und anderer am rechten Ufer der Djumna: Bhurtpore, Matchery, Kerowlee.

5) Bundelahſtaaten: Samphtur, Jhanſi, Jaloun, Dorcha oder Tehri, Dutteah, Rewah.

6) In Malwa: Bhopal, Dhar, Dewar, Rutlaum, Silana, Narſinghur, Amjherra u. ſ. w.

7) Staaten in Guzerate: Pahlunpur, Rahdunpur, Rajpipla, Lunawara, Soonth u. ſ. w.

8) Staaten an der Malabarküſte: Satara, Sawunt Warri, Colapur, Colabha.

So waren 1834 in Vorderindien nur noch unabhängig:

Digitized by Google

1) Runjit Singh, König von Lahore, deſſen Reich ſich bis Kabul, Tatta und den Sutluj erſtreckte.

2) Der König von Nepal.

3) Sindiah (vgl. S. 156).

4) Der König von Dholapur, Barri und Rajagairha (früher von Gohud).

5) Die Amirs von Sinde.

Nach Bentinck's Reſignation wurde zuerſt Lord Heytesbury, der aber nicht nach Indien kam, und nach dem Sturze des Toryminiſteriums Lord Auckland zum Generalgouverneur ernannt. Die bisherigen Verhältniſſe in Indien ſelbſt wurden auch unter ihm bis jetzt (Anfangs 1840) nicht weſentlich geändert. Allein die Politik in Indien erhielt eine ganz neue Richtung. Wie die drohende Stellung Frankreichs nach und nach die Beſitznahme von Karnatik u. ſ. w. herbeiführte, ſo hat jetzt die drohende Stellung Rußlands die ganze Aufmerkſamkeit der engliſch-oſtindiſchen Politik auf die Länder, welche zunächſt im Weſten des Indus liegen, gezogen. Die ſeit langher (1811) in Afghaniſtan beſtehenden Erbſtreitigkeiten boten den Engländern auch hier Gelegenheit zur Einmiſchung. Um den Ruſſen hier jeden Einfluß abzuſchneiden, haben die Engländer 1838—1839 mit bewaffneter Macht und in Verbindung mit Runjit Singh den früher vertriebenen Shah Schudſcha wieder auf den Thron geſetzt, und laſſen dort ein Subſidiencorps; um ſich aber die Verbindung mit dieſen ſo weit entlegenen Ländern zu ſichern, ſind Verträge mit den Amirs von Sinde geſchloſſen, deren genauen Inhalt wir zwar noch nicht kennen, die ſie aber ohne Zweifel in einen bedeutenden Grad der Abhängigkeit von England verſetzen. Bis jetzt halten dieſe auch die Hauptpunkte in deren Gebiet beſetzt, und werden ſie ſicher nicht verlaſſen, ohne ſich hier vollſtändig feſtgeſetzt und geſichert zu haben. So iſt denn jetzt das engliſche Reich oder ſeine anerkannte Suprematie bis zu dem alten Kaukaſus, der natürlichen Grenze Indiens, wenn es vor fremden Einfällen ſicher ſein will, ausgedehnt. In einem freieren Verhältniſſe beſteht nur noch das Reich des Runjit Singh, allein es iſt jetzt von drei Seiten von den Engländern begrenzt und umringt, und der Gründer deſſelben, Runjit Singh, iſt während des Feldzuges gegen die Afghanen (1839) geſtorben. Sein Nachfolger ſcheint, manchen Andeutungen nach zu ſchließen, ſeines Vaters Talente nicht geerbt zu haben, und ſogar nur durch den Einfluß der Engländer ſicher zum Throne gelangt zu ſein. Schwerlich wird auch er längere Zeit dem Schickſale entgehen, in eine größere Abhängigkeit von der engliſchen Macht zu gerathen. Sein Schickſal wird auch über das der ſchon ſehr geſchwächten Ghurkas in Nepal entſcheiden, und in Kurzem werden wir die Engländer als Herren von Vorderindien erblicken in demſelben Umfange, wie es Aſoka beſaß und Samudragupta, und ſicher mit einer größeren Intenſität. So feindlich geſinnt bis jetzt die Bevölkerung den Engländeen iſt, ſo ſind doch, bei der Zerſtückelung in eine Maſſe von kleinen Fürſtenthümern, wol manche Aufſtände, aber keine gefährliche Folgen derſelben für die engliſche Herrſchaft von Indien aus für die nächſte und entferntere Zeit zu fürchten. Die Aufhebung der oſtindiſchen Compagnie als Handlungsgeſellſchaft (1834) wird nicht ohne Einfluß auf Indien bleiben. Doch zeigt ſich dieſer bis jetzt weniger.

Die Zukunft Indiens liegt jetzt zum allergrößten Theile in den Händen Englands. Der Gebrauch oder Misbrauch der ungeheuren Macht, welche ihnen das Schickſal in Indien übertragen hat, wird hier vom allerbedeutendſten Einfluſſe ſein. Es läßt ſich nicht wegleugnen, daß bei Erlangung der engliſchen Herrſchaft in Indien Misbräuche vorgekommen ſind, welche den dieſer Art politiſcher Ungerechtigkeiten entwöhnten Europäer empören. Allein es läßt ſich vieles zur Entſchuldigung derſelben ſagen; vielfach zwangen die Verhältniſſe gebieteriſch, wo wol ſelbſt den mit der Ausführung Beauftragten und Beauftragenden das Herz bluten mochte. Allein alle die Leiden, welche mit der engliſchen Beſitznahme Indiens in Verbindung ſtanden, reichen nicht im Entfernteſten an die, welche dieſes unglückliche Volk ſeit faſt tauſend Jahren faſt unausgeſetzt nicht bloß von ſeinen Eroberern, ſondern auch ſeinen Herrſchern, ſowol den fremdſtämmigen, als einheimiſchen zu erdulden hatte. Bis zur vollſtändigen Beruhigung des Landes werden — insbeſondere in Folge einer unausweichlich nothwendigen Maßregel, der Verwandlung aller mittelbar abhängigen Staaten in unmittelbar der engliſchen Regierung untergebene — noch manche Härten, insbeſondere gegen einzelne, nicht zu vermeiden ſein. Sie werden vorzüglich die Fürſtenhäuſer treffen; allein wer deren Geſchichte kennt, und weiß, wie ihre Macht für ſie weiter keinen Werth hat, als inſofern ſie ihnen die Mittel in die Hände liefert, Schätze zu erpreſſen und dieſe in ungezügelten Lüſten zu vergeuden, wird nicht mit ihnen, ſondern nur mit ihren verblendeten Anhängern Mitleid fühlen, obgleich auch deren Anhänglichkeit ſelten aus edleren Motiven fließt. Von der erleuchteten und wohlgeſinnten Partei, welche jetzt an der Spitze der engliſchen Regierung ſteht, darf man mit Sicherheit erwarten, daß ſie ſich jede ſtrengere Maßregel nur von der allerdringendſten Nothwendigkeit entpreſſen laſſen und die gebotene Strenge auf jede Weiſe zu lindern wiſſen werde. Was gegen die Gefühle einer höheren Humanität verbrochen ward, oder ſelbſt noch verbrochen werden wird, wird durch unverkümmert geſtatteten Genuß des unter engliſcher Herrſchaft Indien nach langer Zeit zu Theil gewordenen Friedens, der den nächſten politiſchen Aſpecten gemäß wol immer mehr befeſtigt werden wird, geſühnt werden können. Das indiſche Volk iſt der engliſchen Herrſchaft abgen igt; allein die Güter, welche ſie ihnen bieten kann, und bei wohlverſtandener Politik bieten wird, ſind im Stande, es ſo weit zu verſöhnen, als ſich ein Volk überhaupt in ſeinem eigenen Lande mit fremder Herrſchaft verſöhnen läßt.

Jeder, der es mit Indien redlich meint — ſelbſt der Inder, wenn er ſeine Geſchichte kennt — kann nur wünſchen, daß die engliſche Herrſchaft, ungeſtört von europäiſchen oder einheimiſchen Verſuchen, ſie zu ſtürzen, noch eine bedeutende Zeit in Indien fortdaure. So nur kann durch den Einfluß der männlichen engliſch-europäiſchen

Digitized by Google

Cultur der Charakter des indiſchen Volks, welcher insbeſondere durch den ſchnellen Wechſel der Herrſchaften — bei denen nur eine unſinnige Tyrannei ſtets ungeändert blieb — ſeinen Halt ganz verlor, dieſen wieder erlangen. Der Einfluß der hohen europäiſchen Cultur wird ſo nur — und nur durch die Vermittelung der Engländer, welche ſich bis jetzt als beſte Colonienerzieher bewieſen haben — die erſprießlichen Folgen in Indien haben, welche man ſich bei der Gelehrigkeit, Bildſamkeit und dem Geiſte des indiſchen Volkes mit Recht von ihm verſprechen darf. Allein man ſuche hier nichts zu übereilen; man darf der höheren Bildung an und für ſich den Kampf gegen die niedere überlaſſen, insbeſondere, wo ſich eine ſo entgegenkommende Empfänglichkeit findet, wie in Indien — während ein Aufdringen — wenn auch nur durch geiſtige Mittel — Widerſtand und Hartnäckigkeit hervorruft. Insbeſondere miſche man ſich nur inſoweit in die Religion, als man wahrhaft empörende Misbräuche durch alle diejenigen Mittel abzuſchaffen ſucht, deren Gebrauch in Bezug auf den Bildungszuſtand Indiens in richtigem Verhältniſſe ſteht. Die dadurch für die Anwendung der Mittel gezogene Grenze rückt zwar den vollſtändigen Erfolg etwas weiter hinaus, ſichert ihn aber deſto mehr. Vor Allem ſcheue man ſich, den Schein zu erregen, als ob man die Bevölkerung zum Chriſtenthume zu führen ſuche. Die ſeit mehr als drei Jahrhunderten fehlgeſchlagenen Verſuche hätten längſt die Überzeugung gewähren ſollen, daß Indien kein Boden für das Chriſtenthum iſt. Dieſes bildet weder eine hinlängliche Ähnlichkeit, noch einen ſo ganz entſchiedenen Gegenſatz zum Brahmathum, um entweder zu ſich hinüberzulocken, oder geiſtigen Kampf und Überzeugung hervorzurufen [97]). Wenn ſich einer der Regenten von Indien ſo ſehr von Vorurtheilen zu befreien wüßte, daß er der weitern Ausdehnung einer ihm fremden Religion in Indien friedlichen Vorſchub leiſtete, ſo wäre es der Buddhismus, welcher ganz aus dem beſſern Theile des indiſchen Charakters hervorgegangen, bei einiger Unterſtützung den Kampf mit dem ſeinem innerſten Kerne nach verdammungswürdigen Brahmathume wiederum beginnen, vielleicht mit einem geiſtigen Siege endigen, und dann zu einer höchſt befriedigenden Entfaltung des Charakters der indiſchen Nation führen könnte. Leider iſt aber der Buddhismus in Indien nur noch in ſehr wenigen Trümmern vorhanden, und dieſe ſind von dem Weſen des Brahmathums vielfach inficirt.

Allein wie ſich auch die Verhältniſſe im innern Leben Indiens geſtalten mögen, wenn es das Schickſal gut mit ihm meint, ſo wird ihm die Erziehung durch England und Europa überhaupt neue Kraft, neu ſich entfaltende Charakterſtärke verleihen, und es vielleicht einſt ſelbſtändig und fähig, ſeine Selbſtändigkeit zu behaupten, aus den Händen ſeines ihm jetzt dringend nothwendigen Vormundes hervorgehen laſſen.

### Geſtaltung und Form der Elemente des menſchlichen Lebens in Indien.

Das menſchliche Leben geſtaltet ſich concret, indem die allgemein-menſchlichen Elemente in einer concreten Form hervortreten. Das religiöſe Gefühl, deſſen Macht ſich in jeder Zeit, in jedem Volke, in jeder Individualität geltend macht, tritt in temporell, nationell und — wo es in hinlänglicher Energie waltet — individuell verſchiedenen Religionsformen auf. Das Rechtsgefühl äußert ſich in concreter Geſtaltung der ſtaatlichen und rechtlichen Verhältniſſe. Das Gefühl der Sitte formt eine beſtimmte Moral, Gebräuche ꝛc. Die urſprünglich eigenthümliche und durch mancherlei natürliche Einflüſſe bedingte Miſchung der Leidenſchaften bildet den Charakter. Die, dem Menſchen eingeborene, Nothwendigkeit der Mittheilung ſchafft die Sprache. Der in beſtimmten Perioden die geiſtig hervorſtehenden Individuen eines Volkes ergreifende Drang, ihre Gedanken mitzutheilen, ruft die Wiſſenſchaften hervor; ein ähnlicher Poeſie und Kunſt. Der Kampf um das materielle Beſtehen, Ackerbau, Handel, Induſtrie ꝛc. Die meiſten dieſer Lebenselemente ſind ſo alt, als das Leben ſelbſt. Sie ſtanden daher in ſteter Wechſelwirkung. Einige von ihnen nehmen vom allgemein-menſchlichen Standpunkte aus eine bedeutendere Stellung gegen die andern ein, andere von dem ſpeciellen des Volkes, der Zeit oder des Individuums, in welchem ihre Geſtaltung betrachtet wird. Dadurch würde Anordnung und Behandlung derſelben vielfach bedingt. Dieſe Erwägungen würden aber jedenfalls eine beſondere Erörterung ſtets bedürfen. Eine ſolche würde uns bei der ſummariſchen Behandlung, welche uns der Plan dieſer Encyklopädie vorſchreibt, zu weit führen. Wir beſchränken uns daher darauf, dieſe Betrachtungsweiſe anzudeuten, behandeln aber die hier zur Unterſuchung kommenden Gegenſtände in der bis jetzt gewöhnlichen Ordnung, nicht Unterordnung unter ihren allgemeinen Begriff, wobei wir auch nicht die Elemente ihrer Geſtaltung als Überſchrift wählen, ſondern die Namen der Form, in welcher dieſe Elemente ſich zu Formen kryſtalliſiren. Alſo:

5) **Religion der Inder** [98]). Da das religiöſe Gefühl eins der wirkſamſten und lebendigſten Elemente der

---

97) Montgomery Martin, obgleich ganz in den Vorurtheilen der Diener der East-India-Company befangen, dennoch einer der genaueſten Kenner Indiens, äußert ſich (The political, commercial and financial condition of the Anglo-Indian Empire in 1832 [Lond. 1833]. p. 194) folgendermaßen: „Has Mr. Poynder (welcher den Vorſchlag machte, drei Biſchöfe für Indien zu ernennen) ever heard of *one* Hindoo becoming a genuine convert to christianity? Neither Mr. P. or any other person has ever heard of an instance; — the reason is obvious, — a Hindoo is desired to reject the worship of one million or so of deities, but he is at the same time called on to adopt the incomprehensible idea of the Trinity; — his reason is appealed to for rejection of idolatry, but its exercise is denied him on the assumption of the new creed, which he is told must be adopted by means of „faith“ alone and that reason must slumber, while the doctrines of revelation are being unfolded to him.“

98) Die Anzahl der Werke über dieſes Thema iſt ziemlich groß. Allein nur ſehr wenige ſind von Werth. Ich beſchränke mich darauf, diejenigen anzuführen, welche ich benutzt habe, obgleich ich ſelbſt von dieſen nur ſehr wenige für die Erkenntniß des Gegenſtandes dienlich fand. Sie ſind zum allergrößten Theile von

Digitized by Google

Inder iſt, ſo nimmt ſeine Geſtaltung nicht mit Unrecht die erſte Stelle ein. Sie erklärt ſich zwar, genau genommen, nur durch Kenntniß des Charakters des indiſchen Volks, aber dieſer iſt andererſeits auch im Verfolge ſeiner Entwickelung — denn auch der Charakter eines Volkes hat ſeine — wenngleich geheimnißvollere — Geſchichte — ſehr von der Form des religiöſen Bewußtſeins influenzirt und — was bei Anordnung dieſer Abtheilung ebenfalls nicht ohne Einfluß bleiben ſollte — die Geſchichte der indiſchen Religion, oder Religion reicht höher hinauf, als unſere Kenntniß des indiſchen Charakters.

Ehe wir die Formen des religiöſen Gefühls, welche ſich in Indien geſtalteten, im Einzelnen beſprechen, wird es dienlich ſein, eine kurze Geſchichte derſelben, ſo weit es möglich iſt, vorauszuſchicken.

Die öſtlichen Arier, oder das Sanſkritvolk, hatte ſchon zur Zeit, als der griechiſch-römiſche und andere verwandte Stämme ſich von ihm trennten, einen Namen für den abſtracten Begriff Gott. Dies beweiſen die Sprachen dieſer Völker; im Sanſkrit heißt dêva-s Gott; ihm entſpricht im Lateiniſchen mit Entſchiedenheit deus und griechiſch θεός (für urſprünglicheres δειϜος)[99]), litauiſch diewas, lettiſch dews, altpreußiſch deiws und altnordiſch ty-r[1]). Alle dieſe Völker haben nur dies einzige Wort für Gott und keinen einzigen Namen[2]) ihrer vielen einzelnen Götter allſammt gemeinſchaftlich. Daraus ergibt ſich mit Sicherheit, 1) daß zur Zeit vor der Trennung ein Name für den Begriff Gott exiſtirte, und 2) daß nur ein Gott verehrt ward. Der Name für Gott leitet ſich von der Wurzel, welche im Sanſkrit div lautet und glänzen heißt; wörtlich hieße es alſo eigentlich der Glänzende; allein, ſowie von dieſer Wurzel das Nomen div mit der Bedeutung Himmel kommt; ferner diva und dju mit denſelben Bedeutungen, ſo vermuthe ich, daß auch die urſprüngliche Bedeutung von dêva Himmel war, alſo der Name für Gott, wie ohne Zweifel auch deſſen Verehrung von dem Namen und der Verehrung des Himmels ausging. Als ſich das religiöſe Bewußtſein von der Verehrung des Himmels zu einer über demſelben ſtehenden Perſönlichkeit erhob, ließ es zwar den Namen beſtehen, aber ſeine ſinnliche Bedeutung: Himmel, fallen. Für dieſe Anſicht ſpricht mit ziemlicher Entſchiedenheit folgende Analogie. Im Sanſkrit heißt, wie ſchon bemerkt, dju — ebenfalls aus der Wurzel div gebildet — Himmel; dieſe Form hat aber nicht die Bedeutung Gott; ſie wird nur inſofern ſie auch Tag bedeutet, bisweilen als Name des Agni (Feuers und ſeines Gottes) gebraucht. Im Griechiſchen entſpricht grade dieſer Form (oder den damit völlig identiſchen djô und div)[3]) der Name des höchſten Gottes Ζυ (Nominativ Ζεύς) für dju, oder blos ju, ΔιϜ (Genitiv ΔιϜός), und im Lateiniſchen ebenſo Ju in Jupiter (für Dju)[4]). Wir ſehen alſo, wie hier das Wort, welches urſprünglich Himmel hieß, und nur dieſe Bedeutung im Sanſkrit behauptete, im Griechiſchen und Lateiniſchen zur Bezeichnung des höchſten Gottes verwandt iſt, wobei auch wiederum zu bemerken, daß dieſe Formen im Griechiſchen und Lateiniſchen ihre eigentliche Bedeutung eingebüßt haben. Aus dieſer Bemerkung können wir aber zugleich folgern, daß, wenngleich der Begriff Gott und Himmel ſchon vor der Sprachtrennung von einander geſchieden waren, ſie doch noch ſo ſehr in einander ſpielten, daß auch noch nach der Sprachtrennung der griechiſch-römiſche Sprachſtamm auf demſelben Wege, wie ſich dêva, θεός, deus ꝛc. für den Begriff Gott feſtſetzte, einen neuen Namen zur Bezeichnung des Begriffs Gott entſtehen laſſen konnte.

So hatte demnach ſchon vor der Sprachtrennung das Sanſkritvolk mit den meiſten ihm verwandten zuſammen den Begriff, den Glauben und die Verehrung eines Gottes, welche ſich aus der Anſchauung und Verehrung des Himmels entwickelt hatten. Höher als dieſe Zeit vermag bis jetzt keine Forſchung zu dringen und ſie chronologiſch zu beſtimmen wird ewig unmöglich bleiben.

Als ſich ein Aſt nach dem andern von dem Sanſkritvolksſtamme ablöſte, nach verſchiedenen Gegenden hin zerſtreute, und dort die mitgebrachte Form des religiöſen Gefühls nach ſeiner Individualität fortgeſtaltete, bildeten auch die Arier, d. h. die Vorfahren des Sanſkritvolkes im Verein mit denen der Zendvölker[5]), den Begriff der Gottheit weiter aus, und zwar ſeiner äußern Form nach polytheiſtiſch, grade, wie auch bei den meiſten der verwandten Völker von ihnen unabhängig geſchah. Der eine Theil der Arier, die weſtlichen, die Zendvölker reformirten ſpäter — wol ſchon lange, nachdem ſie ſich von den öſtlichen Ariern — dem eigentlichen Sanſkritvolke — getrennt hatten, die einſt gemeinſchaftlich entwickelte Form durch Zoroaſter (Zarathuſchtro), während die Inder dieſe Form im Weſentlichen unverändert noch lange beibehielten — allein

höchſt fremdartigen Elementen influenzirt, welche keine klare Auffaſſung des Gegenſtandes aufkommen ließen. Creuzer, Symbolik und Mythologie u. ſ. w. (Darmſtadt). Bd. 1. Niklas Müller, Glauben, Wiſſen und Kunſt der alten Hindus. Bd. 1. (Mainz 1822). J. G. Rhode, über religiöſe Bildung, Mythologie und Philoſophie der Hindus (Leipzig 1827). Bd. 1. 2. Görres, Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt. Bd. 1. (Heidelberg 1810). Beſſer als alle dieſe iſt Stuhr, Die Religionsſyſteme der heidniſchen Völker des Orients. Ziemlich gut die Behandlung dieſer Partie bei Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. I, 126 fg. Aber auch hier iſt durch die ewigen Vergleichungen von Fremdartigem, Ähnlichem und Unähnlichem das eigentliche Indiſche ſo verdeckt, daß man es mit Mühe herausfinden kann. Das Beſte erfährt man aus einzelnen Abhandlungen, welche gelegentlich werden citirt werden.

99) Über dieſe Form vergleiche man das in Beziehung auf den Verluſt des ι analoge σεβ, δεος in Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 405; δεϜος ward durch Ausſtoßung des Ϝ und Rückwirkung von deſſen Hauch auf das anlautende δ: θεός. Nicht unähnlich iſt in letzterer Beziehung griechiſch θυρα zu ſanſkritiſch dvâra.

1) Vgl. Pott, Etymologiſche Forſchungen. I, 101. 2) Die einzige Ausnahme könnte vielleicht ſanſkritiſch Çrî (Göttin der Fülle, wörtlich Heil) und lateiniſch Ceres bilden. Doch iſt dieſe Zuſammenſtellung noch ſehr zweifelhaft.

3) dju iſt eine bloße Nebenform von div, in welcher v vocaliſirt iſt und i deshalb in j überging. Dieſe Nebenform iſt aber ſchon ſehr alt. 4) Vgl. Pott, Etymologiſche Forſchungen. I, 99. 5) Vgl. oben S. 12 fg.

Digitized by Google

dennoch läßt ſich troß der Spaltung — wie ſie uns in den beiden Religionsurkunden der Arier — dem Zend-Aveſta einerſeits und andererſeits den Veden vorliegt — ihre frühere Einheit ſowol, als die mit freiem Bewußtſein die Fortbildung der alten Form unter den weſtlichen Ariern hemmende und eine weſentlich verſchiedene, vielfach jedoch mit den alten Elementen verſetzte, neue, ihr entgegenſetzende Macht eines Individuums erkennen. Dieſes Individuum — Zarathuſchtro genannt — iſt, wie die meiſten bedeutenden aſiatiſchen Religionsſtifter, der Zeit nach nicht genau zu beſtimmen; ebenſo wenig, wann der Zend-Aveſta abgefaßt iſt. Allein es iſt keiner Frage mehr unterworfen, daß das ganze Zoroaſtriſche Religionsſyſtem, wie es im Zend-Aveſta gelehrt wird, ſchon zu Cyrus' Zeit beſtand[6]). Der großen Maſſe der dêvâs (Götter), welche die polytheiſtiſche Fortentwickelung des überlieferten Gottesbegriffs gezeugt hatte, wird ihre Göttlichkeit abgeſprochen, und, um ſich in den grellſten Gegenſaß mit jener Fortentwickelung zu ſetzen, werden ſie als böſe Geiſter (ähnlich dem Verhältniſſe des älteſten Chriſtenthums gegen das Heidenthum) aufgefaßt. Allein troß dieſer Feindſchaft gegen jene Fortentwickelung bleiben auch im Zend-Aveſta eine Menge Momente zurück, welche durch ihre Übereinſtimmung mit den in den Veden vorkommenden Erſcheinungen die aus dieſen ſich ergebende Form als im Weſentlichen identiſch mit jener negirten Fortentwickelung erweiſen. Daraus folgt nun ſchon mit Beſtimmtheit, daß die in den Veden ſich zeigende Religionsform im Weſentlichen älter iſt, als Cyrus. Genauere Unterſuchung der Veden ſelbſt iſt noch nicht ſo weit gediehen, daß man mit Entſchiedenheit über ihr Alter beſtimmen kann. Die Sprache — ſo weit ich ſie nach dem von Roſen, und ſpäter Laſſen, herausgegebenen Specimen des Rig-Veda erkennen kann — macht es mir höchſt wahrſcheinlich, daß ſie der Blüthezeit der Sanſkritſprache — wenigſtens zum Theil — angehören. Daraus, in Verbindung mit den Conſequenzen, die ſich aus der Vergleichung mit dem Zend-Aveſta ergeben, folgt alsdann, daß die Religionsform, welche ihren Inhalt bildet, zum wenigſten ſchon etwa 800—900 v. Chr.[7]) beſtand. Wir haben nun keinen, auch nur den entfernteſten Grund, welcher uns bewegen könnte, eine andere religiöſe Form Indiens höher hinaufzurücken, und da das Brahmathum die weſentliche Religionsform der Veden iſt, ſo haben wir dieſes als die zunächſt hervortretende Fortentwickelung des religiöſen Bewußtſeins im öſtlichen Stamme der Arier zu betrachten. Hierfür entſcheiden auch die erſten genauern Nachrichten, welche wir durch die Griechen über die indiſche Religion erhalten. Sie lehren uns ſogleich die beiden Hauptformen des Brahmathums, den Viſchnu- und Sivadienſt, kennen, und wie die Träger deſſelben, die Brahmanen, in der höchſten Achtung ſtehen. Dafür entſcheiden ähnlich noch die Edicte des Aſokas, welcher den Buddhismus zur Staatsreligion erhob, aber im Geiſte der zu weit getriebenen Buddhiſtiſchen Duldung, die Lehrer der alten Religion der Brahmanen nicht ſelten vor denen der neuen erwähnt.

Weder die Zeit der Entwickelung des Brahmathums, noch die ſeiner Blüthe, oder endlich der Anfang ſeines erſten Dahinſinkens, läßt ſich genauer beſtimmen. Nur annähernd können wir feſtſetzen, um welche Zeit ſich im Gegenſaße zu demſelben, aber aus ihm ſelbſt, eine neue Religionsform, die des Buddhismus, herausbildete (etwa 500 v. Chr.)[8]). Etwa 259 v. Chr. wurde dieſe zur Staatsreligion erhoben, ohne daß jedoch der älteren Religionsform die höchſte Achtung geſchmälert ward. Wir haben nachzuweiſen geſucht, daß dieſe hierin Gelegenheit und in ſich ſelbſt Kraft und Mittel fand, ſich zu regeneriren (etwa ſeit 230 v. Chr.). Beide Religionsformen mochten ſeit der Zeit lange ohne Feindſchaft neben einander fortbeſtanden haben. Allein nach und nach wußte ſich das Brahmathum immer mehr zu erheben. Fa Hian (um 400 n. Chr.) erwähnt ſchon eine Menge Gegenden, in denen der Buddhismus einſt in Blüthe geſtanden hatte, und damals verdrängt war. Dies findet ſich noch häufiger bei Hiuan Thſang (640 n. Chr.). Gewiß iſt es, daß es endlich zu blutiger Verfolgung der Buddhiſten von Seiten des Brahmathums kam. Die Zeit derſelben iſt keineswegeſ ganz zu ſichern, doch mag ſie zwiſchen dem 7. und 10. Jahrh. n. Chr. fallen[9]). Während deſſen gab es gewiß aber auch Perioden noch, wo die Buddhiſten die Übermacht hatten. War doch um 969 der König von Magadha noch Buddhiſt[10]). Doch endeten dieſe Reibungen mit Vertreibung der Buddhiſten aus Vorderindien.

Während dieſer Kämpfe erhob ſich eine Sekte als Vermittlerin, gleichſam zwiſchen Brahmathum und Buddhismus, die Dſchainas (etwa im 10. Jahrh. n. Chr.), ohne daß jedoch eine etwas geſicherte Zeitbeſtimmung gegeben werden könnte.

Zwiſchen allen dieſen Haupterſcheinungen des religiöſen Bewußtſeins liegen mehr oder minder von den Hauptformen abweichende Sekten oder Formen.

Weſentlicher verſchieden iſt nur noch die ziemlich neue Religion der Sikhs.

Wir werden demnach die Formen des religiöſen Gefühls und Bewußtſeins, wie ſie ſich in den abgeſonderten öſtlichen Ariern (dem Sanſkritvolke) kund geben, unter den Rubriken Brahmathum, Buddhismus, Dſchinathum und Sikhsreligion, mit den dazu gehörigen bedeutenderen Sektenformen, behandeln.

Außerdem erſcheinen auf indiſchem Boden noch andere Religionsformen. Von weſentlicher Bedeutung für

6) Es folgt dies vor Allem aus der von Benfey-Stern gegebenen Nachweiſung, daß die kappadociſchen, jüdiſchen u. ſ. w. Monatsnamen aus dem Perſiſchen entlehnt ſind (über die Monatsnamen einiger alter Völker u. ſ. w. [Berlin 1836]). Daraus ergibt ſich, daß dieſe perſiſchen Monatsnamen ſchon um die angegebene Zeit exiſtirten, und dieſe ſind mit dem ganzen Syſteme der Zend-Aveſta-Lehre ſo innig verwebt, daß deren damalige Abſchließung mit Nothwendigkeit daraus hervorgeht. Auch die Keilinſchriften des Darius und Xerxes enthalten mehrfache Zeugniſſe dafür. 7) Vgl. S. 43.

8) Vgl. S. 36. 9) *Wilson*, Sanscrit Dictionary. Preface. 10) Nach chineſiſchem Berichte in Journ. of Beng. 1837. January. p. 72.

Digitized by Google

uns wären hier nue die der Ureinwohner Indiens, welche ſich neben dem Sanſkritvolke bis auf unſere Zeit erhielten [11]). Allein bis jetzt läßt ſich wenig Zuſammenhängendes darüber berichten. Minder bedeutend ſind die von andern Ländern her durch die fremden Eroberee oder Einwanderer herbeigeführten Religionsſormen, obgleich ſie faſt ſämmtlich dem Einfluſſe der indiſchen Cultur, Klima's und Lebens ſich nicht entziehen konnten. Der Art iſt der von einigen ſkythiſchen Hoeden eingeführte perſiſche Feuerdienſt, welcher ſich mit dem Brahmathum vermiſchte [12]). Später kam dieſer Feuercultus auch durch einwandernde Perſer nach Indien. Ebenſo wanderten früh Juden in Indien ein. Das Chriſtenthum erhielt ſchon ziemlich früh einige Verbreitung, auf der Küſte Malabar insbeſondere. Noch vor den größern Muhammedaniſchen Einfällen ſetzten ſich auch Muhammedanee feſt; in Folge ihrer Eroberungen erhielt der Islam ſogar eine bedeutende Verbreitung, und ſelbſt mehre Convertiten, insbeſondere aus den Fürſtenhäuſern. Seit Entdeckung des Weges um das Voegebiege der guten Hoffnung und dem Beginn der Feſtſetzung europäiſcher Chriſten in Indien, ſuchte man die europäiſche Form des Chriſtenthums in Indien zu verbreiten. Auch wanderten ſeit der Zeit viele europäiſche Juden ein.

---

Brahmathum. Eine der häufigſt verbreiteten und in ſehe umfaſſendem Sinn genommenen Anſichten iſt die von der Stationarität im Orient. Sie fließt aber beiweitem weniger aus der Kenntniß, als aus der tiefen Unkenntniß der Geſchichte des Orients, welche ſchon ſeit langer Zeit in immer wiederholten und einander ziemlich ähnlichen Formen ſich ſelbſt zur Schau trägt. Sobald man nur etwas durch die hergebeachte faſt veeabredungsartig für die wahehafte Darſtellung des orientaliſchen Lebens gehaltene Form bringt, ſieht man, wie ſich materielles und geiſtiges Leben im Oriente in ebenſo ſchnellen Kreiſen treibt, wie im Occident, wie es ſich trotz beiweitem größeren, äußeren Hemmungen zu äußern vermag, und bei der geringſten äußern Unterſtützung vielleicht weſentlich umgeſtaltend hervorbrechen würde.

In Beziehung auf das religiöſe Leben iſt die Annahme eines ſtationairen Zuſtandes von dem erſten Moment, wo wir Indiens Geſchichte kennen, bis auf den heutigen Tag eine Lüge. Es hat ſich in jeder Zeit geändert, oft bedeutender, oft minder bedeutend. Daß ſeine Grundlage, wenigſtens von den Zeiten, wo wir ſie genauer zu beſtimmen veemögen, ſtets dieſelbe geblieben, gibt ihm nicht den Charakter des Stationairen; denn dieſe Grundlage iſt in Beziehung auf die Geſammtanſchauung des Weltgebäudes eine derartige, daß ſie nicht leicht von einem Volke aufgegeben werden würde, bei welchem ſie nicht blos als theoretiſches Philoſophem, ſondern als ein, das ganze religiöſe Leben durchdringendes, Princip zum religiöſen und religiös-philoſophiſchen Bewußtſein ſich erhoben hat. Wie ſich daher die Religionsform der Inder auch in Zukunft fortentwickeln wird, in den bedeutendſten Geſtaltungen derſelben wird höchſt wahrſcheinlich niemals ein anderes Princip herrſchen, während ſie im Übrigen unter ſich vielfach abweichen können.

In den Veden herrſcht eine Lehre, die, ſelbſt nach der ſehr lückenhaften Kenntniß derſelben zu urtheilen, die uns bis jetzt zugänglich iſt, vielfach überaus weſentlich, von den Religionsſormen des Brahmathums verſchieden iſt, welche ſich ſeit etwa unſerer erſten genauern Bekanntſchaft mit Indien (von Megaſthenes an) zu entwickeln anfingen. Ja, da es gar keinem Zweifel unterliegt, daß Theile der Veden einer viel ſpätern Zeit angehören, z. B. die ganze vierte Abtheilung der Atharva-Veda (Prieſter-Veda) — während es doch von der Grundlage höchſt wahrſcheinlich iſt, daß ſie aus viel älterer Zeit ſtammt — ſo entſteht die Frage, ob nicht, wo Übereinſtimmung zwiſchen den Veden und den ſpätern Religionsſormen ſich zeigt, vieles interpolirt ſei, um von jenen zu dieſen eine Brücke zu bauen.

Die bedeutendſten Gottheiten des ſpätern Brahmathums, Siva (Çiva) und Viſhn'u, haben in dem alten Pantheon der Veden entweder eine überaus untergeoednete oder faſt noch gar keine Stelle [13]). In den ziemlich häufig

---

11) Vgl. oben S. 5 fg. 12) Laſſen, Zur Geſchichte der griechiſchen u. ſ. w. Könige. S. 76 nach C. O. Müller, wogegen O. Franck in Münchn. Gel. Anz. 1839 mit höchſt unbedeutenden Gründen kämpft. Es wird hier wiederum der im Amara Koſha vorkommende Name der Sonne mihira als ein echt ſanſkritiſches Wort genommen. Es wurde zuerſt (in dem Buche: Über die Monatsnamen einiger alter Völker. S. 58. 59) behauptet, daß dieſes die Pazendform des zendiſchen mithra, im Sanſkrit mitra (Sonne) ſei, und daraus ſchon auf das dereinſtige Daſein des Mithra-Cultus in Indien geſchloſſen. Für Jeden, der die Geſetze der Sprachforſchung kennt und zu würdigen weiß, bedurfte weder die Behauptung noch die Folgerung daraus einer weitläufigen Entwickelung. Dennoch war Einer ignorant genug, die Verfaſſer jenes Buches einer Ignoranz zu zeihen. Die ſprachliche Entwickelung der Behauptung bedarf nach dem (a. a. O.) Gegebenen keiner Wiederholung. Die daraus gezogene Folgerung erhielt ſeitdem eine glänzende Beſtätigung durch die auf den indo-ſkythiſchen Münzen erſcheinende pazendiſche Inſchrift *MIIPO* (für Mihiro, Grotefend, Die Münzen der griechiſchen u. ſ. w. Könige von Baktrien u. ſ. w. S. 49. Nr. 229), neben der rein zendiſchen Form *MIΘPO* (ebend. S. 46. Nr. 211). Dieſe pazendiſche Form wurde, wie ſo viel Sanſkrito-Dialektiſches, auch in der größtentheils nach dieſer Zeit entſtandenen rein gelehrten Sanſkritliteratur gebraucht, und deswegen von Amara-Sinha in ſein Lexikon aufgenommen.

13) Für das zunächſt Folgende über die Religion in den Veden muß ich ins Gedächtniß zurückzurufen, daß mir Roſen's Ausgabe des Rig-Veda, welche zwar ſchon lange gedruckt, aber erſt ſeit Kurzem im Buchhandel iſt, nicht zu Gebote ſteht. Ebenſo wenig habe ich Rammohun Roy's Ausgabe von vier Upaniſhads (Iſa, Kenu, Mund'aka und Katha) und deren Überſetzung zur Hand; doch hatte ich Gelegenheit, beide vor längerer Zeit zu gebrauchen; ihr Mangel läßt ſich an dieſer Stelle auch nicht fühlen, da ſie nur religiöſe Philoſophie enthalten. Die Hauptquelle iſt demnach für mich Colebrooke's berühmte Abhandlung: On the Vedas or the sacred Writings of the Hindus in As. Res. VIII, 377—497. Dazu kommen einige Stellen der Veden in As. Res. V, VII, XIV, XVI. Roſen's Specimen. Bopp's Conjugationsſyſtem. 301 und ſonſt. Es kann demnach, was ich gebe, nur ſehr lückenvoll ſein; allein es war nothwendig, ſelbſt auf dieſe Gefahr hin die Religionsform der Veden von dem folgenden Brahmathum



Digitized by Google

bei Colebrooke und ſonſt vorkommenden Anrufungen von Göttern erſcheint unter dieſen niemals Çiva. Viſhnu wird einmal angerufen; allein nicht in den eigentlichen Veden, ſondern in einer Upariſchad. Die Upariſchads ſind aber ohne allen Zweifel ſpäter, als die Haupttheile der Veden (Gebete ꝛc.). Einzelne Stellen, in denen Çiva oder Viſhnu vorkommen, ſcheinen nicht zu dem übrigen Ganzen zu paſſen. Ganz ebenſo iſt es in Bezug auf Mythologie, wie Colebrooke ausdrücklich bemerkt. In den Veden erſcheint zwar eine Mythologie, aber eine den in ihnen vorkommenden Gottheiten angemeſſene, welche ſich insbeſondere auf Elemente und Planeten bezieht, dieſe perſonificirt, und den Himmel, ſowie die Welt unter ihm, mit mehren Claſſen von Weſen bevölkert. Zu den Mythen des, dem Veden-Brahmathum und dem ſpätern gemeinſchaftlichen, Indra finden ſich die Grundlagen ſchon dort. „Aber ich bemerke nichts,“ ſchließt Colebrooke, „welches den beliebten Legenden derjenigen Sekten entſpricht, welche entweder das Lingam (Sivadienſt). oder die çakti (die Çâktâs, Verehrer der weiblichen Energien der drei Hauptgötter), oder Râma, oder Krishna (Viſhnudienſt) verehren.“

In den Veden werden vielmehr vor allen Elemente, Geiſter und Geſtirne verehrt; vorzüglich werden angerufen Indra, welcher als Firmament gefaßt wird (vgl. jedoch weiterhin), Feuer, Sonne, Mond, Waſſer, Luft, Geiſter, Atmoſphäre und die Erde. Die Commentatoren betrachten alle in ihnen vorkommenden Gottheiten (deities bei Colebrooke, wo im Sanſkrit wol dêvatâs ſtand) als in drei Claſſen zerfallend. Die erſte Claſſe wird als ſynonym mit F e u e r betrachtet; die zweite als ſynonym mit L u f t; die dritte als ſynonym mit der S o n n e. Inwieſern dieſe Deutung in Bezug auf die urſprüngliche religiöſe Anſicht der verſchiedenen Verfaſſer der einzelnen Vedentheile richtig oder falſch iſt, darf ich bei den geringen Mitteln, welche mir in Bezug auf eine genauere Kenntniß der Veden bis jetzt zu Gebote ſtehen, mich nicht erkühnen, ſchon zu entſcheiden. Allein ich kann nicht bergen, daß ich ſie für ſehr zweifelhaft halte. Dieſes, wie die Reduction der drei Gottheiten auf eine einzige, ſcheint für manche Theile der Veden ſpäteren Verſuchen anzugehören, ſie mit dem immer klarer hervortretenden indiſchen Pantheismus in Harmonie zu bringen. Dieſer bildet zwar auch, ſo viel man erkennen kann, die Grundlage der ältern Vedentheile, allein er iſt hier entweder noch gar nicht ins Bewußtſein getreten, oder doch ſehr unklar. Zur genauern Kenntniß des ältern Vedencultus und ihrer Religionsform wird eine Vergleichung mit dem Zend-Aveſta von der allergrößten Bedeutung ſein, denn was beiden Urkunden gemeinſchaftlich iſt, und ſelbſt ſehr vieles, was aus der ſpätern Entwickelung des Brahmathums mit Erſcheinungen im Zend-Aveſta übereinſtimmt, dürfen wir ſicher als derjenigen Zeit angehörig betrachten, welche der Trennung des Cultus der öſtlichen und weſtlichen Arier (Sanſkrit- und Zendvolk) vorherging. Wir können dieſe Vergleichung nicht genauer anſtellen, doch wird weiterhin wenigſtens einiges erwähnt werden, was den Leſer von der urſprünglichen Identität beider Religionsformen, oder vielmehr der Grundlage der Zend-Aveſtareligion mit der Vedenreligion, überzeugen wird. Daß der Zendcultus ſeinen Urſprung in Baktrien gehabt habe, iſt eine, zwar auf nichts geſtützte, aber doch an und für ſich ſehr wahrſcheinliche Annahme. Hier mit ihren Brüdern zuſammengrenzend, mögen lange beide Seiten der Arier einen gemeinſchaftlichen Cultus ſich ausgebildet haben, bis in Baktrien ein Reformator auftrat, und ſeine neue Religionsform, wie im Orient gewöhnlich, ſich ſchnell über die, wahrſcheinlich politiſch verbundenen, ariſchen Völkerſchaften weſtlich vom Indus verbreitete.

Die Arier hatten bei ihrer Trennung von den verwandten Völkern den aus der Anſchauung, Verehrung und Bezeichnung des Himmels (dêva, d e r G l ä n z e n d e) hervorgetretenen abſtracten Begriff und Namen eines individuellen Gottes mitgebracht[14]). Doch war die Abſtraction noch nicht ſo weit Herr über den ſinnlichen Gegenſtand, aus dem ſie ſich entwickelt hatte, geworden, daß dieſer nicht mit hinüber ſpielte[15]). Wie die Griechen und Römer von dem Begriffe G o t t wieder auf H i m m e l zurückfielen, ſo war dies auch bei den Ariern möglich. Wie nun bei den Griechen, ſowie der Blick auf die Vergöttlichung der Natur gewendet ward, jedes Leben in ihr heilig, göttlich ward, und göttliche Verehrung erhielt, ſodaß ihre bekannte polytheiſtiſche Naturreligion in ihrer Entwickelung nach der Trennung der Griechen von den verwandten Völkern emporkeimte, ebenſo bildete ſich, trotz des früher ſchon errungenen Gottesbegriffs, mit dem Verſchwinden deſſelben, bei den Ariern Naturdienſt aus. Man wird mich fragen, warum ich dieſen Umweg nehme, warum ich nicht ſogleich den Naturdienſt, in ſeiner weiteſten Ausdehnung, als Anfangspunkt der religiöſen Entwickelung der Sanſkritvölker ſetze, warum ich den ältern Beſitz des e i n h e i t l i c h e n Gottesbegriffs an die Spitze ſtelle, und den Naturdienſt, wie er ſich als Anfang der griechiſch-römiſchen Religion entſchieden, und für die indiſche Entwickelung durch die Veden und die Vergleichung derſelben mit dem Zend-Aveſta ergibt, erſt nach Verluſt oder Zurücktreten deſſelben entſtehen laſſe? Die Nothwendigkeit dieſer Annahme ergab ſich uns ſchon oben[16]); allein da dieſe Art Unterſuchung und Schlüſſe noch von ſehr Wenigen geführt, von nicht viel mehr verſtanden, und von der Mehrzahl nicht gewürdigt und verkannt worden, in dieſem Falle aber für die Geſchichte der indiſchen Religionen von der größten Bedeutung iſt, ſo will ich in der Kürze die Baſen und Zwiſchenglieder nennen, welche zur gegebenen Anſicht mit Nothwendigkeit führen. Ich werde nicht verſchweigen, wo ſie noch lückenhaft iſt, aber auch auf die Gefahr hin, der Arroganz beſchuldigt zu werden, hinzufügen, daß ich ſie auszufüllen weiß, und für mich ausgefüllt habe[17]).

ſcharf zu ſcheiden. Die Folgezeit wird die Möglichkeit gewähren, hier alles genau zu beſtimmen.

14) Vgl. S. 159. 15) Vgl. S. 159. 16) Vgl. S. 159 fg. 17) Ich werde die Beweiſe im Fortgange meiner „Griechiſchen Grammatik“ geben.

Digitized by Google

Ich ſetze voraus, daß der Leſer ſich von der innigen Verwandtſchaft der Sprachen der ſogenannten Sanſkritvölker überzeugt hat. Denn wer, nachdem er die in einer Menge Schriften vorliegenden Beweiſe für dieſe kennen gelernt hat, dieſe Überzeugung nicht gewonnen hat, für den gibt es keine Beweismittel. Ferner ſetze ich voraus, daß er überzeugt iſt, daß dieſe innige Verwandtſchaft weder durch einen Zufall entſtanden, noch ſich durch die abſtracte Identität und concrete Divergenz des Menſchengeiſtes erkläre, ſondern einzig und allein durch *dereinſtige Verbindung, oder vielmehr Identität, der dieſe verwandten Sprachen ſprechenden Sanſkritvölker in einem einzigen Volke*. Dieſe Anſicht iſt ſchon mehrfach ausgeſprochen, aber noch nirgends ſo bewieſen, daß ich dieſe Überzeugung als eine lebendige in Anſpruch nehmen dürfte. Allein ich darf kühn das Verſprechen ablegen, daß, wenn es mir möglich ſein wird, die Fortſetzung meiner ſprachlichen Unterſuchungen herauszugeben, ſie zu unwiderſprechlicher Gewißheit für jeden werden wird, der die Beweismittel kennt, oder, im Fall er über ſie kein eigenes Urtheil fällt, die Ehrlichkeit des Unterſuchers in Beziehung auf zu Grunde gelegte Facta nicht in Zweifel zieht. Gibt man dieſen Satz zu, oder nimmt man ihn fürs Erſte auf Treu und Glauben an, ſo folgt daraus, daß: wenn *mehre* dieſer hiſtoriſch verwandten Sprachen ein aus denſelben grammatiſchen Beſtandtheilen (Wurzel, Suffix und Präfix) gebildetes Wort beſitzen, welches dieſelbe, aber von der Wurzelbedeutung entlegene Bedeutung hat, oder nachweislich hatte, dieſes Wort nicht nach Individualiſirung dieſer Sprachen gebildet ſein kann, ſondern ſchon vor der Sprachtrennung beſtanden haben muß, und von jedem dieſer Völker in der, ihren Lautgeſetzen nach, veränderten, aber vor der Trennung fixirten, Form und Bedeutung erhalten iſt." Wir wollen dieſen Satz genauer erörtern, damit man ſeine Richtigkeit, und wie ſtreng hier alles genommen iſt, deſto ſchlagender erkenne. Wir ſagten zunächſt *mehre*: denn geſetzt, es käme dieſer Fall nur bei zweien der verwandten Sprachen vor, ſo iſt zwar hohe Wahrſcheinlichkeit dafür, daß auch alsdann das fragliche Wort ſchon vor der Sprachtrennung exiſtirt habe, doch könnte auch alsdann die Übereinſtimmung eine zufällige ſein, und das Wort in der einen Sprache dennoch ſpäter. Allein bei einer derartigen Übereinſtimmung in drei, vier oder fünf und noch mehr Sprachen einen Zufall annehmen, hieße den Zufall zum Geſetz erheben. Wir haben ferner geſagt: *aus denſelben grammatiſchen Beſtandtheilen*. Genaueres Eingehen würde uns zeigen, wie ſelbſt Abweichungen in Beziehung auf Suffixe, weniger Präfixe, wahrſcheinlich machen, daß ſolchen Wörtern ſchon Exiſtenz vor der Sprachtrennung zuzuſprechen ſei; allein in aller Strenge kann man dies nur behaupten, wo auch dieſe Bedingung erfüllt iſt. Ferner ſagten wir, „dieſe Wörter müßten in den verſchiedenen Sprachen *dieſelbe* Bedeutung haben, oder nachweislich gehabt haben." Sehr natürlich; denn da alle *dieſe* verwandten Sprachen dieſelben Wurzeln und Bildungselemente als Grundlage haben, ſo konnten ſie auch nach der Trennung dieſelbe Wortform ſich ſchaffen, und für das Beſtehen vor der Trennung beweiſt dieſe alsdann nichts. Endlich machten wir noch die Bedingung, daß die Bedeutung von der der Wurzel etwas entlegen ſein müſſe. Denn da gemeinſchaftliche Bildungselemente dieſen Sprachen zu Grunde liegen und auch eine gewiſſe ſprachgeiſtige Einheit, ſelbſt nach der Trennung, in ihnen vorwaltet, ſo konnten ſie auch nach der Trennung gleichbedeutende und gleichgeformte Wörter zeugen, obgleich ſelbſt in dieſem Falle mit Wahrſcheinlichkeit gewöhnlich nachgewieſen werden kann, daß derartige Wörter der Periode vor der Trennung angehören. Wenn aber derartige Wörter in mehren verwandten Sprachen zugleich auf eine eigenthümliche Weiſe von der zunächſt liegenden Bedeutung ſich entfernt haben, ſo müßte man, wenn man nicht ihren Urſprung vor der Sprachtrennung zugeſtehen will, einen Zufall annehmen, der kein Zufall ſein kann.

Das Wort Sprachtrennung, um auch dies noch für Unkundigere zu bemerken, iſt kein abſolutes, ſondern relatives. Es bezeichnet natürlicherweiſe nicht eine beſtimmte Periode, wo das Urvolk, von welchem alle dieſe verwandten Völker ſich losgetrennt haben, plötzlich gleichſam aus einander gefallen, zerſprengt, in alle Welt zerſtoben wäre, ſondern einige dieſer Völker trennten ſich früher von dem Urſtamme und unter einander, andere ſpäter. Ja eine genauere Unterſuchung vermag dies zwar nicht nach Jahreszahlen, wol aber ſprachgeſchichtlich zu beſtimmen.

Jene oben entwickelte Regel trifft nun in allen Bedingungen das ſanſkritiſche dêva mit den ihm in den verwandten Sprachen entſprechenden Formen. Wurzel iſt eine Urform, welche im Sanſkrit die Geſtalt div, in den verwandten Sprachen die regelrecht entſprechende hat, und Suffix ein ſolches, welches im Sanſkrit a, in den verwandten Sprachen auf regelrecht entſprechende Weiſe lautet. Das Wort iſt in ſechs der verwandten Sprachen nachgewieſen; in keiner hat es die zunächſt aus der Wurzelbedeutung fließende Bedeutung: *der Glänzende*, in keiner, die, wie wir mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, hieraus hervorgetretene *Himmel*, ſondern in allen bedeutet es, wegen des ſchon angegebenen Grundes, *Gott*. Das *Wort*, ſowie der *Begriff*, müſſen alſo ſchon vor der Sprachtrennung fixirt geweſen ſein.

Ferner ſchloſſen wir oben, daß außer dieſem Namen für den Begriff *Gottes* kein anderer exiſtirt habe; dieſe Behauptung hat nicht dieſelbe Sicherheit, wie jene. Doch wird ein jeder, welcher die ſanſkrit-verwandten Sprachen genauer durchforſcht hat, zugeſtehen, daß der dafür angeführte Grund ſie zu hoher Wahrſcheinlichkeit erhebt; für mich bildet er die ſubjectiv höchſte Wahrſcheinlichkeit. Der Grund war der, daß in keiner einzigen der ſanſkritverwandten Sprachen ſich ein Göttername findet, welcher in derſelben Bedeutung in mehr als etwa zwei bis drei derſelben vorkommt. Wo aber ein ſolches Zuſammentreffen eintritt, läßt ſich ſtets aus unzähligen andern Gründen nachweiſen, daß dieſe zwei oder drei Stämme getrennt vom Grundſtock, aber in einander vereint, längere Zeit daſtanden. So z. B. haben die öſtlichen und weſtlichen Arier eine Menge Götternamen gemeinſchaftlich;

allein ſie blieben auch nach Abtrennung aller übrigen Stämme mit einander vereint. So haben die Griechen und Römer dem Namen und der Bedeutung nach identiſch *Ζευ* und Jov (welche einer ſanſkritiſchen Form djav entſprechen, wie ſie in dem Thema djô vorliegt), und ſo auch andere; allein auch dieſe Stämme bildeten lange Zeit ein Volk. Die Elemente der Götternamen dieſer ſtammverwandten Völker laſſen ſich in der That größtentheils auf ſanſkritiſche zurückführen; dies iſt aber nur der Fall, weil die Elemente allen dieſen Völkern gemeinſchaftlich ſind; allein ſelten findet ſich das ſo gebildete Wort in einer der entferntſtehenden Sprachen wieder, und findet es ſich wirklich, ſo hat es eine ganz andere Bedeutung und iſt am wenigſten ein Göttername. Lateiniſch Minerva z. B. iſt aus minas (= dem ſanſkritiſchen manas [griechiſch *μένος*, Verſtand]) und dem Suffix va (r für s wegen des vocaliſchen v) gebildet, und heißt wörtlich: vielen Verſtand habend. Allein dieſe Bildung erſcheint im Sanſkrit gar nicht, eine ihr ſehr ähnliche, manasvin, kommt zwar vor, aber mit der eigentlichen Bedeutung, nicht als Bezeichnung einer Gottheit.

Nun wäre es doch der ſonderbarſte Zufall, wenn dieſe Völker, welche ſo überaus viel in den entfernteſt aus einander gelegenen Gegenden aus der Zeit vor der Sprachtrennung getreulich bewahrt haben — gleichſam als tesserae hospitales, an denen ſie ſich in Ewigkeit hin als einſt verbunden wieder erkennen können — daß dieſe Völker gar keinen einzigen ihnen vor dieſer Zeit gemeinſchaftlichen Götternamen bewahrt hätten? Ich verkenne nicht, daß es manche Übereinſtimmungen gibt, welche man ſo auffaſſen könnte, habe auch ſchon eine erwähnt, allein von dieſen erfüllt keine einzige jene oben aufgeſtellte ſtrenge Regel, und es iſt ſtets bei ihnen zweifelhaft, ob ſie in der Form oder in der Bedeutung, welche ſie haben, ſchon vor der Sprachtrennung entſtanden und allgemein gebraucht ſind. So, um noch ein anderartiges Beiſpiel zu erwähnen, entſpricht griechiſch *Μαῖα* höchſt wahrſcheinlich dem ſanſkritiſchen mahî, Erde, und iſt urſprünglich die Erdgöttin (für Mahja, wie *πότνια* für *ποτνja* = ſanſkrit. patnî. und mit Ausſtoßung des h, wie z. B. in *νωι* für *νωhι*)[18]); ebenſo *'Ρεία* dem ſanſkritiſchen urvî[19]); allein, wenn wir gleich nicht gradezu leugnen wollen, daß, ſowie der abſtracte Begriff Gott in dem Worte dêva ꝛc., ſich vor der Sprachtrennung von ſeiner concreten Grundlage, dem Himmel, noch nicht frei gemacht hatte, ſo auch vielleicht eine Verehrung der Erde zwiſchen dieſen uralten Göttercultus hineingeſpielt habe — ſo iſt doch weder im Sanſkrit, noch in irgend einer der Sprachen der mit den Griechen entfernter verwandten Völker eine ſichere Spur zu finden, daß die Erde unter dem Namen mahî, urvî im Sanſkritvolke, oder unter regelrecht entſprechenden Formen bei den übrigen Völkern, verehrt ſei; daher man wol ſagen kann, daß die Namen *Μαῖα*, *'Ρεία*, für Erde ſchon vor der Sprachtrennung entſtanden ſind, aber nicht behaupten darf, daß ihr Gebrauch zur Bezeichnung einer Erdgöttin ebenſo alt ſei.

Wir glauben alſo feſtgeſtellt zu haben, daß vor der Sprachtrennung ein Gott, dêva, der Gott des Himmels, urſprünglicher, und zuerſt der Himmel ſelbſt, verehrt ſei. Auf der Religionsſtufe dagegen, welche der älteſte Vedencult einnimmt, finden wir, analog den meiſten ſtammverwandten Völkern, reinen Naturdienſt. Wie erklären wir dieſe Erſcheinung? Sollen wir ein Zurückſinken von urſprünglich reineren Begriffen annehmen, ein weiſeres Zeitalter an die Spitze ſtellen, und die Träume von der Verſchlechterung der Weltären auch in die Geſchichte einführen? Nicht wenige waren und ſind noch dazu geneigt. Wir haben in der Geſchichte ſtets einen Fortgang der freien Enthaltung des Menſchengeiſtes erkannt, und wagen deswegen eine andere Deutung. Ob ſie genüge, oder nicht, das darf die zu Grunde gelegten Thatſachen nicht afficiren. Ihre Wahrheit oder Unwahrheit hängt nur von den dafür geltend gemacht werden könnenden Gründen ab, nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit ihrer Erklärung. Wenn ſie wahr ſind, ſo kann ihnen auch eine ſchlechte Erklärung nicht ſchaden, und es käme nur darauf an, eine beſſere an die Stelle der unſrigen zu ſetzen; und wir würden zu den erſten gehören, die ſie freudig willkommen hießen.

Dem Menſchen iſt weder ein beſtimmter, noch überhaupt ein Begriff Gottes eingeboren — man müßte denn das Gefühl der Abhängigkeit überhaupt, welches einen Hauptbeſtandtheil des religiöſen Gefühls bildet, mag es ſich äußern, in welcher Form es will, Gefühl Gottes nennen, und ſo dem Begriffe Gott eine ſehr weite Ausdehnung geben. Was dem Menſchen als Quell aller religiöſen Entwickelungen eingeboren iſt, iſt nur das religiöſe Gefühl und der mit allen Lebenselementen oder Energien verknüpfte Trieb, daſſelbe äußerlich darzuſtellen, zu geſtalten. Die Art dieſer Geſtaltung ſteht, wie jede menſchliche Entwickelung, unter dem Einfluſſe der Umgebungen, unter welchen der Menſch ſich erzieht. Sie iſt das Ergebniß des Conflicts ſeiner ſelbſt mit der ihn umgebenden Natur.

Dieſer Conflict tritt ihm entgegen in dem Kampfe deſſen, was er — urſprünglich unbewußt — als ſeine Freiheit fühlt, mit demjenigen, was ihm als Freiheit des Weltlebens erſcheint. Sein unbegrenztes Wollen fühlt ſich, je ungezwungener es ſich entfalten will, deſto mehr durch die ihm allenthalben entgegentretenden Schranken gehemmt. Dieſe Schranken kann das religiöſe Gefühl in ſeiner Urſprünglichkeit, wo es allenthalben Leben — das heißt Freiheit — wenn auch unbewußt — ſieht, nicht als eine negative Nothwendigkeit erkennen, ſondern als eine poſitiv entgegentretende Freiheit, als Herrſchaft. So ſieht der Menſch in ſich den Knecht, in der außer ſich angenommenen Freiheit den Herrn, und die ganze äußere und innere Entwickelung des religiöſen Gefühls iſt nichts als eine fortgeſetzte Erkenntniß der eigenen Freiheit, im Gegenſatze zu der außer ihr erſcheinenden, die er bald als blinde, unbewußte Nothwendigkeit (Fatalismus), bald als allgebietende Freiheit (perſönlicher

18) Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 91, 154. 19) a. a. O. S. 80.

Digitized by Google

Monotheiſmus) faßt, mit unſäglichen, zwiſchen dieſen Extremen liegenden Stufen und Verkettungen dieſer Begriffe, bis er zu dem Begriffe der abſoluten Weltordnung gelangt, in welchem er Freiheit und Nothwendigkeit als *eins* erkennt und einſieht, daß *Gott*, in welcher Gedankenform er ihn auch erkenne, der Qualität nach nicht freier ſein könne, als er ſelbſt, und daß, wenn er der Knecht ſei, ſein Gott es nicht minder iſt.

Auf der erſten Stufe dieſes Conflicts muß aber die ganze Natur dem Menſchen viel freier erſcheinen, als er ſich ſelbſt zu füdlen vermag. Sich fühlt er als *wollend*, und ſeinen Willen ſieht er allenthalben *gehemmt*; in der Natur erkennt er keinen Willen und keine demſelben entgegentretende Hemmung. Sich ſieht er von tauſend Leiden bedrängt, und in ſeiner — wie ihn dünkt — angemeſſenen Entfaltung geſtört. Die Natur ſieht er frei von allen Leiden in einer gleichmäßigen ungeſtörten Entfaltung ſich entwickeln. Ja die umgebende Natur iſt es, welche ihn als der nächſte Grund der vielen Störungen und Hemmniſſe erſcheint, die er erfährt. Muß ſie ihm nicht freier erſcheinen, als er ſelbſt iſt, ja in vielen Beziehungen als ſein Herr? Ja, nicht blos in Bezug auf Naturphänomene und die unorganiſche Natur mußte der Menſch in dieſe ſelbſt geſchaffene Knechtſchaft verfallen, ſondern ſelbſt in Bezug auf die Thiere. Während er, in der zügelloſen Aufreizung ſeines Willens oft das Schädliche, Unerſprießliche wählt, ſieht er dieſe, von ihrem Inſtinkt geleitet, nur zu dem ihnen Dienlichen geführt. Mußte ihm, der alles nur nach dem Erfolg zu würdigen vermochte, dieſer Inſtinkt nicht etwas Höheres ſcheinen, als ſeine Wahlfähigkeit, zumal wenn dieſe nur unbewußt in ihm waltete?

Dieſemnach iſt es, um Primärformen der Entwickelung des religiöſen Gefühls zu erkennen, von der allergrößten Bedeutung, die Localität und natürliche Umgebung eines Volkes zur Zeit dieſer Entwickelung zu kennen. Aber auch umgekehrt vermögen uns ebendieſe Primärformen über die damalige Localität und natürlichen Umgebungen zu unterrichten. Wo dieſe primäre Entfaltung von einer freien, üppigen, lebenſtrotzenden, allenthalben Kräfte zeigenden Natur umgeben iſt, wird ſie nicht anders, als eine unſägliche Menge von freien und herrſchenden Kräften anerkennen müſſen, denen ſie, nach a priori nicht zu beſtimmenden Bedingungen mehr oder minder von dem zuſchreiben wird, was wir allgemein *Göttliches* nennen können. In einer reichen Umgebung muß ſich auf der Stufe der primären Entfaltung nothwendig polytheiſtiſche Naturreligion entwickeln; ja ſelbſt auf von primären Entwickelungen entfernten Stufen wird ſie, wenn der Geiſt noch nicht zu höherer Freiheit und Selbſtbewußtſein gelangt iſt, vom allerbedeutendſten Einfluſſe auf jede Religionsform ſein, und ihre Conſequenzen ihr aufzubringen oder ſie ganz nach derſelben umzugeſtalten wiſſen. Je ſtarrer dagegen die Natur, welche die erſte Entfaltung des religiöſen Gefühls umgibt, deſto weniger Kräfte werden dem Menſchen entgegentreten, welche er als göttliche anzuerkennen vermag. Conſequent weiter geführt iſt der *Monotheismus* bei der primären Entfaltung des religiöſen Gefühls und Bewußtſeins ein Kind der *todten* Natur, der Wüſte, der Steppe; die primäre Entfaltung des religiöſen Gefühls und Bewußtſeins im Leben des *Nomaden*. Hier, wo der Menſch nichts erblickt auf Erden, deſſen Kraft nicht erſtarrt zu ſein ſchiene, wo kein belebter Baum, keine ſtrahlende Blume ihm begegnet, höchſtens matt emporkriechende Kräuter, verſengt von der Gluth der Sonne, wo alles einen Schatten von Leben nur darum zu zeigen ſcheint, damit es ſterben könne — da iſt es der *Himmel*, der ſeinem religiöſen Gefühl einen Ausdruck zu leihen vermag, der *Himmel* bei Tag mit ſeiner verſengenden und tödtenden Sonne, bei Nacht mit dem kühlenden und belebenden Mond und ſeinen unzähligen Lichtern, in der Wüſte, wie alle Reiſeberichte übereinſtimmend verſichern, wunderbar und die ganze Seele ergreifend und zugleich den ganzen Körper labend und ſtärkend. Dieſer Himmel, der ſtets eine, mit ſeiner faſt ganz gleichmäßigen Ordnung, wird ſeine Verehrung als eine *einheitliche* herausfodern; höchſtens wird ein oder der andere Stern durch beſondere Eigenthümlichkeiten ein ſpecielles Gefühl für ſich erwecken; allein er wird, am Himmel wandelnd, ſtets in einer untergeordneten Stellung zu dieſem erſcheinen. Die primäre Entfaltung des religiöſen Gefühls im Nomadenleben kann nur der Himmelscultus an und für ſich ſein, ihm untergeordnet Sterncultus, beſchränkt insbeſondere auf die Wandelſterne oder einen und den andern, welcher durch ſeinen Glanz oder anderes als Führer der nächtlichen Wüſtenzüge dient. Aber alle dieſe himmliſchen Heerſcharen müſſen, ſo lange das Leben auf die Wüſte beſchränkt war, der Einheit des Himmelscultus untergeordnet geweſen ſein. Denn dieſe trat hier zu entſchieden in Gegenſatz zu der ganzen todten Natur. Erſt wenn Nomadenſtämme, ihre Cultuserinnerungen mit ſich bringend, die Wüſte verlaſſen und ſich in Gegenden niederlaſſen, wo eine lebenskräftige Natur ihren Einfluß geltend macht, und jenen Gegenſatz mindert und vernichtet, treten dieſe in der Wüſte untergeordneten Gegenſtände des Cultus mehr hervor und verbinden ſich mit dem ſich einſchleichenden Naturdienſt. Allein in der Wüſte ſelbſt thut das religiöſe Bewußtſein einen dem einheitlichen Himmelscultus ſehr nahe liegenden Schritt, den man faſt nicht einmal einen weiteren Schritt nennen kann, indem er eigentlich ſchon in der *göttlichen* Verehrung des Gegenſtandes ſelbſt liegt. Der Himmel, welcher verehrt wird, hört im religiöſen Gefühl nach und nach auf, der ſichtbare *Himmel* zu ſein, und aus ihm geht als Begriff der abſoluten Freiheit und Allmacht der Begriff des abſolut *Verehrungswürdigen*, des einheitlichen Gegenſtandes des Cultus überhaupt, hervor. Je länger das Leben in der Wüſte dauert, je mehr ſich in ihm das religiöſe Gefühl zum religiöſen Bewußtſein fortentwickelt, deſto feſter werden wir dieſen Begriff des *einheitlichen Gottes* gezogen ſehen, und die Wüſte war es, welche ihn mit ihren in der Gottheit erſtgeborenen Kindern, den Juden, in die weite Welt entſandte, und mit der vollendetſten Schärfe dem Islam einhauchte.

So war denn auch in den Sanſkritvölkern, unſerer

Digitized by Google

Überzeugung nach, der Gottesbegriff ſchon vor der Sprach- und Völkertrennung entſtanden. Auch das Volk, von welchem ſie allſammt ſtammen, war ein Kind der aſiatiſchen Steppen. Dies macht nicht die Cultusentwickelung allein höchſt wahrſcheinlich, ſondern auch manche andere bedeutende hiſtoriſche Momente [20]). Allein jener entſcheidende Schritt von der Verehrung des Himmels zu der Verehrung des abſolut Verehrungswürdigen war zwar gethan, aber noch nicht ſo klar und ſicher zum religiöſen Bewußtſein gelangt, daß er jeder der daraus hervorgehenden religiöſen Geſtaltung feindlich entgegentretenden Bedingung zu trotzen vermocht hätte. Himmel und Gott, als Cultusbegriffe, ſpielten noch in einander über, und keins der verwandten Völker hat — ſo viel bis jetzt die Unterſuchungen ergeben — unter den neuern Umgebungen, in welche das Schickſal ſie nach der Trennung gelangen ließ, den Begriff der Einheit Gottes feſtzuhalten vermocht.

Vergebliche Mühe würde es ſein, der weiteren Entfaltung des religiöſen Gefühls und Bewußtſeins dieſer Völker Schritt vor Schritt nachſpüren zu wollen. Wo ſo gar keine hiſtoriſchen Monumente vorliegen, würde man nur in ein Meer von Hypotheſen tauchen können und darin jedes Steuer verlieren. Die erſte neue Stufe der Religionsentwickelung, welche ſich mit der Zeit und durch ſorgſame Unterſuchungen wird wieder erkennen laſſen, iſt die der allgemein-ariſchen, das heißt die der vereinten weſtlichen und öſtlichen Arier, oder des Zend- und Sanſkritvolkes. Bei Fixirung derſelben wird nothwendig allgemeine Regel ſein müſſen, daß wir ihr nur dasjenige zuſprechen, deſſen Spuren ſich in der Fortentwickelung beider Völker zugleich nachweiſen laſſen. Wenn ich im Folgenden auf dieſe Weiſe werde zu verfahren ſuchen, ſo bitte ich nochmals bei Beurtheilung meines Verſuchs zu berückſichtigen, wie gering meine Hilfsmittel ſind. Von Vorarbeiten ſteht mir faſt nichts Brauchbares zu Gebote, außer einigen höchſt ſchätzenswerthen Beiträgen von Burnouf [21]).

Wie Elementenanrufung in den Veden vorwaltet, ſo auch im Zend-Aveſta; hier jedoch insbeſondere die des Feuers, dann zunächſt des Waſſers. Wir dürfen demnach dieſe Geſtaltung als der gemeinſchaftlich ariſchen Religionsform angehörig betrachten. Das Feuer wird bei beiden unter verſchiedenſtämmigen Namen angerufen, im Zend âtar, welches dem ſanſkriſchen athar in athar-van (Prieſter) [22]) entſpricht. Im Sanſkrit dagegen heißt Feuer und der Gott deſſelben agni (für urſprünglicheres dag-ni, von dah, brennen, mit Verluſt des anlautenden d, wie in açru im Verhältniß zu δακ-ρυ und allen in den übrigen verwandten Sprachen entſprechenden Formen, ah-an, Tag, für dah-an, wie teutſch Tag und lat. dih-es zeigt, und andere) [23]). Aus dieſer Nichtübereinſtimmung in Bezug auf den Namen ſcheint zu folgen, daß während der Zeit der Gemeinſchaft des Cultus das Feuer zwar verehrt ward, aber nicht ſo verperſönlicht war, daß es in dem Cultus eine der bedeutendſten Stellen einnahm, etwa wie ſpäter im Zoroaſtriſchen Cultus. Die Verehrung des Waſſers betreffend, ſo erſcheint hier in dem Zend-Aveſta eine höchſt wichtige Übereinſtimmung mit den Veden in Bezeichnung deſſelben als Cultusgegenſtand; nämlich der hochverehrte Urquell der Gewäſſer heißt in den Veden apâm naptĕĭ oder napât, Enkel oder Sohn der Gewäſſer [24]), und ganz damit übereinſtimmend in dem Zend-Aveſta apan'm, naptar, napât. Die hohe Bedeutung dieſes Cultusgegenſtandes, insbeſondere für die Entwickelung der polytheiſtiſchen Seite innerhalb der Zoroaſtriſchen Religionsform iſt an einer andern Stelle nachgewieſen [25]). Unter welchem Namen die Luft in den Veden angerufen wird, kann ich wegen mangelnder Kenntniß der Veden noch nicht beſtimmen. Allein in ihnen wird ein Wort gebraucht, welches von der Wurzel av, wehen, gebildet iſt, und wie die Vergleichung der verwandten Sprachen zeigt, eigentlich Hauch, bedeutete. Daſſelbe Wort erſcheint auch in dem Zend-Aveſta und was überaus wichtig mit derſelben Verſtümmelung, welche die Sprachforſcher eine zufällige nennen, weil ſie nicht auf den allgemeinen Geſetzen der

20) Man vgl. auch oben S. 12. 21) In *Eugène Burnouf* Commentaire, sur le Yaçna, l'un des livres religieux des Parses; ouvrage contenant la texte zend, expliqué pour la première fois, les variantes des quatre manuscripts de la Bibliothèque royale et la version Sanscrite inédite de Neriosengh, Tom. I. (Par. 1833). Leider enthält dieſe Ausgabe nur die Anrufung und das erſte Capitel. 22) Vgl. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alten Völker S. 76. Gegen dieſe Zuſammenſtellung wurde vorgebracht, daß das Suffix van nur Krit ſei, das heißt, nur zur Nominalbildung aus Wurzeln diene, nicht Taddhita, welche aus Nominibus formiren, alſo atharvan nicht von einem ſupponirten athar (Feuer) ſtammen könne. Hiergegen muß ich bemerken, daß dieſe für das ſpätere Sanſkrit im Allgemeinen gültigen Unterſchiede zwiſchen dieſen beiden Arten von Suffixen für das ältere Sanſkrit, wie ſich aus genauerer Unterſuchung der Wortbildung und Vergleichung der verwandten Sprachen ergibt, keine Wahrheit haben. Ich könnte dafür viele Beiſpiele anführen, und es kommen deren genug in meinem griechiſchen Wurzellexikon vor; allein es iſt für dieſen Zweck nicht nöthig; denn daß atharvan identiſch ſei mit dem gleichbedeutenden zendiſchen âtarvan, wird Niemand in Abrede ſtellen. Wenn aber athar-van gleich iſt âtar-van, ſo bleibt nach Abzug des in beiden gleichen van, die Gleichheit von athar mit âtar; in dieſem iſt die Dehnung des â Vriddhi und der Übergang von ſanſkritiſch th in zendiſch t oft. Da aber âtar im Zend entſchieden Feuer bedeutet, ſo muß das ihm gleiche ſanſkritiſche athar ebenſo heißen. Da endlich im Zend entſchieden das Suffix van an das Nomen getreten iſt, die Elementarregeln der Wortbildung aber in allen dieſen verwandten Sprachen je älter hinauf, deſto mehr identiſch ſind, ſo folgt auch ſchon hieraus, daß van kein bloßes Taddhita-Suffix urſprünglich war. 23) Vgl. Hall. Allg. Lit.-Ztg. 1837. Ergzbl. Nr. 116. S. 925. 24) Vgl. den Beinamen des Feuers in den Veden ûrg'ô napât (in *Lassen*, Anthol. sanscritica p. 101). 25) Theod. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alten Völker, Excurs II. Das Wort *Νεφθαρ* im 2 Makk. 1, 36. Es iſt daſelbſt gezeigt, daß auf die eigenthümliche Weiſe, wie ſich bei den Perſern ſpäter die Vielgötterei geſtaltete, nämlich durch Verperſönlichung und Vergöttlichung von Epithetis heiliger Gegenſtände, aus dem Cultus und den Epithetis dieſes apan'm napât die Arduisur, die Anahit und *Ἀναΐδατος* entſtanden iſt. Zugleich iſt bemerkt, daß dieſer Urquell napât, naptae, angeſchaut wurde, insbeſondere in den Naphthaquellen, in denen ſich Waſſer und Feuer zu vermählen ſcheinen, und auch naphtha daher ſeinen Namen hat.

Digitized by Google

in dieſen Sprachen herrſchenden Lautentſprechungen beruht. Dieſe Art zufällige Übereinſtimmungen beweiſen ſtets, daß das Wort ſchon vor der Trennung der Sprachen beſtand, welche es beide oder mehre in dieſer Geſtalt beſitzen. Das Wort, welches wir meinen, iſt âtman, aus av-âtman oder av-âtman, denn die verwandten Sprachen geben über die Länge oder Kürze des Vocals a keine Entſcheidung [26]). Die Verſtümmelung, in welcher es unter beſtimmten Bedingungen in in den Veden erſcheint, iſt tman [27]), und an dieſe lehnt ſich das thmaṅguhantan'm des Zend-Aveſta [28]). Dieſes Wort wächſt in der ſpätern Entfaltung des Brahmathums zu einer ſo hohen Bedeutung heran, daß es ganz allein faſt das ganze Weſen der Brahmaniſch-pantheiſtiſchen Weltanſchauung ausdrückt. Die Anfänge dieſer Bedeutungsentwickelung liegen aber gewiß ſchon in der Periode, die wir jetzt beſprechen. Genauere Kenntniß würde ſicher dieſe Vermuthung beſtätigen, während dem entſcheidet ſchon ſehr zu ihren Gunſten die gewöhnliche Auslegung des zendiſchen Worts durch fromm, das heißt einer, der das âtman, den Welthauch, die Weltſeele, erkannt hat. Dieſe Bedeutung wird aus einer Verperſönlichung der Luft — nicht ganz unähnlich dem רוּחַ אֱלֹהִים in der Bibel — hervorgegangen ſein, welche ſelbſt wieder auf der Naturverehrung der Luft beruhte. Die Verehrung der Atmoſphäre betreffend, ſo kann ich keines Analogen im Zend-Aveſta mich entſinnen. Was dagegen die Sonne betrifft, ſo tritt ihre Verehrung auch im Zend-Aveſta ſtark hervor. Bemerkenswerth iſt aber hier, daß, wenn ſie gleich hier ſowol, als in den Veden, unter einem gleichſtämmigen Namen angerufen wird, im Sanſkrit sûrja (von svar gebildet), im Zend hvare (welches dem ſanſkritiſchen svar entſpricht), doch beide Namen weder in der Bildungsform, noch auch in der Bedeutung, übereinſtimmen. Denn svar heißt im Sanſkrit Himmel [29]). Auch hier nehme ich daher daſſelbe an, wie oben beim Feuer. Die Verehrung des Mondes betreffend, ſo kann ich das Verhältniß derſelben in dieſer Periode durch Vergleichung der öſtlichen und weſtlichen Religionsurkunden noch nicht beſtimmen; allein eng damit zuſammen hängt das Trinken der heiligen Sôma-lat'a (Asclepias acida oder Cynanchum viminale), und dieſer Gebrauch, wie das ſanſkritiſche Wort Sôma in ſeiner im Zend entſprechenden Form haomo, kehrt im Zend-Aveſta wieder. Zuletzt waren noch von Colebrooke als Gegenſtände der Anrufung Geiſter erwähnt, alſo verperſönlichte Kräfte, Götter; es werden wol zum Theil diejenigen ſein, welche in mehren mitgetheilten Gebeten vorkommen.

Als Perſonen, freie göttliche Gewalten, frei von der Naturanſchauung, aus welcher ſie urſprünglich hervorgegangen ſein mögen, erſcheinen in den Veden zunächſt Brahman (in neutraler und männlicher Form, in jener höchſte Weltſeele, in dieſer Weltſchöpfer). Dieſer Name findet ſich in dem Zend-Aveſta nicht, und ſogar gar keine Spur von ihm, wie doch von den meiſten übrigen Göttern des indiſchen Pantheons. Brahma iſt ferner im Allgemeinen gar kein Gegenſtand des indiſchen Volkscultus in der bekannten Zeit der Geſchichte geweſen, nicht einmal häufiger Gegenſtand irgend künſtleriſcher Darſtellung. Sein Name iſt ohne Zweifel aus der ſanſkritiſchen Wurzel vr̆ih (mit Übergang des v in b vor r, wie auch höchſt wahrſcheinlich in brû, den man bei der Lautidentität des v und b in Indien ſchon ſeit alter Zeit faſt nur für eine andere Schreibweiſe nehmen darf) gebildet und hieße: Wachsthum. Dieſe Bedeutung iſt faſt zu abſtract für eine volksthümliche Gottheit. Ich glaube nach allem dieſem, daß er nicht der Periode der ariſchen Religionseinheit angehört, ſondern erſt nach der Spaltung dieſer Religionsform bei dem Sanſkritvolke entſtand, aber nicht im Volke ſelbſt, ſondern auf dem Wege prieſterlicher Speculation, welche, indem ſie die vielen Volksgötter in eine Einheit zu bringen ſuchten, dieſe faſt rein metaphyſiſche Bildung an die Spitze ſtellten — ähnlich, wie es mit Kronos und Uranos in Griechenland geſchah.

Von Siva und Viſhnu haben wir oben ſchon in Bezug auf die Veden bemerkt, daß ihre Namen daſelbſt gar nicht, oder nur ſelten und vielleicht in ſpäteren Theilen, vorzukommen ſcheinen. Selbſt wenn dieſe Vermuthung ſich als falſch erweiſen ſollte, ſo würde doch der Umſtand, daß ſich keine Spur von ihnen im Zend-Aveſta findet, dafür entſcheiden, daß ſie nicht in die Periode gehören, welche uns jetzt beſchäftigt. Im Zend-Aveſta ſcheint zwar eine Spur des Siva vorzukommen, allein es iſt nur Schein. Während nämlich der Zoroaſtriſche Cultus den Elementencultus, die eine Seite der gemeinſchaftlich-ariſchen Religion, in ſich aufnahm, verdammte er die Verperſönlichungen — die andere Seite deſſelben — welche ſich ſchon zu einem polytheiſtiſchen Pantheon entfaltet hatte, vollſtändig, nicht aber ſo, daß er ſie negirte, ſondern für Diener des böſen Princips erklärte; ſo wurden ſie alle mit dem allgemeinen dêvâs bezeichnet, welches aber nun ſeine Bedeutung Götter einbüßte, und in die umgekehrte, böſe Geiſter, überging. Unter dieſen böſen Geiſtern wird nun auch einer erwähnt, welcher im Thema höchſt wahrſcheinlich çauru lauten würde (der Accuſativ çaurûm kommt bis jetzt nur vor), und dem ſanſkritiſchen çarva entſpricht [30]). Dieſer Name erſcheint nur im Sanſkrit als Beiname des Siva; allein ehe man daraus folgert, daß Siva ſchon vor der Religionsſpaltung verehrt ſei, bedenke man, daß ein Beiname an und für ſich wenig entſcheidet, zumal, da es gewiß iſt, daß die Sivadiener ſpäter alle Arten von Götternamen auf ihren Meiſter luden, ſo z. B. auch rudra, was wir gleich ſehen werden, eigentlich eine ganze Claſſe von Weſen bezeichnete. Der Name çarva paßt ſeiner Bedeutung nach — von çri, zerſpalten — ſehr gut zu der Natur

26) Vgl. über deſſen Etymologie Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon I, 265. 27) *Pânini* IV, 6, 1, ed. *Böhtlingk* p. 494. 28) *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna I, 509. n. 29) Die Wurzel heißt glänzen. Theod. Benfey a. a. O. I, 456.

30) *Burnouf* a. a. O. 529 n.

des zerſtörenden Siva, allein es konnte recht gut in der ältern Religionsform ein ganz anderes dämoniſches Weſen darunter verſtanden ſein.

Wenn aber dieſe drei Götter keine Stelle in dem gemeinſchaftlich-ariſchen Pantheon hatten, ſo gab es damals auch keine trimûrti (die Dreieinigkeit dieſer drei Potenzen), wie ſie im ſpätern Brahmathum erſcheint. Auch dieſe gehört demnach einer ſpätern Religionsform an, ſowie ſich denn auch von ihr keine Spur im Zend-Aveſta findet.

An der Spitze der verperſönlichten Götter ſtand in dieſer Periode Indra, er, der auch in der folgenden Entwickelung des Brahmathums der Trimurti (Dreieinigkeit), welche, wie bemerkt, in dieſer Periode nicht exiſtirte, zunächſt folgt, und Oberhaupt der übrigen Götter iſt, wie Colebrooke ſagt, „der untergeordneten Gottheiten, das heißt der Planeten und Elemente.“ Feierlich ſchildert eine von Colebrooke mitgetheilte Stelle der Veden ſeine Einweihung, „nachdem er von den Göttern zu ihrem König gewählt war,“ und, was noch mehr als alles dieſes für Indra's frühere Bedeutung ſpricht, in dem Zend-Aveſta iſt er einer der am ſtärkſten angefeindeten dêvâs [31]). Der Name Indra in der Bedeutung belebender Geiſt im Menſchen, welche ſchwerlich von dem Namen des Gottes verſchieden iſt, ſondern nur eine Verſetzung des Gottes ſelbſt in das Herz des Menſchen (denn indra in dieſer Bedeutung wohnt im Herzen), wird in einem der Upaniſchads in etymologiſchen Zuſammenhang mit vedantiſcher Anſchauung der Schöpfungsgeſchichte gebracht, und als eine Zuſammenziehung von idam-dra, dieſes ſehend, betrachtet. Nachdem die Weltſeele den bekörperten Geiſt (puruscha, vgl. weiterhin) aus den Waſſern gezogen und gebildet, traten aus ihm, Kraft der Betrachtung der Weltſeele, die Gottheiten hervor. Der Mund öffnete ſich wie ein Ei und aus ihm entſtrömte Sprache (vâk', λόγος), aus der Sprache Feuer. Die Naſenlöcher breiteten ſich aus, aus ihnen kam Athem, aus dem Athem verbreitete ſich Luft. Die Augen öffneten ſich; aus den Augen ſprang ein Strahl; aus dieſem Strahle ward die Sonne hervorgebracht. Die Ohren erweiterten ſich; aus den Ohren kam das Hören, und aus dieſem die Regionen des Raums. Die Haut dehnte ſich aus; von der Haut erhob ſich Haar; aus dem Haar wuchſen Bäume und Kräuter. Die Bruſt öffnete ſich, aus der Bruſt entſtrömte Geiſt, und aus dem Geiſte der Mond (dieſe Entwickelung merke man, da ſie mit Entſchiedenheit zeigen wird, daß indra in der Bedeutung lebender Geiſt im Herzen des Menſchen mit Indra als Gott völlig identiſch iſt). Der Nabel berſtete; aus dem Nabel kam das Verſchlingen, aus dem Verſchlingen Tod. Das Zeugungsorgan berſtete, aus ihm floß productiver Same, woraus Waſſer ihren Urſprung zogen. Dieſe Gottheiten ſanken, ſo geformt, in den weiten Ocean. Mit Hunger und Durſt kamen ſie zu ihm (der Seele âtman) und ſprachen: „Gib uns eine Form, in welcher hauſend wir Speiſe genießen mögen.“ Er bot ihnen mehre Formen an, die ihnen misfielen, endlich die menſchliche, mit der ſie zufrieden waren. „Ach ſchön gethan,“ riefen ſie, „wundervoll!“ Er befahl ihnen, ihre reſpectiven Plätze in ihr einzunehmen.“ Feuer, Sprache werdend, ging in den Mund; Luft, Athem werdend, ging in die Naſenlöcher; Sonne, Geſicht werdend, trat in die Augen; Raum ward Gehör und nahm die Ohren ein. Kräuter und Bäume wurden Haar und füllten die Haut; der Mond ward Geiſt und trat in die Bruſt; Tod ward Verſchlingen und drang in den Nabel; Waſſer ward productiver Same und nahm das Zeugungsorgan ein. Er (die Weltſeele âtman) überlegte: Wie kann dieſer Körper beſtehen ohne mich? Er drang durch die Nath der Hirnſchale (in dieſen Körper und nahm ſeinen Sitz im Hirn).

So (als beſeelender Geiſt) geboren, unterſchied er die Elemente (bemerkend); „was anders kann ich hier (als exiſtirend) behaupten (als Ihn), und er betrachtete dieſe (denkende) Perſon (purusha), die gewaltige Ausdehnung (Wachsthum, brahman) ausrufend: „Es (idam) habe ich geſehen.“ Daher iſt ſein Name Es-ſehend (idam-dra); Es-ſehend iſt in Wahrheit ſein Name, und da er Es-ſehend iſt, nennen ſie ihn, durch eine entfernte Bezeichnung, Indra. Denn die Götter lieben im Allgemeinen die Verbergung (ihrer Namen). Die Götter lieben das Geheimniß [32]).“

Dieſe Schöpfungsanſchauung iſt um vieles ſpäter, als die Religionsform, von welcher wir jetzt ſprechen. Ihre Anführung war aber nothwendig zum Verſtändniß der fraglichen Etymologie; und nicht undienlich, theils wegen eines ſogleich zu machenden Gebrauchs, theils um eine Art der in den Veden vorkommenden verſchiedenen Anſchauungen der Schöpfung etwas ausführlicher mitgetheilt zu haben, da es der Raum nicht erlauben wird, dieſe größtentheils ſubjectiven Anſchauungen genauer zu erörtern. Über die Etymologie ſelbſt brauchen wir wol kaum etwas zu bemerken, es ſieht ein jeder, daß ſie auf ganz andern Baſen beruht, als die alte Verehrung des Indra im Volksglauben, und nur der Combination der Bedeutung von Indra als Menſchengeiſt mit der ſpäter erſt ſyſtematiſch ausgeprägten pantheiſtiſchen Weltanſchauung ihre Entſtehung verdankt. Analoge Zuſammenziehungen, wie die von idam-dra in Indra wäre, wird man vergebens ſuchen; die Bedeutung dra, ſehend, iſt auch mehr als zweifelhaft [33]).

Eine andere und die gewöhnliche Etymologie leitet Indra von der Wurzel id, mit Naſal nach Art der ſiebenten Conjugationsclaſſe, alſo ind. herrſchen. Allein dieſe angebliche Wurzel iſt durch nichts belegt, und ſowol ihre Form, als ihre Bedeutung nur aus dem Namen Indra, dem Herrſcher der Götter, abſtrahirt.

Auch ich kann die Wurzel dieſes Namens nicht nachweiſen; dafür aber, was für unſere Unterſuchung beiweitem wichtiger iſt, kann ich die eigentliche Bedeutung von

31) Vgl. z. B. a. a. O.

32) *Colebrooke* in As. Res. VIII, 421. 425. 33) Theod. Benfey a. a. O. I, 224.

Indra beſtimmen. Dieſelbe Wurzelform, welche bei Ind-ra zu Grunde liegt, erſcheint auch in Ind-u, wie der Mond heißt. Da nun die Unadi-Suffixe ra und u ſo ziemlich gleiche Bedeutung haben, ſo iſt es ſchon an und für ſich höchſt wahrſcheinlich, daß Indu und Indra urſprünglich völlig gleichbedeutend waren; allein es läßt ſich dies auch durch eine Menge einzelner Momente zur größten Evidenz erheben. Wir können dieſe nicht alle hier aufzählen; doch wollen wir auf zwei erhebliche aufmerkſam machen. Zunächſt rufen wir ins Gedächtniß zurück, daß der Menſchengeiſt Indra heißt, und, nach indiſcher Anſchauung, eine Ausſtrömung des Mondes (Indu) iſt. Ferner machen wir auf die ſchon oben hervorgehobene hohe Bedeutung der Nacht, in der erſten Entwickelung des religiöſen Gefühls im Nomadenleben, aufmerkſam. In der Nacht aber erſcheint der Mond, unter allen den unzähligen Sternen wandelnd, wie ein König unter ſeinen Untergebenen. So bin ich denn überzeugt, daß die Urbedeutung von Indra Mond war, daß ſeine Verehrung aus der Anſchauung des Mondes hervorging, und aus dem Hervorleuchten deſſelben unter den Sternen ſeine Auffaſſung als König der untern Götter — wie Colebrooke ſagt, der Planeten und Elemente — ſtammt.

Die Grundlage dieſer Verperſönlichung liegt dieſemnach noch in dem Wüſtenleben des ariſchen Volkes; allein die Verperſönlichung ſelbſt fand erſt in neuen Umgebungen ſtatt. Sie war gewiß eine der älteſten des gemeinſchaftlich-ariſchen Cultus, in welchem Indra ohne allen Zweifel einſt die höchſte geiſtige Potenz war. Daß der Mond in dem alten Cultus als Herrſcher, nicht ſo die Sonne, gefaßt wurde, bezeugt der Mythus der Veden, in welchem sûrjâ (im weiblichen Geſchlechte, nicht sûrjas männlich) als Gattin des Mondes (Sôma, der ſchöne) erſcheint. „Prag'âpa'tis (der Herr der Schöpfung)" heißt es, „gab ſeine Tochter Sûrjâ, Sâvitrî (die Glänzende, Gebärende) dem Sôma, dem Könige[34])."

Die Mythenausbildung dieſes Gottes Indra fällt ebenfalls ſchon in dieſe Periode; ſo der Mythus von Indra's Bekämpfung und Beſiegung des Dämons Vritra, daher er der Vritrahan, Vritratödter, heißt. Dieſen Mythus notirt Colebrooke ausdrücklich aus den Veden, und der Name Vitrahan erſcheint in den der zendiſchen Lautgeſetzen gemäß entſprechenden Form freilich mit der zendiſchen Religionsentwickelung gemäßer veränderter Bedeutung im Zend-Aveſta, und der hier in einen böſen Dämon verwandelte Indra muß ſich gefallen laſſen, daß er hier mit einem aus ſeinem Beinamen gebildeten Worte bekämpft und vernichtet werden ſoll[35]).

Als göttliche Weſen (dêvâs) wurden in ebendieſer Periode des gemeinſchaftlich-ariſchen Cultus 33 angebetet. Ob dieſe 33 aber nur beſondere Claſſen, welche in eine Zahl zuſammengefaßt wurden, waren, oder einſtmals wenigſtens die ganze Zahl der verperſönlichten Gottheiten, oder umgekehrt keine perſönlichen Gottheiten, ſondern eine Zuſammenfaſſung von Naturelementen, das können wir nicht entſcheiden. Für die letzte Anſicht ſpricht faſt der Umſtand, daß ſie im Zoroaſtriſchen Cultus nicht, wie die übrigen Verperſönlichungen des alten gemeinſchaftlichen Cultus in das Reich des Böſen geſchleudert ſind, ſondern als die 33 reinſten um Hâvani (wahrſcheinlich der Genius, welcher den Theil des Tages zwiſchen der Morgenröthe und Sonnenaufgang beherrſcht) angerufen werden[36]). Leider weiſen ſie ſich durch keine andere beſtimmtere Bezeichnung, als eben die Zahl, im Zend-Aveſta als urſprünglich identiſch mit der gleichen Zahl der altindiſchen Götter aus. Wir können daher auch nicht beſtimmen, inwiefern die Angaben über dieſe für die Periode des gemeinſchaftlich-ariſchen Cultus gelten. Leider kommt dazu, daß in Beziehung auf die ſpeciellen Angaben über die 33 dêvâs, denn ſo heißen ſie bei den Indern, in den indiſchen Quellen ſelbſt, keine Übereinſtimmung herrſcht.

Allgemein werden dazu drei Claſſen von Göttern gezählt, nämlich 8 Vasu-s, 11 Rudrâ-s, 12 Âditjâs. Dieſe geben 31, und dazu fügt die Vrihadaranjaka-Upaniſhad noch Pragâ'pati und Indra, um die volle Zahl zu erhalten. Von Pragâ'pati findet ſich nun im Zend-Aveſta keine Spur, und Indra, wie wir geſehen haben, iſt daſelbſt ein Dämon des böſen Princips; wenn wir daher annehmen dürfen, daß, wie in der Zahl, ſo auch urſprünglich den Perſonen und Weſen nach die 33 der Veden und des Zend-Aveſta übereinſtimmten, ſo würde daraus, daß im Zend-Aveſta alle 33 zu den Reinen gehören, mit Wahrſcheinlichkeit folgen, daß Indra gewiß nicht, und daraus, daß von Pragâpati ſich keine Spur im Zend-Aveſta findet, auch dieſer höchſt wahrſcheinlich urſprünglich nicht dazu gehörte. Für Prag'âpati (Herr der Geſchöpfe) ein Weſen, welches ſchon ſeinem Namen nach über Indra ſtehen mußte, und in der dogmatiſchen Fortentwickelung des Vedencultus auch über ihm ſteht, gibt es außerdem gar keine Stelle in dem alten gemeinſchaftlich-ariſchen Cultus. Moore, im Hindupantheon[37]), nennt ſtatt Indra und Prag'âpati die beiden Açvinau; allein die Stelle, auf welche ſich Moore ſtützt, iſt bis jetzt nicht nachweisbar. Dennoch iſt dieſe Angabe höchſt wahrſcheinlich. Die beiden açvinau (Dual vom Thema açvin, welches wörtlich Pferdebegabt, etwa Reiter, heißen würde) ſpielen eine bedeutende Rolle in den Veden, ebenſo in den Mythen der Inder, wo ſie als Götterärzte erſcheinen; aber gar keine, ſoweit ich erkennen kann, in der uns bekannten ſpätern Volksreligion. Wenn ſie der indiſche Mythus als Zwillingsſöhne der Nymphe Açvini, einer der Nakshatrâni (Mondſtationen), betrachtet, ſo beweiſt ſchon die ſprachliche Formation des Namens der Mutter, daß ſie eine Zeugung ihrer Kinder iſt, nicht umgekehrt, eine Erſcheinung, welche einem aufmerkſamen Mythenforſcher nicht neu iſt. Als der gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform angehörig erweiſen ſie ſich dadurch, daß ſie in dem Zend-Aveſta vorkommen,

34) *Colebrooke* a. a. O. 402.

35) Vgl. die Stelle in *Burnouf*, Comment. sur le Yaçnâ I, 526.

36) *Burnouf* a. a. O. I, 335 sq.

37) Bei *Burnouf* a. a. O. 341. Das Moor'ſche Werk iſt mir nicht zugänglich.

wo ſie gewöhnlich den Beiſatz „Jünglinge" führen[38]). Daß ſie in der That zu den 33 gehören, wird mir dadurch nicht unwahrſcheinlich, daß ſie, wie die 33 ſelbſt, im Zend-Aveſta nicht, wie die übrigen Perſoniſieationen des alten Cultus, in das Reich der verabſcheuungswürdigen böſen Dämonen geſtoßen ſind, ſondern mit Verehrung angerufen werden. Da es ſich ſchon jetzt mit Beſtimmtheit ahnen, und in Zukunft wol mit Sicherheit nachweiſen läßt, daß der Zendcultus bei ſeiner Reformation nur diejenigen vergöttlichten Naturweſen als verehrungswürdig beibehielt, bei denen das Naturelement, aus welchem ſie ſich im Fortgange der öſtlichen ariſchen Religion zur Geiſterfreiheit entwickelten, noch vorwaltete, während die Perſonification noch nicht durchgedrungen war, ſo läßt ſich annehmen, daß dieſes auch bei den açvinau noch zur Zeit der Religionsgemeinſchaft der Fall war. Da ſie nun als Zwillinge gefaßt werden — analog den Dioſkuren, welche entſchieden aus der Anſchauung des Morgen- und Abendſterns hervorgegangen ſind — ferner in der indiſchen Mythologie genetiſch mit der Sonne (männlich als Vater) und einer Mondſtation (als Mutter) in Verbindung gebracht werden[39]), worin man wol eine Fortentwickelung ihrer älteſten Anſchauung anerkennen darf — endlich, wenn unſere Vermuthung, daß ſie zu den 33 gehören, richtig iſt, im Zend-Aveſta als Begleiter des Genius Hâvani gefaßt werden — ſo iſt es mir wahrſcheinlich, daß ſie urſprünglich den Morgen- und Abendſtern bezeichneten, ſich während der Periode der gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform ſchon zu vergeiſtigen und in göttlicher (abſoluter) Freiheit zu perſonificiren ſtrebten, aber dieſe Perſonification noch nicht ſo weit gediehen war, daß ſie, wie bei Indra und dem Begriff dêva, die urſprüngliche Grundlage vernichtet hätte. Wie viel ſich für dieſe Vermuthung, ſelbſt in Bezug auf den Namen die Reiter geltend machen laſſe, z. B. ſelbſt durch Vergleichung die reitenden Dioſkuren, können wir hier nicht weiter ausführen, dürfen es auch faſt bei jedem Kenner alter verwandter Religionsformen vorausſetzen. Bemerkenswerth in dieſem einzelnen Falle für das, für dieſe Periode angenommene Streben, die verehrten Naturerſcheinungen zu vergeiſtigen und vergöttlichen, iſt der Umſtand, daß dieſelben Açrinau unter einem, außer allem Zweifel alten Beinamen, welcher im Sanſkrit nâsatja lautet, und im Zend nach den Geſetzen der Lautentſprechung Naoñghaitja, im Zend-Aveſta dem Reiche des Böſen zugewieſen ſind[40]). Leider iſt mir die Etymologie dieſes Namens zweifelhaft. Wäre aber die der Inder aus na nicht, und asatja unrein, gegen die ſich von grammatiſcher Seite nichts Erhebliches einwenden läßt, richtig, ſo würde er ſich als Bezeichnung einer ſehr vergeiſtigten Gottheit kund geben, woraus ſich denn erklärte, warum dieſe Zwillinge (dieſer Name erſcheint jedoch im Zend-Aveſta als Singular) unter dieſer Bezeichnung und Begrifflichkeit dem Zoroaſtriſchen Religionsſyſtem als verdammungswürdig erſcheinen.

Die erſte der zu den 33 Göttern gehörigen Claſſen ſind die Vasu (im Plural Vasavas). Die Vrihadaranyaka-Upaniſhad leitet den Namen von ſanſkritiſch vasu, in der Bedeutung Reichthum, ab, weil die Vaſavas „dieſes Ganze reich machen" (idam sarvam vâsajante). Die Vergleichung der verwandten Sprachen aber zeigt, daß vasu urſprünglich ein Adjectiv iſt und gut heißt[41]), und die Erhaltung dieſer Bedeutung in den den zendiſchen Lautenſprechungsgeſetzen gemäß identiſchen, zendiſchen Themen vôhu oder vanghu, ſowie der Gebrauch des ſanſkritiſchen vasu als Adjectiv in der angeblichen Bedeutung berühmt in den Veden[42]) zeigt, daß dieſe Bedeutung früher auch im Sanſkrit exiſtirte und erſt, wol ſogar ſehr ſpät erſt, nach der Trennung des Sanſkrit- und Zendvolkes eingebüßt ward. Demnach werden wir ohne allen Anſtand dieſe Claſſe der Götter, Vaſavas, durch „die Guten" übertragen. Eine mit dieſem Namen bezeichnete Claſſe erinnere ich mich nicht im Zend-Aveſta gefunden zu haben; allein das Wort dient in Zuſammenſetzungen vielfach zur Bezeichnung heiliger Objecte, z. B. des Amſchaſpands, vôhumano (Bahmen), eines Gahs, Vôhukshathra ꝛc. Daß wir daher dieſe Abgrenzung der Guten in eine beſtimmte Claſſe in eine ſpätere Fortentwickelung des Brahmathums und nach der Trennung der urſprünglich gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform zu ſetzen haben, iſt höchſt wahrſcheinlich.

Die Vrihadâranjaka-Upaniſhad nennt als die acht Vaſavas Feuer (Agnis), Erde (prithivî), Wind (vâjus), Atmoſphäre (eigentlich das Durchſichtige, antarîksham), Sonne (aditjas), Himmel (djaus), Mond (k'andramâs) und die Aſterismen (nakshatrân'i, Plural aber als Einheit gefaßt)[43]). Wenn wir dieſe Angabe als alte faſſen dürfen, ſo wären die Vaſavas die zunächſt in die Augen fallenden wohlthätigen Naturerſcheinungen. Von dieſer Angabe weicht aber vollſtändig ab eine im Hariwança gegebene[44]). An die Spitze der acht Vaſavas wird gjôtis, Licht (von der Wurzel div in der Form djô, wie ſchon ganz richtig die Inder ableiteten. Dieſer alte, ſchon vor der Sprachtrennung eingetretene Übergang des d in g' iſt ſchon an einer andern Stelle von mir bemerkt)[45]), und die acht Vaſavas ſind Gewäſſer (âpas), Dhruvas (gewöhnlich Name des Polarſterns, bedeutet aber auch vieles andere, was hier gemeint ſein könnte), Mond (sômas), Dhara (bedeutet Berg und anderes nicht hierher paſſende, im weiblichen Geſchlecht Erde ꝛc.), Wind (Anilas), Feuer (Analas), Morgendämmerung (pratjûsha, vgl. das oben über den Genius Hâvani des Zend-Aveſta bemerkte), Prabhâsa (die gewöhnliche Bedeutung iſt unpaſſend; allein der Etymologie nach kann es erſtes Aufleuchten der aufgehenden Sonne bedeu-

38) Vgl. Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanſkrit, Zend ꝛc. S. 240. *Burnouf* a. a. O. 530. 39) Von Bohlen, Das alte Indien. I, 239. 40) *Burnouf* a. a. O. 529.

41) Theodor Benfey a. a. O. I, 303. 42) a. a. O. 43) Text bei *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna I, 344. 44) a. a. O. 345. 45) Hall. Allg. Lit.-Ztg. 1837. Ergzbl. S. 909. Vgl. Griechiſches Wurzellexikon II. unter *δαμ*.

Digitized by Google

ten). In Wilſon's Sanſkritlexikon findet man bei allen dieſen Wörtern, mit Ausnahme von âpas, beſtätigt, daß ſie für Bezeichnungen von Vaſavas gelten. Allein unter dem Worte vasu findet man mehre Abweichungen, welche jedoch mehrfach faſt verleſen zu ſein ſcheinen. Übereinſtimmend erſcheinen Dhruvas, Somas, Anilas, Analas. Nur verleſen ſcheinen Dhava für Dhara, Prabhûsha für Pratjûsha, Prabhâva für Prabhâsa, und dieſes um ſo mehr, da bei dieſen Wörtern in ihren beſondern Artikeln nicht bemerkt wird, daß ſie Vaſavas bezeichnen. So bleibt nur noch als achter Vaſus Viſhnus ſtatt Apas, und bei dieſem wird auch im beſondern Artikel jene Bedeutung, wie bemerkt, nicht angeführt. Viſhnus werden wir aber nach obigem auf keinen Fall in die Periode des gemeinſchaftlich-ariſchen Cultus ſetzen dürfen.

Die zweite Claſſe der 33 bilden die Rudrâs. Die obenerwähnte Upaniſhad erklärt ſie als die zehn Hauche (prân'a von pra + an, athmen) [46]) im Menſchen ſammt der Seele (âtman) [47]) als eilften. „Weil dieſe klagen, wenn ſie aus dieſem ſterblichen Körper weichen, ſo heißen ſie die Klagenden, rudra (jada hâ 'smân mârtjak' kh'arîrâd utkrâmantj athâ rôdajanti tad jad rôdajanti tasmâd rudrâ iti) [48]). Dieſe Etymologie iſt augenſcheinlich Spiel; allein mit der Wurzel rud hängt der Name ohne Zweifel zuſammen. Dieſe heißt aber urſprünglich tönen überhaupt, wie denn von ihr rud-ra, die Leier, kommt [49]). Die rudrâs ſind demnach eher wol urſprünglich Naturtöne, denn deren Vergeiſtigung und Vergöttlichung. Die Angabe der Upaniſhad, daß ſie die Hauch'e bezeichnen, findet in den Namen der einzelnen Rudrâs keine Beſtätigung; allein in Beziehung auf ſie gibt es viele Abweichungen, aus denen ſich die älteſten Namen wol, wenigſtens jetzt, noch nicht werden herausfinden laſſen. Die bei Wilſon angeführten ſind folgende: Ag'nikapâda (ein Theil des Ungeborenen), Ahibradhna (der Schlangenumwundene), Virûpâksha (der Dreiäugige, eigentlich ungeſtaltäugige), Surêçvara (der Götterherr), G'ajanta (der Sieger?), Bahurûpa (Vielgeſtaltige), Trjambaka (Dreiäugige), Aparâg'ita (Unbeſiegte), Savitra (Inſtrument der Schöpfung), Hara (Nehmer?). Dieſe Namen ſind zum allergrößten Theil zugleich dem Çiva eigen, und ſtammen demnach aus einer Zeit, wo die Rudrâs dem Çiva-Religionsſyſtem untergeordnet waren, und als ſeine Schickſalsvollſtrecker gedacht wurden. Da aber dieſer Claſſenname ſelbſt im Zend-Aveſta keine Spur zeigt, ſo ſcheint, wie bei den Vaſavas, auch ihre Abgrenzung ſpäter, als die gemeinſchaftlich-ariſche Religion zu ſein.

Die dritte Claſſe umfaßt die 12 Âditjâs. Die erwähnte Upaniſhad erklärt ſie für die 12 Monate des Jahres. Dieſen Claſſennamen kennt der Zend-Aveſta wiederum nicht, wol aber erſcheinen bei ihm als heilige Genien einige der im Sanſkrit für Aditjas geltenden einzelnen Namen. Dieſe ſind zunächſt Mitra. Als Aditja wird dieſer im Hariwanſa erwähnt [50]). Mitra bedeutet im ſpätern Sanſkrit Freund, aber auch die Sonne; ſehr natürlich, da mitra als Aditja eine Perſonification der Sonne iſt. In den Veden werden mitrâsas, mehre Mitras, angerufen [51]). Im Zend lautet der Name, nach zendiſcher Lautumwandlung, Mithra, und bezeichnet einen in der innigſten Verwandtſchaft mit der Sonne ſtehenden Ized (im Zend jazata, Gegenſtand der Verehrung). Aus ihm hat ſich der berühmte und weit verbreitete Mithras-Cult entwickelt, in welchem Mithras faſt identiſch mit der Sonne iſt [52]). Ein anderer der Aditjâs heißt im Sanſkrit tvashtri (ſo in den Veden) [53]) oder mit Verluſt des v tashtri, von der Wurzel tvaksh oder taksh, bauen [54]), alſo eigentlich der Bauer (Erſchaffer?) bedeutend. Aus deſſen Namen bildete ſich durch Antritt des Suffixes ja und zendiſche Aſſimilation des a in tash an das in der folgenden Sylbe herrſchende j der Name des zend. Izeds tistrja [55]). Endlich iſt Jama — in der ſpätern indiſchen Mythologie der Gott der Unterwelt — ein Aditja, wie er denn als Sohn der Sonne, insbeſondere unter ihrem Beinamen Vivaswat, gefaßt ward [56]). Als Sohn des Wiwaswat erſcheint im Zend-Aveſta nun auch Jimo, welches dem ſanſkritiſchen Jama entſpricht [57]). Ob auch die Bedeutung, in welcher er ſpäter gefaßt wurde, ſchon in die Zeit der gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform zu ſetzen ſei, iſt noch zweifelhaft, obgleich grade in Beziehung auf die Zuſtände nach dem Tode die Hauptanſchauungen der ſpätern Zeit damals ſchon ſehr ausgebildet geweſen zu ſein ſcheinen. Da ich dies jedoch noch nicht mit Sicherheit nachzuweiſen vermag, ſo will ich es weitern Unterſuchungen vorbehalten.

Dieſe Fragmente in Bezug auf die Religionsform des gemeinſchaftlich-ariſchen Cultus, welcher zum wenigſten manche Jahre älter iſt, als Cyrus, mögen hier als eine Probe ſtehen von Unterſuchungen, welche man jetzt beginnen und mit Hoffnung auf ſichere und feſte Reſultate verfolgen kann. Hier iſt nur das ſogleich in die Augen Springende hervorgehoben, da es weder der Raum, noch der Plan dieſer Arbeit erlaubt, in die Details einer erſt zu gründenden Erkenntniß einzugehen; aber auch ſo wird man die Form einer Seite des religiöſen Bewußtſeins in dieſer Periode ziemlich deutlich erkennen, nämlich, wo es Ausdruck für den in ihm liegenden Trieb göttlich zu verehren fand, und wie es die Gegenſtände

46) Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon I, 119. 47) Vgl. S. 166. 48) *Burnouf* a. a. O. Not. CLXXXVIII. 49) Vgl. Hall. Allg. Lit.-Ztg. 1838. Ergzbl. S. 331.

50) *Harivança* trad. par *Langlois* I, 18. Leider ſteht mir dieſes Werk in dieſem Augenblicke nicht zu Gebote. So viel ich mich erinnere, findet ſich daſelbſt ein Verzeichniß der Aditjas. Die ſonſt ſich vorfindenden Verzeichniſſe hat Müller, Glauben, Wiſſen und Kunſt der Hindus I, Tafel zu Seite 544, zuſammengeſtellt. 51) *Lassen*, Anthologia sanscritica. 145. 52) Vgl. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alten Völker. S. 57 fg. 53) As. Res. VIII, 403. 54) Vgl. über dieſe Wurzel Griechiſches Wurzellexikon 2. Bd. unter τϝεχ (τευχ, τεχ). 55) Vgl. Benfey — Stern a. a. O. S. 54 fg. 56) Müller a. a. O. *Harivança* p. 25. 57) *Burnouf* a. a. O. 478; Vendidad lithographié p. 39. Z. 6 von Unt. Kleuker, Zend-Aveſta I, 114 und Vend. lith. p. 124. Z. 6 von Unt. Kleuker II, 304.



Digitized by Google

ſeiner Verehrung zu vergeiſtigen, zu perſonificiren, d. h. mit Freiheit des Willens zu begaben ſuchte. Wir ſehen, daß es jene Ausdrücke in Naturerſcheinungen fand, aus dieſen aber nach und nach eine göttliche Kraft und Freiheit gleichſam zu abſtrahiren ſuchte. Dieſes war zum Theil gelungen, zum Theil herrſchte noch die verehrende Anſchauung der Materie vor, als ſich der Zoroaſtriſche Cultus von dieſer Religionsform losſagte, ſein dualiſtiſches Princip aufſtellte, alle ſchon vergeiſtigte und von der Materie, die zur Entſtehung ihres Begriffs Gelegenheit gegeben hatte, abgelöſte Weſen als ſolche Principe — als der Anſchauung der Weltordnung, welche das Zoroaſtriſche Syſtem erkannt zu haben glaubte — widerſtrebende Freiheiten in das Reich des Böſen verwies, und nur eine, urſprünglich ohne Zweifel bei ihm höchſt untergeordnete und in dem Exiſtirenden blos das Princip der Exiſtenz achtende, Verehrung der mit heiliger Scheu erfüllenden Naturerſcheinungen zuließ. Zu verfolgen, wie ſich aus dieſer Zulaſſung wiederum ein neues, dem eigentlichen Princip des Zoroaſtriſchen Religionsſyſtems feindliches, und daſſelbe im Volksglauben nur dem Namen nach beſtehen laſſendes Element erhob, bis erſt unter den Saſſaniden das Zoroaſtriſche Syſtem wirklich ins Leben trat, gehört nicht hierher.

Nachdem durch genauere Forſchung, wie ſie die hier gegebenen Verſuche kaum andeuten können, die religiöſe Form der vereinten ariſchen Volksmaſſe aufgeſtellt wäre, würde nun ihre Fortentwickelung bei den öſtlichen Ariern, dem Sanſkritvolke, zu verfolgen ſein. Hier würde ſich eine neue Periode bilden laſſen, welche man die des eigentlichen Vedencultus nennen könnte. Regel in Bezug auf die ihr zuzuſprechende Religionsform würde ſein, daß ihr dasjenige angehöre, was in den Veden ſich als weſentlich verſchieden ergäbe, einerſeits von der vorhergehenden Religionsform, der gemeinſchaftlich-ariſchen, andererſeits von der nachfolgenden, der uns mehr bekannten Brahmaniſchen, deren hervorſtechende Merkmale der Çiva- und Vishn'u-Cultus ſind. Da mir faſt gar keine Mittel zu einer etwas genaueren Kenntniß des Inhalts der Veden zu Gebote ſtehen, ſo würde es ein zu kühner und ſicher erfolgloſer Verſuch ſein, wenn ich es über mich nehmen wollte, dieſe Periode genauer zu charakteriſiren. Ich wage daher nur auf Einiges aufmerkſam zu machen, um dann ſogleich zu der weiteren uns bekannteren Entwickelung des Brahmathums fortzuſchreiten.

Wir bemerkten, daß die weſtlichen Arier in Bezug auf Religion ſich von ihren öſtlichen Brüdern dadurch insbeſondere trennten, daß ſie ein der ganzen Weltordnung zu Grunde liegendes (dualiſtiſches) Princip aufſtellten und von dieſem die früher gemeinſchaftliche Form durchdringen und umgeſtalten ließen. Wir können daraus ſchließen, daß das Streben nach einem Princip ſchon in der Periode der gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform zu walten und die bis dahin gewonnene Form umzugeſtalten begann. Der natürliche Gang der Entwickelung des religiöſen Gefühls und Bewußtſeins an und für ſich macht es ſchon wahrſcheinlich, ſowie das Hervorragen dieſer Idee in der ſpäteren Fortentwickelung faſt gewiß, daß dieſes Princip ſich zuerſt in der Vereinigung aller der als Mächte und Freiheiten verehrten Naturerſcheinungen und vergeiſtigter Perſonificationen unter einer höchſten abſoluten Macht und abſoluten Freiheit kund gab. Als Perſonification dieſer Idee mag einſt Indra gegolten haben; neben ihm erhob ſich wahrſcheinlich in ebenſo hochgeſtellter und vergeiſtigter Auffaſſung der Cultus der Sonne, welche, ſo lange noch Naturerſcheinungen das religiöſe Gefühl in Anſpruch nehmen, in einer reichen, faſt nur unter ihrem Einfluſſe zu ſtehen ſcheinenden, Natur ſich leicht als die höchſte Allmacht ſelbſt aufdrängt; doch mußte ſie zu dieſem Zweck vergeiſtigt werden. Für dieſe Anſicht ſpricht die hohe Verehrung, welche der Sonne in vielen Theilen der Veden zu Theil wird; als zeugende (savitrî), als nährende (pûshan) 2c., wird ſie mehrfach angerufen, und in einer von Colebrooke mitgetheilten Stelle heißt es gradezu: „Die Sonne iſt die Seele der ſich bewegenden, ſowie der ſich nicht bewegenden Welt (sûrjâ âtmâ g'agataç tastushaç k'a).“ Mit ihr identificirt ſich das Feuer (agni); daher wird die an ebendieſer Stelle[58]) gegebene Erklärung, daß Mitra, Indra, Varuna (Gott des Waſſers, gleich dem griechiſchen οὐρανός[59]), inſofern ſie in den Veden mit Agni identificirt werden, als Manifeſtation der Sonne zu betrachten ſind, als conſiſtent mit dieſer in den Veden waltenden Ideenrichtung zu betrachten ſein. Für dieſe Anſicht ſpricht ferner, daß die Alten bei den Indern die Verehrung des Sonnengottes vorfanden[60]), und die beiden indiſchen Hauptwerke über die in Indien beſtehenden Culte indiſche Sonnen- und Feuer-verehrer kennen[61]).

Allein neben der Auffaſſung einer abſoluten Freiheit und Macht als Princip der Weltordnung wurde auch die Weltordnung an und für ſich zu erkennen geſucht. Dieſe Erkenntniß iſt aber ſchon ſpäter, als die gemeinſchaftlich-ariſche Religionsform, wie ſich ſogleich ergeben wird. Als Weltordung wurde das Princip des Wachsthums, d. h. der ſich Selbſtentfaltung, gefaßt, wie dies der dafür gewonnene Ausdruck Brahman durch ſeine ganz entſchiedene Etymologie erweiſt. Dieſer Ausdruck, ſowie die Idee, welche damit in Verbindung ſteht, findet aber nicht den geringſten Anklang im Zend-Aveſta, und ſchon daraus ergibt ſich mit Beſtimmtheit, daß beide jünger ſind, als die gemeinſchaftlich-ariſche Religionsform. Ferner folgt dies auch daraus. Aus dem Namen des Brahman entwickelte ſich der Name der Brâhmanâs (Brahmanen). Während nun aber der Name der freien indiſchen Kaſten, ârja (viç) und kshattra[62]), ſich bei den weſtlichen Ariern ſo gut, wie bei den öſtlichen, findet, erſcheint eine dem Namen Brâhmana entſprechende Form bei jenen nicht.

Sobald einmal der Blick auf die Erkennung und Anerkennung der Weltordnung gerichtet iſt, ſo liegt der

58) As. Res. VIII, 396. 59) Theod. Benfey, Griechiſch. Wurzellex. I, 324. 60) v. Bohlen, Altes Indien I, 139. 141. 144. Schlegel, Ind. Bibl. I, 250. 61) *Wilson*, nach indiſchen Quellen, in As. Res. XVI, 15. 62) Vgl. oben S. 2 fg.

Schluß nahe, daß die Anerkennung einer Weltordnung und der Begriff einer abſoluten Freiheit (abſolute Macht) nicht getrennt neben einander beſtehen können. Der Begriff einer anerkannten Weltordnung hebt den Begriff einer neben oder außer ihr fortbeſtehenden abſoluten Freiheit vollſtändig auf, oder wird umgekehrt von der Anerkenntniß dieſer aufgehoben. Beide Begriffe lagen im Brahmathum höchſt wahrſcheinlich lange im Kampfe, und die Vermittelung, welche es zwiſchen beiden bildete, mag wol ſchwerlich um vieles älter ſein, ~~als die~~ Geſtaltung des Buddhismus, welcher mit entſchiedener Conſequenz eine ewige Weltordnung anerkannte, den Begriff der abſoluten Freiheit und abſoluten Macht (perſönlicher Gott) gänzlich negirte. Die Vermittelung, auf welche das Brahmathum gerieth, mochte wol aus dem überwältigenden Einfluſſe der Geſtaltung des religiöſen Gefühls und Bewußtſeins in dem indiſch-concreten Sinne des gewöhnlichen Menſchenverſtandes zum großen Theil hervorgegangen ſein. Der indiſche Volksverſtand konnte natürlich unmöglich dem Einfluſſe entgehen, welcher von den Brahmanenſchulen her, wo, dem Geiſte des Brahmathums gemäß, entfernt vom eigentlichen Volke — die höchſten Fragen der Menſchheit ohne Zweifel ſchon zu der Zeit und von der Zeit an, in welche wir die Blüthe der eigentlichen Sanſkritliteratur ſetzen zu müſſen glaubten[63]), weiter mit dem ganzen Tiefſinne des philoſophiſchen Charakters der Inder ventilirt wurden, zu ihnen hinüberwehte. Aber der gewöhnliche Menſchenverſtand iſt ſelten fähig, ſich zur Überzeugung von einer Weltordnung zu erheben. Selbſt wenn er dies Wort in ſeine religiöſe Nomenclatur aufgenommen hat, wird es ihm im Allgemeinen nur eine Phraſe bleiben, mit welcher er wenig oder gar keinen, wol nie den richtigen, aller ſeiner Conſequenzen bewußten, Sinn verbindet. Der gemeine Menſchen- oder Volksverſtand wird größtentheils Wunder ſehen, d. h. Ausflüſſe einer außerhalb der Weltordnung ſtehenden Macht oder Freiheit, wo wiſſenſchaftliche Erkenntniß Momente der Weltordnung nachweiſt. So wird man ihm mit Mühe den Glauben an freie Potenzen außer der Weltordnung, am ſchwerſten, wenn er zu dieſem Begriffe gelangt iſt, den Glauben an eine abſolut freie Potenz über, außer und neben der Weltordnung entziehen können.

Ob dieſe Anſchauung des gemeinen Menſchenverſtandes die Brahmanen bei der von ihnen gegebenen Vermittelung unbewußt influenzirte, ſodaß alſo der Buddhismus, einen Schritt weiter gehend, die Erkenntniß der Weltordnung conſequenter durchführte, oder das Brahmathum, des Gegenſatzes ſich bewußt, die Vermittelung verſuchte, ſodaß der Buddhismus gewiſſermaßen nur die Geheimlehre des Brahmathums zum eigenen Dogma erhob, wer mag das entſcheiden? Sie hätten in letzterem Falle gewiſſenlos gehandelt; aber welche Religion will es wagen, den Stein gegen ſie zu erheben? Ihre Vermittelung beſtand darin. Das Brahmathum nahm eine Weltordnung an, aber nicht, wie der Buddhismus, eine ewige, ſondern eine zeitliche. Dieſe Weltordnung war keine durch ſich ſelbſt und nach ewigen Geſetzen beſtehende, ſondern eine von der abſoluten Macht und Freiheit geſchaffene. Aus einem Urſtoffe[64]), in deſſen Annahme die verſchiedenen Sekten von einander abweichen, ſchafft dieſe die Weltordnung; allein ſo bald dieſe geſchaffen, hört jene Macht auf zu handeln, und überläßt die Weltordnung dem in ihr liegenden Keim der Entfaltung und Zerſtörung. Nachdem eine ſolche zeitliche Weltordnung gleichſam abgelaufen, tritt die abſolute Macht wieder handelnd ein, und ſchafft eine neue ebenfalls zeitliche. Dieſe läuft ebenſo ab und macht einer neuen Raum und ſo fort, bis endlich die handelnde Macht erſcheint, um die materielle (nun gereinigte) Welt zu zerſtören und ein geiſtiges Götterreich einzuführen. Denn die Materie und der Geiſt ſind in der weltlichen Erſcheinung nur darum vereinigt, daß der Geiſt zum Selbſtbewußtſein gelange und ſich durch eigene Kraft von der Materie erlöſe. Dann ſtirbt die Materie, und der Geiſt exiſtirt in abſoluter Freiheit, d. i. abſolutem Selbſtbewußtſein. Die Momente des Handelns und Nichthandelns des höchſten Weſens werden wie ein Wachen und Schlafen gefaßt und ſymboliſirt[65]).

Dieſe Vermittelung iſt es, welche einerſeits ſich im Volksglauben verbreitend, in den volksthümlichen religiöſen Formen des Brahmathums immer tiefer hinabſinkt, und, andererſeits die Grundlage der theoſophiſchen Speculationen in den Brahmanenſchulen bildend, in ihren religiös-philoſophiſchen Syſtemen ſich auf eine großartige Weiſe emporhebt. Beide Entfaltungen dieſer in ihnen nicht zu verkennenden Grundlage ſollten eigentlich neben einander geordnet der Betrachtung unterzogen werden; allein manche Gründe machen es, bei dieſem Verſuche die Entfaltung des religiöſen Lebens bei den Indern zu erläutern, gerathener, die religiös-philoſophiſche Seite deſſelben der Rubrik Philoſophie zuzuweiſen.

Die Vedenlehre und ſpätere Philoſophie nehmen an, daß anfänglich die Schöpfung Brahma's ſich nur auf die intelligible Welt erſtreckte[66]). Als Brahma ſich ſelbſt anzuſchauen begann, da entſtanden die geiſtigen Prototypen alles Lebens. Der Keim dieſes Glaubens muß ſich ſchon in der Periode der gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform gebildet gehabt haben. Dies zeigt die, wie uns ſcheint, leicht zur Evidenz zu erhebende Identität des ſanſkritiſchen Wortes **purusha** mit dem zendiſchen **fravashi**. Da die älteſte Form dieſes Keims jedoch ſchwer zu erkennen ſind, hebe ich dieſe Übereinſtimmung erſt an dieſem Orte hervor. Daß **fravashi** eine Bildung aus **fra**, welches dem ſanſkritiſchen **pra** entſpricht, und der zendiſchen Wurzel **vaksh** oder **vash** ſei, hat ſchon Burnouf[67]) bemerkt. Im Sanſkrit erſcheint zwar eine Wurzelform **vaksh**, welche identiſch iſt mit der zendiſchen **vaksh**[68]), allein keine, welche **vash** lautete. Ließe ſich im Sanſkrit die

63) Vgl. oben S. 43, und weiterhin Sprache und Literatur.

64) v. Bohlen, Das alte Indien. I, 168. 65) Vgl. z. B. *Devimahâtmjam* I, 49. 66) a. a. O. 165. 173 67) Commentaire sur le Yaçna I, 270 sq. 68) Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon I, 93.

Wurzelform vash nachweiſen, oder die Möglichkeit, daß vaksh in vash auch dort, wie im Zend entſchieden, hätte übergehen können, ſo würde, abgeſehen von der Endung, die formelle Identität von fravashi und purusha ſich mit größter Sicherheit feſtſtellen. Denn va geht faſt gewöhnlich in u über, und die Umwandlung von ra in ur, welche auf dem urſprünglich vocaliſchen Laute des r beruht, und beim Zuſammentreffen mit Lippenlauten ſo überaus häufig im Sanſkrit eintritt, erſcheint auch grade in andern Formen, welche mit pra zuſammenhängen, z. B. purân'a [69]. Allein die Annahme des Überganges von ksh in sh auch im Sanſkrit wird höchſt wahrſcheinlich 1) durch die große Verwandtſchaft der Laute ksh und sh und 2) durch das entſchiedene Vorkommen derſelben in dem verwandten Zend. Ja zur Gewißheit wird ſie faſt erhoben erſtens durch den wirklichen Übergang des ksh der Wurzelformen tvaksh oder taksh, deren letzterer im Zend tash entſpricht, in sh in den Themen tvash-trĭ oder tash-trĭ und das höchſt wahrſcheinlich ſtatt eines urſprünglichen ksh ſtehende zweite sh in shash [70]; vor Allem zweitens dadurch, daß eine Menge Wurzelformen, welche im Sanſkrit sh haben, in den verwandten Sprachen Formen entſprechen, welche ein ſanſkritiſches ksh vorausſetzen. Die Verſchiedenheit der Endungen in purusha und fravashi erklärt ſich durch die Verſchiedenheit des Geſchlechts; purusha iſt männlichen, fravashi weiblichen Geſchlechts. Dieſe ſelbſt widerſtrebt aber der Identität der Formen nicht im Entfernteſten. So iſt alſo von formeller Seite die Identität des ſanſkritiſchen purusha mit dem zendiſchen fravashi vollſtändig geſichert. Die fravashi erſcheinen im Zend-Aveſta ſtets in der Mehrzahl, und werden weiblich als die Urſeelen, eben jene Prototypen, gefaßt. Insbeſondere hat jeder Menſch eine ſolche. Das Wort purusha iſt im philoſophiſchen Gebrauche der Inder fortgebildet, und die Geſchichte ſeiner Bedeutungen läßt ſich noch nicht mit hinlänglicher Sicherheit rückwärts verfolgen. Aber das ſieht man deutlich, daß auch ſeine Bedeutung Urſeele urſprünglich iſt, wie denn auch die Lexika noch als gewöhnliche Bedeutungen deſſelben Seele, Brahma, höchſter Gott, Lebensprincip angeben. Ferner heißt aber purusha der Menſch, weil die Einheit purusha auch in die Menſchen als Seele emanirt iſt. Der ganze Unterſchied beſteht hiernach faſt nur darin, daß die Urſeele im Sanſkrit als Einheit im Zend eine Mehrzahl von Urſeelen angenommen iſt; im Sanſkrit iſt die Form männlich, im Zend weiblich. Trotz dieſer Verſchiedenheit wird ein Jeder zugeſtehen, daß der Gedanke der Urſeelen ſchon der Periode des gemeinſchaftlich ariſchen religiöſen Lebens eigen geweſen ſein muß. Den Keim deſſelben zu erkennen — wir meinen die Vorſtellung, aus welcher er ſich herausbildete — iſt um ſo ſchwerer, da jene Burnouf'ſche Etymologie, ſo ſicher ſie auch iſt, noch keine hinlänglich einleuchtende Vermittelung des Fortganges der Bedeutung dieſer Form mit den Bedeutungen der zu Grunde liegenden Elemente (pra, vor, und vaksh, wachſen wollen, als Deſiderativform) darbietet. Vergleichen kann man die Entſtehung des Begriffs Brahman aus vrĭh, wachſen. Wäre der purusha, die fravashi der, die Vor-wachſen (ſich im materiellen Leben) entfalten wollende?

Dieſe intelligible Welt, deren urſprüngliche Wohnung der Äther war, fiel von der Gottheit ab [71]). Da beſchloß dieſe, die materielle Welt zu ſchaffen, um die Geiſterwelt zu bannen, damit ſie, in einem Prüfungszuſtande befangen, in der befleckenden Kraft der Materie (Dêha, Körper, von dih, beflecken) ſich durch die göttliche Kraft der Seele ſelbſt, durch die Erringung der Freiheit, Bewußtwerden des âtman läutern und ſo der Vereinigung mit ihrem Urquelle (môksha, Befreiung) wieder würdig würden. Allein dieſe Prüfung iſt nicht auf eine Körperform beſchränkt, ſondern es waltet eine Rangordnung in den Körpern und je nach der edlern oder minder edlen Lebensentfaltung oder genauer je nach dem höhern oder mindern Grade des Bewußtwerdens in einen Körper wird der Geiſt nach Auflöſung ſeines frühern Körpers einer edleren oder minder edlen Form, als ſeine frühere war, theilhaftig. Dies iſt die Seelenwanderung, eine ſich durch alle indiſchen Religionsformen ziehende Überzeugung. Dieſer Veränderlichkeit und dieſem Wechſel iſt aber allein die ſublunariſche Welt unterworfen; über dem Monde hinaus herrſcht ewige Ruhe und Seligkeit.

Die [72]) wandelbare Sinnenwelt zerfällt in drei Regionen oder drei Welten (trailokja), nach den drei Dimenſionen des Raumes, in die untere, mittlere und obere. In dieſen Regionen ſind 14 Ordnungen von Weſen vertheilt nach drei Grundkräften (gunâs) Eigenſchaften, durch welche die Natur wirkt. Dieſe beſtimmen die Handlungsweiſe der Menſchen im irdiſchen Leben und ſind

1) Tamas, Finſterniß. Unter dem Einfluſſe dieſer Qualität ſtehen ſolche Handlungen, bei deren Thun oder Gethanhaben oder Thunwollen Scham eintritt. Dieſe Qualität herrſcht in Erde und Waſſer vor, weil dieſe Elemente abwärts ſtreben; zu ihr gehören fünf Ordnungen der unterſten Region, die Thierwelt und die lebloſe Materie. Wo ſie vorwaltet, findet daher eine Wanderung der Seele in niedere Thierkörper ſtatt, in Vegetabilien, böſe Geiſter u. ſ. w., nachdem ſie erſt ungeheure Qualen im Fegefeuer zu beſtehen hatten [73]).

2) Rag'as (Staub). Aus ihr fließen die Handlungen der Leidenſchaftlichkeit, ſolcher Zuſtände, wo dieſe die höhere menſchliche Vernunft gefangen genommen hat, und ihn zum blinden Werkzeuge ſeiner Triebe macht, z. B. des Ehrgeizes, Stolzes u. ſ. w. Dieſe Qualität herrſcht in der Luft vor und enthält nur eine Ordnung, die der Menſchen. Die Menſchen, welche mehr unter der Herrſchaft dieſer Qualität gelebt, werden nach ihrem Tode und den darauf folgenden Höllenſtrafen wieder in Menſchen oder höchſtens übermenſchliche Weſen einer niedern Gattung verwandelt.

3) Satja (Weſenheit). Aus ihr fließen die tu-

69) a. a. O. 136. 70) a. a. O. 419.

71) v. Bohlen a. a. O. 72) Nach Bohlen 175. 73) Manu 12. Buch durchgehends, hier insbeſondere 54 fg.

gendhaften Handlungen, und wo ſie im Menſchen vorwaltet, findet nach dem Tode ein Aufenthalt im Paradieſe, Himmel des Indra, Brahma, Siva, Vishnu, und dann ein Übergang in höhere übermenſchliche Geiſter ſtatt. Sie waltet im Feuer vor, weil die Flamme aufſtrebt, und enthält acht Ordnungen der Götter, welche in der obern Region hauſen, aber noch unter dem Monde. Denn ſelbſt die höhern Weſen ſtreben nach immer größerer Vervollkommnung.

Wie viel und wie weit dieſe Ideen ſchon ausgebildet waren, als die Fortbildung des Brahmathums wieder in ein neues Stadium trat, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Die Anfänge dieſer Ideen ſind jedoch, wie wir geſehen haben, ſchon ſehr alt, und durchſtrömen ganz und gar die neue Form; daher wir ſie vorausgeſchickt haben. Charakteriſtiſch für das neue Stadium iſt der Cultus des Vishn'us und Çivas. Dieſer bildet von der Zeit an, wo er ſich geltend machte, bis auf den heutigen Tag die Grundlage des Brahmaniſchen Religionslebens. Daher wir dieſes jetzt zuſammenfaſſen können. Wann der vorwiegende Cultus dieſer beiden Götter noch nicht vorherrſchend geworden war, läßt ſich nicht weiter beſtimmen, als durch das Bisherige geſchehen iſt. Noch weniger läßt ſich mit einiger Genauigkeit die Zeit ſeines Anfangs beſtimmen. Gewiß aber iſt, daß die Griechen, als ſie Indien zu Alexander's Zeit und um weniges ſpäter kennen lernten, beide Culte ſchon in Blüthe fanden. Der indiſche Gott, welchen ſie ſeines orgiaſtiſchen Cultus wegen mit ihrem Dionyſus identificirten, iſt außer allen Zweifel Çiva, wie denn auch der Name Σίβαι bei ihnen vorkommt [74]). Der, welchen ſie als Herakles bezeichnen, und deſſen Verehrung insbeſondere bei den Suraſenern (Çaurasêna um Muttra) zu Hauſe war, iſt Vishn'us in der Auffaſſung als Krishn'as [75]).

Beide Götter, Çivas und Vishnus, waren wol zuerſt bei zwei verſchiedenen indiſchen Völkerſchaften die Ausdrücke für die abſolute Macht, Bezeichnungen der Einheit Gottes. Vieles ſcheint darauf hinzudeuten, daß der Siva-Cultus im weſtlichen Indien dem Indus zunächſt ſich erhob; der Vishnudienſt dagegen etwa in der Gegend des jetzigen Delhy. Dieſe Erhebung kann nur zu einer Zeit geſchehen ſein, wo die zur Zeit der Blüthe der indiſchen Cultur herrſchende Einheit — ſowol politiſche als ſprachliche u. ſ. w. — auf einige Zeit unterbrochen war. Von dieſem Bruche zeigen ſich aber Spuren in allen den Trümmern, die ſich aus der Geſchichte des indiſchen Lebens noch retten laſſen. Es muß zwiſchen jener Zeit und der des Tſchandraguptas eine ziemlich lange Periode gegeben haben, in welcher die ältere indiſche Einheit in mehre kleine Reiche zerſprengt war, welche aus den, aus jener Zeit ererbten Inſtituten, Überlieferungen u. ſ. w. ein neues mehr individuelles Leben weiter bildeten. Aus der Fortentwickelung des religiöſen Bewußtſeins war der Begriff der Einheit Gottes (einer abſoluten Macht im Allgemeinen in jener oben bemerkten Vermittelung) im Volke erhalten.. Für dieſe Einheit bildeten ſich local verſchiedene Namen und Anſchauungen. Als ſpäter die Einheit Indiens wieder hergeſtellt wurde, und bei der Regeneration des Brahmathums die Brahmanen wieder auf eine gleichartigere Geſtaltung deſſelben hinwirkten, hatten die Namen und Begriffe des Çivas und Vishnus wol die größte Ausdehnung erhalten. In den Brahmanenſchulen dagegen — denn dieſe, wenngleich ohne herrſchenden Einfluß in der Periode jener Zerſplitterung, hatten ſich doch forterhalten — war der Begriff der Weltordnung unter dem Namen Brahman fortgebildet. Denn daß Brahman die Ausbildung der Brahmanen ſei, dafür ſcheint mir einerſeits der Name der letztern zu ſprechen, welcher unzweifelhaft eben daraus gebildet iſt, andererſeits der Umſtand, daß Brahman gar keinen äußern Cultus hat. Einem Volksgotte konnte dieſer unmöglich fehlen, aber grade die tiefer eindringenden Brahmanen betrachteten äußern Cultus als unbedeutend und nur für diejenigen paſſend, welche ſich zu keiner höhern Anſchauung zur Erkenntniß, zum Selbſtbewußtwerden erheben können; für die, denen dieſes Vermögen gegeben iſt, iſt höhere theoſophiſche Speculation und deren Conſequenzen beiweitem verdienſtlicher. Mir iſt dabei nicht unbekannt, daß die indiſchen Quellen anderes enthalten, daß eine Stelle ſogar die erwähnten drei Potenzen und den Gott Ganeças nach den indiſchen vier Kaſten ſo vertheilen, daß Çivas Gott der Brahmanen, Vishnus der Kshattrijâs, Brahman der Vaiçjâs, und Ganeças der Sudras ſei [76]). Allein dadurch, daß Siwas an die Spitze geſtellt wird, erweiſt ſich dieſe Stelle ſchon als relativ ſehr ſpät.

Indem nun die Brahmanen das Brahmathum im Gegenſatze zum Buddhismus zu regeneriren ſuchten, war ihr Streben darauf gerichtet, die Reſultate ihrer theoſophiſchen Speculationen, welche während des Bruches im indiſchen Leben wol faſt ganz auf ihre Schulen beſchränkt geweſen waren, wieder mit den volksthümlichen Weiterbildungen des alten Brahmathums in Harmonie zu bringen. Zu dieſem Zwecke ſtellten ſie die ſich faſt von ſelbſt aufdringende Lehre auf, daß Brahma, Çivas und Vishnus eins ſein, eine Trimûrti (Dreigeſtaltigkeit, Dreieinigkeit) bilden. Denn alle drei in ihrer localen Getrenntheit ſollten doch nur das Princip der Welt ausdrücken. Wenn dieſe Anſicht über die Trimûrti richtig iſt, ſo iſt dieſer Begriff ein ziemlich ſpäter, welcher erſt nach der durch den Buddhismus herbeigeführten Regeneration des Brahmathums ſich geſtaltete. Ich kann keine weitere Beweiſe dafür geben, als die in dieſer Darſtellung liegenden. Allein eine genauere Durchforſchung der Buddhiſtiſchen Schriften wird über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derſelben entſcheiden, je nachdem ſich in den älteſten derſelben Spuren einer Polemik gegen dieſen Begriff (Dreieinigkeit im Brahmaniſchen) finden oder nicht finden laſſen.

Wenden wir uns jetzt zu den Göttern dieſes neuen Brahmathums [77]), und zwar zunächſt zu den Göttern der Dreieinigkeit.

74) Vgl. oben S. 56.

75) Vgl. S. 75.

76) As. Res. XVI, 2.

77) In Beziehung auf ältere Werke verweiſe ich auf v. Bohlen, Altes Indien; man kann auch

1) Brahmâ (männlichen Geſchlechts als agens), wird in ſeiner Beziehung zu den beiden andern Perſonen der Dreieinigkeit als Schöpferkraft gefaßt, und hat eine Menge Beinamen, durch welche er als die erſte Perſon derſelben hervortritt, z. B. Pitâmahas, Urvater, Prag'âpatis, Herr der Schöpfung, Dhâtâ, Schöpfer, Lôkakartâ, Weltenbildner u. ſ. w. Gedacht und vorgeſtellt wird er (jedoch ſelten allein) mit vier Geſichtern, um ſeine Allwiſſenheit zu bezeichnen, und mit vier Händen, als Symbol der Allmacht, in der einen hält er einen Seepter oder Opferlöffel, in der andern einen Ring (Ewigkeit) oder Roſenkranz, in der dritten die von ihm geoffenbarten heiligen Schriften der Inder, die Vedas, die vierte iſt leer und offen ausgeſtreckt, um ſeine Bereitwilligkeit zur Hilfe anzudeuten. Seine Farbe iſt roth, weil er urſprünglich die Sonne vorgeſtellt habe, wie Bohlen glaubt, was mir jedoch durch Nichts wahrſcheinlich zu ſein ſcheint. Möglich wäre, daß zu der Zeit, wo die Sonne (sûrja) für Weltprincip gehalten wurde[78]), brahman (Wachsthum) ebenſalls für Princip geltend, mit ihr identificirt ward, allein die Symbolik der Farben bei den Indern ſcheint mir noch nicht ſo genau unterſucht, daß man über ihre Bedeutungen mit Sicherheit entſcheiden könnte. Als ſeine Gemahlin gilt die Sarasvati (wörtlich Waſſerbegabte, weil ſie aus dem Waſſer als Urſtoff hervortrat), oder Vâk' (Rede), in den Veden die active Potenz des Brahmâ (msc.)[79]), auch als Brâhmî, eine der Mütter, der göttlichen Energien[80]). Ihm wie ſeiner Gemahlin iſt der hansa, Flamingo, geheiligt.

2) Vishn'us; die Etymologie dieſes Namens von vish, durchdringen, ſodaß es der Durchdringer bedeutete, iſt keinesweges ſo gewiß, als man gewöhnlich annimmt. Denn dieſe Wurzel iſt in der angegebenen Bedeutung gar nicht belegt. Dagegen iſt dieſe Wurzelform in der Bedeutung theilen (eigentlich entzweien, zuſammenhängend mit dvi, zwei, und nur eine Nebenform der Wurzel dvish, jedoch in urſprünglicherer Bedeutung)[81]), insbeſondere durch die Vergleichung der verwandten Sprachen feſtzuſtellen. Aus letzterer konnte ſich mit Leichtigkeit jene angebliche entwickeln. Aber es iſt dennoch ſehr fraglich, ob nicht der Name des Viſhn'us eher aus der urſprünglicheren, als der fraglichen abgeleiteten entſtanden iſt. In jenem Falle iſt er der Theiler, und mit dieſem Namen paßt der der Schlange zuſammen, auf welcher er ſchlafend ruht. Denn dieſe heißt çêshas, die Unterſcheidung. Seinen Verehrern iſt er der höchſte Gott; aus ihm hat ſich nach ihnen Brahmâ ſelbſt erſt gebildet; aus ſeinem Nabel wächſt eine Lotusſtaude, aus ihrer Blume, dem Bilde des weiblichen Geſchlechtstheils, ging Brahmâ hervor. Ich erlaube mir, die ſchon citirte Stelle des Devîmahatmyam (I. 47) in der Überſetzung beizufügen, da ſie manches bisher Gegebene zuſammenfaßt.

Sie (die Devi) iſt die ewge Weltformung; durch ſie iſt dieſes all geſpannt,
So mögeſt du denn ausführlich hören ihre Entwickelung (47).
Wie dieſe zu der Vollendung der Götterwerke ſichtbar ward,
So wird ſie nach der Weltſchöpfung als ewige ſelbſt angeſetzt. (48)
Als nun des Jogaſchlafs pflegte Viſchnus die Schlange hingeſtreckt,
In der Welt, die allein Meer war, der herrliche an Kalpaend (49),
Da ſtrebten nach dem Mord Brahmas zwei Aſuren, die grauenvoll,
Gezeugt aus Viſchnus Ohrſchmalze Madhus und Kaitabhas genannt (50).
Brahma aber der Weltherrſcher, auf Viſchnus Nabellotus ſteh'nd,
Als er ſah dieſe grauuvollen Aſuren und den Gott im Schlaf (51)
Verherrlichte, das Herz einzig auf eins geſpannt, den Jogaſchlaf ꝛc.

Des Vishnus Weſenheit iſt in Allem. Er iſt für ſeine Anbeter das ganze Weltprincip. Da nun faſt die ganze nach Reorganiſation des Brahmathums entſtandene Sanſkritliteratur von Vaiſchnavas (Viſchnuiten) ausgegangen iſt, ſo iſt er vor allen verherrlicht, ſeine Mythologie am reichſten ausgebildet, und er tritt vor allen übrigen Göttern hervor. In den Darſtellungen iſt er kenntlich an dem Lotus insbeſondere. Seine Farbe iſt dunkelblau oder grün, wahrſcheinlich die Meerfarbe; denn die Viſchnuiten nehmen als Urſtoff das Waſſer an. Seine Attribute ſind die Muſchel unter dem Namen pânk'ag'anja (von den Beinen des pank'ag'ana, Name eines Dämons, gemacht), Diskus (unter dem Namen sudarçana) und die Keule (unter dem Namen kaumôdakî). Er reitet auf dem Vogel garud'a, welcher in den Darſtellungen häufig in menſchlicher Form erſcheint, ſodaß nur Flügel und Schnabel eines Vogels beibehalten werden. Sein gewöhnliches Symbol iſt ein Dreieck mit der Spitze nach Unten (▽)[82]), oder eine perpendikulaire Linie, Symbole des Waſſers; letztere Linie wird als Stirnzeichen der Vaiſchnavas (tilaka) verdoppelt. Wenn er als Luft gefaßt wird, wird er durch eine horizontale Linie ſymboliſirt. Seine Namen ſind faſt unzählig; der Viſchnuite betet ſie, mit Hilfe eines Roſenkranzes, ab. Viele derſelben findet man im Amara Kôsha, allein es findet ſich auch ein beſonderes indiſches Werk über ſeine tauſend Namen.

Er wird als milde und wohlwollend, insbeſondere als Erhalter der Welt, gefaßt. Von Zeit zu Zeit verkörpert er ſich in irdiſche Geſtalten, um ſich für Tugend und Wohlfahrt der ſchwachen Sterblichen thätig zu er-

---

vergleichen Encyklopädie 12. B. S. 209 fg. In neuern Zeiten iſt folgendes Werk hinzugetreten, welches mir jedoch noch nicht zu Gebote ſteht: The mythology of the Hindous, with notices of various mountain-and Island-tribes inhabiting the two-peninsulas of India and the neighbouring islands and an appendix comprising the minor avatars and the mythological and religious terms etc. of the Hindoos with plates illustrative of the principal hindu-deities by *Charles Coleman* (Lond. 1831).

78) Vgl. S. 172. 79) As. Res. VIII, 402. 80) *Amara Kôsha* n. 6. 81) Vgl. Theod. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon II., unter *δFι*.

82) Ich folge hier Bohlen; Dubois (Moeurs, Institutions Cérémonies des peuples de l'Inde I, 147) beſchreibt das Symbol der jetzigen Vaisnavâs ſo: elle est formée de trois lignes, une perpendiculaire et deux obliques, qui se reunissant à la base, donnent à ce signe la forme d'un trident; la ligne du milieu est rouge; les deux lignes latérales sont blanches et tracées avec une espèce de terre appelée *nâmam*, d'où dérive le nom, qu'on a donné à cette figure (nahmam). Les deux lignes blanches *masculi liquorem seminalem significant*; la ligne rouge tracée entre les deux *feminae fluxum menstruum*.

weiſen. Dieſe Verkörperung heißt Avatâram, Herabſteigung. Von Viſchnus werden deren zehn in den indiſchen Schriften vielfach beſungen.

Die erſte Verkörperung geſchah, weil ein Dámon, während Brahma im Schlafe lag, ihm die Veden, das lebendig gewordene Wort, geraubt und ſich damit in den Tiefen des Oceans verborgen hatte. Viſchnus, um ſie wieder zu erlangen, nahm die Geſtalt eines Fiſches an und ließ ſich im heiligen Ganges geboren werden; daher heißt dieſe Verkörperung matsjâvatâram (von matsja, Fiſch). Nachdem er ſeinen Zweck erreicht hatte, ſtarb der Fiſch [83]). Mit dieſer Verkörperung ſteht die indiſche Geſtalt der in ihren allgemeinen Formen ſo weit verbreiteten Sage von der Sündfluth — im Sanſkrit Pralaja, Auflöſung einer Weltperiode — in Verbindung. Die frühere Periode war ſo tief abgefallen vom Göttlichen, daß das Dámoniſche, Böſe — im Fortgange der ſich ſelbſt überlaſſenen Weltordnung (des Brahmaſchlafs) die Stütze des Göttlichen, das heilige Wort, ganz geraubt, und im Ocean in ſeinen eigenen Eingeweiden verſteckt hatte. Dadurch war ein kalpânta, ein Ende der zeitlichen Weltordnung, nothwendig, und durch eine Auflöſung in Waſſer wurden alle Geſchöpfe vernichtet. Nur der fromme Manus erhält von Brahman, der im Mahabharata bei Erzählung der Fluthſage ſtatt des Viſhnu erſcheint, den Befehl, ſich ein Schiff zu bauen, und daſſelbe mit Samen aller Art und ſieben Männern zu beſteigen, und ſo wird das Menſchengeſchlecht in die neue Weltordnung hinübergerettet.

Die zweite Verkörperung Viſchnus' geſchah zum Wohle der Götter ſelbſt, welche bei dem Einwirken, aber nicht Durchgreifen des Begriffs der Weltordnung auf die Auffaſſung derſelben urſprünglich nur eben als übermenſchlich, aber keineswegs beſonders hervorragend hingeſtellt ſind. Die Götter waren urſprünglich ſelbſt in Bezug auf eine zeitliche Weltordnung ſterblich; ſelbſt Indras erlangte nach den Veden die Unſterblichkeit ſpäter erſt [84]). Dieſe Sterblichkeit fangen die Söhne der Diti ſowol als der Aditi, jene die Daitjas oder Aſurâs, ſpäter die Dámonen, dieſe die Surâs und wahrſcheinlich urſprünglich Aditjâs (Diti heißt wol, von dô kommend, die Zerſtörung, und Aditi die Nichtzerſtörung, was wiederum, indem es den Begriff Zerſtörung als den poſitiven faßt, und dieſem die Guten, als deſſen Negation entgegenſetzt, eine andere Weltanſchauung indicirt, in welcher das Böſe das Princip iſt. Denn man darf nicht verkennen, daß in der Entwickelung des religiöſen Gefühls eines Volkes eine Menge höchſt verſchiedenartiger Anſchauungen gegen einander und zuſammenwirken, welche ſich nach und nach immer mehr vermitteln) die guten Götter, an zu fühlen [85]); die Surâs insbeſondere in Folge der vorhergegangenen Kämpfe mit den Aſurâs. Sie berathſchlagen ſich, einen Trank zu bereiten, der ihnen unverwelkliche Jugend und Unſterblichkeit verleihe (amritam, ἀμβροσία). Sie beginnen den Ocean, das Milchmeer (kshîrôda), umzubuttern, wobei ihnen auch die Aſurâs helfen, mit welchen ſie eine heuchleriſche Freundſchaft geſchloſſen hatten, um ihre Hilfe zu erhalten. Die Götter bringen den Berg Mandara ins Meer und ſchlingen die Schlange Vâſuki um ihn, und quirlen ſo tauſend Jahre. Die Götter ermüden. Da verkörpert ſich Viſchnus in eine Schildkröte (kûrma), um den Berg, welcher in die unendliche Tiefe hinabzuſinken drohte, zu ſtützen. So gelingt endlich das Werk; daher heißt dieſe Verkörperung kûrmâvatâram. Beim Genuſſe des amrita wurden die Daitjas verabredetermaßen betrogen.

In der dritten Verkörperung als Eber (varâha) erlegt Viſchnus einen Sohn der Diti (der Zerſtörung) [86]), und zieht die in den Ocean verſunkene Erde wieder hervor.

In der vierten erſcheint er als narasinha (Mannlöwe), um den Bruder des in der dritten Verkörperung erlegten Dámons zu vernichten. Dieſer hatte nämlich durch fortgeſetzte ſtrenge Selbſtquälungen Brahma genöthigt, ihm zu verheißen, daß ihn weder Gott noch Menſch, weder Rieſe noch Thier ſolle verwunden können, und er weder bei Nacht noch bei Tage, weder in noch außer dem Hauſe tödtbar ſein würde. Viſchnus mußte daher jene Zwittergeſtalt annehmen, und erlegte ihn auf der Schwelle des Hauſes in der Dämmerung.

Zur fünften Verkörperung bewog ihn die Tyrannei des Mahâbali, welcher ſich der ganzen Welt bemächtigt hatte und auch die Regionen der Götter bedrohte. Nur durch Liſt konnte er beſiegt werden. Viſchnus verwandelt ſich in einen Zwerg (vâmana), und bittet den Mahâbali um ſo viel Welt, als er mit drei Schritten ausmeſſen könne. Dieſe Bitte wird ihm feierlich gewährt, und der Gott ſchreitet nun über Erde, Himmel und Luftraum, wodurch dem Mahâbali nur die Unterwelt zum Aufenthalte verbleibt.

Die ſechste, ſiebente und achte Incarnation, oder vielmehr nur die ſechste und ſiebente, denn die beiden erſten ſpielen ſo in einander, daß man ſie für eine (die ſechste) eher nehmen muß, knüpfen ſich an ein Verſprechen des Viſchnus, 11,000 Jahre auf Erden zu bleiben und die Sterblichen zu beſchützen. Zu dieſem Zwecke verkörpert er ſich in drei Râmâs. Die beiden erſten oder die eine erſte in Balarâma und Paraçurâma ſind zum Schutze gegen die Tyrannei der Könige oder Kriegerkaſte (kshattrijâs) vollführt. Hier liegen hiſtoriſche Erinnerungen an die Kämpfe der Prieſter und Krieger zu Grunde, in denen jene wol das Volk gegen die brutale Gewalt mit den Mitteln, welche die geiſtliche Macht in die Hände gaben, ſchützten. In der ſiebenten Verkörperung erſcheint er als Râma, Sohn des Daçarathas, der gefeierte Held des Râmâjanam.

In der achten Incarnation erſcheint er als Kriſhn'as

83) Vgl. außer dem bei Bohlen citirten (I, 214 fg.) den Auszug aus dem Matsjapurân'a in *Dubois*, Exposé de quelques-uns des principaux articles de la Théogonie des Brahmes. p. 119. 84) As. Res. VIII, 411. 85) Ein Auszug aus dem Curma Purân'a dieſes avataram enthaltend, findet ſich ebenfalls bei *Dubois* a. a. O. p. 124.

86) *Dubois* a. a. O. 122 aus *Varâha Purân'a*.



Digitized by Google

(der Dunkelblaue), als wirklicher Gott auf Erden, jedoch von ſterblichen Ältern geboren. In dieſer Form iſt der Cultus des Viſchnus ſo alt, daß faſt die Frage entſteht, ob ihn nicht der Viſchnu-Cultus erſt in ſich aufgenommen habe. Die Verehrer des Kriſchnas ſetzen ihn ſchon in Stellen der Puranen über alle Götter; er heißt „der Herr des Brahman, Viſchnu und Siva, die Urſache der Weltſchöpfung, der Gemahl der Sarasvati (ſonſt die Gattin des Brahma), der Lakſchmi (ſonſt die Gattin des Viſchnus), der Maja (die ideelle Täuſchung, welche in manchen Kosmogonien als das einzige asat [nicht ſeiende] neben dem sat [ſeiendem Weltprincip, Brahma] angenommen wird) und der Prakriti (der Natur, des paſſiven Weltprincips, Materie);" kurz, tritt ganz und gar als höchſte Macht auf. Ja Viſchnus wird hier erſt als eine Zeugung des Kriſchnas angeſehen. Dieſe Incarnation gab ebenfalls Stoff zu reichen dichteriſchen Behandlungen, und bildet insbeſondere den Inhalt des Bhagavata Purana[87]). Veranlaſſung zu dieſer Verkörperung gab die Tyrannei und Ungerechtigkeit des Königs von Mathura, Kança. Die Erde kann ſie nicht länger ertragen, und ſie, ſowie die Götter Brahma und Siva ſprechen Viſhn'u um Hilfe gegen ihn an. Brahma hatte Kança wegen ſeiner früheren Büßungen die Gnade verleihen müſſen, daß er nur durch ſeinen eigenen Neffen würde umkommen können. Viſhnus läßt ſich daher von deſſen Schweſter Devakî gebären. Allein Kanças hatte dieſe, ſobald er erfährt, daß ſie ſchwanger ſei, in ein Gefängniß geworfen und ſorgfältig bewacht. Dennoch gelingt es ihr, ihre Entbindung zu verheimlichen und den neugeborenen Kriſhnas den Nachſtellungen ſeines Oheims zu entziehen. Er wird glücklich nach Vrindâvana, dem Aufenthalte der Hirten und dem Paradieſe des Kriſhn'as, gebracht und unter den Hirten und Hirtinnen als Hirt erzogen. Hier erfindet er die Flöte und verſenkt ſich in unzählige Liebesſpiele, welche zu den ſchönen wolluſtig-myſtiſchen und nur in religiöſem Sinn — wenigſtens im Allgemeinen — zu faſſenden Gedichten eines Gâjadêva und anderer Veranlaſſung gaben. Endlich unterzieht er ſich dem eigentlichen Zwecke ſeiner Incarnation, vernichtet Kança und andere Geſchöpfe, welche die Wohlfahrt der Welt ſtörten. In einem dieſer Kämpfe trat ihm Siva ſelbſt als Schützer ſeines Gegners gegenüber. Endlich fiel er ſelbſt als Opfer des Fluches eines Büßers durch den Pfeil eines Jägers.

Die neunte Verkörperung des Viſchnus iſt die in Buddhas. Ich habe keinen Grund, die genaueren Beſtimmungen über die Verkörperungen des Viſchnus für älter zu halten, als die Entſtehung des Buddhismus; nur der Gedanke der Verkörperung des höchſten Weltprincips lag im Volksglauben. Seine Anwendung tritt ſchwerlich aus ihm ſelbſt hervor, ſondern iſt eine Folge der in dieſe Idee eindringenden und ſich von ihr durchdringen laſſenden äußeren Erſcheinungen. Wie ich daher bei der eben beſprochenen Verkörperung nicht die Urform des Kriſchna-Cultus aus dem Viſchnu-Cultus entſtehen, ſondern ihn vielmehr in dieſen aufnehmen, mit ihm vermitteln laſſe, ſo erkläre ich auch die Verkörperung des Viſchnus in Buddha. Viſchnus im Glauben ſeiner Anhänger das höchſte, in Allem ſeiende Princip, muß auch die ihm heterogenſten Erſcheinungen ſich aneignen. Sie werden als ſeine Ausflüſſe betrachtet. Dieſe Erſcheinung ſteht im Viſchnuismus nicht einſam; ſondern jede indiſche Gottheit, wenn ſie zum Princip durch ihre Anhänger erhoben ward, bietet dieſelbe Eigenthümlichkeit dar, und umfaßt das ganze religiöſe Leben der Inder, natürlich ſtets von einem andern — in ihr liegenden — Standpunkte aus; bei dem Viſchnuismus tritt dieſes nur am ſtärkſten hervor, weil er die ſtärkſte geiſtige Ausbildung im eigentlich indiſchen Sinne fand.

Die zehnte Verkörperung des Viſchnus iſt noch nicht eingetreten. Dieſe wird am Ende dieſer Weltordnung, der Periode der Sünde (kalijugam), eintreten. Viſchnus wird als der Sündige (kalki, von kalka, Schmuz, Sünde) erſcheinen, und alle Sünden und Laſter der Welt tilgen. Seine Geſtalt wird die eines ungeheuren weißen Pferdes ſein, ſeine Waffe eine Art von ungeheurer Größe. Er — ſelbſt in Sünden empfangen und waltend — wird zuerſt die Könige vernichten, dann alle Sterbliche; auch ſeine Ältern — die Sündigen — wird er ermorden, und in der ſündenreinen Welt wird ſich ein Reich der ſittlichen Vollendung und des reinſten Glückes erheben.

Außer dieſen hervorſtechenden zehn Avataren werden auch noch andere erwähnt, oder andere an ihre Stelle geſetzt; ſcheinen aber nicht in den gewöhnlich angenommenen Kanon aufgenommen zu ſein.

Die Gemahlin des Viſchnus heißt gewöhnlich Lakſhmi und wird als die Glücksgöttin gefaßt. Die Wurzel dieſes Namens iſt laksh, welches dem griechiſchen λαχ (in λαγχάνειν, erlangen, man vergleiche für die Bedeutung λάχος, Loos), oder, mit Vertauſchung des l und n, naksh, deſſen Form lateiniſch nac in nanc-isc-or entſpricht (ich erlange für mich)[88]).

Der dritte Gott in der Trimurti (Dreieinigkeit) iſt Çivas. Es läßt ſich nicht verkennen, daß bei allen Namen von Gottheiten die Erkenntniß ihres urſprünglichen Weſens durch die Etymologie ihres Namens nicht wenig gefördert, ja ganz und gar bedingt iſt. Allein ein Grundſatz findet hier ſo ſelten Anwendung, der bisher ſo ziemlich von allen Etymologen verkannt iſt, und darum die Wiſſenſchaft der Etymologie, welche einer feſten Baſis fähig iſt, zu einer ſchwankenden Ratherei gemacht hat. Es iſt nämlich keine Etymologie eines Wortes ſicher, wenn man nicht ganz und mit Beſtimmtheit den Begriff kennt, den das Wort bezeichnet. Aus der Wortform den Begriff ſchließen wollen, das geht nur mit Hilfe und ſorgfältig kritiſcher Anwendung einer Anzahl von Mitteln, welche insbeſondere die Vergleichung der verwandten Sprachen darbietet, und eine vorſichtige, beſcheidene und redliche Etymologie wird in den meiſten

87) Vgl. den Auszug bei *Dubois*, Moeurs, Institutions u. ſ. w. II, 411 fg.

88) Vgl. Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. II, unter λαχ.

Digitized by Google

derartigen Fällen ihre Unzulänglichkeit einſehen und eingeſtehen. Dieſer Fall tritt nun insbeſondere bei den Namen der höchſten Gottheiten ein, deren Begriff gewöhnlich ſo erweitert iſt, daß wir ſeine urſprüngliche Grundlage nicht mehr herausfinden können. In all dieſen Fällen wird man Vermuthungen aufzuſtellen geneigt ſein, die aber grade durch die Möglichkeit ihrer Menge ſich einander ſelbſt neutraliſiren. Wenn ich dennoch hier wage, eine Etymologie zu geben, ſo möge man bedenken, daß ſich dieſe Wiſſenſchaft nicht auf das Gebiet des Abſolutſichern beſchränken kann. Die Form Çiva dient als Adjectiv zur Bezeichnung des Begriffs glücklich; danach läge die Annahme nahe, daß Çiva urſprünglich der Glückliche ſei; allein es können dieſe Wörter auch zwei gleichartig, aber unabhängig von einander aus derſelben Wurzel gebildete Formen ſein. Burnouf hat Jacquet's Bemerkung mitgetheilt, wonach das zendiſche çavas mit dem Namen des Çiva zuſammenhänge[89]). Dieſe Bemerkung an und für ſich iſt eine bloße Ratherei; allein ſie führt zu derjenigen Etymologie, welche ich für die wahrſcheinlichſte halte. Das zendiſche çavas (çavô) heißt der Überlieferung nach Gut, Gewinn, Producte. Burnouf nimmt als Wurzel die Form an, welche die indiſchen Grammatiker shû ſchreiben und erzeugen erklären. Allein dieſe Form hat ein urſprüngliches s, wie die Vergleichung der verwandten Sprachen zeigt[90]), und dieſes wird im Zend nie durch ç vertreten. Burnouf führt nun zwar die falſchen Schreibarten durch sh an, aber auch sh kann kein urſprüngliches s vertreten. Daher iſt denn auch das zuletzt von ihm zu Hilfe gerufene Zeitwort, deſſen Form gewöhnlicher shav (shu) lautet, aber auch mit çav wechſelt, und von ihm mit der angeführten ſanſkritiſchen Wurzelform shû (eigentlich sû) identificirt wird, entſchieden von ihr zu trennen, und bei der Vergleichung einer ſanſkritiſchen Wurzel zuzuweiſen, welche mit ç anlautet. Der blos auf falſcher oder nicht hinlänglich geſchiedener Ausſprache des ç und sh beruhende Wechſel zwiſchen dieſen Lauten herrſcht im Zend ſowol als im Sanſkrit. Die angeführte Wurzelform shav (shu), oder, wie wir ſie nun, ihrer urſprünglichen Form angemeſſener, ſchreiben dürfen, çav, heißt wachſen, in cauſalen Formen wachſen machen, hervorbringen. Daß mit ihr çavas in der Bedeutung Gewinn (eigentlich Wachsthum) zuſammenhänge, bedarf kaum einer Bemerkung; es entſcheiden dafür die Analogien faſt aller verwandten Sprachen (z. B. ſanſkritiſch vriddhi, von vrih, wachſen, griechiſch ὄφελος)[91]). Nun heißt im Sanſkrit eine Wurzel, welche çvi geſchrieben wird[92]), wachſen, und mit ihr iſt jene zendiſche identiſch. Um dies zu erkennen, bedarf es jedoch zweier Bemerkungen, deren Beweis aber hier zu weit führen würde. Zunächſt: das ſchließende i iſt kein weſentlicher Wurzelbeſtandtheil, wie derartige i denn auch im Sanſkrit regelrecht in beſtimmten Formationen eingebüßt werden[93]); ſo bleibt als Wurzelform çv; ferner: anlautende Gruppen werden überaus häufig durch zwiſchentretende Vocale geſpalten, insbeſondere dient in dieſem Falle a, der allgemeinſte Vocal; der Beiſpiele für dieſe Bemerkung gibt es unzählige[94]); ſo entſteht das zendiſche çav für çv; allein auch letztere Form iſt im Zend neben jener erhalten[95]). Ferner wird der ſchwächſte Vocal i eingeſchoben; auch dieſes geſchieht ſchon im Sanſkrit; allein mehr in den daraus hervorgegangenen Dialekten[96]). Da nun, aller Wahrſcheinlichkeit nach, der Sivacultus ſpäter entſtanden iſt, als die Blüthe und allgemeine Verbreitung der Sanſkritſprache, und in einem beſondern Stamm des Sanſkritvolkes, ſo ließe ſich der Name dieſes Gottes ſehr gut als eine dialektiſche Formation betrachten; die Gründe dagegen, die man dem Adjectiv çiva entnehmen könnte, ließen ſich nicht ſchwer wegräumen. Wenn dieſe Etymologie richtig iſt, ſo iſt Çiva urſprünglich der Wachſer, die durch Wachsthum ſich entfaltende Natur, alſo eine Auffaſſung, die innig mit der im Worte brah-man erſcheinenden verwandt iſt. Auch er iſt urſprünglich die Allmacht, aber auf eine furchtbare Weiſe aufgefaßt, mehr in ihrer vernichtenden, zerſtörenden, als in ihrer ſchaffenden Manifeſtation. Er hat, wie die andern Götter eine Menge Beinamen, insbeſondere heißt er Mahâdeva, der große Gott, Içvara, Herr, Paramêçvara, höchſter Herr u. ſ. w. Seine Farbe auf Bildwerken iſt ſchneeweiß, ſein Symbol ein Triangel mit der Spitze nach Oben (△), als das des Feuers, in welchem er vorzüglich waltet. Er hat, ſowie Brahma und Viſchnus, vier Arme, die ſich aber ſchon von den Schultern an gliedern, nicht wie bei jenen erſt von den Ellenbogen. Er hat ein drittes Auge auf der Stirn, um ſeine Kenntniß der drei Welten anzudeuten. Seine Herrſchaft über ſie deutet ein Dreizack in ſeinen Händen an (triçûla). Sivas reſidirt auf Bergen und iſt mit der Berggöttin (Pârvatî, von parvata, Berg) vermählt. Seine vorzüglichen Attribute ſind eine Schlinge (pâça), um zu zähmen, eine Keule, Bogen, Pfeil und Dolch, ſowie eine Halskette von Schädeln. Sein Vehikel iſt der Stier, Symbol der Zeugung[97]); ſein Hauptſinnbild das Geſchlechtsglied Lingam, als Bild der Fortpflanzung, welchem auch hohe Verehrung gezollt wird. In Siva tritt ſeine Entſtehung aus der vergötterten Natur im Allgemeinen am ſtärkſten hervor. So unterliegt er auch ſelbſt der allgemeinen Zerſtörung durch Feuer.

Dieſe drei Gottheiten wurden, wie wir vermutheten, nachdem ihre Namen und Auffaſſung früher getrennt von einander entſtanden waren, durch den Begriff der Trimûrti mit einander verbunden. Daß grade drei Götter in dieſe Einheit verknüpft waren, wollen wir jedoch keinesweges dem Zufalle zuſchreiben, daß etwa dieſe drei Namen und die damit verknüpften Culte insbeſondere zu einer beſtimmten Zeit unter den indiſchen Religionsformen hervorragten; vorzüglich mußte die in der Zahlenſymbolik

89) *Burnouf*, Commentaire sur le Yaçna. I, 478. 90) Th. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 410. 91) a. a. O. 573. 92) vgl. a. a. O. II, unter *xu*. 93) z. B. *Bopp*, Grammat. crit. ling. Sanscr. p. 416.

94) Vgl. Theod. Benfey a. a. O. 548 und ſonſt vielfach 95) *Burnouf* a. a. O. S. 477. Anm. 359. 96) *Lassen*, Institutiones linguae Pracriticae. p. 284. 97) Theod. Benfey a. a. O. 330.

liegende Heiligkeit der Dreizahl dazu beitragen, welche wiederum in den vielfach in der Natur hervortretenden Trinitätsverhältniſſen ihre ſinnliche Grundlage haben mag. Sobald aber dieſe drei, unſerer Anſicht nach früher geſchiedenen, Gottanſchauungen in eine Einheit verknüpft wurden, ſo war es nothwendig, daß die Idee dieſer Dreieinheit ſo gewendet wurde, daß die einzelnen Perſonen derſelben allein der Idee der Gottanſchauung nicht mehr genügten, ſondern ſich in ihrer Vereinigung erſt zu einem vollſtändigen Gottesbegriffe gegenſeitig ergänzten. Hier mag wol eine Stelle im Manus, die die Mitte zwiſchen der rein ſpeculativen, ſowie der blos volksthümlichen Anſicht haltende Deutung am beſten verdeutlichen, und um ſo mehr der Anführung werth ſein, da ſie höchſt wahrſcheinlich das älteſte ſchriftliche Zeugniß über die Dreieinigkeit iſt. Denn die Dreitheilung der Namen von göttlichen Weſen in den Veden nach der Dreiheit von Feuer, Luft und Sonne iſt ſchon an und für ſich verſchieden, und ein Ergebniß der Combinationen der Commentatoren. Die Stelle im Manus lautet[98]: „Âtma (die Weltſeele) iſt alle Gottheiten; alles ſteht im Âtma. Âtma bringt hervor die Handlungreihe dieſer Bekörperten. Äther möge man ſehen in den (körperlichen) Höhlungen; Luft in der Bewegung und Berührung; den höchſten Glanz in der Gluth und im Geſicht; in dem Flüſſigen (des Körpers) Waſſer; Erde in den Formen; im Geiſte den Mond; die Räume im Gehör; im Schreiten Viſhnus; in der Kraft Haras; in der Rede das Feuer; in der Entladung (Excremente) Mitras; in der Zeugung Prag'âpatis. Als Herrn von Allen, ſelbſt des Kleineren als das Kleinſte, muß man wiſſen, den goldſtrahlenden in des Schlafes Gedanken zu erfaſſenden höchſten Geiſt (purusha). Einige nennen dieſen Feuer, Andere Manus Prag'âpatis; Einige Indras, Andere Hauch (prân'a), Andere ewiges Brahma. Dieſer, nachdem er in fünf Formen alle Dinge durchdrungen hat, rollt ſie ewig durch Geburt, Wachsthum und Zerſtörung, nach Art eines Rades." Sehr ähnlich iſt die Deutung dieſer Dreieinigkeit durch die Begriffe Entſtehen, Erhalten und Vergehen, wie ſie in einer Upaniſchad erſcheint[99]. Allein ſobald eine ſolche Form Glaubensartikel geworden, weiß ſie ſich eine Menge erkannter ähnlicher Verhältniſſe unterzuordnen, und die indiſche Dreieinigkeit wird mehrfach als ſich in ähnlichen wahlverwandtſchaftlichen Verhältniſſen abſpiegelnd angeſehen.

Moor[1] gibt folgendes Schema:

| | | |
|---|---|---|
| Brahma | Viſchnus | Sivas |
| Sonne | Waſſer | Feuer[2]); |
| Schöpfer | Erhalter | Zerſtörer[3]); |
| Macht | Weisheit | Gerechtigkeit; |
| Vergangenheit | Gegenwart | Zukunft; zuweilen auch |
| Materie | Raum | Zeit. |

Wir kommen zu den übrigen Gottheiten außer der Trinität. Die erſten derſelben ſind die acht Welthüter (lôkapâlas), welche die acht Theile der Welt beſchützen und ihnen vorſtehen[4]. In Beziehung auf ſie herrſchen mehrfache Abweichungen in den Quellen[5].

1) Der erſte derſelben und Haupt aller niedern Götter iſt Indra[6]. Obgleich von ſeiner alten Bedeutung herabgeſunken, genießt er doch noch hohe Verehrung, und einige erblickten noch in ihm die Urſeele (âtman). Er wird in der gewöhnlichen Anſchauung als Herr des Firmaments gefaßt und aller an und innerhalb deſſelben vorgehenden Erſcheinungen ſind ſeiner Macht unterworfen. Daher eine Menge ſeiner Beinamen, z. B. sahasradrïç, tauſendäugig (in Bezug auf die Sterne), vag'radharas, Donnerkeiltragend, Divaspatis, Herr des Himmels u. ſ. w. Seine Wohnung wird im Oſten gedacht und iſt der Aufenthalt derer, welche fromm gelebt haben, bis ſie in einen andern Körper herabſteigen. Sein Vehikel iſt der Elefant Airavata, der zugleich der Thürhüter des Himmels iſt, oder der leuchtende Donnerwagen. Seine Waffe iſt der Donnerkeil, ſein Bogen der Regenbogen (indrâjudha, Indras Waffe). Seine Farbe iſt roth. Seine Gemahlin heißt gewöhnlich Çak'î, von einer angeblichen Wurzel çak', welche bis jetzt noch nicht belegt iſt.

2) In Südoſten wohnt Agnis[7], der Gott des Feuers, insbeſondere der Opfereſſer (hutâsas) genannt; auch er iſt von ſeiner höheren Bedeutung während der Periode des mehr hervorragenden Naturcultus herabgeſunken; doch bricht dieſe noch bisweilen hervor; er verſchlingt die Erde am Weltenende und tritt rächend auf, wie Sivas. Sein Vehikel iſt der Widder (Zeugungskraft[8]) oder entmannte Zeugungskraft). Vorgeſtellt wird er mit zwei Geſichtern, welche das göttliche und irdiſche Feuer, mit drei Beinen, welche die drei geheiligten Feuer, das Braut-, Todten- und Opferfeuer, und mit ſieben Armen, welche die prismatiſchen Farben repräſentiren. Seine Farbe iſt violett.

3) Jamas (von jam, Nebenform von dam, bändigen) der Bändiger; Fürſt der Unterwelt, waltend im Süden. Vor ſeinem Throne erſcheinen die Seelen der Abgeſchiedenen, um nach ihren Thaten gerichtet zu werden. Ehe ſie jedoch dahin gelangen, gilt es, über den Fluß vaitaran'i (den ſchwer zu durchſchiffenden) zu ſetzen. Dieſe Anſchauung iſt auch im Zend-Aveſta vorwaltend; ſie iſt daher ſchon ein Erbſtück aus der frühern Periode, der der gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform, in welcher wir auch den Namen Jama ſchon fanden. Ja, wenn das griechiſche *τάρταρος* wie vaitaran'i zu der Wurzel tri überſetzen gehörte, was formell möglich iſt, ſo hätte dieſe Anſchauung ſchon vor der Abtrennung des griechiſchen Volksſtammes gewaltet. Doch läßt ſich auch *ταρ-ταρ* mit der ſanſkritiſchen Wurzelform tras, zittern, verknüpfen, wodurch die Entſcheidung

98) *Mânavadharmaç.* XII, 119 fg. 99) Encyklopädie. XII, 209.

1) Hindu Pantheon bei Bohlen I, 213. 2) Dreiheit der Veden nach dem Commentar. 3) Manus, Upanishad, allgemeine Anſchauung; die folgenden ſind mehr individuell.

4) Vgl. *Dubois*, Moeurs u. ſ. w. II, 423. 5) Vgl. *Schlegel* ed. Ramajan. I, 2, 117. 6) Vgl. oben S. 169. 7) Vgl. oben S. 170. 8) Benfey a. a. O. 330.

Digitized by Google

ungewiß, aber keineswegeſ zu Gunſten der letzteren Etymologie und Anſchauung geſichert wird. Jamas als Todesgott entſendet ſeine Boten, um die Seelen, welche der Mythus daumendick denkt, mit Hilfe eines Strickes aus dem Körper zu winden. Bei begünſtigten Frommen erſcheint er ſelbſt. Auf Bildwerken iſt ſeine Farbe dunkelgrün, er reitet auf einem Büffel, in der Hand hält er eine Keule, oder einen Scepter. Auf der Küſte Malabar ſind ihm als Todtenrichter die Krokodile geheiligt.

4) Nairritas (von nir und riti, Unrecht, Unglück), welcher im Südweſten waltet, als bloßer Geiſterkönig gefaßt wird und nie auf Bildwerken erſcheint. Seine Farbe iſt dunkelgrün, ſein Vehikel ein Menſch, ſeine Waffe eine Lanze [9]). Es ſcheint faſt, als ob er früher irgendwie mit Jama zuſammenhing und ſeine weſentliche Bedeutung aus dem Cultus ſchwand. Denn im Amara Koshas wird er unter der Section der Hölle erwähnt, und nirriti ſcheint faſt die Höllenleiden zu bezeichnen [10]). Seine Stelle als Welthüter nimmt die Sonne (sûrjas) ein, welche hier ihre Wohnung hat, wenn ſie zur Ruhe geht. Dieſe wird auf dem Sonnenwagen fahrend dargeſtellt, von ſieben Roſſen gezogen.

5) Varun'as, der Gott des Oceans (der Wortform, aber nicht der individuellen Bedeutung nach identiſch mit griechiſch *οὐρανός*, eigentlich Waſſer des Himmels), hat ſeine Wohnung in Weſten. Sein Vehikel iſt ein krokodilartiges Meerungeheuer, makara. Sein Attribut als des Erdumgürtenden ein Strick.

6) Vâjus (Wind, von vâ, wehen), oder Pâvanas (der Reiniger), reſidirt in Nordweſten, und iſt Haupt der Windgenien marutas. Sein Vehikel iſt (die ſchnelle) Antilope; eine Fahne (dhvag'a) ſein Symbol; ſeine Farbe blau [11]).

7) Im Norden reſidirt auf dem Plateau des Kailaſa der Gott des Goldes und der unterirdiſchen Schätze, Kuvêras. Sein Name bedeutet: was für einen häßlichen (ku) Körper habend, und ſeine Verehrung kommt nur beim ſchmuzigen Geize vor. Er wird ſelten abgebildet, aber alsdann ſeinem Namen gemäß, klein und häßlich. Es umgeben ihn Pygmäen und übelgeſtaltete Erdgeiſter, in deren Formen die Seelen derjenigen Menſchen übergehen, welche nur am Irdiſchen kleben. Sein Vehikel iſt ein Pferd, ſeine Waffe ein Schwert, ſeine Farbe roſenroth [12]).

8) In Nordoſt reſidirt eigentlich Içânî, ein Beiname der Gemahlin des Çivas. Sie hat auch mit ihm daſſelbe Vehikel und wie er den Dreizack; ihre Farbe iſt grau [13]). In der gewöhnlichen Anſchauung nimmt jedoch der Mond ihre Stelle ein.

Außer dieſen Welthütern ſind noch als einzelne Gottheiten zu erwähnen: 1) Nâradas, der Götterbote, Sohn des Brahmâ, welcher den Menſchen die Rathſchläge der Götter mittheilt, und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennt; 2) Kârtikejas, Sohn des Çivas, Gott des Jahres und des Krieges, erzogen von den Plejaden, krittikâs; 3) deſſen Bruder Ganêças iſt Gott der Klugheit, daher vighnêças, vighnanâçana, Gott, oder Überwinder der Schwierigkeiten. Sein Cultus iſt einer der angeſehenſten; er wird beim Beginn eines jeden Werkes angerufen. Er wird mit einem Elefantenkopfe, als Symbol der Klugheit, abgebildet, und hat neben ſich die Ratte, als Symbol der Schlauheit und Vorſicht. Seine Farbe iſt roth. In ſeinen vier Händen hat er eine Schlange, Glocke u. ſ. w. 4) Der Gott der Liebe, Kâmas (von kam, lieben). Er wird noch jetzt, ganz entgegen der ſonſtigen ſo ſehr ſinnlichen Fortentwickelung der indiſchen Religionsformen, ſehr züchtig verehrt. Er iſt umgeben von tanzenden Nymphen und begleitet vom Frühling. Sein Vehikel iſt der lüſterne Sperling; ſein Bogen beſteht aus Zuckerrohr; die Sehne deſſelben bildet eine Reihe Bienen, Symbol des Stachels der Liebe. Seine Pfeile ſind fünf bedeutſame Blumen. Sein Symbol iſt der Delphin, Makara, weil die Fiſche überaus fruchtbar und liebreizend ſind. Er iſt anangas, körperlos; als er einſt Sivas ſelbſt mit dem Liebespfeil verwunden wollte, verzehrte ein Blitz aus deſſen Auge ſeinen Körper. Er iſt Sohn des Krishn'as und der Maja (Täuſchung); ſeine Gemahlin heißt Ratî, Liebesfreude.

Jeder Gott hat außerdem ſeine rechtmäßige Gemahlin, Çakti, Kraft, welche als ſeine Energie, Kraftäußerung angeſehen wird, und gewöhnlich dieſelben Attribute hat, einen aus ſeinem Namen gebildeten Namen führt, wie Indrânî, Varunî und andere. Die bedeutenderen ſind die Gemahlin des Brahma, gewöhnlicher Sarasvati genannt, Göttin der Beredſamkeit, Beſchützerin der Wiſſenſchaften und insbeſondere der Muſik, daher die Leier, Vîn'â, ihr Attribut. Die Gattin des Viſhnus iſt die Segenſpenderin Çrî, Lakshmî u. ſ. w. genannt. Am bedeutendſten tritt aber die Gemahlin des Çivas, insbeſondere unter ihrem Namen Kâlî, hervor. Sie iſt die furchtbare zerſtörende Göttin, und ihr Cultus beiweitem der verbreitetſte. Ferner wird Gangâ, die heilige, ſegenverbreitende, verehrt. Ihr Waſſer dient zu Luſtrationen und es iſt verdienſtlich, es in Krügen durch das Land zu führen. Das Baden in derſelben iſt ebenfalls ein verdienſtliches Werk, und der Tod in derſelben führt ſogleich in den Himmel der Seligen.

Außerdem gibt es eine Menge von Scharen mythiſcher Weſen des Cultus und der Poeſie; Götter, Halbgötter, allegoriſche Geſtalten, Weiſe der Vorzeit ꝛc. Die bedeutendſten ſind zunächſt die Brahmâdikâs (welche Brahma als erſten haben); es ſind dieſe nach Einigen ſieben, nach Andern zehn, von Brahma unmittelbar hervorgebrachte Weſen. Sie heißen auch Rishis (Seher). Andere Anſchauung läßt von Brahma erſt den Manus zeugen, oder ihn ſelbſt ſich als Manus maniſeſtiren, und macht dann Manus zum Vater der ſieben oder zehn Rishis. Die Zahl ſieben iſt die vorherrſchende [14]), und dieſe Anſchauung ſcheint vor der Tren-

9) *Dubois* a. a. O. 10) Am. K. ed. *Colebrooke*. 52, 2. 11) *Dubois* a. a. O. 12) *Dubois* a. a. O. 13) a. a. O.

14) *Harivansa*, traduit par *Langlois*. p. 37.

Digitized by Google

nung der Religionsform in öſtliche und weſtliche exiſtirt zu haben. Denn es iſt mir kaum einem Zweifel unterworfen, daß die ſieben amesha çpeñta (Amſchaſpends) des Zend-Aveſta urſprünglich mit den ſieben Riſhis identiſch ſind. Die Etymologien, welche bis jetzt von amesha gegeben ſind, ſind überaus fraglich. Ich vermuthe, daß es für amashja ſteht; mashja iſt aber bekanntlich zendiſche Contraction des ſanſkritiſchen manushja und bedeutet: Manu entſproſſener, Menſch, ſodaß amashja amesha wörtlich hieße: die nicht von Manu entſproſſenen, übermenſchlichen, welches ſich an die erſterwähnte indiſche Anſicht über die Entſtehung der Riſhis knüpft. Einer der bedeutendſten unter den Riſchis iſt Dakſhas, der verkörperte Daumen des Brahma; er hat die Diti und Aditi zur Gattin; von jener ſtammten, wie wir ſchon bemerkten, die Dämonen (der Zerſtörung) Daitjâs oder Asurâs, von dieſer die Surâs, Dêvâs, Götter. Beide Scharen ſind in beſtändigen Kämpfen, in denen die guten Götter jedoch die Oberhand behalten. Dieſes dualiſtiſche Princip, die Grundlage der Zoroaſtriſchen Lehre, iſt im Indiſchen faſt nur Inhalt der Poeſien geworden und ſpielt in der religiöſen Weltanſchauung eine höchſt untergeordnete Rolle.

Die Riſhis zerfallen in Dêvârshajas (Götterſeher), Brahmârshajas (Brahmanenſeher) und Râg'ârshajas (Königsſeher), je nachdem dieſe Weiſen aus der einen oder der andern Claſſe dieſer Geſchöpfe ſtammen. Von den erſten entſprangen die Pitris [15], die als Patriarchen verehrt werden. Überhaupt wird der Seelen heiliger Sterblicher, welche in dem Himmel der Seligen wohnen, verehrende Erwähnung gethan.

Die Rudra, Vaſu und Aditja ſind ſchon erwähnt [16]. Die Gandharvâs ſind in Indra's Himmel Tänzer, Sänger ꝛc. Sie ſtehen unter Häuptern aus ihrer Mitte und ſind ſehr zahlreich und männlichen und weiblichen Geſchlechts.

Die Apſaraſas ſind weiblichen Geſchlechts, wunderſchöne Jungfrauen, beſtimmt, mit ihren Reizen in Indra's Himmel die Seligen, Götter und abgeſchiedene Sterbliche zu erfreuen. Ihre Zahl wird auf 600,000,000 angegeben.

Die Yakſhas ſind insbeſondere Begleiter des Kuvêra. Sie wohnen auf den Bergen in menſchlicher Geſtalt und ſind den Menſchen wohlgeſinnt. Bei der Seelenwanderung gehen die Seelen von Menſchen, die unter der Herrſchaft des „Staubes" ſtanden, in ſie über.

Die Rakſhaſas ein den Menſchen und überhaupt allem Guten feindliches Geſchlecht, rieſig, furchtbar und grauengeſtaltig ꝛc. Phantaſiebilder, hervorgerufen zum Theil durch die Schreckniſſe, welche in des Menſchen Kampf mit der Natur ihm entgegentreten. Ein Theil von ihnen gehört auch in das Gefolge des Kuvêra, deſſen unterirdiſche Schätze ſie vor der Gier der Menſchen ſchützen, woher auch ihr Name (von raksh. ſchützen, bewachen). Außer dieſen iſt die Welt noch mit einer Maſſe böſer Geiſter bevölkert, die unter mancherlei Namen gefürchtet und verehrt werden, und auf mancherlei Weiſe der Volksanſchauung nach entſtanden ſein ſollen, z. B. piçâk'âs, böſe Geiſter, bhûtâs, eigentlich Weſen überhaupt, aber ebenfalls bösartiger Natur und andere Geſchöpfe einer alle Arten von Geſtalten unter einander miſchenden Phantaſie, z. B. kinnarâs (wörtlich: was für Menſchen!), auch Turangavadanâs (pferdegeſichtige), ferner çvânamukhâs (hundsgeſichtige) ꝛc.

Dieſes ganze Weltleben, der Inhalt aller drei Welten mit Göttern und allen andern Geſchöpfen, wird in dem indiſchen Volksglauben nicht für ewig angenommen. Die Götter allſammt ſind jünger als die Schöpfung. Nur das Urweſen gewöhnte ſich die Volksanſchauung nach und nach für ein ewiges anzunehmen. So nimmt denn auch dieſe ganze Exiſtenz ein Ende. Sie wird zerſtört von Kâla, dem Gott der Zeit, in dieſer Thätigkeit als Mahâpralaja, große Auflöſung, gefaßt. Dieſes Weſen, auch als Weib gefaßt, wird auf grauenerregende Weiſe dargeſtellt. Es iſt ſchwarz von Farbe, mit aufgelöſtem Haar, hält ein Schwert in der Hand und eine Schickſalsrolle; auf ſeiner ausgeſtreckten Zunge liegen Städte, die es verſchlingen will. Rings umher ſitzen die drei oberen Götter, welche es zuletzt vertilgt. Endlich verſchlingt es ſich ſelbſt, und es bleibt nichts, als das ewige Weſen Brahmâ (neutrum). Die Sivaiten laſſen dieſe Auflöſung durch Feuer, die Viſchnuiten durch Waſſer ſtattfinden. Einige Mythen ſetzen für dieſe Exiſtenz 12,000 Jahre, Andere 4,320,000,000. Andern genügt ſelbſt dieſe Dauer nicht, und ſie nehmen eine Zerſtörung nach 100 großen Jahren an, in denen jeder Tag 4,320,000,000 indiſche Jahre enthalte.

Gegenſtände einer heiligen Verehrung, oder mit einer gewiſſen religiöſen Scheu verknüpften Anſchauung, ſind außerdem eine Menge Thiere. Eine Menge Spuren deuten auf eine in der ältern gemeinſchaftlich-ariſchen Periode vorwaltende Heiligkeit des Pferdes, welche ſich jedoch mehr in der weſtlich-ariſchen Religionsform erhielt. Vorzüglich tritt im oſt-ariſchen Leben die Heiligkeit der Kuh hervor, welche jedoch auch ſchon der früheren gemeinſchaftlichen Periode angehörte. Denn auch im Zend-Aveſta gehört der Stier zu den hochverehrten Gegenſtänden, und heißt gaoçpeñta (heiliger Stier) [17]. Den Stier zu tödten iſt in Indien ein unſühnbares Verbrechen, und gôghnas, Stiertödter, die erniedrigendſte Bezeichnung [18]. Insbeſondere iſt dieſe Verehrung bei den Sivaiten in Gebrauch. Wie noch jetzt von dieſen den Stieren, um ihre Heiligkeit auszudrücken, das Symbol des Siva's eingebrannt wird [19]; ſo geſchah es auch ſchon bei den Oxydrakern zu Alexander des Großen Zeit [20]. Dieſe Thiere genoſſen ihre volle Freiheit, in keinen Stall eingeſperrt, graſen ſie nach Belieben, und wehe dem, welcher wagen wollte, ſie zu verletzen. Ihr Dünger, wie ihr Urin, dient bei vielen heiligen Handlungen. Die Verehrung erklärt

15) Vgl. a. a. O. 73. 16) S. 169.

17) Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker. 72. 18) Vgl. von Bohlen a. a. O. I, 253. 19) *Dubois*, Moeurs u. ſ. w. II, 432. 20) von Bohlen a. a. O. 211.

ſich wol einzig aus dem Nutzen des Stiers beim Ackerbau; er iſt es gleichſam, der die Mutter Erde erſt ergiebig macht, und darum erſcheint die Kuh in vielen Anſchauungen mit der Erde faſt identificirt, indem ſie ihren Reichthum, ihre Güte gegen die Geſchöpfe ꝛc. ausdrückt. In den Mythen ſpielt die Wunderkuh daher, die alle Wünſche erfüllende, eine bedeutende Rolle.

Ein bedeutender Cultus wird auch der Schlange zu Theil; ſie nimmt ihn durch ihre Schädlichkeit in demſelben Maße in Anſpruch, wie die Kuh durch ihre Nützlichkeit. Der Inder wagt ſich zu den Sitzen der gefährlichſten Schlangen, um ihnen Oblationen darzubringen; ſeine Häuſer läßt er gern ihren Aufenthalt bilden, ſollte es auch mit Gefahr der ganzen Familie verknüpft ſein, und an vielen Orten finden ſich Tempel derſelben. Dieſer Schlangencultus iſt ſchon ſehr alt; er war den Griechen ſchon bekannt [21]), erſcheint auch in indiſchen Quellen vielfach als alt [22]), und die indiſchen Angaben ſcheinen ihnen vor Verbreitung der civiliſirten Culte als den eigentlichen Landescultus anzunehmen, ihn gleichſam der nicht-ariſchen Urbevölkerung zuzuſchreiben [23]), worin etwas Wahres zu liegen ſcheint. In dem Volkscultus — wenn er ſich der Herrſchaft der Natur über ſein Gefühl noch ſo ganz dahin gibt, wie dies im Volkscultus der Inder der Fall iſt — werden ſolche Angſt, oder Dank erregende Erſcheinungen, wenn ſie einmal dem Heimathslande eigen ſind, ihre Herrſchaft über das Gemüth der Bewohner zu behaupten, oder, wenn ſie ſie einmal verloren hatten, wieder zu gewinnen wiſſen. In der geiſtigeren Entfaltung des religiöſen Lebens ſpielen die Schlangen im Allgemeinen keine bedeutende Rolle. Doch werden auch ſelige und anbächtige Schlangen ſelbſt am Hofe des Brahman gedacht [24]).

Von der Verbindung der Schlangen mit den Halbgöttern entſteht das Affengeſchlecht. Auch die Affen haben eine gewiſſe religiöſe Scheu bei den Indern hervorgerufen und erhalten Oblationen. Welche bedeutende Rolle der Affenkönig Hanumân im Râmâjan'am ſpielt, wie hilfreich er dem verkörperten Viſchnus in ſeinem Kampfe gegen das Dämoniſche zur Seite ſteht, dürfen wir als bekannt vorausſetzen.

Daß die Thiere, welche Begleiter der Götter ſind, eine gewiſſe Art Verehrung in Verbindung mit dieſen genießen, verſteht ſich von ſelbſt. Am meiſten iſt dies der Fall bei dem Vogel, welchen ſie mit dem Garud'a identificiren. Dies iſt eine kleinere Adlerart [25]), welche insbeſondere Schlangen, Ungeziefer ꝛc. vertilgt. Am Sonntage insbeſondere werden ſie von den Viſchnuiten angebetet und mit Fleiſch gefüttert. Sie kennen die Verehrung, die ihnen gezollt wird, gewiſſermaßen und ſcheuen ſich deshalb vor keinem Menſchen. Dieſe Vögel, ſowie die erwähnten heiligen Thiere, dürfen nicht getödtet werden; findet man ein todtes der Art, ſo wird es feierlich beerdigt.

Von den Gegenſtänden der organiſchen Natur, welche die Verehrung der Inder auf ſich ziehen, iſt der vorzüglichſte der indiſche Banyanenbaum (ficus indica, im Sanſkrit açvattha) wegen ſeiner immenſen Verbreitung, indem er ſeine Zweige in den Boden ſenkend, fort und fort neue Bäume hervortreibt [26]). Man trifft dieſen Baum allenthalben an, insbeſondere in der Nähe von Orten, wo die Brâhmanâs ſich reinigen. Insbeſondere iſt er dem Viſchnus heilig, oder vielmehr Viſchnus ſelbſt in Geſtalt eines Baumes. Er wird förmlich mit einem andern Baume vepu (dem Nimbo oder arbousier à feuilles de frêne der Europäer) vermählt, weil beide ihre Zweige und Stämme in einander ſchlingen. Auch deſſen Heiligkeit war den Alten ſchon bekannt [27]). Eine heilige Verehrung und ſelbſt ein Feſt iſt ferner einem Kraute darbha gewidmet (Boa cynosuroides *Koen*). Es dient insbeſondere bei jeder Art von prieſterlichen Ceremonien. Selbſt eine Art Stein (çâlagrâma genannt), eine Art foſſiler Schnecken, genießt eine hohe Verehrung. Waſſer, in welchem er gelegen, iſt ein vorzügliches ſündentilgendes Mittel. Er bildet den Hauptbeſtandtheil eines Brahmaniſchen Inventars. Auch die dieſen Naturreichen entlehnten Attribute der Götter genießen in Verbindung mit ihnen eines gewiſſen Cultus [28]).

Als Grundlage der ganzen Entfaltung des religiöſen Lebens im Brahmathum werden die Veden betrachtet. Sie iſt die heilige, von Brahma ſelbſt geoffenbarte, Schrift der Inder; ihr Inhalt heißt çruta, Gehörtes, oder çruti, der Inbegriff des Gehörten [29]). Ihnen zunächſt ſteht an Autorität das Geſetzbuch des Manus. Aber ſo heilig dieſe Schriften auch in der Vorſtellung gehalten werden, ſo waren ſie doch wol ſchon von ihrer erſten Abfaſſung an weniger das Geſtaltungsmittel des religiöſen Lebens im Volke, als urſprünglich etwa die lebenskräftige Entfaltung von dieſem ſelbſt, und ſpätere Schriften, welche ſich an ihre Stelle zu ſetzen wußten, weil ſie mehr in Harmonie mit dieſem ſtanden. Die hohe Heiligkeit, mit welcher man auf ſie blickt, wirkt jedoch dahin, daß die in ihnen waltenden reineren Gottesbegriffe ſich doch immer durch die Verſunkenheit des Volksglaubens eine Bahn brechen, und dieſe einigermaßen zu reinigen vermögen. Viele der Vorſchriften der Veden und des Mânavadharmaçâſtram ſind ſogar ausdrücklich abgeſchafft, und um dieſe Thatſache mit dem Glauben an eine heilige und verbindende Kraft insbeſondere der Veden in Verbindung zu bringen, hört man bei den Brahmanen vielfach die Behauptung, daß jene Vorſchriften für ein vollkommneres Zeitalter gegeben ſeien, welches dem jetzigen verderbten vorhergegangen ſei, und darum keine Anwendung in dem jetzigen finden können und abgeſchafft ſeien. Das religiöſe Volksleben ſtützt ſich, wie jetzt, ſo gewiß

21) *Plut.* de Fluviis I. *Strab.* XV, 1. §. 28. Droyſen, Geſchichte Alexander's des Großen. 388 u. 22) Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, S. 403 und 69. 23) As. Res. XV, 24. 89. 94. Ritter, Aſien. II, 1092 und im *Mahawanso* oft. 24) von Bohlen I, 264. Vgl. *Dubois*, Moeurs II, 435. 25) *Dubois* II, 438.

26) *Dubois* II, 452. 27) von Bohlen I, 39. 28) Man vgl. hierzu *Dubois* II, 446 fg. 29) In Beziehung auf das Literariſche dieſer, ſowie der folgenden Schriften vgl. man weiterhin Literatur.

Digitized by Google

ſchon ſeit langer Zeit auf die Purân'âni, welche höchſt verſchiedener Zeit angehören, und der Cultus des Siva und der Durgâ, der jetzt ſo ſehr verbreitet iſt, insbeſondere auf die tantrâu'i (gebildet aus einer Reduplicationsform von *tri*, *ſchützen*).

Das religiöſe Leben äußert ſich nach der indiſchen Anſchauung entweder in den äußerlich hervortretenden Handlungen des Lebens, oder in der *Erkenntniß*. Die äußerlich hervortretenden Handlungen ſind entweder ſolche, welche ſich ganz ſpeciell auf die Verehrung des Göttlichen beziehen, oder ſolche, welche, wenngleich anderen Elementen des menſchlichen Lebens angehörig, doch durch damit verknüpfte Äußerlichkeiten ſich als vom religiöſen Gefühl durchdrungen erweiſen. Beide Claſſen laſſen ſich nicht ſtreng ſcheiden, ſondern greifen in einander über, und man kann nur bemerken, was etwa auf den äußern Grenzen einer jeden Gattung ſteht. Urſprünglich waren ſie gewiß ſo innig mit einander verknüpft, daß das, was wir in der ſpäteren Zeit als reine Verehrung des Göttlichen betrachten dürfen, etwa *Gebet*, *Feſte*, immer mit einer Handlung in Verbindung ſtand, welche einem andern Lebenselement angehörig, erſt zu dieſer nöthigte. Indem ſich das religiöſe Leben von dem übrigen nach und nach ſcheidet, tritt zuletzt eine vollſtändige Trennung ein, und während man auf der einen Seite die *Verehrung des Göttlichen* in Kirchen oder bei ſonſtigen dazu beſtimmten Gelegenheiten in einer höchſt erbaulichen Blüthe zu erkennen glaubt, findet man im ganzen übrigen Leben kaum eine Spur von Ahnung eines Göttlichen. So viel man auch von dem ganz von Religion erfüllten Leben der Inder ſpricht, ſo iſt jetzt doch der Zuſtand kaum in dieſer Beziehung von uns anderwärts bekannten Zuſtänden ſehr verſchieden. Das Leben der Prieſterkaſte, voll von Ceremonien, die ſich an jede einzelne Handlung knüpfen; allein das der Laien, der übrigen Kaſten, iſt, mit Ausnahme der ſich an das Inſtitut der Kaſten knüpfenden Ceremonien, welches Inſtitut jedoch in ſeiner fixirten Form mehr ein politiſches als religiöſes iſt, ganz arm an Ceremonien und Gebräuchen, welche ſich als von religiöſem Gefühl durchwachſen kund geben[30]). Dieſes Ineinanderſpielen der beiden Arten von äußerlicher Entfaltung des religiöſen Lebens macht es nothwendig, daß man je nach dem *Mehr* oder *Weniger* des darin waltenden Elements die Ordnung in der Behandlung einrichte. Hierher, in die der Betrachtung der Religion geweihte Rubrik könnten wir diejenigen Formen ziehen, welche ſich als ſpecielle Cultushandlungen zu erkennen geben, während wir, wo andere Lebenselemente mehr vorwalten, wie Staat, Recht, Lebensweiſe in specie, die Formen, welche der Beachtung werth ſcheinen, erſt bei jenen Rubriken berückſichtigen dürften.

Die beſondere Scheidung der *Erkenntniß* muß natürlich eine im Verhältniß zur Entfaltung des religiöſen Lebens überhaupt ziemlich ſpät ſein. Sie muß ſich als nothwendig herausgeſtellt haben, nachdem ſich das Streben nach Erkenntniß der Weltordnung überhaupt ſeines Gegenſatzes zum Volksglauben, in welchem mehr die Idee der abſoluten Freiheit vorwaltete, bewußt geworden war. Sie iſt aber ſchon ganz und gar in den Veden fixirt, und zieht ſich von da an durch das ganze religiöſe Leben. Die Veden ſelbſt zerfallen danach ſchon durchweg in zwei Theile, welche in jedem der vier Veden, welche ihr corpus ſeit langer Zeit bilden, wiederkehren. Der erſte Theil heißt Pûrvakand'â oder Karmakand'a, das heißt erſte Abtheilung, oder Abtheilung der Handlungen, Werke, gewiſſermaßen praktiſche Religion; der zweite Theil heißt Uttarakanda, oder G'nânakanda, oder Brahmakanda, das heißt zweiter Theil, oder Theil der Wiſſenſchaft, oder *theologiſcher* (ſo viel als theoſophiſcher Theil), gewiſſermaßen Religionsphiloſophie, jedoch im ſcholaſtiſchen Sinn, indem ſie ſich innerhalb eines im Allgemeinen gegebenen Kreiſes bewegt[31]). In dem erſten Theile finden ſich die Vorſchriften über die Wirkung der Ausübung verſchiedener religiöſer Werke, die Gebetformeln und die Geſänge, welche gewiſſe Ceremonien begleiten müſſen, und endlich die Vorſchriften, wie man dieſe Ceremonien und Werke zu beſorgen habe. Die Übung derſelben iſt in dieſem Theile als das Weſentliche der Religion aufgefaßt.

Den zweiten Theil bilden insbeſondere die Upaniſhads, deren Namen von dem Gebrauche entlehnt iſt, daß der Schüler auf einem niedrigeren Schemel als der Lehrer ſitzt (upanishad, ein niedriger Sitzender)[32]). So bezeichnet Upaniſhad gleichſam eine ſolche Sitzung, einen Unterricht in den höheren Theilen der Religion. Auf ihnen beruht das ganze Syſtem der myſtiſchen Contemplation.

Beide Theile der religiöſen Entfaltung des indiſchen Lebens gaben zu philoſophiſcher Behandlung Veranlaſſung, und inſofern ſie das philoſophiſche Bewußtſein tiefer durchdringt, als das allgemeine religiöſe Gefühl, verweiſen wir ihre Betrachtung in die Rubrik der „Literatur." Allein inſofern aus der Beſtrebung nach der Erkenntniß ſich eine beſondere, mehr vom religiöſen Leben durchdrungene, Seite der Entfaltung des indiſchen Religionslebens entwickelt, wird dieſe ſchon in dieſer Abtheilung unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen.

Auf dieſer Trennung beruht eine die Brahmaniſchen indiſchen Werke, in welchen das religiöſe Leben zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gerufen wird, durchdringende Scheidung in Volksreligion und Religion der Weiſen. Die Volksreligion iſt ein in unſägliche freie Mächte zerſplitternder Polytheismus, welcher durch die dunkel darin webende Ahnung einer abſoluten Freiheit und ſelbſt einer Weltordnung kaum im Zuſammenhange gehalten wird.

30) Transactions of the literary Society of Bombay. III, 121.

31) Ich habe hier zuerſt Gelegenheit, eine Monographie zu erwähnen, welcher ich jedoch mehr verdanke, als ich ſtets einzeln nachweiſen kann. Sie iſt eine ſehr tüchtige Arbeit, und ſtehe leider noch ſehr einſam; *J. J. Bochinger*, La vie contemplative, ascetique et monastique chez les Indous et chez les peuples buddhistes (Strasbourg 1831). p. 15.

32) Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 1, 71.

Digitized by Google

Die religiöſen Werke ſind ihr das wahre Mittel des Heils, und den, in dieſem Sinne, Frommen verſpricht ſie paradieſiſche Genüſſe, welche im Verhältniſſe zum Verdienſte ihrer Werke ſtehen. Dieſe Genüſſe ſind auf eine gewiſſe Zeit beſchränkt, an deren Ende eine neue Geburt eintritt. Die Religion der Weiſen iſt dagegen faſt rein contemplativ; ſie lehrt einen Pantheismus, in welchem die Idee der Weltordnung vorherrſcht; den religiöſen Werken an und für ſich legt ſie wenig Verdienſt bei, und gar keines, wenn ſie nicht von reiner Geſinnung begleitet ſind und Ausflüſſe eines ganz dem Göttlichen ergebenen Herzens. Als Mittel zum Heil erkennt ſie nur die Betrachtung des Göttlichen, welche die Wiſſenſchaft Gottes verſchafft, und ein vollſtändiges Aufgehen in Gott. Dieſes Aufgehen iſt die wahre Erlöſung (mòksha), und wer ſie erreicht hat, dem droht keine Wiedergeburt mehr.

Betrachten wir zuerſt die aus der Volksreligion hervorgehenden Manifeſtationen des religiöſen Lebens in Werken. Karma, Handlung, Werk, bezeichnet irgend eine Manifeſtation des moraliſchen Willens des Menſchen, ſei es im Geiſte, in Worten oder in in specie genannten Handlungen. Im begrenzteren Sinne bezeichnet es ein religiöſes Werk, eine Handlung der Verehrung gegen Göttliches, ein verdienſtliches Werk. Jedes religiöſe Gefühl tritt durch derartige Manifeſtation auf, welche bei ihrem erſten Erſcheinen gleichſam nur äußere Abdrücke des innern Lebens ſind. Dieſe Manifeſtationen werden nach und nach bindende Form; wie das Gefühl ſie einſt ſchuf, ſo ſollen ſie alsdann dazu dienen, wieder das Gefühl, welches ſie ſchuf, zu ſchaffen; aber der Menſch iſt der ewige Knecht ſeiner eigenen Werke, wenn er nicht die Erkenntniß gewinnt, ihre Tyrannei zu durchſchauen, und die Kraft in ſich fühlt, ſie zu zerſtören, um ſich von ihr zu befreien. Die Form des lebendigen Geiſtes gewinnt die Herrſchaft über den Geiſt ſelbſt und weiß ihn zu tödten. So wird es ſtets geſchehen, daß man den religiöſen Manifeſtationen an und für ſich ein Verdienſt zuſchreibt, ganz unabhängig von dem Gefühle und der Abſicht, welche ſie begleitet. Faſt keine einzige Religion gibt es, die nicht in Zeiten an dieſe Klippe anrennt, und wehe ihr, wenn nicht die Achtung vor der Erkenntniß, mag dieſe ausgebildet ſein, oder nicht, als Rettungsmittel über ihr ſteht.

Ungemein früh muß ſich die Idee von dem abſoluten Werthe des Werkes in der indiſchen religiöſen Überzeugung feſtgeſetzt haben. Denn ſie durchdringt ſie wie keine, und wirkt, ſo ſehr die höhere Entfaltung des religiöſen Lebens des Brahmathums dagegen ankämpft, dennoch in vielen Anſchauungen deſſelben unbewußt fort. Nach einem Princip, welches in allen orthodoxen Schulen Indiens anerkannt iſt, und ſelbſt in den heterodoxen in ſeinen Conſequenzen fortlebt, beſteht ein Band unauflöslicher und abſolut nothwendiger Natur zwiſchen jeder Handlung eines Menſchen und einer vortheilhaften oder nachtheiligen Wirkung derſelben, welche im Verhältniſſe zu ihr ſteht und früh oder ſpät dem Urheber dieſer Handlung zu Theil wird [33]). Nach dieſer Theorie iſt der zeitliche Zuſtand eines Menſchen Folge ſeiner früheren (im vorhergegangenen Leben geübten) Werke, und ſeine zeitlichen Werke beſtimmen ſeinen zukünftigen Zuſtand. Dieſe Theorie iſt in einer Schule, der der Pûrva oder Karma mimânsa, aufs Strengſte, und ganz abgelöſt von der Intention des Handelnden, ausgebildet, und dieſe Ausbildung iſt wenig von der Volksanſchauung — wenigſtens von der ſpätern (jedoch ſchon in den Poeſien der Inder) und noch jetzigen Periode des Brahmathums — verſchieden. Den Handlungen wird hiernach gar kein moraliſcher Werth zugetheilt, ſondern ein rein phyſiſcher, mechaniſcher Einfluß, welcher eben aus der Vollendung des Actes (des Werkes) hervorgeht, völlig unabhängig von der Geſinnung und den Gefühlen, die ihn begleiten; das Weſentliche iſt, den Act genau, der Vorſchrift gemäß (vividha), auszuüben; iſt dieſes geſchehen, ſo müſſen die Wirkungen, die ihm in den heiligen Schriften zugeſchrieben werden, nothwendig eintreten. Ein Act dieſer Art, welcher nicht den Vorſchriften der Veden conform zu Ende geführt wird, kann nie verdienſtlich ſein. Die Schule nimmt zu dieſem Zweck ein unſichtbares geiſtiges Fortwirken des Werkes an, wodurch es die ihm entſprechende Wirkung hervorruft. Auch dieſe Annahme iſt ſo unphiloſophiſch, daß wir ſie faſt für ein Axiom des Volksglaubens gradezu nehmen dürfen.

Die guten Werke werden in ſolche geſchieden, welche nur empfohlen ſind, ohne ſtreng befohlen zu ſein, z. B. Tempel bauen, Brunnen graben ꝛc., und in ſolche, deren Vernachläſſigung dem Vernachläſſiger eine Sünde zuzieht; dieſe letzteren heißen dharma (ungefähr δικαιοσύνη im neuen Teſtamente). Dieſe ſind entweder beſtändige (nitja), die an beſtimmten Stunden, Tagen geübt werden müſſen, oder ſolche, die ſich an beſtimmte Gelegenheiten knüpfen (naimittika), z. B. Ceremonien bei Heirathen ꝛc.

In Beziehung auf die vier Kaſten, in welche das indiſche Volk zerfällt, Brahmanen (Prieſter), Kshatrijas (Krieger), Vaiçjâs (Nährſtand) und Çûdrâs (dienende Claſſe), iſt zu bemerken, daß die jeder der Kaſte vorgeſchriebenen Religionshandlungen nicht dieſelben ſind. Grundgeſetz im Brahmathum iſt hier, daß jeder ſich auf die Pflichten ſeiner Kaſte beſchränke, und ſich nicht anmaße, die Pflichten einer höheren Kaſte auszuüben zu wollen. Die Manifeſtationen des religiöſen Lebens ſind ganz unter Aufſicht der Brahmanen geſtellt. Dies war aber ſchwerlich von jeher ſo, ſondern auch in Indien zeigen ſich Spuren, daß einſt die kshatrijâs, oder wenigſtens die aus ihnen hervorgegangenen Könige, eine thätigere Rolle in Beziehung darauf ſpielten. Die abſolute Fixirung der jetzigen Ordnung in dieſer Beziehung iſt ſchwerlich viel älter, als die von uns wahrſcheinlich gemachte Periode der Regeneration des Brahmathums. Dieſe Ordnung

33) Mânavadharmaçâstr. XII, 3. Die dem Geiſt oder Wort oder Körper entſprungene Handlung trägt glückliche oder unglückliche Frucht in ſich: der Handlung entſpringen der Menſchen oberſte, mittlere oder unterſte Wanderungen (der Seele).

ſtellt die drei andern Kaſten in Bezug auf Religion ganz unter die Vormundſchaft der Brahmanen; nur was durch deren Hände dargebracht wird, iſt den Göttern angenehm. Denn ſie ſind in der Stufenfolge der Exiſtenzen diejenigen Geſchöpfe, welche den Göttern am nächſten und an der Spitze der Menſchen ſtehen. Dieſe Stellung macht ſie zu Vermittlern zwiſchen dieſen und jenen. Die religiöſen Pflichten der drei auf ſie folgenden Kaſten ſind: den Brahmanen zu gehorchen und ſich ihrer Waltung in allem, was ſich auf Religion bezieht, zu bedienen, ihnen Almoſen zu geben, ſie zu ehren, zu ſchützen, und ihnen die Sorge zu überlaſſen, die himmliſchen Segnungen dem Volke zu gewinnen. Das höchſte Verbrechen für ſie iſt, einen Brahmanen zu mishandeln, oder gar zu tödten.

Dem Brahmanen ſind fünf tägliche Religionswerke zur Pflicht gemacht, welche zuſammengefaßt mahâjag'nas heißen: die Principalverehrung, gleichſam die fünf Sacramente, wie ſie Colebrooke nannte [34]). Dieſe ſind 1) Studium der Veden zur Ehre der Weiſen brahmajag'nas, auch ahuta (nicht geopfert) genannt; 2) Opfer nach Vorſchrift zur Ehre der Götter (huta, geopfertes) genannt; 3) Übung der Todtenfeier (çraddha, Gehorſam, von çrat, altes Particip von çri, hören, und dhâ, ſetzen (au-di-o), welches zur Weiterformation von Wurzeln dient) zur Ehre der Manen (prâsita genannt, gut gegeſſen); 4) Darbringung des Bali zur Ehre der Geiſter (prahuta, gut geopfert); 5) Gaſtopfer zur Ehre der Menſchen (brâhmja-huta genannt).

Wenden wir uns jetzt zu den Hauptcultushandlungen. Zunächſt bieten ſchon die Veden Gebete für jedwede Gelegenheit dar. Sie werden mit dumpfer Stimme gemurmelt; denn ſie ſollen eigentlich nur im Geiſte (manasâ) geſprochen werden, daher ihr gewöhnlicher Name mantra (von man, denken). Jedoch wird auch die laute Anrufung der Götter für dienlich gehalten; dieſe beſchränkt ſich faſt nur auf den oder die vielen Namen der Götter, zu deren Abrufung man ſogar Papageien dreſſirt, und, um ſie nicht zu vergeſſen, bedient man ſich der Betſchnur, einer Art Roſenkranz. In jedem Hauſe faſt wird eine Schutzgottheit angebetet [35]), für deren Dienſt in mehren Familien ein Hausprieſter gehalten wird, der den Gottesdienſt verwaltet, wobei alle zum Gebet erſcheinen.

Unzählig ſind die Reinigungen, welche dem Inder zur Pflicht gemacht werden. Bei jedem Tempel iſt daher ein zu dieſem Zwecke beſtimmter Teich (tîrtha); heiliger iſt jedoch die Reinigung in dem Ganges, insbeſondere an den fünf Orten, wo er ſich mit andern Strömen vereinigt (prajâgas); der heiligſte dieſer Zuſammenflüſſe iſt der bei Allahabad, wo ſich der Ganges mit der Jamuna und der indiſchen Annahme nach mit der Sarasvatî verbindet. Die übrigen Prajâgâs heißen Deva-, Rudra-, Carn'a- und Nandaprajâga [36]). Jedem Gebet geht eigentlich eine Waſchung vorher, die jedoch bisweilen nur auf den Mund beſchränkt wird.

Die wichtigſte Cultushandlung bilden die Opfer. Der indiſche Glaube denkt ſich die Götter und Menſchen ſeit beider Schöpfung in einer von einander abhängigen Beziehung, welche durch Opfer vermittelt wird. Die Götter leben von den Opfern, welche ihnen die Menſchen darbringen, und die Menſchen könnten nicht beſtehen, ohne die durch die Opfer zu erlangenden Geſchenke der Götter. Ebenſo können die Manen nicht ſelig ſein, wenn ihre Nachkommen nicht die Todtenopfer verrichten. Daher iſt auch die Sorge für Nachkommenſchaft ein ſo weſentlicher Theil des Brahmaniſchen Lebens.

Das Opfer iſt eins der bedeutendſten Elemente des religiöſen Lebens der Inder und findet bei unzähligen Gelegenheiten Statt [37]). Sie dienen zur Sühnung von Sünden, Verehrung der Götter und Erlangung von Wünſchen, welche, nach der indiſchen Theorie von der Wirkſamkeit der Werke bei fehlloſer Darbringung, nothwendig gewährt werden müſſen. Mit Opfern werden ſämmtliche Götter, und ebenſo die Elemente und Planeten, beſeelte, und unbeſeelte Geſchöpfe und Symbole der Kunſt bedient. Die Opfer ſind ſowol blutige als unblutige; nach der Natur oder Anſchauung des dadurch zu verehrenden Gegenſtandes mag die Anwendung beider Arten ſchon ſeit ſehr alter Zeit geſchieden ſein. Bei den beiden Hauptabtheilungen des Brahmathums ſetzte ſich die Scheidung nach und nach feſt; in dem Viſchnuismus, dem milden, wohlwollenden, herrſchen unblutige, in dem Sivaismus blutige Opfer. Im Sivaismus wird die ſchreckliche Göttin Kali mit einer Menge Thier- und ſelbſt Menſchenopfern verehrt. Doch iſt die Darbringung von Menſchenopfern ſo ſehr beſchränkt, daß ſie wol nur höchſt ſelten ſtattfinden konnte. Kranke, böſe, unreine, Tſchandalâ (niedrigſte Volksclaſſe), nicht mannbare, Brahmanen, Könige, Nachkommen der Könige, Beſieger von Feinden, Nachkommen von Kſhatrijas, Gelehrte, Brüder, Großvater und Onkel des Opferers, kinderloſe und endlich die, welche damit nicht einverſtanden ſind, dürfen nicht geopfert werden. Daß eine blutdürſtige, religiöſe Aufregung trotz aller dieſer Beſchränkungen Mittel gefunden habe, das durch heilige Ausſprüche irregeleitete religiöſe Bedürfniß zu befriedigen, verſteht ſich von ſelbſt. Doch bildete das, im Ganzen ſo milde, Naturell der Inder einen Damm dagegen, ſodaß ſelbſt in den heiligen Schriften der Gebrauch angeführt wird, ſtatt lebendiger Geſchöpfe, und insbeſondere Menſchen, Modelle derſelben, von Butter und Mehl geformt, darzubringen. Doch beſteht als feſte Norm, daß der Menſch nichts genießen ſolle, ohne vorher den Göttern dargebracht zu haben. Von den blutigen Opfern gilt in den großen Epopöen für das bedeutendſte das Roßopfer (açvamêdh'a).

---

34) In der für dieſen ganzen Abſchnitt ſo ſehr wichtigen Abhandlung: On the religious ceremonies of the Hindus and of the Brahmanes especially in As. Res. V, 245. VII, 232. 35) *Wilson*, Specim. of the Hindu Th. I, 19. 36) Vgl. *Hamilton*, Description of Hindustan. I, 300. Ritter, Aſien. II, 912. 1019.

37) Vgl. für das Folgende: De sacrificio Religionis Indo-Brahmanicae. Dissertatio quam — subjecit *Michael Nielsen Schmidth* (Havniae 1828).

Digitized by Google

Das dazu verwandte Roß mußte, wo möglich, weiß ſein. Auch ein Elefantenopfer wird erwähnt. Beide Opfer ſind aber ſo umfangreich und mit einem ſolchen Aufwande verknüpft, daß ſie nur ſelten vorkommen konnten. Jenes erwirbt die Herrſchaft über die ganze Welt [38]). Die zu opfernden Thiere müſſen zu der Claſſe gehören, welche die ſymboliſch-volksthümliche Anſchauung der Natur für reine erklärt. Die unblutigen Opfer ſind Libationen von Waſſer, Milch, Öl, zerlaſſener Butter, Früchte, Blumen ꝛc. Dieſe werden auch in mehrfachen Zuſammenſetzungen vereint dargebracht. Die bei Opfern vorkommenden Ceremonien ſind Reinigungen, Heiligung des Ortes, des Feuers und der Opferwerkzeuge, Proceſſion um das Opferfeuer, Sprengen von Waſſer, oder Glockenton, um die böſen Geiſter zu verſcheuchen, Einladung der Gottheit und Entlaſſung derſelben nach Vollendung des Opfers, Anordnung der heiligen Kräuter, Herſagen der verſchiedenen, dem Zwecke des Opfers dienlichen, Gebete und Formeln, ſchweigendes In-Sinn-Nehmen und Durchdenken des heiligen Wortes ôm (das heißt eigentlich dieſes, und iſt die Bezeichnung des Alls in ſeiner Einheit), Einhaltung des Athems, Kniebeugung, Trinken von Waſſer und Saft der Somapflanze, Ausrufung von myſtiſchen Namen; in den Tempeln und an Feſttagen kommen dazu: Anzündung von Lampen und Sang und Tanz von Jungfrauen; bei blutigen Opfern findet auch eine Anrufung des Opfers, ſowie des Opferbeils, ſtatt, und anderes der Art. Alle dieſe Dinge müſſen mit ängſtlich genauer Sorgfalt, der Vorſchrift gemäß, beſorgt werden. Der geringſte Verſtoß hebt die ganze Wirkſamkeit des Actes auf. Die durch die Opfer erzielten Wünſche ſind höchſt verſchiedener Art, Kinder, Ruhm, Herrſchaft ꝛc. Nach der allgemeinen Theorie vom Zuſammenhange zwiſchen den Werken und ihren Folgen werden ſie als Mittel betrachtet, die Götter zu zwingen, das Verlangte zu gewähren, oder überhaupt Verwilligungen zu machen, welche im Verhältniß zu den Werken ſtehen. Religiöſe Werke, welche verdienſtlich ſind, und von Einfluß für die Geſtaltung der Exiſtenz, ſind ferner Pilgerſchaften nach den durch den Volksglauben geheiligten Orten. Als ſolche werden außer einer Menge heiliger Tempel insbeſondere die Höhen des Himalaya, welche ſich den Quellen des Ganges nähern, betrachtet, und überhaupt die Gegend um die heiligen Seen. Durch die grauenvollſten Schnee- und Eisfelder winden ſich die Pilger betend aufwärts, um die heilige Ganga aus einem Orte, Kuhmaul (gômukha) genannt, hervorſtürzen zu ſehen. Die meiſten können die Schwierigkeiten dieſer Pilgerreiſe nicht ertragen, aber glücklich werden die geſchätzt, welche der Tod in dieſem Werke dahinraffte.

Aus der indiſchen Anſchauung des Verhältniſſes der Werke zu den Zuſtänden der Menſchen, und umgekehrt, entwickelt ſich die Lehre von der Sühnung der Sünden durch die Andacht und Selbſtpeinigung. Der Glaube, daß tugendhaften Werken Belohnung, laſterhaften Strafe folgt, tritt im indiſchen Leben ſchon zu dem craſſen Axiom über, welches man wol nicht leicht aus irgend einem Volksglauben entfernen könnte, daß moraliſche und phyſiſche Leiden Folge von begangenen Sünden ſind, mögen ſie nun in dieſem oder einem vorhergegangenen Leben vollbracht ſein. Auf einer höheren oder niederen Stufe der Geſchöpfe (Götter, Menſchen, und niedere Geſchöpfe unter den Menſchen, als arja oder mlek'kh'a, Nicht-Inder, oder unter den arjâs, Brahmane, Kſchatrija, Vaiſſja oder Sudra ꝛc.) zu exiſtiren, iſt die Folge der Verdienſte oder Fehler, welche in einem früheren Zuſtande geübt ſind. So iſt denn die Aufgabe jedes Zuſtandes, ſich einen höheren zu erwerben, und das Menſchenleben insbeſondere eine Laufbahn zur Buße und Sühnung, um ſich aus dieſem, vom göttlichen herabgeſunkenen, Zuſtande wieder in das Göttliche hinüber zu retten.

Jedes Verbrechen, jede Sünde, welche das Gewiſſen beunruhigt, erſcheint dem Menſchengeiſte, welchem zur Bildung ſeiner Begriffe nur ſein eigener geſelliger Zuſtand den Stoff darbietet, wie ein irgend einem Gegenſtande angethanes Leid. Dem Menſchengeiſte iſt aber als Gegenſatz gegen das Thun des Leides, als Sühnung deſſelben das Leiden deſſelben, die Idee der Wiedervergeltung angeboren. Indem er dieſe Idee auf jene Sünden überträgt, ſo ſcheinen ihm jene Sünden durch ſeine eigenen Leiden getilgt zu werden. Um nun die möglichſt größte Anzahl von Sünden, welche ihn in ſeinen jetzigen — von der erſehnten Vollkommenheit ſo entfernten — Zuſtand herabgeſtürzt zu haben ſcheint, zu tilgen, bedarf es nur der Häufung von Leiden. Daher iſt ſchon ſeit alter Zeit in Indien nichts häufiger, als die Sitte und die Anzahl der Selbſtpeiniger, der freiwilligen Büßung. Dieſe heißt tapas (eigentlich Hitze), und der ſich ihr unterzieht, tapasvî oder çramanas, ein Duldender. Dieſe Büßungen, indem ſie Sünden tilgen, werden als verdienſtliche Werke angeſehen. Sie erwerben ſtets ein Verdienſt; ſo lange dieſem noch ein Fehler gegenüberſteht, werden ſie nur dieſen aufheben. Werden ſie aber ſtets fortgeſetzt, ſo entſteht ein Überſchuß von Verdienſt. Dieſen können, nach mythiſcher Anſchauung, die Götter, Menſchen ꝛc., ſo anhäufen, daß — wenn ſie, man möchte ſagen, dieſe Zinſen ihrer Buße eincaſſiren und in baares Geld verwandeln wollen — ihre Schuldner, die Götter und die ganze Welt ſich in ihrer Macht befinden. Die Götter können ihnen kein Verlangen verweigern, wenn ihr tapas bis zu einer der Foderung angemeſſenen Höhe getrieben iſt — und befinden ſich oft in der größten Verlegenheit, wie ſie es zu bewirken haben, daß der Gebrauch der ſo erworbenen Macht, von der ſie wiſſen, daß ſie der, welcher ſie ihnen abgepreßt hat, nur zum Schaden der Welt geltend machen will, auf irgend eine Weiſe, etwa zeitlich oder ſonſt wie, beſchränkt werde. Denn auch hier gilt der allgemeine Grundſatz, daß das Werk an und für ſich ſeine Folgen in ſich trage, und die Abſicht des tapasvî geht keinen Gott etwas an. Um ſich aus ſolcher Noth zu retten, nimmt denn der höchſte Gott zu allen Arten von Spitzfündigkeiten ſeine Zuflucht,

38) Vgl. außer dem bei Bohlen erwähnten eine Schilderung deſſelben in *Dubois*, Exposé des quelques-uns u. ſ. w. p. 1 fg.



Digitized by Google

in denen man oft Räthſelaufgaben mit ihren Löſungen ſehen möchte.

Schon in den älteſten indiſchen Epopöen und bei den alten Schriftſtellern des Occidents werden viele der Bußübungen aus dieſer Claſſe der freiwilligen Buße erwähnt, welche noch heutiges Tages durch ganz Vorderindien im Gebrauche ſind. Jetzt, wie damals, ſind ſie ein Mittel ſich die höchſte gottähnliche Ehrfurcht bei dem thörigen Geſchlechte der Weſen zu erwecken, welches man das vernunftbegabte nennt. Daß ſich andere von den Folgen, welche die Mythen dieſen Übungen zuſchreiben, noch heute zeigten, iſt uns nicht bekannt.

Eine der häufigſten Bußübungen iſt, mit erhobenen Armen zwiſchen vier Feuern zu ſitzen, während die Sonne über dem Scheitel brennt, im Winter in kaltem Waſſer liegen, auf den Spitzen der Zehen ſtehen, von Waſſer und verdorrtem Laub leben, unbeweglich ſtehen, den Körper mit Ameiſenhaufen bedeckt, während ſtachlige Schlingpflanzen den Nacken umranken und verwunden, und Vogelneſter ſorglos auf den Schultern angebaut ſind. Manche dieſer Selbſtpeinigungen ſollen erſt aufhören, wenn in Folge derſelben Tod eintritt, z. B. prajopaveça, wo man in einer Stellung verharrt, ohne Speiſe zu ſich zu nehmen, bis man verhungert iſt. Auch die Selbſtverbrennung, welche ebenfalls ſchon unter den Alten bekannt war, mag man hierher rechnen. Jetzt ertränken ſich viele, manche laſſen ſich lebendig begraben, andere werfen ſich unter die Räder der Wagen, auf welchen manche der indiſchen Götter bei den Proceſſionen umhergefahren werden; in allen dieſen Fällen glaubt man ſich augenblicklichen Eingang in das Paradies zu erwerben.

Allein dieſe Büßungen finden auch noch von einer andern Seite her eine Heiligung, und indem ſie ſich mit dieſer mehr oder weniger durchdringen, führen ſie zu der eigenthümlichen Manifeſtation des religiöſen Lebens in Indien, welche mit dem Mönchsleben einige Ähnlichkeit hat.

Neben dem Syſteme der Werke ſteht, wie ſchon bemerkt, das Syſtem der Erkenntniß. Das Streben nach Erkenntniß des Göttlichen innerhalb des Kreiſes des Brahmathums mag ſich in verſchiedenen Stufenfolgen manifeſtirt haben. Die Art und Weiſe, wie man dazu zu gelangen glaubte, mag aber ſchwerlich ſehr verſchieden von einander geweſen ſein. Die Vedanta-Philoſophie, welche die Veden als Quelle dieſer Erkenntniß betrachtet, ſpricht als Endziel derſelben und als höchſte Seligkeit aus: Daß die Finſterniß der Unwiſſenheit und der Täuſchung, welche die Seele umdunkelt, zerſtreut werde, und die Seele zum wahren Bewußtſein ihrer ſelbſt gelange, und ihrer göttlichen Weſenheit. Dann erkennt ſie, daß alles in Gott iſt und Gott in allem, und daß es eine beklagenswerthe Täuſchung ſei, zu glauben, daß irgend etwas außer Gott exiſtire; ſie weiß alsdann, daß ſie ſelbſt Gott iſt, und ſieht ſich ſelbſt in allen Weſen; ſie fürchtet nicht mehr, ſie wünſcht nicht mehr, hofft nicht, haßt nicht mehr; obgleich noch zurückgehalten in der körperlichen Hülle, ſo lebt ſie doch darin, als ob ſie nicht mehr darin wäre. Leben und Tod ſind nichts mehr für ſie; ſie iſt vollſtändig frei; ſie hat das höchſte Glück, die Befreiung, môksha, erreicht, welche das letzte Ziel der Bemühungen des Weiſen ſein muß.

Die Vedanta-Philoſophie, welche dieſe Lehre von der Vereinigung mit Gott (jôga, Verbindung) insbeſondere ſyſtematiſch entwickelt hat, iſt zugleich getränkt von volksthümlichen Anſchauungen, welche gewißlich älter ſind, als das Vedânta-Syſtem. Dieſe treten z. B. bei der Eintheilung des môkshas in drei Arten insbeſondere auf. Die erſte iſt die Befreiung im Leben. Dieſe gibt dem, welcher ſie erreicht hat, Antheil an dem göttlichen Wiſſen und der göttlichen Macht. Die Seele ſieht alles durch unmittelbare Anſchauung, ohne daß ſie der Hilfe der Sinne oder des Denkens bedürfe; ſie kennt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; ihre Worte ſind göttliche Offenbarungen. Durch die Macht des Gedankens kann ſie jedweden Körper annehmen, ſich von einem Orte zum andern begeben, Todte hervorrufen, zerſtören, ſchaffen, Wunder thun, die Götter entthronen, kurz die durch jôga erkannte Gottheit ihrer ſelbſt durch Anwendung jedes der Gottheit zugeſprochenen Attributes bethätigen. Dieſe Anſicht über die Wirkung des jôga eines Lebenden waltet in den epiſchen Gedichten vor, und noch jetzt im Volksglauben. Das mânavadharmaçâstram ſpricht dieſen Zuſtand den alten Weiſen (rishis) zu, ohne anzugeben, daß die Erreichung deſſelben noch möglich ſei. Die Bhagavadgîtâ erkennt dem vollkommenen Weiſen nur eine unbegrenzte Macht über ſeine eigene Seele zu, nicht aber über die äußere Welt. Die vollſtändige Identification mit der Gottheit erlangt er nach ihr erſt nach Auflöſung des Körpers.

Die Befreiung nach dem Tode iſt zwiefach. Die Seelen, welche nicht den höchſten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, kommen in Brahmâ's Himmel (svarga), wo ſie eines unendlich höheren Glückes, als in dem Paradieſe des Indra's genießen (die älteren indiſchen Anſchauungen ſcheinen die Paradieſe des Visnus und Sivas noch nicht zu kennen; dieſe ſpielen erſt in den Puranen und weiter eine bedeutende Rolle). Aus dieſem Himmel des Brahma kehren die Seelen nach Verlauf einer beſtimmten Zeit zu neuer Prüfungsexiſtenz zurück. Die andere und höchſte Stufe iſt das vollſtändige Aufgehen in der Gottheit, das nirvân'am, Verwehung. Die Seele geht alsdann ganz in der unendlichen Seele (âtma) auf, und iſt frei von jeder neuen Exiſtenz, im Beſitze der ewigen Seligkeit.

Derjenige, welcher dieſe Verbindung (jôgas) zu erreichen ſtrebt, iſt jôgî genannt. Das Mittel, um dieſes Ziel zu erreichen, iſt die Erkenntniß der Seele ſelbſt; denn dieſe iſt Gott. Hat man ſich ihres Weſens bemächtigt, ſich deſſelben — als eines göttlichen wieder mit Energie erinnert — ſo hat man die Identität der Seele und Gottes erkannt; in dieſem Moment iſt man in Gott aufgegangen. So iſt die Erkenntniß (g'nânam) die einzige Staffel zur Vollendung. „Wenn der Weiſe,“ heißt es in der Mundakôpaniſhad, „das allgegenwärtige Weſen, die ewige Urſache erkennt, dann wird er, ausgebend alle Folgen guter und böſer Werke, vollkommen, und gewinnt die vollkommene Aufgehung. Der Weiſe, wel-

Digitized by Google

cher erkannt hat, daß Gott in allen Geſchöpfen exiſtirt, vergißt jeden Gedanken der Zweiheit (des Gegenſatzes); er weiß, daß es nur eine wahrhafte Exiſtenz gibt, welche Gott iſt. Dann richtet er all ſeine Sinne auf Gott allein; den Urſprung des Bewußtſeins ſeiner ſelbſt; auf ihn concentrirt er ſeine ganze Liebe, indem er ſeinen Geiſt von allen weltlichen Gegenſtänden abzieht, durch eine ſtete Richtung der Seele auf Gott; eine Exiſtenz, welche ſo ganz Gott ergeben iſt, gilt für die vollkommenſte unter den Verehrern der Gottheit."

Aber dieſe Erkenntniß iſt weſentlich eine Inhärenz der Seele ſelbſt. Sie kann nicht die Frucht der Verſtandesfähigkeit ſein; denn dieſe iſt nur eine Vermittlerin zwiſchen der Seele und der materiellen Welt. Ebenſo wenig iſt ſie die Frucht der Erfahrung; denn ſie gewinnt die Erkenntniß des Gottes, und Gott iſt nicht ſinnlich begreifbar. Selbſt die Offenbarung der Veden gewährt ſie nicht; denn iſt ſie gleich in den Upaniſhads enthalten, ſo erkennt ſie doch nicht der darin, welcher ſie nicht ſchon in ſich ſelbſt erkannt hat, und für den, welcher ſie in ſich erkannt hat, ſind die Veden überflüſſig.

Sie iſt alſo weſentlich das Ergebniß einer Anſchauung, oder, wenn man will, der Verklärung des Selbſtbewußtſeins, und die Veden geben nur äußere Mittel an die Hand, wie man dieſe fördern, oder — um eine neuere Terminologie zu gebrauchen, welche hier um ſo paſſender iſt, da dieſe neuere Entwickelung einige Ähnlichkeit mit jener hat, zum Durchbruch führen kann.

Zunächſt — da die Wiſſenſchaft Gottes in der Seele lebt, aber durch äußere Einflüſſe verdunkelt iſt — müſſen dieſe letzteren weggeräumt werden. Dieſe äußeren Einflüſſe erſcheinen in den beiden unteren Kategorien tamas, Finſterniß, als Quelle der Unwiſſenheit, und rag'as, als Quelle der Wünſche, Affecte ꝛc., kurz der Täuſchung, welche den Menſchen an die vergänglichen Dinge knüpft. Über dieſe muß man ſich zunächſt erheben, um zum Wiſſen zu gelangen. Daher iſt es nothwendig, die Sinnlichkeit zu unterjochen, Wünſche und Leidenſchaften, ſelbſt die Gedanken, zu bändigen, ſich über jede Hoffnung und Furcht zu erheben, jedem aus Intereſſe oder Selbſtſucht hervorgehenden Beweggrund zu entſagen, und ſich ſo zu jener Stufe der Gleichgültigkeit gegen alles Weltliche, Leid, Freude ꝛc., zu erheben, daß dieſes auf die Thätigkeit, das Leben der Seele auch nicht den geringſten Einfluß mehr ausübt. „Wer unerſchütterlich im Schmerz iſt," heißt es in der Bhagavadgîtâ, „ohne Wunſch in der Freude, ohne Anhänglichkeit an etwas, ohne Furcht, ohne Zorn, der iſt ein munis;" dieſes Wort verbinden die Inder wol mit Recht mit der Wurzel man, denken, ſodaß es ein Denkender heißt. Die primäre Wurzelform von man iſt das auch von den Indern angeführte mnâ, und ähnlich, wie ſich muni zu mnâ verhält, verhält ſich das prakritiſche dhuma zu der Wurzel dhmâ, blaſen, athmen, und gibt uns zugleich Aufſchluß über das ganz ebenſo daraus entſtandene griechiſche θυμ-ός, eigentlich der Athmer. In allen dieſen Fällen iſt das den Labialen verwandte u durch die Nähe des m herbeigezogen. Andere Namen für ihn ſind g'itêndrijas, der die Sinne bewältigt hat, asaktas, der keine Anhänglichkeit (an irgend etwas) hat; sannjâsî, der alles (Weltliche) von ſich geworfen hat; jati, der Sinnbändiger; g'inas, der Sieger ꝛc. Dieſe Stufe iſt jedoch erſt das negative Mittel, um zum Ziele zu gelangen; es räumt erſt die Hinderniſſe weg. Die zweite Stufe zur Vermittelung der Erkenntniß beſteht in der ſteten Richtung aller Elemente der Seele auf die Allſeele. Dieſe Stufe heißt jôgas insbeſondere, und der ſich dieſer Contemplation widmende juktas (Verbundener) oder jôgî. Doch iſt letzteres Wort im weitern Sinne Bezeichnung aller, welche ſich der aus dieſem Streben hervorgehenden Lebensweiſe widmen. In dieſer Thätigkeit hat die Seele, welche in der frühern Stufe alle ihre Energie von ihr fremden, das heißt nicht mit ihr identiſchen, Gegenſtänden abgezogen hat, dieſe nun ganz und allein auf die Betrachtung ihrer ſelbſt, das iſt des höchſten Weſens, welches mit ihr identiſch iſt, gerichtet. Die Seele wendet ſich in ſich ſelbſt zurück und verſenkt ſich in die Betrachtung der Allſeele, dann tritt eine unmittelbare Anſchauung aller Dinge hervor, das Reſultat des jôgas, welche dhjânam (Contemplation von der Wurzelform dhjai, welche aus adhi und der vriddhirten Form der Wurzel i, gehen, ai gebildet iſt, und wie adhigam eigentlich geiſtige Durchgehung, Durchdringung bezeichnet), oder g'nânam (Erkenntniß) heißt. Dieſer ſo herbeizuführende Zuſtand iſt augenſcheinlich ein exaltirter, der in manchen Beziehungen mit dem ſogenannten Hellſehen verwandt ſein mag[39]). Dieſer Zuſtand iſt nicht durch Studium oder Verſtandesthätigkeit zu erlangen. Studium der Veden und der Unterricht eines Lehrers, welcher ſchon zu dieſer Stufe der Vollkommenheit gelangt iſt, werden als vorbereitende Mittel empfohlen. Die wahrhaft hilfreichen Mittel, um zu dieſem Ziele zu gelangen, bietet das tapas, die Bußübungen, dar.

Hier trifft nun die höhere Entfaltung des religiöſen Lebens der Inder im Brahmathum mit der niedern in einer und derſelben Manifeſtation zuſammen, wenn ſie gleich von Principien ausgehen, welche im Religionsbewußtſein von einander geſchieden ſind und auf ganz andern Anſchauungen beruhen, und dies iſt es eben, was dem Brahmathum ſeine Herrſchaft in Indien verſchafft, geſichert hat, und vielleicht noch auf lange hin ſichern wird. Den höchſten, wie den niedrigſten Anſchauungen genügend, verflicht es die Manifeſtation derſelben in eine Verbindung, welche ſie wie Ausflüſſe derſelben Anſchauung auftreten läßt, und daher eine Trennung ſchwer macht. So hält ſich die eine Seite des Gebäudes durch die andere, und hat in ſeiner edelſten und verabſcheuenswertheſten Form ſchon mehr als zwei Jahrtauſende überdauert.

Das tapas, wie es aus der niedern Anſchauung vom Werthe und Verdienſte der Werke hervortrat, iſt ſeiner Äußerung nach gleich, ſeinem Grunde nach weſentlich verſchieden von dem tapas, welches aus dem Streben nach dem

39) Vgl. die Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte von Karl Joſeph Hieronymus Windiſchmann (Bonn 1832) I, 3, 989 fg.

jôgas hervorgeht. Hier erſcheinen die Bußübungen nur im Lichte aſketiſcher Übungen, durch welche der Menſch jene zur Erreichung des jôgas nothwendige Herrſchaft über ſeine Sinne und Gedanken erringt. Sündenreinigung tritt durch jene Bändigung der Sinne und Gedanken zwar von ſelbſt ein, ſie iſt aber nicht — wie vielfach bei jenen — das letzte Ziel. So ſind denn auch die durch dieſes tapas errungenen Verwilligungen (Gnadengaben) nicht jene vergänglichen — denn das Aufgeben jedes Wunſches nach dieſen iſt ja Hauptbedingung jedes Jogaſtrebens — wie ſie das Reſultat jenes werkhaften tapas ſind, ſondern es iſt die ſelbſterrungene höchſte Seligkeit, die wahre Unſterblichkeit, die Vereinigung mit der Gottheit, welche alle die ſtrengſten Büßungen, ſo ſie in ſelbſtſüchtigen Zwecken unternommen ſind, auch nach der mythiſchen Volksanſchauung nicht zu gewähren vermögen. So fodern Sundas und Upaſundas, nachdem ſie durch die ſtrengſten Bußübungen Brahmâ zur Gewährung ihres Verlangens genöthigt, die Unſterblichkeit; allein dieſer antwortet:

> Nur Unſterblichkeit nicht, ſonſt iſt jedes Begehren euch gewährt.
> Wählet anderes und Todweiſe, die Unſterblichen gleich euch macht.
> „Herrſchen wollen wir," ſo denkend, übtet Buße ihr, ſchreckliche,
> Aus dieſem Grunde wird eben Unſterblichkeit euch nicht gewährt [40]).

Ähnliche Beiſpiele finden ſich vielfach.

Die Bußübungen, welche die Weiſen zur Erreichung jenes höheren Zweckes ſich auflegen, ſind im Allgemeinen völlig identiſch mit denen, welche aus der gewöhnlichen (vulgären) Anſchauung ſich entwickelt haben. Allein die Bhagavadgitâ, welche hier auf der, im Sinne des Brahmathums höchſten, Stufe ſeines Entwickelungsproceſſes ſteht, verdammt nicht blos alle aus Selbſtſucht übernommenen Bußübungen, ſondern ſelbſt alle die Übungen, welche zu jenen höheren Zwecken übernommen ſind, ſobald ſie in das Blutiggrauſame übergehen. Tapas beſchränkt ſie einzig auf die moraliſche Willenskraft, jeden Einfluß von Freude oder Leid auf die Seele aufzuheben. Die Wiſſenſchaft ſelbſt und die Mühe, die man ſich gibt, ſie zu erlangen, ſind das tapas. Ja das Mânavadharmaçaſtram faßt den Begriff des tapas ſo, daß er in Beziehung auf die vier Kaſten die einer jeden derſelben zugewieſene Verpflichtung bezeichne. Tapas der Brahmanen iſt Wiſſenſchaft; der Kshatrijâs Beſchützung; der Vaiçjâs induſtrielle Thätigkeit; der Çûdrâs Knechtſchaft.

Außer den Bußübungen, welche zur Erreichung jener Gleichgültigkeit führen, lehrt das Vedanta-Syſtem auch noch aſketiſche Mittel, um die Seele auf ſich ſelbſt zu concentriren. Sie beſtehen in beſtimmten Körperlagen und Ausſprechen von Formeln ꝛc. Die Bhagavadgitâ ſchreibt zu dieſem Zwecke vor: Aufenthalt in der Einſamkeit, Sitzen auf einem mittelhohen Seſſel, Unbeweglichkeit aller Theile des Körpers, unausgeſetztes Blicken auf die eigene Naſenſpitze ꝛc. Viele andere dazu dienende Mittel geben die Upaniſchaden an. Das Meiſte kommt auf die Behandlung des Athems an, und es werden in dieſer Beziehung die minutiöſeſten Vorſchriften gegeben, um das öftere Athmen zu vermeiden.

So erreicht denn der Weiſe den Grad der Vollkommenheit, wo er ſeine Seele als identiſch mit der Weltſeele erkennt. Die nächſte Folge in Beziehung auf das Leben iſt, daß — da er alle Geſchöpfe als Theile ſeines eigenen Weſens, welches identiſch iſt mit dem höchſten, erkennt — er von Wohlwollen für alle durchdrungen wird, von Mitleid für ihre Leiden. „Der, welcher das Weltall im höchſten Weſen erkennt und das höchſte Weſen im Weltall, fühlt keine Verachtung für irgend ein Geſchöpf," heißt es in einer Upaniſhad. Daraus fließt denn das Streben des Weiſen, keinem Weſen Furcht einzuflößen, oder gar irgend eines zu verletzen. In ſeiner ganzen Lebensweiſe muß ſich das höchſte Wohlwollen gegen jegliche Creatur zu erkennen geben. Gaſtlichkeit gegen Menſchen, zarteſte Rückſicht für die Thiere werden als heiligſte Verpflichtung betrachtet. Der, welcher ſich der Contemplation widmet, darf kein Thier tödten und nichts von einem getödteten Thiere genießen. Dieſer Grundſatz und die damit verknüpfte Enthaltung von Fleiſch hat ſich auch bei denen verbreitet, welche das tapas nicht zum höheren Zweck üben, und gilt überhaupt für verdienſtlich. Die Scheu vor der Tödtung von Lebendigem überhaupt aber trug wol nicht wenig dazu bei, daß das Darbringen von blutigen Opfern in Indien ſo ſehr vermindert ward. Die zarte Rückſicht gegen Thiere endlich führte die Einrichtung von reich dotirten Hoſpitälern für kranke Thiere in Indien ein, welche wir etwa um 250 v. Chr. zuerſt erwähnt und noch jetzt in Gebrauch finden.

Dieſes Jogaſtreben [41]), ſo ſehr es einen Gegenſatz gegen die Volksreligion bildet, leugnet ſie doch keineswegs. Ihre Anſchauungen ſind nur untergeordnete Stufen. „Die, deren Erkenntniß durch die verſchiedenen Begehren getrübt wird," heißt es in der Bhagavadgitâ, „wenden ſich an andere Götter (als das einzige Weſen); ſie folgen der oder jener Vorſchrift, dazu getrieben durch ihre eigene Natur. Wer mit redlichem Glauben irgend einen Körper verehrt, erhält von mir unfehlbar den Gegenſtand ſeines Glaubens. Sucht er feſt in ſeinem Glauben, durch ſeine Mittel, dieſe oder jene Gnadengabe, ſo werde ich ihm den Gegenſtand ſeiner Wünſche bewilligen. Aber dieſe Früchte, geſucht von den Menſchen, welche wenig Erkenntniß gewonnen haben, ſind in ihrer Dauer beſchränkt. Die Verehrer der Götter kommen zu den Göttern; die Unwiſſenden halten mich für ſichtbar, während ich der Unſichtbare bin; ſie kennen nicht meine höhere unvergängliche Natur! An einer andern Stelle heißt es noch deutlicher: „Die, welche mit Redlichkeit die Devâs (Götter) verehren, verehren auch mich, aber nicht in wahrhafter Weiſe. Ich genieße ihr Opfer; ich bin der Herr, zu welchem alle ihre religiöſen Werke gelangen; aber ſie kennen mich nicht wahrhaftiglich; darum ſinken ſie zurück in die Welt der Sterblichen. Die Verehrer der Devas kommen zu den Devas; die der Manen der Vorfahren

40) Bopp, Ardſchuna's Reiſe zu Indra's Himmel, nebſt andern Epiſoden des Maha Bharata S. 38.

41) Vgl. auch Wilson in As. Res. XVII, 183.

zu den Manen; die, welche den Geiſtern opfern, zu den Geiſtern."

Man ſieht, wie ſich auch hier die Idee von der Stufenfolge der Exiſtenzen in Bezug auf Vollkommenheit in der Anſchauung und Beurtheilung der Religionsformen entfaltet, und zugleich erkennt man, welcher hohen Toleranz dieſes Brahmathum durch ſeine Krone — die Alleins-Lehre — fähig iſt.

So leugnet ſie denn die Götter nicht, ſondern betrachtet ſie als zwar über dem Menſchen ſtehende, aber doch noch in verſchiedenen Graden unvollkommene Weſen. Ebenſo wenig hebt ſie die Wirkungen der Werke auf; allein ſie leugnet die Möglichkeit, durch die Übung der Werke zur endlichen Befreiung zu gelangen. Daher werden ſie in Vergleich mit den Werken, welche dieſes Ziel im Auge haben, für ſehr verächtlich angeſehen. „Die Erkenntniß Gottes," heißt es in der Kathaka-Upaniſhad, „welche zum Aufgehen (in Gott) führt, und die Ceremonien, welche Genuß verſchaffen, ſind ganz verſchiedene Dinge. Der Menſch, welcher die erſtere wählt, iſt ſelig; der, welcher die Ceremonien wählt, iſt von der ewigen Seligkeit ausgeſchloſſen. Die Wiſſenſchaft und die Ceremonien bieten ſich den Menſchen dar; aber der, welcher die Wiſſenſchaft vorzieht und den Genuß verſchmäht, iſt mit Weisheit begabt; nicht weiſe iſt der, welcher ſich an die Ceremonien hängt, um ſich Güter und Genüſſe zu verſchaffen. Die Weiſen erkennen, daß die Wiſſenſchaft Gottes und die Übung der Werke ſich einander ganz entgegengeſetzt ſind."

So ſtürzt die höhere Religion weſentlich den niedern Cultus ganz um, und erkennt mit Beſtimmtheit an, daß der Weiſe der Werkübung unter Umſtänden ſich ganz entſchlagen könne.

Aus dieſen Anſchauungen entwickelte ſich überaus früh in Indien die Lebensweiſe der Anachoreten. Die Veden kennen ſchon dieſes Leben, und aus den durch daſſelbe ausgeprägten Ideen ging der Buddhismus hervor, wie wir weiterhin ſehen werden. Höher als 600 v. Chr. dürfen wir es unbedenklich ſetzen, und manche Umſtände, deren detaillirte Entwickelung hier zu weit führen würde, machen ſogar eine beiweitem höhere Anſetzung deſſelben höchſt wahrſcheinlich. Natürlich werden wir nicht annehmen dürfen, daß in den Anfängen deſſelben ſchon die Ideen des Vedantaſyſtems ſich entwickelt hätten — obgleich auch deſſen Hauptbeſtandtheile ſchon vor-buddhiſtiſch ſind — ſondern dieſe Anfänge mögen eben aus nichts weiter hervorgegangen ſein, als daß ſich einzelne Menſchen ganz und gar einer tieferen und geiſtigeren Verehrung der Volksgötter widmeten. Erſt als das Beſtreben hervortrat, das Princip des Alls zu erkennen, trat dieſe Lebensweiſe in ihre beſtimmtere und dem Volkscultus entgegengeſetzte Form, welche durch die bemerkten Beſtrebungen mit ihm vermittelt wurde. In dieſem Stadium ihrer eigenthümlichen Entwickelung trug ſie wahrſcheinlich zur Fixirung des Brahmanenſtandes nicht wenig bei. Denn dieſer nannte ſich augenſcheinlich nach dem, als Weltprincip erkannten, brahman (*Wachsthum*). Zur Zeit der Vedenabfaſſung, oder der Aufzeichnung eines Theils der Veden — denn dieſe gehören ohne allen Zweifel ſehr verſchiedenen Zeiten an — muß dieſer Gegenſatz zwiſchen jenem höheren und dem eigentlichen Volkscultus noch nicht ſo grell hervorgetreten ſein, als in der Entwickelungsperiode, deren philoſophiſchen Ausdruck die Vedantalehre bildet. Denn eine Stelle der Içopaniſhad fodert ausdrücklich die Verehrung alles für göttlich Gehaltenen: Götter-, Feuer-, Manen-, Weiſencultus ꝛc., zugleich, und droht denen, welche einen dieſer Culte vernachläſſigen, mit den Strafen der Hölle. Doch könnte man dieſe Stelle auch als ein Herabſteigen zu der Volksanſchauung betrachten, wie ſich deren mehre im ſtricten Verein mit andern, der höhern Religionsanſchauung angehörigen, in den Upaniſhaden finden. Später, als das höhere Religionsſyſtem ſich immer mehr entwickelt hatte, konnte es natürlich nicht verfehlen, von der größten Einwirkung auf die Volksanſchauung zu werden, und das Brahmathum mußte dieſe damit zu vermitteln ſuchen. Dazu war es vorzüglich gemacht, durch ſeine Lehre über die Reſultate des jôgas, der Vereinigung mit der Weltſeele, wodurch der ſo vereinigte ſich ſelbſt als die Weltſeele erkannte, und in den Beſitz aller ihrer Attribute gelangt war. Man brauchte alſo nur bei den Gegenſtänden der Verehrung im Volke einen ſolchen jôgas zu ſupponiren und die hervorſtechende Verehrung eines beſondern Gottes, Menſchen ꝛc. war theoretiſch gerechtfertigt. So überweiſt denn der Volkscultus dasjenige, was die höhere Anſchauung dem höchſten Weſen zuſpricht, dieſer oder jener Gottheit, oder ihrer Incarnation ꝛc., und indem er einen Schritt weiter thut, erklärt er, daß diejenigen, welche die Weltſeele nicht in dieſer oder jener Incarnation des Viſchnus oder in Sivas verehren, der höchſten Seligkeit verluſtig gehen. Dieſe Idee waltet ſchon in den Puranen, und liegt den verſchiedenen ſpäteren Sekten des Brahmathums zum Grunde. So hatte ſich die höhere Anſchauung des Brahmathums mit ſeinen volksthümlichen Formen von Neuem vermittelt und waltete in ihnen fort, ſeinen Standpunkt in und über allen behauptend. Zur Zeit, in welcher jener Bruch im indiſchen Leben eintrat, deſſen Spuren wir ſchon mehrfach Gelegenheit hatten zu bemerken und noch bemerken werden, etwa in den letzten Jahrhunderten vor Entſtehung des *Buddhismus*, muß auch die Übung dieſes contemplativen Lebens ſehr in Verfall gerathen ſein. Denn die Bhagavadgitâ, welche eine der älteſten Schriften und bald nach Herbeiführung jener Regeneration des Brahmathums abgefaßt iſt, ſpricht mit Entſchiedenheit aus, daß der wahre jôgas vergeſſen ſei und wieder hergeſtellt werden müſſe, und dieſe Wiederherſtellung war wol ein Hauptelement der Reorganiſation des Brahmathums.

Die Ergreifung des Anachoretenlebens war keinesweges in die Willkür eines jeden geſtellt. Zunächſt iſt ſie eigentlich nur den drei oberen Kaſten geſtattet, welche einer *zweiten* Geburt (einer geiſtigen Wiedergeburt im Leben) allein fähig ſind, daher ſie dvig'âs heißen. Die Çudrâs ſind von dieſer Auszeichnung ausgeſchloſſen, worin dem Grundſatz der Seelenwanderung gemäß keine Ungerechtigkeit liegt; denn der Stand der Çudrâs iſt Folge,

Digitized by Google

der Werke eines früheren Zuſtandes. Dieſen müſſen ſie wieder durch die Werke ihres jetzigen Zuſtandes für die Zukunft wegräumen, ehe ſie des Strebens nach einer höheren Vollkommenheit theilhaftig werden können. Den drei übrigen Kaſten iſt die aſketiſche Lebensweiſe auch nicht eher erlaubt, als ſie die ihnen durch ihren Stand obliegenden Pflichten erfüllt haben. Der Brahmane muß erſt die Veden ſtudirt, einen legitimen Sohn gezeugt und der Opfer ſeinem Vermögen gemäß gewartet haben. Dann erſt darf er ſich dem Streben nach Befreiung (dem aſketiſch-contemplativen Leben) widmen. Wer dieſe Pflichten nicht erfüllt hat, und dennoch jene Lebensweiſe ergreift, dem hilft ſie nichts; ſein Loos iſt die Hölle. Das Mânavadharmaçâſtram empfiehlt bis zum hohen Alter zu warten, bis er Kinder und Kindeskinder um ſich ſehe. Ebenſo ſoll der Kſchatrijâ erſt die Pflichten (die Werke) ſeiner Kaſte erfüllen, ehe er ſich einem contemplativen Leben widmet. Allein das hohe Anſehen, zu welchem das contemplative Leben gelangte, da es allein die ewige Seligkeit zu erwerben vermochte, führte bald zu der Frage, ob es *allein* nicht genügend ſei, und die Erfüllung der *Werke* ganz unnütz mache. Die heterodoxen Sekten erklärten das Aufgeben der Werke nicht allein für erlaubt, ſondern ſogar für nothwendig für alle, welche nach der höchſten Befreiung ſtrebten. Dieſe — eigentlich entſchiedene Conſequenz des höheren Religionsſyſtems — konnte nicht anders, als auf das ganze religiöſe Leben der Inder, und insbeſondere auf die Zerſtörung der Schranken, welche denen geſetzt waren, die das contemplative Leben zu umfaſſen wünſchten, zurückwirken. Das orthodoxe Brahmathum ſuchte ſich auch hier mit der Volksanſchauung und dem ſocialen Leben überhaupt zu vermitteln. Es lehrte, daß die Werke zwar ungenügend zur Erlangung der höchſten Befreiung, aber als göttliche Vorſchriften nothwendig ſeien. Daß es für den Aſketen nur nöthig ſei, ſie zu üben ohne Rückſicht auf daraus hervorgehende Belohnung, in vollſtändiger Entſagung.

Von den vier Lebensſtufen der Brahmanen ſollen die beiden letzten der Erkenntniß gewidmet werden. In der erſten der letzteren heißt er vanaprasthas oder vanak'aras, *Wald (Einſamkeit-) Bewohner*; in der zweiten Jatis, *Sinnebändiger*. Der erſtere hat der Welt noch nicht ganz entſagt; ſeine Familie iſt bei ihm; er hat Eigenthum und iſt noch zu den Werken der Religion verpflichtet. Der zweite hat jeder Gemeinſchaft mit der Welt entſagt und ſteht über jeder religiöſen Handlung; daher er auch sannjâsî, *der Entſagende*, heißt; er lebt nur von Almoſen, daher bhikshakas. Alle dieſe Bezeichnungen werden jedoch auch in weiterem Sinne für die aſketiſch Lebenden überhaupt gebraucht, und der Umfang der Entſagung iſt nicht hinlänglich fixirt. Das *Waldleben* dient jedoch keineswegs blos dieſer höheren Contemplation, ſondern auch zu beſondern Zwecken, zur Sühnung von Verbrechen, Erwerbung von göttlichen Gnadengeſchenken, z. B. Erlangung von Kindern; Fürſten bringen dort zu, wenn ſie vom Throne geſtoßen ſind, oder ſonſt Unglück erlitten haben. Dieſe Letzteren verlaſſen den Wald nach Willkür. Das Leben in dieſer Einſamkeit bot viele Reize dar, welche durch die häufig eintretende Begleitung der Familie erhöht wurden. Dieſe, insbeſondere die Frauen, nehmen, in den indiſchen Gedichten, häufig Antheil an den Bußübungen ihrer Männer. Wenn ſich Jemand dem aſketiſchen Leben widmete, lud er Verwandte und Freunde zu einem Feſte ein. Unter Ceremonien und Gebeten wurde ihm — wenn er Brahmane war — die Schnur, welche das Abzeichen dieſer Claſſe bildete, abgenommen, er zog ein Kleid von Baumrinde an, vertheilte ſein Vermögen in reichen Geſchenken und nahm wahrſcheinlich einen andern Namen an. Im Walde begann eine Art Noviziat unter Leitung eines älteren Anachoreten; er wohnte in einer von ihm ſelbſt gebauten Hütte, oder einer Grotte (âçramas). Sein Mobiliar beſteht aus heiligem Kraut (kuça), einem Antilopenfelle, ſein Sitz und Lager zugleich, aus einem Waſſerkruge, einem Stabe, einer Almoſenbüchſe, einer Art, Opferutenſilien und einem Todtenkopfe. Die gewöhnliche Kleidung iſt ſchon erwähnt; die Abzeichen ſeiner Kaſte darf er nicht tragen. Sie haben eine eigene Haartracht, g'at'â, wie ſie dem Sivas gegeben wird. In neueren Zeiten laſſen ſich viele weder Haare noch Bart abnehmen, andere laſſen ſich das Kopfhaar ganz abraſiren. Sie dürfen nur ſo viel eſſen, als zur Erhaltung des Lebens nöthig iſt, ferner kein Fleiſch, ſelbſt nicht abgepflückte Früchte, ſondern nur abgefallene. Wurzeln und Laub, Milch ſind ſeine Hauptnahrung. Zu ſeiner Mäßigkeit kommen noch häufige Faſten. Ferner iſt der Einſiedler zur Keuſchheit verpflichtet, ſelbſt wenn die Frauen ſie in ihre Einſamkeit begleiten. Die Beſchäftigungen des vanaprastha ſind zwiſchen der Sorge für ſeine Bedürfniſſe, Studium der Veden oder vielmehr geiſtiger Thätigkeit überhaupt, religiöſen Werken und aſketiſchen Übungen getheilt. Dieſem Waldleben werden die großen indiſchen Gedichte zugeſchrieben, ihm gehörten die Anfänge ihrer Philoſophie, wenn nicht deren ganze Ausbildung und wol überhaupt die ganze geiſtige Entwickelung der Inder. Der Vanaprasthas muß ſich täglich dreimal reinigen und die täglichen und halbmonatlichen Opfer darbringen. Häufig werden ſie aus ihren Wäldern gerufen, um bei größern feierlichen Opfern zugegen zu ſein. Das Leben des Jatis iſt nicht genau von dem des Vanapraſthas geſchieden. Das Weſentliche darin iſt das Unterlaſſen der Cultushandlungen; er trennt ſich auch ganz von menſchlicher Geſellſchaft, ſchweigend wandernd iſt ſein Geiſt nur auf das *Eine* gerichtet. Wenn die Jati's ſterben, wurden ſie nicht wie die übrigen Inder verbrannt, ſondern beerdigt und ihr Grab bezeichnet.

Die hohe Achtung, in welcher ſeit den älteſten uns bekannten Zeiten die Lebensart der Anachoreten ſtand und noch jetzt ſteht, mußte nicht wenig dazu beitragen, ihre Zahl zu vermehren. Dadurch wurden Misbräuche der abſcheulichſten Art unter ihnen herrſchend und Gebräuche, welche eher für Manifeſtationen der Verrücktheit, als des religiöſen Gefühls gelten dürfen. Beiſpiele der Art werden ſo oft in Beſchreibungen von Indien erwähnt, daß es nur nöthig ſein wird, hier im Allgemeinen darauf aufmerkſam zu machen. Von der Weisheit der alten Anachoreten ſind

Digitized by Google

ſie ebenſo weit entfernt, als von ihrer Frömmigkeit, und der Grundſatz, daß der Weiſe über den menſchlichen Werken ſtehe, manifeſtirt ſich bei ihnen als die gröbſte Verletzung aller, ſelbſt der heiligſten Gefühle.

Wie bei allen Völkern, ſo vereinen ſich auch bei den Indern zu beſtimmten Zeiten (Feſten) alle Manifeſtationen des religiöſen Lebens, Opfer, Gebet u. ſ. w. Für die ältere Zeit wird für die Kenntniß der für die Verrichtung religiöſer Pflichten beſtimmten Zeiten eine Beigabe eines jeden Veden erwähnt, welche den Namen g'jôtish führt und die Kalenderordnung erklärt [42]). Leider iſt aber keiner dieſer Vedenkalender bis jetzt herausgegeben. Einen alten Feſtkalender dagegen hat Jones mitgetheilt [43]).

Dubois erwähnt unter den vielen regelmäßigen Feſten der Inder achtzehn als obligatoriſche und nennt und beſchreibt die wichtigſten derſelben [44]). Sie ſind allſammt deutlich als Naturfeſte zu erkennen, welche aus Erſcheinungen der Natur hervorgingen, welche das religiöſe Gefühl beſonders in Anſpruch nahmen. Eins der älteſten und bedeutendſten iſt das Feſt Hûli oder Holaka, welches ſchon in den Veden genannt wird [45]). Es fällt um die Zeit des Frühlingsäquinoctii, und bezeichnete urſprünglich den Anfang des ökonomiſchen Jahres [46]). Den Namen kann ich nicht mit Entſchiedenheit erklären; ich vermuthe aber ſehr, daß er eine dialektiſche, durch das Medium von hod'aka leicht erklärliche Entſtellung eines eigentlich ſanſkritiſchen von hu, opfern, abgeleiteten Thema's ſei (ob hautrika?). Alle einzelne Feſte haben etwas Beſonderes, und werden auch in verſchiedenen Gegenden mit einigen Abweichungen gefeiert [47]). Im Allgemeinen beſteht jedoch die Feier in Opfern, feierlichen Umzügen der Idole, Illuminationen, Spielen, Tänzen, Muſik ꝛc. Bei ihnen wirken insbeſondere gottgeweihte Jungfrauen, Devadâsî-s, nât'akâs (Tänzerinnen), jetzt vom portugieſiſchen Balladeiras Bayaderen genannt, mit. Dieſe gehören zu dem, je nach dem Reichthume eines Tempels größeren oder kleineren Dienerperſonal deſſelben, und machen bei dem laſciven Charakter des indiſchen Gottesdienſtes, welchen insbeſondere der Sivacultus förderte, ein Gewerbe aus ihren Reizen [48]). Außer dieſen mehr allgemein indiſchen Feſten hat jede bedeutendere indiſche Pagode beſtimmte Feſttage, welche je nach den Wundern, deren Verrichtung deſſen Idol zugeſchrieben wird, mehr oder minder zahlreich beſucht werden. Da dieſe Feſte den Tempeln bedeutende Einkünfte einbringen, ſo ſcheuen ſich die Brahminen natürlich nicht, durch jede mögliche Art von Lügen ihrem Idol Anſehen zu verſchaffen. Von den überaus laſciven Vorgängen bei vielen Feſten der Art wagen wir nicht zu ſprechen.

Die heiligen Orte, welche noch jetzt häufig beſucht werden, deren Anſehen ſich aber von Jahr zu Jahr zu mindern ſcheint, ſind:

| | | |
|---|---|---|
| Juggernauth | Somnauth | Trimbuck Naſſer |
| Benares | Ramiſſeran | Perwuttum |
| Gaja | Der See Manaſa-rovara | Parkur |
| Allahabad | Gangotri | Mathura |
| Tripety | Joalumukhi (ſanſkr. g'valamukhi, Naphtaquelle [50]) | Bindrabund [49]) |
| Dwaraca | Omercuntuc. | |

Tempel und Pagoden gibt es in Indien in großer Anzahl; es exiſtirt wol kein Dorf ohne eins von beiden. Das Idol iſt in einer Niſche und von Stein. Holz wird nicht leicht zur Verfertigung deſſelben angewendet. Es iſt mit reichen Kleidern und koſtbaren Edelſteinen geſchmückt. Ehe es der Verehrung ausgeſetzt wird, wird es durch eine Menge Ceremonien geweiht, und die Gottheit, welche es darſtellen ſoll, angerufen, ſich in ihm zu verkörpern. Ebenſo werden die Tempel und alle heiligen Utenſilien, ehe ſie gebraucht werden, auf ceremoniöſe Weiſe geweiht. Die Mauern der Tempel ſind, vorzüglich in den zum Sivacult gehörigen Orten, mit Bildern, welche Attitüden der Zeugung darſtellen, bedeckt, um den Sinn der Verehrenden zu erheben und zu erbauen. Die Tempeldiener ſind jetzt gewöhnlich aus allen Kaſten genommen, doch werden die höheren Verrichtungen gewöhnlich von Brahmanen geübt, nur in wenigen Tempeln aber ſogar von Çûdrâs. Dieſe Diener haben allſammt bei ihren Verrichtungen kein beſonderes Coſtüm. Sie bedienen ſich ihrer gewöhnlichen Tracht, welche jedoch erſt gewaſchen wird. Die Oblationen beſtehen in Gegenſtänden des Pflanzenreiches zum größten Theile; für ein den Göttern beſonders angenehmes Geſchenk gelten Lampen. Opfer werden dem Idole jeden Morgen und Abend dargebracht; vorher wird es gewaſchen und ſorgſam gekleidet. Eins dieſer Idole hat ſtets einen ganzen Serail der ſchönſten Frauen, welche ſeine Tempeldiener bei den Proceſſionen ihren Verwandten abfodern und gewöhnlich erhalten. Dieſe bleiben im Tempel, bis ſie alt werden; dann werden ſie geſchieden, erhalten ein Viſchnuzeichen auf der Hüfte und werden im Scheidebriefe der Mildthätigkeit der Frommen empfohlen. Sie ziehen alsdann unter dem Namen Kali-juga-Lakshmî im Lande umher und leben von den ihnen reichlich zufließenden Almoſen [51]).

42) *Colebrooke* in As. Res. VIII, 389. 43) As. Res. III, 335. 44) *Dubois*, Moeurs. II, 327. 45) *Jones* in As. Res. II, 374. (Trad. franç.) Vgl. Transactions of the litterary Society of Bombay. III, 73. 217. Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 452. *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 567. 597. II, 184. 46) Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker. S. 132. 47) Auf Feſte bezügliche Expoſitionen ſind noch: Mémoire sur la grande fête des Indiens nommée *Poungal* (um die Zeit des Winterſolſtitii) in Nouveau Journal Asiatique. IX, 366. Notice sur les fêtes populaires des Hindous par *Garcin de Tassy*; ebend. XIII, 97. 219. Ferner in As. Res. II, 334. Transactions of the litterary Society of Bombay. III, 73 fg. 1, 1. As. Research. XVI, 92. Transactions of the Roy. As. Soc. III, 253. 48) Asiatic Journ. 1835. T. XVIII. 194. Ritter, Aſien. IV. 1, 525. 647. IV, 2. 321. Vgl. die Schilderung der kürzlich in Europa geweſenen Bayaderen in mehren Zeitſchriften, z. B. Ausland. 1839. Nr. 103. 104.

49) *Hamilton*, Description of Hindost. I. xxviii. 50) Vgl. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker. S. 215. 51) *Dubois*, Moeurs etc. II, 376.

Das Brahmathum zerſpaltet ſich in mehre Sekten. Die Hauptabtheilung bilden ſchon ſeit alter Zeit die Siwaiten (Çaivâs) und Viſchnuiten (Vaishnavâs). Aber auch dieſe zerfallen wieder in eine Menge Sekten; da einige von dieſen entweder ganz oder theilweiſe häretiſche Grundſätze aufgenommen haben, ſo wollen wir, was darüber der Mittheilung an dieſem Orte werth iſt, weiter in einer Zuſammenſtellung der Sekten geben.

Wir wenden uns zu der zweiten Hauptform des religiöſen Lebens der Inder, dem

**Buddhismus.** Dieſe Religion iſt jetzt eine der allerverbreitetſten. Sie fand Eingang bei den verſchiedenartigſten Völkern Aſiens, iſt dagegen aber auch faſt ſpurlos aus ihrem urſprünglichen Sitze verdrängt. Schon dadurch mußte ihre urſprüngliche Form verſchoben werden und ſomit iſt auch die Kenntniß derſelben äußerſt erſchwert. Denn die Religion ſteht wie — und noch mehr wie — die übrigen geiſtigen Entwickelungen des Menſchen in innigem Zuſammenhange mit den natürlichen Umgebungen. Dazu kam aber außerdem die Leichtigkeit, womit ſich die Buddhiſtiſchen Religionsſätze den verſchiedenartigſten religiöſen Anſchauungen accommodiren ließen, und das Beſtreben, dieſe Accommodation vielfach ins Werk zu ſetzen. Dadurch mußte dieſe Religion faſt bei allen verſchiedenartigen Völkern eine andere werden. Hätte ſie ſich dagegen in Indien erhalten, ſo würde ſie ſich in einem naturgemäßeren Gange entfaltet und ſichrere Rückſchlüſſe erlaubt haben, ſodaß man mit größerer Beſtimmtheit die urſprüngliche Form nachweiſen könnte. Hierzu kommt, daß bei den Verfolgungen, welche die Buddhiſten in Indien zu erdulden hatten, nach und nach alle ihre Schriften gewaltſam vernichtet ſind. Es haben ſich zwar Überſetzungen und Bearbeitungen bei den Völkern erhalten, zu welchen der Buddhismus drang, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe getreu ſind, aber an und für ſich iſt dies doch keineswegs gewiß und die Vergleichungen ſind noch nicht ſo weit geführt, daß man ein beſtimmtes Urtheil darüber fällen könnte. Aber ſelbſt wenn ſie ſich als im Weſentlichen übereinſtimmend herausſtellen — und die Vergleichung der tibetaniſchen und ceyloneſiſchen Schriften, ſowie die Übereinſtimmung in Bezug auf ſo viele Legenden läßt vermuthen, daß dies geſchehen wird — ſo trifft dieſe Übereinſtimmung doch erſt die höhere religiös-philoſophiſche Entfaltung dieſes Religionsſyſtems in den Schriften, läßt uns dagegen über die Geſtalt, welche es als Volkscultus annahm, insbeſondere in Bezug auf Indien, wo deſſen Urform beſtand, welche uns an dieſem Orte am meiſten intereſſirt, doch noch faſt ganz im Dunkeln. Dennoch brauchen wir die Hoffnung auf beſtimmtere Reſultate bei der Maſſe von Quellen, die ſich noch Tag für Tag häufen, und durch gegenſeitige Vergleichung gewiſſermaßen gegenſeitig corrigiren werden, keineswegs aufzugeben; im Gegentheil dürfen wir ſie, bei der mit Ernſt auf dieſen Gegenſtand gerichteten Aufmerkſamkeit unſerer Zeit, mehr erhöhen.

Aus der Zeit der Blüthe des Buddhismus in Indien iſt uns weniges erhalten, aber dieſes Wenige iſt höchſt bedeutend. Es ſind zunächſt die ganz im Buddhiſtiſchen Geiſte abgefaßten Inſchriften des Aſokas und mehre kleinere Inſchriften. Für die Zeit vom 4. bis 7. Jahrh. nach Chriſto ſind die chineſiſchen Reiſenden und einige andere ſich in chineſiſchen Schriften befindenden Notizen von Bedeutung. Die Schriften, welche ſich bei den übrigen Buddhiſtiſchen Völkern außerhalb Vorderindiens finden, ſind faſt nur für die älteſte Geſchichte des Buddhismus von Erheblichkeit, aber hier natürlich mit Legenden, Mythen u. ſ. w. ſo vollgepfropft, daß man durch jene erwähnte Quelle erſt Boden gewonnen haben müßte, um von ihnen Gebrauch machen zu können. Einige minder erhebliche Beiträge liefern die Schriftſteller des Occidents, insbeſondere die Kirchenväter. Für die Erkenntniß des Weſens des Buddhismus in religiös-philoſophiſcher Beziehung, wie es ſich auf dem heimathlichen Boden entfaltete, geben uns daher faſt keine andere vorderindiſche Schriften Beiträge, als die der Gegner des Buddhismus [52]). Hierzu kommen die ſanſkritiſch geſchriebenen Schriften der Buddhiſten in Nepal, dem einzigen Orte, wo ſich dieſe Religion innerhalb der Grenzen Vorderindiens erhalten hat. Dieſe Schriften ſind aber, wie wir weiterhin wahrſcheinlich machen werden, nur Überſetzungen der urſprünglich in Pali geſchriebenen Buddhiſtiſchen Quellen [53]).

Von den außer Vorderindien erhaltenen Buddhiſtiſchen Schriften machen ſchon aus ganz äußeren Gründen die größten Anſprüche auf hohe Bedeutung die ceyloneſiſchen. Denn in Ceylon ſetzte ſich der Buddhismus am früheſten außerhalb Indiens als Staatsreligion feſt (etwa um 240 vor Chr.), und unter beſonderer Fürſorge des Kaiſers von Indien, Aſokas. Es läßt ſich daher annehmen, daß damals Alles, was in Indien für den Buddhismus von Bedeutſamkeit war, auch in der damaligen Form nach Ceylon kam. Zwiſchen Ceylon und dem Hauptpunkte des indiſchen Reiches, den Gegenden des bengaliſchen Meerbuſens (Bengalen ſelbſt und die zunächſt gelegenen Königreiche) beſtand außerdem ein ſo inniger Zuſammenhang, daß die Ceyloneſen an den Fortgeſtaltungen des Buddhismus — wenn auch keinen activen — denn davon kann ich keine bedeutendere Spur finden — doch einen paſſiven Antheil nehmen. Daher ſcheinen mir ihre Quellen die bedeutendſten Autoritäten. Hierzu kommt noch, daß dieſe Quellen in Pali abgefaßt ſind, welches die heilige Sprache der Buddhiſten in Ceylon und den von da aus zum Buddhismus bekehrten Ländern iſt, und die vorherrſchende Volksſprache in Mittelindien war. Von

52) Nach ihnen iſt die Darſtellung von Colebrooke bearbeitet in Transactions of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 549.

53) Nach ihnen ſind Hodgſon's Darſtellungen gegeben in Sketch of Buddhism derived from the Bauddha Scriptures of Nipál in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 222 ſq. Appendix LXXVII. Vgl. Deſſelben Quotations from original Sanscrit Authorities in proof and illustration of Mr. *Hodgson's* Sketch of Buddhism in Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1836. January. p. 28 und February. p. 71; und Deſſen Notices of the Languages, Litterature and Religion of the Bauddhas of Nepal in As. Res. XVI, 409 ſq. Manches hierher Gehörige findet ſich in Schilderungen von Nepal.

Digitized by Google

Ceylon aus wurde der Buddhismus mit ſammt den dazu gehörigen Schriften über Hinterindien verbreitet [54]).

Nach den von Indien nördlich gelegenen Landen verbreitete ſich der Buddhismus erſt ſpäter und unter den gebildetſten dieſer außerindiſchen Buddhiſtiſchen Völker war ſtets ein Mangel an Buddhiſtiſchen Schriften, den z. B. im 5. Jahrh. n. Chr. Fa Hian durch ſeine Reiſe nach Indien zu heben ſuchte. Darum iſt es ſehr möglich, daß wir bei ihnen nicht ältere, ſondern jüngere Darſtellungen der Buddhiſtiſchen Lehre erkennen werden. Denn dieſe konnte in Indien neben dem Brahmathum ſich den Einflüſſen deſſelben nicht ganz entziehen [55]).

Eine Darſtellung, welche, auf allen den bis jetzt eröffneten Quellen fußend, die ganze Buddhiſtiſche Lehre von ihrer Entſtehung an bis auf die neueſte Zeit ſowol in Beziehung auf die allen ihren Entwickelungen zu Grunde liegende Form, als deren verſchiedenartig modificirte Entfaltung bei den verſchiedenen Völkern, welche ſie annahmen, behandelte, gibt es bis jetzt nicht; den Plan zu einer Arbeit dieſer Art hatte Abel Rémuſat gefaßt und dieſen öffentlich mitgetheilt [56]); doch iſt dieſer keineswegs umfaſſend genug. Dagegen gibt es eine Menge einzelner Abhandlungen, auch Behandlungen von hierher Gehörigem in Schriften über die Völker, welche dem Buddhismus anhängen, oder über Religionsgeſchichte, welche mehr oder minder gute Vorarbeiten zu jenem umfaſſenden, nothwendigen und in Kurzem möglichen Werke bilden können [57]). Ich habe ſie, ſo weit es mir möglich war, zur Anordnung der hier zu gebenden Skizze benutzt. Doch macht es der Plan dieſer Arbeit nothwendig, ſo viel wie möglich, unſere Aufmerkſamkeit auf die primäre Form des Buddhismus zu richten, welche wir als die in Vorderindien zur Entfaltung gekommene betrachten dürfen.

Der Buddhismus ging ſeinem Weſen nach, wie ſchon oben bemerkt [58]), aus einem religiöſen ſowol als politiſchen Misbehagen hervor. In der dem Entſtehen des Buddhismus, welches wir etwa um 500 vor Chr. ſetzten [59]), zunächſt vorhergegangenen Zeit glaubten wir ſchon mehrfach Spuren zu bemerken, daß die politiſche und geiſtige Einheit [60]), welche in früherer Zeit (etwa um 900 vor Chr.) faſt ganz Indien umfaßte, gebrochen war. Das indiſche Reich war in mehre Staaten vertheilt und die weitere Entwickelung des früheren gemeinſchaftlichen Culturzuſtandes den einzelnen Staaten überlaſſen. Dieſe beruhte natürlich auf der früheren gemeinſchaftlichen Erbſchaft, konnte aber nicht verfehlen, in manchen Einzelheiten aus einander zu treten. Der ſociale Zuſtand hatte ſich ohne Zweifel factiſch in jener Periode der Einheit feſtgeſtellt, und beruhte weſentlich auf dem Unterſchied der Kaſten und dem Vorrang, welchen die Brahmanen einnahmen. Aber mit der Zerſprengung der Einheit mußte dieſe Grundlage der Societät vielfach in den einzelnen Staaten afficirt werden, und da wir durch alle uns hiſtoriſch bekannte Zeiten Könige finden, welche nicht der Kſchatrijakaſte angehörten, ſondern der der Vaiçjas und ſelbſt der Sudras [61]), ja ſelbſt nach Brahmaniſchen Sagen Kſchatrijas Vaiſjas und Sudras durch ihre Frömmigkeit Brahmanas wurden [62]), ſo können wir ſchließen, daß es eine Zeit gab, in welcher dieſe Kaſtenunterſchiede entweder factiſch noch nicht hinlänglich fixirt waren, oder durch eben jenen Bruch in der Fortentwickelung des indiſchen Lebens factiſch übertreten wurden. Dagegen erhob ſich aber nun die religiös-philoſophiſche Theorie der Brahmanen, welche dieſe Unterſchiede, ſowie ihre eigene Präponderanz, allen factiſchen Abweichungen zum Trotz als Lehrſatz zu behaupten und zu befeſtigen ſuchten. Gegen dieſen religiös-philoſophiſchen Lehrſatz ließ ſich nur durch Aufſtellung einer neuen Lehre kämpfen, und die Gleichheit aller Menſchen bildet daher einen überaus weſentlichen Punkt in den religiöſen Dogmen des älteſten Buddhismus [63]).

Sowie die politiſch entgegengeſetzte Lehre durch den factiſch-oppoſitionellen Zuſtand im indiſchen Leben ohne Zweifel gegeben war, ſo nicht minder die religiöſen Hauptſätze. Wir haben oben bemerkt, wie durch den Fortgang der religiöſen Speculation ſich im Brahmathum eine entſchiedene Oppoſition gegen den Kern deſſelben erhob und wie nur durch mühevolle und ſchwache Vermittelungen dieſe Gegenſätze vereinigt zu werden verſucht wurden. Hier that der Buddhismus in der That faſt weiter nichts, als daß er die Conſequenzen dieſer Speculation mit Ent-

54) Auf dieſe Quellen (welche ſelbſt, wenn ſie aus Hinterindien zunächſt gebracht ſind, doch als ceyloneſiſche zu betrachten ſind) beruhen eine Menge älterer Darſtellungen, welche man bei Bochinger (La vie contemplative u. ſ. w. chez les Indous. p. 151) bemerkt findet; ferner The history and doctrine of the Buddhism by *Edw. Upham.* (Lond. 1829. 4.), welches mir aber nicht zu Gebote ſteht; nach den Anzeigen zu urtheilen, iſt es nicht ſehr werthvoll. Dagegen bedaure ich, daß Kiletigamas' Verſuch über den Buddhismus, welcher von Armour in the Ceylon Almanac for 1836 mitgetheilt und ein Auszug aus Buddhaghoſo's Wisuddimuggo iſt, mir nicht zur Hand ſteht (Journ. of Beng. 1836. Aug. p. 510. 1837. July. p. 505). Auf dieſen Pali-Quellen beruhen die ausgezeichneten Mittheilungen, welche wir dem Eifer und den Kenntniſſen Turnour's verdanken. Sie ſind zerſtreut im Journ. of Bengal, und werden gelegentlich angeführt werden; vgl. auch *Turnour,* Mahawanso. 55) Die älteren Forſchungen aus tibetaniſchen, chineſiſchen, mongoliſchen und japaneſiſchen Quellen ſind bei Bochinger (a. a. O.) erwähnt. Dazu kamen noch die bedeutenden Arbeiten von Cſomas Köröſi in Beziehung auf die tibetaniſchen Quellen und in Bezug auf chineſiſche das ſchon früher mehrfach erwähnte Werk: Foë Kouë Ki par *Abel Rémusat, Klaproth et Landresse.* 56) In Nouveau Journ. Asiatique. 1831. T. VII. p. 495. 57) Es würde zu weit führen, ſie hier alleſammt aufzuführen; auch ſind ſie zum größten Theile in den vorher gegebenen Noten im Allgemeinen bemerkt, oder werden gelegentlich angeführt werden; im Allgemeinen verweiſe ich noch auf von Bohlen, Das alte Indien. I, 306 fg.

58) S. 38. 59) a. a. O. 60) Vgl. weiterhin noch die Rubrik: Sprache. 61) Vgl. die in den chineſiſchen Berichten vorkommenden, die Angaben über die Nandas, über K'andraguptas. 62) Vgl. Transactions of the Roy. As. Soc. III, 1, 165. 63) a. a. O. III, 1, 160—170 findet ſich die Überſetzung eines ſchön geſchriebenen Buddhiſtiſchen Werkes, in welchem die Lehre von den Kaſten und der Präponderanz der Brahmanen aus den Veden ſelbſt bekämpft wird. Sie kann uns ein Bild der älteſten Angriffe der Buddhiſten geben, welche ſich gewiß, wo ſie das Brahmathum bekämpften, durchweg auf ſeinen eigenen Boden ſtellten.



Digitized by Google

ſchiedenheit ausſprach und als ſeine Dogmatik aufſtellte. Da die Dogmatik in dem Buddhismus eine viel höhere Stellung einnimmt — wodurch wir ihn als die Geburt eines höchſt gebildeten Zeitalters erkennen können — als im Brahmathum, ſo hielt ſie ſich jedoch auch nicht auf dem rein ſpeculativen Standpunkte, ſondern wurde in die religiöſen Kämpfe und ſomit Volksanſchauungen hineingezogen; daher ihre durch ihren Urſprung ihr eigentlich eingedrückte ſtrenge Conſequenz wiederum vielfach litt. Im Brahmathume waren die dogmatiſchen Theile der Religion auf die Philoſophenſchulen deſchränkt; dieſe waren in Beziehung auf die eigentliche Religion für ganz gleichgültig angeſehen. Der Weiſe wurde als über der Volksreligion ſtehend betrachtet, und ſeine dogmatiſchen Überzeugungen waren keiner Controle untrrworfen, mögen ſie nun orthodox oder heterodox geweſen ſein. Dadurch war dem Brahmathume — wenigſtens ſeiner höheren Entfaltung — ein ſteter Fortſchritt möglich, aber dieſer auf hervorragende Perſönlichkeiten beſchränkt. Indem der Buddhismus die Myſterien der höheren Speculation der Menge preisgab, mußte er ſich auch gefallen laſſen, daß ſie ihre ungeläuterten Anſchauungen in ſeine Conſequenzen hineintrug und ſie vielfach zerrüttete. Die Geſchichte des Buddhismus, wenn wir ſie zu geben vermögen, wird uns höchſt wahrſcheinlich ihre primäre Geſtalt als ihre vollendetſte zeigen und von da an einen fortgeſetzten Rückſchritt in ihrrn religiös-philoſophiſchen Speculationen. Dieſrn darf man jedoch nicht anwenden, um darauf eine Anklage gegen den primären Buddhismus wegen ſeiner Entfernung vom Princip des Brahmathums, die religiös-philoſophiſchen Speculationen auf eine Anzahl Geweihter zu beſchränken, zu degründen, ſondern er liegt in der Unmöglichkeit, eine hohe Stufe der Bildung — wie wir ſie für die Zeit der Entſtehung des Buddhismus nothwendig ſupponirrn müſſen — für lange Zeit feſtzuhalten, eine Unmöglichkeit, wrlche man ſelbſt in Zeiten fühlt, in denen die Förderungsmittel der Bildung überaus reich ſind, und welche durch den Mangel von vielen der Art, welcher in Indien bis faſt auf die letzte Zeit ſtattfand, noch eher eintreten mußte.

Die ganze Geſchichte des ſpeculativen Theils der indiſchen Religionsform deruht auf dem ſich immer mehr erhebenden Gegenſatz, welchen die Erkenntniß der Weltordnung gegen die aus der älteren religiöſen Anſchauung von göttlichen Mächten oder Freiheiten ſich entwickelnde Idee einer abſoluten Macht und Freiheit dilbet. Jene Erkenntniß wird immer vorwiegender. Schwächlich ſind dir verſuchtrn Vermittelungen drrſelben mit drr letztern, und der Buddhismus erklärt ſie für ſein Grundprincip und hebt ſomit jrde Idee eines höchſten Gottes auf; daher die Buddhiſten ſrlbſt von der ihnen nahe verwandten Schule der Sankhja-Philoſophie als nâstikâs (Atheiſten, von na [nicht], asti [iſt]) dezeichnet werden[64]). Leider ſind uns keine Schriften dewahrt, von denen wir mit Beſtimmtheit dehaupten können, daß ſie grade die älteſte Form des Buddhismus enthalten. Allein das von den ſogenannten Swabhâwikâs aufgeſtellte Syſtem hat die wahrſcheinlichſten Anſprüche auf das höchſte Alterthum, wie es denn auch das conſequenteſte iſt[65]).

„Alle Dinge ſind beherrſcht und vollendet von Swabhâva“ (eigenes Sein, Natur, inneres Geſetz, die Freiheit und Beſchränkung, Ordnung im Einzelnen, deren Complex die die Einzeln-Freiheiten und Einzeln-Beſchränkungen ausgleichende Weltordnung iſt); „mit Svabhâva begabt iſt âkâças“ (der leere Raum), oder çûnjam, das Leere (das heißt die Exiſtenz absoluté gefaßt, ohne irgend ein Attribut der Wie-, Was- oder Wo-heit, ohne Action, ohne Bewegung u. ſ. w.). „Denn âkâças iſt feſtgeſetzt, beherrſcht und vollendet (siddha) durch ſeine eigene Kraft, oder Natur (svabhâva).“ Alle Dinge ſind in ihm (âkâça, oder çûnja) abſorbirt; er iſt umgeſchaffen und ewig; er iſt geoffenbart durch ſich ſelbſt; er iſt die Weſenheit“ (Âtma, was, wie ein Commentator will, sthâna, oder âlaja, Ruheort, d. h. Inbegriff bedeutet) „der Schöpfung“ (d. h. der ſich ſelbſt durch ſich ſelbſt Manifrſtirung)[66]) „Erhaltung und Zerſtörung; er iſt die Weſenheit der fünf Elemente; er iſt unendlich; er iſt die mit Intelligenz begadte (bôdhâtmikâ) Weſenheit.“ „Er iſt Çûnjâta“ (Leerheit, Abſtraction von allen Attributen); „ſelbſt getragen“ (self supported), „allgegenwärtig;“ zu ſeiner Weſenheit gehören beide: Pravritti und Nirvritti (vergleiche weiterhin). Dieſer Akâças, welcher allgegenwärtig und weſentlich intellectuell iſt, iſt, weil alle Dinge in ihn verſchlungen worden, als unendlich deſinirt. Aus der unendlichen Natur dieſes Akaças wurden alle ſich bewegenden Dinge hervorgedracht, jedes in ſeiner eigenen Zeit, in angemeſſenem (ſchuldigem, due) Hervortreten aus einander und in ſeiner eigenen Verſchiedenheit der Form und des Charakters (habits). Aus der verborgenen Natur des Akaças gingen auf gleiche Weiſe hervor, zugleich mit dem Vîg'amantra (Symbol ſeines Samens, ſeiner eigentlichen Potenz, ſo iſt z. B. der Laut a das Vîg'amantra von Buddha, u das der Dharmâ, m das der Sang'a, der Buddhiſtiſchen Trias in ihren Einzelperſonen, deren Einheit das Wort ôm bezeichnet[67]), eines jeden, Luft mit der ihr eigenen Beweglichkeit (mit dem Charakter der Beweglichkeit); von Luft Feuer mit ſeinem Charakter der Hitze, von Feuer Waſſer mit ſeiner Eigenthümlichkeit der Kälte, und von Waſſer Erde mit der ihr eigenthümlichen Feſtigkeit und Schwere, und von Erde drr Berg Sumêru (der allen indiſchen Religionsformen gemrinſchaftlich heilige Berg) mit der ihm eigenen Goldſubſtanz, oder mit der ihm eigenthümlichen Kraft der Erhaltung (with its own sustaining power; das

64) *Colebrooke* in Transactions of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 550.

65) Vgl. deſſen Darſtellung bei *Hodgson* in As. Res. XVI, 435 fg. und Journ. of Beng. Febr. 1836. p. 71 fg.; ich folge den an letzterer Stelle gegebenen Stellen aus den Quellen. Die durch Gänſefüße hervorgehobenen Stellen ſind Überſetzungen des Originals, nach der engliſchen Überſetzung. 66) Die Buddhiſten brauchen die Bezeichnungsweiſe des Brahmathums, aber in weſentlich verſchiedener Bedeutung. 67) Transact. of the Roy. As. Soc. II, 247.

Digitized by Google

Sanſkrit hat aber ûbhâtvâtmika, und ich zweifle ſehr, daß Hodgſon dies richtig überſetzt; es iſt wol eher: die Natur der Naturelemente [Naturatome] habend, hier der Elemente, welche das Naturleben der Erde conſtituiren) und vom Sumeru all die verſchiedenen Arten von Bäumen und Vegetabilien, und von ihnen all die Verſchiedenheit der Farben, Geſtalten, Geſchmäcke und Gerüche in Blättern, Blumen und Früchten. Jedes leitet ſeine weſentliche Eigenthümlichkeit (wie z. B. Brennen beim Feuer) aus ſich ſelbſt ab, und die Ordnung ſeines Eintretens in die Exiſtenz aus dem, welches vorhergeht, kraft des Svabhâvas, welcher agirt in der Zeit. Die verſchiedenen Arten der Beſonderung in die ſechs Claſſen belebter Weſen (zweibeinige, vierbeinige u. ſ. w.) und ihre verſchiedenen Arten von Geburt (eigeborene u. ſ. w.)[68]) gingen alle aus dem Svabhâvas hervor. Aus dem Svabhâvas jedes Aufenthaltsortes (Körpers, bhavana) entſprangen die Verſchiedenheiten, welche zwiſchen den mancherlei Körpern aller ſechs Ordnungen der belebten Weſen beſtehen. Die Exiſtenz des foetus im uterus geht hervor aus dem Svabhâvas der Verbindung des weiblichen und männlichen Geſchlechts, und ſein ſtufenweiſes Wachsthum, ſeine Annahme von Fleiſch, Bein, Haut und Organen wird bewirkt durch die verbundene Energie des Svabhâvas des foetus, und des der Zeit, oder des Svabhâvas des foetus agirend in der Zeit. Das Fortſchreiten aller Weſen von Geburt durch ſtufenweiſes Fortſchreiten zur Reife, und von da zur ſtufenweiſen Abnahme, Tod, entſpringt freiwillig aus der Natur eines jeden Weſens, ebenſo die Verſchiedenheiten, welche den Vermögenheiten der Sinne und des Geiſtes eigenthümlich ſind, und den äußern und innern Dingen, welche durch ſie aufgefaßt werden. Sprache und Erhaltung durch zubereitete Speiſen im Menſchen, und der Mangel der Sprache und Eſſen von Gras in vierfüßigen Thieren, ſammt der Geburt der Vögel aus Eiern, der Götter (Devatâs) ohne irgend eine Art Zeugung; alle dieſe Wunder ſind Folgen des Svabhâvas."

Die Exiſtenz abſolute, çûnjam, iſt entweder in der nirvřitti begriffen, oder in der pravřitti. In der nirvřitti (von nir, zurück, und vřit, lateiniſch verto, drehen), welches der eigentliche Zuſtand iſt, iſt die Materie, welche als ewig gefaßt wird, und begabt mit allen ihren Kräften (auch Weisheit), im Zuſtand der Ruhe, der Abſtraction von allen berührbaren und ſichtbaren Weſen. In dieſem Zuſtande werden einerſeits die Kräfte ſo unendlich klein gedacht, und ſo mit unendlichen Attributen der Kraft begabt andererſeits, daß ſie nur des Selbſtbewußtſeins und der moraliſchen Vollkommenheiten entbehren, um Gott im Sinne des Begriffs eines perſönlichen, abſolut freien und mächtigen Gottes zu ſein. Wenn dieſe Kräfte aus dieſem normalen Zuſtande der Ruhe in ihren vorübergehenden Zuſtand der Thätigkeit übergeben, ſo entſtehen alle ſichtbaren und unſichtbaren Formen der Natur und Welt. Dieſer Zuſtand heißt pravřitti (von pra, vor, und vřit). Dieſer Zuſtand der pravřitti hört aber wieder auf, und die Kräfte kehren aus ihm dann wieder in die Nirvřitti zurück. Dieſer Wechſel von pravřitti und nirvřitti iſt ewig und nicht irgend Folge eines äußern über dieſen Zuſtänden ſtehenden Willens — einer Allmacht, abſoluten und ſich thätig äußernden Freiheit — ſondern die Materie entfaltet ſich freiwillig nach den ewigen ihr eingeborenen Geſetzen, svabhâvas, deren höherer Complex die Weltordnung iſt. Die durch die Pravřitti hervortretenden Formen der abſoluten Exiſtenz (çûnja für urſprüngliches çvanja und gleich dem griechiſchen *κενεό* für *κϝενjο*) ſind entweder beſeelt oder unbeſeelt. Hier heißt es nun bei Hodgſon[69]) weiter: Inanimate forms are held to belong *exclusively* to *Pravritti* and therefore to be perishable but animate forms among which man is not distinguished sufficiently, are deemed capable of becoming by their own efforts, associated to the *eternal* state of *Nirvritti*, their bliss, which consist of repose, or release from an otherwise endlessly recurring migration through the visible forms of *Pravritti*. (Unbeſeelte Formen gehören, wie angenommen wird, ausſchließlich der Pravritti an, und ſind demnach vergänglich; aber die beſeelten Formen, unter denen die Menſchen nicht hinlänglich geſchieden ſind, gelten für fähig, ſich durch ihre eigene Anſtrengung mit dem ewigen Zuſtande der Nirvritti zu vereinen, ihrer Seligkeit, welche in Ruhe beſteht, oder Erlöſung von einer ſonſt endlos ſich bewegenden Wanderung durch die ſichtbaren Formen der Pravritti.) Leider findet ſich in den wörtlich überſetzten Citaten[70]) in Beziehung auf das Syſtem der Svabhâvikâs keine Stelle, welche ſich auf den Unterſchied der belebten und unbelebten Weſen bezieht. Allein Hodgſon's Mittheilung enthält Inconſequenzen, welche ſich nicht mit den ſonſt bekannten Theilen dieſes Syſtems, am wenigſten inſofern wir es für Repräſentanten der älteſten Form des Buddhismus halten, mit dieſem vereinigen laſſen. Denn vergänglich zunächſt in ſtrictem Sinne iſt nichts; in Beziehung auf Pravritti kann die Einzelform vergehen, aber nur, um einer andern Platz zu machen, in der ſie fortlebt; es iſt alſo das Wort vergänglich in dieſem Sinne zu faſſen. Allein ſelbſt dieſe Unterſcheidung von belebten Weſen überhaupt iſt nicht zuläſſig. Denn da die Seelenwanderung als Hauptbeſtandtheil der Lehren des Buddhismus aus dem Brahmathume ganz und gar übergenommen iſt, ſo treten die unbelebten und belebten Geſchöpfe in Beziehung auf die Rückkehr in die Nirvritti im Allgemeinen in völlig dieſelbe Kategorie. Nur der Menſch eben macht einen Unterſchied, inſofern nur in ſeiner Form durch eigene Kraft die Nirvřitti, oder vielmehr die Abſorption im çûnja erlangt werden kann. Daher alle Weſen durch eigene Kraft nur dann erſt in die Nirvritti zurückgelangen können, wenn ſie durch die Wanderungen (die in der Pravritti herrſchen),

68) Dieſes u. ſ. w. bezeichnet jederzeit die von dem Brahmathume in dieſen Beziehungen aufgeſtellten Entwickelungen, welche der Buddhismus in ſich aufnahm.

69) As. Res. XVI, 436. 70) In Journ. of Beng. February, 1836. a. a. O.

Digitized by Google

in einen Menſchenkörper gelangt ſind. (Der Menſch, welcher dieſe höchſte Weihe im Leben errungen hat, führt eine Menge Namen; für die Religionsform des Buddhismus iſt der bedeutendſte Buddha [der Weiſe].) Wir ſehen alſo, daß grade der Menſch auf eine höchſt charakteriſtiſche Weiſe von allen übrigen Weſen geſchieden iſt. Auch dieſe Anſchauung von der Kraft des Menſchen iſt ſchon im Brahmathume entwickelt geweſen und von da ins Buddhathum übergegangen. Allein während ſie dort nur eine Seite der religiöſen Form bildet, iſt ſie hier die Grundlage des Ganzen geworden, ſodaß es wol der Mühe verlohnt, ein Wort darüber fallen zu laſſen, wie dieſe Anſchauung von der Menſchenkraft, welche ſie über die der Götter des Volksglaubens weit erhebt, ohne dieſe zu negiren, entſtanden ſein mag. Meiner Anſicht nach mußte eigentlich jede Naturreligion, welche ſich conſequent entwickelte, dazu gelangen. Die Verehrung von Naturgegenſtänden und die daraus hervorgehende Vergöttlichung derſelben beruht auf der ins Bewußtſein tretenden Erkenntniß der Menſchenfreiheit im Gegenſatze zu der Wirkſamkeit der Naturgegenſtände, welche die beginnende Reflexion ebenfalls als Folge einer Freiheit — Willenskraft — anſchaute. Letztere Wirkſamkeit müßte aber als eine einſeitige — auf eine beſtimmte Wirkung gerichtete — in dieſer ungeſtörter erſcheinen. Inſofern mußte ſie die menſchliche Freiheit, welche ſich in jeder Willensäußerung irgendwie gehemmt ſah, überragen. Allein andererſeits ward die menſchliche Freiheit als eine in Beziehung auf die Natur allſeitige erkannt, und überragte inſofern wiederum jede im Volksglauben perſonificirte einſeitige Freiheit. Es bedurfte nur noch des Schrittes zu der Annahme, daß dieſe allſeitige Willensexſertion des Menſchen geſteigert werden könne, und die Überzeugung, daß das geſteigerte Menſchenthum jede bis dahin erkannte Kraft an und für ſich überragen könne, war gegeben. Dieſer Schritt mußte, ſobald Entwickelung des Menſchengeiſtes in ſeinen geiſtigen Exſertionen eintrat, nothwendig gemacht werden. Es wäre nun zwar ein weiterer Schritt geweſen, wenn man dieſes höhere Sein als das einzige übermenſchliche Sein anerkannt hätte, und alsdann jedes göttliche Gebilde der Volksreligion, inſofern es nicht in dieſem höhern Sein aufgegangen wäre, gradezu negirt hätte, und weſentlich geſchah dies ſowol von den zur Jôga gelangten Brahmanen, ſowie von den zur höhern Weihe gekommenen Buddhiſten durch Nichtverehrung der Volksgötter — oder auch durch offenes, jedoch auf den eſoteriſchen Theil dieſer Religionsformen beſchränktes Leugnen derſelben — allein es beſtand einmal als weſentlich indiſche Weltanſchauung der Glaube an eine unendliche Reihe von Weſen — ein Glaube, welcher auch keineswegeſ ſo unvernünftig iſt, denn ſowie ſich die ſichtbare Welt in unendlichen Formen abſtuft, kaum oder gar nicht mehr den unbewaffneten Sinnen erreichbar, ſo iſt auch die Annahme, daß ſich eine über der Menſchenform ſtehende geiſtige Welt ebenſo heraufſtufe, überaus natürlich — und zweitens ſind ja nach indiſcher Anſicht die Entwickelungsſtufen der Menſchen gemäß ſeiner Freiheitsexſertion unendliche, und wenn auch die höchſte dem abſoluten Sein nahe bringt, oder mit ihm vereint, ſo ſind doch auf den verſchiedenen niedern die Einflüſſe und die Herrſchaft der andern Weſen nicht gehoben, folglich je nach ihrer Natur Gegenſtände der Verehrung, Verſöhnung, des Abſcheues ꝛc. Auf dieſe Weiſe ſind zwar auf der höchſten Stufe alle Weſen dem Weiſen indifferent, ausgenommen nach Brahmaniſcher Anſicht das höchſte Weſen, nach Buddhiſtiſcher das abſolute Sein, allein auf den niedern Stufen befindet ſich der Menſch noch im Kampfe mit ihnen; er muß ſie gleichſam überwinden — ſo ſehr oder ſo wenig mächtig ſie auch der Volksglaube geſtaltet haben mochte —, um ſich aus ſelbſteigener Kraft von der Herrſchaft des aus dem abſoluten Sein Herausgeſtalteten zu befreien (môksha).

Die hier erwähnten beiden Punkte — Idee der durch ſich ſelbſt ſeienden Weltordnung und Kraft des Menſchen, ſich zu der höchſten Seligkeit als einem Zuſtande außerhalb der Pravritti zu befreien — ſind, ſo viel ich erkennen kann, die älteſten und charakteriſtiſchen Grundlagen des Buddhismus. Sie blicken aus allen den Formen, welche er angenommen hat, noch hindurch, ſind jedoch durch Aufnahme und Vermittelung der Volksanſchauung, oder Beſtrebungen philoſophiſcher Schulen reich entfaltet und auch mehrfach modificirt.

So entſtand im Schooße der Svabhâvikâs zunächſt die, etwas abweichende, Lehre der Prag'nikâs. Dieſe erheben alle Kräfte der Materie im Zuſtande der Nirvritti zu einer Einheit, welche ſie als prag'nâ, Erkenntniß (gleichſam der Anaxagoräiſche νοῦς) faſſen, und in dieſe laſſen ſie die Seele des Menſchen, welcher das Buddhathum im Leben erreicht hat, abſorbirt werden [71]), als in die Summe aller activen und geiſtigen Kräfte der Welt. Für den älteſten Buddhismus kann dieſe Angabe auf keinen Fall gelten; ſondern dieſe Entwickelung gehört einer Zeit, wo ſich die Macht des Perſonificationsſtrebens in die Entfaltung des Buddhismus einzudrängen wußte. Dieſes gewinnt noch mehr Herrſchaft in dem Syſteme der Aiçvarikâs. Dieſe nehmen eine nicht-materielle Weſenheit an, welche höchſtes, unendliches und intellectuelles Weſen iſt und Adhi-Buddha (Oberbuddha) genannt wird. Einige von ihnen betrachten dies als die einzige Gottheit und den Grund aller Dinge; andere verbinden damit ein coordinirtes, ewiges, materielles Princip, und laſſen alles durch die verbundene Wirkſamkeit beider Principien hervortreten. Die aus dieſem Syſteme angeführten Stellen beziehen ſich nur auf die erſte Anſchauung, in welchee der Buddhismus augenſcheinlich dem Weſen nach zum höheren Brahmathume zurückgekehrt iſt. „Der durch ſich ſelbſt exiſtirende Gott" (wol im Sanſkrit Içvara, Herr), heißt es da [72]), „iſt die Summe der Vollkommenheiten, unendlich (ἄπειρον), ewig, ohne Glieder, oder Leidenſchaften (wol im Sanſkrit râga, Affection), eins mit allen Dingen (in der

---

71) So *Hodgson* in As. Res. XVI, 438; die Quotations geben darüber keine Auskunft; nach der ganzen Conſequenz des Buddhismus zweifle ich an der Richtigkeit dieſer Angabe, ſelbſt für die Prag'nikâs. 72) Journ. of Beng. Febr. 1836. p. 75, 1.

Pravritti) und beſondert von allen Dingen (in der Nirvritti), unendlich geſtaltet und geſtaltlos, die Weſenheit der Pravritti und der Nirvritti. Er, deſſen Bild die Çûnjatâ (Leerheit) iſt, welcher gleich iſt einer Null, oder einem Punkte, unfaßbar (unsustained, wol im Sanſkrit eine Form der Wurzel dhri, tragen, unperceptibel, in der Nirvritti), faßbar (perceptibel, in der Pravritti), von welchem alle Dinge Formen ſind (in der Pravritti) und welcher dennoch formlos iſt (in der Nirvritti), welcher Içvara (Herr) iſt, die erſte intellectuelle Weſenheit, der Adhi-Buddha, ward manifeſtirt durch ſeinen eigenen Willen. Dieſer durch ſich ſelbſt exiſtirende iſt er, den alle erkennen als das eigentlich wahre Sein, und obgleich der Zuſtand der Nirvritti ſein eigener und dauernder iſt, iſt er doch zum Heil der Pravritti, Pank'ag'njanâtmika (die Natur der fünf Erkenntniſſe habend), geworden und brachen hervor u. ſ. w." „Alle exiſtirenden Dinge gehen hervor aus einem Grunde (hêtu, αἴτιον); dieſe Urſache iſt der Tathâgata; Tathâgata iſt aber Adhi-Buddha." Obgleich nun aber die Aiçvarikâs einen immateriellen Gott gewannen, ſo konnten ſie dennoch nicht ſo ſehr von dem Grundprincip des Buddhismus, der durch ſich ſelbſt beſtehenden Weltordnung, abweichen, daß ſie dieſem Gotte innerhalb der Weltordnung einen ſelbſtbewußten Gebrauch ſeiner Vollkommenheiten zuſchrieben, ſie leugnen vielmehr, um Hodgſon's Worte zu gebrauchen, deſſen Vorſehung und Herrſchaft, und obgleich ſie den mokshas (das erreichte Befreiungsſtreben) für eine Abſorption in ſeine Weſenheit erklären, und vag (vaguely) ihn als Geber des Guten in der Pravritti anrufen, ſo erklären ſie doch die Verbindung von Tugend und Glück in der Pravritti als unabhängig von ihm (hier conſequent der Annahme des svabhâvas, dem in der Einzel-Natur begründeten Maße der Freiheit und Beſchränkung) und fähig, einzig und allein gewonnen zu werden durch die eigene Entfaltung der Menſchenkraft. Dieſe Entfaltung, ſind ſie — darin ganz mit den Swabhawikâs übereinſtimmend — überzeugt, erweitert der Menſchen Vermögen ins Unendliche, macht ſie würdig, auf Erden als Buddhâs verehrt zu werden, und erhebt ſie nach dem Tode zu einer gleichen und ſelbſterworbenen Theilnahme an allen Attributen des Adhi-Buddha. Alle Bauddhas (Buddhiſten) ſtimmen darin überein, daß ſie den Nutzen und den Werth der Vermittelung (himmliſcher oder irdiſcher), der Rechte und Pflichten der Sterblichen, und der religiöſen Ceremonien einzig und allein auf den Zuſtand der Pravritti beſchränken, und dieſen Zuſtand als den unangemeſſenen verdammen. Alle ſollen ſtreben, durch ihre eigene Kraft jene unendliche Ausdehnung ihrer Vermögen zu erlangen, deren Gewinnung in ihrem Leben den Gottesbegriff in ihnen ſelbſt in ſeiner ganzen Vollkommenheit (im Buddhiſtiſchen Sinne) zur Erſcheinung bringt, ſie zu Gott macht (zu dem Gotte, welchen der wahre Buddhiſt als den höchſten erkennt, im urſprünglichen Sinne zum lebendigen Geſetze, der lebendigen Weltordnung), nach dem Tode ſie von allen Wandlungen der Pravritti befreit und in die ewige abſolute Exiſtenz führt (çûnjatâ).

Die Mittel, dieſen Zuſtand zu erreichen, ſind wiederum dem höher entfalteten Brahmathum entlehnt, aber von ihren grobſinnlichen und rein myſtiſchen Zuſätzen gereinigt. Sie ſind das tapas und dhyânam, Büßung und Meditation. Unter jenen verſtehen die Svabhavikâs, gewiß auch hierin treu der älteſten Überlieferung, nicht körperliche Qualen, ſondern vollkommene Verwerfung, Losſagung von allen äußeren (pravrittika) Dingen, um den Geiſt gleichſam von der äußeren Herrſchaft zu befreien; unter dhjânam die geiſtige Contemplation ſelbſt. Auch Gautama Buddha's Leben [73]), welches gewiß das Vorbild der Buddhiſtiſchen Aſketen urſprünglich war, zeigt im Allgemeinen nirgends die wilden, körperzerſtörenden Büßungen, welche dem Brahmathum verblieben, ſondern, wo ihn die Legenden ſeinen Körper zum Opfer bringen laſſen, iſt es nicht ſeine Abſicht, dadurch ſich einen freieren Weg zur Meditation zu bahnen, ſondern gewöhnlich ſollen dieſe Art Legenden die höchſte Vollendung ſeines Wohlwollens gegen alle Arten von Geſchöpfen, indem er ſogar ihrer eigenſten Natur ſich zum Opfer bringt, beweiſen. So z. B. erzählt die Sage, daß er ſich einer hungrigen Tigerin, welche ſammt ihren Jungen im Begriff war zu verſchmachten, zur Beute darbot. Die Sagen, welche ihn auf ähnliche Weiſe, wie im Brahmathum blos zur Erhöhung der Duldſamkeit, ſich peinigen laſſen, z. B. erzählen, daß er ſich Tauſende von Nägeln habe in den Körper ſchlagen laſſen, ſcheinen unter Einfluß des Brahmathums entſtanden zu ſein, was mir dadurch zur Gewißheit wird, daß dieſer Art Sagen in der Atthakatha, wol der älteſten uns zugänglichen Quelle des Buddhismus, gar nicht, ſoweit ſie uns bekannt iſt, erſcheinen. Hier erſcheint er nur allem Weltlichen entſagend, von Almoſen lebend, nur ſo viel eſſend, als zur Erhaltung des Körpers nothwendig iſt, nicht weiter blickend, als die Länge einer Jochſtange. Als er beſchließt: „Laß mich [74]) der höchſten Pein unterwerfen," brachte er ſich dahin von einem einzelnen Korn von Tila (sesamum) zu ſubſiſtiren, oder von einem Reiskorn, und brachte ſelbſt manche Tage ganz ohne Nahrung zu. Eine Gottheit (devatâ) jedoch bewahrte ihn durch übernatürliches Eingießen von Speiſefeuchtigkeiten in diejenigen Hautporen, durch welche die Haare des Körpers wachſen. Durch dieſes fortgeſetzte Schmachten ward Gautama ein Skelet ꝛc." Dies iſt ſeine höchſte Pein, und nichts, als eine bis zur höchſten Form geſteigerte Entſagung menſchlicher Bedürfniſſe; nirgend findet ſich hier eine Spur von Aufladen poſitiver Leiden und Schmerzen. Die Contemplation dhjânam hat im Buddhismus ebenſo wenig die Menge Mittel vorgeſchrieben oder angerathen, welche den Zuſtand des jôgas im Brahmathum faſt zu einem Denkceremoniell machen. Eine Menge Legenden erzählen zwar, wie die Götter Sâkjamuni, oder Gautama, in ſeiner Meditation zu ſtören geſucht, und wie er ſie beſiegt, allein die bildlichen Darſtellungen zeigen ihn uns nur in der Ruhe und dem Zu-

73) In Journ. of Beng. Sept. 1838. p. 801 fg. Foë Koue Ki an vielen Stellen und ſonſt. 74) a. a. O. S. 811.

Digitized by Google

ſtande reiner Contemplation, wobei man blos Verſchiedenheiten in der Lage der Hände ſieht, deren ſymboliſche Beziehungen vielleicht mit der Beſtimmung des dhjânam in Verbindung ſtehen, bis jetzt aber noch nicht ganz klar ſind.

Wenn nach einer Anzahl unbeſtimmter Seelenwanderungen, in denen ſich die Seele zu höherer Vollkommenheit heranarbeitet, dieſe endlich in einem menſchlichen Körper ſich zum Buddhathum erhoben hat, durch tapas und dhjânam, dann ſingt der Buddhas den Dankeshymnus: „Meine Wanderung durch die Ewigkeit zahlloſer Exiſtenzen vollendend habe ich in Kummer unaufhörlich geſucht vergebens den Künſtler der Wohnung (gahakârakan = gleich dem ſanſkritiſchen grihakâraka [nach Turnour des menſchlichen Körpers]). Künſtler der Wohnung, ſei mir gegrüßt! Fortan ſollſt du keine Wohnung der Sünde ſein; alle deine Rippen ſind gebrochen. Die Seele, befreit von der Obliegenheit der Wiedergeburt, hat vernichtet die Herrſchaft der Leidenſchaften[75]). Er hat nun die ganze Weltordnung erkannt, und im Wohlwollen gegen alle Weſen, welches den Grundzug ſeiner ferneren Thätigkeit bildet, entfaltet er nun das Geſetz (dharma) zum Heil der Menſchheit und zur Förderung der ewigen Weltordnung. Dieſe Bedeutung des dharma im Buddhismus haben wir erſt aus den Mittheilungen Turnour's aus den ceyloneſiſchen Quellen kennen gelernt. Dieſer dharma gilt und leitet die Menſchen in ihrem Thun, bis wiederum ein Menſch ſich zum Buddhathum erhoben hat, und als lebendiges Geſetz auf Erden wandelt. Jeder Buddha hat, da er die ganze Weltordnung erkannt hat, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geſehen. Er weiß, welche Buddhas ihm vorhergegangen ſind und welche ihm nachfolgen werden. Denn die Menſchen und alle Geſchöpfe fallen wieder ab von dem dharma, und es bedarf für ſie von Zeit zu Zeit einer lebendigen Promulgation, und dieſe wird ihnen durch die nach Vollkommenheit ſtrebende Kraft des Menſchengeiſtes zu Theil.

Was das Hiſtoriſche der Gründung des Buddhismus, ſowie das Leben ſeines Stifters Gautama Buddhas betrifft, ſo haben wir ſchon oben[76]) unſere Anſicht ausgeſprochen. Ich kann dem dort Gegebenen nur noch hinzufügen, daß die Sage über ſeine Abſtammung von den von Ikſhvâku ſtammenden Çâkjâs in Verbindung ſteht mit der, welche das Königsgeſchlecht, welches den Buddhismus als Staatsreligion einführte, ebenfalls auf die Çâkjâs zurückführte[77]); entweder müſſen wir annehmen, daß jene Annahme durch dieſe, oder dieſe durch jene beſtimmt ward. Seine legendäre Geſchichte würde uns hier zu weit führen[78]). Sein Wirken während ſeines Lebens war, nach übereinſtimmenden Zeugniſſen, auf mündliche Mittheilungen, insbeſondere Predigten, beſchränkt. Dieſe wurden, wie die Sage erzählt, in einem ſchon in ſeinem Todesjahre gehaltenen Concilium (nach der ceyloneſiſchen Ära 543 v. Chr.) feſtgeſtellt. Hier ward die orthodoxe Verſion des Hauptwerkes der Buddhiſten in Pali Pitakattajan (gleich dem ſanſkritiſchen pit'akatrajam, die drei Gefäße) beſtimmt und authenticirt, aber nicht ſchriftlich, ſondern, ſelbſt der Sage nach, nur mündlich. Die Commentare, welche bei dieſer Gelegenheit gegeben wurden, erhielten den Namen Atthakatha. Das zweite Concilium ward nach den ceyloneſiſchen Angaben 100 Jahre ſpäter zur Unterdrückung von Schiſmen gehalten; zu demſelben Zwecke das dritte 134 Jahre nach dem zweiten unter Aſokas; dieſes letztere dürfen wir als ein hiſtoriſch-richtiges annehmen und ins 17. Jahr von Aſokas' Regierung ſetzen; auch kennt es die tibetaniſche Überlieferung, ſetzt es zwar ebenfalls unter Aſokas, aber ſchon 110 nach Buddha's Tode[79]), welchen ſie viel früher, als die Ceyloneſen anſetzt. Dieſelbe kennt als drittes Concilium eines unter Kaniſhka[80]), welches die ceyloneſiſchen Angaben nicht erwähnen. Dagegen kennen dieſe eine ſchriftliche Abfaſſung der heiligen Werke um 100 v. Chr., bis zu welcher Zeit ihr Inhalt nur mündlich überliefert ſei. Damals ſei das Pitakattajan in Pali abgefaßt, die Atthakatha in ceyloneſiſcher Sprache. Letztere wurde zwiſchen 410—432 n. Chr. durch Buddaghoſo ins Pali übertragen.

Von den vor Gautama Buddha erſchienenen Buddhas werden mehre vielfach erwähnt. Da die Buddhiſten eine Menge Vernichtungen und Regenerationen der Welt annehmen, ſo werden auch diejenigen erwähnt, welche vor der jetzigen Weltperiode exiſtirten. Der Buddhawanſo — ein ceyloneſiſches Werk — gibt die Geſchichte der letzten 24 Buddhas, welche vor Gautama Buddha der Welt das Geſetz gaben[81]); der erſte derſelben gehört der 12. Weltperiode — von der jetzigen rückwärts gezählt — an. Der 22., 23. und 24. gehören der jetzigen Weltperiode an; der 25. iſt Gautama, und ein 26. wird nach Gautama Buddha's Prophezeihung noch in dieſer Weltperiode erſcheinen, ſodaß ſie von fünf Buddhas das Geſetz empfängt. Eine vollſtändigere, aber mehrfach abweichende Tabelle geben die nepaleſiſchen Quellen[82]).

Welches der Inhalt des von Gautama Buddha zuerſt promulgirten dharma im Einzelnen war, können wir, da die ſchriftlichen Abfaſſungen, welche uns den Buddhismus kennen lehren, mehre Jahrhunderte ſpäter fallen ſollen, und dieſe uns noch ſehr mangelhaft bekannt ſind, nicht genauer beſtimmen. Dem ſpeculativen Theile lagen, wie ich nicht zweifle, ſchon jene früher beſprochenen Principien zu Grunde, welche weit genug waren, um die ganze bis dahin entwickelte indiſche (Brahmaniſche) Weltanſchauung in ihre weiten Falten aufzunehmen. Dadurch war dem Buddhismus die Möglichkeit gegeben, an die Stelle des Brahmathums als Volksreligion zu treten. Die Idee, daß ein Menſch ſeine gei-

75) Journ. of Beng. Sept. 1838. p. 813. 76) S. 36 fg. 77) Turnour, Mahaw. Introd. XXXIX. 78) Vgl. für ſie insbeſondere Foĕ Kouĕ Ki 279. Turnour a. a. O. und Decemb. 1838, wo unter andern ſein Tod; vgl. auch Foĕ Kouĕ Ki 273, ſeine Geburt ebend.

79) Turnour in Journ. of Beng. July. 1837. p. 505 fg. 508. 80) Vgl. S. 85. 81) Turnour a. a. O. 1838. Sept. p. 789. 82) As. Res. XVI, 446 fg.

Digitized by Google

ſige Gewalt bis zur Gottheit erweitern könne, war ſchon im Brahmathum ausgeprägt, und machte ſich tauſendfältig in der Volksreligion geltend. Es ſtand alſo an und für ſich nichts entgegen, Gautama Buddha als eine ſolche Potenz anzuerkennen, in Folge davon ſeine Anordnungen als göttliche hinzunehmen, und ſomit die ſpeculative Auffaſſung der Weltordnung, ſo weit ſie dem gewöhnlichen Verſtande begreiflich war, als Dogma ſich anzueignen. Allein mit dieſem ſpeculativen Theile hätte der Buddhismus wol auf die Gebildetern gewirkt; ſchwerlich aber auf das Volk. In Beziehung auf dieſes ſchuf er ſich Eingang einmal durch die Anerkennung aller Menſchen als gleichberechtigter Brüder, und zweitens durch die aus dem Wohlwollen, welches der Weiſe gegen alle Weſen üben ſoll, fließende Sittenlehre. Letztere bildete in dem älteſten Auftreten des Buddhismus ohne Zweifel die allerbedeutendſte Seite, und eine Menge verſchiedener Sagen über Gautama Buddha ſollen die in ihm vorherrſchende Tugend veranſchaulichen. Eingeprägt ward insbeſondere die Pflicht, kein Weſen, ſo weit es nicht die höchſte Nothdurft erfoderte, zu verletzen. Es ſind denn auch die älteſten Denkmäler des Buddhismus, die Inſchriften des Aſokas, faſt nur moraliſchen Inhalts; ſie verbieten Thiere zu tödten und ſchaffen die Todesſtrafe ab u. ſ. w.

Die Syſtematiſirung aller Seiten der Buddhiſtiſchen Religionsform machte ſich wahrſcheinlich erſt im Laufe der Zeiten. Genauere Kenntniß der Quellen wird uns wahrſcheinlich die Möglichkeit ſogar an die Hand geben, dieſe genauer zu verfolgen.

Die Objecte der Verehrung ſind zunächſt Gautama Buddha, welcher das herrſchende Geſetz verkündigt hat, und die ihm vorhergegangenen Buddhas. Zunächſt folgen die Bodhiſattvas, die, welche die Weſenheit der Intelligenz haben; es bezeichnet dies wol urſprünglich ſolche Heilige, welche den höchſten Grad zunächſt dem Buddha erreicht haben[83]). Denn ſo wird in der Atthakatha Gautama mehrfach Bodhiſatva genannt, ehe er das Buddhathum erreicht hat. Ferner aber ſind Bodhiſatvâs die Emanationen der Dhyâni-Buddha, welche die des Adhibuddha ſind, Cultusgegenſtände. Denn ſie ſind der Reihe nach Herren der Welt[84]).

In dieſen entfaltet ſich überhaupt eine zahlreiche Fülle von Gegenſtänden der Verehrung im Geiſterreiche[85]), und hier erſcheint auch eine Buddhiſtiſche Dreieinigkeit, gebildet durch 1) Buddha, 2) Dharma, 3) Sangha[86]). Ich halte dieſe Trias für ein ſpäteres Erzeugniß der Buddhiſtiſchen Metaphyſik, aus dem Beſtreben hervorgehend, dem Brahmathum in nichts nachzugeben. Doch kennt ſie ſchon Fa Hian um 400 n. Chr. Die Bedeutung derſelben ſcheint mir den Quotations nach folgende. Buddha, als im Menſchen zum Bewußtſein gekommene Weltordnung; **dharma**, Weltordnung an und für ſich, und **sangha** (wörtlich Haufen), die durch die Weltordnung in Einheit zuſammengefaßte Vielheit. So heißt es von Sangha: „Um willen Nirvritti zu erlangen, werfe ich mich zu Füßen des Sanghas, welcher, nachdem er die drei Eigenſchaften erlangt, die drei Welten ſchuf." In dieſem Syſtem iſt Adhi-Buddha, Isvara Herr und bewirkende Urſache des Alls, daher heißt es weiter von Sanghas: „Aus der Verbindung der Weſenheiten des upâjas (wirkende Kraft = Adhi-Buddha) und Prag'nâ (νοῦς = dharma) ging die Welt hervor, welche Sanghas iſt." Die Heiligen ferner werden hoch geehrt, welche in der Buddhiſtiſchen Kirche geglänzt haben. Von Buddha ſelbſt, insbeſondere und ebenſo Buddhiſtiſchen Heiligen, werden alle indiſchen Reliquien mit einem Eifer adorirt, der dem der römiſchen Kirche nichts nachgibt. Es gab ſelbſt Orte, wo man Buddha's Schatten[87]) als Reliquie zu beſitzen vorgab. Außer dieſen, dem Buddhiſtiſchen Cultus eigenthümlich angehörigen, Cultusobjecten erkennt dieſe Religionsform auch eine Menge Claſſen von Weſen höherer Natur an. Hierdurch tritt der ganze indiſche Volkscultus in das Bereich des Buddhismus, und ebenſo alle Geiſter und Götter anderer Völker, welche zu ihm bekehrt wurden. Allein dieſe ſtehen alle unter den Cultusgegenſtänden des eigentlichen Buddhismus. So wird in dem Aiſvarika-Syſtem von dem Bodhiſatva des vierten der ſogenannten Dhyâni-Buddhâs, himmliſchen Buddhas (erſte Emanationen des Adhi-Buddha) Padmapân'i dem jetzigen Herrn der Welt[88]), geſagt: „Aus der Stelle zwiſchen ſeinen Schultern ſprang hervor Brahma, aus ſeinem Vorderkopf Maha Deva (Çivas), aus ſeinen beiden Augen Sonne und Mond, aus ſeinem Munde Luft, aus ſeinen Zähnen Sarasvati, aus ſeinem Bauch Varuna, aus ſeinen Knieen Lakshmi, aus ſeinen Füßen die Erde, aus ſeinem Nabel Waſſer, aus den Wurzeln ſeiner Haare Indras und die andern Devatas." In Aſokas' Inſchriften kommt überaus wenig von Verehrung von Göttern vor, ſondern am meiſten wird mit Ehrfurcht **dharma** erwähnt; doch fodert er einmal auf, den Herrn, **isâna**, zu verehren[89]), und das Wort **dêva** kommt ebendaſelbſt in einer, jedoch noch dunkeln, Stelle vor. Auffallend iſt, daß Buddha nirgends in den Inſchriften göttlich verehrt wird; und **isana** ſcheint nur höchſt allgemein den Begriff Gott, als höchſte Einheit der Welt, zu bezeichnen; und wir dürfen ſchwerlich Aſokan ſelbſt die genaue Beſtimmung des Gottesbegriffs im Buddhismus zuſchreiben.

Die wichtigſte und älteſte Aufzählung des Buddhiſtiſchen Pantheons iſt uns in einer Inſchrift bewahrt, welche ſchwerlich um vieles jünger iſt, als Aſokas. Hier wird Verehrung dargebracht[90]) 1) dem **arijadham'ma** (ſanſkr. **ârjadharma**), dem heiligen Geſetz; 2) dem

83) As. Res. XV, 21. 84) As. Res. XVI, 442. 85) Vgl. die Tabelle derſelben im Journ. of Beng. Febr. 1836. p. 94. 86) Vgl. über ſie Foë Kouë Ki 10. 42. 159. 300 und die daſelbſt angeführten Stellen, insbeſondere aber die Quotations a. a. O. S. 83 fg.

87) Foë Kouë Ki 63. 240. 88) Ich kann nicht umhin, bei Aufzählung dieſer Gegenſtände die Syſteme des Buddhismus unter einander zu miſchen; dieſe Angaben gehören dem nepaleſiſchen Buddhismus und einer ziemlich jungen Form deſſelben. 89) Journ. of Beng. May. 1838. p. 441. 90) a. a. O. June. p. 566 und in Roy. As. Soc. Quarterly Journal. No. VIII.



Digitized by Google

Indra; 3) den Çakrêvâs, womit wol nur die Untergötter des Indra (Çakra) gemeint ſein können, welcher in allen alten Sagen über Buddha faſt der einzige mitſpielende Gott des indiſchen Olymps iſt; 4) den Vâsudevâs, ſpäter einer Götterclaſſe der Dſchainas (eines Zweiges der Buddhiſten), wol die alte Claſſe der Vaſavas; 5) dem Mond und der Sonne; 6) den mit dem Geſetz Begabten (dhammavatânam, das Wort iſt nicht ganz ſicher, inſofeen es ſowol dem ſanſkrit. dharmavr̆itânam als dharmavâtam entſprechen kann; ich nehme letzteres an und erkläre dieſe dharmavantas für die Buddhas, diejenigen, welche das Geſetz erkannt und gelehrt haben); 7) den Erwählten (vatânam = ſanſk. vr̆itânam, d. i. die Heiligen, die Patriarchen, welchen das von Buddhas erkannte Geſetz anvertraut iſt, und die es weiter gelehrt haben); 8) den Welthütern (lôkapâlas); 9) Jama, Varun'a und den Geiſtern der Oberwelt (aurdhvarava, wörtlich Tönen der Oberwelt).

Dieſes Monument iſt eins der allerintereſſanteſten und ſtellt uns die Form dar, in welcher in Bezug auf die göttlich zu verehrenden Gegenſtände der Buddhismus Platz als Volksreligion griff. Hier tritt 1) Dharma, Weltordnung, an die Stelle, welche im Brahmathum das höchſte Weſen, in den ſpeculativen Schulen ſehr abſtract gefaßt und gewöhnlich Brahma genannt, in der Volksreligion Viſhnu, Çiva einnahm. Dieſe mußten, wenn ihnen ihre hohe Bedeutung im Volksglauben nicht genommen werden konnte, gradezu negirt werden; erſt bei ſpäterer Amalgamation mit dem Brahmathum und nachdem der Buddhismus mehr Platz gegriffen hatte, konnte er es wagen, dieſen höchſten Göttern jene ſo niedrige Stellung anzuweiſen, die er in ſeinem Syſteme einnimmt. Dharma iſt, wie in den Aſokainſchriften, das bedeutendſte Moment. 2) Buddha nimmt noch keinesweges die hervorragende Stellung ein; er geht auf in den übrigen Buddhâs, den Menſchen, welche durch tapas und dhjânam den dharmas erkannt und promulgirt haben. Die nächſte Stelle nach dem Princip — der Weltordnung — nehmen, wie im Brahmathum, die alten Götter Indra an ihrer Spitze ein; ſie zerfallen in Icâs und Vasudêvâs. Dann erſt folgen die Buddhas und die Buddhiſtiſchen Heiligen; dieſe jedoch vor den niedern Göttern und Geiſtern.

Die Cultusgegenſtände werden im Allgemeinen durch Gebet und Opfer verehrt, aber die Opfer dürfen nicht anders als unblutig ſein.

Die Lehre, welche der dharmas enthielt, mußte natürlich, da er die ganze Weltordnung in ſich aufnahm, immer umfaſſender geworden ſein. Seine Grundlage ſcheint in der Buddhiſtiſchen Glaubensformel enthalten, in welcher wir wol eins der älteſten Denkmale des Buddhismus vor uns haben. Denn ſie findet ſich bei allen Buddhiſtiſchen Völkern wieder, bei den Ceyloneſen, wie Tibetanern, als Inſchrift auf Buddhiſtiſchen Denkmälern rc. Bei den Tibetanern iſt ſie in Sanſkrit und Tibetaniſchen gegeben. Sie lautet im Pali [91]):

Ye dhamma hetuppabhavá, tesán hêtun tathâgato
Aha tesan cha yo nirodha. Evan vâdi mahâ samanô.
Sabba pápassa akaranam; Kusalassa upasanpadá;
Sa chitta paridamanan; Etan Buddhánusásanan [92]).

1) „Welche Geſetze aus der Grundurſache hervorgegangen ſind, deren Grundurſache hat Tathagatas verkündet, und welches ihre Verhinderung iſt (d. h. wodurch es geſchieht, daß dieſe Geſetze nicht in jeder Einzelnheit zur Darſtellung kommen, Abweichungen von ihnen herbeigeführt werden). So hat verkündet der Erzdulder."

2) Alles Böſen Nichtveranlaſſung; Vollbringung des Heilſamen; Bezähmung der eigenen Gedanken; dies iſt Buddhas' Lehre.

Leben nach dem Geſetz, ſodaß ſeine Herrſchaft immer wachſe (dharmavr̆iddhi, Geſetzeswachsthum) und Wachsthum der Erkenntniß (bodhi-vr̆iddhi) ſind daher die Grundprincipien für die Entfaltung des Buddhiſtiſchen Lebens, wie ſie ſchon in Aſokas' Inſchriften erſcheinen [93]).

Die Grundſätze der Moral ſind in zehn Gebote zuſammengezogen; ſie zerfallen in drei Claſſen, inſofern ſie ſich auf 1) Handeln (körperliche kajaka), 2) Reden (vak'aka), 3) Denken (manasi) beziehen. Die erſte Claſſe hat drei: 1) nicht die geringſte Creatur zu tödten; 2) ſich keines fremden Eigenthums bemächtigen; 3) die Pflichten der Keuſchheit nicht zu verletzen; die zweite hat vier: 1) nicht lügen; 2) nicht verleumden; 3) nicht beleidigen; 4) nicht durch Klätſchereien zu Zank und Streit Gelegenheit geben. Die dritte Claſſe hat drei: 1) nicht haſſen; 2) nicht an den heiligen Schriften (des Buddhismus) zweifeln; 3) an die Unſterblichkeit glauben. Wie alt dieſer Dekalogus iſt, läßt ſich noch nicht genauer beſtimmen. Doch reicht auch er nicht bis zu Aſokas' Zeit; ſonſt würde er wol ſeine Stelle in der eilften Tafel ſeiner Inſchrift gefunden haben, wo als nächſte Folgen, als Gaben des dharmas angegeben werden: Freundliche Behandlung von Sklaven und Dienern; Gehorſam gegen Ältern rc. [94]).

Der Grundſatz, daß von den Thaten einer früheren Exiſtenz der Zuſtand der folgenden bedingt iſt, bleibt, wie im Brahmathum (das in der früheren Geburt gethane iſt die Beſtimmung pûrvag'anma kr̆itam karma tad daiv-

91) Journ. of Beng. 1835. March. p. 135 fg. Dec. p. 713. Vgl. Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 2, 229.

92) Laſſen a. a. O. (in der Zeitſchrift) hat bemerkt, daß die beiden erſten Verſe, in der Paliſprache geleſen, einen Arja-Vers bilden. Mit den beiden letzten iſt dies entſchieden nicht der Fall, man müßte denn überaus kühne Emendationen walten laſſen. Allein die beiden letzten Verſe hängen, wie die im Texte gegebene Überſetzung ſchon zeigt, aber auch von einem Buddhiſten, Rutna Pala, ausdrücklich bemerkt wird, gar nicht nothwendig mit dem erſten zuſammen. Im Gegentheile folgt im Gottesdienſte der Ceyloneſen eine ganz andere Reihe von Verſen. Nun iſt es bemerkenswerth, daß die ſanſkritiſche Überſetzung dieſer letzten beiden Verſe, lautend
Sarva pâpasjâkaran'am kuçalasjôpasampadâh'
Sva k'ittaparidamanam êtad Buddhânuçâsanam,
ganz deutlich einen epiſchen Slokas bilden. Ich vermuthe daher, daß letztere ſpätern Urſprungs ſind und von den ſüdlichen Buddhiſten erſt angenommen. Der Arja-Vers drückt das allgemeine Dogma aus; der Slokas Specialitäten. 93) Journ. of Beng. July. 1837. p. 573. 94) Journ. of Beng. March. 1838. p. 259.

Digitized by Google

jam) [95]). Ebenſo die Überzeugung eines zwiſchen den verſchiedenen Exiſtenzen liegenden Gerichts, mit Belohnung und Beſtrafung; für ſie exiſtiren eine Menge von Himmeln und Höllen, überhaupt Welten. In Beziehung auf die Anzahl ſowol, als die Principe der Eintheilung der Welten finde ich die Angaben der nepaleſiſchen und der ſiameſiſchen Buddhiſten abweichend [96]). Die oberſte Welt heißt nach nepaleſiſcher Angabe Agnisht'a Bhuvana, die Feuerwelt, und iſt der Sitz des Adhi-Buddha. Unter ihr folgen nach einigen 10, nach andern 13 Welten, Sitze der Bôdhiſatwas; in dieſe gelangen für die Zwiſchenzeit die treuen Anhänger und Befolger des Buddhismus. Unter dieſen folgen 18 Welten des Brahma, in dieſe kommen die frommen Verehrer des Brahma; nach dieſen folgen 6 des Viſhnus und dann 6 des Mahadeva, für deren Verehrer beſtimmt. Dann folgen die Welt des Indra, des Yama, der Sonne und des Mondes, der Firſterne ꝛc., welche den Raum bis zum Feuertheil einnehmen; unter dieſem iſt der Lufttheil, dann die Erde. Unter ihr iſt der Waſſertheil. Dann folgen die ſieben Höllenwelten; von denen ſind ſechs die Wohnungen der Daitjas, eine, Naraka, in acht Abtheilungen getheilt, der Aufenthalt der Sünder. Alle Welten von Brahma's Himmeln an, bis zum Naraka ſind das Werk des Manjuſri. Ich habe hier dieſe nepaleſiſche Eintheilung ganz gegeben, damit man an einem Beiſpiel erkenne, wie ſehr der nepaleſiſche Buddhismus vom Brahmathum durchdrungen iſt, und augenſcheinlich ein Beſtreben zeigt, ſich mit ihm zu uniren. Damit man ſehe, wie dies im alten Buddhismus beiweitem weniger der Fall geweſen ſein muß, vergleiche man, was oben über das älteſte Buddhiſtiſche Pantheon bemerkt wird, mit welchem dieſe Welttheilung, erſt wenn man Brahma's Viſhnus' und Sivas' Himmel abzieht, faſt zuſammenſtimmt. Ich muß hier auch die ſiameſiſche Eintheilung noch erwähnen, damit man ſich einigermaßen ein Bild von den angenommenen Exiſtenzen in dieſen Welten mache. Denn auf die Mythologie und mythiſchen Anſchauungen der Buddhiſten können wir ebenſo wenig eingehen, wie auf die der Brahmanen.

Über der Erde iſt eine Welt der Geiſter (devatas), welche 500 Jahre leben, und ihre Weiber 9,000,000 mal beſuchen, nach denſelben Zeugungsgeſetzen ſich fortpflanzend, wie die Menſchen. Die Welt darüber iſt die des Indra; hier leben die Devatâs 1000 Jahre, und pflanzen ſich nach denſelben Zeugungsgeſetzen fort. Die dritte Welt iſt die des Yama; die Geiſter darin leben 2000 Jahre und umarmen ihre Frauen nur. Die vierte Welt (Tushita) hat Genien, die 4000 Jahre leben und ihre Frauen nur an der Hand berühren. Die fünfte hat Genien von 8000 Jahren, die ſich durch bloße Unterhaltung fortpflanzen. Die ſechste hat Genien, die 16,000 Jahre leben und ſich blos durch Anblicken fortpflanzen. Dann folgen aufwärts noch 16 Welten.

Was das Gericht in der Unterwelt übrigens betrifft, ſo theilt eine Buddhiſtiſche Schrift mit [97]), daß Buddha erklärt habe, daß es gar keinen Jama (Todtenrichter) gebe, ſondern ihn nur die Böſen im Geiſte ſehen. Dieſes, wie anderes, beſtätigt, daß die Geſtalt des Buddhismus ſich unendlich von Buddha's Lehre entfernt habe. Die ſchon erwähnten ſiameſiſchen Mittheilungen ſind in Bezug auf die Beſtrafung der Sünder ſehr reichhaltig [98]).

Der zu religiöſer Feier beſtimmten Tage gibt es im jetzigen Buddhismus eine große Menge. Es ſind dies zunächſt Faſttage, welche ſchon in den Aſokainſchriften vorkommen [99]). Die Enthaltung von allem Trocknen oder Flüſſigen wird mit einer Strenge geübt, wie ſie nur noch bei den Juden vorkommt. Selbſt das Verſchlucken des Speichels iſt, grade wie bei dieſen, während des Faſtens nicht zuläſſig. Feiertage ſind zunächſt monatlich vier beim Wechſel des Mondes, außerdem eine Menge zur Erinnerung an Buddha — z. B. zur Feier ſeines Geburtstages [1]) — und andere Heilige des Buddhismus. Bei dieſen entfaltet ſich in Proceſſionen, Muſik und andern Arten religiöſen Gepränges ein gewaltiger Glanz der Buddhiſtiſchen Kirche. Dieſer hebt vorzüglich die Buddhiſtiſche Hierarchie, über welche wir ſchließlich noch Einiges bemerken müſſen, da ſie ſo ſehr früh die Augen der Europäer insbeſondere auf ſich zog, und zu den ſonderbarſten Vermuthungen und Combinationen Veranlaſſung gab.

Indem der Buddhismus die Erſtrebung des höchſten Heils — welche früher in den Brahmanenſchulen und dem Brahmaniſchen Anachoretenleben und als die höchſte, aber keineswegs abſolut nothwendige aufgeſtellt, ſondern ſogar an gewiſſe Reſtrictionen gebunden war — als die allen Menſchen zu betretende Lebensbahn feſtſetzte, und als die Mittel dazu, die in dem früheren Anachoretenleben angenommenen in geläuterterer Form vorſchrieb, mußte er nothwendig alle Menſchen zu einem Leben auffodern, welches dem der Brahmaniſchen Anachoreten ſehr ähnlich war, und alle die Reſtrictionen, welche das Brahmathum aufgeſtellt hatte, um von dieſem Leben einige Claſſen ganz, andere für eine beſtimmte Lebenszeit, bis zur Erfüllung gewiſſer Bedingungen auszuſchließen, aufheben. So iſt es denn auch ſehr wahrſcheinlich, daß der Buddhismus in älteſter Zeit blos aus Aſketen beſtand, aber dieſe Aſketen waren aus allen Kaſten, und ſowol dem einen, wie dem andern Geſchlechte — wie denn der Buddhismus eine Menge Frauen unter ſeinen Gegenſtänden der Verehrung zählt. — Als jedoch der Buddhismus ſich als Volksreligion auszubreiten anfing, war es natürlich nicht möglich, daß alle Bekenner deſſelben das eigentlich Buddhiſtiſche, das aſketiſche, Leben ergriffen, ſo ſehr die

95) Bei *Rochinger*, La vie contemplative. p. 158. 96) Jene findet ſich in Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 233; dieſe III, 79 fg.; die Birmaniſche findet ſich in A Description of the burmese Empire compiled chiefly from native documents by the rev. *Father Sangermano* and translated from his Ms. by *William Tandy*. Rom. Vgl. meine Rec. in Gött. Gel. Anz. 1837. S. 1373.

97) Transact. III, 82. 98) a. a. O. 88. 99) Journ. of Beng. May. 1838. p. 453.

1) Foĕ Kouĕ Ki, p. 254.



Digitized by Google

Neigung dazu auch bei Fürſten, Prinzeſſinnen und andern, wie die Geſchichte des Buddhismus zeigt, hervortrat. Dadurch mußten ſich Laien bilden, für die die Buddhiſtiſche Religion nur in Zeichen, welche an die früher allgemeine Aſkeſe erinnerten, ihrer moraliſchen Seite, Gebeten, Opfern, Almoſen ꝛc. beſtand [2]). Die Übung der eigentlichen Aufgabe des Buddhismus — ſich durch geiſtige Kraſt den Weg zur ewigen Seligkeit zu bahnen — überließ man denen, welche aus Neigung oder Trieb ſich dem entſagenden Leben widmeten. Eine natürliche Folge davon war, daß dieſe letztere in Aſokas' Zeit mit allgemeinem Namen çramanâs, die *Entſagenden*, genannt [3]), mit hoher Verehrung betrachtet werden, und nach und nach die geiſtige Leitung des Volkes erhielten. Aus ihnen wird wol ſchon Aſokas die Religionslehrer (dhammamahâmâta) [4]) genommen haben, welche er aller Orten anſtellte, und aus ihnen entwickelte ſich nach und nach die Buddhiſtiſche in Tibet ſo reich ausgebildete Hierarchie.

Die, welche ſich dem Buddhiſtiſchen Aſketenleben widmen, ſind, ſie mögen ſtammen, woher ſie wollen, durch nichts unterſchieden, als den Grad ihrer Wiſſenſchaft und ihrer Heiligkeit. Sowie ſich die älteſten Buddhiſtiſchen Aſketen um Buddhas verſammelt hatten, in ihm ihren Mittelpunkt erblickend, ſo verſammelten ſie ſich auch um die ihm nachfolgenden Patriarchen, welche als des Geſetzes Kundigſte die Spitze des Buddhiſtiſchen Cultus bildeten, gleichſam Buddhas' Vertreter auf Erden waren. Dadurch war die Grundlage zum gemeinſchaftlichen — klöſterlichen — Leben der Buddhiſtiſchen Aſketen gegeben, welches ihren eigentlichen Charakter bildet, und wodurch ſie ſich ſogleich weſentlich von dem Brahmaniſchen Aſketenthum unterſchieden. Solche Klöſter hat, wie der Mahâwanſo und Fa Hian berichtet, ſchon Aſokas in großer Menge errichtet. Unter ſeinen Nachfolgern müſſen ſie überaus ſchnell und mit ihnen die Zahl der Buddhiſtiſchen Aſketen zugenommen haben. Denn Fa Hian (um 400 n. Chr.), zu deſſen Zeit der Buddhismus ſchon ſehr in Abnahme wieder kam, führt große Zahlen von Mönchen, ſelbſt für kleine indiſche Länder, an, und bemerkt gewöhnlich dabei, daß früher ihre Zahl noch viel größer geweſen ſei. Neben den Männerklöſtern beſtanden auch Frauenklöſter. Haupt von allen dieſen Congregrationen war der Patriarch, in den Paliquellen gewöhnlich nur thero (im Sanſkrit sthairjas, *der Standhafte*) betitelt. Jede einzelne Congregation ſtand wiederum unter einem Obern und die weiblichen unter einer Oberin; dieſen waren die Brüder und Schweſtern den ſtrengſten Gehorſam ſchuldig. Seit den älteſten Zeiten zerfielen die Congregirten in verſchiedene Claſſen, je nach den Stufen ihrer Weihen; die, welche die erſte Claſſe bildeten, hießen Arhantas, *die Würdigen*, und bildeten z. B. die Concilien, auf denen religiöſe Fragen entſchieden wurden. Nach der nepaleſiſchen Angabe ſind ſie die Vollkommenen und können andern Vollkommenheit geben. Die verſchiedenen Claſſen werden nicht allenthalben gleich geweſen ſein, und die neuen Eintheilungen bei den außerindiſchen Buddhiſtiſchen Völkern mögen uns ſchwerlich ein Bild von denen geben, die in Indien herrſchten. Das Noviziat war gewiß ſtets von den übrigen Claſſen ſtreng geſchieden. Um in ein Kloſter aufgenommen zu werden, mußte man frei von Schwächen und Ungeſtaltheiten des Körpers ſein, aus legitimer Ehe ſtammen, keine Schulden haben und frei und von keinem Herrn abhängig ſein; der Novize mußte über 20 Jahre haben und die Beiſtimmung ſeiner Ältern. Sein Gelübde iſt übrigens nicht für das Leben bindend, ſondern er kann nach ſeinem Belieben das Kloſter verlaſſen und in die Welt zurückkehren.

Die Klöſter (vihâiâs) ſind gewöhnlich ſchöne Gebäude, von Fürſten und Reichen zu ihrer Seele Heil und dem Beſten der Kirche aufgeführt. In der Nähe derſelben iſt ein Tempel K'aitja, ſo genannt nach dem heiligen Feigenbaum, unter deren einem Gautama ſein Buddhathum erreichte. Gewöhnlich erwähnt Fa Hian auch stûpas, *Topen*, kuppelähnliche Gebäude in der Nähe der Klöſter, welche über heilige Reliquien gebaut waren, und inſofern auch Dahgobas heißen (dhâtugarbha im Sanſkrit), *Reliquienbewahrer*. Doch ſtehen die stûpâs auch beſonders; eine derartige iſt die berühmte gewöhnlich von Manikjâla genannt, welches Wort einem ſanſkritiſchen man'ikshâra entſpricht, und *Buddhaaſche* bedeutet [5]). In dem Kloſtergebäude finden ſich Cellen, größere Zimmer, ein Verſammlungsſaal, Zimmer, um Fremde gaſtlich aufzunehmen, ein Hoſpital, eine Apotheke, ein Saal für den Barbier, der den Mönchen die Kopfhaare abraſirt, eine Schatzkammer, wo man die Idole Buddha's und anderer Gegenſtände der Verehrung bewahrt, Eßſaal, Gefängniß ꝛc. Gewöhnlich bilden dieſe Abtheilungen kleinere Häuſer, welche allſammt eine Mauer umfaßt. Die Kleidung des Mönches bildet ein geldes Gewand; ſein Inventar beſteht in einem Sonnenſchirm, dem Symbol der Herrſchaft (hier über ſich), einer Matte und einem Kiſſen, einem Krug, einer Almoſenbüchſe. Er darf nur von erbettelten oder ſonſt geſchenkten Speiſen leben. Er darf kein Thier tödten, um Fleiſch zu eſſen; in früheren Zeiten aßen die Mönche gewiß überhaupt kein Fleiſch, jetzt aber tödten die Laien ohne Skrupel Fleiſch und die Mönche genießen dies, wenn es ihnen gebracht wird. Die Mönche dürfen nur einmal täglich und nur gemeinſchaftlich eſſen. Die Reſte des Mahls müſſen an Arme vertheilt werden. Die Mönche, ſowie die Nonnen, ſind zum Cälibat verpflichtet. Die Beſchäftigung der Mönche ſind insbeſondere Studien und Unterricht in den heiligen Schriften, ſowie andere geiſtige Thä-

2) Doch treten auch bei ihnen Beſonderheiten hervor; vgl. Foě Kouě Ki. p. 18t. n. 19. 3) In den Aſokainſchriften vielfach und gewöhnlich neben den Brahman'âs erwähnt. Journ. of Bengal. March. 1838. p. 252. 4) Daß er in dem altindiſchen Buddhismus eine höchſt bedeutende Stelle einnimmt, zeigt die Beſchreibung der Concilien; doch läßt ſich dieſe Stellung nicht genauer beſtimmen; vgl. insbeſondere noch Journ. of Beng. Novemb. 1838. p. 923.

5) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. S. 804. über Stupas: Ritter, Stupas.

Digitized by Google

thigkeiten. Außerdem haben ſie Gebete, Reinigungen und andere derartige religiöſe Obliegenheiten zu verrichten[6]).

Dieſe Skizze des älteren Buddhismus in Indien möge für jetzt genügen; ich mußte vieles aus den neueren und entlegneren Formen deſſelben einmiſchen, um ſelbſt dieſe dürftige Anſchauung zuſammenzubringen. Sobald erſt die Menge von Quellen für die Geſchichte und das urſprünglichere Weſen des Buddhismus, welche ſich handſchriftlich in Europa befinden, zugänglich gemacht werden, wird ſich Vollſtändigeres und Sichereres aufſtellen laſſen.

Den Verfall des Buddhismus muß ich nach genauerer Erkenntniß zwei Momenten insbeſondere zuſchreiben, einmal der Abſchaffung der Kaſten, 2) der allzu leichtſinnigen Vermiſchung des eigentlichen Buddhiſtiſchen Weſens mit allen Phantasmen des Brahmathums. Bei der vollſtändigen Verſchiedenheit einer bedeutenden Claſſe der Bewohner Indiens — der Ureinwohner nämlich — konnte ſich der gemeine Menſchenverſtand wol nur mit Mühe zu dem Begriffe der Gleichheit aller Menſchen erheben, und wir haben auch ſchon bemerkt, wie die Buddhiſten ſelbſt zu Fa Hian's Zeit von dem Kaſtenvorurtheil nicht ganz abgekommen waren. Durch die Unmöglichkeit eine gleichmäßige Bildung — wegen Unzulänglichkeit der Mittel — über ganz Indien zu verbreiten, mußte dies Vorurtheil immer wieder hervortreten. Die Einmiſchung der ganzen Brahmaniſchen Mythologie ꝛc. konnte aber nicht verfehlen, die Buddhiſtiſche Religion der Brahmaniſchen in den Geſtalten, in welchen ſie vom Volke geübt wurden, ſo ähnlich zu machen, daß im Volkscultus kaum ein Unterſchied beſtand. Die metaphyſiſchen Principien — Weltordnung und Möglichkeit des Buddhathums — waren aber in ihrer eigentlichen Bedeutung vom Volke, und ſelbſt in höheren Claſſen, wenig oder gar nicht verſtanden, und wo dieſes einigermaßen der Fall war, hat ſich der gewöhnliche Verſtand gegen das Leugnen einer abſoluten Freiheit, eines perſönlichen Gottes, deſſen Begriff ihm am meiſten conform iſt, wol ſogleich aufgelehnt. Der Haupthaltpunkt war wol nur die Moral, und dieſe fand ſich auch im Brahmathum, obgleich ſie hier weniger hervortrat. Der Buddhismus war gewiß ſchon ſehr geſchwächt, als das Brahmathum etwa im 9. Jahrh. es wagen konnte, blutige Verfolgungen gegen ihn herbeizuführen. Dieſe galten weniger ſeiner poſitiven Lehre, als der von ihm ausgeſprochenen Aufhebung der Kaſten, Wegleugnung der Autorität der Veden und des Principats der Brahmanen. Zuerſt ſcheinen ſie in Nordindien — dem eigentlichen Hinduſtan — theils ausgerottet zu ſein, theils von ſelbſt aufgehört zu haben. Länger hielten ſie ſich im Dekhan; in Guzerate noch bis 1299. Die letzten Könige von Benares (vor den Muhammedanern) waren noch Buddhiſten. Allein im 16. Jahrh. kennt man Buddhiſten in Indien faſt nur noch traditionell. Nur in dem einzigen Nepal hat ſich der Buddhismus bis auf den heutigen Tag als eigentlich herrſchende Religion erhalten, und dieſem Umſtand verdanken wir den wichtigſten Theil unſerer Kenntniſſe deſſelben. Allein der äußern Form insbeſondere, welche es hier erhalten hat, ſieht man es an, daß ſie ſehr von der primären abweicht. Weniger iſt dies der Fall in Bezug auf die höheren, metaphyſiſchen Theile, welche auf den aus früheren Zeiten überkommenen Schriften beruhen.

Die Bhuddhiſten hießen hier[7]) bauddhâs, Buddhiſten, buddhamârginas, die den Weg des Buddha eingeſchlagen haben, und bandhjâs (zu Binsende wörtlich, woher das bekannte Bonze, welches zugleich zeigt, daß dieſer Name früher wol nur denen angehörte, welche das Kloſtergelübde abgelegt hatten, wie denn auch die Buddhiſtiſchen heiligen Schriften diejenigen bandhja nennen, welcher die Locke auf dem Scheitel abgeſchnitten hat; es iſt dies ein Überbleibſel aus der Zeit, wo alle Buddhiſten ſich dem aſketiſchen Leben widmeten). Die Bandhjâs zerfallen in zwei Claſſen: 1) vâhjak'arja, ſolche, welche dem äußeren (exoteriſchen) Wandel folgen, und 2) abhjantarâk'arja, welche dem inneren (esoteriſchen) Wandel folgen. Dieſe Claſſen heißen auch Bhikshu, Bettler, welche zum Cälibat verpflichtet ſind, und Vag'râk'arja, welche heirathen können; dieſe letzteren bilden jetzt die eigentliche Kleriſei und verrichten die höheren prieſterlichen Dienſte; während die Bhikſhu, die jetzt ebenfalls heirathen, nur die niedern in ihren Händen behielten. Beide Claſſen ſind erblich geworden. Den heiligen Schriften gemäß exiſtirt noch eine Eintheilung in vier Weihen, gemäß den Stufen der Erkenntniß, nämlich Arhan, die oberſte Weihe, bhikshu, welche nur von Almoſen leben, und k'ailaka, welche das Buddhiſtiſche Gewand tragen, und endlich çrâvaka, die Hörer, wol urſprünglich die Novizen. Zwiſchen der zweiten und dritten Kaſte exiſtirt kein weſentlicher Unterſchied. Außer dieſen bilden die erwähnten Vag'ra âk'arjâs eine fünfte Claſſe in Nepal. Die klöſterlichen Gebäude exiſtiren noch, aber weit von ihrem urſprünglichen Zweck verſchieden. Die verheiratheten Männer leben darin mit Frau und Kindern, und treiben neben ihren religiöſen Pflichten Ackerbau und Induſtrie.

Als der Buddhismus im eigentlichen Indien aus den beiden angegebenen Gründen vorzüglich unterzugehen anfing, ſchied ſich von ihm die

Dſchainareligionsform[8]). Ihren Namen haben ſie von g'ina, einem Beinamen eines gottgewordenen Heiligen, welcher Sieger bedeutet; ſo mögen ſich aber urſprünglich die Buddhiſtiſchen Aſketen, welche die höhere Weihe erhalten hatten, überhaupt genannt haben, und man kann daher aus Heſychius' Gloſſe, *Γέννοι· οἱ γυμνο-*

6) *Bochinger*, La Vie. p. 180.

7) Ich folge Hodgſon's Sketch in Transact. II. 242. Die andern Mittheilungen über die nepaleſiſchen Buddhiſten ſind nicht ſo genau.

8) Vgl. über ſie Particulars of the Jains by *Buchanan* in As. Res, IX, 279. Observations on the Sect of Jains by *Colebrooke* ebend. 287. Account of the Jains by *Mackenzie* ebend. 244. On the Sravacs or Jains by *Delamaine* in Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 418. *Buchanan*, *Hamilton* ebend. 531. *Colebrooke* 551. *Wilson*, As. Res. XVII, 241. von Bohten, Altes Indien. I, 352. *Bochinger*, La Vie. 229 und die daſelbſt angeführten Stellen. Ritter, Aſien. IV, 1, 733. 738. IV, 2, 303.

Digitized by Google

*σοφισταί*, nicht auf eine damals ſchon beſtehende Scheidung der Dſchainas von den Buddhiſten ſchließen. In Beziehung auf die Anſchauung der Weltordnung ſtimmen ſie noch faſt ganz mit der Form überein, welche uns der primäre Buddhismus aufgeſtellt zu haben ſcheint. Ewigkeit der Materie, ewig ſich durch ſich ſelbſt entfaltende Weltordnung, Seelenwanderung, ſind auch ihre Principien; ebenſo nehmen ſie Heilige an, welche ſich aus eigener Kraft zur Erkenntniß derſelben erhoben, und daraus die Geſetze für das Leben geoffenbart haben. Allein Gautama iſt nicht der bedeutendſte derſelben, wie im Buddhismus, ſondern ſie geben als Stifter ihrer Lehre einen älteren Heiligen an: Pârsvanâtha, welchen ſie vor allen andern verehren. Sie nennen ihre Heilige, welche in bis auf den heutigen Tag ſich excipirender Folge an der Spitze ihrer Religion geſtanden, Tirthakarâs, R e i n i g u n g s b e w i r k e r. Unter dieſen erſcheint auch Gautama als Schüler des Vardhamâna, und dieſen ſetzt ihre Chronologie um 645 v. Chr.[9]), wodurch ſie in Beziehung auf Gautama's Zeit (543) ſich mit der Angabe der ceyloneſiſchen Buddhiſten verbindet. In einer Hauptautorität des Dſchainacultus erſcheint Gautama oder Çakjamuni nur als Bodhisatwa, erſt nach Indra und den übrigen Göttern des Brahmaniſchen Olymps, nicht aber als identiſch mit dem höchſten Gegenſtande der Verehrung, dem gottgewordenen G'ina[10]). Auch den Olymp des Brahmathums haben ſie in ihre Mythen aufgenommen, jedoch, wie der Buddhismus, als untergeordnete Gottheiten, und verehren ſie nicht. Die Veden verdammen ſie ebenfalls, wie dieſe; dagegen haben ſie — jedoch finden ſich hier aber auch abweichende Lehren — die Kaſtenunterſchiede wieder aufgenommen. Die Aſkeſe iſt bei ihnen in ſehr ſtrenger Form und durchdringt das ganze Leben.

Nach dieſem iſt es mir höchſt wahrſcheinlich, daß das Dſchainathum zu einer Zeit aus dem Buddhismus hervortrat, in welcher dieſer in einem Zuſtande der Degeneration ſich befand. Indem man ihn zu ſeiner urſprünglichen Reinheit zurückführen wollte, griff man zunächſt zu einer ſtrengeren Aſkeſe, als dem eigentlichen Lebensprincip deſſelben, und nahm als Stifter einen älteren Heiligen an. Vierundzwanzig Heilige ſind in der jetzigen Avasarpinî, Periode, erſchienen; 24 in der vergangenen und 24 werden in der zukünftigen erſcheinen. Alle 72 werden in ihren Idolen verehrt, insbeſondere jedoch die 24 der jetzigen Periode. Um einen Begriff der Anſchauungsweiſe der Dſchainas zu geben, wird eine Aufzählung einiger derſelben und Anderes ſie betreffende (nach Colebrooke) nicht undienlich ſein.

Der erſte heißt Rishabha oder Vrishabha, gewöhnlich mit dem Beiſatz nâtha, H e r r, den auch alle übrigen führen, aus dem Stamme des Ikſhvâku, welchem auch Gautama Buddha nach den Buddhiſten angehörte; er wird abgebildet mit einem gelben oder goldfarbenen Teint, und hat einen Stier als charakteriſtiſches Attribut. Seine Höhe war 500 Bogen, und ſein Leben dauerte 8,400,000 große Jahre. Er wurde gegen das Ende des dritten Weltalters geboren und ſeine Apotheoſe fiel 3 Jahre und 8½ Monat vor das Ende derſelben. Er war der erſte König, Anachoret und Heilige, und wird daher Prathama râ'ga Prathama Bhikshâkara, Prathama G'ina und Prathama Tirthancara genannt. Er war 2,000,000 Jahre alt, als er König ward, und regierte 6,300,000. Alsdann dankte er ab, und errang in 100,000 Jahren die verſchiedenen Stufen der Weihen.

2) Der zweite hieß Ag'ita, ebenfalls aus dem Geſchlechte des Ikſhvâku, von gleichem Teint, wie der erſte. Ein Elefant ſein Attribut; ſeine Höhe 450 Bogen; ſeine Lebensdauer 7,200,000 Jahre. Er ward G'ina, nachdem 60 Lakſhas von Crors der Oceane von Jahren verfloſſen wären, vom zehnten Cror des Crors[11]).

3) Der dritte iſt Sambhava; ſein Attribut ein Pferd; er iſt 400 Bogen hoch, 6,000,000 Jahre alt.

4) Abhinandana; ſein Attribut ein Affe; ſeine Höhe 300 Bogen; ſein Alter 5,000,000.

5) Sumati; ſein Attribut eine Art Vogel; ſeine Lebensdauer 4,000,000.

6) Padmaprabha, roth, Attribut L o t o s, 200 hoch, 3,000,000 alt ꝛc.

Der 23., vorletzte der vierten Periode, iſt der ſchon erwähnte Pârsvanâtha; auch er wird von Ikſhvâku abgeleitet; gebildet wird er in blauem Teint; ſein Abzeichen iſt eine Schlange. Geboren ward er in Benares und begann ſein religiöſes Leben in ſeinem 30. Jahre; er ſetzte es 70 Jahre fort und ward im 100. Lebensjahre G'ina.

Der 24. und letzte der früheren G'inas iſt Vardhamâna, oder Vîra, Mahavîra, auch *κατ' ἐξοχήν* Çramana genannt. Ihm wird ein Goldteint gegeben. Er war früher Gott, verließ aber dieſen Zuſtand, um als Sterblicher ſich zur ewigen Seligkeit zu erheben. Er ward fleiſchlich geboren am Ende der vierten Periode der Jetztzeit (jede Revolution der Welt zerfällt nämlich nach Dſchaina-Anſchauung in ſechs Perioden)[12]), als noch 75 Jahre und 8½ Monate derſelben übrig waren. Sein Vater war Siddhârta, ebenfalls aus dem Geſchlechte des Ikſhvâku. Im 30. Lebensjahre begann er ſeinen religiöſen Wandel. 3 Jahre 8½ Monat vor Ablauf der vierten Periode ward er G'ina. Das Calpasûtra, das Hauptwerk für dieſe Data, gibt ſich für 980 Jahre nach dieſer Zeit geſchrieben aus; das J. 1840 iſt das 2485. nach ſeinem nirvâna[13]); dieſes fällt alſo 645 v. Chr., etwa 100 Jahre früher, als die Buddhiſten ihre Gautamas anſetzen; das Calpaſûtram würde etwa ins 4. Jahrh. n. Chr. fallen, und in dieſe Zeit könnte, wenn auch nicht die Abfaſſung deſſelben, doch die Ausſcheidung des Dſchanismus aus dem Buddhismus fallen.

Zwei von Vardhamana's Schülern, Gautama und Sudharma, überlebten ihn; allein jener hat, nach Anſicht der Dſchainas, keine Nachfolger, ſondern nur dieſer und dieſer werden bis auf das jetzige Oberhaupt (guru) der

9) As. Res. IX, 265 u. 264 n. 10) a. a. O. 509.

11) Die Zeiteintheilung der Dſchainas ſehe man a. a. O. 257. 12) *Dubois*, Moeurs etc. II, 509. As. Res. IX, 314. 13) *Dubois* a. a. O.

Digitized by Google

Dſchainas (im J. 1809), welches in Belligola reſidirt, 26 gerechnet [14]).

Durch aſketiſches Leben gelangt der Menſch dahin, ſeine Seele aus den Banden der Materie zu befreien und die ewige Ruhe, Seligkeit, das Gottwerden, Dſchainathum, zu erlangen. Die Hauptpflichten ſind die Verehrung der Dſchainas, als die Vorbilder und Beiſpiele der Vollkommenheit, Gehorſam gegen den geiſtlichen Oberherrn und Lehrer, Studium der heiligen Schriften des Dſchainathums, welche die Mittel angeben, wie man zur Vollkommenheit gelange; höchſte Rückſicht gegen das Leben aller Creaturen, da ſie alle daſſelbe geiſtige Princip (g'iva) durchlebt, und ſie in anderen Verkörperungen ebenfalls das höchſte Heil erlangen können; endlich Beſiegung aller Affecte, Erringung der Indifferenz gegen Freude und Leid ꝛc.

Die Dſchainas ſind, gemäß den Graden ihrer Vollkommenheit, in mehre Claſſen getheilt: 1) Çravakas, früher wol die Novizen der Aſkeſe, jetzt die Laien, welche keine beſondern Gelübde ablegen, ſich verheirathen, jedoch nur einmal im Leben, und nur die allgemeinen religiöſen Pflichten üben. 2) Ânuvrata, welche ihre Gelübde abgelegt; früher waren dieſe zur Entſagung und Contemplation verpflichtet und anderm, was man als niedere Stufe der Aſkeſe betrachtete. Jetzt verpflichten ſie ſich zu Wohlwollen gegen alle Geſchöpfe, Wahrhaftigkeit, Armuth und Keuſchheit. 3) Mahâvrata, die, welche das große Gelübde abgelegt haben. Dieſe gingen früher, mit Ausnahme eines Schamgurts, nackt, führten ein durch Faſten und alle Arten von Entſagungen ſtrenges Leben, und widmeten ſich der Contemplation. Die vierte und höchſte Stufe bilden die sannjasinirvân'a, oder jati. Dieſe gehen ganz nackt; dieſe haben, wie angenommen wird, die höchſte Stufe erreicht; ſie ſterben nicht, ſondern löſen ſich nach und nach auf und gelangen zum nirvân'a.

Den Frauen wird die Möglichkeit zur höchſten Weihe zu gelangen, abgeſprochen.

Dieſe Abtheilung der Dſchainas, deren Höchſtheilige nackt gehen, erhielt den Beinamen Digambara (die die Luft als Kleid habenden). Eine minder ſtrenge Sekte bilden die Çvetâmbara (die weiße Gewänder tragenden). Dieſe erklären auch die Frauen für fähig zur höchſten Heiligkeit zu gelangen. Sie verdrängte nach und nach die ſtrengere, und jetzt findet man keine nackte Heilige unter den Dſchainas. Die Aſketen leben in Klöſtern vereint, wie bei den Buddhiſten, im Cälibat; ſie können aus allen Kaſten, mit Ausnahme der çûdrâs, eintreten; ſie ſind übrigens weniger Prieſter, als geiſtliche Führer, hochgeehrt, befragt u. ſ. w. Zu prieſterlichen Dienſten bedienen ſich die Dſchainas der Brahmanen, welche ſich zu ihrer Religion bekennen. In den größern Städten, in denen ſich jetzt noch Dſchainas befinden, ſtehen Oberprieſter an der Spitze der Religioſen ſowol, als Laien. So jetzt zu Pencondah (in Myſore 14° 4′ n. Br., 77° 45′ ö. L.), in Conjeveram, Collapoor (in Bijapur 16° 19′ n. Br., 74° 25′ ö. L.), Delhy und Belligola. Dieſe haben bedeutende Macht.

Die blühendſte Zeit des Dſchainismus war das 13. Jahrh. Ihre älteſten Monumente, deren Data wir bis jetzt genauer beſtimmen können, gehen bis 1032 n. Chr. [15]). In dieſem Jahre ward zu Abu (24° 26′ n. Br.) ein Tempel des Adhi Nath (Ober-Nath, Beiname des Parsvanacha) angelegt, wo früher nur Siwa-Monumente aufgeführt waren. Um 1189 werden dieſe häufiger, und um dieſelbe Zeit trat auch der König von Guzerate zum Dſchainismus über. Doch blühte noch der Sivaismus neben ihnen. Erſt nach 1209 erſcheinen nur Dſchaina-Monumente bis 1286. Von da an beſtehen beide Culte blühend neben einander, bis ſich 1338 die erſte Spur feindlicher Geſinnung des Sivaismus gegen die Dſchainas zeigt. Von jetzt an tritt ihr Cultus auf dieſem Berge wieder zurück bis 1462 n. Chr., wo er einen neuen Aufſchwung nimmt, und zahlreiche Dſchainainſchriften zeigen ihn hier blühend bis 1752 n. Chr. Später ſind ſie wieder unterdrückt, und jetzt iſt hier die Siva-Sekte vorherrſchend.

Die Erwähnung der Dſchainas im Anandagiris Digvig'aja (Weltbeſiegung), worin die Irrlehren der Ketzer widerlegt werden, zeigt ſie ſchon etwa im 9. Jahrh. verbreitet. Sie waren ehemals wol durch ganz Indien zahlreich; die meiſten Spuren zeigen ſich noch in Südbehar [16]); blutige Verfolgungen des Brahmathums haben auch ihre Zahl ſehr gelichtet [17]), und ſie werden wol nach und nach daſſelbe Schickſal, wie die Buddhiſten, haben. Übrigens werden die jetzigen Bekenner des Dſchainathums als redliche, ſparſame und tüchtige Unterthanen geſchildert, welche ſtreng in ihren Sitten und Gebräuchen beharren.

---

Der Muhammedanismus mit ſeinem ſtrengen Monotheismus blieb nicht ohne Einfluß auf Indien, und Nanaka, geboren in der Provinz Lahore, hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, die feindlichſten Gegenſätze, das indiſche Religionsweſen und das des Islam mit einander durch das Gefühl der allgemeinen Menſchenliebe, Anerkennung eines einzigen Gottes und Abſchaffung jeder Art von Bilderdienſt, zu vermitteln. Natürlich mislang ihm ſein Streben in der Hauptſache, aber es ging eine neue Sekte daraus hervor:

Die Sikhs (çikshâs, Schüler) [18]). Dieſe ſind dem Weſen nach reine Deiſten, erkennen die Gleichheit aller Menſchen an, heben ſomit den Kaſtenunterſchied auf, und ihre Gottesverehrung beſteht blos in Gebeten und Reinigungen. Dagegen iſt die ganze Mythologie der Inder, ſowie die Fabeln der Muhammedaner, vermiſcht, in-

---

14) As. Res. IX, 265.

15) Die Inſchriften von Abu in As. Res. XVI. p. 289. 319. 16) Vgl. Ritter, Aſien. IV, 1, 739. 17) Vgl. Manches aus der Dſchaina-Literatur hierher Gehörige, welches hiſtoriſche Baſis zu haben ſcheint in den bis jetzt bekannt gemachten Auszügen der *Mackenzie*-Collection, z. B. J. of Beng. 1838. Febr. 108 und ſonſt. *Wilson* in *Mackenzie* Colletion I. Pref. p. LXVI. sq. 18) Vgl. S. 153. Anmerk. 90 und Ritter, Aſien. V, 133. Bohlen, Altes Indien. I, 358.

Digitized by Google

ſofern jene nicht dem Begriffe eines einzigen unſichtbaren Gottes widerſprechen; insbeſondere iſt von Nanaka ſehr vieles aus den Schriften des Sufi Kabir, eines philoſophiſchen Deiſten der Muhammedaner unter Shirſhah[19]), entlehnt, und andererſeits lebte er nach den allgemeinen Beſtimmungen der indiſchen Aſkeſe; ſo nahm er gewiſſermaßen beide Religionsformen in Schutz. Eine ſtrengere Scheidung und Abſchließung gegen beide fand erſt unter einem ſeiner Nachfolger, Guru Govinda (um 1700), ſtatt. Doch hat er noch mehr von indiſcher Mythologie und Anſchauungsweiſe aufgenommen. Die Metapſychoſe verblieb auch dieſem Syſteme; allein beſchränkter als in den echt indiſchen Lehren. Wahrhaft Gute kommen ins Paradies, die, welche mittelgut ſind, kehren zu neuer Prüfung auf die Welt zurück. Die Schlechten kommen in die Hölle. Belohnung und Beſtrafung iſt von Gottes Güte zur Beſtimmung der menſchlichen Freiheit gewählt. Um eine kurze Anſchauung von Nanaka's Darſtellung in den heiligen Schriften dieſer Sekte zu geben, hebe ich ſeine Unterhaltung mit Gott hervor[20]): Eines Tages hörte Nanaka eine Stimme von Oben, welche rief: „Nanaka nähere Dich!“. Er antwortete: „O Gott, wo habe ich Kraft, vor Dir zu ſtehen!“ Die Stimme ſagte: „Schließe Deine Augen!“ Nanaka ſchloß ſeine Augen und trat heran; er erhielt den Befehl aufzublicken; er that es und hörte das Wort Wa, oder gut, fünfmal, und dann Wa Guruji, oder gut, Lehrer. Darauf ſprach Gott: „Nanaka, ich habe Dich in die Welt geſendet in dem Zeitalter der Verderbniß (Caliyuga), gehe und verbreite meinen Namen!“ Nanaka ſprach: „O Gott, wie vermag ich dieſe ſchwere Laſt zu tragen? Würde auch mein Lebensalter zu 10,000,000 Jahren verlängert, tränke ich auch den Trank der Unſterblichkeit, wären auch meine Augen aus Sonne und Mond geformt, und ſchlöſſen ſich nimmer, ſo könnte ich doch nicht wagen, die Laſt Deines wundervollen Namens auf mich zu nehmen.“ „Ich will Dein Lehrer ſein!“ ſprach Gott, „und Du ſollſt ein Lehrer ſein für die ganze Menſchheit, und Dein Anhang ſoll groß ſein in der Welt; ihr Wort iſt Puri, Puri (viel). Das Wort des Vairagi (Affectloſen) iſt Râm Râm (Freude), das des Sannjasi (Entſagenden) Om (dies die Bezeichnung des nur kraft der Anſchauung Erkannten, wol Gewußten, aber keiner Mittheilung fähigen, daher nur durch demonſtrative Pronomina, z. B. auch tat, idam, bezeichenbar), Namá, Namá (Heil, Verehrung), Narajana (eine Phaſe des Höchſten) und das Wort der Yogis (derer, die die Verbindung mit dem Höchſten erlangt haben) Âdêça, Âdêca (Befehl), und der Gruß der Muhammedaner iſt Salam Alikan und der der Hindus Ram Ram; aber das Wort Deines Anhangs ſoll ſein Guru (Lehrer), und vergeben will ich die Sünden Deiner Schüler. Der Ort der Verehrung bei den Vairagis heiße Râmaçâla (Ort der Freude), der der Yogis Asana (Sitz), der der Sannjasis Mat (wol Math'a, Schule, Buddhiſtiſch), der Deines Stammes ſoll ſein Dharmaçâla (Ort des Geſetzes). Drei Lehren ſollſt Du Deinen Schülern einpflanzen: Die erſte, meinen Namen zu verehren, die zweite, Liebe, die dritte, Reinigung. Sie ſollen nicht die Welt verlaſſen und nicht Böſes zufügen irgend einem Geſchöpfe; denn in jedes Weſen habe ich Athem gehaucht; und was immer ich bin, biſt Du, denn hierin iſt kein Unterſchied zwiſchen uns. Ein Segen iſt es, daß Du in der Zeit der Verderbniß geſendet biſt!“ Darauf ertönte: „Gut Lehrer!“ vom Munde des erhabenſten Lehrers, und Nanaka kam, um Licht und Freiheit dem Weltall zu geben.“

Guru Govinda, welcher die, ſchon in der Geſchichte bemerkte, Umwandlung der Sikhs in Krieger vorzüglich veranlaßte, hat der Çiksha-Religion faſt einen ganz neuen Charakter gegeben, und obgleich die Verehrung für Nanaka in nichts gemindert iſt, ſo glauben die Sikhs doch, daß Guru Govinda durch den unmittelbaren Schutz und die Gunſt der Gottheit mit jenem zu gleichem Rang erhoben ſei. Seine Schriften gelten für ebenſo heilig. Auch er gibt ſich für einen von Gott geſendeten, um Tugend zu befeſtigen und das Laſter zu vertreiben; Gott habe ihn manifeſtirt als ſeinen eigenen Sohn, aber wer ihn Parameçvara, „höchſter Herr,“ nenne, der ſolle in die Hölle fahren; er ſei nur der Diener des Höchſten. Nur deſſen Namen ſpreche er aus, nur zu ihm bete er: „Aller Orten,“ ſprach Gott, heißt es denn weiter, und hierin liegt der neue Charakter, welchen fortan die früher nur ſich vertheidigende Sikhsreligion erhielt, „aller Orten ſetze die Tugend ein und rotte die Schlechten und Laſterhaften aus!“ Zu dieſem Zwecke habe ich ſterbliche Geburt empfangen, und dieſes mögen die Tugendhaften ſich merken: Tugend feſtzuſtellen, Frömmigkeit zu erhöhen und Laſterhafte vollſtändig auszurotten. Jede frühere Avatara (Incarnation) ſetzte ihr eigenes g'ap (von g'ap, beten, poſitiv religiöſes Princip) feſt, aber keine beſtrafte die Irreligiöſen, keine ſetzte das Princip und die Ausübung der Tugend zugleich feſt.“

Er führte die Art der Einweihung der zu dieſer Religion Bekehrten ein. Der Bekehrte muß ſein Haar wachſen laſſen, und ſich in blaue Kleider kleiden; er erhält alsdann die fünf Waffen, Schwert, Rad an einem Geſchoß, Bogen, Pfeil und Pike; dann erhält er ein eigenthümlich bereitetes Getränk zu koſten und wird nachher damit beſprengt. Dann wird er feierlich befragt, ob er den Glauben der Sikhs annehmen wolle. Bejaht er dies, ſo werden ihm die Sikhs-Sekten genannt, die er verabſcheuen müſſe; dann werden ihm allgemeine Vorſchriften gegeben und ihm die Verpflichtung auferlegt, Geld und Gut, Leib und Leben für das Gemeinwohl des Staates, welchem Guru Govinda eine republikaniſch-theokratiſche Form gab (nicht ſehr unähnlich der jüdiſchen zur Zeit der Richter), zu opfern; ferner gewiſſe Gebete jeden Morgen und Abend herzuſagen. Fünf Sikhs genügen, um einen Bekehrten in den Schoos der Kirche aufzunehmen; denn Guru Govinda ſagte ſterbend: „Wo immer

19) Nach dem von Wilſon (As. Res. XVI, 53) Bemerkten ſcheint dieſer Kabir jedoch ein Inder zu ſein, der, welcher eine beſondere Sekte, die Kabir Panths, gründete (vgl. weiterhin). 20) As. Res. XI, 275.

Digitized by Google

fünf Sikhs verſammelt ſind, werde ich unter ihnen ſein!“ Die Kinder der Sikhs werden auf dieſelbe Weiſe, aber ſchon in früher Jugend, geweiht. Auf ſeinem Todtenbette ſoll Guru Govinda, befragt, wen er zu ſeinem Nachfolger als geiſtlichen Oberherrn wähle, geantwortet haben: „Ich habe die Republik (Khâlsa) Gott überwieſen, der niemals ſtirbt. Ich war euer Führer und will euch auch in Zukunft ſchützen; leſ't die heilige Schrift (Grantha) und folget ihren Geboten, und wer immer dem Staate treu bleibt, dem will ich helfen.“ Seit der Zeit iſt kein Guru wieder anerkannt und die Sikhs betrachten Gott als ihren Guru. Die geiſtliche, ſowie die politiſche, Macht hatten bis auf Runjit Singh's Emporkommen eine von Guru Govinda eingeſetzte Körperſchaft, die Acâlis (die Unſterblichen). Dieſe haben die blauen Kleider ſpäter als alleiniges Abzeichen erhalten, leben in Umritſir und verrichten alle religiöſen Dienſte.

---

Eine rein monotheiſtiſche Sekte, geſtiftet **1544**, iſt die der **Sauds** (von ſanſkrit. **sadhu**, gut)[21]). Ihre Verehrung Gottes, den ſie **Satkara**, Wohlthäter, nennen, beſteht blos in Abſingung von Hymnen; jede Art von Götzendienſt, oder Verehrung von Naturerſcheinung (ſelbſt die des Ganges, welche ſonſt allen Indern verblieb), verabſcheuen ſie.

---

Dies ſind die Hauptphaſen, in denen ſich das religiöſe Bewußtſein der Inder manifeſtirte. Es konnte nicht fehlen, daß ſie gegenſeitig auf einander wirkten, und dieſe Wirkung, vereint mit der hervorſtechenden Anlage der Inder zu metaphyſiſchen Speculationen, und der in einen Gegenſatz zu einander tretenden Anſchauung des Weltlebens als eines vielgeſtaltigen und andererſeits einheitlichen, mußte nothwendig zu einer Maſſe von Sekten führen, in welchen jene Hauptphaſen mehr oder minder hervortraten. Dieſe Zerſplitterung wurde ſehr unterſtützt durch die allgemeine Toleranz, welche in Indien insbeſondere in Bezug auf reine Speculation herrſchte. Sie floß aus der dem Volke eingeborenen und durch alle heiligen Schriften wach gehaltenen Ehrfurcht vor Weisheit und Erkenntniß, welche überhaupt als charakteriſtiſche Unterſcheidung des Orients im Gegenſatze des Occidents, wo ſie nie dem Volke ſo eigen war, hervortritt. Der Orient kennt eigentlich keine Achtung vor dem Glauben, ſondern nur vor dem Wiſſen, und ſo ſonderbar auch bisweilen nach ihnen die Mittel und Wege ſind, welche zum Wiſſen führen ſollen, ſo zeigen ſie doch allenthalben das Beſtreben, den Menſchengeiſt über den dumpfen Glauben zu erheben und durch Bewußtſein zum Herrn jedes geiſtigen Stoffes zu machen. Daher der Abſcheu der Inder gegen jede Heuchelei in religiöſen Dingen, und die Freiheit, mit der jeder, was er erkannt zu haben glaubt, frei darlegen und fortpflanzen darf, und daher auch die Nothwendigkeit, daß jeder Religionslehrer ein formal conſequentes Syſtem aufſtellen mußte. Den Buddhiſten und Dſchainas zogen weder ihre Lehrſätze, noch Gebräuche im Allgemeinen die blutigen Verfolgungen zu, ſondern 1) ihre Abſchaffung der Kaſten, ein Inſtitut, das zwar durch das Brahmathum eine religiöſe Unterlage und Heiligung erhielt, aber weſentlich politiſch iſt, und 2) die damit verknüpfte Auflehnung gegen die Präponderanz der Brahmanen. Viel Ketzeriſcheres haben die verſchiedenen Philoſophenſchulen gelehrt, deren Anhänger dennoch ſeit jeher die höchſte Achtung genoſſen.

Eine Geſchichte der indiſchen Sekten zu geben, iſt bis jetzt noch unmöglich. Sie würde ſich aber, ſobald die Materialien hinlänglich geſammelt ſind, ohne zu große Schwierigkeiten an die bisher gegebene Darſtellung ſchließen laſſen; das Hauptwerk über ſie bildet eine Abhandlung von H. H. Wilſon[22]). Sie gibt zunächſt einen Auszug von **Anandagiris Sankara Digvig'aja** (Sankara's Weltbeſiegung), wo die von Sankara im 8. oder 9. Jahrh. n. Chr. bekämpften Sekten aufgezählt werden; dann eine Darſtellung des jetzigen Zuſtandes, welcher in einigen dem bengaliſchen Gouvernement unterworfenen Provinzen beſteht. Hierbei benutzte der Verfaſſer zwei parſiſche Darſtellungen und mündliche Mittheilungen.

Was zuerſt die ältere Zeit betrifft, ſo ſind die Hauptabtheilungen des orthodoxen Brahmathums die Vaishnavâs (Anhänger des Vishnus) und die Çaivas (Anhänger des Çivas). Jede dieſer Hauptabtheilungen zerfällt in ſechs Unterabtheilungen, und jede von dieſen hat eine auf die Werke (karma) und eine auf die Erkenntniß (g'njâna) gerichtete Seite.

Die ſechs Abtheilungen der Vaishnavâs ſind 1) die **Bhaktâs**, welche Vishnus als Vasudêvas verehren, ohne charakteriſtiſche Zeichen. 2) Die **Bhâgavatas**, welche ihn als Bhagavat verehren, und ſeine Abzeichen, Diſcus, Keule ꝛc. ihrem Körper eindrücken. Sie verehren auch den Stein Çâlagrâma und die Pflanze Tulaçi. Ihre Hauptautoritäten ſind die Upaniſhaden und die Bhagavadgitâ. 3) Die **Vaishnavâs**, *κατ' ἐξοχήν*, verehren Vishnus als Nârâjana und verſprechen ſich himmliſche Freuden in ſeinem Paradieſe Vaikuntha. 4) Die **K'akrinas** oder **Pank'arâtrakâs** verehren die weibliche Energie des Vishnus und beobachten das Ritual des Pank'arâtra Tantra. 5) Die **Vaikhânasas** verehren Vishnus wie die Vaiſhnavâs, von denen ſie nicht ſehr verſchieden ſcheinen. 6) Die **Karmahînâs** (Werkloſe) verehren Vishnus als Weltſeele und enthalten ſich aller religiöſen Obſervanzen.

Die Saivâs zerfallen 1) in **Çaivâs** *κατ' ἐξοχήν*, mit dem Lingam als Zeichen; 2) **Rudrâs**, mit dem Dreizack als Zeichen; 3) **Ugrâs**, mit der Trommel; 4) **Bhâktas**, mit dem Lingam auf der Stirn; 5) **G'angamas**, mit demſelben Zeichen auf dem Kopfe; 6) **Pâçupatas**, mit demſelben Zeichen auf der Stirn, Bruſt, Nabel und Armen. Innere Unterſchiede dieſer Sekten ſind nicht zu erkennen. Ihre ſchriftlichen Autoritäten ſind die Çi-

21) Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Brit. and Irel. I, 251—253. As. Res. XVII, 299.

22) In As. Res. XVI, 1 sq. XVII, 169 sq. A Sketch of the Religious Sects of the Hindus. Vgl. auch *Colebrooke* VII, 279.

**vagîtâ, Çivasanhitâ, Çivaharasja, Rudra Jamala Tantra.**

Ananda Giri's Werk erwähnt ferner Verehrer deß Brahma als **Hiranjagarbhas** (Goldleib, wie in den Schöpfungsmythen die Primärform des Univerſums, das Ur-Ei, in welchem Brahma wohnte, genannt wird). Hierbei bemerkt Wilſon, daß, obgleich Brahma keine beſondern Tempel hat, er doch in mehren Gegenden Indiens verehrt wird, und erwähnt ein, ihm zu Ehren gefeiertes, Feſt.

Eine beſondere Sekte bildeten damals (zu Ananda Giri's Zeit) ferner die Feuerverehrer, von denen ſich ſpäter keine Spur mehr zeigt. Eine andere die **Sauras**, Sonnendiener, welche die Sonne als Princip und Schöpfer der Welt ehrten. Auch ſie zerfallen in ſechs Claſſen: 1) die, welche die aufgehende Sonne als **Brahmâ**, Schöpferkraft, verehrten; 2) die, welche die Mittagsſonne als **Içvara** (**Çiva**), zerſtörende und wiedergebärende Kraft; 3) die, welche die untergehende Sonne als erhaltende Kraft: **Vishnus**; 4) die, welche die Sonne in den drei erwähnten Zuſtänden als **Trismûrti** (Dreieinigkeit) ehrten; 5) die, welche die Sonne als materiellen Körper, ſeine Haare, ſeinen Bart ꝛc. ehren. Bei dieſen wird die noch jetzt bei den Überbleibſeln der Sauras vorkommende Sitte erwähnt, vor Aufgang der Sonne keine Speiſe zu ſich zu nehmen; 6) die, welche die Verehrung des Sonnenkörpers an und für ſich verwarfen, und ihn nur als Repräſentanten eines geiſtigen Lichts verehrten. Sie drückten ſich mit heißen Eiſen Sonnenkreiſe ein, ein Verfahren, welches Sankara als ketzeriſch verdammt.

Auch **Ganêças** hatte ſechs Claſſen von Verehrern. Eine derſelben verwarf alle religiöſen Ceremonien und die Kaſtenunterſchiede.

Der Dienſt der weiblichen Energien der Götter **Çakti**, insbeſondere der der **Bhâvâni** (Gemahlin des **Çivas**), **Lakshmî** (des **Vishnus**) und **Sarasvatî** (des **Brahmâ**) war ſchon ſehr verbreitet und führte zu den ſchrecklichſten Ausſchweifungen. Dieſe ſind in der Folge durch Einfluß der mildern Sekte und wol auch der fremden Religionen ſehr gemildert, und wagen ſich jetzt nur in entlegenen Orten an die verruchten Werke ihrer Gottesverehrung.

Außer dieſen erwähnt Ananda Giri als eigentlich ketzeriſche Sekten zunächſt die **Chârvâkas**, oder **Varhaspatjas** (von ihren Lehrern **Chârvâka** und **Vrihaspati** ſogenannt). Ihre Hauptlehre iſt die des Buddhismus, Ewigkeit der Materie und Leugnung eines perſönlichen Gottes; 2) die **Saugatas**, ebenſalls Buddhiſtiſch; Wohlwollen gegen die Geſchöpfe iſt ihr Hauptgrundſatz; 3) die ebenſalls Buddhiſtiſchen **Kshapanakâs**; die Zeit iſt ihr höchſtes Weſen; 4) die Dſchainas, welche nur als **Digambarâs** erſcheinen, und 5) die Bauddhas.

Dann folgen häretiſche Sekten, welche darin irren, daß ſie die niedern Gottheiten des Brahmathums Indra, Kuvera ꝛc. als Hauptgottheiten verehrten. Dann folgen andere, welche ihren Cultus auf Weſen beſchränken, welche nach Brahmaniſcher Anſicht ſelbſt unter dieſen ſtehen; z. B. Genien, **âkâças**, Luft ꝛc.

Sankara bekämpft alle dieſe Religionsformen; allein ſein Beſtreben iſt dabei weder auf Unterdrückung ihres äußeren Gottesdienſtes, noch alleinige Anerkennung einer beſondern Gottheit gerichtet. Er dringt nur auf Anerkennung des Brahma Para Brahma — des höchſten Urprincips, verſchieden von Brahmâ, Viſhnus und Sivas — und der Veden als heiligſter ſchriftlicher Autorität. Die Verehrung der einzelnen Gottheiten ſoll unangetaſtet bleiben und ebenſo die Art derſelben, inſofern ſie nicht den Veden widerſpricht.

Die Werke, welchen Wilſon bei Darſtellung der jetzigen Sekten folgt, theilen ſie in vier Claſſen: 1) **Vaishnavâs**. 2) **Çaivas**. 3) **Çâktâs** (Verehrer der Energien), und 4) diejenigen Sekten, welche zu keiner der drei erſten Claſſen gehören.

Die jetzigen **Vaishnavâs**, **Çaivâs**, **Çâktas** dürfen jedoch nicht mit den alten orthodoxen Abtheilungen dieſes Namens für identiſch genommen werden; ſie beziehen ſich zwar auf die Veden, Puranen und Tantren, allein vielfach ſcheinen ſie aus Oppoſition gegen die Brahmanen hervorgegangen zu ſein; ihre Lehrer und Schüler gehören allen Kaſten an, und der Kaſtenunterſchied iſt durch ſchismatiſchen faſt ganz verdrängt. Doch beſteht mitten dazwiſchen noch eine gewiſſe Ehrfurcht gegen die Brahmanen, jedoch mehr beſchränkt auf diejenigen Brahmanen, welche derſelben Sekte angehören. Die wenigen, welche als regulaire Verehrer der alten Gottheiten noch betrachtet werden können, werden daher von Wilſon ausgeſchloſſen, und die übrigen Sekten dieſer Claſſen ſind folgende.

Die Vaiſchnavas zerfallen in 20 Sekten, jede, wie auch die andern Claſſen, mit einer Menge Unterabtheilungen.

Die erſte Sekte heißt **Çri Sampradâjis** (von **Sampradâja**, Sekte) oder **Râmânug'as**; ſie ward gegründet von dem Vaiſhnava-Reformer Râmânug'a Ak'arja im 12. Jahrh. n. Chr. Sie verehrt Viſhnus und ſeine Gemahlin Lakſhmi und ihre Incarnationen. In jedem Privathauſe ſind Idole. Eine eigenthümliche Beſonderheit beſteht darin, daß ſie ihr Mahl ſo heimlich wie möglich kochen und verzehren. Wegen anderer Eigenthümlichkeiten, ihres Loſungswortes (**Mantram**), ihrer Zeichen, verweiſe ich auf Wilſon. Ihre Hauptlehre iſt, daß Viſhnus Brahma ſei, daß er vor aller Welt war und Grund und Schöpfer derſelben. Sie nehmen nicht an, daß er geſtaltlos und ohne Eigenſchaften ſei, ſondern geben ihm eine doppelte Geſtalt; einmal iſt er höchſter Geiſt, Paramâtmâ, Grund, und zweitens deſſen Wirkung, Materie. Daher heißt ihre Lehre **Viçisht'advaita**, Lehre von der Einheit mit Attributen. Die Verehrung iſt nach den fünf Modificationen, in welchen ſich Viſhnus manifeſtirte, fünffach: 1) **Abhigamanam**, Reinigung der Tempel ꝛc.; 2) **Upâdânam**, Vorſorge für Blumen ꝛc.; 3) **Ig'ja**, Darbringungen, welche nie blutig ſein dürfen; 4) **Svâdhjâja**, Gebet im Geiſt am Roſenkranz ꝛc.; 5) **Yôga**, Streben nach Verbindung mit Viſhnus.

Dieſe Sekte iſt im Norden Hinduſtans nicht häufig; ſie liegt in Feindſchaft mit den Saivas und den Verehrern des Kriſchnas.

Digitized by Google

2) **Ramanandis** oder **Ramavats**, Anhänger des Ramananda. Die Gegenſtände ihrer Verehrung ſind Viſhnus' Incarnation als Râma und die damit verbundenen Perſonen Sitâ, Lakſhmana, Hanuman (welche aus dem Râmâjan. bekannt ſind). Der Gründer dieſer Sekte, Ramananda, ſcheint Anfangs des 15. Jahrh. gelebt zu haben. Kaſtenunterſchiede gelten in religiöſer Beziehung in dieſer Sekte nicht. Ihre Anhänger ſind vielfach Aſketen und leben klöſterlich zuſammen.

3) Die **Kabir Panths**[25]), gegründet von **Kabir** etwa um **1450**. Die Anhänger dieſer Sekte accommodiren ſich, ſo lange ſie in der Geſellſchaft leben, den um ſie herum beſtehenden Religionsformen; allein ſobald ſie ſich aus ihr zurückgezogen haben, geben ſie alle religiöſen Ceremonien auf, und beſchränken ihre religiöſen Demonſtrationen auf Abſingen von Hymnen zum Preis des unſichtbaren Kabir. Sie nehmen nur einen Gott an. Ihre Eigenthümlichkeiten verdienten eine beſondere Würdigung, in welche wir hier jedoch nicht eingehen können.

4) **Khàkis**; eine aus Ramananda's Schule hervorgegangene Sekte. Die Laien derſelben unterſcheiden ſich wenig von den übrigen Vaiſchnavas. Die Aſketen gehen aber faſt nackt und beſchmieren ſich den Körper mit Dreck und Aſche, und haben viel von den Çaivâs angenommen.

5) **Maluk Dasis**, etwa um die Mitte des 16. Jahrh. entſtanden; die Verſchiedenheiten ſind unbedeutend.

6) **Dadu Panthis**, verehren Rama, aber nur im Geiſt, ohne Tempel und Idole. Sie theilen ſich in Viraktas, *Aſketen*, die baarhäuptig gehen, Nâgas, *Söldner*, und Bister Dharis, *Nährſtand*. Sie verbrennen ihre Leichen; aber einige fodern, daß ſie den Thieren vorgeworfen werden ſollen, weil bei dieſer Vernichtung der Lebenskeim beſſer erhalten werde.

7) **Rai Dasis**. Dieſe Sekte iſt unter den niedrigſten Ständen verbreitet.

8) **Sena Panthis**. Alle die bisher aufgezählten Sekten ſind mehr auf Aſketen beſchränkt.

9) **Rudra Sampradajis** oder **Vallabhák'áris**. Dieſe Sekte iſt eine der verbreitetſten. Sie verehrt Bâla Gôpâla, oder Krishna (Incarnation des Viſchnu), als Knaben. In ihrer neuen Form (denn der Kriſchnacultus an und für ſich iſt einer der älteſten) ſtellte ſie Vallabha im 16. Jahrh. feſt. Eine von der ſonſtigen indiſchen Anſchauungsweiſe gänzlich abweichende Lehre war: daß Entſagung keinen Beſtandtheil der Heiligkeit bilde; daß Lehrer und Schüler ihre Gottheit nicht in Nacktheit und Hunger, ſondern in glänzenden Gewändern und gewählten Speiſen, nicht in Einſamkeit und Büßungen, ſondern in den Luſtbarkeiten der Welt und den Freuden der Geſelligkeit ehren ſollten. So ſind die Lehrer, **Gosains** genannt, alle verheirathet, ſchön gekleidet und von ihrer Gemeinde gut gepflegt. In den Tempeln dieſer Sekte ſtehen die Bilder von Kriſhna, Gopala, Radha (ſeiner Frau); achtmal täglich findet gottesdienſtliche Verehrung ſtatt; außerdem Feſte.

25) Vgl. auch Nouv. Journ. As. IX, 169.

10) **Mira Bais**, eine Unterabtheilung der früheren Sekte, von Mira, einer heilig verehrten Königin, benannt.

11) **Brahma Sampradâjis** oder **Madhwak'âris**; dieſe iſt mehr im Dekhan verbreitet, und geſtiftet im 13. Jahrh. Die Aſketen, Lehrer wie Schüler, geloben Keuſchheit. Die Laien ſind unter die Gurus gleichſam als Beichtkinder zu eigen gegeben, ſodaß ſie ſie in dieſer Eigenſchaft verkaufen und vermachen können. Ihr Hauptdogma iſt, wie bei den Vaiſchnavas überhaupt, die Identification Viſchnus' mit dem höchſten Weſen.

12) Sanakadi Sampradâjis oder Nimawats. Dieſe Sekte ſcheint eine der älteſten. Kriſhna und Râdhâ ſind die Gegenſtände ihrer Verehrung. Sie theilen ſich in Viraktas und grihasthas, *klöſterliche* und *im Hauſe lebende*.

13) Die Vaishnavâs in Bengalen verehren Kriſchna. Ihre Sektenform rührt etwa aus dem Ende des 15. Jahrh. her. Eine beſondere Eigenthümlichkeit bilden die Stufen der Verehrung des Kriſhna, welche im Allgemeinen bhakti, *Glauben*, heißen, und deren gibt es fünf: 1) Çânta, Quietismus (wol Indifferentismus gegen alles äußere); 2) Dâsja, Sklaverei, Dahingeben an Kriſhnas; 3) Sâkhja, perſönliche Freundſchaft gegen die Gottheit; 4) Bâtsalja, Liebe, wie die älterliche; 5) die höchſte Stufe Mâdhurja, feurige Liebe, wie die der Hirtinnen zu Kriſchnas. Die Gurus, insbeſondere die älteren, aber auch die jetzigen, ſelbſt wenn ſie in ihrem Privatcharakter ſchlecht ſind, werden göttlich verehrt. Die Lehrer ſind ſowol männlichen als weiblichen Geſchlechts und werden aus den Aſketen genommen; dieſe leben klöſterlich; in einer Unterabtheilung dieſer Sekte beide Geſchlechter in einem Gebäude in einem Platoniſchen Liebesverhältniß. Die heiligen Frauen ſind die Lehrer und geiſtigen Führerinnen ihres Geſchlechts.

14) **Radha Vallabhis**, Verehrer der Râdhâ und des Kriſhna als Gemahl derſelben.

15) **Sakhi Bhavas**, dem Weſen nach mit jenen identiſch. Weil ſie aber eine weibliche Göttin verehren, ſo tragen ſie weibliche Tracht und verrichten die weiblichen Geſchäfte. Ihre Zahl iſt ſehr gering, und ſie ziehen als Bettler umher.

16) **K'aran Dasis**, Verehrer der Râdhâ und des Kriſhnas; ihrer Verſicherung nach ſchieden ſie ſich von den Vaiſhnavâs früher dadurch, daß ſie keine ſichtbaren Gegenſtände verehrten. Jetzt haben ſie dieſe angenommen. Sie haben zehn moraliſche Gebote. Die Aſketen unter ihnen tragen ein gelbes Kleid.

17), 18), 19) **Harick'andis**, **Sadhna Panthis** und **Madhavis**. Dieſe Sekten ſcheinen nur dem Namen nach zu exiſtiren.

20) **Sanjâsis**, **Vairagis**. Dieſe Namen bezeichnen gewöhnlich Aſketen im Allgemeinen; dann werden bisweilen die Sivaitiſchen mit dem erſten und die Viſchnuitiſchen mit dem letztern insbeſondere bezeichnet; außerdem wird der Ausdruck Sanjâſi aber auch noch für eine beſondere Claſſe der Ramanug'a-Vaiſhnavâs (Nr. 1) gebraucht, welche auch Trid'and'i genannt wird. Dieſe



Digitized by Google

berühren keine Metalle, kein Feuer und leben nur von Speiſen, die ihnen die Brahmanen dieſer Sekte reichen.

Alle dieſe Sekten enthalten eine Claſſe von Aſketen, welche man Nâgas (Nackende) nennt; dieſe überlaſſen ſich ihrem aſketiſchen Eifer ſo vollſtändig, daß ſie von jeder Regel des gewöhnlichen Lebens ſo weit als möglich abzuweichen ſuchen.

Wir kommen zu den Çaivâs. Hier iſt es auffallend, daß, wenigſtens im oberen Indien, Siva faſt gar nicht Volksgott iſt, ſondern nur der der Brahmanen. Deren Vorgang hält dieſe Gottheit natürlich in Ehren auch bei dem Volke, aber recht angemeſſen dem höher gebildeten Hindu muß ſein Cultus nie geweſen ſein, wie der Umſtand insbeſondere beweiſt, daß er im Vergleich mit Viſchnus in der indiſchen Literatur ſo gut, wie gar keine Rolle ſpielt.

Zehn Sekten der Çaivâs werden aufgezählt. 1) **Dandis**, welche ein rein aſketiſches Leben führen und Siva als Bhairava, den furchtbaren Gott verehren, daher auch bei der Aufnahme in dieſen Orden ein Schnitt in die Kniekehle gemacht wird, und dies Blut dem Gott dargebracht; zu ihnen gehören die Dasnami Dandis, deren Orden der ſchon mehrfach erwähnte Sankara Ak'arja geſtiftet haben ſoll. Die philoſophiſchen Grundſätze dieſer Sekte ſind daher die des Vedantaſyſtems.

2) **Yogis**, welche die Vereinigung mit dem höchſten Weſen erſtrebend, zu übermenſchlichen Kräften gelangt zu ſein vorgeben. Eine volksthümlichere Geſtalt hat dieſe Sekte in den Kamphatâ Jogis (um das 15. Jahrh.) angenommen. Dieſe leben einzeln oder klöſterlich als Aſketen. Sie haben äußere Abzeichen und einige tragen nur einen Gurt um die Lenden.

3) **Jangamas**, deren Hauptzeichen das Symbol iſt, in welchem Sivas ſeit alter Zeit verehrt ward, Lingam. Dieſe Sekte iſt im Dekhan ſehr verbreitet.

4) **Paramahansa**. Dieſes bezeichnet eigentlich die höchſte Stufe, welche durch Aſkeſe und Contemplation erlangt wird, und die dieſe erlangt zu haben prätendiren, leben von Almoſen ꝛc., gemäß den gewöhnlichen Erſcheinungen der indiſchen Aſkeſe.

5) **Aghori**. Dieſe ſcheinen die Devî in ihrer ſchrecklichen Geſtalt ſelbſt mit Menſchenopfern verehrt zu haben. Sie tragen Todtenbeine und einen Schädel. Sie eſſen und trinken das Allergemeinſte, um ihre Gleichgültigkeit zu zeigen. Sie beſchmieren ihren Körper mit Excrementen und erzwingen Gaben.

6) **Urdhabahus, Âkâçamukhis** und **Nakhis** bezeichnen gewiſſe Büßungen. Die erſten ſind die, welche ſtets mit erhobenen Armen ſtehen, die zweiten die, welche ſtets in die Luft ſchauen, bis ihre Muskeln ſo zuſammengezogen ſind, daß ihre Stellung keine andere mehr ſein kann; die dritten ſchneiden die Nägel nicht ab.

7) **G'udaras**, ebenfalls eine Art Aſketen.

8) **Rukharas, Sukharas, Utkharas**, ebenfalls Aſketen, jene, wie dieſe, von unbedeutenden Abzeichen benannt.

9) **Kará Lingis**, Vagabunden aus den niedrigſten Ständen; ſie befeſtigen einen eiſernen Ring am Schamgliede.

10) **Sanjasis, Brahmak'aris, Avadútas** und **Nagas**, letztere nackend, alle Aſketen.

Die dritte Claſſe, die der Çàktàs, iſt überaus zahlreich in allen Claſſen der Inder. Die Gegenſtände der Verehrung ſind insbeſondere Viſhnus' Gemahlin Lakſhmi und die des Sivas, Bhavani, P'arvati, Durgá genannt. Dieſe Culte ſtützen ſich vorzüglich auf die Tantra, welchen gleiche, ja höhere, Autorität als den Veden von den Çàktas zugeſprochen wird.

Vier Arten der Çàktas werden aufgezählt, zunächſt die **Dakshinis**, die die Form der rechten Hand annehmen. In dieſer Form erſcheinen die zügelloſen Ausſchweifungen dieſes Cultus nicht, ſondern höchſtens blutige Thieropfer. Sie ſind dagegen in der Form der linken Hand, Vàmis oder Vamak'aris, in der Ordnung. Hier erſcheint eine nackte Frau als Repräſentantin der Göttin, todte Körper und andere zügelloſe Gebräuche. Dieſe Sekten zählen viele Anhänger, aber die zweite Form verdammen die meiſten Inder.

3) Die **Kank'elijas** haben während ihrer Ceremonien eine Art Weibergemeinſchaft.

4) Die **Kerari** verehren die Devi in ihrer Schreckensgeſtalt und brachten ihr früher Menſchenopfer. Jetzt torquiren ſich die Anhänger dieſer Sekte auf alle Weiſe; Menſchenopfer kommen jedoch nicht mehr vor.

Die vierte Claſſe führt zuerſt die Saurapatas, welche Sùrjapati, die Sonne, verehren, und zweitens die Ganapatas, welche Ganêça verehren, auf. Dieſe beiden Formen gelten eigentlich noch für orthodox und bilden mit den Vaishnavas, Çaivas und Çaktas die fünf orthodoxen indiſchen Religionen.

Dann folgen drittens die **Nanak Shahis** oder **Sikhs**; Wilſon lehrt uns ſieben Sekten derſelben kennen; ihre Unterſchiede ſind theils auf politiſche oder aſketiſche Verhältniſſe, theils nur auf äußere Zeichen begründet. Ihre Namen ſind: 1) **Ud'asis**, 2) **Ganj Bakshis**, 3) **Ram Rayis**, 4) **Sutreh Shahis**, 5) **Govind Sinhis** (dieſe bilden jetzt die Hauptmacht der Sikhs; die eigentliche Sekte des Guru Govinda), 6) **Nirmalas**, 7) **Nagas**.

Dann kommen 4) die **Dschainas**.

5) **Bába Láles**, verehren nur einen Gott, enthalten ſich alles Ceremoniells und haben ein Gemiſch von Vaishnava- und Sufigrundſätzen.

6) **Pran Nathis** ſuchte Muhammedanismus und Inderthum zu verbinden. Seine Sekte glaubt, daß beides weſentlich identiſch ſei; aber dieſe Identität tritt äußerlich nur bei der Einweihung hervor, welche in einer aus Bekennern beider Glauben zuſammengeſetzten Geſellſchaft ſtattfindet. Im Leben halten ſie ſich an die Gebräuche ihre Ältern.

7) **Sadhus**, welche ſchon erwähnt ſind.

8) **Satnâmi**, Deiſten, verehren einen Gott als Schöpfer und ohne ſinnlich erkennbare Eigenſchaften anzunehmen; ſie entlehnen vieles der Vedantaphiloſophie und haben überhaupt vieles aus dem Viſchnuismus.

9) **Siva Narajanis**; ebenfalls Deiſten, welche ſich jedoch von dem Inderthum und dem Islam ſehr befreit haben. Ihre Hauptgrundſätze ſind Wahrheit und Mäßig-

Digitized by Google

keit, Wohlwollen. Dieſe Sekte ſtammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

10) Çûnjabadis, ein zur Religion erhobener Skepticismus, welcher das Sein leugnet.

Hiermit ſchließen wir dieſen kurzen Bericht über die echt indiſchen Religionsformen. Genauere Entwickelung würde zeigen, daß Indien eine wahre Muſterkarte aller denkbaren Äußerungen des religiöſen Gefühls iſt. Die höchſten, wie die niedrigſten Conceptionen deſſelben treten hier unmittelbar ins Leben, Sinn und Unſinn findet ſich in der möglichſt größten Nähe, oft aufs Innigſte und unauflöslich in einander verwebt.

Zu den verſchiedenen Religionsformen des Inderthums bekennen ſich jetzt in Indien zwiſchen 60 bis 70,000,000 Menſchen [24]).

Nächſt ihnen zählt der Islam in Indien die meiſten Bekenner 15,000,000 [25]). Dieſe ſind Nachkommen der theils friedlich, theils erobernd nach Indien gekommenen Muhammedaner; Proſelyten unter den Indern zu machen, iſt ihnen nicht anders als durch Waffen oder andere ähnliche Mittel gelungen. Sie ſelbſt vielmehr konnten dem eigenthümlichen Einfluß der tieferen Auffaſſung des religiöſen Gefühls in Indien nicht widerſtehen, und wurden ebenfalls zu einem mehr ſpeculativen Leben übergeführt. Akbar's Verſuch, eine neue Religion zu gründen [26]), die Fakirn, welche, größtentheils aus Muhammedanern beſtehend, das indiſche Büßerweſen nachahmen, und manche Änderungen in ihren Anſchauungen, Sitten u. ſ. w. beweiſen dies [27]).

Parſen [28]), Feuerdiener, wanderten in Indien nach dem Sturze der Saſſaniden insbeſondere ein; ihr Hauptſitz iſt in Guzerate.

Ferner ſind Juden, ſowol ſchwarze, als weiße, in Indien [29]). Das älteſte Monument der weißen Juden gibt das Datum 231 n. Chr., wie Buchanan verſichert; hierdurch erhalten ſie höchſt bedeutende Rechte, was dafür entſcheidet, daß ihre Einwanderung noch älter ſein muß. Sie wohnten frei unter ihren eigenen Oberherren in Cranganor. Über die ſchwarzen Juden läßt ſich gar nichts Beſtimmteres bis jetzt ſagen. Man hält ſie für ältere Einwanderer, und ſie haben manche Traditionen. Sie ſelbſt ſollen ſich für Überbleibſel der zehn Stämme ausgeben, welche nach Indien entkommen ſeien.

In ziemlich alter Zeit hat ſich ſchon das Chriſtenthum [30]) über einen Theil der malabariſchen Küſte verbreitet. Die erſte Nachricht davon kommt jedoch erſt in Cosmas (im 6. Jahrh.) vor. Es leitet ſich hier bekanntlich von St. Thomas ab. In Europa wurden dieſe ſogenannten Thomaschriſten im 9. Jahrh. bekannter. Als die Portugieſen kamen, glaubten ſie ſich von dem Druck, der in Indien ſeit längerer Zeit auf ihnen zu laſten angefangen hatte, befreit; allein ſie fanden in ihren Glaubensbrüdern nur ihre Henker. Trotz aller Verfolgungen der Portugieſen haben ſich etwa 200,000 Seelen in dieſer Religion erhalten.

Zu dieſen kamen noch die aus Europa einwandernden Chriſten, 500,000 etwa, und einige indiſche Convertiten.

---

6) Staat und Recht. Bei dem großen Umfange, welchen Vorderindien einnimmt, verſteht es ſich von ſelbſt, daß man in keiner einzigen Ausbildung der Elemente des menſchlichen Lebens eine vollſtändige Übereinſtimmung erwarten darf. Die urſprüngliche Verſchiedenheit der Bevölkerung Indiens ſowol, als die ſich im Fortgange der Zeiten entwickelnden Verſchiedenheiten der urſprünglich wol auf einen Punkt zuſammengedrängten und daher im Allgemeinen gleichartigen, aber ſpäter räumlich geſpaltenen, und, in Folge phyſiſcher und anderartiger Einflüſſe, ſich einigermaßen von einander ſcheidenden Sanſkritbevölkerung, mußten in dieſem weiten Raume ebenſo viel Verſchiedenartiges hervorrufen, als ſich nur aus urſprünglich heterogenen und ſich im Laufe der Zeiten zerſetzenden und individualiſirenden homogenen Elementen hervorzubilden vermag. Dieſe Neigung zum Divergiren wurde jedoch vielfach neutraliſirt durch das geiſtige Hervorragen des Sanſkritvolkes. Wie dieſes lange Zeit hindurch entſchieden eine im Allgemeinen unbeſtrittene politiſche Präponderanz durch ganz Vorderindien behauptete, ſo hat es, ſo weit die Geſchichte reicht, vorwärts und rückwärts, auch in geiſtiger Rückſicht das ganze menſchliche Leben innerhalb der geographiſchen Grenzen Vorderindiens beherrſcht, ſodaß ſich ſelbſt die urſprünglich heterogenſten Elemente nirgends ganz ſeinem Einfluß entziehen konnten, wol aber in den meiſten Fällen, vom überwiegenden Geiſte fortgezogen, ganz in ihm abſorbiren laſſen mußten. Innerhalb des Lebens des Sanſkritvolkes waltet aber wiederum vor allen andern die Brahmaniſche Richtung vor, und ſo ſehr auch in manchen Perioden der Geiſt der Inder gegen ſie angekämpft zu haben ſcheint, ſo war ſie doch zu eng mit der ganzen Anſchauungsweiſe der Inder verknüpft, als daß ſie jemals ganz unterlegen zu haben ſcheint; aber ebenſo wenig ſcheint ſie in ihrer ganz in ſich abgeſchloſſenen Geſtalt jemals den indiſchen Geiſt gebändigt zu haben, ſondern, wenn es ihr auch auf einzelnen Punkten gelungen ſein mochte, ſich mehr zu fixiren und conſequent feſtzuſtellen, ſo erhob oder erhielt ſich doch anderer Orten eine Oppoſition, und das ganze geiſtige Leben der Inder dreht ſich um die Präponderanz der Brahmaniſchen Richtung und einen ſteten, mit Bewußtſein oder unbewußt gegen dieſelben geführten, Kampf.

Für die ſtaatliche Richtung, welche das indiſche Leben nahm, war von der größten Bedeutung die in dem Sanſkritvolke wahrſcheinlich ſchon überaus alte Überzeugung, daß die menſchliche Thätigkeit eine erbliche ſein müſſe, und die daraus hervortretende Verbindung derer, welche dieſelbe Thätigkeit haben, zu ſocialen Vereinen. Je nach der Werthſchätzung dieſer Thätigkeit ſtanden die ihnen ſich widmenden Vereine in höherer oder geringerer

24) *Montgomery Martin*, History of the british Colonies I, 434. 25) a. a. O. S. 441. 26) Vgl. *Vans Kenedy* in Transactions of the litterary Soc. of Bombay. II, 242 sq. 27) Observations on the Musulmans of India by Mrs. *Meer Hassan Aly* (Lond. 1832). 28) Ritter, Aſien. IV, 1, 615. 29) a. a. O. S. 595 fg. 30) Ebendaſ. 601. *Montgomery Martin* 447.

Digitized by Google

Achtung, und bildeten ſo gleichſam eine Stufenleiter, in welcher ſich die ganze indiſche Bevölkerung einander über- oder unterordnete. Selbſt in neueren Zeiten haben ſich auf dieſe Weiſe Vereine, welche früher eine Kaſte bildeten, in mehre geſchieden, zum Beiſpiel die Kaſte der Künſtler, welche früher nur eine bildete, in fünf (pank'âla)[31]), die der Barbiere und Wäſcher, früher ebenfalls nur eine, die der gallovahrous und Couroubas, und eine Menge anderer, welche in den letzten Zeiten neue Eintheilungen unter ſich conſtituirten[32]).

Sobald ein Volk aus demjenigen Zuſtande hervortrat, wo jeder alles, was zur Sicherheit und Gemächlichkeit ſeines Lebens nothwendig oder dienlich iſt, ſelbſt verrichtete, und einzelne aus demſelben ſich beſonderen Thätigkeiten widmeten, lag der Gedanke ſehr nahe, daß derjenige eine Thätigkeit am beſten üben würde, welcher ſie von Jugend auf ſchon von ſeinem Vater und nächſten Verwandten üben ſähe und gleichſam in ihr erzogen würde.

Als der ariſche Volksſtamm (ſowol die öſtlichen als weſtlichen, das Sanſkrit- und das Zendvolk) ſich von ihren ſprachverwandten und einſt mit ihnen vereinigten Brüdern trennten, gab es noch keine ausgeprägte Verfaſſung, welche ſich auf dieſen Grundſatz ſtützte, keine ſogenannte Kaſtenverfaſſung (von einem portugieſiſchen Worte casta). Dafür entſcheidet, daß, obgleich ſich bei vielen derſelben dem indiſchen mehr oder minder ähnliche Verhältniſſe für einige Zeit entwickelten, doch nirgends dieſelben Namen zur Bezeichnung derſelben angewandt werden, wie bei dem ariſchen Volksſtamme. Selbſt zu der Zeit, als die ariſche Volksmaſſe vereint war, ſcheint ſich noch keine Kaſtenverfaſſung feſtgeſetzt zu haben. Es werden zwar, wie bei den Indern, ſo auch im Zend-Aveſta, vier Volksabtheilungen erwähnt, allein ſie weichen in Bezug auf Namen und anderes von einander ab, und die Übereinſtimmung ſowol in der Zahl, als einigem andern, iſt ſehr unweſentlich. Denn dieſe Zahl iſt ſo natürlich, daß ſich faſt jede Staatskörperſchaft von ſelbſt in ſie zerfällt; daher ſie auch bei vielen andern Völkern, welche völlig unverwandt ſind, wiederkehrt, wie z. B. in Iberien und ſelbſt in Mexico[33]). Wir haben ſchon oben bemerkt[34]), daß uns zur Zeit, wo die ganze ariſche Volksmaſſe ein vereinigtes Volk bildete, der Name des eigentlichen Volkes, ſeiner Hauptmaſſe, ârjas, die Ehrwürdigen, zu ſein ſchien. Aus dieſer Maſſe hatten ſich jedoch ſchon die kshattrâs ausgeſchieden, deren Namen in entſprechender Form und im Allgemeinen mit derſelben Bedeutung, wie im Sanſkrit, auch bei den Zendvölkern erſcheint. Da ich ein ſonſt von mir gekanntes Geſetz, nach welchem Wurzelformen, welche in i ſchließen, in vielen Bildungen dieſen Schlußvocal verlieren[35]), nicht auf dieſes Wort anwandte, ſo habe ich früher[36]) eine falſche Etymologie von kshattra gegeben, an deren Stelle ich jetzt eine evident ſichere ſetzen kann. Die Wurzel iſt kshi. mit der Bedeutung herrſchen. Dieſe wird von den indiſchen Grammatikern dieſer Wurzel in der That gegeben, iſt aber noch nicht für die Verbalform belegt. Die Zweifel, welche man wegen des letzteren Umſtandes gegen die Richtigkeit der Angabe erheben könnte, werden aber durch Vergleichung der verwandten Sprachen vollſtändig weggeräumt. Denn, um nur einige Beiſpiele zu erwähnen, entſpricht im Griechiſchen die Verbalwurzelform κτι in κτάομαι für κτιjομαι (gleich einem ſanſkritiſchen kshaj-ê für urſprünglicheres kshajamê mit griech. κτ für ſanſkrit. ksh, wie gewöhnlich), ich beherrſche für mich, beſitze. Aus dem Zend lehnt ſich daran ksaja, Herrſcher[37]), und an das Verbum ſelbſt das Participium ksajaut[38]) herrſchend. Eben hierher gehört das griechiſche ἀνα-κτ, von der Präpoſition ἀνά und der Wurzel κτι, mit Verluſt des ι, nach der angegebenen Regel[39]). Ganz ebenſo, mit Verluſt des i und durch das Suffix tra, tritt aus der entſprechenden ſanſkritiſchen Wurzelform kshi die Form kshatra hervor; ihr entſpricht im Zend ksathra und heißt hier König, grade wie csaja, und im Griechiſchen (ἀνα)-ξ, eigentlich Herrſcher, herrſchend. Denn das Suffix tra iſt urſprünglich weſentlich identiſch mit dem Suffix, durch welches nomina agentis gebildet werden, tṛi, wie in dieſem einzelnen Falle noch der Umſtand erweiſt, daß im Sanſkrit neben kshattra (deſſen organiſch-richtigere Schreibart ksha-tra iſt) die Form kshattṛi beſteht, und urſprünglich, wie auch ſpäter, im Allgemeinen dieſelben Bedeutungen hatte.

Demnach hatte ſich zu der Zeit, wo die ganze ariſche Volksmaſſe noch vereint war, aus der Mitte des Geſammtvolkes eine beſondere Kaſte ausgeſchieden und unter dem Namen kshattrâs, Herrſcher, Könige, eine hervorragende Stellung eingenommen. Sie bildete damals wahrſcheinlich die Claſſe der kleinen Häuptlinge, der nobiles. Wer ihre Untergebenen waren, läßt ſich natürlich nicht mit Gewißheit beſtimmen. Doch macht es die Analogie der verwandten Völkerſtämme und der natürliche Gang der Entwickelung von Staatseinrichtungen bei Völkern, welche ſich erobernd unter ſtammverſchiedenen Völkern feſtſetzten, wahrſcheinlich, daß die Hauptmaſſe ihrer Untergebenen nicht aus den verwandten Freien, den ârjâs, Ehrwürdigen, beſtand, ſondern aus der im eroberten Lande vorgefundenen und unterworfenen Bevölkerung. Dieſe letzteren mögen die Çûdrâs geweſen

31) *Dubois*, Moeurs, Institutions *etc.* des peuples de l'Inde I, 49. 4. 13; hängt damit der Name des indiſchen Volkes der pank'âlâs zuſammen, ſodaß dieſes einſt aus fünf Kaſten beſtanden, etwa den vier eigentlichen (ſ. weiter) und einer unterworfenen (vgl. S. 15, wo Sp. 1. 3. 24 für πάραλαι zu leſen iſt Πάλαιαι)? Die Endung âla hängt mit âli, Linie, Geſchlecht, zuſammen: fünf Linien habend. 32) Dubois a. a. O. I, 49. 33) v. Bohlen, Das alte Indien. II, 39. 34) S. 2 fg.

35) Griechiſches Wurzellexik. I, 173. 36) a. a. O. 136. 37) Bopp, Vergleichende Grammatik S. 46. 38) a. a. O. 57. 39) Man könnte wegen der Form Fάναξ an der Richtigkeit dieſer Etymologie zweifeln; allein hier muß man bemerken, daß es in der griechiſchen Sprache mehre Arten von Digamma gibt; eine Art iſt ein rein dialektiſcher Anlaut, wie hier, und, um noch ein Beiſpiel zu erwähnen, auch in Fανηρ, wie des letzteren evidente Etymologie (Theodor Benfey, Griech. Wurzell. I. p. XIV.) zeigt.

Digitized by Google

ſein, welche in der, jedoch erſt in der Zeit nach der Trennung der öſtlichen und weſtlichen Arier feſtgeſtellten indiſchen Kaſtenverfaſſung die vierte Kaſte conſtituirten. Der Name derſelben iſt ſehr dunkel, allein bei der nahen Verwandtſchaft der Laute ç und ksh[40]), welche ſich jedoch vielleicht nicht auf ähnliche Weiſe erklären läßt, wie die von sh und ksh[41]), kann man vielleicht, trotz der Verſchiedenheiten in der Quantität des Vocals, an eine urſprüngliche Identität von çûdra und kshûdra denken. Letzteres heißt klein, niedrig, gemein, und bildet ſo eine nicht unpaſſende Bezeichnung der unterworfenen Bevölkerung im Gegenſatze zu der herrſchenden, den ârja, Ehrwürdigen. Für die eben gegebene Anſicht ſpricht der Umſtand, daß in der Pentapotamie, wo ſich das Sanſkritvolk, wenn auch nicht zuerſt, doch ſehr früh feſtſetzte, und wegen der natürlichen Trennung dieſes Landſtrichs von dem übrigen Indien, von der, im eigentlichen Indien fortgehenden, Weiterentwickelung der Verfaſſung weniger berührt wird (daher ihre Bewohner auch vom Bramathum verachtet wurden), die Namen kshattra und çûdraka ſich als Bezeichnungen ganzer abgeſchloſſener Völkerſchaften finden. Hier ſcheinen ſich einſt alle arjâs in kshattrâs verwandelt zu haben, oder unter die çûdrâs geſtoßen zu ſein, von denen ſich ein Theil frei und unabhängig, aber ganz dem indiſchen Leben angeeignet, erhielt.

Noch vor der Trennung der ariſchen Volksmaſſe bildeten ſich die kshattrâs zu einer ſich für gleich haltenden und abgeſchloſſenen Kaſte aus. Dafür entſcheidet der im Sanſkrit ſowol als Zend vorkommende Name kshatrapa[42]), welcher ſeinen Grundbeſtandtheilen nach „Herr der kshattrâs“ bedeutend, höchſt wahrſcheinlich urſprünglich das Oberhaupt der kshattrâs bezeichnete. Sobald ſich ein Theil eines Volkes kaſtenartig ausgeſchieden, treten die übrigen Theile deſſelben faſt von ſelbſt in ein ähnliches Verhältniß. Dem bis jetzt entwickelten gemäß konnten dieſer nur noch etwa ein oder zwei größere ſein, nämlich 1) die arjâs, welche nicht in die Kaſte der kshattrâs ſich erhoben hatten, aber auch nicht zu gleichen Verhältniſſen mit den çûdras herabgeſtoßen waren, alſo frei geblieben waren, und 2) die çûdrâs.

Erſt nach der Trennung der ariſchen Volksmaſſe ſcheinen ſich auch die Prieſter zu einer Kaſte abgeſchloſſen zu haben. Sie hatten ſich aus der Hauptmaſſe des Volkes erhoben, wie ihr Name ârjâs bewies[43]). Daß ihre Entſtehung oder wenigſtens feſtere Conſtituirung als Prieſterkaſte ſpäter als die Gemeinſchaft des ganzen ariſchen Volksſtammes falle, ſchloſſen wir ſchon aus ihrem Namen Brâhmanâs[44]).

So war denn eine Eintheilung des indiſchen Volkes in vier Stände[45]) entſtanden, von denen, den indiſchen heiligen Schriften gemäß, die Brahmanâs die erſte Stelle einnahmen; die zweite die Kshattrâs; die dritte die eigentlich arjâs genannte Maſſe, welche aber auch als Haupttheil des Volkes den allgemeinen Namen für Menſch, viç (im Plural viç-as), führten; die vierte bildeten urſprünglich die Unterworfenen, zu denen aber in älteren Zeiten, ehe die Kaſtenverfaſſung noch ſtreng abgeſchloſſen war, auch die verarmten oder ſonſt herabgekommenen arjâs gedrängt wurden.

Wann dieſe Eintheilung ſich feſtſetzte, iſt der Zeit nach natürlich nicht zu beſtimmen. Es konnte auch keinesweges auf einmal geſchehen, und da ſelbſt zu Megaſthenes' Zeit die Inder noch kein geſchriebenes Recht beſaßen — wenigſtens kein ſolches, welches am Hofe und im Volke bekannter geweſen war — ſo können wir mit Beſtimmtheit annehmen, daß ſie einzig und allein durch Herkommen und Gebrauch ſich als in den gegebenen Verhältniſſen naturgemäß fixirt hatte. Nachdem ſie einmal im Allgemeinen ſich gebildet hatte, arbeiteten ohne Zweifel die Prieſter dahin, ſie als göttliche Ordnung für ewige Zeiten feſtzuſtellen. Früh ſchon mochten ſie ſie mit ihren Schöpfungstheorien in Verbindung gebracht haben, und ſuchten ihre gegenſeitige Stufenordnung religiös zu motiviren. Weil die Brahmanen aus Brahma's Mund hervorgegangen ſind, ſo iſt ihre Beſtimmung die Beſchäftigung mit dem heiligen Worte und die Verwaltung des Heiligen überhaupt; weil die Kshattrâs aus ſeinen Armen entſprungen ſind, ſo iſt ihre Pflicht die Menſchen zu ſchützen, alſo Kriegsdienſt; die viças, aus dem Schenkel deſſelben hervorgetreten, ſind verpflichtet, aller Dinge zu warten, welche zum menſchlichen Lebensunterhalt gehören. Die Çûdrâs, aus ſeinen Beinen gezeugt, ſind zum Dienſte der über ihnen ſtehenden Kaſten verpflichtet. Niemand hat ſich über ſeine Geburt in den niedern Kaſten zu beklagen; denn ſie iſt Folge ſeiner Thaten in ſeinem früheren Leben, und treue Erfüllung der durch die Kaſte, in welcher er geboren iſt, aufgelegten Pflichten befähigt ihn, in einer ſpätern Geburt ſelbſt Angehöriger einer höhern Kaſte zu werden.

Die Kaſten ſind erblich, daher heißen ſie g'âtajas (gentes), ferner aber insbeſondere varnân'i, Farben, ein Name, deſſen Entſtehung zu vielerlei Hypotheſen Veranlaſſung gibt, aber noch keine hiſtoriſch ſichere oder ſehr wahrſcheinliche Deutung zuläßt.

Als ſich dieſe Eintheilung in vier Kaſten, welche die religiöſen Schriften der Inder in durchgreifender Übereinſtimmung als die Grundlage des Kaſtenweſens geben, feſtſetzte, müſſen die çûdrâs, mag ihr eigentlicher Urſprung gleich außerhalb des Sanſkritvolkes zu ſuchen ſein, ſchon ganz und gar in den indiſchen Staatsverband aufgenommen geweſen ſein und ſich dem indiſchen Leben aſſimilirt haben.

In den Brahmanenſchulen mag nun in der That dieſe Eintheilung ſchon früh als eine heilige und nothwendige gelehrt, auch im Volke als religiöſes Dogma — möchte man faſt ſagen — angenommen geweſen ſein; aber überaus fraglich iſt, ob ſie von je her — wenigſtens in der ſtrengen Scheidung der ſpäteren Zeiten — im Leben gegolten habe. Was zunächſt die ganz eigent-

40) Theodor Benfey, Griech. Wurzell. I, 166 und ſonſt. 41) Oben S. 174. 42) Vgl. S. 3. 43) Vgl. a. a. O. 44) Vgl. S. 191. 45) *Meiners*, De causis ordinum sive castarum in veteri Aegypto atque tam in antiqua, quam in recentiori India in Comment. Soc. Gott. X, 184; außerdem behandeln die Kaſten faſt alle Werke über Indien.

Digitized by Google

liche Grundlage derſelben, die Erblichkeit, betrifft, ſo erſcheinen nicht blos in den religiös-mythiſchen Überlieferungen Beiſpiele von ſolchen, welche durch Geburt andern Kaſten angehörig, ſelbſt in die höchſte Kaſte, die der Brahmanen, aufgenommen wurden, ſondern ſelbſt in relativ neueren Zeiten, wo im Allgemeinen die Scheidung in Kaſten und der Grundſatz der Erblichkeit in immer wachſenderer Strenge genommen ward, iſt es vorgekommen, daß fremdſtämmige zu Brahmanen geweiht ſind [46]). Was ferner den Grundſatz über die angewieſene Thätigkeit betrifft, ſo ſcheint auch dieſer ſchon ſeit ſehr alter Zeit nichts weniger als beobachtet. Der Herrſcher Indiens zu Alexander's Zeit war entſchieden ein Sudra, ob zwar deswegen verachtet, ebenſo der hochgeachtete Tſchandraguptas und den Puranen nach die ſämmtlichen auf Nandas folgenden Herrſcherreihen. Die aus Hiuan Thſang [47]) mitgetheilten Auszüge zeigen, daß im 7. Jahrh. Brahmanen, Vaiſjas und Sudras in beiweitem größerer Zahl in den indiſchen Reichen herrſchten, als die der Theorie nach allein dazu berechtigten Kshattrijâs. Was die Rangfolge betrifft, ſo deuten eine Menge Mythen darauf hin, daß die Zeit gar nicht ſo weit über der Geſchichte hinaus lag, in welcher die Kshattrijas den Brahmanas die Herrſchaft oder den Vorrang ſtreitig machten. Ja eine Menge, von letzteren theoretiſch in Anſpruch genommene, Vorrechte, z. B. das nicht getödtet werden zu dürfen, ſcheinen in der Praxis höchſtens unter ſehr bigotten Fürſten beſtanden zu haben. Wenigſtens zeigen indiſche Schriften (z. B. die Dramen) und die Geſchichte, ſo weit wir ſie verfolgen können, daß ſich kein indiſcher Fürſt ein Gewiſſen daraus machte, einen Brahmanen, welcher den Tod verdient hatte, exequiren zu laſſen. Wenn es in Indien wirklich einſt eine Zeit gab, in welcher das Leben ganz und gar unter Einfluß der Brahmaniſchen Lehren ſtand, und der Staat ihnen gemäß geordnet war, ſo mag in ihr auch die Kaſtenverfaſſung mit ihren vier Rangſtufen ſo gegolten haben, wie die Brahmaniſchen Schriften ſie vorſchreiben. Dieſe Zeit würde, wenn man ſie annehmen will, mit der zuſammentreffen, in welche wir die politiſche und ſociale Einheit Indiens mit einem hohen Grade von Cultur ſetzen zu müſſen (1000 v. Chr.), ſchon mehrmals Veranlaſſung fanden, und weiterhin noch finden werden. In der auf dieſe Zeit politiſcher ꝛc. Einheit folgenden Periode der Individualiſirung des indiſchen Lebens, welche wir ſchon anerkennen und etwa in die drei Jahrhunderte vor Tſchandraguptas (7. bis 4. v. Chr.) ſetzen zu müſſen glaubten, ſchwand der Einfluß der Brahmaniſchen Richtung mehr und mehr, und damit mußte auch die Brahmaniſche Anſchauung der Kaſtenverfaſſung zurückgedrängt werden. Da nun mußten ſich zwei Richtungen geltend machen; einmal wirkte die im indiſchen Volke lebende Überzeugung von der nothwendigen Erblichkeit der Thätigkeiten und der damit zuſammenhängenden Würdigung, wenig gehemmt von der religiöſen Lehre, daß es nur vier Kaſtenunterſchiede gebe, zu einer immer größeren Spaltung der Volksbeſtandtheile, wie denn die occidentaliſchen Schriftſteller der Alten ſieben und mehre Stände, nach der Thätigkeit geſchieden, kennen [48]); andererſeits aber hatte man in den Philoſophenſchulen angefangen, ſich zur Idee der Gleichheit aller Menſchen zu erheben, und dieſe Idee war bei der hohen Bildung, welche damals in Indien herrſchte, auch zu den höheren Volksclaſſen gedrungen; als Beſtandtheil der Buddhiſtiſchen Religionslehre fing ſie ſogar ſchon an, eine faſt allgemeine Verbreitung zu gewinnen. Beide Richtungen, jene ſtets fortgeſetzte Spaltung in neue Kaſten, und dieſe vollſtändige Negation angeborener Vorrechte, würden wol mit Aufhebung des Kaſtenweſens geendet haben, wenn nicht, durch den Buddhismus angeregt, das Brahmathum erwacht wäre, und ſich, ſowol im Ganzen, als insbeſondere in ſeiner Hauptgrundlage, der Kaſtenverfaſſung, regenerirt hätte (im 3. Jahrh. v. Chr.) [49]). Damals traten, wie wir ſchon früher vermutheten [50]), die ſyſtematiſch ungebildeten Namen der vier Kaſten: 1) brâhmanâs oder ârjâs, 2) kshattrijâs, 3) vaiçjâs, 4) çûdrâs, an die Stelle der in Beziehung auf die zweite und dritte (kshattras und viças oder ârjâs) abweichenden alten. Ja der Name kshattra (oder kshattrĭ), welchen dieſe Kaſte in der Pentapotamie als Volksnamen gebrauchte, erhielt eine verächtliche Bedeutung, indem kshattrĭ insbeſondere, in den heiligeren oder Brahmaniſchen Schriften, zur Bezeichnung eines von einem Sudra und einer Kshatrija- oder Vaiçja-Frau Geborenen gebraucht wurde, höchſt wahrſcheinlich, weil in der Pentapotamie das Herkommen, welches die eheliche Verbindung von Sudras mit Kſhattras und Vaiçjas dem Grundſatz nach verbot, aufgehoben, oder in Verfall gekommen war (ſ. weiter). In der ſchon mehrfach erwähnten Überzeugung des indiſchen Volkes, daß jede Thätigkeit eine erbliche ſein müſſe, fanden die in ſtrengerer und ſeit Abfaſſung des Mânavadharmaçâſtram (im 3. oder 2. Jahrh. v. Chr.) [51]) auch ſchriftlicher Form dargelegten Lehren des Brahmathums eine Hauptſtütze. Zu dieſer kam aber noch ein anderes Hilfsmittel. Im Fortgange der Herrſchaft des Sanſkritvolkes über Indien waren die ſtammverſchiedenen Urvölker dieſer Gegenden wol zuerſt in die Berge getrieben und dann nach und nach einzelne Stämme derſelben in den indiſchen Staatsverband aufgenommen. Ausgeſchloſſen von der indiſchen Cultur, in ihren, größtentheils unfruchtbaren, Wohnſitzen ſchon durch die dadurch nothwendig gewordene Lebensweiſe verwildert, mußten ſie einen Anblick gewähren, welcher wenig geeignet war, die von dem Gedanken erblicher Scheidung noch nicht entwöhnten Inder geneigt zu machen, ſie zu gleichen Rechten in den Staatsverband aufzunehmen. Konnte doch der milde Buddhiſt ſogar ſich nicht daran gewöhnen, einen Tſchandalas (wie die zu keiner Kaſte gehörigen hießen) anzublicken oder gar zu berühren, obgleich allgemeine Menſchengleichheit eigentlich zu ſeinen Dogmen gehörte. Wie viel weniger mußte

46) Vgl. *Dubois*, Moeurs I, 127. 134. *Bochinger*, La Vie etc. p. 95. 96. 47) Vgl. S. 115 fg.

48) v. Bohlen, II, 28. 49) Vgl. S. 74 und ſonſt, weiterhin Literatur. 50) S. 3. 51) Vgl. Literatur.

dieſes möglich ſein, wo die Brahmaniſche Richtung ſich entweder ſtreng erhalten hatte, oder wieder aufgelebt war? Dieſer Art Völker traten demnach in den indiſchen Staatsverband mit dem Range unter den vier Kaſten, das heißt als kaſtenloſe, und mit einer beſtimmten Thätigkeit, welche wol nur eine Fortſetzung ihrer frühern Lebensweiſe war [52]).

Während der Oberherrſchaft des Buddhismus und ſelbſt in dem erſten Theile der Periode des darauf folgenden geiſtigen Kampfes zwiſchen dem Brahmathum und Buddhismus bis zu der Zeit, in welcher das Brahmathum wieder anfing, die Oberhand zu gewinnen, müſſen die Kaſtenunterſchiede innerhalb der vier eigentlich-indiſchen Kaſten, mögen gleich ihre Namen noch lange Zeit fortbeſtanden haben, was ſehr wahrſcheinlich iſt, wol immer mehr aufgehoben ſein. Heirathen zwiſchen Kſhattrijâs und Sudras und Vaiçjas müſſen — da gar keine religiöſen Bedenken entgegenſtanden — bei den Buddhiſten überaus häufig vorgekommen ſein, und wenngleich die Brahmaniſche Anſicht, welche die aus ſolchen Ehen Geborenen aus dem Verband der vier Hauptkaſten unter die Tſchandalas ſtößt, unter Buddhiſtiſcher Herrſchaft keinen Einfluß auf die ſocialen Verhältniſſe vom politiſchen oder religiöſen Standpunkte aus haben mochte, ſo war doch die Idee des Kaſtenunterſchiedes im Volke noch zu ſehr verbreitet, als daß eine ſolche Ehe nicht wenigſtens den Einfluß gehabt hätte, die daraus Geborenen der ſchlechteren Hand beizuzählen. Das Beiſpiel der Buddhiſten konnte natürlich nicht verfehlen, auch auf die Anhänger des Brahmathums zu wirken, und hatte Jemand etwas gethan, oder gelitten, wodurch er ſich der Ausſtoßung aus ſeiner Kaſte ausſetzte, ſo mochte er, wie während der Herrſchaft des Muhammedanismus, zum Islam, und jetzt zum Chriſtenthum oder häufiger dem Islam, ſo damals zum Buddhismus, übertreten.

Auf dieſe Weiſe erhielten ſich während der Dauer von faſt 1200 Jahren (von etwa 250 v. Chr. bis 950 n. Chr.) nur die Brahmanen, die eigentliche Stütze und Halter der Brahmaniſchen Richtung, inſofern ſie dem Brahmathum treu blieben, als eigentliche Kaſte. Die Kſhattrijâs ſowol, als die Vaiçjâs gingen in den Sudrâs nach und nach auf, und ſo erklärt ſich am beſten wol, wie es kommt, daß jetzt faſt im ganzen Bereiche von Vorderindien nur überaus wenige noch ſind, welche ſich zu jenen beiden Kaſten rechnen [53]), und es ſelbſt von dieſen wenigen überaus zweifelhaft iſt, ob ihre Anſprüche auf reine Abſtammung gerechtfertigt werden können. Die Radſchaputras (Radſchputen) ſtammen z. B. höchſt wahrſcheinlich wirklich von Königen (ſehr viele ihrer Stämme von der letzten Dynaſtie von Canodſche); allein dieſe Könige gehörten ohne Zweifel nicht der Kſhattrijakaſte an.

So geſtaltete ſich denn, wahrſcheinlich ſchon zur Zeit der Vertreibung des Buddhismus, das ſociale Verhältniß in Indien ſo, daß ſeine Bevölkerung vom Brahmaniſchen Geſichtspunkte aus in 1) Brahmanen, 2) Çûdras und wenige Überbleibſel der Kshattrija- und Vaiçja-Kaſte, und 3) gemiſchte (und Unter-) Kaſten zerfiel. Die Grundlage der letzten bildete die zum indiſchen Leben übergegangene oder unterworfene Urbevölkerung, zu welcher aber alle kamen, welche, aus ihren Kaſten geſtoßen, nicht zu einem andern religiöſen Bekenntniß übertraten. Treu der alt-indiſchen Überzeugung von der nothwendigen Erblichkeit der Thätigkeit und der daraus hervorgehenden Rangordnung ſpalteten ſich alle dieſe Abtheilungen in Unterabtheilungen, welche man gewöhnlich ebenfalls mit dem Namen Kaſten bezeichnet. Dieſer Zuſtand iſt im Allgemeinen der noch heute beſtehende.

Es war nothwendig, dieſe kurze Überſicht der Geſchichte der indiſchen Kaſten zu geben, um einen klareren Blick über das Weſen derſelben zu verſchaffen. Für die Richtigkeit derſelben möge für jetzt die Darſtellung ſelbſt ſprechen. Es war nicht möglich, die mir für dieſelbe zu Gebote ſtehenden Beweismittel hier ausführlich mitzutheilen, ohne einen verhältnißmäßig zu großen Raum in Anſpruch zu nehmen. Vieles iſt auch blos aus den allgemeinen indiſchen Verhältniſſen geſchloſſene Hypotheſe; dieſes glaube ich jedoch ſtets hinlänglich angedeutet zu haben. An einem andern Orte hoffe ich einſt Gelegenheit zu haben, daſſelbe Thema genauer zu erörtern. Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Kaſten, wobei wir die theoretiſche Verfaſſung derſelben mit ihrer Geſtalt im Leben, ſo weit es in der Kürze möglich iſt, verbinden werden.

Die drei höheren Kaſten zeichnen ſich vor der vierten zunächſt dadurch aus, daß ſie in einem beſtimmten Lebensalter initiirt werden. Dieſe Einweihung geſchieht vermittels Anlegung einer Schnur, welche von der linken Schulter quer über die Bruſt herab getragen wird. Bei den Brahmanen kann ſie zwiſchen dem 8. bis 15. angelegt werden, und iſt von Baumwolle, bei den Kſhattrijas, welche ſie vom 11. Jahre an erhalten können, iſt ſie von Kuſagras, und bei den Vaiçjas, die ſie erſt im 12. Jahre erhalten dürfen, iſt ſie von Wolle. Dieſe Einweihung, welche mit religiöſen Ceremonien verbunden iſt, gilt gleichſam für eine zweite Geburt im Leben, daher die drei oberen Kaſten die *zwiefach geborenen* (dvig'a) genannt werden. Theoretiſch iſt in Beziehung auf Verehelichung die Aufhebung des connubii zwiſchen den verſchiedenen Ständen Grundſatz, inſofern als nur ſolche, die aus einer Ehe ſtammten, welche zwiſchen gleichſtändigen geſchloſſen war, demſelben Stande mit ihrem Vater angehören konnten [54]). In dieſer Beziehung mochten die kshattri der Pentapotamie abweichen, indem ſie den Stand des Sohnes von dem, welchen der Vater, oder, wenn wir der dieſem Worte in den Brahmaniſchen Schriften gegebenen Bedeutung folgen dürfen, die Mutter hatte, abhängen ließen. Mir iſt es jedoch am wahrſcheinlichſten, daß dieſes Volk ſich ſeiner urſprünglichen Abſtammung nach überhaupt für kshattâras erklärt hatte und die Einwirkung der Ehe auf die Änderung des Standes ganz negirte, womit der Kaſtenunterſchied ganz wegfiel,

52) Vgl. auch *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 2.

53) Vgl. z. B. *Vans Kennedy* in Transaction of the litterary Society of Bombay III, 148 und faſt alle neueren Angaben.

54) *Mânavadh.* X, 5.



Digitized by Google

wie dies den Völkern der Pentapotamie in den Brahmaniſchen Schriften überhaupt vorgeworfen wird [55]). Solche Heirathen waren aber in Indien kaum zu vermeiden und ſelbſt im Ramajanam, welches Gedicht am meiſten dem Brahmathum huldigt, heirathet ein Brahmane eine Kſchatrijatochter, bei welcher Gelegenheit deſſen Vater jedoch ein Reinigungsopfer für ſeinen Sohn vollbringt [56]). Das Brahmathum nimmt daher an, daß durch derartige Verbindungen eine Menge Zwiſchenkaſten und Unterkaſten entſtehen, deren Thätigkeit gleichſam eine Mittelſtufe zwiſchen den beiden dem Stande der Ältern zugewieſenen bildet. Wenn einſt wirklich die Vertheilung in vier Kaſten in aller Strenge waltete, ſo mochte ſich in der That die Thätigkeit derartiger Zwiſchenkaſten auf ſolche Weiſe fixiren. Denn der Stand der Brahmanen ſowol, als der der Kſchattrijas, würden einen von Brahmanen und Kſchattrijaältern Geborenen ſchwerlich als ebenbürtig in ſeine Körperſchaft zugelaſſen haben, aber der Einfluß der beiden Ältern hätte, zumal wenn dieſe Ehen, wie nicht zu zweifeln iſt, häufiger vorkamen, ihnen eine mittlere Stellung ſichern können. Die ebenbürtigen hießen g'âtjâg'nêjâs, „als beſte anzuerkennende." Die, welche von Zweigeborenen (Mitgliedern der drei erſten Kaſten) mit Frauen gezeugt ſind, welche der nächſt unter ihnen ſtehenden Kaſte angehören, hießen im Allgemeinen sadriçâs, „ähnliche." Der Sohn eines Brahmanen, z. B. von einer Kſchatrijafrau, hieß mûrdhâbishikta; die Thätigkeit dieſer vornehmſten Zwiſchenkaſte iſt Unterricht in den militairiſchen Wiſſenſchaften (gleichſam eine Verbindung der Hauptthätigkeit der Brahmanen, des Lehrens, mit der der Kriegerkaſte), der eines Kſchattrija von einer Vaiçjafrau hieß Mâhishja, und die Beſchäftigung dieſer Zwiſchenkaſte war Muſik, Aſtronomie und Viehzucht; der eines Vaiçja von einer Çûdrafrau hieß Karana oder Kâjastha; und die Beſchäftigung ſeiner Zwiſchenkaſte war der Dienſt bei den Fürſten [57]). Daß es jemals mit dieſer theoretiſchen Fixirung ſtreng genommen ſei, glaube ich kaum; doch haben wir, bis jetzt wenigſtens, weder entſchiedene hiſtoriſche Beweiſe dafür, noch dagegen. Ich vermuthe, daß, als die Ordnung der Stände im Mânavadharmaçâſtram nach Brahmaniſchen Geſichtspunkten feſtgeſtellt wurden, die gegebenen Zuſtände und vorliegenden erblichen Thätigkeiten den Maßſtab ſowol für die Rangordnung, als für die prieſterlich ſpeculative Annahme der Entſtehung dieſer Menſchenclaſſe abgaben. Dieſe letztere wurde denn als Geſetz für die Zukunft feſtzuſtellen verſucht. Manche Eigenthümlichkeiten in den ferneren Vorſchriften des Mânavadharmaçâſtram über die Zwiſchenkaſten laſſen faſt nur eine ähnliche Erklärung zu. So iſt es zum Beiſpiel überaus auffallend, daß eine Menge derſelben mit bekannten indiſchen Volksnamen bezeichnet werden; ſo heißen die Söhne, welche von Brahmanen mit Vaisjafrauen gezeugt werden, Ambasht'âs [58]); die Söhne eines Vaiſja von einer Brahmana- oder Kſchatrijafrau heißen Mâgadha oder Vaideha (nach Magadha und Videha benannt, beide im jetzigen Behar); die von einem Sudra mit einer Frau aus den drei obern Kaſten heißen unter andern Kshattri; von einem Brahmanen und einer Ugrafrau (ſo heißt eine Zwiſchenkaſte) entſteht ein Âvrita; von demſelben und einer Ambasht'afrau ein Abhira; von einem Brahmanen, welcher zwar ebenbürtig geboren iſt, aber nicht eingeweiht iſt, und deswegen vrâtja heißt, ſtammt ein Avantja (ſo heißen die Einwohner von Ozene); von einem Kſchatrija, welcher vrâtja iſt, ſtammt ein Malla (bekanntlich ein Volk der Pentapotamie), ein Khasa (in Nepal), Dravira (in Dekhan) u. ſ. w. Ja der Name Pâraçavas, welcher den Söhnen von Brahmanen, welche mit Sudrafrauen gezeugt ſind, gegeben wird, dürfte nicht mit Unrecht als von den Perſern entlehnt, betrachtet werden, da das Mânavadharmaçâſtram auch fremdſtämmige Völker in das Bereich dieſer Kaſtenordnung zieht, und z. B. die Javanas, Sakas, Paradas, Pahlavas, Chinas, als herabgeſunkene Kshattrijâs betrachtet [59]). Das Mânavadharmaçâſtram, zu einer Zeit abgefaßt, wo faſt ganz Indien vom Buddhismus ergriffen und der eigentliche Sitz der Brahmaniſchen Richtung auf Brahmavarta beſchränkt war [60]), betrachtete faſt alle andern indiſchen Völker als mehr oder minder entwürdigte Miſchkaſten, und ſetzte je nach dieſer Anſchauung ihre Namen für die Zukunft als Bezeichnung beſtimmter Zwiſchenkaſten feſt. Wir halten es nicht für der Mühe werth, dieſe Zwiſchenkaſten, deren Mitglieder eigentlich alle außer der Kaſtenordnung ſtehen, weiter zu verfolgen, da wir ſie, wie bemerkt, in dieſer Anordnung nur für Gebilde der Brahmaniſchen Theorie halten, welche im Leben niemals, oder unter ganz andern Bedingungen erſchienen. Wer ſie kennen lernen will, möge das zehnte Buch des Manuiſchen Codex nachſehen.

Was die vier Hauptkaſten betrifft, außer denen keine reine exiſtirt, ſo machen die Brahmanen, wie ſchon bemerkt, ohne bedeutenden Erfolg auf das Vorrecht aufmerkſam, nicht am Leben geſtraft werden zu dürfen. Ihre Beſchäftigungen ſollen nach dem Geſetzbuche ſechs ſein: Leſen der Veden und Erklärung derſelben, Opfern und Beiſtand bei Anderer Opfer, Geben und Empfangen von Almoſen. Drei von dieſen: Erklärung der Veden, Beiſtand bei Anderer Opfer und Empfangen von Almoſen aus reinen Händen kommen den Brahmanen allein, mit Ausſchluß der übrigen Kaſten, zu [61]). Dem Weſen nach ſollten ſie aber die Repräſentanten und Förderer des ganzen geiſtigen Lebens des indiſchen Volkes ſein; aus ihren Reihen traten die Lehrer, die höheren Staatsbeamten, Richter, Gelehrte, Weiſe, Dichter u. ſ. w. hervor. Ihre Lebensweiſe ſoll ſtreng und tadellos ſein; ſie ſollen keine Schätze ſammeln, ſollen nur ſo viel zu erwerben ſuchen, als für ihre Lebensbedürfniſſe genügt. Natürlich iſt dieſe Vorſchrift ſchon ſeit den älteſten Zeiten nicht abſonderlich beobachtet. Die Brahmanen, im Beſitze der einträglichſten Ämter, benutz-

55) Vgl. die Epiſode aus Mahâbhârat. in *Laſſen*, Pentapot. 56) *Ramaj.* I, 18; insbeſondere Vers 23. 57) *Mânavadharmaç.* X, 6, in der durch die Scholien ergänzten Überſetzung von W. Jones. 58) a. a. O. 8.

59) a. a. O. X, 44. 60) a. a. O. II, 21. 61) a. a. O. X, 75. 76.

Digitized by Google

ten ihre Stellung auf echt orientaliſche Weiſe, ſo weit wir die Geſchichte verfolgen können; zum Zweck des Lebensunterhalts darf ſchon nach dem Geſetzbuche[62]) des Manus der Brahmane auch Kriegsdienſte, Ackerbau, Kaufmannſchaft, Viehzucht u. ſ. w. treiben. Ihre Ländereien ſollen frei von Abgaben ſein. An der Spitze der Brahmanen, welche ſich dem religiöſen Dienſte weihen, ſteht in den einzelnen Königreichen ein Guru, welcher vom Fürſten unterhalten wird; überhaupt rechneten es ſich ehemals und auch jetzt noch die indiſchen Fürſten zur Ehre, eine bedeutende Anzahl von Brahmanen zu ſpeiſen und auf alle Weiſe zu ehren. Aſoka's Vater unterhielt deren **60,000**, und ſo auch er ſelbſt im Anfange ſeiner Regierung. Wollten die Brahmanen die höchſte Ehre genießen, zu welcher ihre Geburt ſie befähigte, ſo mußten ſie ſich dem Studium der Veden insbeſondere widmen und dem damit verknüpften Anachoretenleben. In dieſem Falle war höchſte Sittenreinheit und Tugend, letztere in dem ſtärkſtaſketiſchen Sinne, ihr Hauptrequiſit. Ehrgeiz ſowol als auch heilige und würdige Motive haben von jeher und ſelbſt jetzt noch Brahmanen in dieſe reine und ehrenvolle Bahn geführt; allein ebenſo häufig, oder vielmehr noch häufiger, trieben ſie ſich an den verderbten indiſchen Höfen der Fürſten und anderer Großen herum — wie insbeſondere die indiſchen Dramen zeigen — und ſpielten hier eine Rolle, welche der der franzöſiſchen Abbés vor der Revolution nicht ſehr unähnlich iſt[63]).

Die Brahmanen theilen ſich, gemäß dem ſich durch das ganze indiſche Volk ziehenden Beſtreben, ſich in kleinere Vereine zu ſpalten, ſchon ſeit alten Zeiten — wie die Inſchriften insbeſondere zeigen —, in mehre Unterabtheilungen. Von Canjacubdſcha (Canog'e) aus, wo ſich, wie ſchon mehrfach bemerkt, das Brahmathum regenerirte, ſcheint die Eintheilung der Brahmanen in ſieben Claſſen, welche nach den ſieben Riſhis benannt ſind, ausgegangen zu ſein[64]). In Bengalen ſind die Nachkommen dieſer Brahmanen von Canodſche ſtreng von den Nachkommen der Brahmanen geſchieden, welche ſchon früher dort eingewandert waren, und ſich, weil dieſe Einwanderung aus **700** Familien beſtanden haben ſoll, die **Saptaçati (700)** nennen. Eine andere Eintheilung der Brahmanen nimmt zehn Hauptfamilien an, welche die **Çâka-Dvîpa-Brahmanâs** heißen, und nach den Theilen von Indien benannt werden, in welchen ſie ihre Sitze genommen haben, nämlich 1) Gaura (Bengalen), 2) Saraſvati, 3) Canjacubdſcha, 4) Maithila, 5) Utcala (Oriſſa), 6) Tailanga, 7) Carnata, 8) Maharashtra, 9) Dravira. Der zehnte Name iſt an dieſer Stelle nicht zu finden[65]). Zehn zum Theil abweichende Namen gibt die G'âtimâlâ[66]). An manchen Orten führen ſie eigenthümliche Namen; in Malabar z. B. heißen ſie Namburis[67]). Sowie ſchon die occidentaliſchen Schriftſteller des Alterthums das hohe Anſehen kennen, in welchem ſie in Indien ſtanden, ſo haben ſie es ſich bis auf den heutigen Tag erhalten; dadurch, daß ſie alle höheren Staatsämter bekleideten, und ſo die genaueſte Kenntniß des Landes und Volkes erlangten, wußten ſie ſich ſelbſt allen fremden Eroberern nothwendig zu machen. Unter den Muhammedanern mußten ſie ſchon ihrer finanziellen, insbeſondere arithmetiſchen Kenntniſſe wegen in die Adminiſtration zurückgerufen werden, und obgleich es ihnen nicht gelang, wie unter den Hindu-Fürſten, ihr Amt als erſte Miniſter in ihrer Nachkommenſchaft erblich zu machen, ſo gelangten ſie doch bei den kleinern Muhammedaniſchen Fürſten nicht ſelten für lange Zeit zu derſelben hohen Stellung; ein Beiſpiel der Art, welches für die Geſchichte Indiens von Bedeutung war, iſt der Brahmaniſche Miniſter des Königs von Golconda zu Sevagi's Zeit. Auch den Europäern wurden ſie durch ihre arithmetiſchen Kenntniſſe und das Anſehen, in welchem ſie beim Volke ſtehen, welches auf die Behörde, welcher ſie beigeordnet werden, ſtets zurückwirkt, ſehr brauchbar, und ſind daher insbeſondere im engliſchen Dienſte vielfach angewandt. Allein die ſo verwandten Brahmanen zeichnen ſich durch alle dieſer Kaſte gewöhnlich im Allgemeinen zugeſchriebenen Laſter — wie Treuloſigkeit, Heuchelei, Schlauheit, Erpreſſung, Stolz ꝛc. — ſo aus, daß ihr Dienſt, ohne die allerſtrengſte Beaufſichtigung, überaus nachtheilig wirkt. Die religiöſen Übungen, welche ihnen eigentlich ihr Stand vorſchreibt, werden, wenn ſie ſich derartigen Dienſten widmen, ganz von ihnen vernachläſſigt; nur die Hauptſachen beobachten ſie, und dieſes genügt, um ihnen ihr angeborenes Anſehen zu erhalten. Ihr Lieblingsſprüchwort iſt: „Für den Bauch ſpielt man gar manche Rolle," und treu deſſen Bedeutung widmen ſie ſich einer Menge Zweigen der Induſtrie. Sie treten als Ärzte auf und nicht ohne Glück; als Krieger entwickeln ſie zwar im Allgemeineu keinen beſondern Muth; doch haben manche Brahmanen als Generale bedeutende Talente gezeigt. Sie gelten für ausgezeichnet tüchtige Kaufleute; verlieren jedoch, wenn ſie dieſen Stand ergreifen, viel an Anſehen, weil er ihnen die genauere Beobachtung ihres Ceremoniells nicht gut verſtattet, und dieſe Vernachläſſigung nicht, wie bei den Staatsbeamten, durch hohen politiſchen Einfluß in den Augen des Volkes compenſirt wird. Die Steuereinnehmer, Grenzwächter, Schreiber, Rentmeiſter, Schullehrer, Aſtrologen ſind faſt alle aus der Claſſe der Brahmanen; ebenſo dienen ſie als Boten, welches für Brahmanen ein ſehr einträgliches Gewerbe iſt; denn ſie logiren frei in Hoſpitien, welche nur für ſie zugänglich ſind und von Brahmanen bewohnt werden. Dieſe Hoſpitien ſind gewöhnlich von frommen Seelen ausgeſtattet und mit reichen Einkünften verſehen[68]). Ihre Fähigkeit, allenthalben Zugang zu erlangen, und ihre Kunſt, die verſchiedenſten Rollen zu ſpielen, macht ſie zu ſehr brauchbaren Spionen. Sie widmen ſich, wenn es nöthig iſt, ſelbſt niedern Dienſten, beobachten jedoch alle Vorſicht, um ſich durch Kaſten, welche ſie nicht be-

62) a. a. O. 81 fg. 63) *Dubois*, Moeurs I, 406 fg. 64) *Dubois*, Moeurs I, 141 und Ritter, Aſien. IV, 2, 1244; wo jedoch nach *Ram Comal Sen* Dictionary in English and Bengalee, Serampore. 1834. p. 11, welches mir unzugänglich iſt, nur fünf Claſſen genannt werden. 65) *Stirling* in As. Res. XV, 198. 66) In As. Res. V, 56. 67) Vgl. Ritter, Aſien. IV, 1, 752.

68) *Dubois*, Moeurs I, 912.

rühren dürfen, nicht zu verunreinigen. Die meiſten Einkünfte bringen ihnen jedoch der Aberglaube und die Vorurtheile ihrer Landsleute ein, welche ſie auf die gewiſſenloſeſte Weiſe ausbeuten. Am meiſten bedienen ſie ſich dazu ihres Amtes als Prieſter, und bei jedem irgend bedeutenden Tempel findet man eine große Anzahl von Brahmanen, welche deſſen und ſomit ihre Einkünfte auf die mannichfachſte Weiſe zu ſteigern wiſſen.

2) Die Kriegerkaſte, urſprünglich **Kshatra** (Ξάθροι bei Arrian als Volksname) [69]), ſpäter **Kshatrija**. Ihre Beſchäftigung iſt der Kriegsdienſt. Sie hatten der Theorie nach das Vorrecht, daß die Könige aus ihrer Kaſte ſtammen mußten. Wie wenig dies im Leben galt, iſt ſchon bemerkt. Nach den Puranen iſt die Kriegerkaſte ſchon ſeit langer Zeit ausgerottet. Noch jetzt machen zwar einige wenige Familien auf dieſe edle Abſtammung Anſpruch; allein es iſt ſchon bemerkt, daß dieſe Anſprüche ſehr zweifelhaft ſind, ſo z. B. die Polygars in Oriſſa, welche jedoch nach der Angabe der Brahmanen aus der Sudra-Kaſte ſtammen [70]). Noch weniger mögen die Anſprüche der Nairen in Malabar begründet ſein. Denn deren ganz von den gewöhnlichen indiſchen Gebräuchen abweichende Weiſe zu heirathen (Polyandrie, wie ſie jedoch im Mahabharata auch bei den Panduiden vorkommt) und ihre Erbfolgegeſetze (wo die Schweſterſöhne Erben ſind) macht es ſogar unwahrſcheinlich, daß ſie urſprünglich indiſchen Stammes ſind (d. h. vom Sanſkritvolke herkommen). Auf keinen Fall iſt ihre Abſtammung rein, da ſich die Frauen auch mit Namburis (den malabariſchen Brahmanen) vermiſchen dürfen. Doch betragen ſich dieſe als **Kshatras** und ihre Hauptbeſchäftigung bilden die Waffen. Manu's Geſetzbuch erlaubt aber den Kſhatrijas im Fall der Noth auch die Betriebſamkeit der Vaiſjas, und auch die Nairen handelten ſchon, als die Portugieſen ſie kennen lernten, wo ſie ſich noch Zetires nannten (d. i. **Kshattrijâs**), mit Seide, Perlen, Gold und Silber. Die Râg'aputras ſind ſchon früher angemerkt.

3) Die Kaſte der Ackerbauer und Handelsleute, **Vaiçjas**, urſprünglich **viças**. Sie umfaßte urſprünglich wol die ganze freie Bevölkerung, inſofern ſie nicht zu den beiden erſten Kaſten gehörte. Ackerbau war ohne Zweifel deren Hauptbeſchäftigung, und durch Sitten und Geſetze geehrt und ſehr geſchätzt. Zu Megaſthenes' Zeit war ihre Claſſe die zahlreichſte; ſelbſt im Kriege konnten ſie ruhig ihre Äcker beſtellen. Denn dieſe wurden, der alten Satzung nach, unter den Kriegerſtämmen allein ausgemacht, während die Äcker unbeläſtigt blieben. Mit Ackerbau war natürlich Viehzucht verbunden; vielfach widmeten ſich die Vaiçjâs auch dieſer allein. Ebenſo ſtanden ihnen tiefer liegende Beſchäftigungen, ſelbſt die der Çûdras, dem Manavadharmaçâstra gemäß [71]), offen. Auch dieſe Kaſte iſt im Laufe der Zeiten, wie ſchon bemerkt, faſt ganz erloſchen, und es ſind noch wenigere, als bei der Kſchatrija-Kaſte, welche auf dieſelbe Anſpruch machen. Ihre Anſprüche, z. B. die der Vaiſjas in Oriſſa [72]), ſind ebenſo zweifelhaft.

4) Die vierte Kaſte bilden die Çûdrâs. Der Theorie nach iſt ihre Verpflichtung Dienſt bei den Zwiefach-geborenen (d. i. den drei oberen Kaſten), am verdienſtlichſten der bei den Brahmanen. Dieſe ſollen alsdann für ihren Unterhalt ſorgen; kann der Sudras aber nicht durch dieſen Dienſt beſtehen, ſo erlaubt ihm das Geſetz ſchon Handarbeiten und andere Arten von Erwerb; jedoch ſoll er ſich keine Schätze erwerben, ſelbſt wenn er die Fähigkeit dazu hat. Von dem Leſen und Hören der Veden, welche auf die drei oberen Kaſten beſchränkt ſind, ſind ſie ausgeſchloſſen, ebenſo von der Darbringung von größeren Opfern, jedoch nicht von kleineren für ſich ſelbſt. Dies alles hat ſich natürlich umgewandelt, ſeitdem die Sudras den beiweitem größten Beſtandtheil des indiſchen Volkes — ausſchließlich der noch unter ihnen ſtehenden Volksabtheilungen — bilden. Sie treiben ſeit der Zeit Ackerbau und alle Arten von Gewerben. Sie theilen ſich in eine Menge von Zünften, welche unter einem Oberhaupte ſtehen, und eine gewiſſe Art von Jurisdiction unter ſich haben. Dieſe haben gemeinſchaftliche Gebräuche, Zeichen u. ſ. w., ſorgen für ihre Mitglieder in gewiſſen Fällen, insbeſondere für die Ausſtattung von Töchtern. Dieſe Zünfte bilden wiederum eine Rangordnung unter einander, welche aber an verſchiedenen Orten verſchieden iſt, ſowie ſich denn auch an manchen Orten Zünfte — auch gewöhnlich von den Europäern Kaſten genannt — finden, welche an einem andern Orte nicht wiederkehren.

Dieſe neuen Abſtufungen, welche im Leben gewiſſermaßen an die Stelle der alten Kaſtenabtheilung in vier Stände getreten iſt, macht dann auch den Übergang in diejenigen ſocialen Vereine Indiens, welche der Theorie nach außer dem Kaſtenverbande ſtanden, ſich aber wiederum in eine Menge — von den Europäern ebenfalls Kaſten genannte — Vereine geſpalten haben, faſt unmerklich. Nur in ſo grellen Gegenſätzen, wie ihn z. B. in alter Zeit die **Tschandâlâs** bildeten, deren Namen wahrſcheinlich aus **K'and'a**, ein Daitja und **âla** (wie in **pank'âla**), das heißt vom Daitja-Geſchlecht (die von den böſen Geiſtern ſtammenden) formirt iſt, und in ſpätern Zeiten die Parias, tritt er entſchieden hervor. Die Entſtehung dieſer Volksabtheilung iſt ſchon beſprochen; der Name des Volkes der **Pankâlâs**, wörtlich die aus fünf Geſchlechtern beſtehenden, deutet vielleicht darauf hin, daß dort dieſe Abtheilung als eine **âli** in den Staatsverband aufgenommen war.

Die Tſchandâlâs erſcheinen in den alten Schriften der Inder als völlig kaſtenlos; Niemand darf ſie berühren, ohne ſich zu verunreinigen; Speiſe von ihnen anzunehmen, zieht die Ausſtoßung aus der Kaſte herbei; ſie hauſen fern von menſchlichen Wohnungen, und wenn ſie in eine Stadt kommen, müſſen ſie ſich durch Zuſammenſchlagen von Bretern ankündigen, damit ihnen Jeder aus dem Wege gehe u. ſ. w. Ähnlich iſt das Verhältniß der

69) *Arr. Exped. Alex.* VI, 15. Schlegel, Ind. Bibl. I, 249. 70) Ritter, Aſien. IV, 2, 558. 71) *Mânav.* X, 98.

72) Ritter a. a. O.

jetzigen Parias (von dem tamuliſchen pareyers); doch iſt die Verachtung, in welcher ſie leben, nicht an allen Orten gleich. Wenn man indiſchen Sagen Glauben ſchenken darf, ſo waren die Parias in Dekhan einſt die herrſchende Bevölkerung [73]). Jetzt ſtehen ſie ſo ganz außer dem Geſetze, daß der indiſche Strafcodex gar kein Geſetz über Verbrechen gegen Parias kennt [74]). In den meiſten Provinzen Indiens iſt ihnen nicht verſtattet, Land für ihre eigene Rechnung zu bauen, ſondern ſie ſind verpflichtet, ſich den übrigen Kaſtenmitgliedern zu verdingen, welche ſie für einen ſehr geringen Lohn zu ihren Arbeiten verwenden. Sie bilden die zahlreichſte Menſchenclaſſe in Indien und in Verbindung mit der Claſſe der chakilys (Schuhflicker), welche ebenſo tief, wenn nicht noch tiefer in der Verachtung ſteht, bilden ſie, nach Dubois [75]), den vierten Theil der Bevölkerung. Trotz aller der Unbilden, welche auf ihnen ruhen, hört man dieſe Claſſen dennoch nie ſich über ihre Lage beklagen, oder über ihre Geburt murren; noch weniger denken ſie daran, ihre Lage durch ihre Übermacht mit Gewalt zu verbeſſern. Auch hier waltet die Überzeugung von der Seelenwanderung und von dem Zuſammenhange eines Lebens mit frühern und ſpätern, von jenen bedingt und dieſe bedingend. In das tiefſte Elend geſtürzt, haben ſie kaum Kleidung; ihr Lebensunterhalt — ſo kümmerlich ſie ſich auch behelfen — iſt ihnen ſelten auch nur für eine kurze Zeit des Jahres geſichert, wozu denn auch ihre Gewohnheit wirkt, wenn ſie etwas erworben haben, ſich der Indolenz zu ergeben, und nicht eher wieder zu arbeiten, als bis die Noth ſie zwingt. Wo ſie das Recht haben, ihr Land ſelbſt zu bauen, ſind ſie gewöhnlich noch übler daran, als wo ſie ſich verdingen. Denn in letzterem Falle haben ſie, zur Arbeit angehalten, wenigſtens eine Subſiſtenz, welche die allernothwendigſten Bedürfniſſe befriedigt; in erſterem aber überlaſſen ſie ſich ihrer Indolenz ſo ſehr, daß ſie ſelbſt in guten Jahren ſelten mehr ernten, als für die Bedürfniſſe der Hälfte des Jahres zureicht. Die Verachtung derſelben geht ſo weit, daß in vielen Gegenden die bloße Spur ihrer Fußtritte genügt, um die ganze Nachbarſchaft zu verunreinigen. Niemals dürfen ſie durch die Straße gehen, in welcher die Brahmanen wohnen; wenn ſie es dennoch wagen, ſo haben dieſe das Recht, ſie erdolchen zu laſſen (ſelbſt dürfen ſie es nicht, ohne ſich zu beflecken). Wagen ſie gar in das Haus eines Brahmanen zu treten, ſo werden ſie auf der Stelle getödtet. Jeder, der einen Paria berührt, iſt unrein, und darf mit Niemandem communiciren, bis er wieder gereinigt iſt, was durch Bäder und mehr oder minder bedeutende Ceremonien geſchieht, welche ſich nach dem Grade der Kaſte richten, welcher der Verunreinigte angehört. Mit ihnen zu eſſen, Speiſen, welche von ihnen bereitet ſind, zu berühren, Waſſer zu trinken, was ſie geſchöpft haben, ſich Gefäße bedienen, welche ſie in Händen gehabt haben, in ihr Haus treten, oder ihnen erlauben, in das eigene zu kommen, alles dies ſind hinlängliche Gründe zum Ausſchluß aus der Kaſte, und der Wiedereintritt in dieſelbe kann nur durch ſchwere und theure Formalitäten wieder erlangt werden. Geſchlechtlicher Umgang mit einer Pariafrau wird noch härter beſtraft. Dieſe Strenge, welche am weiteſten im Süden und Weſten Dekhans getrieben wird, nimmt gegen Norden zu mehr ab. Hier läßt man die Parias in den Kuhſtall, und ſie dürfen ſelbſt mit einem Fuße und dem Kopfe in die Zimmer kommen. Gegen Norden weiterhin hört dieſer ſtarke Abſtand gegen die Mitglieder der niedrigſten Kaſten ganz auf. Der Grund davon liegt theilweiſe wol darin, daß das indiſche Weſen im nördlichen Indien zu ſehr von der Feſtſetzung der Muhammedaner afficirt ward, welche insbeſondere im ſüdlichen Dekhan von faſt gar keinem Einfluſſe war; anderntheils aber auch darin, daß die Herrſchaft der Inder im Norden der Halbinſel viel älter als im Süden zu ſein ſcheint, und die Urbevölkerung, welche den Grundbeſtandtheil dieſer Kaſtenloſen bildete, hier mehr ausgerottet war, während ſie im Süden, wohin das eigentliche Sanſkritvolk urſprünglich in geringerer Anzahl gedrungen zu ſein ſcheint, ſich in größerer Anzahl erhielt, und daher grauſamer herabgepreßt werden mußte, wenn die Inder ihre Herrſchaft behaupten wollten. Die tiefe Verachtung und kümmerliche Lebensweiſe der Parias hat auf ihren Charakter natürlich höchſt erniedrigend gewirkt, ſodaß Menſchen, welche nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen, daß Gerechtigkeit das höchſte Geſetz der Menſchheit iſt, die Ungerechtigkeit gegen ſie durch die aus derſelben hervorgegangenen und dennoch nichts weniger als allgemeinen Laſter derſelben zu beſchönigen wagen. Brutalität natürliche Folge davon, daß ſie an dem ganzen Culturzuſtande Indiens keinen Antheil nehmen durften — Trunkenheit u. ſ. w. ſind ihre Hauptlaſter; in den Augen der Inder aber erregen ſie den größten Abſcheu dadurch, daß ſie geſtorbenes oder gefallenes Vieh eſſen. Viele von dieſen Parias verkaufen ſich mit Frau und Kind zu lebenslänglichen Sklaven. In Malabar aber ſind ſie an die Scholle geheftete Leibeigene. Der Herr kann ſie mit dem Boden verkaufen, aber auch ſonſt über ſie verfügen [76]). Dieſe Einrichtung ſcheint noch aus der erſten Zeit der Eroberung herzurühren, wie denn das durch ſeine Lage von Muhammedaniſcher Herrſchaft ziemlich freigebliebene Malabar vieles Alterthümliche am treueſten bewahrt zu haben ſcheint. Hier hat jeder Landeigenthümer eine Heerde zu ſeinem Lande gehöriger Parias, deren Kinder ihm gehören; dieſe werden nur im Fall der Noth verkauft, dürfen aber nur innerhalb des Landes verkauft werden. Dieſe Parias werden im Ganzen menſchlich behandelt, leben mit ihrem Herrn zuſammen, haben dieſelben Speiſen, erhalten Kleider u. ſ. w. Dagegen gibt es kein Mittel, wodurch ſie ihre Freiheit erlangen können, als die Flucht. Der Herr hat nicht das Recht, ſie freizulaſſen, und ſie haben nicht die Befugniß, die Freiheit zu erwerben. Flucht ſoll aber, was für ihre Herren ein günſtiges Zeugniß iſt, ſehr ſelten vorkommen.

Nicht ſehr abweichend von den Parias iſt eine Kaſte,

73) Ritter, Aſien. IV, 2, 381. 74) Ebend. IV, 1, 923. 75) Moeurs etc. I, 51.

76) Dubois, Moeurs etc. I, 61.

Digitized by Google

welche ſich faſt nur in dem Diſtricte von Madura findet und palers heißt. Dieſe ſtellt ſich über die Parias, weil ſie ſich des Kuhfleiſches enthalten, während die Parias ſich in religiöſer Beziehung über ſie ſtellen, weil ſie ſich zu den Sekten „der rechten Hand" zählen, während die Palers „zur linken Hand" gerechnet werden [77]). Beide Stämme liegen daher in ſtetem Hader, der, wie überhaupt dieſe Scheidung in rechte und linke Hand, oft zu Blutbädern führt [78]).

In den Wäldern von Malabar exiſtirt noch eine Kaſte, Puleahs oder Puliahs, denen nicht einmal erlaubt iſt, ſich Hütten zu bauen. Sie leben wie die wilden Thiere; ſie bauen ſich auf dicken Bäumen eine Art Neſter; auf den Heerſtraßen dürfen ſie ſich nicht blicken laſſen; bemerken ſie Jemand, ſo müſſen ſie ſich durch Geſchrei ankündigen; begegnet ihnen dennoch ein Naïre, ſo darf er ſie auf der Stelle niederſtoßen [79]). Eine wiederum tiefer ſtehende Kaſte in Malabar iſt die der Niadis. Sie iſt nicht ſehr zahlreich, gilt aber für ſo unrein, daß ſelbſt kein Sklave die Glieder derſelben berührt. Ihre Sprache iſt kaum menſchlich, da ſie der ſtärkſten Stimmen bedürfen, um ſich aus der Ferne, in welcher ſie ſich von andern Menſchen halten müſſen, verſtändlich zu machen. Sie ſind Wächter der Saaten gegen Eber und Vogelwild, dienen bisweilen den Achumars, das iſt der Jägerkaſte, zum Auftreiben des Wildes, und erhalten dafür ein Viertheil der Beute. Sie gehen kaum mit Lumpen bedeckt, in Haufen von 10—12 fern von den Heerſtraßen umher; ſobald ſie Jemand erblicken, erheben ſie ein Geheul wie Hunde [80]).

Unter den Parias gibt es wieder eine ſich etwas erhebende Kaſte, Vallouvers, oder aus Spott Brahmanen der Parias genannt. Dieſe trennen ſich von den übrigen und verheirathen ſich nur unter einander. Sie ſind die Gurus, Lehrer und geiſtliche Führer ihrer Kaſte, und präſidiren bei ihren Heiraths- und religiöſen Ceremonien. Sie beſchäftigen ſich auch mit Prophezeien u. ſ. w. Aus ihnen ging einer der größten Dichter des ſüdlichen Indiens hervor.

Doch wir müſſen uns auf dieſe Mittheilungen über die Extreme der indiſchen Societät beſchränken, obgleich ſie ſich leicht vermehren ließen; ebenſo wenig können wir auf die verſchiedenen Kaſten Rückſicht nehmen, welche die Lücke zwiſchen ihnen und der letzten der reinen Kaſten, den Sudras, ausfüllen. Hier finden ſich Kaſten, welche Diebſtahl für ihre erbliche und durch Religion geheiligte Beſchäftigung erkennen, und andere ſogar, denen der Mord eine ebenſo heilige Pflicht iſt. Wir beſchränken uns darauf, aus Hamilton's Description of Hindostan [81]) eine Tabelle mitzutheilen, welche ungefähr zeigt, wie ſich die Bevölkerung Indiens durch dieſe Kaſtenſpaltungen in kleinere Vereine zerſprengt. Sie gibt die Bevölkerung von 26 Orten von Burdwan [82]).

| Kaſten. | Männliche üb. 16 Jahren | Weibliche üb. 12 Jahren | Männliche unt. 16 Jahren | Weibliche unter 12 Jahren | Totalſumme |
|---|---|---|---|---|---|
| Brahmanen | 2356 | 2738 | 1266 | 947 | 7307 |
| Khetries (Kshatrijâs) | 10 | 10 | 5 | 2 | 27 |
| Rajpoots | 121 | 151 | 53 | 47 | 372 |
| Vaidjas (Ärzte) | 42 | 42 | 26 | 14 | 124 |
| Kajasthas (Schreiber) | 701 | 839 | 421 | 218 | 2249 |
| Gand banias (Materialienhändler) | 500 | 581 | 260 | 191 | 1532 |
| Cansaries (Kupferſchmiede) | 58 | 65 | 31 | 22 | 176 |
| Sancaries (Muſchelſchmuckverfertiger) | 16 | 16 | 12 | 6 | 50 |
| Aguris (Pächter) | 981 | 1113 | 538 | 359 | 2991 |
| Malacars (Blumenhändler) | 36 | 40 | 16 | 12 | 104 |
| Napits (Barbiere) | 221 | 243 | 131 | 115 | 710 |
| Cumars (Töpfer) | 159 | 181 | 71 | 53 | 464 |
| Mairas (Zuckerbäcker) | 162 | 199 | 78 | 50 | 489 |
| Tantis (Weber) | 271 | 265 | 142 | 77 | 755 |
| Carmacars (Grobſchmiede) | 258 | 339 | 145 | 97 | 839 |
| Barrooees (Pfänderleiher) | 4 | 5 | 5 | 2 | 16 |
| Tambulis (Betelhändler) | 161 | 195 | 83 | 74 | 511 |
| Satgopis (Ackerleute) | 1463 | 1630 | 854 | 547 | 4494 |
| Gwalas (Schäfer) | 632 | 680 | 333 | 221 | 1875 |
| Rayestomes und mohants (religiöſe Bettler oder Prieſter) | 3 | 7 | 1 | 3 | 14 |
| Bhauts (Barden) | 63 | 80 | 41 | 28 | 212 |
| Panchias (eine Art Bettler) | 4 | 6 | 3 | 1 | 14 |
| Daibagas (Aſtrologen) | 74 | 86 | 46 | 18 | 224 |

77) Vgl. S. 212 und *Dubois* I, 16. 78) *Dubois* a. a. O. 66. 79) *Dubois* 67. Ritter IV, 1, 929. 80) Ritter a. a. O. 931. 81) I, 155. 82) Vgl. die Aufzählung der von *Bareilly* in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irl. I, 467 fg.; andere findet man in *Wilson*, Mackenzie-Collection und ſonſt.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Kaibartas (Ackersleute) | 90 | 100 | 43 | 31 | 264 |
| Sonarbanias (Geldwechſler) | 120 | 137 | 62 | 38 | 357 |
| Suvarnacas (Goldſchmiede) | 132 | 143 | 62 | 53 | 390 |
| Tellijas (Ölhändler) | 427 | 512 | 224 | 136 | 1299 |
| Calus (Ölhändler) | 276 | 322 | 145 | 134 | 877 |
| Jellias (Fiſcher) | 98 | 99 | 57 | 34 | 288 |
| Chutars (Zimmerleute) | 135 | 147 | 64 | 43 | 389 |
| Dhobahs (Wäſcher) | 77 | 86 | 41 | 24 | 228 |
| Jugis (Weber) | 36 | 36 | 15 | 12 | 99 |
| Bayaties (Mattenmacher) | 32 | 31 | 21 | 15 | 99 |
| Saratis (Fuhrleute) | 22 | 27 | 12 | 14 | 75 |
| Chunarias (Kalkbrenner) | 17 | 16 | 7 | 1 | 41 |
| Lohars } Laſtträger, Arbeiter, Ackerleute, Schiffer, Reiniger, Wächter, Palankinträger, Fiſchee u. ſ. w. | 16 | 20 | 3 | 4 | 43 |
| Bawuris | 262 | 306 | 248 | 175 | 991 |
| Cotals | 435 | 476 | 216 | 142 | 1269 |
| Haris | 203 | 215 | 118 | 77 | 613 |
| Bagdis | 1205 | 1384 | 858 | 641 | 4088 |
| Duleas | 90 | 113 | 50 | 36 | 289 |
| Malls (Schlangenfänger) | 6 | 6 | 7 | 3 | 22 |
| Chandals (Tchandâlâs, gleich den Cotals) | 53 | 53 | 18 | 22 | 145 |
| Domes (Korbmacher) | 285 | 321 | 254 | 174 | 1034 |
| Suris (Deſtilleurs) | 286 | 305 | 111 | 63 | 765 |
| Muchis (Läufer) | 158 | 165 | 97 | 104 | 524 |
| | 12,922 | 14,726 | 7382 | 5208 | 20,238. |

Hierzu wollen wir noch die kurze Charakteriſtik der indiſchen Bevölkerung fügen, welche Montgomery Martin gibt, wobei wir uns jedoch nur auf die rein-indiſchen Stämme beſchränken. Sie zeigt, daß an die Stelle des eigentlichen Kaſtenweſens jetzt faſt ganz andere Motive getreten ſind, welche die Grundlage der Vereine bilden, nämlich Übereinſtimmung in der Beſchäftigung, in Cultus, Staatsordnung u. ſ. w. [83]). Über all dieſen Vereinen hat ſich die Kaſte der Brahmanen wenigſtens im Allgemeinen im ältern Sinne zu erhalten gewußt; bisweilen iſt jedoch auch ſie hineingezogen. Montgomery Martin zählt auf: unterwürfige und thätige Sudras, hinterliſtige und talentvolle Brahmanen, kriegeriſche Khetries, kriegeriſche und liſtige Mahratten; (dieſe gehören, mit Ausnahme der Brahmanen, alle zur Kaſte der Sudras, welche ſich aber in unzählige Unterkaſten zerfällen, deren Mitglieder, wenn ſie nicht zu derſelben Unterabtheilung gehören, ungern mit einander eſſen und ſich nie unter einander verheirathen ſollen;) friedliche, geldwechſelnde Dſchainas; (dieſe haben im Gegenſatze zum Buddhismus die Brahmaniſche Kasteneintheilung wieder als religiöſes Moment aufgenommen [84]), jedoch nicht in dieſer Härte. Ihre Zahl iſt jetzt ſehr beſchränkt, und ſie geben ſich größtentheils für Vaiçjas aus; nur wenige Familien machen auf Abſtammung von Brahmanen Anſpruch, und ſelbſt ihre Prieſter ſind aus der Kaſte der Vaiſjas [85]);) die feudatoriſchen und großherzigen Rajputen; raubende und ſtehlende Bhatties und Catties (dies ſind wandernde, außer den Kaſten ſtehende, Stämme); heldenmüthige Goorkas in Nepal. Hier hat ſich durch das Daſein einer lange geherrſcht habenden Urbevölkerung von tibetaniſchem Stamme, zu welcher der Buddhismus zunächſt kam, und ſpätee ſich mit Gewalt und Intoleranz vielfach verbreitend und gebietend das Brahmathum, ein ganz ſonderbarer ſocialer Zuſtand gebildet [86]). An der Spitze ſtehen die Brahmanen, welche ſich von Kanodſche ableiten und in drei Claſſen zerfallen, ſich jedoch unter einander verheirathen; ſie haben ihre eigenen Geſetze in Speiſe, Reinigung, Tracht, Lebensweiſe u. ſ. w., die ſie von allen andern Menſchen abſcheiden; ſie feiern außer ihren täglichen Ceremonien 16 beſondere Hauptfeſte. Von ihnen abwärts beginnt eine unendliche Stufenleiter immer geringerer Gradationen der ihnen durch Verwandtſchafts- oder andere Heiligungsgrade näher oder ferner ſtehender Kaſten, deren niedrigſte indeſſen noch immer weit erhaben ſteht über der angeſehenſten Abtheilung nichtbrahmaniſcher Abkömmlinge, leiblicher oder geiſtiger Art, die insgeſammt ſelbſt von den unreinſten Hindukaſten der Verachtung preisgegeben ſind. Die Brahmanen dürfen hier z. B. mit den Witwen ihrer Kaſte und Concubinen in Gemeinſchaft leben und die Kinder dieſer Verbindungen, Jauſis genannt, hatten früher alle Vorrechte und Freiheiten von Brahmanenkindern. Die Nachkommen der Brahmanen von Weibern aus dem Stamme der Khaçâs rechnen ſich zur Kriegerkaſte, nennen ſich Kſhattrijâs, und zerfallen in vier Abtheilungen. Eigentliche Râg'aputras, welche ſich für eingewanderte Nachkommen der Könige von Chittore ausgeben, ſind

83) The political etc. condition of the Anglo-Eastern Empire. 20. History of the british colonies. I, 173 fg. 84) As. Res. IX, 247. 85) *Dubois*, Moeurs etc. II, 502.

86) Ritter, Aſien. III, 117 fg.

Digitized by Google

nur wenige; aber auch die Gebirgshäuptlinge nennen ſich ſo. Auf ſie folgt der Gebirgsadel, welcher ſich in acht bis zehn geringere Kriegerkaſten theilt, und Khaſijas genannt, den Kern des Heeres bildet. Die Nachkommen dieſer Kriegerkaſte, mit Weibern aus niedrigeren Tribus gezeugt, dürfen die heilige Schnur nicht mehr tragen, treiben Profeſſionen und bilden geringere, nach der erblichen Thätigkeit beſtimmte Kaſten. Außer dieſen exiſtiren Khawas, mit ihren Herren von Hinduſtan her eingewanderte Hausſklaven, welche nicht zu den Unreinen gehören. Dieſe haben ſelbſt wieder Aboriginernachkommen als Unterſklaven um ſich. Die Aboriginerbevölkerung, obgleich vielfach ausgerottet, zeigt noch Spuren von ſieben verſchiedenen Völkerſchaften, Magars (zu denen urſprünglich die jetzt herrſchende Tribus der Gorkhas gehörte, die ſich aber nun zu den Radſchputen zählt), Gurnuys, Newars, Murmis, Kiratas, Limbus und Campchas. So lange blos der Buddhismus friedlich bei ihnen Eingang fand, kannten ſie ſchwerlich eine Eintheilung in Kaſten; ſeitdem aber das Brahmathum herrſchend ward, konnten ſie dem Hange, ſich ſo zu zerſpalten, ſelbſt, wo ſie den Buddhismus bewahrten, nicht widerſtehen. Ihre Kaſten gelten jedoch für unrein, und wo das Brahmathum herrſchend und durch eine größere Anzahl von Bekennern geſtützt iſt, ſind ſie nur zu den niedrigſten Thätigkeiten verurtheilt. Ferner führt Montgomery Martin auf: die Mord für ihr Geſchäft ausgebenden Thugs und Phaſingars, letztere bilden eine Kaſte; aber die erſteren beſtehen aus Leuten aus allen Kaſten, und Brahmanen ſind unter ihnen am zahlreichſten und ihre Hauptleute; die freibeuteriſchen Pindarries, die rachſüchtigen, aber auch dankbaren Nairen; die als Söldner dienenden Sindhs, die tapfern Sikhs, deſpotiſchen Poligars, bigotte Goſſeins, ſeeräuberiſche Concaneſen, aufrühriſche Mhairs und Minas, blutige und unzähmbare Kulies, die wilden Puharries, das Hirtenvolk der Todawars (in Coimbatore), die ſeekühnen Einwohner von Cutch, die Soucars und Shroffs (Banquiers und Geldwechsler), kaſtenloſe Pariars, friedliche Telingars, die ganz eigenthümlichen Graſſias, die habgierigen Jats (welche, von Multan aus eingewandert, ſich um Bhurtpore feſtgeſetzt haben, und ſeitdem ſie das indiſche Kaſtenweſen näher kennen gelernt haben, ihres kriegeriſchen Geiſtes wegen ſich für Kſhatrijas ausgeben), weibiſche Oriſſenſer, ſcharfſichtige Banjas (Kaufleute), bettelnde Biragies, jeſuitiſche Charuns, als Barden dienende Bhâts, geizige Mewatties, unruhige und ſittenloſe Sundies (welche für Nachkommen der Râg'puten gelten), handelnde Bringaries und Sudanahs (welche, ohne feſte Wohnſitze, ganz eigenthümliche Gebräuche haben und insbeſondere mit Korn von Land zu Land ziehen; mit dieſem verſorgen ſie auch die Heere im Kriege und werden deswegen als neutral betrachtet); die Aboriginerſtämme der Gonds, welche jedoch mitten in ihrer Barbarei nicht vom Kaſtenweſen verſchont blieben, mönchiſche Kaprivas und Sours Bougries, Moghies, Guckers, Gwarriahs (die Frauen und Kinder ſtehlen und ſie verkaufen) u. ſ. w.

Wenn man ſo betrachtet, wie die indiſche Bevölkerung nach den verſchiedenſten Motiven ſich fort und fort in kleinere mehr oder minder, überaus häufig aber vollſtändig von einander getrennte Vereine zerſtückelt, ſo wird man mit mir zu der entſchiedenen Überzeugung gelangen, daß die Brahmaniſch-religiöſe Fixirung der vier reinen Kaſten, obgleich es dieſem Beſtreben eine religiöſe Unterlage gab, der erſten Idee nach weit entfernt war, dieſes Beſtreben zu fördern, ſondern vielmehr darauf berechnet geweſen zu ſein ſcheint, ihm beſtimmte Schranken anzuweiſen. Es ganz zu unterdrücken würde wol, bei der entſchieden vorwiegenden Neigung des Volkes dazu, nicht möglich geweſen ſein, lag aber wahrſcheinlich gar nicht in dem Plane der Brahmanen, bei denen und durch welche das Rechtsgefühl des Sanſkritvolkes zum Bewußtſein erhoben wurde. Für dieſe Anſicht ſpricht folgender Umſtand insbeſondere. Während bei den niedern Kaſten dieſes Spaltungsbeſtreben fort und fort wuchernd, ſowie es eine neue Scheidung hervorrief, ſie gewöhnlich durch Eheverbot außerhalb der Kaſte abgrenzte, iſt bei den Brahmanen, welche wir doch als die beſten Repräſentanten des Kaſtenweſens von ſeinem religiöſen Standpunkte aus anſehen dürfen, obgleich ſie, von der allgemeinen Neigung fortgeriſſen, auch unter ſich viele Unterabtheilungen conſtituirten, doch keine von dieſen durch Verbot der Ehen unter einander abgeſchieden. Im Gegentheil ſcheint eine alte Sitte, daß man ſtets aus einem gôtram (Familie) in das andere heirathen ſoll, eingeführt zu ſein, um der gar zu ſtrengen Abſcheidung entgegenzutreten [87]), aber ſelbſt hier ließ ſich dieſe Neigung zur Abſonderung nur ſehr wenig beſchränken; die, welche zu einer Familie gehören, heirathen nie die von der männlichen Linie abſtammenden, dagegen deſto häufiger, ja faſt gewöhnlich, die von der weiblichen; z. B. kein Oheim heirathet die Tochter ſeines Bruders, wol aber die ſeiner Schweſter und ſo fort [88]).

Einem allgemeinen und höheren Aufſchwunge der Nation mußte dieſe Kaſteneintheilung, ſelbſt wenn ſie in ihrer einfachſten Form — zu vieren — beſtand, nothwendig hindernd in den Weg treten, und ich bin daher für meine Perſon, obgleich ſich dies nicht ſchlagend beweiſen läßt, überzeugt, daß zur Zeit des erſten Erwachens der indiſchen Cultur und ihres raſchen Fortrückens bis zu der Stufe, auf welcher wir Indien, wo es in die Geſchichte tritt, finden, und von der es von der Zeit an eben keine weiteren Fortſchritte machte, ſondern nur, nachdem ſie ſie noch einige Zeit behauptet hatte, herabſank, daß zu dieſer Zeit keine ſo ſtreng abgeſchloſſene Kaſtenverfaſſung exiſtiren konnte. Wol iſt aber eine nicht zu ſtreng abgeſchiedene Kaſtenverfaſſung fähig, ein Volk lange Zeit hindurch auf einer gewiſſen, vor der Kaſtenabſchließung erreichten, Stufe der Cultur zu erhalten und es vor zu ſchnellem Herabſinken zu bewahren. Hier mag Indien dieſem Inſtitut manches zu verdanken haben. Die Überzeugung, ſeine Kaſtenehre bewahren zu müſſen, mag den Brahmanen und andere der höhern Kaſten lange in

87) *Dubois,* Moeurs etc. I, 11. 88) a. a. O. 10.

Digitized by Google

einer höheren geiſtigen Region erhalten haben, und ſelbſt die niedern Stände unter dem Drange der Kriege, der Eroberungen barbariſcher Völkerſchaften vor Anſteckung von dieſen und höchſt nachtheiliger Vermiſchung mit der völlig uncultivirten Urbevölkerung, welche in dieſer Zeit der Noth und Bedrängniß ſchwerlich die indiſche Cultur angenommen hätte, ſondern nur alle Laſter ihrer Barbarei über ganz Indien verbreitet haben würde, bewahrt haben. Allein ſie hat, da ſie dieſe ganz von ſich ausſchloß und durch eine Menge Inſtitute zur Vermehrung der Kaſtenloſen, welche alsdann in dieſelbe Barbarei herabſanken, zur Herbeiführung eines Zuſtandes gewirkt, welcher um ſo grauenhafter iſt, da man kaum die Möglichkeit ſieht, wie man ihn ſelbſt in einer langen Reihe von Jahren verbeſſern könnte, zumal da die Motive, welche ihn verſchuldet haben, noch immer wirkſam ſind, ja ſich deſto feſter noch in den Volksanſichten zu begründen ſcheinen, je zerſtörender ihre Wirkungen ſind. Die Barbarei, welche dieſe Motive herbeigeführt haben, ſcheint gleichſam eine Entſchuldigung für die Fortdauer derſelben, und dieſe wird ſie immer mehr vergrößern. Nach Dubois [89]) enthält die Halbinſel Vorderindien $^{9}/_{20}$ der Bevölkerung, deren Eigenthum nicht fünf Pfund Sterling beträgt; dieſer Theil umfaßt die Pariars, die Chakilys, welche zuſammen den vierten Theil der Bevölkerung bilden, die niedern Kaſten der Sudras und alle andern niedern Kaſten. Dieſe verdingen ſich zum großen Theile als Ackerknechte; ihr Lohn beträgt für das ganze Jahr nicht einmal ein Pfund (30—50 Franken). Dafür müſſen ſie ſich nähren und kleiden. Wenn ſie die Nahrung von ihrem Herrn erhalten, beträgt ihr Lohn zwiſchen 10—20 Franken; viele dienen umſonſt, unter der Bedingung, daß ihnen ihr Herr nach einer gewiſſen Anzahl von Jahren (ſieben bis acht) eine Frau aus ihrer Kaſte verſchafft und die Koſten der Verheirathung trägt. Die Verheiratheten müſſen von ihrem geringen Verdienſte zugleich ihre Familie verſorgen. Überaus häufig leben ſie nur von wildwachſenden Kräutern und Wurzeln. Ihre Kinder treten vom achten Jahre an bei dem Herrn ihres Vaters in Dienſt. Gewöhnlich haben die Ackerleute eine Menge derartiger Knechte, welche ſie durch einen zur Verheirathung oder ſonſt gemachten Vorſchuß von Geſchlecht zu Geſchlecht an ihr Land und ihren Dienſt feſſeln. Die, welche keinen Dienſt haben, verrichten Tagelohn oder erwerben einen kümmerlichen täglichen Gewinn (zwei bis vier Sous) von andern Handarbeiten. Eine große Anzahl dieſer erſten Claſſe ſtirbt vor Hunger und Kälte. Eine zweite Claſſe der Bevölkerung bildet nach Dubois $^{6}/_{20}$ derſelben, mit einem Beſitzſtand von 5—25 Pfund Sterling. Sie umfaßt größtentheils kleine Bauern, welche ihr Land ſelbſt bearbeiten. Sie haben das Regierungsland gegen ein Gewiſſes in Pacht. Hierher gehören auch einige Induſtrielle, Weber, Barbier, Wäſcher ꝛc., welche ihr Geſchäft als Diener von Communen betreiben, nicht auf eigene Hand. Die Bauern in dieſer Claſſe haben ein ſehr kümmerliches Leben; ſie ſind ſtets mit ihren Einnahmen im Rückſtand und in Schulden; wenige ernten, ſondern, um die nothwendigſten Bedürfniſſe zu befriedigen, müſſen ſie die Ähren halbreif ſchon theilweiſe abſchneiden. Die hohen Zinſen (20 %) in Indien laſſen ihnen ſelten die Frucht ihrer Arbeit zukommen. Drei Monate im Jahre ſind für $^{3}/_{4}$ der ganzen indiſchen Bevölkerung eine wahrhafte Hungerzeit. Die dritte Claſſe hat einen Beſitzſtand von etwa 25—50 Pfund Sterling und umfaßt $^{2}/_{20}$ der Bevölkerung. Dieſe ſind größtentheils Pächter und befinden ſich in einem gewiſſen Wohlſtande, doch ſind auch ſie bei Misjahren oft in ſehr elendem Zuſtande. Die vierte Claſſe mit einem Beſitze von 50—100 Pfund Sterling umfaßt $^{3}/_{40}$ der Bevölkerung. Dieſe lebt in bedeutendem Wohlſtande; ſie umfaßt Brahmanen und die reichſten der Sudras; Ackerbau, Geldausleihen und anderes ſind ihre Geſchäfte; ſie halten Sklaven und ſind gewöhnlich die Inhaber der Gemeindeämter. Die Sudras dieſer Claſſe werden ſehr gerühmt, ſowie überhaupt dieſe Claſſe der Bevölkerung die bedeutendſte iſt. Die fünfte Claſſe umfaßt etwa $^{1}/_{30}$ der Bevölkerung, mit einem durchſchnittlichen Vermögen von 100—200 Pfund Sterling. Sie umfaßt größtentheils Brahmanen, Vaisjas und die reichſten der Sudras. Ackerbau, Getreidehandel, Geldleihen u. ſ. w., bilden ihre Hauptgeſchäfte. Sie ſind ſehr wohlhabend und halten mehr auf genaue Beobachtung der indiſchen religiöſen Gebräuche; ſelbſt die hierher gehörigen Sudras enthalten ſich gewöhnlich der Fleiſchſpeiſen, um mehr Achtung einzuflößen. In dieſer Claſſe beginnt der indiſche Stolz, Intoleranz und die gewöhnlichen übrigen Laſter der Brahmanen. Die Ackerbauer aus dieſer Claſſe arbeiten nicht ſelbſt. Die ſechste Claſſe, etwa $^{1}/_{30}$ der Bevölkerung, mit einem Vermögen von 200—500 Pfund Sterling, beſteht zur Hälfte aus Brahmanen, zur andern aus den vornehmſten der übrigen Kaſten. Ihr Eigenthum beſteht in erblichen ſteuerfreien Gütern, Gärten, und ſie treiben auch die Geſchäfte der fünften Claſſe. Die ſiebente Claſſe, mit einem Vermögen von 500—1000 Pf. St., iſt nicht ſehr zahlreich, etwa $^{1}/_{100}$, ſie bewohnt ſchon faſt nur die Hauptſtädte; auch von dieſer beſteht die Hälfte aus Brahmanen. Die achte, mit einem Vermögen von 1000—2000 Pf. St., umfaßt etwa $^{1}/_{200}$ der Bevölkerung. Höhere Reichthümer ſind ſehr ſelten; doch finden ſie ſich bisweilen bei Kaufleuten in den Städten.

Um dieſe Angaben richtig würdigen zu können, muß man ſich die Proportion des Geldes zu den Bedürfniſſen in Indien klar machen. Nach Dubois iſt es im Verhältniß zu England ſo, daß 500—1000 Pf. in Indien einen Wohlſtand gewähren, wie 5000—10,000 Pf. in England.

So viel von den Kaſten und andern zerſtückelnden Abtheilungen des indiſchen Volkes, welche die Grundlage ſeiner ſocialen Verhältniſſe bilden. Die Muhammedaner, Mongolen, Chriſten, Juden, Parſen und andere fremdſtämmige Völker ſtehen außerhalb dieſer Ordnung, und gelten dem Inder deshalb für unrein; aber ſelbſt ſie, die eingeborenen Chriſten wenigſtens, konnten ſich von

89) a. a. O. 98 fg.



Digitized by Google

den Einflüſſen dieſer, das ganze indiſche Volksleben durchziehenden, Maxime nicht ganz frei halten [90]).

Als Verfaſſung des Reiches erkennen die heiligen Schriften nur die unbeſchränkte Monarchie an, mit Erblichkeit und Erſtgeburtrecht. Allein auch hier iſt das Leben nicht ſtrict den Satzungen gefolgt. In der Pentapotamie gab es ſchon zu Alexander's des Großen Zeiten eine Menge Freiſtaaten, deren Bewohner die Inder die Königsloſen, aráshṭ'rás. nannten, aber deswegen auch verachteten. Daß ein indiſches Volk ſogar durch eine Königin regiert ward, iſt ſchon oben bemerkt [91]). Bei der Polygamie war es auch mit der Erſtgeburt nicht ſo ſtreng zu halten, und wie im Ramajanam des Vaters Wille über die Erbfolge beſtimmt, ſo muß es auch in indiſchen Staaten öfter vorgekommen ſein. Dafür entſcheidet auch der Umſtand, daß Aſokas nur durch Tödtung ſeiner nicht-uterinen Brüder ſich die Regierung ſichern zu können glaubt. Sehr oft gab daher der König ſeinem deſignirten Nachfolger ſchon während ſeines Lebens Antheil an der Regierung. Der Theorie nach ſollten die Könige aus dem Kſchatrijaſtamme ſein; wie wenig auch dies im Leben der Fall war, iſt ſchon mehrfach angemerkt. Die Unbeſchränktheit beſtand factiſch und rechtlich eigentlich nicht, denn ſie fand keinen geringen Damm in dem Inſtitut der Kaſten, deren Geſetze ſelbſt für die Könige unverbrüchlich waren; nur, indem ſich der König innerhalb dieſer durch Religion und Herkommen geheiligten Schranken bewegte, war er Herr des Volkes; ſie zu überſchreiten, war für ihn Sünde und hätte ihm ohne Zweifel auch reelle Gefahren gebracht. Die indiſchen Schriften ſprechen faſt immer, als ob nur ein König über ganz Indien herrſche, und es ſcheint in der That in der älteſten Zeit das Sanſkritvolk durch eine, wenn vielleicht auch lockere, politiſche Einheit an ein Oberhaupt geknüpft geweſen zu ſein. Wir mögen uns dieſe vielleicht ſo denken, wie ſie bis auf die letzten Zeiten bei den Mahratten beſtand, deren Häupter, wenigſtens nominell, ſelbſt wenn ſie mächtiger waren, den Peiſhwa (Miniſter in Puna) oder vielmehr deſſen Herrn als ihr Oberhaupt betrachteten. Zur Zeit Alexander's herrſchten die in Pât'aliputra reſidirenden Könige wol über den größten Theil Indiens; von den Maurjas an haben wir bei Behandlung der Geſchichte faſt immer eine präponderirende Familie erkennen können, deren zeitlicher Repräſentant als Oberherr von ganz Indien betrachtet geweſen zu ſein ſcheint. Wir haben ſogar aus einer Inſchrift erfahren, daß der Oberkönig von Indien einem andern Könige ſeinen Titel verleiht [92]). Hier hing natürlich alles von der Perſönlichkeit deſſen ab, welcher aus einer als Kaiſerfamilie anerkannten Dynaſtie grade herrſchte. Da der theoretiſchen Anſicht nach der König Herr des Bodens iſt [93]), ſo hat er natürlich das Recht, Unterkönigen ihr Land zu nehmen, und es andern zu vergaben; hierin lagen die Grundzüge zu einer Lehnsverfaſſung, deren Anfänge ſich in Indien in der That finden. Es iſt wol keiner Frage unterworfen, daß, wo ein König die Macht hatte, von einem ſolchen Rechte Gebrauch zu machen, er auch vielfach Veranlaſſung fand, es anzuwenden. Nur die Ländereien der Brahmanen waren der Macht der Fürſten enthoben. Die von dem Oberkönige abhängigen Unterkönige waren ohne Zweifel in einem höheren oder geringeren Grade abhängig von ihm; in gar vielen Fällen war dieſe Abhängigkeit wol nur rein nominell und bei den geringſten Streitigkeiten wurde ſie wol gar nicht anerkannt. Solche Unterkönige mögen ſich vielfach zu einer größeren Unabhängigkeit von einem bloßen Dienſt als Statthalter des Königs erhoben haben. Denn in Indien, wo das Princip der Erblichkeit ſich allenthalben geltend zu machen ſucht, verwandelten ſich ohne Zweifel auch die Statthaltereien in erbliche Ämter, und von denen zur größeren, endlich vollſtändigen Unabhängigkeit waren in orientaliſchen Reichen nur wenige Schritte. Zu derartigen Statthaltereien werden die Könige ihre Söhne oder andere aus ihrem Geſchlechte ernannt haben; von jenem Verfahren gab Aſokas ſelbſt ein Beiſpiel, der, während des Lebens ſeines Vaters, Vicekönig in Ozene war; für dieſes, an und für ſich naturgemäß, ſpricht die Art, wie wir im Laufe der Geſchichte einzelne Dynaſtien ſich verzweigen ſehen. So ſchreibt auch das Geſetzbuch des Manu vor, daß ein König in einem eroberten Lande einen Prinzen aus ſeinem Geſchlechte einſetzen ſoll [94]) und dieſen neuen Fürſten durch Ehrenzeichen achtungswerth machen.

Die Erziehung eines Prinzen war ſehr ſorgfältig und insbeſondere von Brahmanen geleitet. Der Prinz erhielt Unterricht in der Religion — ſowol Nalas als Ramas wird die Erkenntniß der Veden ꝛc. nachgerühmt — in allen zur Verwaltung dienenden Wiſſenſchaften, in kriegeriſchen Übungen, und erhielt ſelbſt eine Kenntniß der verſchiedenen induſtriellen Zweige, welche ſein Volk beſchäftigten [95]). Sobald er zur Regieruung kam, wurde er durch eine Ceremonie geweiht. Dieſe war ſehr einfach; der Einzuweihende umging drei oder ſieben Mal das heilige Feuer oder ein Gefäß mit geweihtem Waſſer, wobei der Oberprieſter etwas geröſteten Reis auf ſein Diadem ſtreute [96]). Seine Lebensweiſe war durch Gebräuche, welche in religiöſe Vorſchriften übergegangen ſind, geordnet. Morgens ward er durch Sänger geweckt, in der letzten Nachtwache [97]); nachdem er ſich durch ein Bad gereinigt, geopfert und den Brahmanen ſeine Ehrfurcht bewieſen, trat er in vollem königlichen Ornate hervor, um ſich dem Volke zu zeigen. Während deſſen prieſen ihn die Sänger, welche auch ſonſt zu beſtimmten Stunden des Ta-

90) Vgl. Caste among native Christians in Asiat. Journ. (London 1835). T. XVI. p. 248 fg. 91) S. 90. Vgl. As. Res. XV, 46. 92) S. 111. 93) Vgl. von Bohlen, Das alte Indien. II, 45.

94) *Mânavadharm.* VII, 202. 203. 95) Vgl. von Bohlen II, 51. *Mânavadharm.* VII, 43. Inſchrift in Journ. of Beng. Decemb. 1837. p. 1074. 96) Vgl. Ramaj. II, 15. Man vgl. jedoch auch die Einweihung Indras zum Himmelskönig, wie ſie in den Veden beſchrieben wird (zum Theil übertragen in As. Res. VIII, 409); denn ſo mochte es wol auch bei feierlichen Einweihungen hergehen; vgl. auch Ceremonies, observed on the coronation of a Hindu Raja As. Res. XIII, 311. 97) von Bohlen II, 54. *Mânavadh.* VII, 145 fg. 217 fg.

Digitized by Google

ges ihm in Liedern ſeine Pflichten vorhalten mußten und zugleich die Annaliſten und Chronikenſchreiber des Reichs waren. Nachher zog ſich der König in das Cabinet mit ſeinen Räthen zurück, um die Reichsgeſchäfte zu berathen. Dann muſterte er ſein Heer und übte ſich in kriegeriſchen Bewegungen, badete und zog ſich in ſeine Gemächer zum Mahl zurück. Sein Mahl ſoll ſorgfältig bereitet werden, und durch mancherlei Verſuche und Sprüche der Veden gegen Gift geſichert werden; auch ſoll er Gegengifte dabei zu ſich nehmen. Während deſſen ſollen weibliche Dienerinnen mit Fächern ihn kühlen ꝛc. Nach dem Mahle möge er ſich mit ſeinen Frauen vergnügen; dann aber ſoll er zu ſeinen öffentlichen Geſchäften zurückkehren; er ſoll eine zweite Muſterung des Heeres vornehmen. Bei Sonnenuntergang ſoll er nach Verrichtung ſeiner religiöſen Pflichten wohlbewaffnet die Berichte ſeiner Beamten über die laufenden Vorgänge in Empfang nehmen. Dann nimmt er ſein Abendeſſen zu ſich, um ſich zur Ruhe zu begeben.

Als ſeine Hauptbeamten ſoll er dem Geſetz des Manu gemäß ſieben oder acht Miniſter anſtellen; Männer, deren Vorfahren Diener der Könige waren, die in den heiligen Schriften bewandert ſind und von edlem Blut. Dieſe Eigenſchaften konnten ſich in den drei obern Kaſten finden; allein in einer Perſon vereint waren ſie wol nur bei den Brahmanen, und ſo mögen dieſe, wie wir ſie in der bekannten Geſchichte durchweg im Beſitze der hohen Staatsämter finden, ſich ſchon lange vor hiſtoriſcher Zeit darin feſtgeſetzt haben. Die Chronik von Kaſchmir läßt die ſieben hohen Staatsämter erſt von G'aloka mit der Regeneration des Brahmathums von Canjacubdſcha aus einführen. Die Titel ſind: Dharmâdhjâksha, Juſtizminiſter, Dhanâdhjaksha, Finanzminiſter, Côshâdhjaksha, Kriegsminiſter (Intendant des Kriegsapparats), K'amûpati, Generaliſſimus), Dûta (eigentlich Geſandter), Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Purôdhas, königlicher Beichtvater und wol auch Cultusminiſter, Daivag'nja, Aſtrolog [98]). Derſelbe G'aloka ſoll die 18 Ämter und ihre Pflichten beſtimmt haben. Wenn dieſe Anordnung in der That ſo ſpät iſt, ſo könnte hier manches Perſiſche eingewirkt haben, und in der That finden ſich in Aſokas ſo vieles berührenden Edicten keine Spuren, daß ſie ſchon unter ihm beſtanden habe. Über die 18 Zweige der Regierung ſtellte ein König von Kaſchmir fünf Oberbeamte, den Mahâprathârapira, Oberkämmerer, Mahâsandhivigraha, Kanzler, erſter Miniſter, Mahâçvaçâla, Marſtallaufſeher, Mahâbhândâgâra, Schatzmeiſter, Mahâsâdhanabhâga, vielleicht Juſtizminiſter [99]). Eine große Tabelle von Staatsbeamten theilt die Inſchrift des Deva pâla dêva mit [1]). An der Spitze ſteht ein amâtja, erſter Miniſter [2]), dann folgt ein mahâkartâ kritika, Oberaufſeher, ferner Mahâdand'anajaka, derjenige, welcher die Oberaufſicht über die Beſtrafung hat, Mahâprathâra, Oberkämmerer, Mahâsâmanta, Generaliſſimus, Mahâdanh'sâdhasadhanika (wörtlich Obervollender der ſchwer zu vollendenden Dinge, danh'sâdhika iſt aber ein Bürgermeiſter etwa, ſo möchte dieſes Amt etwa Oberaufſeher aller Bürgermeiſter, Vorſtände von Communen ſein), Mahâkâumârâmâtja, Obererziehungsrath, pramâtri, Archivaufſeher, Çarabhanga, Aufſeher der Patrouillen, Râg'asthanija, Vicekönig (?), Uparika, Oberaufſeher, dâsaparâdhika, Inquirent von Verbrechen, K'aurodharan'ika, Diebesausrotter, Dândika, Polizeidiener (wörtlich Stockträger), Dandapâçika, ein ähnliches Amt (Stock- und Strickträger), çaulkika, Zolleinnehmer, gaulmika, Commandeur (einer Militairabtheilung), kshatrapa, wol ebenfalls ein Officier, prântapâla (Grenzaufſeher?), kôt't'apâla, Burgcommandeur u. ſ. w. Ein allgemeinerer Name für die höchſten Staatsbeamten war mahâmâtra, welchen ſelbſt Heſychius in der Form μαμάτραι (στρατηγοὶ παρ' Ἰνδοῖς) kennt. Der König ſoll in ſeinem Staatsrath die Regierungsfragen discutiren laſſen, aber ſelbſt ſie ausführen. Einen Brahmanen ſoll er aus ſeinen übrigen Beamten zu ſeinem höchſten Vertrauen emporheben; dieſer vertrat, wie es ſcheint, ſchon in den älteſten Zeiten des Königs Stelle faſt vollſtändig. Während ſich die Fürſten allen Lüſten ergaben, führte ein ſolcher Bezier das Staatsruder, es auf ſeine Nachkommen vererbend. Eine Folge davon war, daß die indiſchen Könige — wie in den neueren Zeiten die von Myſore und die der Mahratten — wol ſchon in den älteſten Zeiten von ihrem erſten Miniſter wie Gefangene gehalten und nur zu der Repräſentation des Königthums zugelaſſen wurden, während ſich die Macht in der Familie der Brahmanen vererbte. Häufig mußte dies auch zu Uſurpationen des Thrones durch dieſe Miniſter führen, und in der Geſchichte war uns mehres der Art vorgekommen. Solche Uſurpationen ſcheinen faſt unvermeidlich geweſen zu ſein, wenn eine directe Linie von Fürſten ausſtarb und ein anderwärts ſchon regierender Fürſt legitimer Nachfolger ward. Dieſer hätte alsdann ſeinen erblichen Miniſter mitgebracht und die frühere Miniſterfamilie ihre Macht eingebüßt. Dieſe Bemerkung erklärt vielleicht noch die Begebenheit des Jahres 648 [3]).

Über die unteren Beamten ſoll der König Oberaufſeher (adhjaksha) bisweilen Inſpection halten laſſen. Dies ſind die den occidentaliſchen Schriftſtellern bekannten ἐπίσκοποι, welche in Aſokas' Edicten unter dem Namen prativêdaka vorkommen [4]). Der König ſoll einen Herrn über jede einzelne Stadt anſtellen; dann einen über 10 Städte, einen über 100 und einen über 1000. Die niedern Beamten dieſer Art ſollen über alle Vorfälle an die oberen berichten. Dieſe Beamten ſind ebenfalls den alten occidentaliſchen Schriftſtellern unter dem Namen ἀστυνόμοι bekannt, und die der einzelnen Städte führten wol den ſanſkritiſchen Namen nâgarika [5]). Im Allgemeinen waren wol die einzelnen Communen, wenn ſie nur die ihnen aufgelegten Steuern bezahlten, ziemlich unabhängig

98) As. Res. XV, 21. 99) a. a. O. 45.

1) Vgl. S. 121 fg. As. Res. I, 65. (Trad. franç.) 2) Im Allgemeinen bemerke ich, daß die Erklärung und Überſetzung von vielen der folgenden Namen noch ſehr zweifelhaft iſt.

3) S. 113. 4) Vgl. Journ. of Beng. May. 1838. p. 449. 5) Vgl. auch *Laſſen*, Institt. Ling. Praer. 416.



Digitized by Google

und die Verfaſſung, wie ſie ſich jetzt faſt in jedem Dorfe findet, mag ſchon ſehr alt ſein. Hier finden ſich faſt durchgehends 12 öffentliche Diener; ein Richter, ein Regiſtrator oder Einnehmer, zwei Wächter, einer für das Dorf und ein anderer für die Feldmark, ein Vorſteher des Waſſers, der dieſes aus den Flüſſen und Behältern gleichmäßig auf die Felder vertheilt, ein Aſtrolog, der die Zeiten zur Feldarbeit und andern wirthſchaftlichen Angelegenheiten nach den Geſetzen der ſchwarzen und Sternkunſt beſtimmt, ein Schmied, ein Zimmermann, ein Töpfer, ein Wäſcher, ein Barbier und ein Silberſchmied. Dieſe öffentlichen Diener erhalten ihren Lohn entweder in einem Antheil an den Gemeindeäckern oder einen Gehalt in Naturalien [6]).

Da der König der Theorie nach Herr des ganzen Bodens iſt, ſo gebührte ihm ein bedeutender Theil des Ertrags deſſelben. Das Geſetzbuch des Manus berechtigt den König, den zwölften, achten und ſechsten, in Zeit der Noth ſelbſt den vierten Theil als Abgabe zu fodern. Dieſe letzte Quote führen die occidentaliſchen Schriften der Alten an, und wir mögen daraus folgern, daß ſchon damals das despotiſche Ausſaugeſyſtem herrſchte, welches ſich in faſt allen uns bekannten Zeiten der indiſchen Geſchichte geltend machte. Außer dieſem Landertrag darf er den 50. Theil von Edelſteinen, Gold, Silber, Vieh nehmen; den ſechsten von dem jährlichen Zuwachs von Bäumen, Honig, Butter u. ſ. w. Er legt den Kaufleuten beſtimmte Taxen auf, wobei er jedoch alles ſo erwägen ſoll, daß den Kaufleuten ihr gebührender Gewinn nicht geſchmälert werde. Die Brahmanen ſind ganz frei von Abgaben, und ein König ſoll eher Hunger ſterben, wie das Geſetz will, als daß er von Brahmanen eine Taxe einnehme. Niedere Handwerker, Taglöhner u. ſ. w. ſollen ebenfalls frei ſein, dafür aber monatlich einen Tag Frohndienſt für den König thun [7]). Dieſe und andere Revenüen floſſen aber nicht alle in des Königs Schatz, ſondern ſchon nach Manus' Geſetzen erhalten die verſchiedenen Angeſtellten ihre Gehalte von den in ihrem Bezirk eingehenden Revenüen. Der Misbrauch, daß die Beamten auf die Pachtungen ſelbſt angewieſen wurden, ſcheint jedoch eine erſt ſpäter durch die Mongolen herbeigeführte Änderung zu ſein. Sie iſt ebenſo nachtheilig für die Pächter, als den königlichen Schatz, und bringt nur den Beamten ſelbſt einen mit blutiger Grauſamkeit erpreßten Gewinn.

Die Herrſchaft der Muhammedaniſchen Kaiſer und Könige war willkürlicher Despotismus, beſchränkt in ſo weit, als es die Nothwendigkeit, die Macht der Großen und Furcht vor Empörung gebot [8]). Die der Portugieſen und anderer europäiſcher Coloniſten war zu vorübergehend, als daß wir uns hier dabei aufhalten dürften. Die engliſche Adminiſtration iſt zunächſt beſchränkt durch die in England geſtalteten Gewalten. Die Quelle derſelben iſt der durch die, welche Actien an der oſtindiſchen Compagnie bis zu einem gewiſſen Belang beſitzen, gebildete Hof, Court of Proprietors. Dieſe wählen aus ihrer Mitte durch Ballottement 24, welche the Court of Directors heißen. Dieſer hat die höchſte Gewalt über alle politiſche, finanzielle, richterliche, militairiſche, kaufmänniſche Angelegenheiten der Compagnie, iſt aber an gewiſſe Parlamentsacte gebunden und der Oberaufſicht eines von der Krone eingeſetzten Board of Control unterworfen. Dieſer hat Zugang zu allen Papieren der Compagnie, und eigentlich wol die meiſte Gewalt. Die Civildiener der Compagnie, welche in Indien angeſtellt werden, ſind größtentheils (ſeit 1832 durch Beſchluß für die Zukunft ſämmtlich) Schüler des Haileybury-College; hier empfangen ſie allen zu ihrer zukünftigen Stellung dienenden Unterricht, in mehren der aſiatiſchen Sprachen (Sanſkrit, Perſiſch), in den dort geltenden Rechten u. ſ. w. Die bedeutendſte Stellung in der Adminiſtration Indiens hat der Governor general; er kündigt Krieg an, ſchließt Frieden, Tractate, und hat bis zu einer gewiſſen Ausdehnung das Begnadigungsrecht. Neben ihm beſteht, theilweiſe ihn controllirend, ein Rath (council) aus zwei beſonders ernannten Mitgliedern und dem Commandeur-en Chef des indiſchen Heeres. Dieſer kann jedoch keine Maßregel eines Gouverneurs ſuſpendiren: ſind Gouverneur und Rath verſchiedener Anſicht, ſo führt jener ſeine Maßregel, über welche ſie nicht übereinſtimmen, aus; allein die Acten werden ſogleich nach England dem Court of Directors und Board of Control überſendet; billigen dieſe die Anſicht des Gouverneurs, ſo werden neue Räthe an die Stelle der früheren geſetzt; im umgekehrten Fall wird der Governor abgerufen. Der Governor general hat bis jetzt ſeinen Sitz in Calcutta. Mit ähnlichen Verhältniſſen beſteht ein Governor und ein Council in Madras und Bombai; dieſe ſind dem Governor general untergeordnet. Beſtimmungen werden von den Governors im Rath (council) erlaſſen. Sie erhalten durch ihren Erlaß ſogleich Gültigkeit, ſind aber der Reviſion des Court of Directors und Board of Control unterworfen. Ordonnanzen müſſen 14 Tage öffentlich bekannt gemacht ſein, und dann von Supreme Court einregiſtrirt werden, um Gültigkeit in Indien zu erlangen; ſind aber alsdann noch dem Urtheile in England unterworfen. Die Adminiſtration zerfällt an den drei Präſidenzen in mehre Boards, Departements. Dieſe machen der Regierung Vorſchläge und erhalten deren von ihren Unterbeamten; alle Vorgänge werden ſchriftlich abgefaßt, und jede Angelegenheit von Wichtigkeit wird dem Governor general im Council zur Sanction referirt. Jeden Monat endlich wird eine Copie alter Vorgänge dem Court of Directors und der engliſchen Regierung übermacht [9]).

Die vorzüglichſten Einkünfte der engliſchen Regierung bilden die Grundſteuern. Sie ſind nicht allenthalben gleichmäßig vertheilt; eine Menge Ländereien haben durch alte Privilegien, welche die Engländer reſpectirt haben, Steuerfreiheit; andere Erlaſſe u. ſ. w. Dennoch behaupten viele Kenner der indiſchen Verhältniſſe, daß die

6) Vgl. auch *Montg. Martin*, The political etc. Condition of the Anglo-Eastern Empire. p. 271. 7) Vgl. *Mânavadh.* VII, 138. 8) Vgl. Genaueres bei *Mill*, History of British India. II, 424 fg., insbeſondere 438.

9) *Montgomery Martin*, The political etc. Condition of the Anglo-Eastern Empire in 1832. p. 134 fg.

engliſche Verwaltung die Hälfte des Bruttoertrags des Landbaues verſchlinge, und Montgomery-Martin, der Hauptvertheidiger derſelben, kann nur behaupten, daß ſie nicht ein Viertel und auf jeden Fall viel weniger als die Hälfte des Landertrags betrage[10]). Die Einkünfte von Indien im Ganzen müſſen genügen, um die Regierungsabtheilungen ſowol in England, als in Indien, und eine ſtehende Armee zu unterhalten, und 4,000,000 Pf. St. als Tribut gleichſam zu zahlen. Die Landrevenüen zerfallen in dreierlei Arten, 1) das zemindary assessment, eine für ewige Zeiten fixirte Abgabe vom Lande der Zemindars (Adel), 2) eine für beſtimmte Zeit fixirte Abgabe für die Städte und Dörfer, welche dann Vorſtände zuſammenbringen und garantiren müſſen, 3) eine ebenfalls temporell fixirte für einzelne Beſitzer oder Pächter (ryotwar assessment). Nächſt der Landtaxe bildet das Salzmonopol die bedeutendſte Einnahme, dann die Steuer auf Opium u. ſ. w. Im J. 1831—32 ſtand die Einnahme aus den verſchiedenen Steuern ſo[11]):

Directe Steuern.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Landtaxe . . . . . . . . . . | 10,750,218 | Pf. | St. |
| Haustaxe . . . . . . . . . . | 40,000 | = | = |
| Taxe auf Handwerke . . . . . | 116,830 | = | = |
| Zoll auf Fährten . . . . . . . | 96,242 | = | = |
| Territorien am Nerbudda . . . . | 239,347 | = | = |
| (Burmeſiſche Abtretungen . . . . | 87,266) | = | = |
| Myſore, Travancore und Cochin . | 342,766 | = | = |
| Nagpore-Subſidienvertrag . . . . | 77,743 | = | = |
| Bhurtpore . . . . . . . . . . . | 24,888 | = | = |
| Nizam- und Rajpoottribut . . . . | 78,938 | = | = |
| Cutch-Subſidienvertrag . . . . . | 13,233 | = | = |
| Mancherlei . . . . . . . . . . | 17,996 | = | = |
| | 11,885,569 | Pf. | St. |

Indirecte Steuern.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Salzverkauf und Licenzen . . . . | 2,314,982 | Pf. | St. |
| Zoll (See und Land) . . . . . . | 1,380,099 | = | = |
| Opium . . . . . . . . . . . . . | 1,442,570 | = | = |
| Poſt . . . . . . . . . . . . . . | 103,501 | = | = |
| Tabak . . . . . . . . . . . . . | 63,048 | = | = |
| Münzeinnahme . . . . . . . . . | 60,518 | = | = |
| Stempel . . . . . . . . . . . . | 328,300 | = | = |
| Gerichtliche Koſten und Strafen . | 70,469 | = | = |
| Sayer und Akbari . . . . . . . | 764,759 | = | = |
| Marine und Lootſen . . . . . . | 45,974 | = | = |
| Acciſe (in Calcutta) . . . . . . | 19,106 | = | = |
| | 6,593,326 | Pf. | St. |

Die Einkünfte genügen nicht ganz, die Ausgaben zu decken. Die indiſche Schuld betrug daher 1833 ſchon 35,500,000 Pf. St. verzinslich und 9,300,000 ſchwebend, im Ganzen 44,800,000[12]).

Als Hauptverpflichtung des Königs als Schützers des Volkes galt, während Indien unabhängig war, das Walten des Rechts. Er mag ſelbſt in die Gerichtshöfe treten und inmitten von Brahmanen und Räthen die ſtreitigen Rechtsſachen entſcheiden[13]). Zur Zeit, als Megaſthenes Indien kennen lernte, gab es noch kein ſchriftlich abgefaßtes Rechtsbuch, ſondern die Entſcheidungen wurden nach dem Herkommen (ἀπὸ μνήμης) gegeben. Dieſes ſchließt keinesweges etwa ſchriftliche Beſtimmungen über einzelne Fälle aus, ſondern es gab nur keinen anerkannten Codex, wie z. B. der des Manus iſt. Dieſer kennt als Quellen des Rechts ſchon locales Herkommen und ſchriftlich abgefaßte Bücher (çâstra); unter dieſen letzteren ſind jedoch die heiligen Schriften zu verſtehen, welche ebenſo wol Quelle des Rechts wie der Religion ſind. Manus' Geſetzbuch ſelbſt iſt, mögen gleich einzelne Theile ſeines Inhalts älter ſein, nicht vor dem 3. Jahrh. vor Chr. zum Abſchluſſe gekommen. Dafür entſcheidet die Erwähnung der Javanâs als Nachbarn der Inder[14]); denn daß unter dieſen die Griechen und zwar insbeſondere als Herrſcher des ſyriſchen Reiches verſtanden werden, iſt ſeit Entdeckung der Inſchrift des Aſokas, in welcher Antiochus der Javanas erwähnt wird, keinem Zweifel mehr unterworfen, und ließe ſich, wenn man für diejenigen ſchreiben müßte, welche Knoten an Binſen ſuchen, überflüſſiger Weiſe über alle Möglichkeit des Zweifelns erheben. Ich halte dieſe Geſetze für eins der erſten wiſſenſchaftlichen Werke des ſich in Canjacubdſcha etwa gleich nach Aſokas mit Energie regenerirenden Brahmathums.

Die indiſchen Gerichtshöfe[15]) zerfallen in vier Arten. Sie ſind entweder ſtationaire, welche in einer Stadt oder einem Flecken beſtehen, oder bewegliche, welche in Wald und Feld gehalten werden, oder es iſt ein Tribunal unter Aufſicht des vom Könige angeſtellten Oberrichters, welcher mit dem königlichen Siegel betraut iſt, kraft deſſen er Parteien vor ſeinen Richterſtuhl mahnt, oder es iſt endlich am königlichen Hofe in Gegenwart des Königs. Die beiden erſten werden auf Anſuchen der Parteien, welche Unterſuchung und Urtheil fodern, conſtituirt; nicht durch Geſetz oder kraft königlichen Willens richten ſie, ſondern vermöge Übereinſtimmung der Parteien — ſie ſind gewiſſermaßen Schiedsgerichte. Die beiden andern Höfe entſcheiden je nach den Gelegenheiten, wo ſie angegangen werden.

Der oder die Schiedsrichter werden von den Familienhäuptern, den Kaſtenhäuptern, oder den Ortsbewohnern gewählt, und müſſen von beiden Parteien gebilligt werden. Bei Waldbewohnern wird das Gericht im Walde, bei Soldaten im Lager, bei Kaufleuten, Handwerkern in ihren Kaſten gehalten. Dieſe Schiedsgerichte bilden drei Inſtanzen. 1) Verſammlung der Familien, oder Blutsverwandten, Cula genannt; 2) Geſellſchaften von Kaufleuten oder Handwerkern oder Zuſammenkünfte von ſolchen,

10) a. a. O. 256. Derſelbe, History of the british Colonies. I. p. 333 fg. 11) Am letztangeführten Orte 334. 12) a. a. O. 361.

13) *Mânavadh.* VIII, 1 fg. 14) X, 42. 15) *Colebrooke*, On Hindu Courts of Justice in Transactions of the Roy. Asiat. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 166 fg. Vgl. auch *Hodgson*, On the Administration of Justice in Nepal in As. Res. XX, 94.

welche ſich zwar nicht zu derſelben Kaſte zählen, aber gleiche Profeſſionen haben, Çrêni genannt; 3) Verſammlungen der Stadtbewohner, oder ſolcher, welche nicht zu denſelben Kaſten gehören, und verſchiedene Gewerbe haben, aber denſelben Ort bewohnen, Puga genannt. Von der erſten Inſtanz kann man an die zweite, von dieſer an die dritte appelliren. Auf dieſe drei Schiedsgerichte folgen die königlichen; und zwar bilden hier das niedrigſte Gericht königliche Localrichter; deren Hof bildet noch keine Appellationsinſtanz für die Schiedsgerichte, ſondern von dieſen, wie von den königlichen Localrichtern wird an das Tribunal des Oberrichters (Dharmâdhjaksha oder Prad'vivâka) appellirt. Dieſer hat drei oder mehr Beiſitzer, jedoch höchſtens ſieben; von ihm geht die Appellation an den königlichen Hof. Der König entſcheidet hier unter Aſſiſtenz von Brahmanen. Als Dharmâdhjakſha ſoll eigentlich ein Brahman'a fungiren, doch darf auch ein Kſhatrija oder Vaiçja dieſe Stelle verſehen, niemals aber ein Çûdra. Wenn jedoch der König einem ſolchen die Entſcheidung überträgt, ſo iſt ſie dennoch gültig und die Sünde trifft den König. Die Aſſeſſoren müſſen in ungerader Zahl beigegeben ſein, damit ſtets eine Stimmenmajorität möglich ſei. In Beziehung auf Çûdrâs gelten dieſelben Beſtimmungen, wie es ſcheint, wie bei dem Oberrichter. Bei den Indern wird auch die Zuhörerſchaft theilweiſe als ein nothwendiges Requiſit des Gerichtshofes angeſehen, inſofern nämlich Brahmanen, welche fähig ſind, als Gerichtsaſſeſſoren zu fungiren, ſich unter ihnen befinden. Dieſe haben nämlich das Recht, ſich unaufgefodert in den Gang der Verhandlungen zu miſchen. Ferner iſt des Königs Hausprieſter regelmäßig ein Mitglied des Hofgerichts, da er den König von jeder ſündigen Handlung in all ſeinen Angelegenheiten zurückzuhalten hat. Des Königs Staatsminiſter werden gewöhnlich auch als Mitglieder des Hofgerichts aufgezählt. Untere Beamten bei dem Hofgerichte ſind 1) ein Rechner, 2) ein Schreiber; beide müſſen dvig'âs ſein; 3) einer, welcher die Entſcheidungen ausführt; dieſer kann ein Çûdra ſein; 4) ein Gerichtsbote, welcher die Parteien vorfodert; 5) ein Moderator des Hofes, welcher Predigten über Moralität hält zur Erbauung der Parteien, Richter und Beamte (man denke an die Reden, welche von den Präſidenten der Gerichtshöfe in England bei Zuſammenfaſſung der Rechtsfragen und bei Mittheilung des Urtheils gehalten zu werden pflegen).

Zur Zeit der Blüthe des indiſchen Reichs war Gerechtigkeitspflege eine Hauptbeſchäftigung des Königs. Dann präſidirte er ſelbſt im Gerichtshofe. Die Aſſeſſoren gaben nur ihren Rath und der König entſcheidet in eigener Perſon auf eigene Verantwortlichkeit. Parteilichkeit, Beſtechung und Colluſion der Richter werden mit Geldſtrafen, Exil und Confiscation belegt. Über die Einrichtung der Gerichtshäuſer werden ſehr detaillirte Vorſchriften gegeben; unter andern ſollen ſie nach Oſten gerichtet ſein. Tage und Tageszeit für die Abhaltung des Gerichts ſind ebenfalls beſtimmt. Vormittag iſt die paſſendſte. Der König ſoll gegen Oſten ſitzen. Die Aſſeſſoren ihm zur Rechten, der Schreiber zur Linken und der Rechner gegenüber.

Bemerkenswerth iſt hierbei, daß ſich keine Abſonderung der Gerichtshöfe für Fälle des Criminalrechts und des Civilrechts finden, und daß die Gerichtshöfe im Allgemeinen für beide Arten von Fällen competent ſind, wird bei der nepaleſiſchen Rechtsverwaltung ausdrücklich bemerkt. Auch iſt das Verfahren in beiden Arten von Fällen faſt ganz übereinſtimmend.

Als Beweismittel dienen unter andern in beiden Fällen Ordalien, wenn die Wahrheit nicht auf andere Weiſe fixirt werden kann [16]. Der Name dafür iſt divja (göttlicher Ausſpruch), auch parîkshâ, eigentlich Entſcheidung, Unterſuchung überhaupt. Es werden neun Arten derſelben erwähnt: 1) durch die Wage; 2) Feuer; 3) Waſſer; 4) durch Gift; 5) durch kôsha, Waſſer, in dem man ein Idol gebadet hat; 6) Reis; 7) durch kochendes Öl; 8) durch glühendes Eiſen; 9) durch Bilder.

Das Verfahren bei der erſten Probe iſt, außer einer Menge religiöſer Ceremonien, folgendes: Man wägt den Angeklagten und bemerkt genau, wie tief die Wagſchale herabſank. Dann ſchreibt man auf ein Stück Papier das Verbrechen, deſſen er angeklagt iſt, und befeſtigt dies an ſeinem Kopfe, ſo wägt man ihn nach ſechs Minuten zum zweiten Male. Wiegt er mehr, ſo iſt er ſchuldig; wiegt er weniger, ſo iſt er unſchuldig; zeigt ſich kein Unterſchied, ſo muß die Probe noch einmal gemacht werden. Reißt die Wage, ſo wird auch dies zu Ungunſten des Angeklagten ausgelegt. Bei der zweiten Probe muß der Angeklagte baarfuß über ein Feuer von Pippal-Holz gehen; verbrennt er die Füße, ſo iſt er ſchuldig. Bei der dritten Probe muß der Beklagte ſo lange untertauchen, bis zwei, bei ſeinem Eintritte ins Waſſer, abgeſchoſſene Pfeile wieder geholt ſind; kommt er vorher auf die Oberfläche des Waſſers, ſo gilt er für ſchuldig. Ein Brahmane geht mit ihm ins Waſſer, deſſen Fuß er hält. Die vierte Probe wird auf zwei Weiſen ausgeführt; entweder muß der Beklagte ein auf gewiſſe Weiſen bereitetes Gift verſchlucken und iſt frei, wenn daſſelbe keine ſichtbaren Folgen bei ihm hervorbringt, oder er muß aus einem tiefen Topfe, in welchem außer andern Gegenſtänden eine giftige Schlange iſt, einen der Gegenſtände hervorholen. Beißt ihn die Schlange, ſo gilt er für ſchuldig. Bei der fünften Probe muß er von dem Waſſer, in welchem das Bild des Devi, der Sonne und anderer Gottheiten gebadet iſt, trinken. Wird er binnen 14 Tagen danach unwohl, ſo gilt ſein Verbrechen für erwieſen. Bei der ſechsten Probe müſſen mehre, unter denen der Verdacht eines Diebſtahls getheilt iſt, Reis, welcher auf heilige Weiſe bereitet iſt, kauen und ausſpeien. Derjenige, aus deſſen Munde er trocken oder blutig kommt, gilt für den Dieb. Bei der ſiebenten Probe muß der Angeklagte ſeine Hände in kochendes Öl tauchen; iſt ſie verbrannt, ſo gilt er für ſchuldig. Ähnlich iſt die achte Probe. Bei der neunten Probe macht man ein Bild von Silber, genannt dharma (Recht), und eins von Thon oder Eiſen, adharma (Unrecht), oder man malt eine Figur

16) As. Res. I, 471 fg. (Trad. franç.) *Dubois*, Moeurs. II, 546 fg. *Mânavadh.* VIII, 114 fg.

Digitized by Google

auf einen weißen, eine andere auf einen ſchwarzen Stoff; dieſe dreht man in Kuhmiſt um; jene oder dieſe beiden wirft man in ein Gefäß; der Angeklagte iſt frei, wenn er das ſilberne Bild oder die weiße Figur hervorholt, ſonſt ſchuldig.

In Beziehung auf die Proben gelten geſchlechtliche, auf die Kaſten bezügliche, von der Jahreszeit und der Art, oder der Größe der Anklage hergenommene Verſchiedenheiten. Auch werden noch einige andere Proben und einige Abweichungen in Bezug auf die mitgetheilten erwähnt.

Vom Eide wird im indiſchen Rechtsverfahren ſelten Gebrauch gemacht. Man ſchwor bei den ſieben Rishis, berührte dabei Feuer oder Waſſer, oder ſtellte ſich vor den Tempel des Siva. Der Brahmane ſoll bei ſeiner Wahrhaftigkeit ſchwören, der Kſhatrija bei ſeinem Pferde, Schwerte u. ſ. w.; der Vaiſſa bei ſeinen Heerden, Schätzen, Korn; der Sudra, indem er alle Verbrechen auf ſein Haupt ruft. Eine Strafe für Meineid ſoll es nicht gegeben haben [17]), ſondern der Schwur wurde dem eigenen Gewiſſen überlaſſen. In Bezug auf Zeugenbeweis ſind die Brahmanen, weil ſie ſich um irdiſche Dinge nicht kümmern ſollen, nach Einigen vom Zeugnißſagen ausgenommen; doch erkennt Manus dieſe Ausnahme nicht an [18]). Schauſpieler werden für zu leichtſinnig gehalten, und der König, weil er oberſter Richter iſt, konnte nie zeugen. Sonſt war die ganze Bevölkerung zur Ablegung von Zeugniſſen verpflichtet. Wenn einer in Schuldſachen und ſo weiter ohne genügende Gründe ſechs Wochen nach ſeiner Vorladung kein Zeugniß ablegte, ſo war er verpflichtet, die Schuld ſelbſt zu zahlen, und außerdem den zehnten Theil derſelben als Strafe an den König [19]). Auch in Beziehung auf das Zeugniß galt eine Art Gottesurtheil, wenigſtens nach Manus' Geſetzen. Hatte Jemand in Schuldſachen und ähnlichen ein Zeugniß abgelegt, und es traf ihn innerhalb ſieben Tage danach ein Misgeſchick, wie Krankheit, Brand, Tod eines Blutsfreundes, ſo mußte er die Schuld und eine Strafe zahlen [20]). Jedes falſche Zeugniß machte die in Folge deſſelben erfolgte Entſcheidung ungültig und der Zeuge wurde, je nach den Gründen, welche ihn zum falſchen Zeugen gemacht hatten, in eine größere oder geringere Geldſtrafe genommen, und außerdem verbannt; einen Brahmanen, der ſich dieſes Verbrechens ſchuldig gemacht, traf nur die letztere Strafe. Daß endlich auch Tortur ſchon ſeit alten Zeiten in Indien als Überführungsmittel angewandt wurde, iſt höchſt wahrſcheinlich, in der nepaleſiſchen Juſtizverwaltung exiſtirt ſie auch jetzt noch.

Da Nepal durch ſeine eigenthümliche Lage die altindiſchen Einrichtungen, welche es ſeit der Einwanderung der Rajputen und Brahmanen erhielt, mit vieler Treue bewahrt hat, ſo mag eine kurze Darſtellung von deſſen Juſtizverwaltung am eheſten ein Bild gewähren, welches die Entwickelung der echt indiſchen einigermaßen veranſchaulicht.

In der Hauptſtadt beſtehen vier Gerichtshöfe. Der oberſte heißt Kot Singh, der zweite Inta Chapli, der dritte Tâksâr, der vierte Dhansar. Der zweite iſt die Inſtanz für alle Verbrechen, welche den Verluſt eines Gliedes oder des Lebens nach ſich ziehen, mögen die Verbrecher in der Stadt oder in der Umgegend wohnen; ebenſo iſt er allein befugt, das Urtheil über der Art Verbrechen im übrigen Kreiſe des Reiches zu fällen, mag der Proceß gleich in andern Höfen des Landes begonnen ſein. Andere Criminal- und alle Civilfälle können von jedem der vier Höfe und in den Provinzialgerichtshöfen abgemacht werden. Die vier Höfe der Hauptſtadt ſtehen unter einem Oberrichter, Ditha. Der bedeutendſte unter ihnen iſt der Inta Chapli; er hat:

Zwei Bicharis, eigentliche Richter, einen Arazbegi, welcher Oberaufſeher des Gefängniſſes iſt und die Executionen überwacht, zwei Khardârs, zwei Jemadârs, vier Havildârs, vier Amaldârs, 40 Sipâhis (Gensdarmen), Mahanaikiahs, welche die Commandeure von 128 Mahâniahs ſind, deren Pflicht die Aufſuchung und Gefangennehmung von Verbrechern und die Executionen der Strafen iſt, 15 Tolmâls, Aufſeher der Stadtwachen Tol, 24 Chokimahaniahs, Gefängnißwächter, einen Kôtw'alnaikiah, Commandeur von 16 Kôtwâl, welche die geringeren Dienſte für die Richter verſehen; zwei Kumhalnaikiahs, Vorſteher der Töpferinnung, einen Tolpradhan, der eigentlich nicht zu dem Gerichtshofe gehört, ſondern den Zoll der Kaufleute einzunehmen hat, einen Pasâlpradhan, zwei Tehvildârs, die die Sporteln einnehmen, und ſechs Bahidârs, die die Rechnung führen. Dieſe vier Gerichte ſind ſtabil und ſitzen mit Ausnahme kurzer Feſtferien das ganze Jahr. Der Ditha hat das Recht, Specialrichter in alle Theile des Reiches zu ſenden, um die Gerichtsbeamten zu beaufſichtigen; gewöhnlich präſidirt er bei den beiden obern Höfen; in außerordentlichen Fällen auch bei den beiden niedern. Dieſe niedern Gerichte führen eine Sache bis zur Entſcheidung; dann referiren ſie dem Ditha und legen ihm die Entſcheidung vor, die ſie zu geben gedenken; billigt er ſie, ſo ſprechen ſie ſie aus. Wo nicht, ſo erſcheint er ſelbſt im Gerichte und die Sache wird in ſeiner Gegenwart von Neuem discutirt und entſchieden. Misfällt die Entſcheidung einer Partei, ſo appellirt ſie an den Kot Singh. Die beiden niedern Gerichte können Niemand ohne Zuſtimmung des Ditha ins Gefängniß ſchicken; Geldſtrafen können ſie aus eigener Machtvollkommenheit zu jedem Belang auflegen, dürfen aber auch die Beſtimmung über größere dem Ditha zuweiſen, oder dem Bhâradhar Sabhâ, dem Staatsrath. Im Inta Chapli kann der Ditha jeden zum Gefängniſſe verurtheilen. Dieſes Urtheil gilt jedoch nur bis zu dem jährlichen Feſte Srâddh paksh. Dann muß es, ſoll es gültig bleiben, vom Bharadhâr Sabha beſtätigt werden. Todesſtrafe und Confiscation kann auch nur nach Relation an dieſen Staatsrath ausgeſprochen werden. Die Richter haben Gehalte und Lehen.

17) von Bohlen, Das alte Indien. II, 58. Vgl. über Eide As. Journ. (Lond, 1827), T. XXIII. p. 425. T. XXIV. p. 42. *Mânavadh.* VIII, 109. *V. Kennedy* in Transact. of the litter. Soc. of Bomb. III, 153. 18) VIII, 88. 102. 19) a. a. O. 107. 20) a. a. O. 108.

Digitized by Google

Außer dieſen vier Höfen beſtehen zwei Regiſtraturen, eine für Eintragung aller Häuſerkäufe, und eine andere für Kauf und Verkauf von Ländereien. Nur durch Eintragung in die hier gehaltenen Bücher erhalten derartige Verhandlungen Rechtskraft. Für Streitigkeiten über die den Soldaten als Sold angewieſenen Länder gibt es außerdem noch ein Gerichtshaus. Criminaljuſtiz kommt keinem von dieſen drei Höfen zu.

Im übrigen Lande geſchieht die Gerichtsverwaltung nach drei Abtheilungen deſſelben in den *öſtlichen* und *weſtlichen* Theil und das Flachland (Tarai). Die beiden erſten Theile haben jede zwei Bicharis, deren Höfe theils ambulatoriſch, theils fix ſind. Der öſtliche Theil hat zwei, der weſtliche vier Reſidenzen. Im Flachlande ſtellen die Verwalter die Richter (Faujdar) an, und das Recht wird gemäß den mongoliſchen Satzungen gehandhabt. Dieſe Provinzialgerichte haben gleiche Gewalt. In Criminalfällen, welche Leib oder Glied, oder Confiscation nach ſich ziehen, oder Bruch der Religionsgeſetze, oder der Kaſtenordnung betreffen, muß ein *ſchriftlicher* Rapport dem Ditha eingeſendet werden, welchem durch eine königliche Ordonnanz die Beſtimmung der Strafe, oder der Befehl, den Angeklagten nach der Hauptſtadt zu ſenden, folgt. Die kleineren Localgerichte beſtehen aus vier Pradhân-Prajas unter Vorſitz eines Prajá naikiah; von ihnen appellirt man an die provinziellen Bicharis. Der oberſte Appellhof iſt der Kot Singh, aber auch von ihm ſteht eine Appellation an den König offen, der die Sache alsdann an den Staatsrath weiſt. Beſondere Gerichte haben einige Städte.

Hat ſich der Kläger am beſtimmten Gerichtstage nicht eingeſtellt, ſo muß der Beklagte Bürgſchaft ſtellen, daß er, ſobald es nöthig ſei, erſcheinen werde; eine Entſcheidung findet nicht ſtatt. Die Parteien tragen mündlich vor. Advocaten, welche ein Gewerbe aus ihrer Fürſprache machen, gibt es nicht. Wenn eine Partei unfähig iſt, ihre Angelegenheiten zu ſchützen, ſo tritt ein Verwandter für ſie ein. Zeugniß, Eid ſind die gewöhnlichen Rechtsmittel, Ordalien werden nur in wichtigen Sachen zugelaſſen, und der Proceß geht in dieſem Falle vor den Inta Chapli. Wenn die Parteien ihre Streitigkeit vorgetragen haben, ſo ſuchen die Richter zuerſt ſie mit einander zu vergleichen; erſt wenn dieſer Verſuch mislungen iſt, beginnt der Gang des Proceſſes. In Civilſachen kann, welche Partei es will, den Eid übernehmen. Das Verfahren iſt ſehr ſummariſch. Wenn z. B. ein Schuldner ſeine Schuld anerkennt, oder ſonſt überwieſen wird, und nur um Friſt bittet, ſo ſucht der Richter den Gläubiger zu vermögen, daß er dieſe Friſt verſtatte. Iſt der Gläubiger nicht dazu zu bewegen, ſo läßt der Richter von den Gütern des Schuldners einiges herbeibringen, es von Taxatoren taxiren, und bezahlt den Gläubiger. Die Sporteln betragen alsdann für das Gericht zwiſchen 5—10 Proc. Leugnet der Schuldner dagegen, ſo verpflichtet das Gericht ſie, ihre Sache in dieſem und keinem andern Hofe zur Entſcheidung zu bringen. Dieſes geſchieht, indem Jeder eine Rupie in die Hand nimmt, mit geſchloſſener Hand die Erde berührt und erklärt, daß ſeine Behauptung richtig ſei. Beide Rupien nimmt das Gericht. Alsdann erhält das Gericht von jeder Partei fünf Rupien als Sporteln. Hierdurch iſt zugleich erklärt, daß ſie eine Entſcheidung durch Ordalien verlangen. In dieſen Fällen ſucht ſie noch das Gericht erſt zu bewegen, die Sache auf andere Weiſe, etwa durch *Schiedsrichter*, Panchayat, auszumachen. Dieſes Inſtitut iſt auch in Nepal, wie durch ganz Indien überaus häufig[21]), und entſcheidet die meiſten Proceſſe. Die Parteien erwählen Panch-Männer ſelbſt, oder überlaſſen die Wahl dem Ditha. Nach der Wahl ſchwören die Parteien einen Eid, bei der Entſcheidung dieſer Richter es bewenden zu laſſen. Die Regierung wählt die Panch-Männer nur in beſondern Fällen, oder auf Geſuch der Parteien, aber auch ſo können ſie nicht ſitzen, wenn nicht beide Parteien damit zufrieden ſind. Dieſe Ernennung geſchieht ſelbſt in Criminalfällen, wo die Panchajats ganz wie eine engliſche Jury agiren. Sie finden das Verdict, und der Gerichtshof, aus welchem ſie hervorgegangen ſind und mit welchem ſie zuſammenſitzen, beſtätigt ihre Weiſung. Die Beamten des Gerichtshofes ſehen darauf, daß die Panchajats ſich täglich verſammeln, damit die Entſcheidung nicht verzögert werde. Geſchieht dies dennoch, ſo kann der Gerichtshof ihnen die Sache wieder abnehmen und ſie ſelbſt entſcheiden. Seine Entſcheidung kann nur der Gerichtshof ausführen; derſelbe kann auch nur den Befehl erlaſſen, daß man vor ihm erſcheine u. ſ. w. Die Entſcheidung fodert Stimmeneinheit, in gewiſſen Fällen genügt auch eine große Majorität. Sie erhalten keine Bezahlung. Dennoch wird in Nepal die Hälfte aller Streitigkeiten zur größten Zufriedenheit des Volkes vor dieſem Inſtitute verhandelt und entſchieden.

In Beziehung auf Beweismittel iſt es in Nepal Sitte, daß vornehme Frauen nicht vor dem Gerichtshofe erſcheinen, im Fall ſie zeugen müſſen, ſondern Jemand zu ihnen deputirt wird. Ein Zeuge leiſtet bei ſeiner Depoſition keinen Eid. Erſt wenn ſein Zeugniß beſtritten wird, wird er eingeſchworen und deponirt nochmals eidlich. Iſt er Sivait, ſo ſchwört er auf den Harivança (heiliges Buch); wenn Buddhiſt, auf Pancha Raksha: wenn Moslem, auf den Koran. Iſt ein Verdacht da, daß ein Zeuge nicht Alles deponirt habe, was er weiß, ſo wird er ins Gefängniß geſetzt, bis er vollſtändig deponirt. Meineidige Zeugen werden je nach der Wichtigkeit der Angelegenheit beſtraft und ſelbſt am Leben. In Criminalfällen iſt das Geſtändniß der Angeklagten zur Verurtheilung nothwendig; dieſes wird aufgeſchrieben und muß von ihm unterzeichnet werden. Behauptet er gegen nicht ganz entſcheidende Beweiſe ſeine Unſchuld, ſo erhält er das Recht, ſich durch Ordalien zu reinigen; in Civilſachen bei Ableugnung von Schuldſcheinen u. ſ. w. tritt dies ebenfalls ein. Handelsbücher gelten für Beweis.

Durch die Muhammedaniſche Herrſchaft erlitt das eigentlich indiſche Proceßverfahren natürlich einige Modi-

21) Vgl. darüber As. Journ. (Lond. 1837). p. 64. 1836. p. 475. 715. T. XXIII. 1830. p. 468. (T. X.) p. 156. 238. Transact. of the litter. Soc. of Bomb. II, 272—282.

Digitized by Google

ficationen; doch iſt das richterliche Verfahren der Muhammedaner ſtets zu ſehr von der Perſönlichkeit des Richters abhängig geweſen, als daß es tiefer eingreifend hätte wirken können [22]). Außerdem blieben die kleineren Communen insbeſondere ſtets in einem hohen Grade von Unabhängigkeit; ihr Zuſammenhang mit dem Herrſchervolke wurde faſt nur durch zu zahlende Steuern fixirt. Sobald Streitigkeiten aus dieſen niedern Regionen an die von den Eroberern gegründeten und beſetzten Provinzialhöfe gelangten, entſchied faſt kein Recht mehr, ſondern Beſtechung. Des Volkes Rechtsgefühl hat entſchieden durch dieſe Herrſchaft überaus gelitten. Als die Engländer Herren von größeren Landſtrichen wurden, fanden ſie einen Rechtszuſtand vor, der aufs Tiefſte geſunken war, und man muß ihnen das Zeugniß geben, daß ſie, wenn irgendwo, ſich in dieſem Bereiche verhältnißmäßig außerordentliche Verdienſte erworben haben [23]). An der Spitze der Gerichtshöfe ſtehen vier hohe Appellhöfe (high courts of appeal), einer in jeder der drei Präſidentſchaften und ein vierter für die weſtlichen Provinzen. Dieſe haben Erkenntniſſe über Civil-, Criminal- und Polizeiangelegenheiten; Milderung und Erlaß von Strafen; Reviſion jeglichen Urtheils auf Tod, Transportation oder lebenslängliches Gefängniß; Macht, Richter zu ſuſpendiren u. ſ. w. In Bengalen folgen auf den höchſten Hof ſechs Provinzial-Appellhöfe, ohne Criminaljurisdiction; ſie verhandeln Klagen, welche einen Gegenſtand über 5000 Rupien betreffen, wenn der Kläger ſie den Untergerichten, zillah-courts, vorzieht. Dieſe können nämlich bis zu 10,000 Rupien Recht ſprechen, und es gibt ihrer in Bengalen 49, welche mit engliſchen Richtern beſetzt ſind. Außerdem gibt es aber auch zillah-Höfe, an denen die Eingeborenen als Richter dienen. Doch ſteht den Parteien die Wahl zwiſchen beiderlei Höfen offen. Von dieſen wird an die Provinzialhöfe appellirt. In den Präſidentſchaften Madras und Bombai ſucht man die Rechtsverwaltung auf ähnliche Weiſe mit Berückſichtigung der in verſchiedenen Gegenden herrſchenden Verſchiedenheiten zu ordnen. In dieſen Präſidentſchaften ſind die ſchon oben kennen gelernten Punchayets, Schiedsgerichte, welche aus Eingeborenen beſtehen, in Form einer Jury, ſowol für Civil- als Criminalfälle, in Gebrauch. Auch die engliſchen Richter nehmen gewöhnlich als Beiſitzer eingeborene Kenner der heimiſchen Rechtsgewohnheiten.

Die Rechtswaltung geſchieht, dem Mânavadharmaçâſtram gemäß, tagtäglich nach einer Eintheilung aller Rechtsverhältniſſe in 18 Titel (mârgâs) [24]). Dieſe 18 ſind: 1) Schuld und Foderung (rinâdânam), 2) Depoſitum (nikshêpas), 3) Verkauf von fremdem Eigenthum (asvâmivikrajas), 4) Societätsverhältniſſe (sambhûjasamutthânam), 5) Zurückhaltung von Gegebenem (dattasja anapakarma), 6) Weigerung des Lohns (vêtanasja adânam), 7) Nichterfüllung von Verträgen (sanvidas vjatikramas), 8) Reue (Reſciſſion) über Kauf oder Verkauf (krajavikrajânuçajas), 9) Streitigkeiten zwiſchen Eigenthümer und Bewahrer (vivâdah' svâmipâlajôs), 10) Grenzſtreitigkeitsrecht (sîmâvivâda dharmas), 11) 12) Verbal- und Perſonalinjurien (pâruk'jam dand'avâk'ikam), 13) Diebſtahl (stêjam), 14) Gewalt (sâhasam), 15) Ehebruch (strîsangrahan'am), 16) Eherecht (strîpundharmas), 17) Erbſchaftsrecht (vibhâgas), 18) Hazardſpiel mit todten (z. B. Würfeln) oder lebendigen Gegenſtänden (djûtam, âhvajas).

Die Beſtimmungen über dieſe einzelnen Titel durchzugehen, würde uns hier zu weit führen. Nur einiges heben wir aus dem Mânavadharmaçâſtram aus. Rechtlicher Zins, ſobald ein Pfand erhalten iſt, iſt $\frac{1}{80}$ vom Hundert für den Monat; ſobald ein Pfand gegeben iſt, 15 Proc. für das Jahr. Erhält er kein Pfand, ſo darf er zwei Proc. von einem Brahmanen, drei Proc. von einem Kſchatrija, vier Proc. von einem Kaufmanne, fünf Proc. von einem Handwerker für den Monat nehmen; alſo reſpective 24, 36, 48, 60 vom Hundert für das Jahr. Läßt ſich ein Schuldner um ſeine Schuld verklagen, ſo hat er, im Fall er ſie eingeſteht, fünf Proc. an den König als Strafe zu zahlen; leugnet er ſie, ſo hat er zehn Proc. zu zahlen, ſobald er der Richtigkeit der Foderung überwieſen wird. Erhält der Gläubiger ein Pfand, mit dem Rechte, es zu benutzen, ſo darf er keine Zinſen nehmen. Wenn der Eigenthümer zehn Jahre lang zuläßt, daß ein Fremder ſein Vieh benutzt, obgleich er es weiß, ſo hat er ſeine Rechte darauf verloren. Ein Pfand, Land, Vermögen eines Unmündigen, Depoſita, weibliche Sklavinnen, königliches und prieſterliches Eigenthum können nicht durch ususfructus (bhôgêna) verloren werden. Zinſen dürfen ſich nur bis zum Doppelten des Capitals, oder wenn auf Frucht u. ſ. w. auf das Fünffache ſteigern; eine größere Summe braucht nicht bezahlt zu werden; Zins auf Zins iſt verboten; doch kann die Zinsſumme, wenn der Zahlungstermin abgelaufen iſt, als neues Capital zur früheren Schuld gefügt werden. Geld, welches kraft Bürgſchaft dafür, daß der eigentliche Schuldner im Gericht erſcheinen werde, von dem Bürgen, im Fall jener ausbleibt, bezahlt werden müßte, oder für nichts (vrithâ) Muſikern und Schauſpielerinnen verſprochen iſt, oder im Spiele verloren iſt, oder für geiſtige Getränke geſchuldet wird, oder als Reſt einer Strafe oder Steuer dem Fiscus, iſt der Sohn des Bürgen oder Schuldners nicht genöthigt zu bezahlen. Hat der Bürge aber die Bürgſchaft für die Schuldſumme ſelbſt übernommen, ſo müſſen auch die Erben für ſie haften; ebenſo, wenn der Bürge für ſeine Bürgſchaft — wenn ſie gleich nicht die Zahlung ſelbſt betrifft — eine Summe vom Schuldner erhalten hat. Contracte, von einem Betrunkenen, Wahnſinnigen, Geiſteswirren (ârta), ganz Abhängigen (adhjadhîna), Unmündigen, oder ganz Alten, oder von einem nicht Mandirten im Namen eines Andern eingegangen, ſind nichtig. Betrug macht eine ganze Transaction nichtig. Macht aber ſelbſt ein Sklave

22) Vgl. *Mill*, History of british India. II, 452. Bei demſelben möge man auch das wenige Bemerkenswerthe über die Geſetze der Muhammedaner in Indien nachleſen, da ich an dieſem Orte nicht darauf eingehen kann. 23) *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 274. Deſſen Condition of the Anglo-Eastern Empire. 336 fg. 24) *Mânavadh.* VIII, 3.



Digitized by Google

in Abweſenheit ſeines Herrn zur Erhaltung von deſſen Familie einen Vertrag, und iſt die Schuld zum Unterhalte derſelben verbraucht, ſo iſt der Herr verpflichtet, ſie anzuerkennen. Ein Geſchenk, welches durch Gewalt abgenöthigt iſt, oder jedes andere durch Gewalt entſtandene Verhältniß iſt nichtig. Der Schuldner, im Fall er von niedrigerer Kaſte iſt, als ſein Gläubiger, kann verurtheilt werden, durch körperliche Dienſte ſeine Schuld abzutragen; nicht ſo der von höherer Kaſte; dieſer muß ſie ſeinem Einkommen gemäß nach und nach abtragen.

Bei Depoſiten wird ein ſonderbares Verfahren vorgeſchrieben, im Fall das Depoſitum geleugnet wird, und keine Beweiſe dafür da ſind. Der Richter ſoll nämlich dem Angeklagten durch Spione ein neues Depoſitum übergeben laſſen. Wenn dieſer nun dieſes Depoſitum, ſobald es verlangt wird, wieder herausgibt, ſo kann auch kein weiteres Verfahren über jenes ſtattfinden; gibt er es aber nicht freiwillig heraus, ſo wird er zur Herausgabe von beiden gezwungen. Hier treten insbeſondere Ordalien ein. Wer mit Unrecht ein Depoſitum fodert oder verweigert, ſoll wie ein Dieb beſtraft werden, bei bedeutenden Depoſitis; bei kleineren muß er den Werth des Depoſiti als Strafe bezahlen.

Wer fremdes Gut verkauft, fällt unter die Kategorie eines Diebes. Iſt er jedoch ein Verwandter von dem, deſſen Gut er verkaufte, ſo wird er in eine Geldſtrafe genommen. Der Verkauf oder Geſchenk iſt ungültig. Um den Kauf rechtskräftig zu machen, genügt nicht der Beweis eines längeren Beſitzes; hat Jemand ein Thier auf offenem Markte in Gegenwart einer Anzahl von Männern gekauft, kann den Verkäufer nachweiſen und hat den Preis bezahlt, ſo iſt er rechtlicher Beſitzer. Wird das Thier aber von einem Andern als Eigenthum vindicirt und er kann den Verkäufer nicht nachweiſen, ſo hat er das Thier gegen die Hälfte ſeines Kaufpreiſes zurückzuerſtatten. Hat ein Mann eine Frau gekauft, und iſt ihm alsdann eine andere übergeben, als die, welche früher gezeigt ward, ſo ſoll er für denſelben Preis beide erhalten.

Wer Lohn empfängt für nicht verrichtete religiöſe Werke und ihn nicht zurückzahlt, verfällt in eine Geldſtrafe. Tagelöhner, die ihre Arbeit verabſäumen, ebenfalls. Wenn er die übernommene Arbeit nicht vollendet, verliert er den ganzen Lohn.

Wer eidlich gemachte Verträge bricht, ſoll verbannt, oder in Geldſtrafe genommen werden. Wer einen Gegenſtand von nicht verlierbarem Werthe (Land, Metall) gekauft oder verkauft hat, kann innerhalb zehn Tagen den Kauf oder Verkauf reſcindiren; wer dieſes nach dieſer Zeit verſucht, verfällt in eine Geldſtrafe. Der Ehecontract wird durch die Ceremonie der Ehe (mit dem ſiebenten Schritte des während des Ableſens des Rituals einherſchreitenden Brautpaars) unwiderruflich.

Hat der Eigenthümer eine Heerde einem zur Aufſicht übergeben, der ſeinen Lohn in Milch empfängt, ſo kann dieſer von je zehn Kühen die beſte melken. Er haftet für verſchuldeten Schaden, und wo er ihn nicht zu hindern ſuchte (wenn er z. B. einen Wolf nicht zu verjagen wagte). Bei jedem Dorfe ſoll auf allen Seiten ein Weideplatz von 400 Ellen Breite ſein; ein dreifach ſo breiter rund um eine größere Stadt. Wenn innerhalb dieſes Weideplatzes das Vieh ein uneingehägtes Feld beſchädigt, ſo ſoll der Hirt nicht beſtraft werden. Wenn Kühe innerhalb zehn Tagen, nachdem ſie gekalbt haben, oder Zuchtochſen, oder der Gottheit geweihtes Vieh Schaden anrichtet, ſo ſoll keine Strafe eintreten. Hat der Pachter Land beſchädigt — etwa dadurch, daß er nicht zur rechten Zeit ſäet — ſo ſoll er um das Zehnfache des dem Könige bei ordentlicher Beſtellung zugekommenen Theils der Ernte geſtraft werden. War es die Schuld ſeiner Knechte, ſo ſoll er nur um das Fünffache dieſes Betrages beſtraft werden.

Landgrenzen ſollen durch Anpflanzung von Bäumen, Anlagen von Brunnen, Tempeln u. ſ. w. beſtimmt werden. Die Intereſſenten mögen auch unter der Erde Marken anbringen. Außer dieſen und ähnlichen Zeichen ſollen auch feierlich eingeſchworene Zeugen von den Richtern gehört werden. Wenn auch dieſes nicht genügt, ſo ſollen vier, auf den vier Seiten der ſtreitigen Grenze eines Dorfes wohnende Nachbarn in Gegenwart des Königs auf dieſelbe Weiſe eingeſchworen werden und entſcheiden. Geben es dieſer Art Leute nicht u. ſ. w., ſo ſollen die Jäger, Vogelſteller, Hirten und andere Waldbewohner gehört werden und der König nach ihren Mittheilungen die Landmarken feſtſetzen.

Wörtliche Injurien eines Kſhatrija gegen einen Brahmanas werden mit 100, eines Vaiſja gegen einen Brahmanas mit 150 oder 200 pana beſtraft; ein Çûdra oder Sklave wird in dieſem Falle gepeitſcht. Wenn ein Brahmane einen Kſhatrija beleidigt, ſo zahlt er 50, wenn einen Vaiſja 25, und wenn einen Çûdra 12; wenn einer der drei oberen Kaſten einen aus ſeiner eigenen Kaſte beleidigt, zahlt er 12, bei ſehr harten Worten 24. Wenn ein Çûdra einen der drei oberen Kaſten gröblich mit Worten beleidigt, ſo wird ihm die Zunge aufgeſchlitzt, ja wenn er ihren Namen beſchimpft, wird ihm ein heißes Eiſen in den Mund geſtoßen, kochendes Öl in Mund und Ohr gegoſſen. Wer fälſchlich die religiöſen Kenntniſſe, das Geburtsland, die Kaſte, oder Einweihung eines Mitgliedes ſeiner eigenen Kaſte in Abrede ſtellt, ſoll 200 zahlen. Wer einem Blinden, Lahmen oder ſonſt körperlich Ungeſtalteten dieſe Misgeſtalt vorwirft, ſoll um einen pana geſtraft werden. Wer ſeine Mutter, Vater, Frau, Bruder, Sohn oder Lehrer verleumdet, ſoll um 100 geſtraft werden. Beleidigen ſich Brahmane und Kſhatrija gegenſeitig, ſo zahlt jener den kleinſten (250), dieſer den mittlern (500) Strafanſatz [25]).

Mit welchem Gliede einer aus einer niederen Kaſte einen aus einer oberen angegriffen oder geſtoßen hat, ebendieſes Glied wird beſtraft. Wer die Hand oder einen Stock erhoben hat, dem wird die Hand abgeſchlagen; hat er getreten, ſo wird der Fuß aufgeſchlitzt. Wagt es einer aus der niedrigſten Kaſte, ſich auf einen Seſſel mit einem der Höchſtgeborenen zu ſetzen, ſo wird er mit einer Marke auf dem Hintern verbrannt, oder der Hintere erhält eine

25) Der Höchſte iſt 1000 panas. *Mânavadh.* VIII, 138.

Digitized by Google

Wunde. Spuckt er ihn an, ſo werden ihm die Lippen geſpalten u. ſ. w. Wer einen aus eigener Kaſte nur eben blutig verletzt, zahlt 100, wenn er eine Muskel trifft, 6 nishkas; bricht er ihm einen Knochen, ſo wird er verbannt. Je nach dem Angriffe oder deſſen Erfolg kann ihn der König beſtraſen. Wer fremdes Gut verletzt, muß es erſetzen, und zahlt Strafe zu demſelben Betrage. Genau ſind die Beſtimmungen über Beſchädigung durch Kutſcher und Fuhrleute. Tödtet er durch Umwerfen einen Mann, ſo ſoll er eine Strafe, gleich der für Diebſtahl, bezahlen; tödtet er ein großes Thier, einen Stier z. B., halb ſo viel u. ſ. w.

Wer mehr als zehn cumbhas Getreide an Werth ſtiehlt, ſoll mit dem Tode beſtraft werden; für geringeren Diebſtahl zahlt er dem Eigenthümer den Werth des Geſtohlenen und den eilffachen Werth als Strafe. Wer mehr als 50 palas an Werth ſtiehlt, verliert die Hand. Wer Menſchen von hoher Geburt ſtiehlt, oder vorzügliche Edelſteine, wird getödtet. Für Diebſtahl von Großvieh, Waffen u. ſ. w., ſoll der König verhältnißmäßige Strafen verhängen. Wer Kühe ſtiehlt, die Prieſtern gehören, ſoll den halben Fuß verlieren. Für Diebſtahl von Baumwolle, Kuhdünger und ähnliche kleinere Gegenſtände, ſoll der doppelte Werth als Strafe gezahlt werden. Wer Blumen ſtiehlt, Getreide und anderes, ſo viel als ein Mann tragen kann, ſoll fünf racticas Strafe zahlen. So Jemand etwas mit Gewalt und in Gegenwart des Eigenthümers nimmt, iſt es Raub; wenn in deſſen Abweſenheit, Diebſtahl; Diebſtahl iſt es auch, wenn Jemand etwas Erhaltenes nicht zurückgeben will. Das Glied, womit der Dieb ſein Verbrechen ausführte, ſoll außerdem abgeſchnitten werden. Wo ein Mann von niederer Geburt ein pana geſtraft wird, ſoll der König, wenn er daſſelbe verbricht, um 1000 pana beſtraft werden und dieſe Strafe den Prieſtern verfallen[26]). Die Strafe eines Sudra für Diebſtahl ſoll ſein achtfältig; die eines Vaiſja 16fältig; die eines Kſhatrija 32fältig; die eines Brahmanen 64fältig, oder gar 100fältig. Das Nehmen von Baumwurzeln und Früchten aus nicht eingehegtem Felde, von Holz zum Opfer, von Gras zum Futter für Kühe iſt kein Diebſtahl. Ein Prieſter, welcher wiſſentlich für Opfer oder Lehre etwas annimmt, was wider Willen des Eigenthümers von dem Geber genommen iſt, ſoll wie ein Dieb angeſehen werden. Ein Reiſender aus einer der drei höhern Kaſten, welcher beim Mangel an Speiſe zwei Zuckerrohre oder eßbare Wurzeln nimmt, ſoll nicht beſtraft werden. Wer ungebundenes Vieh bindet, gebundenes löſt, einen Sklaven, Pferd oder Wagen eines andern, ohne deſſen Erlaubniß gebraucht, ſoll wie ein Dieb angeſehen werden.

Nothwehr iſt gegen Jedermann erlaubt. Jede Gewaltthat ſoll der König ſchärfer als Diebſtahl und Raub beſtraſen.

Ehebrecher mit Anderer Frauen ſollen gebrandmarkt und verbannt werden. Wer mit eines andern Frau an einem Pilgerorte, in einem Walde, Luſtgarten oder am Zuſammenfluſſe von mehren Flüſſen ſpricht, iſt einer ehebrecheriſchen Neigung ſchuldig; ihr Blumen und Aromen zu ſenden, mit ihr zu ſpielen, zu ſcherzen, ihre Kleidung oder Schmuck zu berühren, mit ihr auf einem Seſſel zu ſitzen, gelten für ehebrecheriſche Handlungen; ſie zu berühren an nicht zu berührenden Orten, oder ſich ſo von ihr berühren zu laſſen, ſind ehebrecheriſche Handlungen mit beiderſeitiger Zuſtimmung. Einer der vierten Kaſte, welcher Ehebruch mit der Frau eines Prieſters beging, verdient den Tod. Wer trotz Verbotes mit eines andern Frau ſpricht (ausgenommen Bettler, Dichter, Leute, welche opfern wollen, und Köche und ähnliche Handarbeiter), ſoll ein suvarn'a Strafe zahlen. Doch ſind hiervon die Frauen von Sängern und Tänzern, oder denen, die von den Liebesintriguen ihrer Frauen leben, ausgenommen. Doch ſoll er in eine kleine Strafe verfallen. Wer ein Mädchen wider Willen ſchändet, ſoll augenblicklich getödtet werden. Ein Mädchen, die einen Mann aus höherer Kaſte zu verführen ſucht, wird nicht beſtraft; wirft ſie ihre Augen auf einen aus niedrigerer Kaſte, ſo ſoll ſie in ihrem Hauſe ſcharf bewacht werden. Ein Mann von niederer Kaſte, der ein Mädchen aus höherer zu gewinnen ſucht, ſoll mit dem Tode beſtraft werden; ein Mädchen, die ein anderes befleckt, wird zu 200 panas, dem doppelten Werthe des Heirathsgeſchenks, und zehn Peitſchenhieben verurtheilt; eine Frau, die dies einem Mädchen thut, wird geſchoren, verliert zwei Finger und muß auf einem Eſel durch die Straßen reiten. Eine Frau aus den höhern Kaſten, die die Ehe gebrochen, ſoll Hunden vorgeworfen werden. Der Ehebrecher wird, im Fall die Frau nicht bewacht war, minder ſtreng beſtraft, als wenn ſie bewacht war. Brahmanen ſollen nicht am Leben geſtraft werden.

Mutter, Vater, Weib und Sohn ſollen nicht verlaſſen werden. Wer ſie verläßt, ohne daß ſie einer Todſünde ſchuldig ſind, ſoll 600 panas Strafe zahlen[27]).

Die Frau ſoll Tag und Nacht in einem Zuſtande der Abhängigkeit von ihrem Beſchützer ſich befinden. In ihrer Kindheit iſt dies der Vater; in der Jugend ihr Ehemann; im Alter ihr Sohn; unabhängig kann ſie nie ſein. Weder durch Verkauf, noch Verlaſſen, kann eine Frau vom Manne getrennt werden. Sünde iſt's, wenn Schwager einer Schwägerin ſich nähert, außer, wenn die Frau keine Nachkommen geboren hat. Im letzteren Falle mag er oder ein anderer mit Bewilligung des Mannes der Frau beiwohnen, oder, wenn dieſer kinderlos geſtorben, ſeiner Witwe, und einen Sohn zeugen, oder ſelbſt zwei, aber ohne Fleiſchesluſt, ſondern blos im heiligen Wunſche für den Bruder einen ihn reinigenden Nachkom-

---

26) Wenngleich dieſes Geſetz an ganz ungehöriger Stelle ſteht (*Mânavadh.* VIII, 336), ſo hielt ich doch es ſeiner Beſonderheit wegen der Bemerkung werth.

27) Dieſes Geſetz, ſowie überhaupt alles vom Slokas 387 an bis zu Ende des achten Buches gehört nicht mehr zu der älteſten Redaction des Mânavadharmaçâſtram, ſowie man denn auch andere Stücke mit ziemlicher Gewißheit als jünger ausſcheiden kann. Doch darüber zu handeln würde hier zu weit führen. Vielleicht bietet ſich die Gelegenheit dazu an einem andern Orte.

men zu erzielen. Dieſen Gebrauch will das Mânavadharmaçâſtram jedoch nur der vierten Kaſte erlauben und ſpricht ihn den höhern Kaſten ab, geſteht jedoch zu, daß er in früheren Zeiten auch bei ihnen geherrſcht habe. Eine Jungfrau, deren Bräutigam vor Vollzug der Ehe ſtarb, ſoll deſſen Bruder zum Weib nehmen und ihr beiwohnen, bis ein Sohn geboren iſt. Hat Jemand ein Mädchen geheirathet und findet ſie übel berüchtigt, kränklich, deflorirt, ſo ſoll er ſie verſtoßen. Behandelt eine Frau ihren Mann ſchlecht, ſo ſoll er ſie ein Jahr lang ertragen; hat ſie ſich nicht geändert, ſo darf er ihr ihr Privateigenthum entziehen, und aufhören mit ihr zuſammen zu wohnen. Eine Frau, die ihren Mann wegen Trunkenheit, Spielſucht, Krankheit verabſcheut, ſoll drei Monat verlaſſen werden und ohne Schmuck ſein; iſt aber ihr Mann toll, ein Todſünder, ein Eunuch, impotent, oder mit Krankheiten, welche Strafen für Sünden ſind, geſchlagen, ſo darf ſie weder verlaſſen, noch des Ihrigen beraubt werden. Eine Frau, welche geiſtige Getränke nimmt, unmoraliſch lebt u. ſ. w., muß zurückgeſetzt werden (hinter eine andere); eine unfruchtbare im achten Jahre; eine, deren Kinder alle geſtorben ſind, im zehnten; eine, welche nur Töchter gebiert, im eilften; eine unfreundliche ſogleich. Iſt die ſo zurückzuſetzende gut und liebevoll, ſo ſoll der Mann ſie auch in ihrem Zuſtande der Zurückſetzung freundlich behandeln. Verläßt eine Frau bei einer ſolchen rechtlich begründeten Zurückſetzung ihren Mann, ſo ſoll ſie eingeſperrt oder in Gegenwart der Familien verlaſſen werden. Wenn Glieder der höheren Kaſten Frauen aus verſchiedenen Kaſten heirathen, ſo wird ihr Rang, ihre Ehre und Wohnung nach der Kaſtenordnung beſtimmt. Die perſönliche Aufwartung des Gemahls und tägliche Opferdienſte darf nur die Frau aus der eigenen Kaſte verrichten. Hat der Vater ſeine Tochter nicht zur Zeit, wo ſie heirathsfähig ward, ausgegeben, dann ſoll ſie noch drei Jahre warten, alsdann darf ſie ſich ſelbſt einen Mann wählen. In dieſem Falle darf ſie aber weder vom Vater, noch Mutter, noch Brüdern geſchenkten Schmuck mit ſich nehmen; thut ſie es, ſo gilt es für Diebſtahl. Wer ein volljähriges Mädchen heirathet, braucht dem Vater kein Hochzeitsgeſchenk zu geben; denn dieſer hat ſeit ihrer Heirathsfähigkeit in dieſer Beziehung die Herrſchaft über ſie verloren [28]).

Nach dem Tode des Vaters und der Mutter ſollen die Brüder mit der Erbſchaft ſo verfahren. Der älteſte Sohn möge den ganzen Beſitz nehmen und ſeine Brüder unter ihm leben, wie früher unter dem Vater. Wollen ſie ſich trennen, ſo ſoll für den erſtgeborenen von der Erbſchaft $^1/_{20}$, für den zweiten $^1/_{40}$, für den jüngſten, oder die jüngſten $^1/_{80}$ abgezogen, und das übrige, bei deſſen Vertheilung der erſtgeborene einige kleinere Vorrechte genießt, zu gleichen Theilen vertheilt werden — oder, ohne dieſe Abzüge, ſoll der älteſte ein doppeltes Theil, der zweite $1^1/_2$ Theile, und die jüngeren alle ein Theil erhalten. Der Commentator hält dieſe Vorzüge nur dann für gerecht, wenn die Bevorzugten die Zurückgeſetzten an guten Eigenſchaften übertragen, wo nicht, ſo gehen ſie nach ihm zu gleichen Theilen. Den unverheiratheten Töchtern ſollen die Söhne je nach der Kaſte ihrer Mutter aus ihren Theilen eine Summe geben; jeder derſelben ſoll dazu den vierten Theil ſeines Theils geben. Bleibt bei der Vertheilung des Viehes ein einzelnes übrig, ſo fällt es dem Erſtgeborenen zu. Exiſtirt ein Sohn des älteſten Bruders, welcher nach deſſen Tode für ihn mit deſſen Weib gezeugt iſt, ſo genießt er zwar nicht ganz die Vorrechte ſeines verſtorbenen Vaters, geht aber zu gleichen Theilen mit ſeinen Onkeln. Zweifelhaft iſt es, wie es zu halten ſei, wenn der zuerſtgeborene eine ſpäter geheirathete Mutter von niedriger Kaſte hat, und von der erſt geheiratheten Frau (aus gleicher Kaſte) ein jüngerer Sohn exiſtirt. Das Brahmaniſche Mânavadharmaçâſtram will hier das Erſtgeburtsrecht abſolut nicht anerkennen, ſondern der Kaſtenordnung ſubordiniren. Der Sohn der älteren Frau ſoll den beſten Stier aus der Erbſchaft nehmen. Hat der Vater keine Söhne, ſo erkieſt er eine Tochter, auf daß in ihr ein Sohn für ihn gezeugt werde. Dieſer wird alsdann ſein Erbe. Erhält aber der Vater nach dieſer Zeit noch einen Sohn, ſo theilt jener Enkel mit dieſem Sohne die Erbſchaft. Stirbt die Tochter, ehe ſie einen Sohn zur Welt bringt, ſo iſt ihr Mann Erbe ihres Vermögens. Sonſt vererbt ſich das Eigenthum der Mutter auf die unverheiratheten Töchter. Iſt einem Manne ein Sohn von einem andern gegeben, ſo erhält dieſer adoptirte $^1/_5$ oder $^1/_6$ der Erbſchaft. In Ehebruch gezeugte Kinder, zu denen der Sohn einer Frau gehört, welche ohne Bewilligung des Mannes ſich einem andern hingab, und der von dem Bruder des Ehemannes mit ſeiner Schwägerin gezeugte, wenn dieſe einen lebenden Sohn hatte, erhalten kein Erbrecht; ebenſo der zwar mit Beiſtimmung des Mannes, aber nicht mit genauer Beobachtung der für dieſen Fall vorgeſchriebenen Ceremonien gezeugte. Sind dieſe beobachtet, ſo iſt der ſo gezeugte Sohn rechtmäßiger Erbe. Stirbt ein Mann ohne Sohn, ſo hat derjenige Bruder, welcher deſſen Vermögen übernimmt, ſeine Witwe zu erhalten und einen Sohn für ſeinen Bruder zu beſtimmen. Dieſer, ſobald er 15 Jahre alt iſt, erbt deſſen ganze Verlaſſenſchaft. Hat ein Brahmane vier Frauen aus den vier verſchiedenen Kaſten, ſo hat der Sohn der Brahmanafrau beſondere Vorzüge und erhält drei Theile, der der Kſhatrijafrau zwei Theile; der der Vaisjafrau $1^1/_2$ und der der Sudrafrau einen Theil, oder die Erbſchaft wird in zehn Theile zerlegt und der Brahmana erhält vier, der Kſhatrija drei, der Vaisja zwei, der Sudra einen Theil. Habe der Vater von ſeinen Weibern aus den drei obern Kaſten Söhne oder nicht, der der Sudrafrau ſoll dennoch nur $^1/_{10}$ der Erbſchaft erhalten. Eine folgende Beſtimmung erklärt, daß er überhaupt keinen Theil des Beſitzes erben ſoll; nur was ihm der Vater gibt, ſoll ihm gehören. Der Zuſatz des Commentators beſchränkt dieſe Beſtimmung durch die Ausnahme, „wenn er tugendhaft iſt; auch nicht gemeinſchaft-

28) Eine genauere Behandlung des Eherechts nach dem Mânavadharmaçâſtram gibt *Kalthoff*, Jus matrimonii veterum Indorum cum eodem Hebraeorum jure subinde collatum (Bonnae 1829).

Digitized by Google

lich mit andern Söhnen (ſoll er erben), wenn ſeine Mutter nicht geſetzlich verheirathet iſt." Söhne von Männern aus den obern Kaſten von einer kaſtengleichen Mutter gehen, abgeſehen von den Vorzügen des Erſtgeborenen, zu gleichen Theilen. Ein Sudra darf nur eine Frau aus ſeiner Kaſte haben, und die mit ſolcher gezeugten Söhne erben alle zu gleichen Theilen. Es gibt 12 Arten von Söhnen, von denen ſechs Verwandte und Erben ſind, ſechs nur Verwandte, aber keine Erben. Jene ſind: 1) ein in rechtmäßiger Ehe vom Vater ſelbſt gezeugter, 2) ein mit geſetzlicher Autorität in ſeinem Weibe gezeugter, 3) ein ihm gegebener; in dieſem Falle darf er keinen Sohn haben und der Gegebene muß aus ſeiner Kaſte ſein; dieſe Transaction wird feierlich durch Waſſer vollführt; 4) ein adoptirter; auch dieſer muß aus derſelben Kaſte ſein; 5) einer, deſſen Geburt unſicher iſt. Dies iſt ein ſolcher, welcher während des Mannes Abweſenheit von ſeiner Frau empfangen und geboren iſt, während der eigentliche Vater nicht verificirt werden kann, aber wahrſcheinlich iſt, daß er zu derſelben Kaſte gehöre, wie der Ehemann; 6) ein von ſeinen natürlichen Ältern ohne gerechten Grund verlaſſener, und von einem andern Manne als eigener Sohn aufgenommener. Die ſechs zur zweiten Claſſe gehörigen ſind: 1) ein Sohn eines unverheiratheten Mädchens, wenn dieſe in ihres Vaters Haus geboren und erſt ſpäter ihren Liebhaber heirathete; 2) der ſchon vor der Ehe empfangene, aber nach derſelben geborene; 3) ein gekaufter; 4) der Sohn einer zweimal verheiratheten Frau von ihrem zweiten Ehemanne; 5) ein ſelbſt gegebener Sohn, d. h. einer, der ſeine Ältern verloren hat, oder von ihnen verlaſſen iſt und ſich einem Manne zum Sohne gab; 6) der Sohn, welcher aus Luſt von einem Brahmanen mit einer Sudrafrau gezeugt iſt. Die letzten eilf dieſer Arten von Söhnen können der Ordnung nach bei der Erbſchaft dem erſten ſubſtituirt werden, um dem Mangel der Todtenfeier vorzubeugen. Sind mehre dieſer Art von gleicher Ordnung da, ſo theilen ſie die Erbſchaft. Hat Jemand gar keine Söhne hinterlaſſen, ſo iſt ſein Vater ſein Erbe, dann ſeine Brüder. Zunächſt kommen die Verwandten im dritten Grade, männlichen und weiblichen Geſchlechts; iſt kein Sapind'a am Leben, oder keiner ſeiner Nachkommen — Sapindâs heißen aber die Verwandten, welche zur Darbringung der Todtenopfer für einen oder alle Manen vom Vater, Großvater und Urgroßvater berechtigt ſind; dieſe Berechtigung hört immer mit der vierten Perſon auf; Sapindâs ſind: Sohn, Sohnes Sohn und Sohnes Enkel; Witwe, Tochter und Tochters Sohn; Vater, Mutter, Bruder und Bruderſohn und Bruderenkel; Vaters Tochterſohn; Vāters Bruderſohn und Bruderenkel; väterlichen Großvaters Tochterſohn; väterlicher Großvater; väterliche Großmutter; väterlichen Großvaters Bruder, Bruderſohn und Bruderenkel; endlich väterlichen Großvaters Tochterſohn. Andere dehnen die Sapindâs bis auf ſieben Aſcendenzen und Deſcendenzen aus — wenn von all dieſen keiner exiſtirt, ſo erben die samânôdaka. entfernte Verwandte — von 7 bis zu 14 Aſcendenzen und Deſcendenzen nach der einen Aufzählung. Fehlen auch dieſe, ſo erhalten Brahmanen die Erbſchaft, und ſind verpflichtet, der Todtenfeier für den Verſtorbenen zu wallen. Eine ſogleich folgende Beſtimmung ſetzt den König für dieſen Fall zum Erben ein, aber nur bei den drei untern Kaſten, nie bei den Brahmanen. Empfängt eine Witwe nach dem Tode ihres erblos verſtorbenen Mannes einen Sohn von einem Verwandten deſſelben, ſo ſoll dieſer Erbe ihres verſtorbenen Mannes ſein. Mütterliches Vermögen ſollen alle ihre Söhne und unverheiratheten Töchter zu gleichen Theilen erben; eine Beſtimmung des Commentars weiſt jeder verheiratheten Tochter den vierten Theil eines Brudererbtheils zu. Auch den Töchtern der Tochter, wenn dieſe todt ſind, ſoll ein Theil des großmütterlichen Erbes gegeben werden. Als ſeparirtes Eigenthum der Mutter wird angeſehen, was vor dem Heirathsritual gegeben iſt, was bei der bräutlichen Proceſſion, was als Liebeszeichen und was ſie von ihrem Bruder, Mutter oder Vater empfangen. Was ſie nach der Heirath von ihres Mannes Familie empfangen hat, oder er ihr ſelbſt geſchenkt, ſollen ihre Kinder, ſelbſt wenn ſie zu Lebzeiten ihres Mannes ſtirbt, erben. Stirbt die Frau ohne Kinder, ſo ſoll, wenn ſie auf die vier heiligen Weiſen oder auf die ſechste geehelicht iſt — dieſe heißen Brâhma, Daiva, Ârsha, Prâg'âpatja, Gândharva [29]) — ihr Mann ihr ſeparirtes Eigenthum erben. Iſt ſie auf eine der drei nicht heiligen Weiſen — âsura. râkshasa, paiçâk'a — ſo erbt dies in jenem Fall ihr Vater oder ihre Mutter. Stirbt eine Witwe ohne Nachkommen und ihr Mann hat Kinder von anderen Frauen hinterlaſſen, ſo ſoll die Tochter von deſſen Frau aus der Brahmanenkaſte ſie beerben. — Eunuchen, ſolche, die keiner Kaſte angehören, Blind- und Taubgeborene, Blödſinnige, Stumme, und ſolche, die ein Glied verloren, ſind zur Erbnahme unfähig; doch ſoll der legale Erbe ſie nach ſeinem beſten Vermögen unterhalten. Heirathet ein Eunuch und ſeine Frau gebiert auf legale Weiſe einen Sohn von einem ſtellvertretenden Manne, ſo ſei dieſer ſein Erbe. Hat der älteſte Sohn nach dem Tode des Vaters, aber vor Theilung der Erbſchaft, ſich Vermögen erworben, ſo erbt der jüngere Bruder auch einen Theil von dieſem. Haben ſie alle auf dieſe Weiſe Vermögen erworben, ſo ſoll es auf gleiche Weiſe, ohne Bevorzugung des Erſtgeborenen, getheilt werden. Was jedoch einer durch Arbeit oder Kunſt, ohne Nützung des väterlichen Beſitzes, erworben hat, gehört ihm ganz eigen. Wenn ein Sohn durch eigene Anſtrengung eine Schuld, oder unrechtmäßig zurückgehaltenes Eigenthum ſeines Vaters, welches er ſelbſt nicht hätte wiedererhalten können, wieder zu erringen weiß, ſo gehört dies ihm allein und geht nicht in die Theilung. Leben Brüder, nachdem ſie ihre Erbſchaft getheilt, von Neuem zuſammen als Theilhaber, und wollen nachher wieder theilen, ſo geſchieht dieſe zweite Theilung zu gleichen Theilen, ohne Vorzüge für den Erſtgeborenen. Betrügt der Erſtgeborene bei der Theilung, ſo verliert er ſein Vorzugsrecht, ſeinen Antheil und fällt in eine Strafe. Laſterhafte verlieren ihr Anrecht an die Erb-

29) Vgl. deren Beſchreibung a. a. O. S. 29.

ſchaft. Theilt der Vater ſein Vermögen bei Lebzeiten unter ſeine Söhne, und nachher wird ihm wieder ein Sohn geboren, ſo ſoll dieſer Alleinerbe ſeiner Hinterlaſſenſchaft ſein [30]).

Spiele mit Würfeln und Thierkämpfe ſoll der König verhindern, die Spieler und Spielhaushalter körperlich ſtrafen.

Hiermit ſind die achtzehn Titel der indiſchen Geſetze durchgegangen. Es folgen wiederum Geſetze von verſchiedenartigem Inhalt bis zum Schluß des neunten Buches des Manugeſetzbuches. So manches Intereſſante auch in ihnen enthalten iſt, ſo müſſen wir uns doch eines Auszuges aus demſelben enthalten, da es keineswegs unſere Abſicht ſein kann, tiefer in das altindiſche Recht einzugehen. Ebenſo haben wir eine Menge Anmerkungen, welche ſich aufdrängen müſſen, unterdrückt. So viel wird ſich mit Leichtigkeit erkennen laſſen, daß die hier mitgetheilten Geſetze, da, wo das Brahmaniſche Kaſtenweſen mit Entſchiedenheit herrſchte, vollſtändige Gültigkeit haben mochten. Es läßt ſich nicht verkennen, daß ſie mit ſicherer Conſequenz daraus hervortreten und aufs Innigſte unter einander zuſammenhängen. Als dieſes Geſetzbuch zuerſt ſchriftlich abgefaßt ward, was wol im 3. bis 2. Jahrh. v. Chr. geſchah, waren aber die darin herrſchenden Grundſätze mit ſtarrer Conſequenz wol nur noch in Canjacubdſcha und ſeiner Umgebung, wohin wir auch die Entſtehung deſſelben verſetzen zu dürfen glauben [31]), feſtgehalten. In dem übrigen Reiche war ſo vieles modificirt, daß auch die in dieſem Geſetzbuche zuſammengeſtellten und wol auch mit ſtarrer Conſequenz weiter gebildeten Herkommen und Geſetze überaus modificirt ſein mußten. Hatte doch Aſokas im ganzen indiſchen Reiche ſogar die Todesſtrafe abgeſchafft. Wenn es uns der Raum geſtattete, ſo würden wir theils aus einigen Überlieferungen bei den alten Schriftſtellern des Occidents, theils aus altindiſchen, ſowol Brahmaniſchen, als Buddhiſtiſchen, Schriften, theils endlich aus andern Quellen vielfach feſtſtellen können, wie und warum ſchon von der Zeit an, wo wir Indien etwas genauer kennen zu lernen beginnen, ſich Abweichungen von den Manugeſetzen, welche, wenngleich der Abfaſſung nach relativ jung, ihrem Inhalte nach doch ohne allen Zweifel die Grundlage des indiſchen Rechts bildeten, innerhalb des indiſchen Lebens geſtalteten und geſtalten mußten. Allein dieſe Aufgabe würde uns in zu umfaſſende Detailunterſuchungen führen. Ebenſo wenig iſt es uns erlaubt, die Weiterentwickelung des indiſchen Rechts in der ſpäteren Zeit bis zum Eindringen des Islams zu verfolgen, welches ſich jedoch als eine beiweitem weniger lohnende Mühe erweiſen würde. Durch das Eindringen des Islams wurde das altindiſche Recht — in Betracht des politiſchen und geographiſchen Verbandes — mit neuen Elementen verſetzt, aber, ſowie ſich dieſe religiös und verwandtſchaftlich verſchiedenen Völker faſt gar nicht amalgamirten, ſo blieben auch ihre Inſtitute, ſo weit dies nur irgend thunlich war, in fortgeſetzter Trennung. Daher iſt ſelbſt jetzt noch, wie Inder die große Überzahl der Bevölkerung Indiens bilden, ſo auch der Charakter des dort erhaltenen Rechts, weſentlich indiſch. Als ein Beiſpiel der Art, wie ſich das indiſche Recht, wenn es ungeſtört blieb, fortbildete, könnte ich hier wieder die Mittheilungen über das nepaliſche Recht benutzen. Doch begnüge ich mich, darauf zu verweiſen [32]). Die Engländer haben wohlweislich, indem ſie das Recht in ihren indiſchen Beſitzungen feſter zu ſtellen ſuchten, das einheimiſche, ſo weit ſie ſich davon unterrichten konnten, zu Grunde gelegt. Daß hier vielfach bei Stabilirung oder Anwendung von für heimiſch geltenden Geſetzen gefehlt werden mag, verſteht ſich von ſelbſt. Schon die fremden Sprachen, in welchen die hier einſchlagenden Schriften abgefaßt waren — Sanſkrit insbeſondere, in Beziehung auf das eigentlich indiſche Recht, Arabiſch für die Muhammedaner — mußten hierzu vielfach Veranlaſſung geben. Hierzu kam, daß, wo irgend ein bedeutenderes Intereſſe vorhanden war, die einheimiſchen Geſetzkundigen höchſt unzuverläſſig waren. Schon W. Jones ſchlug daher vor, aus den juriſtiſchen Werken der Inder eine Sammlung von Geſetzſtellen zu bilden, ähnlich den Digeſten des Juſtinian, und ihnen eine engliſche Überſetzung zur Seite zu ſtellen. Schon vorher hatte Halhed auf Warren Haſtings' Betrieb eine perſiſche Überſetzung des Vivadârn'avasêtu (Brücke über das Meer der Streitigkeiten) ins Engliſche übertragen [33]). Das Original beſteht, ähnlich wie die römiſchen Digeſten, aus authentiſchen Stellen, welche unter dem Namen der Schriftſteller angeführt werden. Dieſe werden nach hochgeachteten Scholiaſten, wo es Noth thut, interpretirt [34]). Allein dieſe Überſetzung aus der dritten Hand iſt höchſt ungenau [35]). Zu dieſer Übertragung kam ſpäter die von Manus' Geſetzbuch, deſſen Inhalt für die jetzige Zeit ſo gut wie gar nicht mehr paßt. Dann folgte das ſchon in der Anmerkung citirte Werk von Colebrooke, eine Überſetzung der Digeſten von Jagannatha Tarcapank'anana, welcher aber kein Juriſt, ſondern ein Grammatiker war; ſpäter wurden von demſelben zwei Tractate über Erbrecht übertragen [36]). Dieſe und noch wenige andere indiſche Rechtsſchriften ſind bis jetzt in Überſetzungen zugänglich; faſt noch geringer iſt die Anzahl der im Original edirten, und von dieſen ſind uns faſt gar keine zugänglich [37]). Die Zahl derſelben iſt aber überaus groß, und ſie ſind weſentlich verſchieden von einander. Es wird daher keine kleine Arbeit ſein, wenn die Engländer ihren Grundſatz,

30) Über das Erbrecht vgl. Gans, Erbrecht in welthiſtoriſcher Beziehung. 1. Vgl. auch Analysis of the Sri Lakshmi Narajana Nyâjâlankara Virak'ita Vjavastha Ratnamâlâ in Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 119. As. Journ. (Lond. 1831). V, 138. 1832. VII, 297. 31) Vgl. S. 74.

32) As. Res. XX, 123 fg. 33) A Code of Gentoo Laws or ordination of the Pundits from a Persian translation made from the original, written in the Sanscrit Language. Published by *Nathaniel Brasey Halhed* (Lond. 1771). 34) Vgl. A Digest of Hindu Law on Contracts and Successions translated by *H. T. Colebrooke* (Lond. 1801). Preface p. IX. 35) Vgl. Asiatic Journ. (Lond. 1828). T. XXVI. p. 157. 36) Vgl. *Adelung*, Bibliotheca Sanscrita. p. 166. 37) a. a. O. 160 fg.

Digitized by Google

die einheimiſchen Geſetze wenigſtens in privatrechtlichen Verhältniſſen feſtzuhalten, behaupten, und doch die Rechtsverwaltung von ſich abhängig behalten wollen, was natürlich nicht anders geſchehen kann, als durch vollſtändige Kenntniß der indiſchen Geſetze. Weſentlich verſchieden ſind in Beziehung auf die Rechtsautoritäten insbeſondere die Staaten des Südens von Indien vom Norden. Die Grenze bildet hier eine Linie von den Mündungen des Indus bis nach Ganja quer durch Indien. Die nördliche Schule iſt die von Gaud'a (Bengalen), die ſüdliche die von Dravida. Die wenigen bekannten Verſchiedenheiten hier hervorzuheben, würde zu weit führen [38]).

Daß die Engländer, welche ſich in Indien aufhalten, nach rein engliſchem Recht gerichtet werden, verſteht ſich wol von ſelbſt. Ebenſo iſt dieſes eingeſtandenermaßen auch nicht ohne Einfluß auf die Anwendung des indiſchen geblieben.

Wir haben nur noch einiges über die Kriegsverfaſſung hinzuzufügen. Wenn einſt die Kaſtenverfaſſung in ihrer Reinheit beſtand, ſo waren es natürlich die Kshatrijâs, welche das Heer bildeten. Zu den Zeiten, wo die Griechen Indien kennen lernten, herrſchten und hatten zwar ſchon Könige, welche ohne Zweifel nicht aus der Kſhatrijakaſte waren, geherrſcht, aber eine erbliche Abſcheidung des Kriegerſtandes von den übrigen Volkstheilen beſtand noch. Rein war dieſer jedoch ſchwerlich, und mit der Herrſchaft des Buddhismus unter Aſokas muß auf jeden Fall eine Zeit begonnen haben, in welcher das Kriegsheer aus allen Volksabtheilungen genommen ward. Da die Idee der erblichen Thätigkeit in Indien aber ſtets vorherrſchend blieb, ſo konnte ſich dadurch ein neuer Kriegerſtand bilden, wie wir ja ſelbſt in neueren Zeiten fanden, daß ſich ganze Völkerſchaften (z. B. die Jats) für Kſhatrijâs ausgeben, weil ſie kriegeriſch geſinnt ſind, während ſie ihrer eigentlichen Abſtammung nach zu den niedrigſten Kaſten gehören. Die Sitte, Vornehmere mit Land zu belehnen und ſie dafür zum Kriegsdienſt mit einer gewiſſen Anzahl von Leuten zu verpflichten, ſcheint in Indien ſchon ziemlich alt zu ſein, jedoch erſt zu der Zeit entſtanden, als ein erblicher Kriegerſtand — ſei er nun aus reinen Kſhatrijâs oder aus Abkömmlingen verſchiedener Kaſten, welche ſich dem Kriege widmeten und ihre Thätigkeit vererbten, zuſammengeſetzt geweſen — entweder ſehr zuſammengeſchmolzen, oder faſt ganz erloſchen war. Dieſes Feudalſyſtem leuchtet ſchon deutlich bei den Nachrichten über die râg'aputrâs (Radſchputen), beſonders in den weſtlichen Theilen von Rajaſthan [39]), in ſehr alter Zeit (um 1000 n. Chr. und weiter), durch, und herrſcht im Mahrattenlande [40]) und andern Gegenden Indiens [41]) vor.

Unter der Muhammedaniſchen Herrſchaft bildeten die fremden Eroberer das Heer; als dieſe verweichlichten, nahmen die Kaiſer die kriegeriſchen Afghanen, Mongolen u. ſ. w. in Dienſt, deren Führer ebenfalls Landaſſignationen erhielten. Von den Eingeborenen wurden im Allgemeinen wol nur diejenigen in den Heeren gebraucht, welche ſich unter ſtammverwandten Fürſten in einem gewiſſen Grade von Unabhängigkeit erhalten hatten, wie die unter Rag'putenhäuptlingen ſtehenden. Deren Fürſten zahlten einen Tribut und waren zur Heerfolge mit einer in dem Unterwerfungsvertrage beſtimmten Anzahl von Truppen verpflichtet.

Unter den Engländern beſteht das indiſche Heer — im Ganzen etwa 200,000 Mann — theils aus europäiſchen Truppen, theils aus Eingeborenen, sipahis, sepoys. Letztere erſcheinen zuerſt 1751 und haben ſich faſt bei allen Gelegenheiten mit einem Muth, einer Tapferkeit und Treue gegen die Engländer benommen, daß ſie ſie, wenigſtens bis jetzt, als eine Hauptſtütze ihrer Herrſchaft in Indien anſehen dürfen [42]). Zu dieſen beiden Hauptabtheilungen kommen Subſidientruppen der durch Verträge mit den Engländern verbundenen einheimiſchen Fürſten.

Die Waffen des altindiſchen Heeres waren insbeſondere Bogen und Pfeile — ſelbſt vergiftete, obgleich das Geſetzbuch des Manu dieſe, ſowie andere nicht ehrenvolle Waffen und jedes nicht ehrenhafte Verfahren im Kriege verbietet [43]) — Streitkolben, Keulen, Wurfdiskuſſe, Lanzen, Speere, Schwerter, die ſo ſchwer waren, daß ſie mit beiden Händen geführt werden mußten [44]), Schlingen, die man dem Feinde um den Nacken warf, und einige Andeutungen ſcheinen ſogar für ziemlich alten Gebrauch einer Art von Feuergewehren zu ſprechen [45]). Ein altindiſches Heer zerfiel in vier Abtheilungen, Fußgänger, Reiter, Elefanten und Wagen, und dieſe Eintheilung im Allgemeinen ſehen wir auch durch die Geſchichte des Alexandriniſchen Zuges beſtätigt. Allein das Zahlenverhältniß dieſer vier Abtheilungen, wie es die Theorie angibt, iſt ſo übertrieben, daß es ſchwerlich in der Wirklichkeit ſtattfand; auch findet es in den Angaben über Porus' Heer keine Beſtätigung. Die kleinſte Rotte wird eine patti genannt, und dieſe wird gebildet durch:

| | Infanteriſten | Cavaleriſten | Elefanten | Wagen. |
|---|---|---|---|---|
| | 5 | 3 | 1 | 1 |
| Eine Senamukhâ hat drei pattis . . . . . | 15 | 9 | 3 | 3 |
| „ Gulma „ „ Senamukhâ . . . | 45 | 27 | 9 | 9 |
| „ Gana „ „ Gulma . . . . . | 135 | 81 | 27 | 27 |
| „ Vahini „ „ Gana . . . . . | 405 | 243 | 81 | 81 |
| „ Pritana „ „ Vahini . . . . . | 1215 | 729 | 243 | 243 |
| „ Chamû „ „ Pritana . . . . . | 3645 | 2187 | 729 | 729 |
| „ Anikinî „ „ Chamû . . . . . | 10,935 | 6561 | 2187 | 2187 |

38) Vgl. As. Journ. a. a. O. 155 fg. 39) Vgl. As. Journ. (Lond. 1831). Vol. V. p. 40. *Tod* in ſeinen Annals of Rajasthan an vielen Stellen. 40) Vgl. Ritter, Aſien. IV, 2, 386. 415. 41) Lehenweſen in Oriſſa, ebend. IV, 2, 560; in Cutch, ebend. 1073 und anderes Feudaliſtiſche in Journ. of Beng. 1838. June. p. 469. 42) Vgl. *Montg. Martin.* Hist. of the british Colonies. I, 282 fg. 43) *Mânavadh.* VII, 90 fg. Vgl. *Schlegel* zu Ramaj. I, 2, 262. 44) von Bohlen, Das alte Indien. II, 62. 45) Vgl. a. a. O. fg.

Dieſe letzte Zahl ſoll ein vollſtändiges Heer bilden, gilt aber erſt dann für eine große Armee, akshauhini, wenn ſie verzehnfacht wird, alſo aus 109,350 Infanteriſten, 65,610 Reiterei, 21,870 Elefanten und 21,870 Wagen beſteht. In den Nalus ſehen wir ſchon ein ganz anderes Verhältniß, nämlich einen Wagen, 16 Elefanten, 50 Reiter, 600 Fußtruppen[46]). Auf dem Rücken der Elefanten befand ſich ein Thurm (kakshu), in welchem eine gewiſſe Anzahl Kämpfer ſtationirt waren. Wie viel dieſe gewöhnlich im Alterthume waren, iſt noch nicht genau zu ermitteln; in bekannteren Zeiten ſind es nur drei bis vier, außer dem Führer. Die Elefanten waren mit Fähnchen geſchmückt. Die Wagen ſind, Bildwerken nach zu urtheilen, denen der Homeriſchen Helden ſehr ähnlich; auch ſie hatten Fahnen zum Schmuck; ebenſo die Lanzen der Reiter. Das Heer hatte ein Hauptpanner, welches die Anführer ſelbſt trugen. Mit Pauken und Cymbeln zog man in die Schlacht. Das Signal zum Anfang derſelben wurde mit einer Muſcheltrompete gegeben. Die Schlachtordnung richtete ſich natürlich nach dem Terrain und andern ſtrategiſchen Verhältniſſen; denn eine nicht unbedeutende — man möchte faſt meinen — ſtationair gewordene Taktik zeigt die Schlacht des Porus gegen Alexander und zerſtreute Angaben in den indiſchen Schriften. Das feindliche Verfahren im Kriege ſcheint bei den alten Indern ſehr mild und durch ein Kriegsrecht feſt geordnet geweſen zu ſein. Des Landmanns Felder wurden von den kriegführenden Heeren, wie die occidentaliſchen Schriftſteller berichten, nicht beläſtigt, wogegen jedoch die in dem ſonſt in dieſer Beziehung ſo milden Geſetzbuche des Manus gegebene Verfügung ſpricht, wonach das Kriegsheer angewieſen wird, das feindliche Land zu verwüſten[47]), als ein Mittel, den Krieg ſchnell zu beenden. Daſſelbe ſchreibt vor, daß in einem eroberten Lande der Volksglaube und ſeine Götter geachtet, und eine ausgedehnte Amneſtie erlaſſen werden ſoll. Die Landesgeſetze ſollen als fortdauernd gültig anerkannt werden u. ſ. w.[48]).

Daß die alten Inder armirte Flotten unterhalten hätten, davon finden ſich im Allgemeinen bis jetzt keine Spuren. Blos im Peng'ab wird unter Alexander dem Großen eine Schiffsſchlacht auf dem Indus erwähnt. Zur Zeit, wo die Portugieſen mit den Indern auf der Küſte Malabar kämpfen, finden wir dagegen eine Menge zum Kriege dienender Schiffe. Unter der Muhammedaniſchen Herrſchaft in Indien finden wir auch im Allgemeinen keine Marine.

Die Verfaſſung der britiſchen Land- und Seemacht in Indien iſt ganz auf europäiſchen Fuß organiſirt. Die letztere iſt ſehr unbedeutend. Die Landarmee betrug 1833 31,044 der europäiſchen Abtheilung und 155,074 der einheimiſchen, im Ganzen 186,118. Die Koſten derſelben betrugen 7,129,396 Pf. St. Die Marine beſtand aus einer Fregatte, vier Schiffen von 18 Kanonen, ſechs Corvetten und Briggs von zehn Kanonen, zwei armirten Dampfſchiffen und einigen kleineren Booten. Die Koſten der Marine betrugen 211,128 Pf. St.[49]).

46) Nal. 26, 2. 47) *Mânavadh.* VII, 195. 48) a. a. O. VII, 201 fg. 49) *Montgomery Martin* a. a. O. 319. 320.

7) Charakter, Sitten und Gebräuche, Kleidung u. ſ. w. Indien iſt faſt ſo groß wie Europa. Die Bevölkerung deſſelben iſt aus Maſſen zuſammengeſetzt, welche urſprünglich beiweitem mehr ſtammverſchieden ſind, als mit Ausnahme der Türken die ganze Einwohnerſchaft in Europa. Dieſe Maſſe wird durch höchſt verſchiedenartige Naturumgebungen differenziirt; durch Geſchichte u. ſ. w.; kurz alles, was den Charakter der Bewohner eines großen Flächenraums urſprünglich beſtimmt, und im Laufe der Zeiten zu ändern fähig iſt, iſt in Indien in dem größtmöglichen Verhältniß eingetreten. Es läßt ſich daher leicht ermeſſen, daß die Maſſe der verſchiedenartigen Charaktere von einzelnen und Geſammtheiten in Indien ebenſo groß, wenn nicht größer ſein werde, als in irgend einem ebenſo beträchtlichen Theile der Erde, und daß es daher kein geringes Wagniß iſt, dieſe Differenzen auf einige Grundzüge zu reduciren. Die Superiorität, welche jedoch einſt und für eine gewiß ſehr lange Zeit das eigentliche Sanſkritvolk in und über ganz Indien errang, brachte in dieſe Differenzen einige Homogeneïtät, und obgleich der politiſche Sturz derſelben und die eintretenden Fremdherrſchaften und Vermiſchungen manches modificirt haben müſſen, ſo ſcheint dennoch die intenſive Kraft des ſanſkritiſchen Weſens im Kern der Hindus die einſt gewonnene Superiorität bis auf den heutigen Tag behauptet zu haben.

Die occidentaliſchen Alten, welche einen ſehr großen Theil von Indien ſehr genau und zur Zeit der Blüthe indiſcher Herrſchaft kennen lernten, fanden die guten Eigenſchaften der Inder hervorſtechend. Die hohe Achtung vor Weisheit, Gerechtigkeit[50]), ihre Wahrheitsliebe, ihre Tugendhaftigkeit wiſſen ſie nicht genug hervorzuheben. Diejenigen, mit welchen ſie kriegeriſch zuſammentrafen, erkennen ſie als muthig und kriegskundig an. Die große Liebe zu wiſſenſchaftlicher Erkenntniß zeigt ſich ſowol in ihrer alten Literatur, als in ihren, geiſtig überaus freien, religiöſen Entwickelungen. Ihre, ſich bis auf die Thiere erſtreckende, Milde, Wohlwollen gegen Menſchen — inſofern nicht die Kaſtenſcheidung mit ihren Vorurtheilen entgegentrat — zeigt ſich in einer Menge Inſtituten, welche wir ſchon im höchſten Alterthume fanden. Duldung gegen Andersdenkende war ein Grundzug des indiſchen Charakters, und iſt nur durch den Kampf des Brahmathums und Buddhismus für eine ziemlich lange Zeit aufgehoben geweſen. Die Inder ſind zwar zu allen Zeiten, wie es ſcheint, eines religiöſen Fanatismus fähig geweſen, aber doch nur, wenn es die Vertheidigung ihres Glaubens galt, nie, ſo weit wir ihre Geſchichte kennen, verfuhren ſie angreifend gegen fremde Religionen. Wie es eigentlich kam, daß der Buddhismus ſo blutig verfolgt ward, liegt noch im Dunkeln; es muß mancherlei dazu gewirkt haben, daß es den Brahmanen gelang, den ſonſt ſo duldſamen Geiſt der Bevölkerung gegen die Buddhiſten aufzuregen. Sinnlichkeit in der Liebe ſcheint ſchon in ſehr alten Zeiten die ſonſt hervorſtechende Mäßigung

50) von Bohlen, Das alte Indien. 1, 51. Vgl. Ctes. Ind. 8. (ed. Lion).

Digitized by Google

der Inder in Bezug auf ſinnliche Genüſſe gebrochen zu haben. Mit ihr hängen die wollüſtigen Entwickelungen mancher Culte zuſammen, und aus dieſen oder mit dieſen zugleich entfalteten ſich die Grauſamkeiten und blutdürſtigen Triebe, welche ſich denſelben vielfach einmiſchten. Weichlichkeit konnte in Folge des zu ſehr erſchlaffenden Klima's in vielen Gegenden nicht ausbleiben, und mochte wol Charakter der Bevölkerung von Mittelindien insbeſondere ſchon ſeit alter Zeit ſein [51]). Abulfadhl, ein um ſo unparteiiſcherer Beobachter der Inder, da er, als Muhammedaner, gegen ihre Religion ſehr eingenommen iſt, ſchildert ſie (im 16. Jahrh.) als „religiös, geſellig und heiter, freundlich gegen Fremdlinge, ſtolz auf Kenntniſſe, ſtreng gegen ſich ſelbſt, thätig im Arbeiten, Anhänger der Wahrheit und von unbegrenzter Treue in allen ihren Unterhandlungen" [52]). In neueren Zeiten ſind eine Menge ſehr harter Urtheile gegen ſie laut geworden. Es mag nun vielleicht im Allgemeinen zuzugeſtehen ſein, daß die lange Fremdherrſchaft, der grauenhafte Despotismus der fremden und dieſe nachahmenden einheimiſchen Herrſcher ſehr nachtheilig auf den indiſchen Charakter wirkte, indem er die, ohnedies ihrer Stellung nach zur Corruption geneigten, Brahmanen und andere Großen zunächſt verdarb — allein beachtenswerth iſt dennoch, daß dieſe harten Urtheile größtentheils von Miſſionairen, welche für ihre Lehre nicht den erwarteten Anklang fanden, oder ſolche, die nur ſehr oberflächlich mit Indien bekannt geworden ſind, ausgingen, während die Urtheile derjenigen, welche lange Zeit in Indien zugebracht haben und durch Sprachkenntniſſe und andere Mittel zur Beurtheilung ihres Charakters hinlänglich vorbereitet ſind, überaus günſtig lauten [53]). Haſtings ſagt unter andern [54]): „Die Inder ſind edel, wohlwollend, eher zur Dankbarkeit für erwieſene Freundlichkeit, als zur Rache für empfangene Übelthaten geneigt, und ſo frei von den ſchlechteſten Neigungen menſchlicher Leidenſchaft, als irgend ein Volk auf dem Erdkreiſe; ſie ſind treu und zugethan ihrer Herrſchaft und unterwürfig gegen geſetzliche Autorität. Sie ſind zwar abergläubiſch, aber denken nicht ſchlechter von den Engländern, weil ſie nicht ihres Glaubens ſind. Sie haben Fehler, aber nur allgemeine; ſie ſind im Ganzen mäßig, und beſonders im Trinken." In Bezug auf Verbrechen ergibt ſich die Zuſammenſtellung der in England und Indien vor Gericht oder zur Verurtheilung gekommenen als überaus günſtig für Indien. Die Vergleichung ergab in einem Jahre einen verhältnißmäßigen Überſchuß von 1068 Unterſuchungen und 1768 Verurtheilungen zu Gunſten Indiens [55]).

Die geiſtigen Eigenthümlichkeiten der Inder betreffend, ſo iſt eine ins Ungeheuere, ins Ungethüme ausſchweifende Phantaſie, mit einem tief eindringenden Verſtande gepaart. Jene gibt ſich ſowol in ihrer Poeſie als bildenden Kunſt, dieſe in ihren philoſophiſchen und mathematiſchen Arbeiten insbeſondere zu erkennen. Was ihnen aber entſchieden fehlt, iſt Schwung; allen ihren geiſtigen Beſtrebungen klebt eine gewiſſe Schwäche an, es fehlt ihnen an männlicher Kraft. Sie ſind tief, zart, ſinnig, aber niemals männlich. Durch Maſſe und Übertreibung ſuchen ſie in ihren Poeſien die intenſive Kraft zu erſetzen, aber ſelbſt dem ungeübten Auge zeigt eben dies Beſtreben den wahren Mangel.

Die Sitten und Gebräuche ſind natürlich in einem ſo großen Lande höchſt verſchiedenartig. Wir beſchränken uns natürlich darauf, einige auf die Hauptmomente des Lebens bezügliche hervorzuheben. Sobald ein Kind eines Brahmanen geboren wird, wird jede zur Feſtſetzung des Moments ſeiner Geburt dienliche Zeitbeſtimmung angemerkt [56]); alle im Hauſe ſind von da an bis zum zehnten Tage unrein. An dieſem wird das Haus feierlich durch einen Prieſter gereinigt; nur die Frau bleibt bis zum Ende eines Monats unrein; während dieſer Zeit darf ſie mit Niemand Communication haben. Am zwölften Tage erhält das Kind unter Opfern und andern Feierlichkeiten einen glücklichen Namen. Iſt das Kind ſechs Monate alt, ſo erhält es feierlich und ebenfalls unter Feſtlichkeiten die erſte conſiſtentere Nahrung. Im dritten Jahre werden dem Kinde unter großen Feierlichkeiten die Haare bis auf eine Scheitellocke abraſirt. Das Kind bleibt nun unter Aufſicht ſeiner Mutter, bis die Zeit kommt, wo man es reif hält, die Brahmaniſche Schnur zu empfangen, welches jetzt gewöhnlich zwiſchen dem fünften und neunten Jahre geſchieht. Auch dieſes geſchieht unter großen Feſtlichkeiten und die Inder halten es für verdienſtlich, durch Almoſen und Beiſteuern einen Vater in den Stand zu ſetzen, die Einweihung ſeines Sohnes, wodurch er brahmak'âri wird, ſo koſtbar als möglich zu begehen. Dieſes Feſt dauert vier Tage, und jeden Tag muß man neue Töpfe gebrauchen; denn die einmal gebrauchten müſſen bei dieſer und der Heirathsceremonie zerbrochen werden. Da mit dieſer Lebensſtufe des Knaben religiöſe Studien beginnen, ſo wird mit einem dem Gott der Wiſſenſchaften, Vighneçvara, dargebrachten Opfer die Feier eröffnet. Die Einzelnheiten derſelben durchzugehen, würde zu weit führen. Die Thätigkeit des brahmak'âri iſt natürlich, je nach dem Willen der Ältern und den Unterrichtsmitteln, ſehr verſchieden. In älteren Zeiten ward ſie im Studium des Sanſkrits hingebracht, und jetzt wird ſie noch vielfach nicht blos zur Erlangung der Kenntniß von dieſem und den darin geſchriebenen Schriften, ſondern auch zur Erlernung der andern in Indien vorkommenden Sprachen benutzt, insbeſondere des Tamuliſchen, Perſiſchen, Hinduſtaniſchen, Bengaliſchen, der genauen Durchdringung der Volksſprache des Heimathslandes und des Engliſchen verwandt. Es wird in jetziger Zeit Niemand in Indien zu den höher Gebildeten gerechnet, der nicht dieſe Sprachen verſteht, und die Leichtigkeit, mit

51) Vgl. chineſiſche Berichte in Journ. of Beng. 1837. January. p. 67. 52) von Bohlen a. a. O. 53) Vgl. Kennedy und die von ihm angeführten Zeugniſſe in Transactions of the Litterary Society of Bombay. III, 117 fg. 54) a. a. O. 166. 55) a. a. O. 133. Vgl. auch *Montgomery Martin*, Condition of the Anglo-Eastern Empire. p. 340. 478 fg. As. Journ. 1831. IV, 147. 1832. VII, 378.

56) Vgl. *Dubois*, Moeurs etc. I, 210.



Digitized by Google

welcher Inder ſich fremde Sprachen erwerben, macht ſie fähig, ſich faſt aller, als wären ſie ihre Mutterſprache, zu bedienen.

Der wichtigſte Moment im Leben des Inders iſt die Ehe. Die Sorge für Nachkommenſchaft iſt religiöſe Pflicht; denn durch die Todtenopfer, welche ein Sohn darbringt, wird der Vater gereinigt, und es gilt daher ſeit den älteſten Zeiten einem Inder für das höchſte Unglück, keine Kinder zu haben. Der Buddhismus lehnte ſich auch gegen dieſe Anſicht auf, indem er das Cälibat predigte, und einige Aſketen halten daher auch dieſes für nothwendig, um zur Beſiegung ſeiner ſelbſt zu gelangen. Allein beim Volke hat die naturgemäßere Anſicht die Oberhand behauptet. Die alte Sitte ſcheint in Indien Monogamie etablirt gehabt zu haben. So haben alle Götter nur eine Frau. Sorge für Nachkommenſchaft und der reizbare Einfluß des Klima's führte ſchon früh zur Polygamie. Doch waren und ſind ſelbſt die indiſchen Großen und Könige hierin mäßiger, als der weſtlichere Orient. Die ſyſtematiſchen Beſtimmungen des Mânavadharmaçâſtram [57]) fanden für das Leben ſchwerlich Anwendung. Die Könige hatten mehre rechtmäßige Frauen — z. B. Daçaratha im Râmajana drei, Râma dagegen nur eine — und eine Menge Dienerinnen. Jetzt hat ein Raja fünf rechtmäßige Frauen gewöhnlich; Leute aus niederem Rang gewöhnlich nur eine rechtmäßige und daneben Concubinen, deren Kinder für Baſtarde gelten [58]). Die Polyandrie bei den Naïren auf Malabar iſt ſchon im Allgemeinen erwähnt. Dieſe nehmen im zehnten Jahre eine Frau, welche aber bei ihren Ältern und nach deren Tode bei ihren Brüdern bleibt. Sie dürfen mit jedem Manne aus ihrer oder einer höheren Kaſte Umgang haben, und es iſt ihr Ruhm und Stolz, viel Umgang mit Brahmanen, Rajas oder andern Männern von höherem Range zu pflegen. Während der Zeit dieſes temporären Umgangs hängt der Begünſtigte ſeine Waffen über das Hausthor, um jeden Mitbewerber abzuhalten. Das Kind kennt daher ſeinen Vater nicht, und die Mutter beſtimmt dieſen; er hat alsdann deſſen Erziehung zu übernehmen. Hat die Frau mit einem Manne aus niederer Kaſte Umgang, ſo wird ſie aus ihrer Kaſte geſtoßen. Der Naïe, welcher mit einer Frau aus niederer Kaſte Umgang hat, wird zum Tode verurtheilt, dieſe Frau als Sklavin verkauft; hat er mit ſeiner eigenen Sklavin Umgang, ſo werden beide hingerichtet. Da Niemand ſeine Kinder kennt, ſo ſind ſeine natürlichen Erben ſeine Schweſterkinder; die Naïren bleiben bei ihrer Mutter, ſtirbt dieſe, ſo führen ihre Schweſtern ihren Haushalt [59]). Eine etwas modificirte Polyandrie findet ſich auch bei den Tudas und anderen kleinen Beſtandtheilen der Bewohnerſchaft Indiens [60]). Eine Spur derſelben findet ſich auch in der Zulaſſung der Leviratsehe im Mânavadharmaçâſtram und in der ebendaſelbſt ausgeſprochenen Anſicht, daß, wenn einer von mehren Brüdern einen Sohn habe, alle angeſehen werden, als hätten ſie einen Nachkommen; ſo haben denn auch im Mahabharata die fünf Pandavas nur eine Frau.

Die gewöhnliche Zeit, in welcher die Inder heirathen, iſt 16 Jahre für den Mann, 8 für die Frau. Letztere wird im Allgemeinen ſchon früher verlobt, und die Hochzeit, ſobald ſie heirathsfähig iſt, vollzogen [61]). Bei den Sudras geſchieht dies häufig ſpäter. Der Bräutigam ſchenkt ſeinem Schwiegervater ein Joch Ochſen; andere Geſchenke durfte dieſer nicht annehmen, damit es nicht ſcheine, als habe er ſeine Tochter verkauft. Ärmere erwerben ihre Frau durch Dienſte bei deren Vater. Die Zeit eines ſolchen Frauendienſtes iſt ſieben Jahre. Die ehrenvollſte Hochzeit iſt jetzt, wenn die Ältern der Frau nicht allein keine Geſchenke vom Bräutigam nehmen, ſondern ſogar ihm und ſeinen Ältern deren machen, und die ziemlich bedeutenden Hochzeitskoſten tragen; die zweite Art iſt, wo die beiderſeitigen Ältern die Koſten theilen; die dritte, nur bei ärmeren ſtattfindende, iſt, wo die Ältern des Bräutigams die Koſten tragen müſſen, und dieſer noch eine Summe für ſeine Frau zahlt; dieſer Verkauf iſt jetzt ſehr häufig. Die vierte entehrende iſt, wenn die Ältern der Braut dieſe ganz der Discretion des Bräutigams überliefern. Wenn die Ältern eines jungen Mannes beſchloſſen haben, ein Mädchen für ihn zur Ehe zu fodern, ſo machen ſie ſich feierlich mit Geſchenken auf den Weg, wobei ſie eine Menge Vorbedeutungen beobachten. Letzteres thun auch die Ältern des Mädchens. Treten keine ungünſtigen ein, ſo werden die Geſchenke der Braut gegeben, und bei einem Feſte unter religiöſen Ceremonien vom Hausprieſter der Hochzeitstag beſtimmt. Deſſen Feier dauert jetzt fünf Tage, und iſt mit einer Menge Ceremonien verbunden [62]). Die Hauptſache iſt die Ergreifung der Hand. Eine bloße Concubine faßte man bei dieſer Gelegenheit an der linken Hand [63]). Bei den Sudras ſind die Ceremonien etwas beſchränkter. Iſt die Hochzeit vorüber, ſo wird die Frau zu ihren Ältern zurückgebracht, wo ſie dann bleibt, bis ſie heirathsfähig iſt. Dieſer Zeitpunkt iſt alsdann Veranlaſſung zu neuen Ceremonien und Feſten. Die acht Arten der Entſtehung der Ehe, welche das Mânavadharmaçâſtram kennt, ſind ſchon beiläufig erwähnt worden. Die erſte, welche Brâhma genannt wird, beſteht darin, daß die Tochter einem Vedenkundigen, nachdem ihn der Vater geehrt, mit gewöhnlichem Kleide übergeben wird; 2) bei der Daivo iſt dieſe reich geſchmückt, und Opfer werden dargebracht; 3) ârsha heißt die Form, wo der Vater ein Joch Ochſen vor Übergabe der Tochter empfängt; 4) prâg'âpatja heißt die, wo der Vater die Tochter dem Bräutigam mit den Wor-

57) Vgl. *Kalthoff*, Jus matrimonii. p. 18. Der Brahmane darf vier Frauen, eine aus jeder Kaſte, der Kſhatrija eine aus ſeiner und zwei aus den beiden niedern, der Vaiſja zwei und der Sudra eine heirathen: aus ſeiner eigenen Kaſte konnte man mehre nehmen. 58) *Dubois*, Moeurs etc. I, 287. 288. 59) Ritter, Aſien. IV, 1, 939. 60) a. a. O. 1036.

61) von Bohlen II, 147 und *Dubois* I, 293 fg. 62) Vgl. *Dubois* I, 300. *Colebrooke* in As. Res. VII, 288 fg. On the Religious Ceremonies of the Hindus. (*Crawfurd*), Sketches of the Hindus. II, 8. *Wilson*, Specimen of the Theatre of the Hindus. I, 18. II, 125. 63) von Bohlen II, 149.

ten übergibt: Beide ſollen zuſammen im Recht wandeln; 5) Âsura, wenn der Bräutigam und ſeine Verwandten eine Menge Geſchenke geben mußten; 6) Gândharva, wo ſich die jungen Leute blos aus Liebe mit einander verbinden; 7) Rakshasa, wo der Bräutigam ſich durch Mord der Verwandten des Mädchens bemächtigt und dann die Ehe feierlich vollzieht; 8) paiçâk'a, in Folge von Nothzucht. Hierzu kommt noch eine neunte Art, welche in den indiſchen Poeſien häufig erwähnt wird, die Selbſtwahl (svajamvara) der Braut. Das Mânavadharmaçâſtram erlaubt ſie jedem Mädchen, wenn ſie drei Jahre, nachdem ſie heirathsfähig geworden iſt, noch nicht von ihren Ältern ausgegeben ward [64]).

Das Leben der Frauen, ſowol der verheiratheten, als der unverheiratheten, war in den älteren Zeiten, den poetiſchen Werken der Inder nach zu urtheilen, keineswegs ſo beſchränkt, wie im übrigen Oriente; in den Hainen lernen ſich Mädchen und Jünglinge kennen (im Drama Malatimadhava); in Ajodhja (Oude) gehen Jungfrauen Abends ſpazieren; Frauen beſuchen ohne Schleier die Tempel u. ſ. w. In Rückſicht auf den Mann — insbeſondere, wenn dies ein Brahmane war — mußte die Frau durch ihr ganzes Betragen und eine Menge Ceremonien ihre Unterwürfigkeit gegen ihn beweiſen; ſie küſſen ihm, was den Chineſen auffiel [65]), die Füße, umarmen ſeine Knie u. ſ. w., aber in allen indiſchen Poeſien tritt auch andererſeits eine hohe Liebe und Achtung des Mannes gegen ſeine Frau hervor; ſowie denn die Frauen öffentlich von jedem mit der größten Rückſicht behandelt werden [66]). Die Erziehung der Frauen muß, wo ſie ſo früh verheirathet werden, natürlich ſehr mangelhaft ſein. Doch erſcheinen in den indiſchen Poeſien Frauencharaktere, welche zeigen, daß in älteren Zeiten mehr Sorgfalt auf ſie verwendet wurde. Frauen, wie Damajanti, Sita und viele andere, konnten nicht geſchildert werden, wo ſich nicht im Leben Vorbilder der Art fanden. Jedoch ſcheint ſelbſt damals nur den Töchtern ſehr Vornehmer, obgleich ſie zu Hausfrauen beſtimmt waren, eine höhere Bildung zu Theil geworden zu ſein. Von Frauen niederer Claſſe empfingen nur die eine höhere Bildung, welche ſich dem Hetärenſtande beſtimmten. Dieſe finden wir in den Dramen mit allen Künſten, welche verlocken und verführen können, und mit einer Geiſtesentwickelung ausgeſtattet, welche die der Hausfrauen weit überragt. Hetäreninſtitute ſelbſt, mit einer Vorſteherin, welche in Achtung ſteht, finden wir ſchon in ſehr alter Zeit [67]), und Megaſthenes weiß, daß man ſich der Hetären als Spione bediente [68]). Dieſe ſorgfältige Erziehung und Ausbildung der geiſtigen Reize der Frauen wird noch jetzt bei den Götterdienerinnen angewendet.

Die von den Muhammedanern eingeführten Sitten haben, jedoch mehr auf die Vornehmeren, und ſelbſt da nur, wo die Muhammedaniſche Bevölkerung vorherrſchend iſt, den Einfluß gehabt, daß manche die Frauen beſchränkende Gebräuche auch bei ihnen Eingang fanden. Ihr Einfluß im Hauſe hat darunter jedoch nicht gelitten [69]). Wenn eine verheirathete Frau zum erſten Male ſchwanger iſt, ſo geht ſie in das Haus ihrer Ältern, im ſiebenten Monat, um dort niederzukommen [70]).

Die Todten werden gewöhnlich bei den Indern verbrannt, nur bei wenigen Völkerſchaften, oder Sekten, und ſonſt in einzelnen Fällen, iſt das Begraben, Ausſetzen, ins Waſſer Werfen, Sitte. Grabdenkmäler waren im Allgemeinen ſchon ſeit den älteſten Zeiten nicht Sitte [71]). Die hierbei waltenden Gebräuche ſind je nach der Sekte, Kaſte u. ſ. w., vielfach verſchieden [72]). Bei den Buddhiſten, welche die Reliquien ihrer Heiligen verehrten — daher auch eine Art Cupolas (stûpas, Topen) über ſie erbauten — hatte ſich ſchon in alter Zeit das Einbalſamiren todter Körper, jedoch gewiß nur für ſehr heilig geltender, feſtgeſetzt [73]). Die Sitte, ſich ſelbſt zu verbrennen, wenn man ein hohes Alter erreicht hat, wird ſchon oft als bei den Indern beſtehend von den occidentaliſchen Schriftſtellern im Alterthume erwähnt [74]), und obgleich Selbſtmord ſonſt den Indern vom religiöſen Geſetz unterſagt iſt, iſt doch dieſe Art deſſelben geſtattet. Später kam auch der Tod durch Waſſer als heilig hinzu. Man ſucht ihn am Zuſammenfluſſe der Jamuna und der Ganga. In den neueſten Zeiten werden auch andere Arten von Selbſtmord — Herabſtürzen von Felſen zu Ehren einer Gottheit, ſich von deren Wagen rädern zu laſſen ꝛc. — für heilig gehalten. Schon den Alten war auch die indiſche Sitte bekannt, daß ſich die Frauen beim Tode ihrer Männer auf dem Scheiterhaufen derſelben mit verbrennen ließen. Es fodert ſie kein Geſetz, ſondern ſie muß ganz freiwillig geſchehen. Dennoch finden ſich ſehr viele Beiſpiele dieſer Sitte bis auf die neueſte Zeit, und ſo viel auch die Engländer danach ſtreben, ſie auszurotten, ſo wird dies doch nur mit großer Schwierigkeit gelingen. Viel mag dazu der freudloſe und kummervolle Stand einer indiſchen Witwe beitragen; denn eine ſolche durfte nicht wieder heirathen (obgleich einige Beiſpiele davon erwähnt werden) [75]), ſtand unter ihrem Sohne und in tiefer Verachtung, während die satî (die Gute, das heißt eine ſolche, die ſich mit verbrennen laſſen wollte) die kurze Zeit zwiſchen ihrem Entſchluſſe und Ausführung deſſelben aufs Höchſte gefeiert ward, und ihrer ganzen Familie Ehre brachte [76]).

Die Dienerſchaft eines Hauſes beſteht zu der Zeit, wo die indiſchen Dramen abgefaßt ſind, aus Freien und Leibeigenen. Eigentliche Sklaven hat es, wie Megaſthe-

64) Vgl. *Kalthoff*, Jus matrimonii. p. 60. 65) Journ. of Beng. 1837. January. p. 66. 66) *Dubois*, Moeurs etc. I, 480 fg. 67) *Mahavanso* by *Turnour*, Introd. XXXVII. 68) *Strab*. XV, 48.

69) Transactions of the litterary Society of Bombay. III, 169. 70) *Dubois*, Moeurs etc. I, 478. 71) von Bohlen II, 178. 72) *Dubois*, Moeurs etc. II, 202 fg. As. Res. VII, 241. *Crawfurd*, Sketches. II, 14. 73) von Bohlen II, 182. 74) Ebend. II, 186. 75) von Bohlen a. a. O. II, 157. 76) von Bohlen II, 156. *Diodor*. XVII, 91. XIX, 33. *Strab*. XV, 62. As. Journ. 1826. (T. XXI.) 347. T. XXII, 636. 1837. T. XXIII, 356. 621. *Crawfurd*, Sketches. 15 fg. As. Res. IV, 209 fg. *Crawfurd* II, 20 fg.



Digitized by Google

nes berichtet [77]), bei den Indern nicht gegeben. Die Leibeigenen waren durch Kauf, Schulden, Verbrechen oder Kriegsgefangenſchaft in Jemandes Gewalt gerathen [78]). Jetzt iſt erbliche Sklaverei, wie ſchon bemerkt, in vielen Gegenden Indiens ſehr verbreitet. Sowol in den dramatiſchen Gedichten, als jetzt noch im Leben, iſt die Behandlung der Dienerſchaft eine äußerſt milde, ſodaß ſie faſt wie verwandtſchaftliche Glieder der Familie betrachtet werden, natürlich ſtets mit mehr oder minderer Rückſicht auf die Kaſtenunterſchiede. Wenn ſich eine Frau mit ihrem Manne verbrennen läßt, folgen ihr nicht ſelten auch Dienerinnen in die Flammen.

Geſtalt, Farbe und Phyſiognomie der Bevölkerung Indiens iſt überaus verſchiedenartig. Unter den Rajputen und Bergbewohnern des Nordens findet man Leute von gigantiſchem Körperbau. In den Thälern ſind die Bewohner kleiner und zarter. Ihre Geſtalt iſt im Allgemeinen beweglich, angenehm und zur Ausdauer von Beſchwerden geſchickt. Die Farbe variirt von einer dunkeln olivenfarbigen, faſt ſchwarzem Teint, bis zu einem hellen, durchſichtigen, ſchönen Braun; ihr Geſicht zeigt ſelten Spuren der in ihnen ſich regenden Leidenſchaften. Die Form des Geſichts iſt oval; die Stirn mäßig breit und hoch; Augen und Haar ſchwarz; Augenbrauen fein gezogen; Naſe und Mund europäiſch; der Blick iſt ruhig, ſanft und einnehmend. Die Frauen, welche zurückgezogen leben, ſind oft überaus ſchön, zart und graziös gebaut; die Glieder rund; die Züge ſanft; Augen ſchwarz und ſchmachtend; Haar fein und lang; die Haut ſehr weich. Die ſchönſten ſind die aus der Brahmanenkaſte. Das Geſicht iſt das feinſte Oval, die Naſe lang und gerade; die Lippen ſtark geröthet; die obere ſanft gebogen; Mund klein; das Kinn rund und häufig mit einem Grübchen. Die Augen, beſchattet von langen Augenwimpern, ſind begrenzt von zart gewölbten Augenbrauen, voll, ſchwarz, feurig, aber weder laſciv, noch frech [79]). Montgomery Martin hat eine bedeutende Sammlung von Schädeln der Bewohner Indiens dem Muſeum in Calcutta geſchenkt [80]).

Die Kleidung [81]) der alten Inder beſtand gewöhnlich aus baumwollenen Gewändern oder aus Leinwand. Die Vornehmeren trugen auch Seidenſtoffe. Sie wurde durch ein fein muſſelinenes Untergewand, welches bis auf die Knie oder Knöchel reichte, und ein baumwollenes Oberkleid, welches über die linke Schulter geworfen und unter der rechten zugebunden war, gebildet. Ein gewöhnlich reichgeſchmückter Gürtel hielt ſie zuſammen. Die Füße waren von Schuhen oder Sandalen bedeckt, aber ſo, daß die Fußzehen ſichtbar waren. Dieſen wurden, wie an den Fingern, die Nägel röthlich gefärbt. Ein ſehr mannichfaltiger Schmuck, insbeſondere von Knöchel- und Armſpangen aus Gold, Schildpat, Elfenbein mit kleinen Glocken, die bei jeder Bewegung tönten, zierte ſie. Ohrringe mit Edelſteinen, Halsketten, wohlriechende Salben, vervollſtändigten die Toilette, ſowol der Frauen, als der vornehmeren Männer. Letztere färbten und ſalbten den Bart, oft auch das Haupthaar, welches mit einer turbanartigen muſſelinenen Binde zuſammengehalten war. Die Brahmanen ſchoren gewöhnlich den ganzen Kopf bis auf eine Locke; die Krieger trugen vier bis fünf Locken auf jeder Seite (kâkapaksha); die übrigen wurden ebenfalls abgeſchoren. Bei den Frauen war das Haar natürlich der Hauptſchmuck; in einer langen Flechte, mit Perlen und Juwelen verziert, hing es über die Schultern hinab. Jungfrauen waren daran kenntlich, daß ſie die Haare auf der Stirn in einen Knoten zuſammenbanden; Hetären ließen ſie in Locken um den Nacken wallen, kräuſelten ſie und durchflochten ſie mit Blumen. Zum Zeichen des Schmerzes löſen die Frauen die Flechten auf. Schleier erſcheinen als Putz der vornehmen Frauen, wurden aber ohne Anſtand zurückgeſchlagen. Die Bruſtwarzen werden roth gemalt; duftende Eſſenzen im Buſen getragen; die Brauen und Augenlider mit Spießglanz gefärbt, um den Glanz der Augen zu heben. Betel wird von Männern und Frauen gekaut; dadurch werden die Zähne roth gefärbt. Zum Auftreten einer vornehmen Dame gehören auch Sonnenſchirme, Fächer u. ſ. w.

Die Tracht der jetzigen Zeit iſt im Allgemeinen nicht ſehr verſchieden, variirt jedoch in Einzelnheiten, wie ohne Zweifel auch im Alterthume, da das Princip derſelben weniger Mode, als Nationalſitte iſt, je nach den verſchiedenen Gegenden [82]). Die Tracht der Männer und Frauen iſt ſich gewöhnlich ſehr ähnlich; letztere tragen faſt nur feinere Stoffe und reicheren Schmuck. Ein faltenreiches Gewand reicht bei den Frauen etwa von der Bruſt bis zu den Füßen. Der Buſen iſt mit einem Unterkleide von Seide bedeckt; Hemden kennen ſie nicht. Die Haare ſind mit Juwelen und Blumen verziert; die Ohren mit Perlen beladen; eine Maſſe goldener Ketten und Edelſteine fallen vom Halſe auf den Buſen; die Arme ſind mit Bracelets bedeckt; Spangen an den Knöcheln, Ringe an den Fingern und Zehen; einer gewöhnlich mit einem kleinen Spiegel. Auf der Küſte von Malabar iſt es Anſtand, daß die Frauen von der Taille aufwärts unbedeckt erſcheinen. Im nördlichen Indien iſt die Tracht der Frauen durch Einfluß der Muhammedaner etwas geändert. Eine enganſchließende Ärmeljacke bedeckt den Oberkörper, den untern ein auf beiden Seiten zuſammengeheftetes Gewand. Eine Art Tättowirung iſt noch vielfach in Indien in Gebrauch [83]). Ebenſo Spießglanz, Lack u. ſ. w., wie im Alterthume. Die Männertracht iſt in den meiſten Gegenden nicht ſehr verſchieden. Die höhern Stände tragen gewöhnlich Turbans. Haar und Bart werden gewöhnlich abraſirt, außer einer Locke auf dem Scheitel und Schnurr-

77) *Strab.* XV, 54. *Arr.* Ind. 10. *Diod.* II, 39. 78) *Wilson*, Specim. of the Theatre of the Hindus. I, 51. 82. 139. von Bohlen II, 157. 79) *Montgom. Martin*, History of british Colonies. I, 187. Ganz ähnlich klingen die Schilderungen Anderer, welche Indien autoptiſch kennen. 80) Ebend. 178, wo auch Rammohun Roy's Schädel geſchildert wird. 81) von Bohlen II, 168.

82) *Dubois*, Moeurs etc. I, 429 fg. *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 188. *Crawfurd*, Sketches. II, 40 und andere vielfach. 83) *Dubois* I, 75. *Montgomery Martin* I, 192.

bärten; im nördlichen Indien werden Hoſen getragen. Wo mehr Europäer wohnen, z. B. in Calcutta, hat ihre Tracht auf die der Eingeborenen ändernd eingewirkt.

Ein Hauptnahrungsmittel [84]) der Inder bildet Reis, auf mannichfache Weiſe zubereitet, außerdem zunächſt eine Menge von Früchten, Getreidearten u. ſ. w. Ferner werden alle Arten von Fleiſch, mit Ausnahme von Rinds- und Kuhfleiſch, genoſſen, ſowol von den übrigen Ständen, als auch den Brahmanen. Nur einige beſondere Secten, Asketen und die, welche ſich in religiöſer Rückſicht ein höheres Anſehen zu geben ſuchen, enthielten und enthalten ſich der Fleiſchſpeiſen. Von den Thieren, welche verzehrt werden, pflegt man einen Theil den Göttern zu opfern. Schon ſeit den älteſten Zeiten kennen die Inder manche Arten von berauſchenden Getränken, von denen manche mitſammt dem indiſchen Namen nach Europa übergegangen ſind, z. B. Rum (ſanſkr. rôma), Arak (im Sanſkrit raksha-surâ) und Punſch (von ſeinen fünf Beſtandtheilen pank'a genannt). Traubenwein und eine Art Bier kennen die Inder ebenfalls. Das gewöhnliche Getränk iſt jedoch Reiswaſſer. Trunkenheit iſt in den Geſetzbüchern ſtreng verpönt und findet ſich faſt nur bei den geringeren Claſſen und vielen der herumſchweiſenden religiöſen Bettler, bei denen ſie vielfach als zu ihrem Stande gehörig betrachtet wird.

Die eigenthümlichen Krankheiten der Inder betreffend, verweiſe ich auf Annesley's großes Werk [85]).

Den Zeitvertreib der vornehmeren Inder und aller, deren Handwerk Krieg iſt, bildete ſeit älteſter Zeit die Jagd insbeſondere, in welcher ſie ſich gegen die wildeſten Thiere, Löwen, Tiger, Elefanten, höchſt unerſchrocken und jagdkundig benehmen [86]). Außer vielerlei Spielen ſind die Inder insbeſondere für Hazardſpiele [87]) ſchon ſeit den älteſten Zeiten leidenſchaftlich eingenommen. Dieſe Sucht bildet bekanntlich ein Hauptmotiv in dem Gedichte: Nalas und Demajanti. Das Geſetz ſuchte ſie, wie bemerkt, zu beſchränken und auszurotten; allein es war nicht möglich. In den Dramen kommen förmlich organiſirte Spielhäuſer vor. Eine Erfindung der Inder iſt auch das Schachſpiel (k'aturanga, nach den vier Theilen des indiſchen Heeres benannt) und kommt ſchon im Ramajana, alſo etwa um 200 vor Chr., vor [88]).

8) Geiſtige Entwickelung in Wort und Schrift; Sprache und Literatur, Kunſt u. ſ. w. Die Sprache, welche wir jetzt, mit dem Indiſchen sanskŗitam (eigentlich rein, ſchön, geregelt) übereinſtimmend, das Sanſkrit nennen, war einſt, wie dies die älteren und heutigen daraus hervorgegangenen Volksſprachen mit Entſchiedenheit beweiſen, die herrſchende Volksſprache in dem allergrößten Theile von Vorderindien. Neben ihr beſtanden in den älteſten Zeiten in weiterem, in den ſpäteren in immer mehr beſchränktem Umfange mehre Dialekte einer oder mehrer nicht mit ihr ſtammverwandter Sprachen der Urbevölkerung Indiens. Die Zeit, in welcher ſich Sanſkrit über Indien zu verbreiten anfing, iſt ebenſo wenig zu beſtimmen, wie die Zeit der Einwanderung des Sanſkritvolkes. Nicht minder ungewiß bleibt die Geſchichte der Verbreitung dieſer Sprache in Indien. Nur folgende Reſultate laſſen ſich mit Beſtimmtheit geben: I) in Bezug auf Ausdehnung: 1) im Weſten herrſchte einſt das Sanſkrit bis zu einer bedeutenden Strecke diesſeit (im Weſten) des Indus. Dies zeigen ſowol eine Menge geographiſcher Namen in dieſen Gegenden, als die Berichte der chineſiſchen Reiſenden, welche wir ſchon oben benutzt haben, und endlich die noch jetzt in dieſen Gegenden vorkommenden Sprachen [89]). Ob aber dieſe Verbreitung des Sanſkrits nach dieſer Seite hin ſchon vor der uns bekannten Geſchichte Indiens liegt, oder erſt mit der Ausdehnung des indiſchen Reiches und ſeiner Cultur nach dieſen Gegenden hin unter Tſchandraguptas begann, iſt noch ungewiß! In letzterem Falle wäre nicht das Sanſkrit dahin verbreitet, ſondern eine der zunächſt daraus hervorgegangenen Sprachen. 2) Im Norden reichte das Gebiet des Sanſkrit oder der daraus zunächſt entwickelten Sprachen allenthalben bis in die Thäler und Ketten der Indien zur Zeit ſeines größten Umfanges hier begrenzenden Berge, alſo Himalaya und indiſchen Kaukaſus. Hier traf es aber theils mit fremdſtämmigen Sprachen (der Khaças, Kiratas), theils mit zwar verwandten, aber ſich mehr an das Zend anſchließenden zuſammen. 3) Im Oſten verbreitete ſich Sanſkrit oder daraus hervorgegangene Sprachen ſchon zur Zeit des Aſokas bis in die Gegend des Brahmaputra; dies zeigen hiſtoriſche Mittheilungen und geographiſche Namen. Doch ſcheint die Einwirkung hier nicht bedeutend genug geweſen zu ſein, um dieſe Gegenden ganz zu ſanſkritiſiren. 4) Im Süden war die Herrſchaft des Sanſkrits in faſt voller Macht bis an die ſüdlichen Grenzen von Mahârâſhtra. Dafür entſcheidet der Umſtand, daß einer der am entſchiedenſten ſich als ſanſkritiſchen Urſprungs kundgebenden Dialekte, das Peakrit κατ' ἐξοχήν auch die Speache von Mahârâſhtra genannt wird, und ſich als Mutter der heutigen Mahrattenſprache erweiſt. 5) Das Sanſkrit iſt auch ſüdlich von dieſer Grenze vorgedrungen, und war hier augenſcheinlich einſt die Sprache der Gebildeten oder überhaupt der höheren Cultur. Doch ſcheint dies zu einer Zeit geſchehen zu ſein, wo das Sanſkritvolk weder intenſiv noch extenſiv Macht genug beſaß, um die Urſprache ganz zu verdrängen, was ihm innerhalb jener vier Grenzen mit wenigen ſehr iſolirt ſtehenden Ausnahmen ganz gelungen iſt. II) In Bezug auf die Zeit, wo das Sanſkrit Volksſprache war, läßt ſich Folgendes beſtimmen. Da wir ſchon zu Aſokas' Zeit zwei Volksſprachen finden — eine in Guzerate und eine andere von Magadha, dem Sitz des Reiches — welche entſchieden ihrem ganzen Bau nach nicht neben dem Sanſkrit, nicht zu derſelben Zeit, beſtehen konnten, ſondern ſich in dieſen Ländern, nachdem das Sanſkrit einſt daſelbſt geſprochen war, weiter ent-

84) von Bohlen II, 160 fg. *Montgomery Martin* a. a. O. 203. 85) *Annesley*, The Diseases of India. 2. Bd. Fol. 86) von Bohlen II, 174. 87) a. a. O. und *Wilson*, Specim. of Hindu Theatre. I. 48. 52 n. 88) *Schlegel* zu Ramaj. I, 2, 27. Vgl. As. Res. II, 207. (Trad. franç.) VII, 504. von Bohlen II, 67. Ritter, Aſien. IV, 1, 525. V, 680.

89) Vgl. meine Rec. in den Gött. Gel. Anz. 1839. St. 154. 155. S. 1532—1536.

wickelt haben müſſen — ſo folgt daraus, daß das Sanſkrit ſchon vor Aſokas' Zeit abgeſtorben geweſen ſein muß. Dieſe Zeit fällt in das 3. Jahrh. vor Chr., alſo etwa drei Jahrhunderte nach der Zeit, in welcher höchſt wahrſcheinlich der Buddhismus entſtand. Von dieſem wird uns aber berichtet, daß er ſeine Schriften nicht im Sanſkrit, ſondern in den Volksſprachen abfaßte. Seine heilige Sprache iſt das ſogenannte Pali, welches, obgleich in manchen Einzelnheiten von der Sprache in Magadha abweichend, und ſich dem Hauptdialekte des Prakrits, dem von Mahârâſhtra nähernd, doch ungefähr in einem ähnlichen Verhältniſſe, wie dieſer und die beiden Dialekte der Aſoka-Inſchrift zum Sanſkrit ſteht. Dadurch wird es höchſt wahrſcheinlich, daß das Sanſkrit ſchon zur Zeit, als der Buddhismus erſtarb, alſo etwa im 6. Jahrh. vor Chr., nicht mehr Volksſprache war. Die ganze Natur des Sanſkrits zeigt, daß es durch etwas, was, mag es auch im Einzelnen ausgeſehen haben, wie es will, einer Literatur ähnlich war, zur Zeit ſeiner Blüthe fixirt war, und auch nur durch dieſe Annahme erklärt ſich, daß es ſich in ſo weit aus einander liegenden Gegenden, wie im nördlichen und nordweſtlichen Indien und im Mahrattenlande, als einſt ganz gleichartige Grundlage der aus ihm ſich entwickelnden Dialekte nachweiſen läßt. Eine auf eine ſolche Weiſe fixirte Sprache ſtirbt aber nicht ſo ſchnell aus. Wenn wir etwa drei Jahrhunderte für die Zeit des Abſterbens annehmen, ſo wird die Zeit, wo das Sanſkrit allgemeine Volksſprache war, etwa in das 9. Jahrh. vor Chr. gerückt. Um dieſe und die nächſt vorhergehende Zeit verknüpfte, wie wir ſchon mehrmals vermuthungsweiſe ausſprachen, ein politiſches Band das ganze indiſche Reich, welches wir uns, da wir jetzt wiſſen, daß auch im Mahrattenlande Sanſkrit wirkliche Volksſprache um dieſe Zeit geweſen ſein muß, als vom Himalaya bis zum Süden des Mahrattenlandes ausgedehnt denken dürfen [90]). Wie, nachdem dieſe politiſche Einheit in der Folgezeit bis zur Wiederherſtellung unter Tſchandraguptas geſtört ward, die übrigen Elemente des indiſchen Lebens ſich individuell weiter bildeten, ſo auch das bis dahin gemeinſchaftliche Sanſkrit. Aus dieſer Individualiſirung des Sanſkrits bildeten ſich deſſen Töchterſprachen hervor, deren erſte neue Formen ſich zum Sanſkrit ungefähr verhalten, wie die Töchterſprachen des römiſchen zum Latein. Allein während dieſer Weiterbildung und Umbildung des Sanſkrits durch den Volksuſus zu neuen Volksſprachen hatte ſich in den Schulen der Brahmanen (für deren Beſtand in ſo alter Zeit wir zwar keine entſchiedene äußere Zeugniſſe haben, wol aber die ganze geiſtige Entwickelung des indiſchen Lebens, wie ſie ſich ſchon vor der Entfaltung des Buddhismus ausgeprägt haben muß, als Zeugniß anrufen und gebrauchen dürfen) das, was literaturähnlich im Sanſkrit, als es lebte, geſchaffen war, forterhalten und ebenſo das Sanſkrit als heilige Sprache des Cultus und der Wiſſenſchaft. Als durch den von den Buddhiſten auf das Brahmathum gemachten Angriff die Brahmanen zu neuer Energie aufgeſtachelt wurden, traten ſie mit Schriften auf, welche in dieſer heiligen Sprache abgefaßt waren und für uralt ausgegeben wurden; der erſten eine war wol das Manâvadharmaçâſtram, dann das Ramajanam. Allein ſchon äußere Gründe — die vielfache Erwähnung der Javanâs (Griechen) zeigen — daß ſie viel ſpäter ſind, als die Zeit, in welcher ſie angeblich abgefaßt ſein ſollen. Ebenſo zeigt ſchon die Sprachbehandlung ſowol in dieſen Büchern als — jedoch beiweitem mehr — in die der auf ſie folgenden und ſich an ſie anſchließenden Sanſkritliteratur, daß ſie unmöglich aus einer Volksſprache hervorgegangen ſein können, ſondern die Reſultate einer Gelehrtenſprache, oder vielmehr heiligen Sprache ſind, welche im übrigen Volke abgeſtorben, ſich im Kreiſe der gebildeten Prieſter als Werkzeug der Vermittelung mit den Göttern und der Mittheilung der für heilig gehaltenen Wiſſenſchaften erhielt, und mit der größten Hingebung und Beeiſerung betrieben ward. Aus dieſem Kreiſe ging ſie alsdann auf diejenigen auch wiederum über, welche mit dem Prieſterſtande als Glieder der neben ihnen adminiſtrirenden Kaſte in Verbindung ſtanden; ſie wurde, als das Brahmathum wieder ſeine Herrſchaft erlangte, für einige Zeit wol Sprache der Gebildeten, des Hofes und der Adminiſtration überhaupt, und einem ſo hochgeſchätzten Bildungsinſtrumente konnten auch die Buddhiſten den Gebrauch nicht verweigern. Wir brauchen nur an die Art, wie das Latein das Mittelalter hindurch und ſelbſt noch in unſerer Zeit ſich, obgleich längſt abgeſtorben, in Gebrauch erhielt, zu erinnern, um die Möglichkeit klar zu machen, daß ſich auch das Sanſkrit, nachdem es ſchon zwiſchen dem 9. bis 6. Jahrh. vor Chr. als Volksſprache erſtorben war, dennoch in einem hochſtehenden Kreiſe des Volkes erhielt, und bei dieſem fort und fort ſo geübt ward, daß es ſelbſt jetzt noch als Darſtellungsmittel zu höheren Zwecken benutzt werden kann. Das Sanſkrit hatte hierbei dadurch ſogar einen bedeutenden Vorſchub vor dem Latein, daß es, wo das Brahmathum herrſchend war, als heilige Sprache angeſehen ward, weil in ihm alle die heiligſten Schriften deſſelben abgefaßt waren. Durch dieſe Anſchauung war es auch ſchon ein religiöſes Verdienſt, daſſelbe auch nur zu kennen, und eine Sanſkritgrammatik, oder ein anderes Werk, welches zur Erkenntniß dieſer Sprache beitrug, wurde und wird für ein heiliges Werk angeſehen. Auf ähnliche Weiſe erhielt ſich die Kenntniß des Jüdiſchen lange unter den Juden, und es konnte bis auf die neueſte Zeit (vor etwa 60 Jahren) Niemand unter ihnen auf den Charakter eines Gebildeten Anſpruch machen, wenn er nicht die heilige Sprache (לְשׁוֹן הַקֹּדֶשׁ) erlernt hatte.

Wann das Sanſkrit ſich in dieſer neuen Modification als Prieſter-, Gelehrten- und Adminiſtrationsſprache über ganz Indien verbreitete, läßt ſich wiederum nicht ganz genau beſtimmen. Ich vermuthe, daß der Keim dieſer Verbreitung in der Regeneration des Brahmathums in Canodſche lag, und daß dieſe Verbreitung ſelbſt zuerſt Hand in Hand ging mit der Verbreitung der ſtricteren Form des Brahmathums von Canodſche aus theils durch

90) Vgl. auch meine Rec. in der Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1840. Nr. 10—12. Eindringendere Erörterung dieſes Gegenſtandes muß ich einem andern Orte aufbewahren.

Digitized by Google

von dort ausgehende Brahmanencolonien — auf welche ſich der Brahmanenſtand in faſt allen Gegenden Indiens heutiges Tages zurückführt — theils durch Annahme dieſer Form durch Anhänger des älteren Brahmathums. Nachdem ſich auf dieſe Weiſe das Sanſkrit als Sprache der auf höhere Bildung Anſpruch Machender in einem großen Theile Indiens feſtgeſetzt haben mochte, nahmen es dann auch die Buddhiſten, wenn auch nicht als heilige, doch als Sprache der Gebildeten an. Vor Aſokas' Zeit war das Sanſkrit nicht verbreitet. Denn die wenigen Buddhiſtiſchen Inſchriften, welche man in dieſe Zeit zu ſetzen berechtigt iſt, ſind in einer aus dem Sanſkrit hervorgegangenen Volksſprache abgefaßt. Daſſelbe iſt der Fall mit den Inſchriften des Aſokas, wie ſchon bemerkt, und einigen, ſchon beiläufig erwähnten, welche kurze Zeit nach ihm anzuſetzen ſein mögen. Die Münzen der Mahâkſhatrapâs und Kſhatrapâs von Surâſhtra (?) haben Inſchriften in der Volksſprache. Wir können daraus ſchließen, daß, als ſich die Form der Münzlegende bei ihnen feſtſetzte, noch kein Sanſkrit als Sprache öffentlicher Werke ſich bei ihnen feſtgeſetzt hatte. Allein die Inſchrift des Rudra Dama [91]) iſt ſchon in Sanſkrit abgefaßt. Haben wir deſſen Zeit richtig um 330 nach Chr. beſtimmt, ſo war das Sanſkrit in ſeiner neuen Form ſchon um dieſe Zeit Sprache des öffentlichen Lebens in der Gegend von Guzerate, und ſein Nichtgebrauch auf den Münzen deſſelben Königs erklärt ſich dadurch, daß die Form der Münzlegende einmal feſtgeſetzt war und beibehalten wurde. Wenn es ſich beſtimmter nachweiſen ließe, was übrigens nach einigen kleineren Umſtänden wahrſcheinlich iſt, daß dieſe Dynaſtie die Buddhiſtiſche Religionsform hatte, ſo folgt hieraus, daß ſchon um dieſe Zeit der Buddhismus in Beziehung auf den Gebrauch des Sanſkrits den Beſtrebungen des Brahmathums hatte nachgeben müſſen. Gewiß iſt dies von der um wenige Jahrhunderte ſpäteren Zeit der Ballabhi- oder Bhat'arkadynaſtie. Dieſe war — wenigſtens um 640 — (nach chineſiſchem Zeugniſſe) Buddhiſtiſch, aber ihre etwa aus derſelben Zeit herrührenden Inſchriften ſind im Sanſkrit abgefaßt. Alle uns ſonſt bekannten öffentlichen Documente ſpäterer und auch früherer Zeit (ſeit etwa 330 nach Chr.) ſind ebenfalls ohne Unterſchied, mögen die Könige Bekenner des Brahmathums oder des Buddhismus ſein, im Sanſkrit abgefaßt, und wir irren daher ſchwerlich, wenn wir — ſelbſt ohne entſcheidende Zeugniſſe, welche aber wahrſcheinlich weitere Inſchriften oder Münzentdeckungen in Indien liefern werden — annehmen, daß etwa um das 5. bis 6. Jahrh. nach Chr. der Gebrauch des Sanſkrits als Sprache höherer Adminiſtration, des Cultus (wenigſtens des Brahmaniſchen, und wenn wir annehmen dürfen, daß aus dieſer Zeit die Übertragung der heiligen Schriften des Buddhismus ins Sanſkrit herrühren, auch des Buddhiſtiſchen) und der Wiſſenſchaft ſich im gebildeten Indien feſtgeſetzt hatte. Dafür beweiſt und daraus erklärt ſich auch die Erſcheinung des Sanſkrits auf den Inſeln des indiſchen Archipelagus. Denn die indiſchen Colonien auf denſelben — zum Theil aus Telinga ſtammend — fallen wahrſcheinlich in die Zeit vom 6. bis 12. Jahrh. nach Chr. Um die Zeit, in welcher die dramatiſche Literatur ihre beſtimmte Form ausprägte, eine Zeit, welche leider noch gar nicht beſtimmt werden kann, aber wol auch in das 6. oder 7. Jahrh. nach Chr. vermuthungsweiſe geſetzt werden dürfte, muß die Kenntniß des Sanſkrits einerſeits bei Allen, welche auf Bildung Anſpruch machen wollten, verbreitet geweſen ſein — denn ſonſt hätten die Dichter bei zur Aufführung vor dem ganzen Volke beſtimmten Stücken nicht die Hauptpartien in Sanſkrit abfaſſen dürfen — andererſeits muß der Gebrauch deſſelben als Sprache öffentlicher Documente, des Cultus und der wiſſenſchaftlich Gebildeten ſtätig geweſen ſein — denn ſonſt würde ſie ſchwerlich den Göttern, Königen und Prieſtern in den Mund gelegt werden. Ob Sanſkrit damals die eigentliche Hofſprache war oder nicht, wage ich nicht mit Beſtimmtheit zu entſcheiden; doch glaube ich es kaum, da die Staatsdiener, wenn ſie nicht Brahmanen ſind, ſich deſſelben nicht bedienen.

Was den Unterſchied zwiſchen der Geſtalt des Sanſkrits, als es Volksſprache noch war, und zwiſchen der, welche es nach ſeiner Wiederaufnahme als heilige und Gelehrtenſprache hatte, betrifft, ſo würde ſich vielleicht manches Beſtimmtere darüber mittheilen laſſen, wenn uns ſchon die Veden und die Upaniſchaden, welche wol zu einem großen Theile jener früheren Form und Zeit angehören, zur Vergleichung mit den übrigen Erzeugniſſen der Sanſkritliteratur, vorlägen, welche nach dem angegebenen Grunde, dem ſich leicht noch mehre beifügen ließen, der ſpätern zuzuſchreiben ſind. Ich kann, da mir nicht einmal Roſen's Ausgabe des Rig-Veda zu Gebote ſteht, ſondern nur ſein Specimen derſelben, wenig Sichereres geben. Einiges jedoch, was ſich ſchon mittheilen läßt, will ich ſo kurz wie möglich berühren. Zunächſt unterſcheidet ſich das ſpätere Sanſkrit von dem der Veden durch den Gebrauch überaus koloſſaler Compoſita. Selbſt wenn uns die wenigen mir bekannten Specimina der Veden und die bis jetzt herausgegebenen Upaniſchaden, welche ich früher zu benutzen die Gelegenheit hatte, nicht ſchon zeigten, daß in dieſer Beziehung eine weſentliche Verſchiedenheit im Gebrauche des Sanſkrits in beiden Perioden beſteht, ſo ließe ſich aus der Art und dem Umfange dieſer Compoſita mit Entſchiedenheit nachweiſen, daß dieſe Ungethüme nicht emportauchen konnten zu einer Zeit, wo dieſe Sprache Volksſprache war. Solch ein Compoſitum konnte wol ein oder das andere Mal Effect machen, aber eine lebendige Sprache würde ſich ſpottend und zornig von einem Misbrauche, wie er damit in den Sanſkritſchriften getrieben wird, abgewendet haben, der jede plane Verſtändlichkeit aufheben mußte. Dagegen paßte dieſes Beſtreben, Compoſita zu gebrauchen, ganz in eine Gelehrtenſprache, in eine, dem eigentlichen Volksleben fernſtehende, Gelehrtenpoeſie. Richtige Regeln der Compoſition ſind hier mit einem unerbittlichen Rigorismus bis zur Abſurdität fortgeführt. Ebenſo wenig als die zu weit getriebene Compoſitaſucht der älteren Volksſprache und den daraus hervorgehenden literariſchen Erſcheinungen an-

91) Vgl. S. 101.

Digitized by Google

gehören konnte, konnte ihr das in der weiteſten Ausdehnung im ſpäteren Sanſkrit angewendete Geſetz des Sandhi gehören. In dieſem ſpäteren Sanſkrit werden nämlich alle Worte eines Satzes durch Aſſimilirung, oder ſonſtige Verbindung der Schluß- und Anfangslaute zu einer koloſſalen Einheit verknüpft. Dieſes Geſetz erſcheint zunächſt in den Veden im Allgemeinen nicht und, obgleich es keine Frage und bekannt iſt, daß in der lebendigen Rede Schluß- und Anfangslaute eines Wortes in einer gewiſſen ſich gegenſeitig temperirenden Verbindung ſtehen, ſo wird ſich doch auch Jeder, welcher darüber nachgedacht hat, wie weit eine Volksſprache hierin zu gehen und in wie weit ihr ein aus der Volksſprache hervortretendes literariſches Erzeugniß zu folgen vermag, und weiß, wie weit das neuere Sanſkrit die Anwendung dieſes Geſetzes treibt, mit uns überzeugt ſein, daß dieſe Anwendung in dieſer Ausdehnung nicht auf einem Volksgebrauche beruhen kann, ſondern wiederum ein mit ſtrenger Conſequenz ad absurdum geführter, im Allgemeinen richtiger, grammatiſcher Lehrſatz iſt. Wenn man das ſpätere Sanſkrit genauer betrachtet, ſo findet man ferner, daß es aufs Allerbedeutendſte unter dem Einfluſſe der aus dem älteren Sanſkrit hervorgegangenen Volksmundarten ſteht. Die Inder mit ihrem tiefen Sinn für Grammatik, oder überhaupt ſprachliche Verhältniſſe, waren ſich der Modificationen, welche die alte Sprache durch die daraus entwickelten Volksmundarten erhalten hatte, im Allgemeinen ſehr wohl bewußt; ſie hatten die lautlichen Geſetze erforſcht, durch welche dieſe aus jener hervorgetreten waren, und konnten ſie gleichſam rückwärts in jene übertragen. Dieſe Leichtigkeit verlieh ihnen nicht die gehörige Behutſamkeit, und uns iſt dadurch die Möglichkeit gegeben, den Beweis, daß das Sanſkrit aller auf das Mânavadharmaçâſtram folgenden Erzeugniſſe der Literatur nicht ganz und gar die alte Volksſprache ſein könne, mit einer ſchlagenden Evidenz zu führen, wie ſie wol keiner der Sanſkritautoren in ſeiner Überzeugung, gutes altes Sanſkrit zu ſchreiben, geahnet haben mochte. Dieſer Beweis würde jedoch einen ſolchen Raum in Anſpruch nehmen, daß ich mich hier darauf beſchränken muß, ſeine Hauptmomente anzudeuten. Er zerfällt in zwei Theile, indem 1) feſtzuſtellen iſt, daß das neuere Sanſkrit (um dieſen Namen gradezu dafür zu gebrauchen) vieles nicht hat, was das alte Sanſkrit hatte, und was es nur dadurch verlieren konnte, daß es in der Zwiſchenzeit abgeſtorben war und nun in einer ſo leicht als möglich verſtändlichen Form wieder regenerirt werden ſollte; 2) daß es vieles hat, was das alte Sanſkrit nicht haben konnte. Unter jene Rubrik fallen eine Menge Wurzeln und flexiviſche Formen, welche die Grammatiker zwar kennen und theils als gültig, theils als obſolet anführen, deren ſich aber das neuere Sanſkrit ſo gut wie ganz enthält. Der Grund davon liegt darin, daß ſowol dieſe Wurzeln, als die flexiviſchen Formen dieſer Art in den Volksmundarten, welche zur Zeit des neuen Sanſkrits beſtanden, entweder ganz verloren oder formell ſo entſtellt waren, daß man aus ihnen heraus oder nach ihnen ihre ſanſkritiſche Form nicht mit Leichtigkeit hätte finden oder verſtehen können. Zu der zweiten Rubrik gehören insbeſondere eine nicht unbedeutende Anzahl von Wurzelformen, welche ſich nach den Geſetzen irgend einer Volksmundart umgeſtaltet haben und in dieſer Geſtalt, die man auf die eigentlich ſanſkritiſche zurückzuführen verſäumte, oder nicht verſtand, gradezu im neuen Sanſkrit angewendet ſind. Jedes einzelne Beiſpiel, welches wir aufführen wollten, würde eine detaillirte Entwickelung und Beweis fodern. Beides würde einen für dieſe Darſtellung zu umfaſſenden Raum einnehmen. Wir wiederholen alſo nur das Hauptreſultat der hier angedeuteten und größtentheils erſt darzulegenden Unterſuchungen, und wenden uns dann zu einer kurzen Charakteriſtik des Sanſkrits. Jenes beſteht darin, daß von der Zeit der Einwanderung des Sanſkritvolkes bis etwa zum 9. Jahrh. vor Chr. Sanſkrit ſich als herrſchende Volksſprache über ganz Vorderindien bis zur ſüdlichen Grenze des Mahrattenlandes verbreitete. Weiter ſüdlich drang es nicht als Volksſprache, ſondern als Culturſprache vor, und wahrſcheinlich noch nicht um dieſe Zeit. Vom 9. Jahrh. vor Chr. an fing das Sanſkrit an auszuſterben; es bildeten ſich aus ihm Töchterſprachen; im 6. war es als Volksſprache todt. Dagegen erhielt es ſich in den Brahmanenſchulen. Etwa im 3. Jahrh. vor Chr. wurde es von dem in Canodſche regenerirten Brahmathume als heilige Sprache in das öffentliche Leben zurückgeführt, gewann immer mehr Boden als Ausdruck aller höheren geiſtigen Entfaltung. Etwa im 5. Jahrh. nach Chr. hatte es ſich in dieſem Charakter über ganz Indien verbreitet. So lange die einheimiſche Herrſchaft dauerte, hat es ohne Zweifel immer mehr an Achtung zugenommen, und ſelbſt lange nach der Feſtſetzung der Muhammedaner war es faſt das einzige Darſtellungsmittel für höhere geiſtige Entwickelungen in der Literatur. Der Druck jedoch, welcher auf Indien ſeit lange laſtet und geiſtige Apathie hat die Anzahl derer, welche in Indien Sanſkrit verſtehen, nach und nach gelichtet. Dennoch wird es noch immer als die bedeutendſte Grundlage zur Bildung in Indien angeſehen, und es gibt noch heute viele in Indien, welche es verſtehen und darin ſchreiben können.

Das Sanſkrit iſt ſeinem ganzen Wortſchatze nach auf einſylbige Wurzeln zurückführbar. Dafür entſcheidet die große Majorität derjenigen Wörter, deren übrige Beſtandtheile ſich mit Beſtimmtheit charakteriſiren laſſen. Wir können daraus ſchließen, daß nur unſere Unwiſſenheit die Schuld trägt, wenn ſich — was jedoch bei ſehr wenigen der Fall iſt — dieſe Zurückführung noch nicht allenthalben möglich machen läßt. Die eigentliche Wurzelbedeutung ruht in den conſonantiſchen Beſtandtheilen dieſer einſylbigen Wurzeln. Die vocaliſchen Beſtandtheile haben keinen radicalen Werth, ſondern dienen nur zur Lautbarmachung der den Begriff der Wurzel conſtituirenden Beſtandtheile. In dieſer Beziehung herrſcht jedoch eine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen den vom rein lautlichen Standpunkte aus im Sanſkrit für Vocale geltenden Lauten. Dieſe ſind **a**, **i**, **u**, **ṛi**. Als eigentlich vocaliſches Element — wenn man den functionellen Werth berückſichtigt — gilt nur **a**, welches überhaupt, wo es als Beſtandtheil der Wurzel erſcheint, ein Guna

Digitized by Google

iſt [92]), das heißt dazu dient, bie in den begrifflichen Beſtandtheilen der Wurzel gleichſam ſchlummernde Bedeutung zu wecken, feſt hinzuſtellen, zu beſtimmterem Leben zu entfalten. I, U, R̆i dagegen erſcheinen vom Standpunkte des functionellen Werths aus wie Conſonanten, wie ſie denn überaus häufig aus den ihnen verwandten Halbvocalen j, v, r hervorgegangen ſind. Wurzelformen mit i, u, r̆i ſind daher vom Standpunkte des functionellen Werths aus betrachtet, ganz auf dieſelbe Stufe zu ſetzen mit ſolchen Wurzelformen, welche gar keinen Vocal haben. Da bie indiſchen Grammatiker keine Wurzel vocallos ſchreiben, ſo läßt ſich die Richtigkeit dieſer Anſicht nur aus den Flexialformen nachweiſen, z. B. ghn-anti (deſſen Wurzel han geſchrieben wird, aber eigentlich nur aus hn beſteht), dvish-anti, ghn-antu : dvish-antu. Diejenigen Wurzelformen dagegen, welche mit a vocaliſirt erſcheinen, ſtehen erſt dann auf derſelben Stufe, wie die Wurzelformen, welche mit i, u, r̆i geſchrieben werden, wenn letztere ein Guna erhalten haben, das heißt, ihrem Vocal ein a vorgeſetzt iſt, wodurch die mit i, indem a + i zuſammengezogen wird, ê erhalten, die mit u durch Zuſammenziehung von a + u : ô, die mit r̆i durch Zuſammenziehung von a + r̆i : ar; man vergleiche z. B. han-mi : dvêsh-mi (von dvish), bhag'-âmi : bôdh-âmi (von der Wurzel budh), vart-ê (von vr̆it). Eine neue Verſtärkung der Wurzelbedeutung tritt dadurch an, daß vor guna, oder den durch guna entſtandenen Laut ein neuer gun'a (a) tritt; ſo entſteht aus a + a durch Zuſammenziehung â, aus a + ê : ai, aus a + ô : au, aus a + ar : âr. Dieſe Entſtehung dieſer Laute wird vr̆iddhi genannt. Als eine Art Verſtärkung, die ſich jedoch ſo, wie Guna und Vriddhi in Bezug auf die Art und Weiſe, wie ſie im Einzelnen die Grundbedeutung der Wurzelbeſtandtheile modificirt, höchſt verſchiedenartig erweiſt, iſt auch die Dehnung der Vocale i und u zu betrachten. Die Dehnung des r̆i erſcheint nur in einer einzigen Flexionsform. Ein angeblicher Vocal lr̆i erſcheint ſogar nur in einem einzigen Worte.

Aus den primären Wurzelformen — bis zu welchen wir jedoch noch keinesweges allenthalben durchzudringen vermögen — bildeten ſich ſchon lange vor der Zeit der Trennung der unter einander verwandten und einſt verbundenen Sprachen, welche wir bald Indu-Gothiſche, bald Sanſkritſprachen zu nennen pflegen, auf verſchiedenartige Weiſe ſecundäre Wurzelformen; zwei Arten der Entſtehung laſſen ſich bis jetzt an einer bedeutenden Anzahl von Beiſpielen nachweiſen: 1) es trat eine Zuſammenſetzung einer primären Wurzelform mit einer andern ein, indem dieſe von Hinten an ſie trat; zu dieſer Weiterbildung von Wurzeln dienen in ben Sanſkritſprachen insbeſondere bie Wurzeln, welche man ſchreibt, as (ſein), dhâ (machen), g'an (zeugen) und andere; 2) es treten Präfixe vor die Wurzel. Secundäre Wurzelformen nennen wir dieſe, eigentlich Compoſita zu bezeichnenden Bildungen, weil durch Verkürzung, Zuſammenziehung, Verſchränkung u. ſ. w. die neu entſtandene Form gewöhnlich ſo unkenntlich geworden iſt, daß es für jeden Fall eines beſonderen Beweiſes bedarf und allgemeine Regeln bis jetzt nur mit der größten Vorſicht gegeben werden dürfen. Zu der erſtern Art gehört z. B. ju-g' aus den Wurzeln, welche ju und g'an geſchrieben werden, judh aus ju und dhâ, sah aus dem Präfix sa und der Wurzel vah [93]). Aus ſolchen ſecundären Wurzelformen können auch tertiäre entſtehen, indem eine neue Wurzel an die ſecundäre tritt, z. B. mr̆i + g'an wird mr̆ig', und mr̆ig' + as, deſſen a nicht zu den bedeutungsvollen Wurzelelementen gehört, wird mit einem gewöhnlichen Übergange von r̆i zu ra : mraksh. Wurzelformen, welche noch eine vierte Wurzel zu jenen Beſtandtheilen hintanfügen, ſind ſchwerlich nachzuweiſen. Dieſer Art Bildungen mögen den Namen Wurzelformen auch aus dem Grunde beibehalten, weil ſie, ſo weit man bis jetzt erkennen kann, alle der Zeit vor der Sprachtrennung angehören, der eigentlich ſchaffenden Periode des Sprachgeiſtes.

Die Wurzeln treten im Sanſkrit nie nackend auf, ſonbern geſtalten ſich durch formative Affixe und Präfixe zu Wortformen (Themen). Die Modification der Wurzelbedeutung beruht theils auf dieſen, theils auf der ſchon bemerkten Gunirung und Vriddhirung, welche jedoch beide keinesweges auf den Wurzeltheil beſchränkt ſind, ſondern oft auch die formativen Elemente afficiren. So entſtehen Verbal- und Nominalwortformen (Themen). Jene betreffend, erſcheint bei den indiſchen Grammatikern zunächſt eine Eintheilung derſelben in neun Claſſen (die zehnte gehört einer andern Art von Formationen an), welche von einem wiſſenſchaftlicheren Standpunkte zwar vielfach anders gefaßt werden müßte, hier jedoch keiner kritiſchen Betrachtung unterworfen werden kann. Die erſte fügt der Wurzelform ein a an, und gunirt den Vocal durchgängig, bie zweite gunirt ihn nur in beſtimmten Fällen, ſonſt läßt ſie die Wurzelform, wenn nicht rein phonetiſche Geſetze ſie afficiren, ungeändert; die dritte reduplicirt die Wurzelform; die vierte mehrt ſie durch Affix ju; die fünfte durch nu; die ſechste durch a ohne Gunirung des Vocals; die ſiebente durch Einſchiebung eines Naſals vor dem die Wurzelform ſchließenden Conſonanten; die achte durch Anhängung von u: die neunte durch Anhängung von nî (nâ). Durch beſtimmte Umwandlung der Wurzelformen werden ferner Verbalthemen mit dem hinzutretenden Begriff des Paſſiven, Cauſativen, Frequentativen und Deſiderativen gebildet; aus dieſen durch neue Verbindung der Charakteriſtika, Cauſativ-Deſiderativa u. ſ. w. Endlich werden durch Zuſammenſetzung mit einfachen Wurzeln Wurzelformen zur Bezeichnung von Temporibus-Verbi gebildet (z. B. Futur). Suffixe, durch welche Nominalthemen gebildet werden können, ſind in großer Anzahl vorhanden; ihrem Gebrauche nach zerfallen ſie in ſolche, welche an die Wurzelform ſelbſt treten, oder an ein ſchon daraus gebildetes Thema. Vielfach kann dieſelbe

92) Vgl. meine Rec. in der Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1837. Ergänzungsbl. S. 911 fg.

93) Vgl. Th. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 679. 680. 357.



Digitized by Google

Suffixform in beiden Fällen gebraucht werden. Die Ableitung dieſer Suffixe, ſowie der zur Bildung der Verbalthemen dienenden Charakteriſtica iſt in manchen Fällen ziemlich klar; ſie erweiſen ſich nämlich als Verſtümmelungen von einfachen Wurzeln; in vielen andern iſt ſie noch dunkel. Aus den Nominalthemen bilden ſich nach beſtimmten Geſetzen wiederum neue Verbalthemen (Denominativa).

Ganz außerhalb dieſes ſich aus einfachen Wurzeln entwickelnden Schatzes an Verbal- und Nominalthemen ſtehen, ſo weit wir bis jetzt erkennen können, die Stämme der eigentlichen Pronomina. Mit ihnen verwandt, wahrſcheinlich alte Flexionsformen von ihnen, ſind die Präfixe. Sehr dunkel ſind noch, ihrer Entſtehung nach, im Allgemeinen die Zahlnamen; ſie ſcheinen theils aus jener erſten Art von Wurzeln entſtanden zu ſein, theils aus Pronominalſtämmen, theils ſelbſt componirte und durch usus zu Zahlenbezeichnung fixirte Wörter.

Die Flexion der Verbal- ſowol als Nominal- und Pronominalthemen geſchieht im Allgemeinen bei erſterem durch äußere Zuſätze, ſowol von Vorn als Hinten, bei beiden letzteren treten dieſe Zuſätze nur von Hinten an. Auch hier ſind die Wandlungen durch Guna und Vriddhi weſentlich. Die Unterſuchungen über die Entſtehung dieſer Zuſätze ſind noch nicht ganz zum Ziele gelangt. Die geiſtvollen Entwickelungen von Bopp führen jedoch auf das Reſultat, welches ſich wol mit immer größerer Sicherheit herausſtellen wird, daß ſie verſtümmelte und vielfach ſehr unkenntlich gewordene Pronominalſtämme ſind.

Die Conjugation des Verbi zerfällt vom flexiviſchen Standpunkte aus in zwei Genera (Parasmaipadam [= Activum]) und Atmanêpadam (= Medium). Für die Bezeichnung der Zeiten finden ſich mehre Formen, eine für die Gegenwart, neun für die Vergangenheit (eine für die relative, ſieben für die abſolute, eine für die in ihren Folgen gegenwärtige), für die Zukunft zwei. Vier Modi: Potentialis, Imperativus, Präcativus, Conditionalis. Viele von dieſen Formen ſind in dem ſpätern Sanſkrit ganz obſolet, oder ſehr ſelten. Infinitiv, Gerundium und Participia ſtehen in der Mitte zwiſchen den Verbal- und Nominalflexionen; für alle gibt es eine bedeutende Anzahl von Formen, von denen jedoch das neuere Sanſkrit ebenfalls viele nur aus Regeln kennt und nur wenig anwendet. Die drei Perſonen des Verbi werden, wie in allen verwandten Sprachen, nicht den Geſchlechtern, ſondern nur der Zahl nach geſchieden. Der Zahlenformen ſind drei: für Singular, Dual und Plural.

Die Nominal- und Pronominalflexion, mit Ausnahme der Pronomina der erſten und zweiten Perſon, ſcheidet drei Geſchlechter, männliches, weibliches und neutrales; ferner, wie das Verbum, drei Numeri; und acht Caſus: Nominativus, Vocativus, Accuſativus, Inſtrumentalis, Dativus, Ablativus, Genitivus, Locativus.

Nominalthemen in durch usus fixirten Caſusformen oder mit Caſusſuffixen und durch usus fixirten Bedeutungen bilden im Allgemeinen die Adverbia. Bisweilen iſt dieſe Bildung durch den abſchleifenden Gebrauch verdunkelt. Flexiviſche Formen der Pronominalthemen, bisweilen ebenfalls noch nicht ganz in Beziehung auf ihr Bildungsgeſetz erklärbar, bilden die Conjunctionen und ähnliche Partikeln. Hierzu kommen noch Interjectionen.

Die älteren Volksmundarten, welche ſich aus dem ausſterbenden und ausgeſtorbenen Sanſkrit hervorbildeten, ſind zunächſt die uns aus den Aſokainſchriften einigermaßen bekannt gewordenen Dialekte des öſtlichen und weſtlichen Theils des nördlichen Dekhans, und die heilige Sprache der Buddhiſtiſchen Schriften, welche ſich in Ceylon und Hinterindien finden, das ſogenannte Pali, welches ſowol nach inneren als äußeren Zeichen ſich als eine Volksſprache Mittelindiens kund gibt, und ſich mit der Buddhiſtiſchen Religion in die bemerkten Gegenden verbreitete, wo es dann für den Buddhismus dieſelbe Heiligkeit annahm, welche das Sanſkrit für das Brahmathum hatte und hat. Dieſe Sprache iſt, was jedoch noch nicht mit Entſchiedenheit erwieſen werden kann, wol eine der allerälteſten indiſchen Volksſprachen, und wurde zur Zeit des Auftretens des Buddhismus ſchon geſprochen. Sie war wahrſcheinlich die Volksſprache in einem bedeutenden und zwar dem weſtlichen Theile von Bengalen. Denn von hier aus, von Vanga, oder Kalinga, kam nach ceyloneſiſchen Berichten der Buddhismus nach Ceylon. Unſicher wird dieſe Vermuthung jedoch wiederum dadurch, daß die Sprache von Magadha, welche nur wenig nördlich vom bengaliſchen Meerbuſen geſprochen ward, und, da die Aſokainſchrift in Cuttack in ihr abgefaßt zu ſein ſcheint, auch ſüdlich hinabreichte, in einigen Punkten weſentlich vom Pali abweicht. Außer dieſen drei Volksmundarten ſind uns andere durch die indiſchen Dramen insbeſondere bekannt, und durch die zum Zweck der Erklärung dieſer Stellen aufgeſtellten Lehren der indiſchen Grammatiker. Bei Benutzung der durch dieſe Wege uns etwas zugänglicher gewordenen Kenntniß mehrer indiſcher Volksmundarten muß man jedoch ſehr vorſichtig ſein. Es müßte gewiß eine wahrhaft babyloniſche Sprachverwirrung geworden ſein, wenn die dramatiſchen Dichter in einem einzigen Stücke viele dieſer Volksdialekte mit genauer Wiedergabe all ihrer Eigenthümlichkeiten hätten auftreten laſſen. Sie beſchränkten ſich ohne Zweifel darauf, die charakteriſtiſchſten und als bekannt vorausſetzbaren Eigenthümlichkeiten eines Dialekts anzubringen, im übrigen aber demjenigen, welcher dieſen Dialekt ſeinem Charakter gemäß gebrauchen mußte, die Formen der im Drama nach dem Sanſkrit herrſchenden Hauptſprache mit dem Accente jenes beſonderen Dialekts ausſprechen zu laſſen. Durch die Schreibweiſe wurde hier natürlich nachgeholfen; je nach Erfoderniß wurden ſtatt weicher harte Laute und umgekehrt geſchrieben. Wir würden uns alſo ſehr irren, wenn wir glauben wollten, in den in den Dramen als Beiſpiele von beſtimmten Volksdialekten bezeichneten Stellen treue Bilder von dieſen vor uns zu haben. Dieſes iſt höchſtens in zweien, wahrſcheinlich jedoch nur mit einem einzigen der Fall. Alle Sprachen, welche in den Dramen oder andern poetiſchen Werken vorkommen und nicht Sanſkrit ſind, werden im Gegenſatze zu dieſem prâkritam genannt, das heißt niedrig u. ſ. w. Im weiteſten Sinne bezeichnet dies Wort überhaupt alle

Digitized by Google

Sprachen, welche nicht Sanſkrit ſind, ſelbſt die nichtindiſchen. Im engſten Sinne bezeichnet es denjenigen Volksdialekt, welcher in den Dramen vor allen andern gebraucht wird, und von allen Zeugniſſen als der von Mahârâſhtra, dem Mahrattenlande, beſtimmt wird [94]). Ihm zunächſt ſteht der Dialekt, welcher als der der Çûraſênâs bezeichnet wird. Dieſer theilt faſt die Herrſchaft mit jenem, ſodaß wir uns der Überzeugung hingeben können, daß wir von dieſen beiden ein ziemlich treues Bild beſitzen. Das letztere Hauptlocal iſt nun aber das ſo ſehr weit nördlich von dem Mahrattenlande gelegene Mathurâ. Dennoch ſtimmen beide Dialekte in den allermeiſten Punkten überein [95]). Dadurch können wir uns eine Vorſtellung machen, in welchem Umfange und wie tief das Sanſkrit, aus welchem beide, als aus der gemeinſchaftlichen Volksſprache, hervorgetreten ſind, in das ganze indiſche Volksleben eingedrungen war. Außer dieſen beiden Hauptdialekten werden, jedoch in beſchränkterem Umfange, mehre andere gebraucht: 1) der magadhiſche Dialekt, die Volksmundart von Magadha, dem Sitze des indiſchen Kaiſerreichs. Es iſt ſchon bemerkt, wie ſich deſſen Eigenthümlichkeiten auch in der weſtlichen Aſokainſchrift zum Theil wiederfinden. Nahe mit dieſem verwandt iſt 2) der Halb-Magadhiſche. Entfernter 3) der der Çabaras (eine ſchon mehrfach erwähnte Völkerſchaft). 4) Der Çakariſche. 5) Der Tſchandaliſche (nach den nicht zu den Kaſten gehörigen Tſchandalas). 6) Der Abhiriſche (nach dem Volke der Abhiras in der Pentapotamie, von denen wol viele in Magadha dienten und den dort geſprochenen Dialekt corrumpirten; ſchwerlich iſt der Volksdialekt der Abhirâs ſelbſt gemeint) [96]). Dann folgt 7) der Dialekt von Vidarbha, dem heutigen Berar (im Sanſkrit Virad'a oder Virât'a), Dakshinâtja genannt [97]). 8) Der Avantiſche, das heißt der von Malva, oder nach deſſen Hauptſtadt, von Ozene (Udſcheïn) [98]). Endlich folgen eine Menge untergeordneter, den niedrigſten Volksclaſſen in den verſchiedenſten Gegenden Indiens eigenthümlicher Dialekte, deren provinzielle Namen aufzuzählen hier zu weit führen würde [99]). Ebenſo wenig kann es dieſes Ortes ſein, den Charakter dieſer Dialekte im Einzelnen durchzugehen [1]). Im Allgemeinen ſtimmen uns alle etwas genauer bekannten von dieſen Dialekten darin überein, daß ihnen das Sanſkrit in ſeiner vollſtändigen Ausbildung zu Grunde liegt, und daß der ganze ſanſkritiſche Wörterſchatz in ihnen nur lautlich umgebildet iſt. Mehre der ſanſkritiſchen Laute ſind eingebüßt, z. B. in allen Prakritdialekten die Vocale ri, rî und Diphthongen ai, au und an ihre Stelle treten andere. Die andern lautlichen Änderungen werden insbeſondere durch Erweichungen, Eliſionen und Aſſimilationen herbeigeführt. Auffallend iſt die in dieſen Beziehungen oft überraſchende Übereinſtimmung der indiſchen Dialektentwickelungen mit der Art, wie ſich die romaniſchen Töchterſprachen — insbeſondere das Italieniſche — aus dem Latein entwickelten, abgeſehen natürlich von den in letzteren hinzutretenden unverwandten Elementen. Da die Wandlung des Sanſkrits in dieſen Dialekten nur eine lautliche iſt, ſo ſind die in ihnen vorkommenden Formen im Allgemeinen nicht weſentlich von denen des Sanſkrits verſchieden. Allein im Fortgange der Sprache ſind mehre ſanſkritiſche Formen ganz eingebüßt — z. B. der ganze Dual in den Prakritdialekten und im Pali — bei andern iſt die im Sanſkrit zur Bezeichnung einer Begriffsmodification dienende Form verloren, aber durch andere im Sanſkrit vorkommende, aber hier nicht eigentlich zu dieſem Zwecke verwandte Bildungselemente erſetzt. Vielfach haben die Dialekte in ſolchen Fällen auch Formen des älteren Sanſkrits, welche das neuere Sanſkrit eingebüßt hat, natürlich in ihrer dialektiſch umgelauteten Form bewahrt. Dieſes und andere Abweichungen vom Sanſkrit tritt natürlich nicht in allen dieſen Dialekten gleichmäßig, ſondern in dem einen mehr, in dem andern minder hervor. Dem Sanſkrit zunächſt tritt die Sprache in den Aſokainſchriften, insbeſondere in der von Girnar.

Überaus wichtig würde es für uns ſein, wenn wir die Zeit, wo ſich das Prakrit κατ' ἐξοχήν, die Volksſprache von Mahârâshtra und die ihr ſo nahe verwandte von Çûrasêna literariſch ausbildete und fixirte, mit Sicherheit beſtimmen könnten. Wenn wir Kalidâſa, den angeblichen Verfaſſer von mehren Dramen, in welchen ſowol dieſe als die meiſten andern prakritiſchen literariſchen Dialekte in ihrer literariſchen Geſtalt erſcheinen, mit den indiſchen Zeugniſſen uns begnügend, in die Zeit des Vikramâditja ſetzen dürften, ſo fiele dieſe Fixirung ſchon 56 vor Chr. etwa, und im Allgemeinen könnte dieſe Annahme nicht unwahrſcheinlich ſcheinen, da ſchon aus der Zeit um 250 vor Chr. die Volksdialekte der Aſokainſchriften vorliegen. Allein zunächſt ſind die literaturhiſtoriſchen Angaben der indiſchen Grammatiker über alle Maßen unzuverläſſig. Ferner, da die Zeit zwiſchen 250—56 vor Chr. eine in ſprachlicher Rückſicht ziemlich kurze iſt, ſo müßte man wol annehmen — und dafür ſprächen auch andere Gründe, deren Erörterung hier zu weit führen würde — daß in dieſem Falle die Anfänge der literariſchen Fixirung der Volksſprachen in dieſe Zeit zu ſetzen ſein möchte. Dann wäre es aber ſonderbar, daß nicht die Volksſprache des damaligen Herrſcherlandes, in deſſen Hauptſtadt Kalidâſa am Hofe von Oudſchein lebte, zur Ehre gekommen wäre, die **Pracrita principalis** zu liefern, ſondern das ſüdlicher gelegene Mahârâshtra und das um vieles nördlicher liegende Çuraſena ſich in dieſer Ehre theilten. Wollte man dieſe Angabe der Inder dennoch zur Baſis der Unterſuchung machen, ſo müßte man annehmen, daß ſchon vor Kalidâſa die indiſche Dramatik ſammt der literariſchen Fixirung der Volksdialekte in den beiden erwähnten Ge-

94) *Lassen*, Instititutiones Linguae Pracriticae. p. 23 fg. 95) a. a. O. 377. 419. Append. 1. 2. 96) a. a. O. 391 fg. 97) a. a. O. 20. 402. 414. 98) a. a. O. 417. 99) Vgl. a. a. O. mehrfach, insbeſondere 13. 449. Append. 4 fg.

1) In Beziehung auf die beiden Sprachen der Aſokainſchriften muß ich auf dieſe ſelbſt verweiſen. Wegen des Pali auf *Burnouf* et *Lassen*, Essai sur le Pali (Par. 1826). *Clough*, A compendious Pali grammar with a copious Vocabulary (Colombo 1832, mir nicht zugänglich). Wegen des Prakrits vgl. man Laſſen's meiſterhafte, ſchon erwähnte Werk, und *Höfer*, De Pracrita Dialecto. Libb. II. (Berol. 1836).

genden zu einem geſetzgebenden Grade der Ausbildung gelangt geweſen ſei. Wenn man nun auch kein Bedenken tragen wollte, dieſes von Çuraſêna anzunehmen, wo Mathurâ ein Hauptſitz der indiſchen Cultur war, von wo in der That höchſt wahrſcheinlich die Dramatik der Inder ihren Anfang nahm, ſo iſt es doch ſehr bedenklich, daſſelbe von Mahârâſhtra zuzugeſtehen, welches bis zu dieſer Zeit, wenigſtens in der uns bekannten Geſchichte Indiens noch gar keine bedeutende Rolle geſpielt hatte. Hierzu kommt ferner, daß die Pracrita principalis, die Volksſprache von Mahârâſhtra, zugleich die Sprache iſt, in welcher die heiligen Schriften der Dſchainas abgefaßt ſind [2]. Im Princip des Buddhismus und der daraus hervorgegangenen Sekten liegt es aber, die Volksſprache zu benutzen, und wollte man eine abgeſtorbene, aber ihrer allgemeineren Verbreitung wegen brauchbarere wählen, ſo hätte man gewiß eher zu dem Sanſkrit gegriffen. Die Zeit der Gründung des Dſchainacultus iſt nun zwar leider auch nicht hinlänglich beſtimmt, allein das ſpäte Auftreten deſſelben macht es doch höchſt wahrſcheinlich, daß er nicht vor dem 7. Jahrh. nach Chr. gegründet ſei. Nun wäre es aber denn doch eine ganz ſonderbare Erſcheinung, wenn ſich ſieben Jahrhunderte hindurch von etwa 56 oder noch früher vor Chr. an, neben dem beſonders für literariſche Zwecke in dieſen Zeiten dienenden Sanſkrit, eine Volksſprache ungeändert erhalten hätte. Ich vermuthe daher, daß die literariſche Fixirung der Pracrita principalis. des maharaſchtriſchen Volksdialekts, ſowie die dramatiſche Poeſie der Inder ebenfalls etwa um das 7. Jahrh. nach Chr. fällt, und um dieſe Zeit herum ſcheint das Dekhan überhaupt und insbeſondere das uns durch Hiuan Thſang (um 640) als bedeutend mächtig bekannte Reich von Mahârâſhtra in dem indiſchen Leben eine große Rolle geſpielt zu haben.

Wie lange ſich die Prakrita-principalis und die mit ihr ungefähr auf gleicher Entwickelungsſtufe ſtehenden Töchterſprachen des Sanſkrits herrſchend erhielten, und etwa im Allgemeinen ihre literariſch fixirte Geſtalt auch als Volksſprache behaupteten, läßt ſich nicht genauer beſtimmen. Die mit den Einfällen der Muhammedaner beginnenden Kämpfe und Unruhen mögen, wie ſie in das ganze Culturleben ſtörend und vernichtend eingriffen, auch hier eine Epoche gebildet haben. Da jedoch in der vorhergehenden Periode keine oder nur ſelten eine politiſche Einheit das indiſche Volksleben umfaßte, ſo mögen ſich in den verſchiedenen Gegenden Indiens die prakritiſchen Dialekte bald früher, bald ſpäter, bald ſchneller, bald langſamer, ohne daß eine Form — zumal wo ſie, was in den meiſten Gegenden Indiens der Fall war, wenig oder gar nicht durch eine daraus erwachſende Literatur fixirt ward — ſich eine etwas dauerndere Herrſchaft ſichern konnte, fortentwickelt haben. So traten denn die Enkelſprachen des Sanſkrits vor, welche jetzt in Indien geſprochen werden. Einige von dieſen Sprachen haben ebenfalls ſich eine Art Literatur gebildet, deren Hauptbeſtandtheile zwar nur Überſetzungen aus dem Sanſkrit ſind; dennoch trug ſie dazu bei, ſie genauer zu fixiren. Dieſes iſt vorzüglich der Fall mit der ſogenannten hinduſtaniſchen Sprache, welche ſchon unter Aurengzeb zu einer nicht unbedeutenden Literatur gelangte [3]. Ihre Grundlage bildet eine Tochter des ſuraſeniſchen Prakrits, die Braja Bakha (wol von dem ſanſkritiſchen vrâtja bhâsha, Sprache der Vrâtjas, der aus ihren Kaſten geſtoßenen); ſie iſt aber ſehr mit von den Muhammedanern her eingedrungenen Zuſätzen verſetzt, nämlich mit Perſiſch und Arabiſch. Durch eine Fortentwickelung dieſer drei Elemente hat ſie aufgehört irgend einem beſtimmten Locale in dem jetzigen Indien anzugehören, ſondern iſt die Sprache aller Gebildeten durch das ganze eigentliche Hinduſtan. Befreit von den nicht-indiſchen Zuſätzen, an deren Stelle einheimiſche Wörter geſetzt werden, iſt es die Sprache der jetzigen Dichter in Mittelindien, und führt alsdann den Namen Hindî [4]. Mehr Localſprache, aber auch literariſch gebraucht, iſt das 1) Bengaliſche, im öſtlichen Theile von Indien. Faſt nur Localſprachen ſind in demſelben Theile; 2) der Dialekt von Tirhut (Tirabhukti); 3) der von Oriſſa (ud'radêça). In den Berggegenden und Thälern des Himalaja 4) die nepaleſiſche Sprache; 5) die des nördlichen Koçala; 6) die doguriſche (zwiſchen Kaſchmir und Almora); 7) die kaſchmirſche. Im weſtlichen Theile von Indien 8) die des Penjab; 9) die von Multan (Wuch genannt); 10) die von Sinde. An der weſtlichen Küſte 11) die von Kutch; 12) die von Guzerate; 13) die von Concan. Im Innern Indiens 14) die von Bikaneer; 15) die von Marwar; 16) von Jeypoor; 17) von Oudeypoor; dieſe vier ſind Rajputendialekte; 18) dieharutiſche, bei den Alten Sarasvati genannt; 19) die ſchon erwähnte Braja Bhaka; 20) die von Malwa; 21) die von Bundelkhund. Dieſe acht ſind im eigentlichen Hinduſtan zu Hauſe. 22) Die magadhiſche (in Behar); 23) endlich die mahrattiſche im Dekhan. Dieſe ſind ſämmtlich Enkelinnen des Sanſkrits [5]. Der Charakter derſelben iſt, da ſie ſich ſchon um eine Stufe weiter vom Sanſkrit entfernen, im Einzelnen auch ſchon verſchiedenartiger. Wo ſie ſich in einzelnen Wörtern mehr dem Sanſkrit zu nähern ſcheinen, als die prakritiſchen Dialekte — und dieſer Fall iſt gar nicht ſo ſelten — iſt der Umſtand daran ſchuld, daß die durch Literatur und ſeine Heiligkeit erhaltene energiſche Einwirkung des Sanſkrits auf ſeine Nachkommen oft die Herübernahme von Sanſkritwörtern in den Volksgebrauch herbeiführte, ſodaß nicht ſelten neben der den mundartlichen Geſetzen gemäß ungelauteten und darum faſt unkenntlichen, dem Dialekte ſeit lang her eigenen, Form eines Sanſkritwortes, dieſes ſelbſt in ſeiner Totalität neu herübergenommen beſteht [6]. Die uns bekannteren dieſer Dialekte haben nur wenige Trümmer aus dem großen Schatze der Sanſkritformen gerettet. Die mahrattiſche und bengaliſche Sprache hat noch alle drei Geſchlechter;

2) *Lassen* a. a. O. 64.

3) Vgl. *Garcin de Tassy* in Journ. Asiat. 1826. Mars. 245.
4) *Lassen*, Institutt. ling. Pracr. Append. p. 21 und die daſelbſt angeführten Stellen. 5) a. a. O. 20. 6) a. a. O. 44.

die des Penjab und die Braj Bhaka nur Maſculinum und Femininum. Der Dual war ſchon in den prakritiſchen Dialekten eingebüßt; er findet ſich daher auch hier nicht. Den Plural durch Wandlung der thematiſchen Form eines Nomens zu bilden, ſind nicht mehr alle Themen fähig; in den meiſten Fällen wird er durch Hinzufügung eines Wörtchens bezeichnet, deſſen eigentliche Bedeutung zur Bezeichnung der Pluralität paſſend ſcheint, z. B. im Bengaliſchen durch **dik**, Gegend, Platz, in **specie** Verſammlungsplatz, im Mahrattiſchen durch **avatha**, all u. ſ. w.[7]).

Südlicher als das Mahrattenland war das Sanſkrit, wie ſchon bemerkt, als Volksſprache nicht vorgedrungen. Hier lebten zu der Zeit, wo das Geſetzbuch des Manus abgefaßt ward (im 3. Jahrh. v. Chr. etwa), als ganz fremdſtämmiges Volk die Dravid'âs, den eigentlichen Hindus ebenſo unverwandt, wie die Griechen (Javanâs) und andere an jene ſtoßende Völker, welche im Mânavadharmaçâſtram an einer und derſelben Stelle aufgezählt werden[8]). In denſelben Sitzen und unter demſelben Namen kennt dieſen Volksſtamm noch Hiuan Thſang (640)[9]), und ſelbſt jetzt iſt er hier noch in vielfachem Gebrauch, obgleich durch Hervortreten von einzelnen zum Stamm der Dravidâs gehörigen Völkern als allgemeiner Namen verdrängt. Später wahrſcheinlich, als die Abfaſſung des Mânavadharmaçâſtram fällt, folgte der ſchon unter Aſokas (um 260) bis hierher ausgedehnten Herrſchaft, auch die Cultur des Sanſkritvolkes und mit ihr fand auch das Sanſkrit hier Eingang. Allein, wie es ſelbſt nirgends mehr Volksſprache war, konnte es ſich auch in keinen Kampf mit der herrſchenden Volksſprache mehr einlaſſen. Nur inſofern dieſe zu literariſchen Beſtrebniſſen gebraucht werden ſollte, gewann es auf ſie, als Sprache und Träger der höheren Cultur, deren ſich auch dieſer Volksſtamm zu bemächtigen ſuchte, einen höchſt bedeutenden Einfluß, und wurde vielfach mit ihr gemiſcht. Doch afficirte dieſe Miſchung den eigentlichen Kern dieſes Sprachſtammes ſehr wenig, und alle aus ihm hervorgetretenen Einzelſprachen der Jetztzeit laſſen ſich noch mit Leichtigkeit als grund- und ſtammverſchieden von dem Sanſkrit anerkennen. Nach dem Urtheile des beſten Kenners dieſes Hauptſprachſtammes des ſüdlichen Indiens, ſind ſeine Hauptglieder das hohe und platte Tamuliſche (Tamil), das Telugu, ſowol das grammatiſch fixirte, als das volksmundartliche; die alte und neue Carnatika oder Cannadiſprache; das Mălăyâlma oder Malayâlam, welches nach Paullinus a St. Bartholomäo in Grantha-Malabariſh und gemeines Malayalam zerfällt, welche beide Formen ſich jedoch nur dadurch unterſcheiden, daß jenes ſanſkritiſche Formen und Worte im Übermaße gebraucht; endlich das Tuluva, die Volksſprache in dem Theile Indiens, welcher auf unſern Karten den Namen Canara führt. Außerdem gibt es einige locale Dialekte, welche zu demſelben Sprachſtamme gehören, z. B. das Cödugu, eine Variation des Tuluva, welches in dem Diſtricte Coorg geſprochen wird. Als allgemeiner Charakter dieſes Sprachſtammes wird angegeben: Declination der Nomina durch Partikeln oder Wörter, welche zu ihnen gefügt werden — der Gebrauch eines pluralen Pronomens, welches für die erſte und zweite Perſon gemeinſchaftlich gebraucht wird — die Conjugation des **Verbi affirmativi** — die Exiſtenz eines negativen Aoriſti, eines negativen Imperativi und anderer negativen Verbalformen — die Verbindung des neutralen und feminalen Geſchlechts im Singular und des maſculinaren und feminalen im Plural der Pronomina und des Verbi. Durch dieſe Eigenthümlichkeiten und den ganzen Charakter der Syntax ſcheidet ſich dieſer Sprachſtamm, ſelbſt abgeſehen von den verſchiedenartigen Wurzeln, ganz und gar vom Sanſkrit[10]). Die jetzigen Sprachgrenzen dieſer Sprachen ſind ungefähr folgende: das Carnataka, auch Canara oder Canareſe und nach einem ſeiner Hauptſitze die Myſoreſprache genannt, wird im Süden des Kiſtna (Kriſchna) und im Norden des Cavery insbeſondere geſprochen. Doch reicht es auch etwas nördlich über den Kiſtna hinaus; ſeine Grenze nach Nordweſt bildet Hyderabad, dann nach Weſten zu eine von dort nach Südoſt und Süd ſich ſchlängelnde Wellenlinie über Adoni bis zu den Oſt-Ghats, reicht im Süden etwas über den Cavery und umſchließt ganz Myſore[11]). Die Malabarſprache, auch Malajalam, Malajalma genannt, reicht vom Cap Comorin bis Dilli ungefähr. Das Tamul oder Tamil, auch Dravid'a insbeſondere genannt, breitet ſich öſtlich vom Malabariſchen auf der Coromandelſeite von Ramiſſeram und Madura aus — reicht aber nordwärts über Tandſchore, Madras bis Pulicate. Der Name Tamul ſoll hier eigentlich die niedern Kaſten und ihre Vulgärſprache bezeichnen; aber in Carnata auf der Plateaulandſchaft nenne man ihre Sprache **Aravi**, ihr Volk **Tigular**. Die Telinga- (auch Talugu-) Sprache wird nördlich vom Fluſſe Pennair vorherrſchend, geht über den mittleren und unteren Kiſtna und Godavery hinaus bis in die nördlichen Circars bei Cicacole (18° 15′ n. Br.). Das Volk ſoll nach der Ausſage der Brahmanen Andray (die Andhrâs im Sanſkrit) heißen. Der alte Sprachſtamm der Dravid'âs, wie wir ihn wol mit Recht genannt haben, iſt alſo herrſchend ungefähr vom 19. Grad n. Br. bis zu der Südſpitze von Indien.

Schon früher[12]) haben wir die, auf einige ſprachliche Gründe geſtützte, Vermuthung ausgeſprochen, daß dieſer letzterwähnte Volksſtamm einſt die Urbevölkerung von ganz Vorderindien bildete. Wir haben auch ſchon bemerkt, daß ſich mitten in den nördlichen ſonſt ganz ſanſkritiſchen Gegenden deſſelben, ſowol in älteren, als ſelbſt in den

---

7) Vgl. *Lassen* a. a. O. 47, wo ſich auch einige Grammatiken einiger hierher gehörigen Sprachen erwähnt finden; intereſſant iſt auch die Vergleichung der im Weſten des Indus lebenden, aus dem Sanſkrit zum großen Theile hervorgegangenen Volksſprachen; vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 154. 155. S. 1532 fg. 8) *Mânavadh.* X, 44. 9) Vgl. S. 118.

10) Ellis und Campbell in des Letzteren Teloogoo-Grammatik, welche mir nicht zugänglich; dieſe Stellen finden ſich bei *Lassen* a. a. O. Append. p. 10. 11. 11) Genauere Beſtimmungen ſowol in Bezug auf dieſe als die folgenden Sprachformen bei Ritter, Aſien. IV, 2, 376 fg. 12) S. 9.

Digitized by Google

neueſten Zeiten noch Überbleibſel von Völkern, welche in Sprache, Sitte u. ſ. w., von den Nachkömmlingen des Sanſkritvolkes abweichend, ſich in Beziehung auf jene mit den Dravid'âs verwandt zeigen. Dieſes Thema iſt noch zu wenig unterſucht, als daß wir hier genauer darauf einzugehen vermögen. Die meiſten der hier in Betracht kommenden Völkerſchaften ſind auch ſchon oben (a. a. O.) erwähnt [13]).

Zu dieſen einheimiſchen Sprachen Indiens, welche wir alſo auf das Sanſkrit und die Dravidaſprache reduciren, brachten die nach Indien kommenden Eroberer auch ihre Mutterſprachen. Von dieſen erhielt das Perſiſche insbeſondere und das Arabiſche eine bedeutende Herrſchaft, und jenes war in den nördlichen Gegenden Sprache aller Gebildeten, und hat ſich ſelbſt jetzt noch in manchen Beziehungen — z. B. in adminiſtrativer — als präponderirend erhalten. Daß ſich auch die einheimiſchen Sprachen dieſer Gegend von ihrem Einfluſſe nicht frei erhalten konnten, iſt ſchon bemerkt.

Die von den europäiſchen Eroberern hinübergeführten Sprachen ſind im Allgemeinen auf die Europäer, deren Mutterſprachen ſie ſind, beſchränkt. Nur das Engliſche wird jetzt von den Gebildeteren getrieben, und mit vielem Glück.

Schrift [14]). Wie alt der Gebrauch der Schrift in Indien ſei, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Daß Megaſthenes ſich irrte, wenn er angibt, daß zu ſeiner Zeit die Inder keine Schrift kannten, iſt ſchon früher bemerkt [15]). Allein wir ſchloſſen daraus, daß die Schrift in den Brahmanenſchulen faſt wie ein Geheimniß bewahrt ward. Erſt als der Buddhismus wiſſenſchaftliches Leben durch das ganze indiſche Volk zu verbreiten ſuchte, ſcheint auch dieſes Hauptinſtrument deſſelben in größeren Gebrauch gekommen zu ſein. Ob die indiſche Schrift eine heimiſche Erfindung ſei, oder von Fremden nach Indien gebracht, iſt eine Unterſuchung, die noch genauer und vielſeitiger Erwägung bedarf. Die bedeutende Ähnlichkeit der älteſten indiſchen Schriftweiſe mit der griechiſchen, hat zu extremen conjecturellen Ausſprüchen geführt, indem man jene von dieſer, oder umgekehrt, dieſe von jener ableiten wollte [16]). Beide Vermuthungen ſind ſo unnatürlich, daß jede Erörterung derſelben überflüſſig wäre. Allein nicht unmöglich wäre, daß die Phönizier, denen die Griechen ihr Alphabet verdanken, und welche wie um 1000 v. Chr. in Handelsverbindung mit Indien finden, auch dem Sanſkritvolke dieſes wichtige Geſchenk machten, und dadurch würde ſich die, bei mehren Lautzeichen höchſt auffallende, Ähnlichkeit des griechiſchen und indiſchen Alphabets durch Vermittelung der gemeinſchaftlichen Mutter hinlänglich erklären. Für die ganz eigenthümliche Ausbildung und Syſtematiſirung des Alphabets in Indien iſt, zumal bei der Syſtematiſirſucht des Inders und der Abgeſchloſſenheit des Schriftgebrauchs auf eine beſondere und durch Corporationsgeiſt innigſt verknüpfte Kaſte, der Zeitraum von 1000 v. Chr. bis etwa 400, bis wohin die älteſten uns bekannten Schriftdenkmäler Indiens reichen mögen, über und über hinreichend. Dem um Indiens Geſchichte ſo überaus verdienten Prinſep verdanken wir die Entzifferung der älteſten uns bekannten indiſchen Alphabete. In dem Journal of the Asiatic Society of Bengal findet ſich eine vergleichende Tafel der älteren indiſchen Alphabete von etwa 400 v. Chr. bis 1200 n. Chr. in zehn Modificationen [17]). Die neunte derſelben bildet die ſogenannte Devanâgarî, Götterſchrift. In allen älteren ſowol, als jüngeren Formen, welche für Sanſkrit oder die daraus hervorgegangene Sprachen angewendet werden, herrſcht daſſelbe Buchſtabenſyſtem, wie in dieſer Schrift, obgleich einige von letzteren, inſofern ſie die entſprechenden Laute einbüßten, auch die Zeichen dafür verloren. Daraus folgt, daß die eigenthümliche Syſtematiſirung des Alphabets, welche in der Dêvanâgarî herrſcht, ſchon ſo alt, oder vielmehr noch älter iſt, als die älteſte Sanſkritſchrift. Dieſes Syſtem bietet zunächſt zehn Vocalzeichen und vier Diphthongzeichen dar, nämlich 1) für ă, 2) für â, 3) für ĭ, 4) für î, 5) für ŭ, 6) für û, 7) für ri, welches für einen Vocal gilt, wie denn ja bekanntlich auch bei den griechiſchen Grammatikern die Frage aufgeworfen ward, ob ῥ nicht eher zu den Vocalen zu zählen ſei; 8) für rî, 9) für lrĭ, welches nur in einem Worte vorkommt; 10) für lrî, welches gar nicht vorkommt und nur zur Vervollſtändigung des Syſtems formirt ward. Vier Diphthongzeichen: 1) für ê, 2) für ai, 3) für ô, 4) für au. Für die Conſonanten haben die Inder 33 Zeichen. Dieſe zerfallen nach den Sprachorganen in ſieben Claſſen:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| I) für Kehlbuchſtaben . . . . . . | ka | kha | ga | gha | ñga | |
| II) Gaumenbuchſtaben . . . . . . | tsha | tschha | dscha | dschha | ña | |
| III) Kopfbuchſtaben . . . . . . . . | t'a | th'a | d'a | dh'a | na | (ſie werden gebildet durch Anſchlagen der Zunge hinten am Gaumen) |
| IV) Zahnbuchſtaben . . . . . . . . | ta | tha | da | dha | na | |
| V) Lippenbuchſtaben . . . . . . . | pa | pha | ba | bha | ma | |
| VI) Halbvocale . . . . . . . . . | ja | ra | la | va | | |
| VII) Hauchlaute . . . . . . . . . | ça | sha | sa | ha | | |

13) Vgl. noch *Laſſen* a. a. O. Append. 22. 14) Vgl. Artikel Schrift. 15) S. 19. 16) Journ. of Beng. 1837. May. 391. Gött. Gel. Anz. 1838. S. 251. 1839. S. 319. 17) Journ. of Beng. 1838. March. zu S. 276. Vol. VII. pl. XIII. Vgl. auch 1837. June. p. 463. 1835. Aug. p. 477. Nov. 1837. p. 978. pl. LV. Die Haupttabelle iſt nachgeſtochen in den Münchener Gel. Anz. 1839. October.

Hierzu kommen nun zwei einfache Zeichen für Doppelconſonanten für ksha (x) und lra; ferner ein eigenthümliches Zeichen für den Naſal unter gewiſſen Bedingungen, Anusvara, und für den, unter gewiſſen phonetiſchen Bedingungen, an die Stelle eines urſprünglichen s tretenden Hauch, Visarga. Die Zeichen für die Conſonanten enthalten, wie die Tabelle zeigt, ſtets die Bezeichnung eines a mit; ſoll dieſes nicht geſprochen werden, ſo wird dies durch ein beſonderes Zeichen ausgedrückt. Dieſe Zeichen ſind vielfacher Verſchlingungen mit einander fähig.

Dieſes ſanſkritiſche Alphabet hat ſich über ganz Indien verbreitet, natürlich mit mannichfachen Modiſicirungen ſeiner äußeren Form, welche ſich jedoch auf die Urform zurückführen laſſen zu können ſcheinen. Die im ſüdlichen Indien bei den Sprachen vom Dravid'aſtamm geltenden älteren und neueren Formen hat Harkneß tabellariſch zuſammengeſtellt [18]). Sie laſſen ſich zunächſt auf die der Inſchriften von Mahamalaipur reduciren [19]). Sowie hier im ſüdlichen Indien für die verſchiedenen Volksſprachen ſich beſtimmte Alphabetformen feſtgeſetzt haben, iſt es auch im nördlichen geſchehen [20]). Die hinduſtaniſche Sprache bedient ſich des arabiſchen Alphabets.

Indien bietet eine Menge Schreibmaterial dar. Baumwollenpapier kennt Nearch [21]) daſelbſt; dieſes und Palmbaſt [22]), die Blätter des im Sanſkrit bhûrg'a genannten Baumes, jetzt Bhojpatr genannt, dienten und dienen ſelbſt heut noch, wo ſie nicht von Lumpenpapier verdrängt ſind, im gewöhnlichen Leben. Ferner Aloeblätter [23]). In dieſe Blätter werden die Buchſtaben eingeritzt und denn mit Tuſche überzogen [24]). Der Buddhismus führte die Sitte ein, Documente — Inſchriften — insbeſondere auf Kupferplatten einzugraben [25]).

Bildung. Was den Stand der Bildung im Allgemeinen in Indien in der erſten Periode ſeiner Geſchichte betrifft, ſo haben wir wenig, ja faſt gar keine einzelnen Data, auf welche wir ein Urtheil ſtützen können. Ein Zuſtand aber, aus welchem ſchon der tiefſinnige Buddhismus hervorgegangen war, und vor welchem alle Völker des Alterthums, insbeſondere die hochgebildeten Griechen, eine ſo hohe Achtung bezeugen, konnte kein gewöhnlicher ſein. Eine ziemlich hochgeſtiegene wiſſenſchaftliche Bildung, ſchon den Keim und die Grundlage der in der folgenden Periode ins Leben tretenden Literatur enthaltend, müſſen wir uns in den Brahmanenſchulen denken, wo die Unterrichts- und Lehrmethode mündlich war [26]). Die Brahmanen waren die Lehrer in ihrer und auch für die übrigen Kaſten. Letzteren mögen ſie wol nur das für ihren Beruf Wichtige mitgetheilt haben. Der Buddhismus verbreitete die wiſſenſchaftliche Bildung in reicherem Maße über das Volk. Der Staat nahm ſich der Erziehung an, und ſchon Aſokas' Inſchriſt erwähnt angeſtellte Lehrer; eine andere alte Inſchriſt kennt einen Oberaufſeher des Schulweſens (mahâkumârâmâtja) [27]). Seit der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. wandten ſich auch die Brahmanen mit ihrem in ihren Schulen angehäuften Bildungsſtoffe an das Volk. In ſich vollendeter und im Sanſkrit, der leicht allen Indern verſtändlichen Grundſprache, die zugleich für heilig erachtet wurde, vorgelegt, gewann er die Oberhand. Fa Hian's kurze Schilderungen und das in den indiſchen Dramen uns vorgeführte Bild des indiſchen Lebens zeigt, welch ein gewaltiger Bildungstrieb alle höheren Stände im Volke ergriffen hatte. Er machte ſich in literariſchen Erzeugniſſen der mannichfaltigſten Art Luft, und dieſer — der zweiten Periode der indiſchen Geſchichte — gehört zum Theil vollſtändig, zum Theil dem Keime nach, die ganze uns erhaltene indiſche Literatur an. Jedoch iſt uns nur die eine Seite derſelben — die Brahmaniſche — bewahrt, die Buddhiſtiſche iſt zum allergrößten Theile vernichtet. Trotz des excluſiven Stolzes des indiſchen Brahmathums war das Griechenthum vom allergrößten Einfluſſe auf dieſe Entwickelung [28]). Als die Muhammedaner eindrangen, fanden ſie das indiſche Leben in ſolcher Blüthe, daß ſie ſich mehr recipirend zu demſelben verhielten. Sie überſetzten die indiſchen Schriften [29]) und führten manche indiſche Culturelemente — z. B. die Zeichen des Zahlenſyſtems und die Namen der muſikaliſchen Scala — nach der Weſtwelt. Für die weitere Entfaltung des religiöſen Lebens waren ſie von einiger Bedeutung. Im Allgemeinen aber trat insbeſondere der graunvolle Muhammedaniſche Despotismus hemmend und ſtörend in das indiſche Culturleben, und führte nach und nach den Zuſtand der Indifferenz herbei, in welchem die engliſche Herrſchaft die indiſche Cultur fand, nagend an vielfach unverſtandenen Reſten des alten großartigen Zuſtandes. Im Volke begann ſich der Culturtrieb jedoch neue Bahnen zu eröffnen, indem er an der Stelle des nur noch von wenigen verſtandenen Sanſkrits die Volksmundarten zu Poeſie und andern literariſchen Verſuchen zu benutzen anfing. Doch iſt dieſe Literatur faſt nur auf Überſetzungen aus dem Sanſkrit beſchränkt. Die engliſche Regierung hat ſchon ſeit längerer Zeit für das Erziehungsweſen in Indien ſorgfältiger zu wirken begonnen [30]). Sie hat alte Erziehungsanſtalten, ſowol indiſche, als Muhammedaniſche, unterſtützt und reformirt und neue gegründet. Die Proportion der Schü-

18) Ancient and modern Alphabets of the popular Hindu Languages of the Southern Peninsula of India by *Henry Harkness* (Lond. 1837). Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 81. S. 801. Journ. of Beng. 1837. March. pl. XIII, wo das Alphabet von Amaravati und andere. 19) In Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. T. II. Plates, nr. 18. 20) Vgl. *Adelung*, Bibliotheca Sanscrita. p. 20. von Bohlen, Das alte Indien. II, 442. Nepaleſiſches Alphabet. Journ. As. Août. 1830. p. 85. Das Marwari, Sindhi und Multani findet ſich in As. Journ. of Beng. 1837. May. 352. (Vol. VI. pl. XX.) 21) Bei *Strab.* XV. §. 67. 22) *Curt.* VIII, 9. 23) Chineſen in Journ. of Beng. 1837. Jan. 67. 24) Vgl. *Paullin. a St. Bartholomaeo*, De ling. Samscred. p. 327 fg. Heeren, Ideen, Indien. 91. *Wilson*, Mackenzie-Collection. II, 65. 25) Vgl. S. 109.

26) Vgl. oben S. 19 fg. 27) von Bohlen, Das alte Indien. II, 154. 28) Vgl. S. 82. 29) Vgl. Ritter, Aſien. IV, 1, 529. 30) *Montgomery Martin*, History of the british Colonies X, 410 und in Condition of the Anglo-Eastern Empire.

Digitized by Google

ler zu der Anzahl der Menſchen iſt in Indien im Allgemeinen größer, als in irgend einem Theile der Welt. Es kommt ein Schüler auf fünf Menſchen, während das Verhältniß in Preußen, welches dieſem zunächſt ſteht, wie 1: 7 iſt. Es zeigt dies die Lernbegierde und den in den Indern ruhenden Bildungstrieb, welcher nur einer guten Leitung bedarf.

Die höheren Bildungsanſtalten in Bengalen ſind: 1) Das Muhammedaniſche Colleg in Calcutta (ſeit 1781), welches vorzüglich in der Abſicht gegründet ward, Gerichtsbeamte zu bilden; doch wurde ſein Zweck mit der Zeit erweitert. Im J. 1827 kam auch eine mediciniſche Schule dazu. Der Unterricht umfaßt jetzt Perſiſch, Arabiſch, Engliſch, Naturgeſchichte, Philoſophie, Theologie, Recht, Aſtronomie, Geometrie, Arithmetik, Logik, Rhetorik, Grammatik, Medicin. 2) Hindoo Colleg in Benares (ſeit 1791), welches den altindiſchen Einrichungen gemäß etablirt iſt. Unterrichtsgegenſtände ſind Theologie, Ritual, Medicin, Muſik, mechaniſche Künſte, Grammatik, Proſodie, Lexikographie der heiligen Schriften, Mathematik, Metaphyſik, Logik, Recht, Geſchichte, Ethik, Philoſophie und Poeſie. 3) Hindoo Colleg in Calcutta (ſeit 1821), mit dem eine Kinderſchule verknüpft iſt. 4) Anglo-Indian College (ſeit 1816), wo die eingeborenen Engländer in europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet werden. Eine Menge höherer Schulen ſind außerdem noch in Bengalen, und höchſt bedeutend iſt die Anzahl der verſchiedenen Arten von niedern Bildungsanſtalten. Ähnlich iſt es in den beiden übrigen Präſidentſchaften. Neben den vom Staate oder Gemeinden fundirten Schulen gibt es eine Menge Schulen der verſchiedenen chriſtlichen Miſſionaire, welche ebenfalls ſehr beſucht werden, und ſo lange ſie ſich von ihrem Eifer, ihre eigentliche Beſtimmung zu erfüllen, nicht zu weit führen laſſen, ſegensreich wirken. Tritt aber dieſe Abſicht mit Entſchiedenheit hervor, ſo nehmen die Eingeborenen ihre Kinder heraus.

Literatur. Den allerbedeutendſten Theil der indiſchen Literatur bildet die, deren Sprache das Sanſkrit iſt; nur weniges in Prakrit Abgefaßte hat ſich erhalten, und die Paliliteratur iſt aus Vorderindien ganz verſchwunden. Den bedeutendſten Theil der Sanſkritliteratur bilden die religiöſen Schriften, mit denen wir daher den Anfang machen.

Religiöſe Schriften. Bei den Indern umfaßt der religiöſe Theil der Literatur im Brahmathum das geſammte Wiſſen (vidjâ) und zerfällt in 18 Hauptabtheilungen [31]). Die vier erſten derſelben bilden die vier Veden mit ihren zahlreichen Commentaren und Erläuterungsſchriften. Sie werden als von Brahma geoffenbart betrachtet. Die Namen derſelben ſind: 1) Rik', Lob; er enthält rhythmiſche Lobgeſänge auf die Gegenſtände des Brahmaniſchen Cultus. Er ſoll etwa 10,000 Doppelverſe umfaſſen; 2) Jag'ush, Opfer, iſt proſaiſch abgefaßt und enthält das Opferritual insbeſondere, ſammt den dazu gehörigen Gebeten; 3) Sâman, Lied, enthält Hymnen, welche nur geſungen werden; 4) Atharvan, Prieſter, enthält Behandlungen von Gegenſtänden der Theologie, Gebete, Hymnen u. ſ. w. Dieſes große Corpus iſt natürlich weder das Werk eines Menſchen, noch auch einer Zeit. Wir haben ſchon mehrfach unſere Anſicht ausgeſprochen, daß mehres, oder wol die meiſten Partien deſſelben, in die erſte Periode der indiſchen Geſchichte gehören mögen. Entſchieden jünger aber, und ohne Zweifel auch der zweiten Periode angehörig, iſt der ganze vierte Theil der Atharva-Veden. Zu den ſchon früher für dieſe Entſcheidung geltend gemachten [32]) Gründen kommt jetzt noch, daß auch der ceyloneſiſche Mahâwanſo nur drei Veden kennt. Eine Beſtimmung der Zeit im Einzelnen iſt jetzt noch ganz unmöglich. Die von der Angabe der Coluren (im Jag'urveda) hergenommene, welche auf 1391 v. Chr. paßt, gibt keine Baſis für eine kritiſche Unterſuchung. Denn die aſtronomiſchen Kenntniſſe der Inder waren hinlänglich, um dies rückwärts zu berechnen. Das meiſte wird ſich aus der Sprache gewinnen laſſen, und dieſe bewog auch uns, den Haupttheilen der Veden einen Platz in der erſten Periode anzuweiſen; allein um hier Sichereres bieten zu können, müſſen wir abwarten, bis ein größerer Theil des Corpus uns zugänglich wird. Die drei erſten Veden waren ſchon zur Zeit des Mânavadharmaçâſtram (etwa 230 v. Chr ) geſammelt; der vierte kam erſt ſpäter hinzu. Jeder Vedas begreift noch eine Menge Tractate in ſich, welche Upaniſhadas (upanishad, niedrig ſitzen, die Sitzung beim Unterricht, Lehre) [34]) heißen, welche die eigentliche Theologie der Veden bilden [35]). Einige von dieſen ſind herausgegeben, andere ihrem Inhalte nach ausgezogen; ſehr viele jedoch noch nicht mehr als dem Namen nach bekannt.

Auf die vier Veden folgen wiederum vier Hauptabtheilungen, upavêdâs genannt, gleichſam nachträgliche Veden [36]). Sie ſollen aus den Vedas abgeleitet, aber nur noch in Auszügen und ſchwachen Nachahmungen vorhanden ſein. Der erſte, Ajush (Leben), aus dem Rig-Veda, handelt von Medicin, Chirurgie, Botanik, Mineralogie u. ſ. w.; der zweite, Gândharva (von Gandharva, Namen der himmliſchen Muſiker). aus dem Sâma-Veda, über Muſik und Tanzkunſt. Der dritte, Dhanurvidja (Wiſſenſchaft des Bogens), aus dem Jag'urveda, handelt über Kriegskunſt; der vierte, Sthâpatja (Baukunſt wol im eigentlichen Sanſkrit, eigentlich das ſtehend zu Machende), aus dem Atharva-Vêda, handelt über eine Anzahl von Künſten und Handwerken.

Auf dieſe acht Hauptabtheilungen folgen wiederum ſechs, genannt Vedângâni, Glieder der Veden [37]). Das erſte heißt çikshâ, Lehre, und handelt von den Accenten und der Recitation der Veden. Das zweite, vjâ-

31) *Adelung*, Bibliotheca Sanscrita, 109 und die daſelbſt und weiterhin angeführten Werke; von Bohlen II, 188.

32) Vgl. *Adelung* p. 124; v. Bohlen I, 130. *Schlegel* zu Ramaj. I, 2, 58. 33) Journ. of Beng. 1837. July. 507. 34) Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I. 1. 71. 35) von Bohlen I, 129. *Adelung* 125. 36) von Bohlen II, 188. *Adelung* 131. 37) von Bohlen a. a. O. *Adelung* 132. *Lassen*, Anthol. sanscr. Glossar. s. v.

Digitized by Google

karan'a, Grammatik; das dritte, Nirukti, Erklärung dunkler Worte; das vierte, Kh'andas, Metrik; das fünfte, Kalpa, Ceremoniell; das ſechste, g'jôtish, Feſtkalender.

An dieſe 14 Hauptabtheilungen ſchließen ſich endlich vier Upangâni, nachträgliche Glieder. Dieſe enthalten das Geſetzcorpus, Smriti (memoria) genannt, die Schriften über die beiden orthodoxen Hauptſchulen der Philoſophie, und endlich die religiöſen Epopöen. Von dieſen ſind in religiöſer Beziehung beſonders wichtig:

Die Puranen (purân'a, alt)[38]. Achtzehn ziemlich große Gedichte werden unter dieſem allgemeinen Namen zuſammengefaßt. Jedes behandelt fünf Argumente insbeſondere: 1) die Schöpfung, 2) die Zerſtörung und Erneuerung der Welten, 3) die Genealogie der Götter und Heroen, 4) die Regierung des Manu, und 5) die ſeiner Nachkommen. Auch dieſe Gedichte werden als heilig betrachtet, und der indiſche Glaube ſucht ſie in das höchſte Alterthum zurückzuſchieben. Allein ſie verrathen ihr ſehr ſpätes Zeitalter durch ihre Sprache und Compoſitionsweiſe im Allgemeinen, und im Einzelnen ſcheint die Abfaſſung eines jeden nach den in ihm enthaltenen hiſtoriſchen Notizen — welche in der Form von Prophezeihungen auftreten — mit großer Sicherheit beſtimmt werden zu können. Wie alt das älteſte, und wie jung das jüngſte iſt, läßt ſich natürlich noch nicht begrenzen. Doch iſt es ſicher, daß manches in ihnen erſt im 16. Jahrh. n. Chr. abgefaßt iſt. Ganz iſt weder ein purân'am bis jetzt im Original herausgegeben, noch überſetzt; ſondern im Original beſitzen wir nur einzelne Stücke und überſetzt ſind einige Auszüge; außerdem gibt es Analyſen von einigen. Von poetiſcher Seite nehmen ſie, ſo weit wir ſie bis jetzt kennen, eine höchſt untergeordnete Stellung ein; dieſe ſcheinen auch die Verfaſſer derſelben gar nicht im Sinn gehabt zu haben, ſondern ihr Hauptaugenmerk war eine Darſtellung der religiöſen Sagen und Geſchichte vom prieſterlichen Standpunkte aus. Sie ſind wol allſammt jünger, als — wenigſtens die Grundlagen — der großen, von poetiſcher Seite wichtigen, Epopöen des Ramajanam und des Mahâbhâratam, und verhalten ſich ungefähr dazu, wie in Griechenland die cykliſchen Epen zu der Odyſſee und Iliade. Außer den achtzehn Puranen — deren Namen man bei Adelung und ſonſt vielfach aufgezählt[39] findet — ſieht man noch einige andere erwähnt, und eine ganze Claſſe, welche Upapurânâni, nachträgliche Puranen, genannt werden[40].

Von den heiligen Schriften der übrigen indiſchen Religionsformen verdienen zuerſt die Buddhiſtiſchen Berückſichtigung. Dieſe wurden, nachdem ſie, der Sage nach, lange mündlich fortgepflanzt waren, um 100 v. Chr. zuerſt ſchriftlich und zwar das Pitakattajan in Pali abgefaßt[41], die Atthakatha dagegen in ceyloneſiſcher Sprache. Jenes iſt das Hauptwerk des Buddhismus, wie die weſentliche Übereinſtimmung der Paliausgabe deſſelben mit der tibetaniſchen Überſetzung, bei welcher es jedoch fraglich iſt, ob ſie nicht zunächſt Übertragung einer Sanſkritüberſetzung iſt, zeigt[42]. In Nepal exiſtiren die Buddhiſtiſchen Schriften in einer Sanſkritüberſetzung. Dieſe rührt wahrſcheinlich aus der Zeit her, wo ſich das Sanſkrit ſchon über ganz Indien als Gelehrtenſprache verbreitet hatte. Allgemeine Beſchreibungen und Inhaltsverzeichniſſe dieſer Schriften verdanken wir Turnour in Bezug auf die Paliausgabe, Cſomas Köröſi in Bezug auf die tibetaniſche und Hodgſon in Bezug auf die Sanſkritüberſetzung[43].

Die heiligen Schriften der Dſchainas ſind in Prakrit abgefaßt; ſie ſind noch wenig bekannt und verdienen, ſowie alle Überbleibſel ihrer Literatur, eine ſorgfältigere Berückſichtigung, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden iſt[44].

Auch die übrigen indiſchen Sekten haben eine reiche heilige Literatur, deren Sprache zum größten Theile Sanſkrit iſt. Doch kennen wir von den meiſten wenig mehr, als die Titel und einige kleine Parcellen, welche Wilſon und Andere überſetzt haben[45].

Recht. Über das älteſte indiſche Geſetzbuch, das Mânavadharmaçâſtram[46], und die Zeit, in welcher es, unſerer Anſicht nach, abgefaßt (etwa im 3. bis 2. Jahrh. v. Chr.), haben wir ſchon geſprochen. Es behandelt das Recht nicht in dem beſchränkteren Sinn, wie wir dieſen Begriff nehmen, ſondern ſucht in der Kürze die ganze ſociale Weltordnung (dharma), vom Brahmaniſchen Geſichtspunkte aus, darzulegen. Es beruht, wie ebenfalls ſchon bemerkt, zum Theil auf älteren çâstrâni; in jene angegebene Zeit fällt nur die Abfaſſung des Haupttheiles; zu dieſem traten mancherlei Interpolationen, bevor es in der vorliegenden Form durch Commentare fixirt ward. Es zerfällt in 12 Capitel, deren erſtes die Schöpfungsgeſchichte und ein Inhaltsverzeichniß enthält; das zweite Erziehung; das dritte Heirath; das vierte Ökonomie; das fünfte Lebensweiſe im Hauſe; das ſechste über das Anachoretenleben (alles faſt nur in Bezug auf Brahmanen, für deren vier Lebensſtadien die Geſetze bis hierhin mitgetheilt ſind); das ſiebente Regierung; das achte und neunte Recht; das zehnte über Kaſtenmiſchung; das eilfte über Sünde und Buße; das zwölfte Seelenwanderung und endliche Freiheit (mòksha). Theils Commentare über dieſes Werk, theils eine Menge beſondere Werke über einzelne Theile des Rechts, entwickeln das Recht wiſſenſchaftlich weiter. Deren Titel hier aufzuführen, würde zu weitläufig ſein[47].

Wir wenden uns zu denjenigen Erzeugniſſen der in-

38) von Bohlen II, 190. *Adelung* 133 fg., wozu man jedoch Nachträge geben kann. 39) Sehr gut in *Wollheim*, De nonnullis Padma-Purani capitibus etc. (Berol. 1831). 40) *Adelung* p. 149. 153. 41) Vgl. oben S. 19. und Journ. of Beng. 1837. July. p. 501 fg.

42) Journ. of Beng. a. a. O. 43) *Turnour*, Mahawanso I, LXXV. *Csomas Körösi* in As. Res. XX, 41. *Hodgson* ebendaſ. XVI, 420. 44) Vgl. *Adelung* 180. 45) *Wilson* in Sketch of the religious Sects of the Hindus. As. Res. XVI. XVII. Vgl. auch *Adelung* 155—157. Journ. of Beng. June. 1837. p. 480 und ſonſt. 46) von Bohlen II, 10. *Adelung* 159. 47) Die bis jetzt bekannten finden ſich theils bei Bohlen II, 11. *Adelung* 165—169. A Digest of Hindu-Law on con-



Digitized by Google

diſchen Literatur, welche, wenngleich theilweiſe, ebenfalls in die Branche der heiligen Schriften nach indiſcher Anſicht gezogen, doch mehr in das profane Leben hinüberreichen. Hier verdient die erſte Stelle die Behandlung der Grammatik, in welcher es die Inder zu einer ganz ungewöhnlichen Vollkommenheit brachten. Veranlaſſung dazu gab der Umſtand, daß das Sanſkrit, obgleich als Volksſprache erſterbend, ſich doch als heilige, als Darſtellungsmittel der göttlichen Offenbarungen erhielt. Sollte es in dieſem Sinne ſo rein als möglich fortgeübt werden, ſo mußten ſeine Geſetze ſcharf erkannt und mit Beſtimmtheit dargeſtellt werden. Dieſes Beſtreben begann demnach wol ſchon zu der Zeit, als das Sanſkrit auszuſterben begann (etwa im 7. Jahrh. v. Chr.), und der, um dieſe Zeit wol allein, oder wenigſtens ganz vorherrſchenden, mündlichen Unterrichtsweiſe iſt es zuzuſchreiben, daß die Grammatik jene wahrhaft bewunderungswürdige kurze, und doch, wenn man die zu dieſem Zwecke gebrauchten Terminologien kennt, klare Darſtellung erhielt. Der älteſte, uns erhaltene, der indiſchen Grammatiker iſt Panini; doch führt dieſer ſchon ältere Vorgänger und zwei verſchiedene Schulen, die der nördlichen und ſüdlichen Grammatiker [48]), an. Auch er wird in das höchſte Alterthum hinaufgeſchoben, iſt aber ſchwerlich älter, als etwa die Zeit Chriſti. Genauere Beſtimmungen über ſein Zeitalter können bis jetzt nicht gegeben werden. Commentare über ſeine Grammatik, ſowie ſelbſtändige Werke, bei denen Panini jedoch zu Grunde gelegt wird, bilden die weitere Literatur der Sanſkritgrammatik [49]).

Sowie das Sanſkrit, fanden auch die Prakritdialekte ihre Bearbeiter. Der bedeutendſte unter dieſen iſt Vararuchis, deſſen Zeitalter ebenfalls unbekannt. Denn ſeine Verbindung mit Nandas, auf welche Laſſen etwas zu geben ſcheint, iſt rein mythiſch [50]).

Zur grammatiſchen Literatur des Sanſkrits gehören auch die beſondern Sammlungen der Wurzeln, unter denen ſich die des Caſinatha und Vopadeva zu beſonderer Achtung erhoben [51]). Ferner Lexika, unter denen das des Amara Sinha, eines Dſchainas, beſonders hervorragt. Er wird der Sage nach mit Vikramaditja verbunden (56 v. Chr.), iſt aber ſicher um vieles jünger [52]).

Philoſophie [53]). An die höhere Partie der indiſchen Religionsentfaltung ſchließen ſich zunächſt die philoſophiſchen Beſtrebungen der Inder an [54]). Zunächſt aus den Veden hervorgetreten iſt das Mimânsa-Darçanam (Syſtem der Forſchung). Die Veden bilden deſſen Grundlage und die Grenzen des philoſophirenden Geiſtes. Sowie die Veden in zwei Theile zerfielen, in den der Werke (karma) und den der Erkenntniß (g'nana), ſo zerfällt auch dieſe Philoſophie in eine pûrvamimânsa, oder karmamimânsa (erſte oder Werkforſchung), und in eine uttara, oder Brahmamimânsa (zweite oder Brahmaforſchung). Der Zweck der erſten iſt, „die Ausſprüche der heiligen Schrift mittels einer ſicheren Interpretationsmethode auszulegen, deren Concordanzen bemerkbar zu machen, die vorkommenden Widerſprüche zu löſen, und ſo durch ſorgfältige Forſchung und Ermittelung insbeſondere dasjenige, was religiöſe Pflicht iſt, und wozu die Gebete der Veden wirklich verbindlich machen, völlig ſicher zu ſtellen; demnächſt alſo auch die Beweggründe ſolcher Verbindlichkeit und den Zweck derſelben: Befreiung von der Sünde und Erlangung des Segens und einer angemeſſenen Seligkeit durch Erfüllung des Dharma (des Gerechten und der Gebühr) auf dem Wege einer gründlichen Argumentation, deren Beweiskraft auf dem Glauben an die Offenbarung und in letzter Inſtanz auf intuitiven Blicken des Geiſtes beruht, möglichſt einleuchtend zu machen." Der Zweck der zweiten iſt: „dieſen Glauben an die Offenbarung, nach ſeinen Motiven und ſeinem Endzweck nicht blos aus einander zu ſetzen, und denſelben, auf ſeine ewigen Grundlagen hinweiſend, zu rechtfertigen, ſondern auch durch Vertiefung in deſſen weſentlichen Inhalt mittelſt der denkenden Betrachtung und durch ſtrenge, anhaltend fortgeſetzte, Abſtraction von ſinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen, ſowie von allem, was aus dieſen Sphären zur Vorſtellung kommt, Verlangen oder Abſcheu, Leid oder Freude erweckt ꝛc. — jenen Glauben zur intellectuellen Anſchauung zu erheben und in ſolcher Weiſe zur Erkenntniß des endlichen Ziels der Vedas (vêdânta), zu ihrer ewigen Subſtanz — dem Geiſte — zu gelangen [55])." Dieſes Ziels wegen heißt dieſe letztere Seite der Mimânsa-Doctrin auch die Vedânta-Philoſophie [56]). Beide Seiten der mimânsâ hängen augenſcheinlich aufs Innigſte zuſammen; ſie ſuchen das ganze im indiſchen Volke ſich manifeſtirende Brahmathum, nach ſeinen beiden Seiten hin, in das menſchliche Bewußtſein zu erheben. Die Inder faſſen ſie jedoch als zwei philoſophiſche Syſteme auf. Als Gründer des erſten Syſtems wird G'aimini anerkannt; ihm werden 12 Bücher (Sûtrâni), jedes in vier Capitel zerfallend, zugeſchrieben, welche überaus dunkel ſind und eine Menge von Commentatoren fanden. Einer der bedeutendſten iſt Kumarila Bhat'ta, ein Hauptgegner des Buddhismus, welcher wol nicht mit Unrecht in das 7. Jahrh. n. Chr. geſetzt werden mag. Wegen vieler anderer dieſes Syſtem entwickelnden Schriften muß ich auf die angeführten

---

tracts etc., translated by *Colebrooke*, Pref. XII fg. As. Journ. 1828. Vol. 26. Aug. 155. As. Res. XX. 123.

48) *Lassen*, Institutt. ling. Pracr. 438. 49) *Adelung* 30—40. 50) *Lassen*, Institutt. ling. Pracr. p. 4 fg., wo man die Prakrit-Grammatiker aufgezählt findet, und App. 65. 51) *Adelung* 51. 52) *Adelung* 52. 53) *Adelung* 171, wo ſich die geſammte hierher gehörige Literatur verzeichnet findet; nachzuſchlagen iſt *Colebrooke* in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 1. *Vans Kennedy* in As. Journ. 1839. Januar. p. 7. Febr. 141 und „Die Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte von Karl Joſ. Hieronym. Windiſchmann. I 4. 1741 bis zu Ende. 54) Windiſchmann a. a. O. 1741—1749.

55) a. a. O. 1750. 56) Zur Vedanta-Philoſophie vergl. man außer den an den angeführten Orten erwähnten Werken noch *Vans Kennedy* in Transact. of the Roy. As. Soc. III, 412 gegen Colebrooke's Darſtellung (ebend. II, 1). Gegen ihn iſt erſchienen, mir aber noch nicht zugekommen: The exposition of the Vedanta-philosophy by *H. T. Colebrooke* vindicated; being a refutation of certain published remarks by *Vans Kennedy*. By Graves *C. Haughton* (Lond. 1838).

Werke verweiſen. Das Verfahren dieſes Syſtems iſt ein ſtreng richterliches; das Urtheil iſt in letzter Inſtanz abhängig von der richtigen Auslegung der Veden. Die Methode der Betrachtung eines jeden Falls iſt: 1) Erwägung des Gegenſtandes; 2) die Frage oder Zweifel, welche ſich in Betreff deſſelben erheben; 3) erſte Anſicht und Auffaſſung der Beweisgründe; 4) Antwort, Entſcheidung durch den demonſtrativen Schluß; 5) die Probe oder Nachweiſung der Sachgemäßheit oder Nichtgemäßheit. Fünf Quellen der Erkenntniß gibt es, 1) einfache Perception, welche eintritt, wenn die Sinne mit einem Gegenſtande in Verbindung ſtehen; 2) Folgerung (anumâna), welche ſtattfindet bei Wahrnehmung eines Gliedes oder Theiles einer bekannten Verbindung, indem durch conſequentes Erfaſſen des andern Theiles, welcher noch verborgen liegt, das Ganze zur Kenntniß gebracht wird. Die Verbindung der Theile muß vorher bekannt geweſen, oder durch Analogie zur Kenntniß gebracht worden ſein; 3) Vergleichung (upamâna); ſie iſt eine Erkenntniß, die aus mehr oder minder genauer Ähnlichkeit entſteht. Es iſt die Bemerkung der Ähnlichkeit, welche ein jetzt Geſehenes mit einem früher Beobachteten hat. Gleichheit oder Ähnlichkeit iſt das (mehr oder minder vollkommene) Zuſammenbeſtehen zugleich vorhandener Eigenſchaften an dem einen, wie an dem andern; 4) Vermuthung (arthapatti), iſt die Ableitung einer Sache von dem, was nicht anders ſein kann, Annahme deſſen, was man nicht ſelbſt wahrnimmt, was aber nothwendig begriffen iſt in anderm, was geſehen, gehört, oder erwieſen worden. 5) Die Erkenntniß deſſen, was nicht unmittelbar der ſinnlichen Auffaſſung vorliegt, ſondern abgeleitet wird aus verſtandenen Lauten, d. h. durch Worte, deren Bedeutung bekannt iſt, das iſt Vorſchrift (çâstra) oder Offenbarung. Es iſt mündliche Mittheilung (çabda)." Dieſe fünf Erkenntnißquellen hat Kumarila Bhat't'a durch eine ſechste vermehrt, die Privation (abhâva), Nichtſeinheit. Auf mehre Weiſen verſucht dieſes Syſtem darzuthun, daß die Veden vom Anfange der Zeiten ganz übermenſchlich ſeien und ihre Evidenz in ſich ſelbſt haben. Eine derſelben insbeſondere ſtützt ſich auf höchſt eigenthümliche Forſchungen über den artikulirten Laut (das Wort) und über die urſprüngliche und fortdauernde Verbindung zwiſchen einem Laute und deſſen Bedeutung. Dieſe macht, daß das Hervorbringen eines gewiſſen Lautes ein gewiſſes Wiſſen erweckt. Der Laut iſt aber ewig, ſelbſt wenn er nicht vernommen wird. Die Rede bringt ihn nicht hervor, ſondern benutzt ihn nur. Die Buchſtaben — Elemente des artikulirten Lauts — ſind Anklänge des ewigen Lautes, niemals neu, ſondern nur in ihrer Offenbarung neu. Der Laut iſt ewig, beſtimmt zum Vernommenwerden, ein Allgemeines, und dieſer durch das All klingende Laut iſt der in Brahma ruhende und von ihm aus ſich offenbarende Vedas.

Außer dem Beweiſe für das zu Thuende, welcher aus der richtigen Deutung der unmittelbaren Offenbarung ſich ergibt, gibt es einen andern aus den Erinnerungen alter Weiſen. Aber ſie erhalten ihre Beweiskraft nur, inſofern angenommen wird, daß ſie von heiligen und mit dem Vedas vertrauten Perſonen aufgezeichnet ſind. Findet ſich ein Widerſpruch gegen eine wirkliche Vedaſtelle, ſo ſchwächt dies die Vorausſetzung ſicherer Erinnerung. Ebenſo iſt ſie verdächtig, wo ein tadelhaftes Motiv der aus der Erinnerung gefloſſenen Vorſchrift zu Grunde liegt. Auf dieſer den Veden untergeordneten Autorität (heilige smriti, Erinnerung) beruht das aus smriti hervorgegangene dharmaçâstra. Ein mittelbarer Beweis der Pflicht iſt endlich der Gebrauch, inſofern er, als ein von früher her empfohlener geübt wird. Inſofern er von lange her unter guten Menſchen beſteht, wird vorausgeſetzt, daß er von mit den Veden vertrauten Perſonen ausgegangen ſei. Steht er mit einer wirklichen Vedaſtelle im Widerſpruch, ſo iſt er aufgehoben. Eine Hypotheſe, welche dieſer ganzen Werklehre zu Grunde liegt, iſt die ſchon früher erwähnte von der unſichtbaren Fortwirkung eines Werkes an und für ſich.

Das Beweisverfahren in allen einzelnen Fällen iſt, wie bemerkt, ein gerichtliches. Die ſtreitigen Fragen werden in Bezug auf das Gerechte und Ungerechte und deſſen Folgen unterſucht. Es liegen beſtimmte Principien zu Grunde, ſind aber noch nicht in philoſophiſcher Ordnung dargeſtellt. Hermeneutiſche, exegetiſche, moraliſche, liturgiſche Elemente dienen zur Entwickelung des Syſtems, welches ſich als eine fortgeſetzte Caſuiſtik zu erkennen gibt. Ich wüßte nichts, womit das Verfahren im Allgemeinen eine größere Ähnlichkeit hat, als mit der philoſophiſchen Behandlung der jüdiſchen Pflichtenlehre im Talmud und den ſich daran reihenden Schriften.

Die andere Seite dieſes Syſtems, oder das zweite Syſtem der Philoſophie, die Brahmamîmânsâ oder die Vedânta-Philoſophie, findet ihren Ausdruck theilweiſe ſchon in den Upaniſchaden und iſt, wie ſchon mehrfach bemerkt, ihren Anfängen nach, älter, als die Entſtehung des Buddhismus (etwa 500 v. Chr.). Viele von den Upaniſchaden gehören jedoch ohne Zweifel in eine ſpätere Periode. In vielen derſelben herrſcht noch die unmittelbare Anſchauung als Quelle der Erkenntniß vor; in andern zeigt ſich ſchon ein Übergang zum philoſophiſchen Nachdenken. Alsdann folgt als Hauptautorität eine Sammlung von Aphorismen, welche dem Bâtarâjan'a oder Vjâſa zugeſchrieben werden, Brahma-Sûtra, Vedânta-Sûtra, Çârîra-Sûtra oder Çârîrika mîmânsâ genannt (Çârîra bedeutet verkörperte Seele). Dieſes Werk hat einen höchſt ſcharfſinnigen Commentar durch Sankara erhalten (etwa im 8. Jahrh. n. Chr.). Aus welcher Zeit die Brahma-sûtrân'i herrühren, läßt ſich nicht ganz genau beſtimmen. Die Bekämpfung der religiöſen häretiſchen Sekten, Buddhismus und Dſchainismus u. ſ. w., ſowie der übrigen philoſophiſchen Syſteme, zeigt, daß ſie jünger ſind, als die Stabilirung von jenen. Sie gehören natürlich ſchon der zweiten Periode der indiſchen Geſchichte an, und ſind wol erſt nach Chr. abgefaßt. Die ſyſtematiſche Darſtellung der Vedantalehre findet in dem Vedanta-ſâras des Sadanandas einen kurzen und bündigen Ausdruck.

Ihrem Weſen nach iſt die Vedantaphiloſophie ein



Digitized by Google

ſpiritueller **Pantheismus**. Es iſt nur ein Sein, die höchſte Seele (paramâtman), alles übrige iſt Täuſchung (mâjâ). Die mâjâ, çakti (Energie) und prakriti (Entfaltung) des allwiſſenden Herrn iſt der Same, aus welchem die vorübergehende Exiſtenz entſprungen iſt. Die Energie (çakti) der höchſten Seele, welche auch Avidjâ (Unwiſſenheit), mâjâ (Täuſchung) und mit andern Namen genannt wird, manifeſtirte ſich in einer myſteriöſen Weiſe nach den drei Eigenſchaften: Reinheit, Unreinheit und Schwärze, und iſt, durch die durchſtrömende Kraft des Brahma, der Urſprung aller Urſachen und Wirkungen, welche mit der Zeit verknüpft ſind. Denn, obgleich es nur eine unterſchiedloſe Weſenheit gibt, ſind doch vielfache Formen durch die mâjâ entwickelt. Wenn Täuſchung erkannt iſt, hört ſie auf zu ſein. Durch auf die höchſte Seele gerichtetes Denken, durch Verbindung mit derſelben und Erkenntniß ihrer Weſenheit, wird die Aufhörung derjenigen mâjâ bewirkt, welche den Glauben an die Exiſtenz eines vielförmigen Universum verurſacht. Man wiſſe, daß Alles die höchſte Seele und die mâjâ ſeellos aufhört. Laß die innerſte Überzeugung erworben werden, daß Ich bin Brahma, und die Kenntniß der göttlichen Natur der Seele erlangt werden, und mâjâ hört auf." So iſt denn nur ein Sein, aber die menſchliche Seele, obgleich urſprünglich identiſch mit der höchſten, iſt durch eine myſteriöſe Weiſe von der Theilnahme an der göttlichen Natur ausgeſchloſſen und mancherlei täuſchendem Schein und Affectionen unterworfen, welche Freude, Kummer, Schmerz, Leid u. ſ. w., ſowol in dieſem, als im zukünftigen Leben hervorbringen. Doch beſteht dieſe Ausſchließung nicht in Wirklichkeit, ſondern iſt ſelbſt nur eine täuſchungsvolle Annahme, welche aus Unwiſſenheit hervorgeht. Ihre Irrthümlichkeit wird ſogleich bemerkt, ſobald der menſchliche Geiſt von göttlicher Kenntniß erleuchtet wird. Bis dahin aber muß der Menſch ganz ſo handeln, als ob all der täuſchende Schein, der ihn umgibt, wahrhafte Exiſtenz hätte, und es verdient ſogar Tadel, ſo Jemand, bevor er ſeine Pflicht in der menſchlichen Geſellſchaft erfüllt hat, ſich dem nach dieſer Erleuchtung ſtrebenden contemplativen Leben ergibt. Aber der Menſch in ſeiner Erſcheinung iſt in Wahrheit ein ungeſonderter Theil der höchſten Seele, und ſein geiſtiges Dunkel nur verbirgt ihm die Wahrheit und leitet ihn zu der Vorausſetzung, daß er und andere ähnliche Erſcheinungen materielle Formen beſitzen, und dieſes Univerſum nicht allein wirklich beſtehe, ſondern auch aus materiellen Subſtanzen zuſammengeſetzt ſei [57]). Sobald er zur Erkenntniß der Weſenheit der höchſten Seele gelangt iſt, erkennt er ſich ſelbſt als ſie. Die Schöpfung iſt ein (immer wiederkehrender) Act des Verlangens und der Luſt, des Wunſches und Willens in Brahma (der höchſten Seele); er iſt die bewirkende, und da außer ihm nichts iſt, auch die ſubſtanzielle Urſache der Welt, Schöpfer und Geſchaffenes, Wirker und Werk; die Schöpfung iſt ein Spiel mit der mâjâ; in dieſem Spiele iſt Brahma's Fülle unerſchöpflich. Aber alles außer der höchſten Seele iſt Schein; erglänzend und verſchwindend. Die Lebendigen dagegen gehen, wie Funken aus dem ſprühenden Feuer, aus dem ewigen Geiſte hervor und kehren in ihn zurück, da ſie von ſeiner Weſenheit ſind. Ihre Weltthätigkeit iſt nicht aus ihrer Weſenheit, ſondern vom Gebilde des Körpers und der Organe (durch täuſchende Vorſpiegelung wahrer Wirklichkeit) veranlaßt. Er handelt nicht frei, ſondern in einem Zuſtande, wie er durch einen früheren vorbereitet ward. In jener handelte er, gemäß ſeinen Prädispoſitionen für Gut und Böſe. Aber Brahma iſt nicht Urheber des Böſen, denn ſo war es von Ewigkeit her. Seelenwanderung mit zwiſchen den Exiſtenzen liegender Vergeltung der Thaten iſt auch im Vedantaſyſtem. Daſſelbe behandelt auch die ſchwierigſten Unterſuchungen der Theologie, die Lehre von der göttlichen Gnade (içvaraprasâda), Freiheit des Willens (svatantrja), Glauben [58]).

Das zweite philoſophiſche Syſtem, oder nach der indiſchen Theilung das dritte und vierte — denn auch dieſes zerfällt in zwei innerlich verknüpfte Entwickelungen — bildet die Sankhjaſchule [59]), ſo genannt von sankhja, Aufzählung und Erwägung, Urtheil und Rechenſchaft. Als Stifter der Sankhjalehre insbeſondere, oder des erſten Theils dieſes Syſtems, gilt ein in das hohe Alterthum gerückter Muni, Kapila, welchem auch eine Sammlung von Sutren Sankhja-Pravâk'ana zugeſchrieben wird. Es gab dazu ohne Zweifel früher viele Commentare, bekannt iſt nur noch einer. Für die beſte Auseinanderſetzung dieſes Syſtems gilt die kurze Darſtellung des Içvara-Criſhna, genannt Sankhja-Caricâ, von welcher wir mehre Ausgaben ſchon beſitzen [60]). Dieſes Syſtem iſt ohne Zweifel eins der am früheſten ſchärfer ausgebildeten. Darauf deutet die Verwandtſchaft mit dem Buddhismus hin, und es zeugt dafür die vielfach gegen daſſelbe gerichtete Bekämpfung der übrigen. Die andere Seite des Sankhjaſyſtems heißt die Jogalehre [61]). Für Stifter derſelben gilt der ebenfalls hoch hinaufgerückte Patang'ali; auch ihm werden Sutren, Jôga-sûtra genannt, zugeſchrieben, die mehrfach commentirt ſind. Das Ziel der Sankhja-Philoſophie iſt, wie das der Vedanta-Lehre, die Erkenntniß des Geiſtes. Allein ſie weichen von einander ab, zunächſt in der Quelle der Geiſteserkenntniß. Denn, wenngleich die Sankhja-Philoſophie die Autorität der heiligen Schriften hochſchätzt und ſich mit ihnen im Einklang zu erhalten ſucht, ſo ſind ſie ihr doch nicht das einzige, in das man ſich vertiefen ſoll (denn dieſe Vertiefung, aus welcher nach dem Vedantismus die Intuition des Alls als Einen und des Intuirenden ſelbſt als des Einen hervortritt, ſcheint der Sankhja-Philoſophie nicht zureichend, um eine höhere Erkenntniß zu erlangen), ſondern es iſt auch das Leben des Geiſtes

57) Nach *Vans Kennedy*,

58) Windiſchmann 1788. 59) Literatur bei Adelung 174, wozu man insbeſondere Windiſchmann 1796 füge. 60) Zu den frühern kam in letzterer Zeit The Sankhja Karika or memorial verses on the Sankhja-Philosophy by *Içvara Krishna*; translated from the Sanscrit by *H. T. Colebrooke*; also the Bhâshja or commentary of *Gaurapâda* translated and illustrated by *H. H. Wilson* (Lond. 1837). 61) *Adelung* 177.

im Verhältniß zur Natur zu erforſchen. Hier — in dieſer Erforſchung — liegt der eigentliche Charakter dieſer Philoſophie. Der Geiſt ſucht durch ſcharfe Auffaſſung, wohlgeordnete Aufzählung und Ermeſſung der Natur, d. h. alles deſſen, was im äußeren und inneren Bewußtſein unterſcheidbar iſt, zur richtigen und genauen Erkenntniß des Unterſchiedes ſeiner ſelbſt von der Natur zu gelangen, und begreift auf dieſem Wege, daß er über ihr und allen ihren vorübergehenden Entwickelungsſtufen ſtehe, und nach ſeiner wahren, vollen Wirklichkeit von ihnen unabhängig und für ſich allein ſei. Enthüllung des Geiſtes mittels richtiger Unterſcheidung (und Beſeitigung deſſen, was ihm nur ſcheinbar angehört und ihn dem ſinnlichen Auge verhüllt) iſt Befreiung und das Ziel der Sankhja." Der Geiſt (purusha, das fravashi des Zend-Aveſta) iſt nicht erzeugt und zeugt nicht. Er verbindet ſich aber mit der unerzeugten und unentfalteten prakr̆iti oder mûla prakr̆iti. Dieſe iſt die Wurzel von allem. Der active Grund der Welt, der ſich als ſolcher von dem Bewirkten, d. h. der entfalteten Innen- und Außenwelt, unterſcheidet. Durch die Verbindung des Geiſtes (zum Schauen und Wiederfürſichſein) und der prakr̆iti entſteht die Schöpfung (Isvara Crishna sl. 22). Aus der Prakr̆iti wird das Große (mahat oder buddhi), d. h. die Hinwendung auf den Geiſt und Verſenkung in denſelben; es iſt die reine, klare Vernunft; aus ihm der ahankâras (die mit ſich beſchäftigte Selbſtheit, das ſich als ſelbſtſchaffend und weltwirkend ſetzende, ſich in allem zum Gegenſtande und Ziel habende Ich); der ahankaras zeugt das manas (von man, denken) nebſt den zehn Sinnen (indrija) und die fünf Tanmâtra (einfache Elemente); dieſe erzeugen die fünf geſchiedenen und gröbern Elemente (bhûta) und die eigentliche gröbere Körperwelt überhaupt. Dies ſind (excluſive des Geiſtes) die 24 Principien, welche ſich auf ihn beziehen. Organon des Geiſtes (purusha) iſt ein Urleib (Linga), ſein erſtes Kleid; es beſteht aus der Buddhi, dem Ahankâra, dem Manas, den zehn Sinnen und den fünf feinen Elementen. Indem der einzelne Geiſt (zum Zweck des Schauens und Wiederfürſichſeins) mit dem Linga in Verbindung tritt, erfährt er Zuſtände, deren Beſtimmung von dem Complex der (uns ſchon von früher her bekannten) Gunaformen bedingt iſt. Iſt dieſer Complex ſattwiſch (satva, Weſenheit), ſo ſcheint der purushas ſelbſt der Befreiung zuzugehen, iſt er radschas- (Staub) oder tamas- (dunkel) artig, ſo ſcheint er ſelbſt und an ſich gebunden und gefeſſelt und im Weltumtrieb gefangen zu ſein; im Grunde aber macht er nur die Erfahrung hiervon und bleibt ſeinem Weſen nach unberührt. Der Zuſtände ſind zunächſt aber acht, in vier von je zweien — Satz und Gegenſatz — zerfallend: Gerechtigkeit: Ungerechtigkeit; Erkenntniß: Nichterkenntniß; Herrſchaft: Nichtherrſchaft; Leidenſchaftloſigkeit: Leidenſchaft. „Durch Gerechtigkeit geht es aufwärts; es geht abwärts durch Ungerechtigkeit; durch Erkenntniß wird Löſung bewirkt; durch ihr Gegentheil Feßlung (sl. 44)." Nicht ohne Zuſtände kann der Urleib (lingam) ſein, nicht ohne den Urleib das Hervortreten der Zuſtände. Deshalb findet eine doppelte Schöpfung ſtatt, nach dem Urleib und nach den Zuſtänden benannt (sl. 25). „In ihr (der Schöpfung) erlangt der lebendige Puruſcha den durch Alter und Tod veranlaßten Schmerz." Dies liegt in der Natur der Prakriti; erſt an ihrem Ziele erkennt dieſe, daß der Geiſt frei und unantaſtbar ſei und daß ſein ſcheinbares Leiden in der That nur ihr eigenes iſt, von dem ſie eben jene Erkenntniß befreit. „Mit mannichfaltigen Dienſten dienend dem (ihr, der Prakriti) nicht dienenden purusha, befördert ſie gunaartig, jenes, nicht Gunabegabten, Nutzen, der ihr ſelbſt nutzlos iſt (sl. 60)." Deshalb wird der Puruſcha (an und für ſich ſelbſt — der Geiſt) weder befreit, noch gefeſſelt, noch geht er in den Weltumtrieb — es geht in den Weltumtrieb, wird gefeſſelt und befreit die an Mannichfaltiges (viele purusha-'s) ſich anlehnenden Prakriti (sl. 62). Wo der Unterſchied zwiſchen Geiſt und Natur völlig an den Tag gekommen iſt, erkennt die Prakriti an, daß für ſie gar nichts mehr zu thun iſt, da „ſie geſehen worden iſt vom Geiſt (sl. 61)." Dieſer Anblick des Geiſtes iſt vom Anfange bis zum Ziel das Belebende für ſie geweſen; ſie war ſeine Anſchauung; er hat ihrer in aller ihrer Wirkſamkeit und Kunſt hinſchauend genoſſen, hat alles ihrige, da ſie ſeine Anſchauung war, auch zu dem ſeinigen gemacht; ſie hat nichts mehr darzubieten; der anſchauende Genuß des Geiſtes iſt die (ſie) befreiende Macht, das Verzehrtwerden und Vergehen im Feuer der Erkenntniß iſt die Art ihrer Befreiung. Das iſt dann der Jogas (myſtiſche Ehe) der erleuchteten Vernunft mit dem Geiſte. Alles Äußere, was als ſolches vom Geiſte unterſchieden werden mußte, iſt verſchwunden. „Der Puruſcha, nachdem er durch Erreichung richtiger Erkenntniß (vollkommener Wiſſenſchaft) die Selbſtzweckloſigkeit der Gerechtigkeit und der übrigen Zuſtände erkannt hat, bleibt jedoch, ſeinen Leib feſthaltend, wie das Umſchwingen des Rades vermöge des gegebenen Antriebes fortdauert (sl. 67). Nachdem er aber die Trennung vom Leibe erreicht hat, da die Prakriti wegen Vollendung ihres Geſchäftes aufhört, gelangt er zu vollſtändigem und unendlichem Fürſichſein (sl. 68)." So liegt die Zeugungskraft ſelbſt in der Natur (prakr̆iti); allein dieſe erhält erſt Zweck durch den Geiſt. Dieſer will eine Welt haben und genießen, ohne daß er dadurch aufhört, an und für ſich frei zu ſein. Er führt alsdann rückwärts die Prakriti bis zur Befreiung ihrer ſelbſt; dieſer Geiſt iſt zwar der Wiſſende, aber wie und was er von ſeinem eigenthümlichen Leben und mehr wiſſe, als blos, daß er nicht Natur ſei, darüber ſchweigt die Sankhjaphiloſophie. Die Natur, mit dem blos für ſich ſeienden Geiſt verglichen, iſt für ſich unlebendig und ohne Gott (içvara). Der wahre Içvara aber iſt der Geiſt ſelbſt und außer ihm iſt kein anderer Gott; allein weder dieſer iſt, noch gibt es überhaupt ein an und für ſich unendliches Weſen, Schöpfer und Herr dieſer Welt durch ſeinen Willen und nach Außen gerichteten Wunſch. Dieſen atheiſtiſchen Grundſatz ſpricht Kapilas gradezu aus, und deswegen heißt ſein Syſtem niriçvara (das gott-loſe). Die

Digitized by Google

Stellen der heiligen Schrift, in denen Gott genannt wird, beziehen ſich nach ihm entweder auf einen befreiten Geiſt, oder einen mythologiſchen Gott, oder auf das höhere, nicht höchſte Weſen (Brahmâ in der Mitte des Welteies).

Dieſe letztere Anklage ſucht die Ausbildung des Sankhaſyſtems durch Patang'ali von ſich abzuwälzen, indem ſie einen adhjâtma (Übergeiſt), nicht ganz unähnlich dem in der Fortbildung des Buddhismus angenommenen Adhi-Buddha, welcher über dem in Buddhiſtiſchen Sinn frei gewordenen Geiſt, Buddha, ſteht, ſetzt. Sie heißt daher sêçvara (die mit einem Gott verſehene, theiſtiſche). Das Weſentliche ſeiner Lehre (des Joga- oder Sankhja-Jogaſyſtems) beſteht in der Betrachtung der innern Natur des Geiſtes, während die erſte Sankhja nur zur Erkenntniß des Unterſchiedes des Geiſtes von dieſer ganzen Natur gelangt und durch dieſe ſie aufhebt. Während hier Enthüllung des Geiſtes das Ziel war, ſo iſt es in der Jôga Beſchauung des Geiſtes im Geiſte und Erlangung der ganzen Energie deſſelben. So weit es die unterſcheidende Erkenntniß der Naturprincipien betrifft, ſtimmt Patang'ali mit den Auseinanderſetzungen des Kapila überein; aber den Grundſatz — welcher in allen indiſchen Syſtemen herrſcht — „man müſſe künftige Strafen (die Seelenwanderung) vermeiden, wozu eine genaue Kenntniß der Wahrheit das Mittel ſei, verfolgt er auf dem, im Allgemeinen ſchon im religiöſen Volksbewußtſein begründeten, Weg im Sinne der Sankhja-Doctrin. Die myſtiſche Praxis des Geiſtes, deſſen Übung bis zur Vollkommenheit der Erkenntniß und der magiſchen Kraft, iſt die Hauptaufgabe ſeiner Lehre. Sein Werk zerfällt in vier Abtheilungen: 1) über die ganz in ſich verſammelte Betrachtung (samâdhi); 2) über die Mittel, ſich zu derſelben zu erheben; 3) über die Übung der transſcendenten Macht (vibhûti); 4) über die Abſtraction und Iſolation des Geiſtes (kaivalja), die Ekſtaſe. Durch Übung dieſer Lehre wird der Jogi ſelbſt Içvara; dieſer Içvara aber iſt wieder identiſch mit Adhjâtma, und man ſieht, daß in dieſer, von Patandſchali aufgeſtellten, Unterſcheidung keine vollſtändige Klarheit waltet, wie ſie denn eine in das Sankhjaſyſtem hineingetragene Inconſequenz iſt.

Das fünfte und ſechste Syſtem der nicht-häretiſchen Philoſophenſchulen, nach indiſcher Zählung, bildet die Njâja und Vaiçeshikalehre. Die Njâja (Vernunftverfahren) ſteht ebenfalls im Dienſte der geoffenbarten Religion. Ihr Weſen, die Kunſt analytiſch und ſynthetiſch in die zu unterſuchende Sache einzugehen, galt nach dem Mânavadharmaçâſtram[62]) nur als Organon, und wurde als ſolches hochgeachtet, wiewol dem Vedânta (dem Ziele des Vedas) untergeordnet. „Dieſe Philoſophie hatte demgemäß die Beſtimmung, das ſinnlich Wahrnehmbare ſowol, als das Offenbarte und Überlieferte, vernünftig zu betrachten, darin erwägend einzugehen, die Sache zu unterſuchen (Tarka) und ſtreng dem Begriffe der Sache gemäß (anvîkshi), zu folgern und zu argumentiren[63]). Als Stifter dieſer Methodik denkender Forſchung wird Gotama genannt, und ihm ein Werk, njâjasûtra, zugeſchrieben. Keines der philoſophiſchen Syſteme hat eine ſo reiche und bis auf unſere Zeit fortgeführte Ausbildung erhalten[64]). Es iſt zu einem ſcharfſinnigen und bis zur feinſten Spitzfündigkeit kunſtreichen Syſtem ausgebildet, welches Colebrooke eine Metaphyſik der Logik nicht mit Unrecht nennt;" denn es ſtellt nicht blos Regeln von der gewöhnlichen formellen Art auf, ſondern geht in die Weſenheitserkenntniß (Tattvag'nâna) aller Verfahrungsweiſen im Fortgange des Denkens, denn weiter aller Kategorien des Denkbaren und der Hauptgeſichtspunkte der Didaktik und argumentatoriſchen Zurechtweiſung und Überzeugung ein. Die Anleitung zur Disputation gehört zu einer Hauptaufgabe dieſer Schule. Die häufige Öffentlichkeit ſolcher Disputationen, die hohen Ehren, welche dem Sieger in denſelben zu Theil wurden — Sitz neben den Königen, reiche Geſchenke — das Herumziehen von rüſtigen Disputanten (fahrenden Scholaſten) trugen nicht wenig dazu bei, die hohe Achtung und Fortentfaltung dieſes Syſtems zu fördern. So ſehr es ſich durch ſolche Veranlaſſungen aber auch verführen ließ, zu Äußerlichkeiten, dialektiſchen Künſten u. ſ. w., überzugehen und durch ſie ſeine Rüſtkammer zu bereichern, ſo verlor es doch nie die Principien des Denkens aus dem Auge. Denn auch das logiſche Verfahren, wodurch die gründliche Erwerbung jeder wahren Erkenntniß bedingt iſt, wird als ein Mittel der Läuterung und Befreiung (môksha) der Buddhi (Vernunft) angeſehen, und für die Richtigdenkenden hört aller Weltumtrieb auf; daher die Njâja (Logik) ein ſicherer Weg zur Seligkeit iſt[65]).

Die Lehre der Vaiçeshikâs nennt als ihren Stifter Kanâdas, welchem ein Werk, vaiçeshika-sûtra, zugeſchrieben wird[66]). Ihren Namen führt dieſe Schule, weil ſie vorzüglich auf den Unterſchied, auf die Spaltung bis in die feinſten Anfänge der Dinge bedacht iſt. Sie hängt mit der Njâja weſentlich und innig zuſammen. Dieſe beſchäftigt ſich mit Feſtſtellung des Vernunftverfahrens, als des Allgemeinen, auf alle Dinge Anwendbaren. Die Vaiçeshika aber wendet die analytiſche Methode zur Unterſuchung der Sonderungen und Spaltungen in dem objectiv Daſeienden an. Sie beſchäftigt ſich vorzüglich mit der Phyſik, ſodaß ſie gleichſam eine Philoſophie der Natur iſt. Hier unterſcheidet ſie ſich aber weſentlich von den Vedantiſten insbeſondere — in gewiſſer Beziehung auch von der Sankhja — dadurch, daß ſie, ſowol als die Njâjalehre, in der Natur keinen bloßen Schein, ſondern die wirkliche Vergegenwärtigung und Veranſchaulichung der Früchte des lebendigen Geiſtes aus dem Grunde ſeiner Handlungsweiſen ſieht." Da nun nach den gemeinſchaftlichen Principien der indiſchen Schulen aus Nichts Nichts entſtehen kann, ſo iſt der Lebendige ſowol, als das Belebte, ſeiner Subſtanz nach vom Herrn ausgegangen. Dieſes führt auf die Atomenlehre des Kanâda, wonach zwei untheilbare Partikelchen die erſte Compoſition bilden, die ſodann nach numeriſchen Verhältniſ-

62) XII, 109. 63) Windiſchmann 1896.

64) *Adelung* 185. 65) Windiſchmann 1900; wo ſich ein Abriß der Lehre ſelbſt findet. 66) *Adelung* 187.

Digitized by Google

ſen bis zur Vollendung des Weltgebäudes abdäriren. Der ſubſtanzielle Grund aller Kraft und alles Stoffes iſt des Içvara (Gottes) verborgene Gegenwart. Doch ſind die Ausſprüche über die Wirkſamkeit des Içvara bei der Weltbildung nicht hinlänglich klar.

Dieſes ſind die ſechs orthodoxen Syſteme der indiſchen Philoſophie; obgleich ſie ſich unter einander angreifen, ſo machen ſie doch allſammt auf die Veden als auf ihre gemeinſchaftliche Baſis Anſpruch. Dennoch aber haben ſie ſich von dem ebenfalls aus den Veden weiter entwickelten Volkscultus losgelöſt. Dieſer ſchien gleichſam ohne philoſophiſche Erfaſſung ſeines Kerns fortbeſtehen zu können, theils durch Alter, theils durch verdientes oder aus Vorurtheil u. ſ. w. hervorgegangenes Anſehen geſchützt. In dieſer Art der Loslöſung lag ein Moment für eine bei weitem freiere Entwickelung des philoſophiſchen Geiſtes, als ſie die in der Folge der Zeiten entſtehenden religiöſen Sekten für ihre religiös-philoſophiſchen Sätze gewähren konnten. Eben weil die Religionsphiloſophie dem Volkscultus im Brahmathum ſo fern lag, war keine bedeutende Einwirkung derſelben auf ihn zu fürchten, und ſo waren auch die ſonſt ſchwerlich ausgebliebenen Verfolgungen vermieden. Die häretiſchen Sekten bildeten ſich dagegen zu einer Zeit, wo philoſophiſche Speculation ſehr allgemein unter den höhern Ständen Indiens verbreitet war. Ihren Kampf gegen die Veden gründeten ſie auf den Vorzug ihrer ſpeculativen Reſultate. So mußten ihre Religionsſyſteme ihr philoſophiſches Syſtem augenblicklich vollſtändig enthalten; beide mußten ſich zu einer Einheit verbinden. Was dem eigentlich religiöſen Theile an Weihe abging, mußte die religiös-ſpeculative Partie durch philoſophiſche Begründung erſetzen, was letzterer an Begründung jene durch Weihe. So verwuchſen beide Theile in ein Ganzes, welches am Ende in ſtarre Dogmatik übergehen mußte. So ſehr man gegen das Brahmathum eingenommen ſein mag, ſo muß man doch zugeſtehen, daß in ihm hier ein freierer Weg offen blieb. Die Philoſophie konnte ſich fort und fort neben dem Vedenglauben entwickeln. Denn in den Haupttheilen der Veden liegt kein zuſammenhängendes philoſophiſches Syſtem, ſondern nur zerſtückte Anfänge einer Religionsphiloſophie. Die Auslegung der Veden läßt daher unendliche Concordanzen zu, in denen ſie ſelbſt unmerklich abhanden kommen. Aber mit einem halb religiös und halb philoſophiſch-conglutinirten religiöſen Syſtem iſt ſelten eine bedeutende Fortbildung möglich. Hierin liegt vielleicht der Grund, daß ſich im Buddhismus und Dſchainismus, ſowie den übrigen Religionsformen Indiens, der religiös-philoſophiſche Inhalt ihrer Lehren niemals ſo frei von der ganzen Religionsform ablöſen und fortbilden konnte, wie dies im Brahmathum geſchah. Es ſind bis jetzt noch keine beſondern philoſophiſchen Schriftſteller angeführt, welche, dieſen Sekten angehörig, von ihren Standpunkten aus ihre religiös-philoſophiſche Seiten weiter entwickelten, und die Angriffe der Brahmaniſchen Philoſophen gegen den Buddhismus, Dſchainathum u. ſ. w., betreffen ihre Philoſopheme in der Geſtalt, wie ſie die Grundlage ihrer Dogmatik bilden. Daher habe ich denn auch die häretiſchen Philoſopheme, ſo weit es für die hier nothwendige Kürze der Darſtellung zu paſſen ſchien, bei dem über dieſe Religionen Mitgetheilten, beſprochen, und glaube überhaupt nicht, daß ſie unter der Rubrik „Indiſche Philoſophie“ eine Behandlung verdienen.

Überſehen wir die philoſophiſchen Beſtrebungen der Inder im Ganzen, ſo tritt zunächſt das Reſultat hervor, daß ſie in Bezug auf die orthodoxen Syſteme von ihrer Wurzel bis zu ihrer höchſten Durchbildung durchweg originell ſind. Daſſelbe iſt von den philoſophiſchen Syſtemen der älteren häretiſchen Religionsformen zu ſagen. Minder gilt dies von den ſeit Eindringen und Feſtſetzung Muhammedaniſcher Bildung in Indien entſtandenen. Dieſe mag auch einigermaßen auf die weitere Entwickelung einiger Einzelheiten in den orthodoxen Syſtemen eingewirkt haben; allein dieſe waren im Weſentlichen des Inhalts und der Form längſt vor dem Einfalle der Muhammedaner fixirt. In der Ausbildung dieſer philoſophiſchen Syſteme iſt ein überaus großartiges Talent des indiſchen Volksſtammes zur philoſophiſchen Forſchung unverkennbar. Ich will nicht für den Werth und die Würde ihrer philoſophiſchen Reſultate in die Schranken treten; aber ehe man ſie vorſchnell verkleinert, ſollte man doch die Herausgabe der Originalſchriften mit den dazu gehörigen Scholien abwarten — denn in beiden Beziehungen iſt unſere Kenntniß noch ſehr mangelhaft; aber, ſowie uns Originalſchriften zugehen, ſehen wir faſt eine ganz andere Form vor uns, als die indiſche Philoſophie ſelbſt in der Darſtellung guter Kenner einer oder der andern Originalſchrift erlangt hat. Kein unbedeutender Grund dieſer Erſcheinung liegt darin, daß wir unſere philoſophiſchen Worte zur Bezeichnung indiſcher Begriffe gebrauchen müſſen, während jene dieſe nicht allein faſt nie decken, ſondern faſt durchgehends begrifflich abſolut verſchieden ſind. Dieſes iſt vorzüglich von den Engländern, und zwar ſelbſt von dem nie zu hoch zu ſchätzenden Henry Thomas Colebrooke, dem größten Kenner des ganzen literariſchen Lebens der Inder, geſchehen, und ihnen und dieſem insbeſondere verdanken wir noch faſt unſere ganze Kenntniß der indiſchen Philoſophie. Wollte man recht ſorgſam in der Auseinanderſetzung der indiſchen Philoſophie ſein, ſo dürfte man kein Wort ohne hinzugefügte Definition im indiſchen Sinne gebrauchen. — Daß die indiſche Philoſophie ſchon um die Zeit Alexander's des Großen eine bedeutende Entwickelung erlebt hatte, zeigt die ihr von den Griechen gezollte Achtung überhaupt, und insbeſondere das ſie ſo hochſtellende Urtheil des Megaſthenes[67]).

Nachträglich bemerke ich noch, daß die philoſophiſche Literatur, wie faſt die ganze indiſche, metriſch abgefaßt iſt. Eine Ausnahme bilden natürlich hier, wie allenthalben, die Scholien.

Mathematiſche Wiſſenſchaften[68]). Wir kom-

67) Bei *Clem. Alex.* Strom. ed. *Sylburg* p. 224: *ἅπαντα μέντοι τὰ περὶ τῆς φύσεως εἰρημένα παρὰ τοῖς ἀρχαίοις λέγεται καὶ παρὰ τοῖς ἔξω τῆς Ἑλλάδος φιλοσοφοῦσι, τὰ μὲν παρ' Ἰνδοῖς ὑπὸ βραχμάνων κ. τ. λ.* 68) Literatur bei *Adelung* 194; von Bohten II, 221; vor allen aber *Libri*, Histoire des Sciences Mathématiques en Italie depuis la renais-

Digitized by Google

men hier auf ein Gebiet, in welchem ſich die Inder unverkennbar und unwiderſprechlich die allergrößten Verdienſte erworben haben. Wir dürfen wol die von dem größten Kenner der Geſchichte der Mathematik und zugleich bedeutendſten Mathematiker Libri ausgeſprochene Anſicht unterſchreiben, daß es nicht wahrſcheinlich ſei, daß die Inder, in ihrem Haſſe und in ihrer Verachtung gegen alles Fremde, eine ganze Wiſſenſchaft von den Javanâs, den Griechen, angenommen hätten; aber ſelbſt, wenn man bei dem im Allgemeinen unverkennbaren Einfluſſe der Griechen auf die Weiterentwickelung der indiſchen Bildung, zugeben will und auch wol muß, daß die Fortſchritte der Griechen in den mathematiſchen Wiſſenſchaften — insbeſondere in der Aſtronomie — nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die indiſche Ausbildung dieſer Disciplinen blieben, ſo iſt doch bei den Indern die weitere Entfaltung derſelben ſo eigenthümlich und überragt die von den Griechen erreichte Stufe ſo ſehr, daß man nothwendig darauf hingeführt wird, wie in den philoſophiſchen Forſchungen, ſo auch in den mathematiſchen, ein überaus hervorragendes Geſchick der Inder dazu anzunehmen. Geſteht man aber dies zu, ſo wird man auch weiterhin nicht in Abrede ſtellen dürfen, daß, da wir einmal eine alte, längſt der Bekanntſchaft mit den Griechen vorhergehende einheimiſche Cultur in Indien annehmen müſſen, auch die Anfänge der indiſchen Ausbildung der mathematiſchen Wiſſenſchaften in Indien ſelbſt zu ſuchen ſind. Dafür ſpricht denn auch ihre ganz eigenthümliche, von der griechiſchen insbeſondere, ſo ſehr abweichende Verfahrungsweiſe. Dieſes zugeſtanden, tritt alsdann die griechiſche Einwirkung als eine ſehr ſecundäre hervor.

Von hoher Bedeutung iſt zunächſt das von den Indern zuerſt entdeckte, von ihnen auf die Araber zuerſt übergegangene und von dieſen nach dem Occident verpflanzte, Bezeichnungsſyſtem der Zahlen. Dieſe Thatſache war ſchon lange anerkannt[69]); ganz feſt erwieſen iſt ſie jedoch erſt durch die Entdeckung der uns bekannten älteſten Form der indiſchen Zahlzeichen auf ſehr alten Münzen und Inſchriften[70]). Obgleich dieſe noch keineswegs ſämmtlich entziffert ſind, ſo erweiſen ſie doch durch die unverkennbare Bildungsweiſe der Zeichen für die Einheiten die ganze Entdeckung als eine echt indiſche. Die Bildungsweiſe iſt nämlich eine ſehr einfache, wie ſie auch von andern Völkern angewandt ward, aber nur von den Indern durch Benutzung des Nullzeichens und durch die Zeichenſtellung zu jenem Syſtem ausgebildet ward, welches allein die ungeheuern Fortſchritte der mathematiſchen Wiſſenſchaften möglich machte. Der erſte Buchſtabe oder die beiden erſten Buchſtaben des Wortes, welches irgend eine Zahl bedeutet, wird zur Bezeichnung derſelben verwandt, alſo z. B., da êka eins heißt, ê = 1, da tri drei, tr = 3 u. ſ. w. Wenn wir die Saurâſhtradynaſtie richtig angeſetzt haben[71]), ſo erſcheint der älteſte Gebrauch der Ziffern im J. 225 n. Chr. Wol mit Unrecht habe ich früher daraus, daß in den Vallabhi-Inſchriften das Datum in Worten und Zahlzeichen ausgedrückt iſt, geſchloſſen, daß erſt zur Zeit der Abfaſſung derſelben, welche nach unſeren genaueren Unterſuchungen erſt um 650 n. Chr. fällt[72]), der Gebrauch der Zahlzeichen aufkam[73]). Dieſe Erſcheinung erklärt ſich vielmehr aus der Angſt der Inder vor Schreibfehlern, derentwegen ſie auch literariſche Schriften nur durch jedes Wort aufnehmende Scholien vor Corruption geſichert glaubten. Dieſer Angſt wegen erfanden die Inder auch noch andere ſichere Zahlenbezeichnungen, z. B. durch Gebrauch von Wörtern, welche Gegenſtände bezeichnen, die in beſtimmter Anzahl entweder vorhanden ſind, oder, nach indiſcher Anſicht, vorhanden gedacht werden, z. B. vêda für vier, weil es vier Veden gibt. Auch dieſe Zahlenbezeichnung hat ſich mit der indiſchen Cultur verbreitet, jedoch nur in vielen Theilen von Aſien[74]). Noch eine Zahlenbezeichnung, welche insbeſondere in den aſtronomiſchen Werken der Inder ſtattfindet, wird durch Benutzung des Alphabets gewonnen[75]).

Die reellen Verdienſte um die Mathematik betreffend, ſo verdankt man den Indern durch Vermittelung der Araber die ſogenannte Algebra. Dieſe Anſicht iſt ſchon alt, und ſteigt bis zu der Epoche herauf, in welcher dieſe Wiſſenſchaft in Europa eingeführt ward. Werke, welche im Mittelalter ins Lateiniſche überſetzt ſind, und ſich in Manuſcripten in den Bibliotheken erhalten haben, zeigen, daß die Europäer damals den Indern die Erfindung der Algebra zuſchrieben. Bis jetzt ſind zwei Monumente der indiſchen Algebra publicirt, eins von Brahmagupta, welcher im 6. oder 7. Jahrh. n. Chr. lebte, und eins von Bhaſkara Acharja, der 1114 n. Chr. geboren ward. Brahmagupta citirt häufig Arjabhat't'a, welcher ſich ſchon bedeutende Verdienſte erworben haben ſoll. Leider ſcheint ſein Werk verloren zu ſein. In Beziehung auf die indiſchen Unterſuchungen in der Algebra bemerkt Libri im Allgemeinen, „daß man trotz unſeres occidentaliſchen Stolzes geſtehen müſſe, daß, wenn die erwähnten Werke 60 oder 80 Jahre früher in Europa bekannt geworden wären, ihre Erſcheinung, ſelbſt nach dem Tode Newton's und während der Lebzeiten Euler's, bei uns den Fortſchritt der algebraiſchen Analyſe hätte beſchleunigen können." „Dem Arjabhat't'a ſchreiben die indiſchen Commentatoren die Auflöſung der Gleichung des erſten Grades mit zwei unbekannten Größen in ganzen Zahlen zu; dieſe Gleichung iſt von dem indiſchen Geometer mit der Generaliſirung behandelt, welche den Griechen ſtets fehlte. Die Werke des Brahmagupta und Bhaſkara Ak'arja enthalten Unter-

---

sance des lettres jusqu'à la fin du XVIIème Siècle (Par. 1838) T. I. p. 118.

69) Libri a. a. O. 126. 377.

70) Journ. of Bengal. 1838. April. p. 348 mit einer Tafel (Vol. VII. pl. XX.), welche die Zahlzeichen der Inder aus verſchiedenen Zeiten zuſammenſtellt.

71) Vgl. S. 102.

72) Vgl. S. 112.

73) Gött. Gel. Anz 1839. St. 154. 155. S. 1538.

74) Vgl. insbeſondere *Jacquet*, Mode d'expression symbolique des nombres employé par les Indiens, les Tibetains, les Javanas in Journ. Asiat. Nouv. Ser. T. XV, 5. XVI, 5, 97.

75) Vgl. über ſie insbeſondere *Whish* in Transactions of the litterary Society of *Madras* I, 54 fg. Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes II, 3.

Digitized by Google

ſuchungen von viel höherem Range. Außer der allgemeinen Auflöſung der Gleichung mit einer einzigen unbekannten Größe des zweiten Grades, und der Auflöſung einiger derivativen Gleichungen der höheren Grade, findet man in ihnen die Methode, aus einer einzigen Löſung die übrigen ganzen Löſungen einer unbeſtimmten Gleichung des zweiten Grades mit zwei unbekannten Größen abzuleiten; dieſe Analyſe, welche wir Euler verdanken, war den Indern ſeit mehr als zehn Jahrhunderten bekannt." Ein Calcül, welcher Ähnlichkeit mit den Logarithmen hat, und insbeſondere eine Verallgemeinerung in der Aufgabe der Probleme, bezeugen die Fortſchritte der indiſchen Analyſe. Dieſe Wiſſenſchaft, welche die Inder auf die Geometrie und Aſtronomie anwendeten, war für ſie ein mächtiger Hebel in ihren Unterſuchungen, und man kennt mehre elegante Auflöſungen geometriſcher Probleme bei ihnen. Ihre algebraiſchen Werke ſind, wie ihre übrigen literariſchen Erzeugniſſe, metriſch, und, wie die philoſophiſchen, überaus lakoniſch abgefaßt; ſie enthalten nur die Aufgabe und die Auflöſung. Ihr Lakonismus und bizarre Bezeichnungsweiſe verhindern bisweilen, die Methode, welcher der Autor folgte, zu entdecken." Die bekannt gemachten Werke des Bhaſkara Atſcharja heißen Lilavati, nach ſeiner Tochter benannt, welche er denn auch darin anredet, z. B.: „Sag mir, liebe, ſchöne Lilavati, Du mit den Pfauenaugen, welches iſt das Reſultat von 135 multiplicirt durch 12" — und Vig'aganita arithmetiſcher Tractat von der Algebra; die des Brahmaguptas heißen Ganitádhjaja (Rechenlehre) und Kuttakádhjaja (Bruchlehre). Wegen anderer, auch neuerer, Schriſten verweiſe ich auf Adelung und v. Bohlen. Geometrie insbeſondere betreffend, ſo iſt, jedoch erſt in neuerer Zeit (zwiſchen 1699—1737), der Euklid ins Sanſkrit überſetzt [76]).

Aſtronomie [77]). Sei es, daß es am Klima liegt, oder in dem Charakter jedes einzelnen Volkes des Orients ſeinen beſondern Grund findet, die Orientalen ſind im Allgemeinen mehr zum innern Leben — zur Beſchaulichkeit, überhaupt rein geiſtiger Thätigkeit, die bis ins Phantaſtiſch-Träumeriſche übergeht — als zu ſorgſamer Beobachtung der äußeren Natur geneigt. In einem ſehr hohen Grade gilt dies von den Indern, und iſt ohne Zweifel der einzige Grund, daß ſie, die in der Hauptgrundlage der Aſtronomie ein ſo großartiges Talent entfalteten, in Beziehung auf Aſtronomie ſelbſt, ſelbſtändig, nur unbedeutende Anfänge machten, und ſelbſt, nachdem ſie von den Griechen die Reſultate der Forſchungen der Weſtwelt empfangen und in ſich aufgenommen hatten, keine weiteren Fortſchritte ſelbſtändig hinzuthaten.

Die indiſche Anſicht — welche die Prüf- und Bußwanderung, die dem Menſchen auf Erden zugemeſſen iſt, auch am Himmel in heiliger Stille von den Sternen, der Sonne, dem Monde, dem Jupiter (Vrihaspati), der Venus (çukra), dem Mercur (buddha), den ſieben Riſhis (große Bär) vollbringen ſieht, in der Milchſtraße die Straße der Heiligen zu erblicken glaubt, oben unter die Sterne den Wohnſitz der Frommen verſetzt, überhaupt, wie Stuhr ſo ſchön bemerkt, „in den Erſcheinungen der Natur am Sternenhimmel den ſinnbildlichen Ausdruck für die Geſchichte des tiefſten innerſten Lebens zu finden ſucht — mochte wol oft den Blick der Inder nach ſeinem ſchönen tiefblauen und in wunderbarem Sternenglanze leuchtenden Himmel emporlocken — allein ſchwerlich etwas weſentlicher dazu beitragen, die Wiſſenſchaft der Aſtronomie zu begründen. Wol mochte man ſich einzelne Sterne merken, an ſie beſtimmte Ideen knüpfen, ſie etwas ſorgfältiger verfolgen, allein den Ausgangspunkt der Aſtronomie bildeten hier, wie allenthalben, die zeitmeſſenden Himmelskörper, Sonne und Mond, zunächſt, und auf eine etwas genauere Beobachtung derſelben führte die Nothwendigkeit, die religiöſen Feſte genauer und auf eine ſich jährlich übereinſtimmend wiederholende Weiſe zu beſtimmen. Die Beobachter waren natürlich in den älteſten Zeiten die Brahmanen.

Wenn eine von mir an einem andern Orte [78]) geführte Unterſuchung richtig iſt — und ich für meine Perſon bin von der Richtigkeit derſelben bis jetzt aufs Feſteſte überzeugt — ſo hatten die Sanſkritvölker ſchon vor der Sprachtrennung den Begriff und das Inſtitut eines beim erſten Zuſammentritt (Conjunction) des Mondes mit der Sonne nach Beginn des Frühlingsäquinoctii beginnenden Jahres. Die Conjunction ſelbſt wird im Sanſkrit mit Wörtern bezeichnet, welche bis zu jener Periode, meinen Unterſuchungen zufolge, reichen, und eigentlich Zuſammenwohnung bedeuten. Ich fand darin eine Andeutung der bei den Indern vorkommenden, ihnen ganz eigenthümlichen, Eintheilung des Himmels in Mondhäuſer, Lunarſtationen [79]), nakshatra genannt, von der Wurzel naksh (= dem lateiniſchen na(n)c in nanc-iscor, griechiſch $\lambda\alpha(\gamma)\chi$ in $\lambda\alpha\gamma\chi\acute{\alpha}\nu\omega$), deſſen Bedeutung (der Bildung nach Erlanger) hier nicht ganz klar iſt. Dieſer Lunarſtationen ſind nach den Tagen der Mondbewegung früher 27, ſpäter 28 angenommen. Daß ſie den Indern eigenthümlich ſind, iſt ſchon mehrfach anerkannt [80]). Daß ſie wenigſtens ſchon in der erſten Periode der indiſchen Geſchichte exiſtirten, können wir jetzt mit Beſtimmtheit daraus folgern, daß ſie ſchon in den Inſchriften des Aſokas erſcheinen [81]). Da das indiſche Jahr ſchon an einer andern Stelle dieſer Encyklopädie behandelt iſt (ſ. d. Art. Jahr), auf welche ich hier verweiſe, ſo will ich hierbei nur noch bemerken, daß ſich in dieſen Inſchriften auch hinlängliche Spuren finden, daß die indiſche Jahreseintheilung nach den 12 Monaten Aſvina u. ſ. w., welche an dem angeführten Orte mitgetheilt ſind, ſchon damals

76) Vgl. Journ. of Bengal. Nov. 1837. p. 938. wo auch Auszüge aus dieſer Überſetzung mitgetheilt ſind. 77) Adelung S. 199 gibt die vollſtändige Literatur, wozu man noch *Delambre*, Histoire de l'Astronomie ancienne I, 400 und Libri a. a. O. 130 füge.

78) Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon I, 304 fg. 79) Vgl. über ſie Encyklopädie 2. Section. 14. Bd. S. 212. Stuhr, Unterſuchungen über die Urſprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chineſen und Indiern S. 65. 80) *Libri* 134. 380. *Letronne* in Journ. d. Savans. 1839. p. 490 nach Ideler. 81) Journ. of Bengal. May. 452. Vgl. auch 1837. Jul. 575.



Digitized by Google

im Gebrauche war, und daß ihre Reihe ſchon damals, wie jetzt, mit Chaitra begann, ſodaß Bhadra der ſechste und Phalguna der letzte war. Außerdem füge ich, jenen Aufſatz ergänzend, hinzu, daß die Veden eine Eintheilung des Jahres in drei Jahreszeiten kennen [82]), und daß auch dieſe in den Aſokainſchriften erſcheinen, unter dem Namen der drei viermonatlichen Perioden (tisu chatumasisu) [83]). Die Eintheilung des Monats in zwei Theile, von je 15 Tagen, hat ſchon zu Alexander's Zeit ſtattgefunden [84]). Auch in Beziehung auf die Cyklen erlaube ich mir noch eine nachträgliche Bemerkung. In den Veden finden ſich Spuren einer zur Ausgleichung der zugleich im Gebrauche ſeienden Sonnen- und Mondenjahre dienenden Periode von fünf Jahren [85]). Auch von dieſer kommen in den Aſokainſchriften Spuren vor [86]). Wir glauben nicht, daß man uns einen Vorwurf der Unkritik machen wird, wenn wir Dinge, die in den Aſokainſchriften ihre Beſtätigung erhalten, ſchon als der erſten Periode der indiſchen Geſchichte angehörig betrachten, obgleich dieſe Inſchriften erſt im 1. Jahrh. der zweiten abgefaßt ſind. Denn die ganze bisher gegebene Entwickelung des indiſchen Lebens wird jedem mit uns die Überzeugung eingeflößt haben, daß das neue Erwachen wiſſenſchaftlichen Lebens in Indien erſt kurze Zeit nach Aſoka beginnt, und man daher, was bei ihm erſcheint, gleichſam noch als Nachhall der älteren Entfaltung deſſelben betrachten darf. Die den Veden beigegebenen Kalender (g'jôtish) zeigen, daß zur Zeit ihrer Abfaſſung die Aſtronomie noch auf einer ſehr niedern Stufe ſich befand. Leider iſt noch keiner dieſer Kalender edirt, und daher unentſchieden zu laſſen, ob ſie ihrer Abfaſſung nach noch in die erſte Periode der indiſchen Geſchichte (vor 330 v. Chr.) gehören, oder in die zweite; dafür würde die Sprache derſelben die Entſcheidung abgeben können. Die Jahresrechnung [87]) iſt die, deren Daſein wir eben auch in den Aſokainſchriften angemerkt haben. Von der weiteren Entfaltung der indiſchen Cyklen, welche auf der Annahme beruht, daß Jupiter (Brihaspati) in einem Zeitraume von 12 Jahren den Kreis ſeiner Bahn durch den Himmel durchſchreite, und dieſe 12jährige Periode mit der in Aſoka's Zeit erſcheinenden fünfjährigen multiplicirt, wodurch die 60jährige Jupitersperiode entſtand [88]); von dieſer findet ſich in dieſem Vedenkalender keine Spur, und wenn ſeine Abfaſſung, wie mir bis jetzt das Wahrſcheinlichſte iſt, in die erſte Zeit der Regeneration des Brahmathums fällt, in die ich auch geneigt bin, die ganze Sammlung der Veden zu ſetzen, ſo iſt die Entwickelung des Jupitercyklus ſpäter zu ſetzen. Allein um vieles ſpäter kann ſeine Ausbildung nicht fallen, da er ſchon in den älteſten aſtronomiſchen Werken der Inder (des Varâha mihira z. B. um 500 n. Chr.) zu Grunde liegt, und durch ſeine ungenaue Formung [89]) ſich als zu einer Zeit gebildet erweiſt, wo die aſtronomiſchen Kenntniſſe der Griechen noch keinen bedeutenden Einfluß auf die Fortbildung der Aſtronomie in Indien hatten. Nach ungefährer Annahme möchte ich dieſe Weiterbildung etwa in die Zeit des Vikramaditja (56 v. Chr.) ſetzen, in welche die indiſchen Sagen ein bedeutendes literariſches Leben verlegen.

Etwa um 170 v. Chr. traten die Inder mit den Griechen, welche ſich innerhalb der natürlichen Grenzen Indiens eigene Reiche gebildet hatten, in nähere Berührung. So exclusiv ſich die gebildeten Völker des Orients gegen die andern verhielten und ſo verachtungsvoll ſie auch auf ihre wiſſenſchaftlichen Fortſchritte herabſchauen mochten, konnten ſie dennoch — ſowol Ägypter, als Inder und Juden — nicht umhin, die höchſt bedeutenden Vorſprünge, welche die Griechen vor ihnen voraus hatten, anzuerkennen. Die, welchen wiſſenſchaftliches Beſtreben angeboren war, nahmen ſie an, und beſchwichtigten ihren Stolz durch den Troſt, daß dies alles denn doch nur irdiſche Wiſſenſchaft ſei, und weit durch die geoffenbarte Erkenntniß überboten werde, in deren Beſitz ſie durch die bevorzugende Liebe der Gottheit gelangt ſeien, die den Griechen verſagt ſei. Die indiſchen Aſtronomen insbeſondere erkennen die Verdienſte der Griechen (Javanâs) in dieſer Beziehung an. Javana, oder Javaniçvara, Jôna, Javanacharja, iſt einer ihrer Hauptautoritäten [90]). Auch andere benachbarte Völker wurden, ſobald der Stolz ſo weit gegen Fremdes überwunden war, angezogen, und es iſt daher wol keinem Zweifel unterworfen, daß Whiſh [91]) in dem Sonnendiener, welcher als Rômaka (Einwohner des römiſchen Reiches) bezeichnet und Maja genannt ward, mit Recht einen Magier erkennt. Unter dieſer Aſtronomie der Magier iſt höchſt wahrſcheinlich die der babyloniſchen Chaldäer zu verſtehen. Wenn wir hieraus ſchon im Allgemeinen ſchließen dürfen, daß die Fortſchritte der Aſtronomie in Indien vorzüglich durch Einfluß griechiſcher Bildung in Indien gefördert wurden, ſo haben wir noch einen beſondern Beweis dafür in dem Solar-Zodiakus. Von zwei Orten her wurden faſt zu gleicher Zeit und unabhängig von einander die Schläge geführt, welche die ältere, faſt ſchon fixirte, Anſicht, die die Entſtehung und Anordnung der 12 Figuren des Solar-Cyklus im Orient ſuchte, zum Falle brachten, und ein Reſultat herbeiführten, welches nur noch von jugendlichem Vorurtheil befangene und altersblöde Augen für zweifelhaft halten können. Whiſh zeigte zunächſt, daß in Indien die 12 Zeichen des Zodiakus von den Griechen her erhalten waren; es folgt dies mit Entſchiedenheit daraus, daß neben der Überſetzung der griechiſchen Namen derſelben, mêsha, Widder u. ſ. w. [92]), auch noch die wenig umgewandelten griechiſchen Wortformen bewahrt ſind. Der Merkwürdigkeit wegen will ich ſie hierher ſtellen; ſie lauten [93]):

82) Vgl. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alten Völker S. 225. 83) Journ. of Bengal. 1837. Jul. 593. 84) *Curtius* VIII, 9. 85) Vgl. Stuhr a. a. O. 67. 86) Journ. of Bengal. 1838. May. p. 452. 87) As. Res. VIII, 989. 88) Stuhr a. a. O. 71. Die Namen des Jupitercyklus findet man Encyklopädie a. a. O. 214 fg.

89) Stuhr 73. 90) *Whish* in Transact. of the Litt. Soc. of Madr. I, 70 sq. 91) a. a. O. Stuhr 110. 92) Vgl. dieſe Namen in Encyklopädie a. a. O. S. 212. 93) Nach *Varâha mihira* bei *Whish* a. a. O. 67; etwas anderes bei *Raghunâtha* in Journ. of Bengal. 1835. Jul. 399.

Digitized by Google

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) | Krija | = κριός, | Widder |
| 2) | Tâvuru | = ταῦρος, | Stier |
| 3) | Juthuma | = δίδυμοι, | Zwillinge |
| 4) | Kulīra | = Krebs, dem griechiſchen κόλουρος entſprechend, hier als Bezeichnung des Krebſes; doch haben die Inder auch das dem Griechiſchen καρκῖνος entſprechende karkin | |
| 5) | Lēja | = λέων, | Löwe |
| 6) | Parthōna | = παρθένος, | Jungfrau |
| 7) | Jûka | = ζυγός, | Wage |
| 8) | Korpia | = σκορπίος, | Skorpion |
| 9) | Taukshika | = τοξότης, | Schütz |
| 10) | Akokēra | = αἰγόκερως, | Steinbock |
| 11) | Hridōga | = ὑδροχόος, | Waſſermann |
| 12) | Ishtusi | = ἰχθύς, | Fiſch. |

Die Umbildung der griechiſchen Form iſt ſo genau, daß die Übernahme derſelben nicht dem Zufalle oder einer allgemeinen Einwirkung zufolge ſtattfinden konnte, ſondern nur durch Bekanntſchaft und Studium der griechiſchen Literatur. Pânini erwähnt ja auch das griechiſche Alphabet[94]). Die Mitaufnahme der Wage, welche erſt gegen Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. zu den frühern Sternzeichen gefügt ward, zeigt, daß dieſe Übernahme erſt nach dieſer Zeit zu ſetzen ſei. Von der andern Seite ward die Unterſuchung über die Namen und Bilder der 12 Zodiakalzeichen zuerſt in Bezug auf Ägypten und dann ihrem ganzen Umfange nach von Letronne geführt, und gelangte zu dem entſchiedenen Reſultate, daß die Namen und Bilder des Zodiakus von den Griechen erfunden, die Eintheilung des Zodiakus in die 12-Zahl aber fremd und wahrſcheinlich den Chaldäern entlehnt iſt[95]).

Dieſer ſpäten Einführung des Solarzodiakus zufolge, glaubt Stuhr die Anführung zweier Zeichen deſſelben, des Karkat'a, Krebs, im Ramâjana, und der Kanja, Jungfrau, jenes emendiren, dieſes für Einſchiebſel halten zu müſſen[96]). Da wir aber ſowol die Abfaſſung des Mânavadharmaçâſtram, als die des Ramâjana, erſt nach der Regierung des Tſchandraguptas ſetzen können, aber ſchon ſeit dieſer Zeit Indien in vielfache Berührung mit griechiſcher Bildung kam, ſo mag bei der Vorliebe des Orients für Himmelskunde eine Kenntniß des Zodiakus auch ſchon früher zu ihnen gelangt ſein. Damit ſteht es gar nicht im Widerſpruche, wenn wir eine genauere Kenntniß der griechiſchen Aſtronomie erſt ſpäteren Jahrhunderten vindiciren zu müſſen glaubten. In dieſer Zeit eines eindringenderen Studiums der griechiſchen Aſtronomie beſchränkten ſich die Inder keineswegs auf Einführung und Kenntnißname des griechiſchen Zodiakus. Sie nahmen ſelbſt die griechiſchen Namen für die Sonne und die Planeten auf, nämlich:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) | Heli | = ἥλιος, | Sonne |
| 2) | Hēma | = Ἑρμῆς, | Merkur |
| 3) | Arah | = Ἄρης, | Mars |
| 4) | G'jôk | = Ζεύς, | Jupiter |
| 5) | Kōnah | = Κρόνος, | Saturn |
| 6) | Asphug'it | = Ἀφροδίτη, | Venus |

Ebenſo entnahmen ſie auch mehre aſtronomiſche Kunſtausdrücke von da, z. B. hora (ὥρα), kendra (κέντρον), midja (μέσα), mittlere Bewegung, lipta (λεπτά), die Minute eines Grades, anapha (ἀναφή), sunapha (συναφή), Wörter, welche gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Laufes der Planeten bezeichnen[97]).

Mit dem griechiſchen Thierkreiſe und mit dem, was ſich daran knüpft, iſt zugleich die Kenntniß und der Gebrauch der ſiebentägigen Woche nach Indien gekommen, ſowie die den Völkern Weſtaſiens eigenthümliche Art und Weiſe der Verehrung der Wandelſterne. Denn für die älteren Zeiten findet ſich in Indien keine Spur des Gebrauches der ſiebentägigen Woche, ſondern der Monat zerfällt nur in zwei Hälften, die mondhelle und mondsdunkle, jene der Tag, dieſe die Nacht der Manen (pitri)[98]).

Etwa in dem 4. Jahrh. n. Chr. begann in Indien eine auf einheimiſchen Keimen und von den Griechen her erworbenen Kenntniſſen beruhende wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Aſtronomie. Was älter als dieſe Zeit, ſie betreffend, abgefaßt ward, war wol mehr Ausfluß dichteriſcher Begeiſterung. Arjabhat't'a, welchen wir ſchon bei der Mathematik erwähnten, wird in dieſer Beziehung als erſter genannt; allein ſeine Schriften ſind nicht mehr vorhanden. Was von ihm angeführt wird, zeigt ihn als einen freiſinnigeren Mann, als ſeine Nachfolger. Damals mochte der Buddhismus ſich noch nicht ſo verknöchert haben, wie ſpäter, und dem nach bigotter Orthodoxie ſtrebenden Brahmathum gegenüber noch die Freiheit geiſtiger Bewegung in Schutz nehmen. Wie es ſcheint hat Arjabhat't'a die tägliche Umwälzung der Erde um ihre Achſe gelehrt, und zu dieſem Zwecke als Urſache davon den Strom einer, die Erde umgebenden, bewegten Luft angenommen; auch ſcheint er richtigere Anſichten über die Verfinſterungen der Sonne und des Mondes aufgeſtellt zu haben. Nicht nur vom Monde, ſondern auch von allen Sternen, behauptete er, daß ſie ihr Licht von der Sonne empfingen. Er hatte Kenntniß von der Veränderung der Punkte der Nachtgleichen, nahm ſie jedoch nicht als ein regelmäßiges Vorrücken, ſondern dachte ſie ſich als ein Vor- und Zurückweichen zwiſchen verſchiedenen Punkten des Himmels. Die Bahnen der Wandelſterne ſtellte er ſich nicht kreisförmig, ſondern ſich einer Eiform nähernd, vor, und in dieſer Beziehung ſcheinen ſich ſeine und die damit verwandten Anſichten der indiſchen Aſtronomen ſo ſehr denen Hipparch's zu nähern, daß man ſie auch als aus dem Studium griechiſcher Literatur hervorgegangen, anſehen darf[99]).

94) Javanani genannt (Whiſh a. a. O. 74). Laſſen verſteht fälſchlich das kabuliſche darunter. 95) Einen von dieſer Seite der vollſtändigen Blick in die Geſchichte dieſer Unterſuchung, ſowie die Anführung der bedeutenden hierher gehörigen Schriften, gewährt *Letronne* im Journ. des Savans. 1839. Août 480. Sept. 527. Oct. Nov. Die in dieſen Artikeln angezeigte Abhandlung von L. Ideler, über den Thierkreis, ſteht mir noch nicht zu Gebote. 96) Stuhr a. a. O. S. 108 und in den Hall. Jahrb., Intelligenzbl. 1838. N. 9. 10.

97) Letronne a. a. O. 488. 98) Stuhr 111. 99) Stuhr 105 fg. Vgl. auch Bohlen II, 278 über Arjabhatta,

Die bedeutendſten Häupter der indiſchen Aſtronomie ſind Varâha mihira und der ſchon oben erwähnte Brahmagupta. Die Inder wollen zwei Aſtronomen des Namens Varâha mihira beſeſſen haben, und ſetzen den erſten 201 nach Chr. und den zweiten 506. Über dieſe, ſowie andere literaturhiſtoriſche Angaben, in Beziehung auf die bedeutenden Aſtronomen, wage ich noch kein Urtheil. Denn obgleich im Allgemeinen in literaturhiſtoriſchen Angaben den Indern keine große Sorgſamkeit, oder vielmehr die größte Sorgloſigkeit zuzuſchreiben iſt, ſo könnte man doch bei einer ſo ernſten, mit genauen Zahlenangaben ſo eng verbundenen Wiſſenſchaft eine Ausnahme von der Regel vermuthen. Allein der Inhalt des dem zweiten Varâha mihira zugeſchriebenen Hauptwerkes: Sûrjasiddhânta (Sonnenſyſtem) wird von Bentley aus mathematiſchen Gründen erſt in das 10. Jahrh. hinabgerückt. Bohlen ſucht dieſes Reſultat mit der indiſchen Angabe zu vermitteln [1]). Ein anderes Werk dieſes angeblich zweiten Varâha mihira, welcher als Eingeborener von Udſchajini (Udſcheïn) Avantikas genannt wird, zerfiel in drei Theile. Der erſte begriff die eigentliche Aſtronomie, der zweite und dritte die theils auf alter einheimiſcher Sterndeuterei, deren Anfänge und Anwendung ſchon die Griechen erwähnen [2]), und den Annahmen der weſtaſiſchen Völker in dieſer Beziehung beruhende Aſtrologie. Dieſe zerfällt wieder in drei Theile: 1) Tantra, welches den Stand eines Planeten durch Berechnung zu finden lehrt; 2) Hora, das eigentliche Horoſkop mit Nativitätsſtellerei, um danach die glücklichen Anzeichen bei Reiſen, Hochzeiten u. ſ. f. zu ermitteln, und 3) Çâkhâ, die verſchiedenen Prognoſtika ſelbſt. Dieſer dritte Theil iſt unter dem Titel Vrihatsanhitâ noch bewahrt, und von einem der Nachfolger des Vahâra mihira, nämlich Bhattotpâla, welcher nach indiſchen Angaben 969 nach Chr. blühte, commentirt. Vor dieſem wird als bedeutender Aſtronom außer Brahmagupta (629 nach Chr.) [3]) noch Munjâla (935 nach Chr.) erwähnt, nach ihm Svetotpala (1018), Varunabhatt'a (1041), Bhôjarâja (1043), der ſchon oben bemerkte Bhâskara (1150), Kaljanachandra (1180). Außer ihnen kennt man auch noch andere Namen.

In die Zeit der wiſſenſchaftlicheren Ausbildung der Aſtronomie — d. h. der Vermittelung der in verſtändiger Weiſe wiſſenſchaftlich ausgebildeten Lehren der griechiſchen Sternkunde mit den altüberlieferten indiſchen Anſichten über Sternkunde und Sterndeutung — fällt wol auch die ſyſtematiſchere Anordnung der großen Weltperioden, welche, wie bei andern Völkern [4]), ſo auch und in viel größeren Zahlenverhältniſſen bei den Indern ſich finden. Im Allgemeinen iſt die Annahme ſolcher großer erdichteter Zeiträume in Indien wol ſchon ſehr alt; doch muß ſie zur Zeit des Megaſthenes auf die Auffaſſung der Vergangenheit noch wenig eingewirkt haben; denn bei den ihm mitgetheilten Jahreszahlen und Königszahl [5]) würde ſich ſonſt ohne Zweifel eine Spur dieſer Perioden finden. Mehr ins Leben traten ſie wol, als das reorganiſirte Brahmathum das Netz ſeiner ererbten und weiter entwickelten Cultur über das ganze indiſche Leben ſchlang. In Manu's Geſetzbuche finden ſie ſich im Weſentlichen ſchon ganz angegeben. Nach dem Urtheile des kritiſchen Libri iſt der Schlüſſel zu dieſen großen aſtronomiſchen Perioden noch nicht gefunden [6]), und mir ſelbſt ſteht von den Kenntniſſen, welche zur Beurtheilung der in dieſem Betracht aufgeſtellten Hypotheſen, oder zur Bildung einer eigenen Auflöſung nothwendig ſind, keine zu Gebote. Ich beſchränke mich daher nur auf eine kurze Darſtellung [7]). „Die Sonne bildet Tag und Nacht; dieſe ſind zweier Arten, die der Menſchen und der Götter. Ein (Menſchen-) Monat bildet einen Tag und Nacht der Manen (pitri); ein (Menſchen-) Jahr einen Tag und Nacht der Götter; wenn die Sonne nach Norden declinirt, iſt Tag der Götter, wenn nach Süden, ihre Nacht. Tag und Nacht zuſammen wird als ein Tag wie bei allen Völkern angeſehen. Ein Götterjahr beſteht demnach aus ſo viel Menſchenjahren, als das Menſchenjahr Tage hat. Die Götterjahre bilden die Grundlage der Eintheilung in Perioden (jugâni, von juga, Joch). Deren gibt es zunächſt vier kleinere. Die erſte (das goldene Zeitalter), Kritajugam genannt, enthält als Kern 4000 Götterjahre; zu dieſen kommen 400 vorhergehende und 400 ihm nachfolgende, gleichſam als Morgen- und Abenddämmerung, es umfaßt alſo im Ganzen 4800 Götterjahre. Die zweite (das ſilberne), Trêtajugam, enthält als Kern 3000, als Dämmerungszeit zweimal 300, alſo im Ganzen 3600. Die dritte, Dvapara, enthält 2000 und zweimal 200, alſo 2400. Die vierte, Kali, 1000 und zweimal 100, alſo 1200. Dieſe vier jugâni bilden zuſammen alſo 12,000 Jahre, und werden devânâmjugam, oder Götterperiode genannt. Nach Stuhr iſt dieſes Syſtem auf den zwölfjährigen Cyklus des Vrihaspati (Jupiter) gegründet, welcher mit 1000 multiplicirt iſt [8]); 1000 ſolcher Götterperioden bilden ein Jahr des Brahma. In einem ſolchen Brahmatage bekleidet er 14 Manus mit der Herrſchaft über die Welt. Jeder Manu übergibt binnen 71 Götterperioden ſein Reich ſeinen Söhnen und Enkeln. Eine ſolche Periode heißt manvantara. So kommen jedoch nur (14 $\times$ 71) 994 Götterperioden heraus. Die ſechs übrigen bilden die Dämmerungszeiten eines Tages des Brahma [9]). 30 ſolcher Tage bilden einen Monat des Brahma, welcher kalpa (Schnitt, Zerſtörung) [10]) genannt wird. Dies iſt die Periode der Weltzerſtörung und Wiedererneuerung. Zwölf ſolcher kalpâs bilden ein Jahr des Brahma; und 100 ſolcher Jahre bilden ſein

wo einige eigene Combinationen, die zwar noch der Prüfung bedürfen, aber Beachtung verdienen.

1) Bohlen a. a. O. 280. 2) a. a. O. 287. 3) Stets nach den indiſchen Angaben, die bis jetzt Niemand ganz verbürgen kann; man findet ſie oft, unter andern bei von Bohlen II, 278. 4) von Bohlen 291 fg.

5) Vgl. S. 69. 6) *Libri*, Histoire des sciences mathématiques. I, 125. 7) Vgl. Bohlen II, 293 und Stuhr 117, wo ſich die Literatur und zugleich, ſo weit mir ſcheint, das Eindringendſte über dieſen Gegenſtand findet. 8) Stuhr 113. 9) As. Res. II, 169. (Trad. franç.) 10) Vgl. Th. Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I. p. XV.

Alter. Nach indiſcher Anſicht ſind 50 Jahre ſeines Alters verfloſſen, und wir befinden uns jetzt im erſten Tag des erſten Monats des 51. Jahres, und in der 28. Götterperiode des 7. Manvantara. Von dieſem ſind die drei erſten kleineren Perioden und 4940 menſchliche Jahre der vierten verfloſſen (im J. 1840 unſerer Zeitrechnung)" [11]).

„Für den Zweck der Berechnung der Bewegungen der Geſtirne kamen in der indiſchen Sternkunde hauptſächlich immer nur die Götterperioden und die Kalpâs in Anwendung. Dieſe ſind nach Stuhr [12]) erdichtete, für den Zweck der Bewegung der Wandelſterne in Gebrauch gezogene, Zeiträume, von deren Anfangspunkte, die in irgend einen beliebigen Zeitpunkt der Vergangenheit zurückgeſchoben werden, man in der Art in der Berechnung ausgeht, daß man annimmt, die Wandelſterne hätten ſich mit Sonne und Mond, bei deren Eintritt in ein beſtimmtes Sternbild, in Vereinigung befunden. Seit Varaha mihira's und Brahmagupta's Zeiten ward als dies Sternbild das Sternbild Aswini angenommen, auf welches der erſte Grad des griechiſchen Zeichens des Widders übertragen worden war." Arjabhatta hatte ſchon die mit mancherlei religiöſen und ſittlichen Anſichten in Verbindung ſtehenden Angaben über die Dauer der Jugen unberückſichtigt gelaſſen, und einſach die eines kleinen jugam (einer der vier Perioden eines Götteralters) auf das Viertheil der Dauer eines großen (Götteralters) angeſetzt. Seine Nachfolger kehrten mehr zu den orthodoxen Anſichten zurück, wie denn die Brahmaniſche Orthodoxie vom 5. Jahrh. an überhaupt immer mehr die durch den Buddhismus angeregte freie Bewegung des Menſchengeiſtes beſchränkt. Brahmagupta, welcher an der Spitze dieſer Beſtrebungen ſteht, bekämpſte in ihrem Sinne auch die ſchon von Arjabhatta behauptete tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achſe. Das Götterjahr (mahâjugam) wurde von ihm — hier nach Vorgang des Arjadhat't'a — auf 4,321,000 Jahre feſtgeſetzt; dieſer Zahl ward eine tieſere Bedeutung unterlegt, wegen des in ihr hervortretenden Verhältniſſes von 4 : 3 : 2 : 1 und danach die Zahl der Dauer der kleineren Perioden beſtimmt, nämlich die erſte zu 1,728,000; die zweite zu 1,296,000; die dritte zu 864,000; die vierte zu 432,000 [13]). Der Kalpas umfaßt 1000mal die Jahre der Götterperiode. Jede der 14 Manvantarâni des Kalpas umfaßt 308,448000 Jahre; zu jedem dieſer 14 kommen noch 1,728,000 Jahre. Der Sonntag der ſiebentägigen Woche war der Anſang des Kalpas. An ihm ſollen bei Aufgang der Sonne während ihres Eintritts in das Sternbild des Widders, alle Wandelſterne mit ihr ſich in Vereinigung befunden haben. Nach Varaha mihira ſand dieſe Vereinigung um Mitternacht, nach der Mittagslinie von Lanka (Ceylon), nach welcher auch Brahmagupta rechnet, ſtatt. Während der Zeit eines Umlaufs der Sonne werden dem Monde beinahe 13½ Umläuſe durch den Sternenhimmel zugeſchrieben, während deſſen durchſchreite Mars etwas mehr als die Hälfte ſeiner Bahn; Merkur vollende ungeſähr vier Umläuſe, Jupiter nicht völlig den zwölften Theil ſeiner Bahn; Venus durchzöge mehr als 1½ Mal den Himmelskreis; Saturn endlich durchwandle den 29. Theil ſeiner Bahn. Der geringſte Zeitraum, während deſſen der Mond und die kleineren Wandelſterne mit der in den Widder eintretenden Sonne wieder in Vereinigung zurückkehren ſollten, wird, wahrſcheinlich nach Arjabhat't'a, auf 1,080,000 geſetzt. In dem Surja Siddhanta wird auch angenommen, daß die Vereinigung des Mondes und der kleineren Wandelſterne mit der Sonne in dem bezeichneten Sternbilde zu Anfange des gegenwärtigen Kalijuga's ſtattgefunden hätte. Die Veränderlichkeit der Punkte der Sonnenwenden ſchrieben die indiſchen Aſtronomen vor Arjabhatta einer übernatürlichen Urſache zu. Dieſer erklärte ſie für ein hin- und herſchwankendes Vor- und Zurückweichen innerhalb von 24 Graden ſowol öſtlich als weſtlich von den Sternbildern des Widders und der Wage, und nahm an, daß dieſes Schwanken innerhalb 78 Jahre einen Grad betrüge. Dieſe Anſicht blieb in der Aſtronomie der Inder vorherrſchend; nur wurde die Entfernung ſtatt 24 auf 27 Grade beſtimmt. Doch findet ſich auch ſogleich bei Arjabhatta's Nachfolgern die Erklärung derſelben aus der einfachen Bewegung eines vollen Umſchwungs. Freiere Anſichten über die Bewegung der Himmelskörper haben im Geiſte der Inder nie zu einer allgemeineren Herrſchaft durchdringen können. Nachdem die älteren Aſtronomen, den Griechen vieles entlehnend, eigene Syſteme geſchaffen hatten, iſt in Indien eher ein Rück- als Fortſchritt eingetreten; zu einer unabhängigen Wiſſenſchaft konnte ſich die Aſtronomie überhaupt nie erheben; ſie diente nur — entweder zur Anordnung der Feſte, oder zur Sterndeuterei. Die Inder entwickeln großen Scharfſinn in Beziehung auf Erfindung von allgemeinen Regeln, einfachen Methoden und Anordnung [14]). Allein ihre Beobachtungen ſind mehr aufs Ungefähr hin gemacht. Sie beobachteten mit Inſtrumenten, deren ungeheure Dimenſionen, nach Libri, bis zu einem gewiſſen Punkte, den Mangel der Genauigkeit erſetzen konnten. Ihre Sinustafeln ſind auf eine ſehr geiſtreiche Weiſe conſtruirt, und ſie kannten die Grundtheoreme der ſphäriſchen Trigonometrie [15]).

Sternwarten gab es in Indien mehrfach; mehre werden dem Vikramaditja zugeſchrieben [16]). Eine alte Warte, welche in Benares exiſtirt, beſteht aus einem ſteinernen Gebäude mit vielen Höfen, die zu Wohnungen der Aſtronomen und Studirenden gedient haben mögen; ein großer, viereckiger Thurm erhebt ſich hier mit einem Gnomon von 20 Fuß Höhe und einem 15 Fuß im Durchmeſſer haltenden Gradbogen [17]). Noch jetzt haben ſich die Reſultate der alten aſtronomiſchen Unterſuchungen in Indien vielfach als mechaniſche Fertigkeiten erhalten, ohne daß die, welche ſie üben, über die wiſſenſchaftliche Grundlage Rechenſchaft geben können [18]).

11) As. Res. a. a. O. 170. 12) S. 119. 13) Vgl. Stuhr und Bentley in As. Res. VIII, 235.

14) *Libri* a. a. O. I, 132. Stuhr, dem ich faſt ganz folge. 15) *Libri* a. a. O. 16) von Bohlen II, 273. 17) a. a. O. Vgl. Abbildungen von Inſtrumenten bei *Daniell*, Antiquities of India. pl. XIX. 18) von Bohlen II, 274.

Naturwiſſenſchaften[19]). Die Schriften, welche ſich ausdrücklich mit den hier einſchlagenden Gegenſtänden beſchäftigen, wie der Upavêda Ajush, welcher die Phyſik behandelt, ſind noch nicht bekannt. Vieles hierher Gehörige werden wol die mathematiſchen und naturphiloſophiſchen Schriften (z. B. der Vaiçeshikas) insbeſondere enthalten. Die Mittheilungen in der großen indiſchen Encyklopädie (Sabda kalpa druma) ſind auch noch nicht bekannt. Ihre großen Bauten, ihre induſtrielle Thätigkeiten, beides ſchon in die erſten Zeiten der Bekanntſchaft mit Indien fallend, machen es ſehr wahrſcheinlich, daß ihre Kenntniſſe der Chemie und Mechanik nicht ganz gewöhnlich waren. Die Phyſik betreffend, war den Indern die dunkle Wärme des Waſſers, der Mangel der Wärme der Mondesſtrahlen, und die zur Reſpiration nöthige Lebensluft bekannt[20]). Ihre Fortſchritte in der Chemie ſcheinen nicht unbedeutend geweſen zu ſein[21]).

Beſondere Werke über Zoologie und Botanik ſind uns aus der Blüthe des literariſchen Lebens der Inder noch nicht bekannt[22]). Allein innerhalb der übrigen Erzeugniſſe der indiſchen Literatur finden ſich eine Menge hierher gehöriger Beobachtungen, welche erweiſen, daß die Inder ſowol in Bemerkung der Eigenthümlichkeiten ihrer heimiſchen, ſo reichhaltigen, Fauna, als Flora höchſt ſinnige und ſcharfe Beobachter waren, natürlich ſo weit dieſe Beobachtung ohne Anwendung äußerer, die Sinnenwerkzeuge verſtärkender Mittel möglich war. Denſelben Beweis liefert auch die indiſche

Medicin[23]). Dieſe Wiſſenſchaft iſt in Indien reich ausgebildet und eine Menge, der Blüthe der indiſchen Gelehrſamkeit entſprungene, ſie betreffende, Schriften ſind uns erhalten worden. Da die Inder wegen ihrer hohen Mäßigkeit nach Anſicht der Alten weniger Krankheit unterworfen ſein ſollten, ſo konnte dies vielleicht nachtheilig auf die Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft wirken[24]). Dennoch findet ſich dieſe Wiſſenſchaft auf einer hohen und ganz originell entwickelten Stufe. Anatomie, Chirurgie, Therapie, Pharmakologie u. ſ. w. ſind der Gegenſtand einer Menge von Darſtellungen. In dem ſchon erwähnten Upavêdas Ajush wird die Medicin ſchon in acht Abſchnitten entwickelt; der erſte lehrt die Kunſt, fremde in den menſchlichen Körper gerathene Dinge, als Erde, Holz, Metall, Knochen und dergleichen, herauszuziehen, nebſt der Behandlung von Geſchwüren und Geſchwulſten. Der zweite entwickelt die Behandlung äußerlicher organiſcher Fehler, der Augen, Ohren, Naſe u. ſ. w. Der dritte die eigentliche Medicin, oder Anwendung der Heilkunſt auf den Körper im Allgemeinen. Der vierte die Wiederherſtellung der geiſtigen Eigenſchaften, die durch Bezauberung zerrüttet waren. Der fünfte die Lehre von der Pflege der neugeborenen Kinder und den Krankheiten der Kindbetterinnen. Der ſechste die Anwendung von Gegengiften. Der ſiebente die Kunſt, eine Univerſalmedicin zu bereiten, um die Geſundheit dauernd und das Leben unvergänglich zu machen. Der achte die Kunſt, die Menſchen zu vermehren. Man ſieht aus dieſem Inhaltsverzeichniß, daß dieſe Wiſſenſchaft noch mit einer Menge abergläubiſcher Elemente verſetzt iſt, wie ſie, ebenſo grob, lange ſelbſt in Europa ſich geltend machten, und in etwas feineren Formen ſelbſt jetzt noch ſich nicht ganz verdrängen ließen, ja bei dem geheimnißvollen Rapport zwiſchen dem Mikrokosmus und Makrokosmus ſich wol nie ganz aus der Medicin verlieren werden. Ein ebenfalls ſehr altes und zugleich mehr wiſſenſchaftliches und Hauptwerk über die Medicin, Sausruta genannt, wird dem Götterarzte Dhanvantari zugeſchrieben. Es zerfällt in ſechs Abtheilungen, welche 1) chirurgiſche Erklärungen geben, 2) die Diagnoſe, 3) Anatomie, 4) innere Anwendung der Medicin, 5) Lehre von den Gegengiften, 6) ergänzende Abſchnitte über verſchiedene örtliche Krankheiten der Augen, Ohren u. ſ. w. enthalten. Auch hier, wie in dem ganzen übrigen geiſtigen Leben tritt mit der Zeit der Eroberung durch die Muhammedaner — mag dieſe gleich nicht die einzige Urſache ſein — nach und nach ein Stillſtand ein. Die Inder fangen an, nur an dem Vermächtniſſe ihrer Vorfahren zu zehren und es faſt ohne neue Zuthat aufzubrauchen. Die — übrigens alte — religiöſe Idee, daß Krankheit eine Strafe ſei, mochte ſie gleich zur Zeit der wiſſenſchaftlichen Entwickelung der Medicin ihr doch im Ganzen nicht hemmend in den Weg getreten zu ſein ſcheinen, fängt an, den Geiſt der Medicin immer mehr zu umſtricken, und ſtatt natürlicher Gründe der Krankheiten werden Sünden aufgeführt — z. B. Huſten, wenn man einen Brahmanen getödtet, Steinſchmerzen als Strafe der Blutſchande mit der Mutter u. ſ. w. Die Heilmittel ſind natürlich nun Ergebniſſe dieſer barbariſchen Anſchauungsweiſe, Faſten, Almoſen, Geſchenke an die Prieſter u. ſ. w. Aus den Werken der älteren mediciniſchen Schriftſteller dagegen folgt, daß hier bedeutende Verdienſte um dieſe Wiſſenſchaft vorlagen. In chirurgiſchen Operationen waren die Inder allen aſiatiſchen Völkern zuvorgekommen; denn ſie verbanden eine feine und ſichere Hand mit großer Kunſtfertigkeit. Hier gehören ihnen insbeſondere zwei Erfindungen: das Staarſtechen, das heißt, das Niederdrücken des Staars, und die Bildung und Einſetzung einer Naſe aus der Stirnhaut, die Rhinoplaſtik[25]). Sie kennen den Steinſchnitt, die Extraction des foetus aus dem uterus, und in ihren Werken finden ſich nicht weniger als 127 chirurgiſche Inſtrumente beſchrieben. Manche Umſtände und Angaben ſcheinen ferner dafür zu entſcheiden, daß den Indern die Impfung der Schutzblattern, welche ſie auf ähnliche Weiſe wie wir vollziehen, in der That ſchon im Alterthume, wie ſie es denn auch behaupten, bekannt war[26]).

19) von Bohlen II. 209. 20) *Libri* a. a. O. 133. 21) Royle, über das Alterthum der indiſchen Medicin, überſetzt von Wallach. 98 fg. 22) Vgl. die wenigen Angaben bei Adelung 210. 23) Adelung 211 fg.; dazu An Essay on the Antiquity of the Hindu-Medicine by *J. F. Royle* (Lond. 1837). Vgl. As. Journ. 1838 Febr. 154; ins Teutſche überſetzt von J. Wallach (Caſſel 1838). 24) von Bohlen II. 216. Über die Krankheiten Indiens exiſtirt ein großes Werk von *Annesley*. Researches of the Diseases of India. 2. Bd. (Lond. 1828. fol.)

25) von Bohlen II, 218. 26) *Annesley*. On small-

Digitized by Google

Da grade in dieſem Gebiete die Leiſtungen und Anſchauungsweiſe der Inder minder bekannt ſind, ſo erlauben wir uns, einige kurze, von Royle mitgetheilte, Auszüge [27]) hier zu wiederholen. In Beziehung auf Verbindung der Praxis mit der Theorie heißt es: „Hat man den unentbehrlichen Curſus des Studiums beendigt, ſo iſt die Erlernung der Praxis unentbehrlich. Denn der, welcher in beiden bewandert iſt, verdient geehrt zu werden, wie der erſte unter den Ärzten. Da es heißt bewandert, ſo iſt der, welcher ſich mit der Heilkunde nur durch Studiren der Bücher, welche über dieſelbe handeln, bekannt gemacht hat und nicht ſehr gründlich auch in der Praxis unterrichtet iſt, verwirrt, wenn er zum Beiſtande des Kranken gerufen wird, wie ein Feiger am Tage der Schlacht. Der, welcher Praxis übernimmt, mit vermeſſener Hintanſetzung der geſchriebenen Wiſſenſchaft, ſteht in keiner Achtung bei den Tugendhaften und verdient den Tod vom Könige. Beide Arten von Perſonen, welche entweder unſtudirt, oder unbewandert in der Praxis ſind, beſitzen nur einen Theil der ihnen nöthigen Eigenſchaften, wie Vögel mit nur einem Flügel. Die Heilmittel, welche die Eigenſchaften der Ambroſia in ſich enthalten, ſind wie ſcharfe Pfeile, wie der tödtliche Donnerkeil, oder gefährliche Gifte, wenn ſie von dem Unwiſſenden gereicht werden — laßt uns ſolch einem Manne nicht vertrauen! Der, welcher als unvollkommener Meiſter ſeines Berufes Krankheiten behandelt, welche Arzneien oder Meſſer erfodern, mordet ſeine Kranken — der elende Praktiker! — durch ſeine Habgier und durch den Mangel der obrigkeitlichen Aufſicht. Aber der, welcher bewandert iſt in der Theorie und der Praxis, iſt ausgerüſtet, das Ziel der Laufbahn ſeines Berufes zu erreichen, vorwärts getragen zu werden, wie ein zweiräderiger Kriegswagen durch die Reihen der Feinde." Wie wir in dieſer Stelle unter andern deutlich die Spuren einer Sanitätspolizei finden, ſo erinnern wir nun noch an die in den Aſokainſchriften vorkommende Einrichtung und ſorgliche Ausſtattung von Menſchen- und Thierhoſpitälern [28]). In Bezug auf die Diagnoſe wird geſagt, daß der Arzt hauptſächlich auf folgende Gegenſtände achten müſſe: 1) die Hitze des Körpers, von der er ſich durch Befühlen mit den Händen überzeugen müſſe; 2) ſeine Farbe, ob ſie ſchwärzlich, gelblich, blaß u. ſ. w. iſt; 3) die Sprache, ob ſie ſchwach oder laut iſt; 4) die Augen; 5) die Farbe der Stuhlentleerung, ob ſie ſchwarz, grün oder gelb iſt; 6) den Urin und deſſen Farbe; 7) die Zunge. Wenn dieſe Dinge alle von einem erfahrenen Arzte unterſucht ſind, ſo wird er bald die Natur der Krankheit ausfindig machen. Die Prognoſe, ob ſie günſtig oder ungünſtig ſei, iſt durch Beachtung folgender Symptome zu bilden: „Das Leben iſt nicht in Gefahr, wenn folgende günſtige Symptome vorhanden ſind: Wenn der Kranke die Arznei ohne Abneigung nimmt; wenn ſeine Stimme unverändert bleibt; wenn während ſeiner guten Tage der Puls deutlich und wahrnehmbar iſt; wenn er ſich während des Schlafes reinlich hält; wenn ſeine Hände und Füße nicht träge an ihm herabhängen; wenn die Reſpiration frei iſt und er nicht zu viel Schleim auswirft; wenn er ſich demüthig beugt und ſeinen Gott am Morgen, Mittag und Abend anbetet; wenn ſein Geſchmack natürlich iſt und beſonders, wenn er zwiſchen Sauer, Bitter und Süß unterſcheiden kann. Beobachtung der Sterne kann uns ebenfalls große Belehrung über das Schickſal unſerer Kranken geben." Die Symptome von Tod ſind: „1) Mangel an Schlaf; 2) ein beſtändiges Murmeln oder unverſtändliche Verſuche zu ſprechen; 3) Mangel an Gedächtniß; 4) tief ſeufzendes Athmen; 5) ſtarre unbewegliche Augen; 6) die Neigung, manche unpaſſende Dinge zu eſſen und zu trinken; 7) Unruhe; 8) krampfhaftes Zuſammenziehen der Extremitäten; 9) Geſichtstäuſchung; 10) ein unbeſtändiger Puls, der ſich bald auf der rechten, bald auf der linken Seite verändert, wenn man den Finger darauf ſetzt; 11) ein ausſetzender Puls; 12) wenn der Körper kalt wird und die Augen umherſtarren; 13) Trockenheit der Bruſt; 14) das Hervorragen der Adern; 15) wenn die Zunge, die Augen und die Glieder ein bleiches Anſehen erhalten; 16) das Aufſchwellen des Scrotum; 17) verbrannte, trockene Excremente; 18) Anſchwellen der Füße und des Bauches, beſonders des Nabels; 19) völlige Stuhlverſtopfung; 20) völliger Mangel an Appetit zum Eſſen oder Trinken; 21) beſtändiges Huſten und Gähnen; 22) ungewöhnlicher Grad von Durſt; 23) das Einſinken der Augen."

Royle gibt auch intereſſante Mittheilungen über die Arzneimittellehre der Inder, worüber wir jedoch auf ihn und Ainsley's bekanntes Werk [29]) verweiſen müſſen.

Geographie [30]). Beſondere, dieſe Wiſſenſchaft betreffende, Schriften ſind uns bis jetzt wenig bekannt. Dagegen liegt ein bedeutendes Material in der geſammten indiſchen Literatur zerſtreut vor, welches uns dazu dienen kann, die Fortſchritte der Inder in dieſer Diſciplin genauer zu beſtimmen. Dieſes Material zerfällt in zwei Rubriken. In Beziehung auf die Anſichten der Inder über die Geſtaltung der Erdoberfläche, als eines großen Ganzen, und über die Theile, worin dieſes Ganze zergliedert iſt, finden ſich eine Menge Nachrichten. In dieſem Sinne hatten ſich die Inder ſchon früh ein geographiſches Syſtem gebildet; es liegt ſchon im Ramajanam in einer einfacheren Form vor, iſt weiter gebildet im Mahâbhârata dargelegt, erſcheint in den Puranen, und es laſſen ſich die Umänderungen und Erweiterungen, welche das Syſtem erfahren hat, nachweiſen. Auch bei den Buddhiſten und den Dſchainas ſind die Grundvorſtellungen weſentlich dieſelben und nur Einzelnheiten ſind geändert. Sucht man dagegen nach poſitiven geographiſchen Nachrichten über die Indien benachbarten Länder und ſogar

pox and inoculation in Eastern Countries in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 52. Die Hauptſtelle vgl. man bei Bohlen II, 219.

27) In der teutſchen Überſetzung S. 48. 49. Das Original iſt mir weder im Engliſchen noch im Sanſkrit zur Hand. Dennoch ſchien mir der Sinn einige kleine Änderungen zu erfodern.
28) Vgl. S. 71.

29) Materia Medica of the Hindus. 2 Thle.
30) Abetung 207. von Bohlen II. 210 und Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes I. 3. 341.

Digitized by Google

Indien ſelbſt, ſo werden unſere Wünſche bis jetzt wenigſtens eine überaus ungenügende Befriedigung erhalten. So iſt hier, wie in allen Zweigen, die ſpeculative Geiſtesrichtung der Inder der ſorgſamen Erforſchung des Thatſächlichen in einem ſolchen Grade vorausgeeilt, daß ſie ſie gleichſam ganz verſchlungen hat. Ein ſpeculativer Schematismus bildet das Weſentliche; deſſen weite Falten werden mit phantaſtiſchen — mit religiöſen Anſichten in Beziehung ſtehenden — Träumereien ausgefüllt, zwiſchen denen ſich nur in Beziehung auf Indien ſelbſt höchſt ſparſam ein Körnchen Wirklichkeit findet. Es war den Indern beiweitem wichtiger, ein Bild des Weltſyſtems ſich zu ſchaffen, als ſich eine klare Anſchauung ſelbſt ihrer nächſten Umgebung zu bilden, geſchweige denn der entfernteren.

In den Erdſyſtemen erſcheint die Erde als ein Syſtem von Welttheilen, welche Dvipâs, Inſeln oder Halbinſeln genannt werden; die Erde im Ganzen wird als eine gerundete Fläche gedacht, welche auf einer Schildkröte oder vier Elefanten ruhe. Dieſe grobſinnliche Anſchauung machte bei weiterer wiſſenſchaftlicherer Entfaltung natürlich einer wiſſenſchaftlicheren Auffaſſung Platz, und Bhaskara Atſharja ſcheint nicht der erſte geweſen zu ſein, welcher zu zeigen ſuchte, daß die Erde nicht durch etwas Äußeres getragen werde, ſondern ſich durch ſich ſelbſt halte [31]). Die Erde iſt ausgebreitet, wie der Kelch eines Lotus, deſſen Centrum der Berg Meru, eine Spitze des Himalaya, bildet. Dieſer iſt cylinderförmig; um ihn herum liegen, wie die Blätter dieſer Lotusblume, jene Dvipâs, ſieben an der Zahl, beſpült von dem die Erde rings umgebenden Meere. Vom Meru aus ergießen ſich die Ströme rings nach allen Weltgegenden [32]). Dieſe Dvipâs werden mit ihren Bergen, Flüſſen und Ländern beſchrieben, ihre Ausdehnungen nach Maßen angegeben, ihre Lage nach Oſt und Weſt, Süd und Nord orientirt; die Inſeln ſelbſt aber gehören mit ihrer geſammten Specialiſirung — eine einzige ausgenommen — in das Reich der Dichtung. Dieſe einzige iſt Indien ſelbſt, die ſüdlichſte der Dvipâs, aber auch hier iſt das Wirkliche von einer buntgefärbten Schale phantaſtiſcher Gebilde überwachſen. Die factiſchen Notizen in Bezug auf Indien beſtehen in ziemlich reichhaltigen Verzeichniſſen von Namen indiſcher Berge, Flüſſe, Länder, Städte und Völker, jedoch ohne abſichtlich gegebene Beſtimmungen, die uns leiten könnten, wenn wir dieſe Namen in das Netz einer Karte von Indien eintragen wollten. Denn trotz dem, daß ſich mehre uns erhaltene geographiſche Beſchreibungen für didaktiſch ausgeben, finden ſich in ihnen keine Elemente einer, wenn auch nur in ſchwachen Keimen erſcheinenden, poſitiven Geographie. Das Höchſte, was ſich hier vorfindet, iſt eine Orientirung nach den vier Weltgegenden und eine nicht ſtreng beobachtete Reihenfolge der Namen in jeder dieſer Richtungen. So wenigſtens in den uns bis jetzt zugänglichen hierher gehörigen Stellen. Eine Karte eines indiſchen Reiches erwähnen jedoch die chineſiſchen Berichte um 648 nach Chr. [33]). Ob die indiſche Literatur Genaueres etwa in den Scholien oder in eigentlich geographiſchen Werken — deren einige uns jedoch kaum mehr als dem Namen nach bekannt ſind — berge, müſſen wir den Unterſuchungen der Zukunft zu entſcheiden überlaſſen. Aus der ganzen Richtung des indiſchen Geiſtes läßt ſich faſt mit Beſtimmtheit vorausſagen, daß es in Beziehung auf Wiſſenſchaftlichkeit nicht erheblich ſein wird, obgleich es zur Erweiterung unſerer — durch andere äußere Mittel unterſtützten — Kenntniß der altindiſchen Geographie ſicher vom größten Einfluſſe ſein wird. Die Leiſtungen der indiſchen Mathematiker in Bezug auf mathematiſche Geographie werden vielleicht eine größere Ausbeute geben. Hilfsmittel hatten ſie in großem Maße und manche Überſchriften von Abſchnitten in ihren Werken (z. B. bhuvana-khand'a. Weltcapitel) erregen Neugierde. Es wäre zu wünſchen, daß ſie bald befriedigt würde.

Geſchichte. Mit der Geſchichte geht es ungefähr ebenſo, wie mit der Geographie. Dem hier hervortretenden und alles verſchlingenden Erdſyſteme entſpricht in der Geſchichte das Syſtem der Perioden, dieſe, aus dem der Inder eigenthümlichen Spiel mit Zahlen, aus dem Beſtreben, den ihm fremden Begriff der Ewigkeit durch ins Unendliche getriebene Zahlenmultiplicationen zu erſetzen, und aus religiöſen Anſchauungen hervorgetretenen auf die concreten Erſcheinungen übertragenen Zahlenſpeculationen. Wie dort die indiſche Phantaſie die völlig unbekannten Weltgegenden mit Göttern, Genien und andern Phantaſiegebilden, aus religiöſen und angenommenen klimatiſchen Beziehungen hervortretend, bevölkert, ſo belebt ſie die unendlichen Geſchichtsperioden mit einer Götter- und Genien- und Menſchengeſchichte, welche ebenfalls auf religiöſen, ſittlichen und aus der Idee über die Schöpfung hervorgehenden Bezügen beruht. Die Kenntniß dieſer Phantaſiegebilde iſt heilig. Wie ſollte ſich ihr gegenüber eine Achtung vor dem rein-Wirklichen, Thatſächlichen ausbilden? Dieſes ſelbſt kann nur einigen Werth und Adel erhalten, indem es mit jenem in einige Beziehung tritt. Aber überhaupt, was konnte die Geſchichte dieſer verderbten Zeit des Kalijugam gegen die der früheren heiligen Perioden gelten? Ja von rein quantitativem Verhältniſſe aus betrachtet, wie konnte Jemand ſich mit Intereſſe um dieſe kurze Geſchichte von wenigen Tauſend Jahren bemühen, wenn es galt, die eines Lebensalters des Brahma, alſo einer Zeit von 435,456,000,000 [34]) Jahren zu kennen, ja ſich um das zu bekümmern, was in einer Aſankhja von Jahren, d. h. einer Einheit mit 63 [35]) darauf folgenden Nullen, geſchehen iſt? So blieb denn jede Kenntniß von Thatſachen ſo ziemlich dem reinen Zufalle überlaſſen, oder höchſtens wurde etwa eine Reihenfolge von Königen angemerkt. Wenn wirklich etwas mehr von irgend einem Individuum geſchehen ſein

31) Stuhr, Unterſuchungen über die Urſprünglichkeit u. ſ. w. der Sternkunde. S. 131. 32) Dieſes Syſtem erläuternde Abbildungen findet man in As. Res. VIII, zu S. 376.

33) Journ. of Beng. 1837. January. p. 70. 34) von Bohlen II, 300. Ich weiß jedoch nicht, ob die Rechnung ganz richtig iſt. 35) a. a. O. 298.

Digitized by Google

mochte, ſo gelang es wenigſtens während der Blüthe der indiſchen Literatur nicht, ſolchen Beſtrebungen Ebenbürtigkeit innerhalb der Sanſkritliteratur zu verſchaffen. Was von thatſächlicher Geſchichte der Erinnerung werth zu ſein ſchien, wurde in das Bereich der Mythen und Legenden geflüchtet, oder unter der Form von Prophezeiungen literariſch bewahrt, immer aber dem religiöſen Geſichtspunkte untergeordnet. In dieſen Formen enthalten die indiſchen Puranen insbeſondere eine Menge Beiträge zur indiſchen Geſchichte, welche ſich jedoch erſt ſpäterhin mit Erfolg werden benutzen laſſen. Im Übrigen verweiſe ich in dieſer Beziehung auf das über die Quellen der indiſchen Geſchichte Geſagte [36]). Hier iſt nur noch einiges die indiſchen Ären Betreffende anzumerken. Ich meine hier nicht jene ſchon bei der Aſtronomie erwähnten erdichteten großen Perioden, ſondern ſolche, welche ſich auf die wirkliche Menſchengeſchichte beziehen, alſo nach indiſcher Anſicht auf Momente der Periode, in welcher wir jetzt leben, auf dieſes Zeitalter des Verderbniſſes, Kalijugam. Zunächſt wird als Ära gebraucht das Anfangsjahr dieſer Periode ſelbſt. Es wird dieſer gewöhnlich ins Jahr 3100 vor Chr. geſetzt. Dieſe Fixirung ſteht aber ſo feſt nur in aſtronomiſcher Beziehung [37]) und rührt aus ziemlich ſpäter Zeit her. Betrachten wir aber dieſe Ära in Verbindung mit hiſtoriſch bekannten Daten, ſo tritt ihr Anfang ſtets in eine um vieles ſpätere Zeit, und zwar, faſt immer wenig differirend, etwa in das 14. Jahrh. vor Chr. Ich will nur einige dieſer Vergleiche hervorheben. Im Waju-, Wiſchnu- und Brahmanda-Purana wird die Regierungszeit des Mahâ-Nanda 1015 Jahre nach Beginn des Kalijugam geſetzt [38]). Deſſen Regierungsanfang iſt nach unſern Unterſuchungen (welche, obgleich nur hypothetiſch ausgeſprochen, doch einen ſo hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit haben, daß ich nach genauerer Kenntniß der indiſchen Geſchichtsquellen, der Puranen — ſobald mir Gelegenheit gegeben wird, dieſe kennen zu lernen — ſie zu vollſtändiger Gewißheit erheben zu können, überzeugt bin) ins Jahr 352 oder 356 vor Chr. zu ſetzen [39]). Sonach erhalten wir als Anfangspunkt des Kalijugam entweder 1367 oder 1371 vor Chr. Ferner ein Manuſcript der Mackenzie-Sammlung hat bei Çalivahana, von welchem ſich eine Ära datirt, die mit dem Jahre 78 nach Chr. beginnt, das Datum, daß er 1443 nach Beginn des Kalijugam regiert habe [40]). Zieht man von dieſen Jahren die 78 ſeiner Ära ab, ſo beginnt das Kalijugam, um weniges von jener Angabe differirend, 1365 vor Chr. Nun fallen ferner die Coluren, welche im Jadſchur-Vedas erwähnt werden, die jedoch, wie ſchon bemerkt, vielleicht auch durch Rückwärtsrechnen gefunden ſind, 1391 vor Chr. [41]). Wir haben aber mehrfach im Einzelnen — denn eine Zuſammenfaſſung aller Momente erlaubte uns unſer ganzer, gewiſſermaßen erſter Verſuch einer kritiſchen Erkenntniß der Entwickelung des indiſchen Lebens nicht — darauf aufmerkſam gemacht, wie aus bedeutenden Momenten deſſelben der Schluß folge, daß ſchon etwa um 1000 Jahre vor Chr. ein hoher Stand der indiſchen Cultur und eine politiſche Einheit des indiſchen Lebens angenommen werden müſſe. Wir machten dieſe Bemerkung insbeſondere bei Behandlung der Geſchichte [42]), der Religion [43]) und der Sprache [44]). Wäre es zu gewagt zu vermuthen, daß der Beginn des Kalijugam auf ein bedeutendes Moment in der indiſchen Geſchichte ſich bezöge, und daß dieſes etwa die Fixirung der politiſchen Einheit des Sanſkritvolkes über den Landſtrich Indiens geweſen ſei, welcher, wie wir bei Behandlung der Sprache ſahen, nachweislich etwa um das 8. oder 9. Jahrh. vor Chr. Sanſkrit ſprach, alſo vom Saume des Himalayagebirges bis zu den Grenzen von Mahâráſht'ra? Sind nun in den Kämpfen, welche dicht vor dem Beginne des Kalijugam angeſetzt werden, in den von dem Mahâbharata verherrlichten Kämpfen der Curus und Pandus, iſt in der Eroberung und Beherrſchung Indiens durch Judhiſht'ira, den älteſten der Pandusöhne, welcher als letzter Regent des Dvaparajugam gewöhnlich angenommen wird [45]), iſt in deſſen Nachfolger Parikſhit — deſſen Name wörtlich der Ringsumherrſchende bedeutet — welcher zwiſchen das dritte und vierte Zeitalter geſetzt wird, eine hiſtoriſche Erinnerung erhalten? Ja — noch weiter — iſt der Gegenſatz der nach indiſchen Angaben herrſchenden Dynaſtien der früheren Zeit und der erſten Zeit des Kalijugam — nämlich nach ihrer angeblichen Ableitung von der Sonne und dem Monde — iſt dieſer Gegenſatz der Sonnen- und Monddynaſtien in ſeiner einen Seite ein außerhalb Indien liegender? Wir haben geſehen, daß der Hauptgott der Inder und des Zendvolkes in ihrer Vereinigung — alſo der Geſammtarier — Indra, der Mondgott, war. Überaus alt iſt dagegen der Sonnencultus bei den weſtlichen Ariern, dem eigentlichen Zendvolke. Ihre Könige nennen ſich ohne Zweifel ſchon ſeit alter Zeit mit einem Worte, welches eigentlich Sonne bedeutet, Kavi [46]). Sind ſie die Sonnen-Könige? Iſt der Kampf der Sonnen- und der Mond-Dynaſtie der Kampf zwiſchen den einſt verbundenen Ariern? Iſt der Beginn des Kalijugam die ungefähre Zeit dieſes Kampfes, der Trennung des gemeinſchaftlich-ariſchen Volksſtammes in weſtliche und öſtliche Arier, Sanſkrit- und Zendvolk, und der Fixirung der geographiſchen Grenzen, innerhalb deren ſich die politiſche Einheit des Sanſkritvolkes geſtaltet hatte? Dies ſind Fragen; Fragen, welche wol eine kritiſche Geſchichte niemals mit Entſchiedenheit wird

36) S. 16. Vgl. auch noch Stuhr S. 139, wo einzelnes über die Willkürlichkeit, mit welcher die indiſchen Gelehrten das, was ihnen für hiſtoriſchen Stoff galt, behandelten, z. B. Königsregiſter, beſonders angemerkt. 37) As. Res. IX, 86. 38) a. a. O. S. 87. 39) Vgl. S. 65. 40) Journ. of Beng. 1838. May. p. 376. 41) Vgl. von Bohlen I, 132.

42) S. 25 fg. 43) S. 160. 44) S. 245 fg. 45) As. Res. II, 187. (Trad. franç.) 46) *Burnouf*, Commentaire sur le Yaçna. I, 452 fg.

beantworten können. Wenn aber eine affirmative Beantwortung wahrſcheinlich gemacht werden kann, ſo würde damit der Anfang der beſonderen indiſchen Geſchichte in den kurzen Zeitraum von etwa 40 Jahren, von 1400—1360 vor Chr., fixirt werden müſſen.

Dieſe Zählung nach dem Beginne des Kalijugam ſcheint nur bei Erwähnungen hiſtoriſcher Momente in der Literatur gebraucht worden zu ſein. In den uns erhaltenen Chroniken ſpäterer Zeit wird ſie häufig benutzt. Dagegen erſcheint ſie in den Monumenten des ſich in relativer Gegenwart äußernden Lebens, z. B. Inſchriften, Münzen — ſo weit ich bis jetzt zu bemerken Gelegenheit hatte — niemals. Eine ganz außerhalb des Kreiſes der ſpäter entfalteten indiſchen Literatur ſtehende Epoche iſt die, nach welcher zu Tſchandraguptas' Zeit die Inder dem Megaſthenes hiſtoriſche Mittheilungen machten. Damals — um 300 vor Chr. — zählten ſie bis auf Tſchandraguptas' Regierungsantritt (312 vor Chr.) 6042 Jahre und 153 Könige [47]). Daß die Zählung im Allgemeinen ebenſo willkürlich geweſen ſein wird, wie das ganze hiſtoriſche Verfahren der Inder, bedarf kaum einer Bemerkung (39$^1/_1$ Jahre für jeden König durchſchnittlich). Doch ſpielt ſie nicht ſo in das Mythiſch-Ungethüme, wie die ſpäteren Angaben, wo einem Könige 1000 Regierungsjahre gegeben werden und Ähnliches, ganz den menſchlichen Standpunkt Überſchreitendes, ſich vorfindet. Der Anfangspunkt dieſer Ära würde alſo 6354 vor Chr. fallen. Die durchſchnittlichen Regierungsjahre der Könige dieſes Zeitraums — wenn ſie gleich ſich ſchon an und für ſich unhiſtoriſch erweiſen — zeigen doch, daß dieſe Zeit als innerhalb der reinmenſchlichen Geſchichte ſtehend (trotz dem, daß Dionyſos, das heißt Sivas an der Spitze ſteht) — das heißt, vom indiſchen Standpunkte aus — innerhalb dieſes Zeitalters des Verderbniſſes, des Kalijugam, befindlich betrachtet wird, und wenn es nun durch den bedeutenden Umfang dieſes Zeitraums höchſt wahrſcheinlich iſt, daß das erſte Jahr dieſer Periode zugleich das des nach damaliger Annahme fixirten Kalijugam ſei, ſo haben wir für dieſes hier eine beiweitem höher — als die ſpätere aſtronomiſche Fixirung deſſelben — hinaufreichende Ära.

Mit dieſen Anſetzungen gingen die indiſchen Chronologen aber höchſt willkürlich um. Judhiſhtira, welcher, wie wir bemerkt haben, nach jener Anſetzung, welche ſchon im Mahâbharata erſcheint, etwas vor Beginn des Kalijugam geſetzt wird, kommt nach einer, ich will nicht entſcheiden, ob nicht älteren, Annahme [48]) in das Jahr 653 des Kalijugam [49]). Wäre dieſe Angabe wirklich älter, ſo würde ſie, reducirt auf die hiſtoriſche Ära des Kalijugam (etwa 1365 vor Chr.), als Judhiſhtira's Regierungszeit 712 vor Chr. geben; nach der aſtronomiſchen Fixirung des Kalijugam fiele ſie 2448 vor Chr.; nach der erwähnten, den Griechen mitgetheilten, gar 5792 vor Chr. Von dieſem Judhiſhtira wird ebenfalls eine Ära gezählt.

Andere Ären ſchließen ſich an hiſtoriſch ſichere Perſönlichkeiten; ſo zunächſt die Ära des Buddha von 543 vor Chr. an, welche wir ſchon mehrfach erwähnt haben [50]). Dieſe ſcheint in Indien ſelbſt niemals im Leben im Gebrauche geweſen zu ſein. Dagegen diente ſie ohne Zweifel in der Buddhiſtiſchen Literatur und verpflanzte ſich mit dieſer nach Ceylon und Hinterindien.

Eine nachfolgende Ära ſchließt ſich an die Thronbeſteigung des Tſchandraguptas und heißt die des Tſchanakjas; ſie beginnt 312 vor Chr. [51]). Auch dieſe ſcheint nur auf die Literatur beſchränkt.

Von der höchſten Bedeutung für das Leben iſt dagegen die des Vikramaditja. Sie beginnt nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 56 vor Chr. und dieſe Annahme gilt auch in ihrem jetzigen Gebrauche — denn ſie iſt noch jetzt faſt die allgemein herrſchende. Allein es finden ſich in Beziehung auf ſie auch einige, jedoch auch unbedeutendere, Abweichungen. Die ſtärkſte iſt die um zehn Jahre [52]); früher ſoll ſie nämlich 66 vor Chr. begonnen haben, und ſo ſoll im Süden von Indien noch jetzt gerechnet werden; geringer iſt die Abweichung um zwei Jahre, inſofern ſie bisweilen von 54 vor Chr. an gerechnet wird [53]). Das Jahr, nach dieſer Ära bezeichnet, wird *κατ' ἐξοχήν* samvat, Jahr, genannt. Wir haben ſeine Anwendung in den erſten Jahrhunderten nach Chr. bei Zählung der Könige und Satrapen von Sauraſhtra wahrſcheinlich zu machen geſucht [54]). Auf ſpätern Inſchriften iſt ſie vorherrſchend.

Nächſt dieſer Ära findet ſich am meiſten angewandt die des Saliâhana [55]), welche 78 nach Chr. beginnt. Dieſe iſt ebenfalls mit der Buddhiſtiſchen Literatur nach Ceylon und weiter, ſelbſt Java, verbreitet. Ihr Name iſt gewöhnlich Çâka (Sakerjahr, wahrſcheinlich in Folge eines ſiegreichen Zuſammentreffens mit der von den Indern Saker genannten ſkythiſchen Nation, welches um dieſe Zeit ſtattfand). Doch wird dieſer Name — jedoch ſeltener — auch zur Bezeichnung der andern Ären gebraucht [56]). Sie findet ſich insbeſondere in den Inſchriften von Kunt'ala, wo uns jedoch auch der 60jährige Jupitercyklus, der noch gegenwärtig ſüdlich von Nerbuddah vielfach im Gebrauch iſt, begegnet [57]).

Außerdem kamen in Indien eine Menge anderer Ären, deren Anfang ſich ohne Zweifel an den Regierungs-

---

47) Vgl. S. 69. 48) Älter vielleicht, weil ſich durchweg in der einheimiſchen Geſchichte ein Beſtreben zeigt, hiſtoriſche Perſonen viel höher hinaufzurücken, ſo z. B. Tſchandraguptas um 1200 Jahre, um die durch die großen Perioden entſtehenden Lücken mit Namen auszufüllen. 49) Râg'a Tarangin̂ (Kaſchmir-Chronik) I, 51. Dieſes Citat gebe ich nach Laſſen (in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 1, 73), da mir der Text dieſer Chronik nicht zur Hand iſt.

50) Vgl. S. 36. 51) Vgl. S. 67. 52) As. Res. IX, 204. 53) Vgl. die Literatur bei Stuhr 163 fg. Mir ſteht weder *Warren*, Kâlasankalita, A Collection of memoirs of the various modes according to which the nations of the Southern parts of India divide time (Madras 1825. 4.), noch *Prinsep*, Useful Tables (Chronological Tables) zu Gebote. 54) Vgl. S. 102. 55) Vgl. S. 98. 56) *Wilson*, Sanscrit Dictionary unter *çâka*. 57) Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. IV, I, 1, mir nur bekannt aus Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 404.

Digitized by Google

antritt hervorſtechender Perſönlichkeiten, oder an bedeutende Begebenheiten knüpfte, in Gebrauch. So begegnete uns in der Geſchichte die Vallabhi-Ära, welche 319 n. Chr. beginnt[58]). Eine andere Ära bieten einige bengaliſche Inſchriften dar[59]). Mehre gab es in Malabar[60]). Eine, wonach in Bengalen noch gezählt wird, haben wir in der Geſchichte erwähnt[61]), die von Udeypur (ſeit 614 nach Chr.) habe ich an einer andern Stelle erwähnt[62]); eine andere, des Siva Sinha, beginnt 1113 nach Chr.[63]), und überhaupt haben ſchon die Araber angemerkt, daß bei den Indern kein allgemein gültiges, von einem feſt beſtimmten Anfangspunkte ausgehendes, Zeitmaß im Gebrauche ſtände, ſondern daß ſie nur die Jahre von dem Zeitpunkte des Regierungsantrittes des jedesmaligen Fürſten an, zählten[64]). Dies mag bei gewöhnlichen Regierungsacten der gewöhnliche Gebrauch ſchon ſeit alter Zeit geweſen ſein, wie wir ihn denn auch ſchon in den Aſokainſchriften finden. Die größeren Inſchriften, welche größere Ären als Zeitbeſtimmungen gebrauchen, ſind gewöhnlich dem Inhalte nach Schenkungen an Prieſter, welche für die Ewigkeit gemacht wurden.

Poeſie. Wir haben bei mehren Wiſſenſchaften im Einzelnen bemerkt, daß die ſie entwickelnden literariſchen Erzeugniſſe metriſch abgefaßt ſind. Hier wollen wir nur noch im Allgemeinen bemerken, daß dies von allen — um mich ſo auszudrücken — Textbüchern der indiſchen Literatur gilt. Nur die Scholien ſind in Proſa; für literariſch gilt kein Erzeugniß, welches nicht metriſch abgefaßt iſt — mit Ausnahme der niedern Converſationen in den Dramen. — So iſt die metriſche Form in Indien überhaupt die Form der literariſchen Überlieferung geworden, und es ergibt ſich daraus von ſelbſt, daß bei der indiſchen Literatur, mehr als bei irgend einem Volke, das Kriterium, ob etwas poetiſch ſei, oder nicht, mehr in der innerlichen und geiſtigen Auffaſſung und Behandlung des Gegenſtandes, als in der äußeren Form liegt.

Poeſie iſt der älteſte und ſtete Begleiter des menſchlichen Lebens. Jedes Volk hat ſeine Poeſie, aber ſie tritt bei einem mehr, bei dem andern minder, und bei demſelben Volke in der einen Zeit mehr, in der andern minder hervor. Wie in dem einzelnen Menſchen das poetiſche Element, welches in ihm liegt — denn kein Menſch iſt ohne dieſes, ſonſt würde die Poeſie auf ihn nicht wirken — durch andere geiſtige Elemente überragt, überwuchert, ja ſo ganz und gar überdeckt werden kann, daß gar keine Spur deſſelben zu beſtehen ſcheint, ſo können auch in einem Volke Momente eintreten, wo ſein poetiſches Leben ſchlummert. In ſolchen Zeiten und in allen, wo die Poeſie nicht ein hervorragendes Element des Volkslebens bildet, liegt die Schuld daran — daß das poetiſche Element, oder genauer geſprochen, die dem Volke eigene Gabe der poetiſchen Auffaſſung, nicht Kraft genug beſitzt, ſich derjenigen geiſtigen Elemente zu bemächtigen, welche entweder das Centrum des ganzen geiſtigen Lebens eines Volkes ſelbſt bilden, oder dieſem nahe ſtehen. In dem Augenblicke, wo ſich die poetiſche Auffaſſung bis zu der Energie erhoben hat, daß ſie den Kern des Volksgeiſtes, wie er in einer beſtimmten Zeit concret ſich zu entfalten fähig war, ſich angeeignet und unterthänig gemacht hat, hat ſie ihre wahre Stellung im Leben eines Volkes eingenommen, das heißt, ſich an die Spitze deſſelben geſtellt und ſeine Krone gebildet. Alle Elemente des geiſtigen Lebens ſind in ihr aufgegangen, und dienen ihrer, von dieſen getränkten und ſich im Centralpunkte des zeitlichen Volksgeiſtes fixirenden, Intuition. So lange der poetiſchen Intuition die Kraft abgeht, ſich irgend ein geiſtiges Element zu unterwerfen, ſo lange irgend ein bedeutenderes geiſtiges Element, außerhalb derſelben ſtehend, ſie gleichſam überragt, hat die Poeſie ihren Höhenpunkt in der geiſtigen Entwickelung eines Volkes nicht erreicht, ſie ſteht nicht, wie man ſich jetzt auszudrücken pflegt, auf der Höhe der Zeit. Natürlich gibt es in dieſer Beziehung vielfache Grade.

Wie nun den Centralpunkt des ganzen jüdiſchen Lebens die Vereinigung aller urſachlichen Kraft in dem die Juden vor allen Völkern bevorzugenden, perſönlich gedachten, außerhalb der Welt ſtehenden, Weltherrn bildet — alſo die Pſalmen und Jeſajas die Krone und Spitze ihrer geiſtigen Entfaltung als Volk — wie die klare und wahre Anſchauung des Menſchen und Menſchenthums innerhalb des Maßes der Schönheit den des Griechenthums — ausgeprägt in den Meiſtern ihrer dramatiſchen Poeſie — wie den der Engländer, die klare und wahre Anſchauung des Menſchen und Menſchenthums in ſeiner ganzen Kraft, in ſeiner ganzen Urſachlichkeit und Wirklichkeit, abgeſehen vom Maße der Schönheit — ausgeſprochen in den Shakſpeareſchen Meiſterwerken — ſo bildet den Centralpunkt des indiſchen Lebens die theoſophiſche Speculation des ganzen Weltorganismus, ſowol in phyſiſcher, als in ethiſcher Beziehung. Dieſer Centralpunkt ſteht ſo erhaben und dem eigentlichen Menſchenleben, durch deſſen Elemente er in der Poeſie ſeinen vollendeten Ausdruck finden müßte, ſo fern, daß leicht zu erkennen iſt, daß er nur mit großer Schwierigkeit der poetiſchen Intuition unterworfen werden kann. Es iſt ſehr gewagt, jetzt ſchon — wo uns noch höchſt bedeutende Werke der indiſchen Poeſie — ja der allergrößte Theil der Veden, in denen die Richtung des indiſchen Lebens ihren hervorragendſten poetiſchen Ausdruck, wie man nach dem Gegebenen vermuthen kann, finden mußte, unbekannt ſind — ein Urtheil über den Werth der indiſchen Poeſie von dem gegebenen Geſichtspunkte aus fällen zu wollen — und ich ſpreche daher meine Überzeugung nur als eine der jetzigen Kunde angemeſſene und in Zukunft noch ſorglicher Prüfung an jeder neu hinzutretenden äußern Erſcheinung der indiſchen Poeſie bedürftige, aus.

Es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, bis jetzt jedoch völlig unbeweisbar und auch nicht aus den wenigen mir bekannten Bruchſtücken der Veden geſchloſſen — denn

58) Vgl. S. 111, wo Sp. 2. Z. 14 für vor Chr. zu leſen iſt nach Chr. 59) As. Res. IX, 444. Journ. of Beng. 1837. February. p. 88. April. p. 279. 60) As. Journ. (Lond. 1831). IV. p. 12. 61) S. 126. 62) Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1564. 63) *Tod*, Annals of Rajasthan, I, 801. 64) Stuhr 165.



Digitized by Google

dieſe ſind ſchwach und nicht von dem hohen Geiſte der uns bekannteren theoſophiſchen Speculation der Inder bis zu dem gewaltigen, ſich in ihrer rein philoſophiſchen Speculation manifeſtirenden Grad durchdrungen — daß die alten Stücke der Veden, welche, wie ich vermuthungsweiſe ausſprach, der älteren Periode, der Blüthe des Sanſkrits, angehören, in der poetiſchen Auffaſſung die damalige Entfaltung der theoſophiſchen Speculation beherrſcht und in ſich aufgenommen haben. In der weiteren Entfaltung des geiſtigen Lebens der Inder ſcheint mir alsdann die theoſophiſche Speculation einen ſolchen Fortſchritt gewonnen zu haben, daß ſie von der Energie der poetiſchen Intuition nicht mehr ganz überholt und bewältigt werden konnte. Auf der Höhe des geiſtigen Lebens der Inder ſcheint mir daher kein einziges ihrer poetiſchen Erzeugniſſe zu ſtehen. Die höchſte Stelle vom poetiſchen Standpunkte aus — inſofern er das angegebene Centrum des indiſchen geiſtigen Lebens zu bewältigen ſucht — ſcheint mir die an und für ſich wahrhaft wunderbare und großartige Bhagavad-Gitâ, eine Epiſode des Mahâbhârata, einzunehmen. Hier iſt die theoſophiſche Speculation wenigſtens mehr, als in irgend einem andern poetiſchen Werke der Inder, bis zur Energie der poetiſchen Intuition in die Höhe gewachſen. Die meiſten übrigen Erzeugniſſe der indiſchen Poeſie haben ſich dieſes erhabenſte Moment des indiſchen Lebens nicht zu bemächtigen vermocht und kränkeln darum an einer eigenthümlichen — man möchte faſt ſagen weiblichen Schwäche. Sie haben ſich nicht bis zu der Vollendung, welche ihre volksthümliche geiſtige Richtung gebietet, aufzuſchwingen vermocht; ſie treten nicht als der vollendete Ausdruck eines Volksgeiſtes — wie die Pſalmen, wie Sophokles, wie Shakſpeare — als die energiſchen Abbilder einer Phaſe des Menſchengeiſtes, die Concentration aller geiſtigen Elemente in der ſchaffenden Intuition, in den Kreis der primären Abbilder des Weltgeiſtes. Doch wir müſſen uns hier auf dieſe kurzen Andeutungen über das Weſen der indiſchen Poeſie im Allgemeinen beſchränken und wenden uns jetzt zu dem Einzelnen.

Die Spuren der älteſten Poeſie werden wir, wie bemerkt, erſt in den älteſten Theilen der Veden finden. Sie werden ſich als auf der theoſophiſchen Speculation ruhende, poetiſche Intuition zu erkennen geben. Neben ihnen mochten, aus demſelben Geſichtskreiſe betrachtet, ſich auch Anfänge der epiſchen Poeſie entwickeln; ihren Inhalt bildeten wol, dem Kerne nach, die Thaten der Vorzeit (purân'a), das Lob der Helden und Weiſen, denen Indien ſeine Blüthe der Macht und der Erkenntniß verdankte. Daher hießen diejenigen, welche die epiſche Dichtkunſt übten, Pauranikâs, Sänger der Vorzeit. Dieſe Dichter der älteren Zeiten ſcheinen, wie faſt alle Repräſentanten des geiſtigen Lebens der Inder, vorzugsweiſe dem Brahmanenſtande, oder bei ihm gebildeten Kſhatrijas angehört zu haben. Wenigſtens nennen die indiſchen Traditionen, wo ſie Namen von Verfaſſern angeben, Brahmanen als ſolche, wie z. B. Valmiki als Verfaſſer des Ramajanam, welches jedoch von den bei ihm erzogenen Söhnen des Râmas ſelbſt abgeſungen ſein ſoll. Als Ort der Abfaſſung der Gedichte werden die heiligen Haine genannt, wo die, ſich geiſtigen Studien widmenden, Brahmanen im höheren Lebensalter zubrachten. Das hier abgefaßte Ramajanam lehrt der Dichter deſſelben jenen beiden Ramaſöhnen mündlich; ſie ſingen es zuerſt den Einſiedlern in den Hainen, dann den Königen in den Paläſten, endlich bei feierlichem Opfer vor ihrem Vater[65]) in Gegenwart des verſammelten Volkes. Dieſes letztere ſcheint die vorzüglichſte Veranlaſſung geweſen zu ſein, wo die durch Verbindung mit dem Göttlichen geheiligte poetiſche Anſchauung und Auffaſſung des Menſchenthums wieder ins Leben zurückkehrte. Aber auch ſonſt war Poeſie — ohne Zweifel insbeſondere epiſche — mit dem Leben der Kſhatrijâs, vor allen der Könige, verknüpft. Manche Namen von am königlichen Hofe lebenden und mit Geſang dienenden Barden erwähnen die Inder, z. B. vaitalika oder bodhakara, deren Verpflichtung es war, den König durch Geſang zu wecken, k'âkrika, und ghânt'aka, welche im Chor ſangen und Glocken läuteten, mâgadha, welche das Lob des Königs ſangen, vandin und stutipath'aka, welche auf Kriegszügen durch Beſingung tapferer Thaten[66]) begeiſterten. Dieſe Sitte erſcheint vielfach in der dramatiſchen Poeſie und den Mährchen der Inder, und erſtarb auch nicht nach dem Einbruche der Muhammedaner. Viele Thaten der letzteren Zeit ſind uns im Gewande der Poeſie nachweislich bewahrt[67]), und daſſelbe läßt ſich auch von den alten Epen vermuthen. In den Brahmanenſchulen insbeſondere geſtaltet, pflanzten ſich dieſe in den Sängerſchulen wol insbeſondere mündlich fort, obgleich, da wir den, wenn auch beſchränkten, Gebrauch der Schrift in Indien höher hinausrücken müſſen, wir auch kürzere Expoſitionen vielleicht — jedoch wol nur als mnemoniſche Hilfe für die Pauranikâs (Rhapſoden) — annehmen dürfen. So hatte ſich ohne Zweifel ſchon in ſehr früher Zeit der indiſche Sagenkreis — ihre Geſchichte in mythiſch-poetiſcher Auffaſſung — in einer Menge von einzelnen, durch die, dem Ganzen als Idee zu Grunde liegende Brahmaniſche Weltanſchauung, in einer höhern Einheit zuſammengehaltenen, Liedern faſt vollſtändig ausgebildet. Daß dieſes ſchon vor dem erſten Zuſammentreffen der Inder mit den Griechen geſchehen geweſen ſei, beweiſen uns die mancherlei letzteren von erſteren überlieferte und von jenen bewahrte Sagen über Kriſhna und Çiva, über das Frauenkönigreich, über verſchiedene mythiſch gedachte Völkerſchaften, welche in derſelben Geſtalt in den großen Epopöen der Inder wiederkehren[68]).

Mit der Verbreitung des Buddhismus wurde, unſerer mehrfach ausgeſprochenen und durch mannichfache Gründe wahrſcheinlich gemachten Anſicht nach, auch die Schrift mehr ins Leben geführt, in dem ſich in Folge

65) Vgl. *Schlegel*, Ramaj. Praef. p. XI, und insbeſondere Laſſen in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 1, 65 fg. 66) *Amara Kôsha* 206. Sl. 65. Vgl. Bohlen II, 339. 67) *Tod*, Annals of Rajasth. mehrfach, der in Benutzung derſelben zu weit geht. 68) Zu den bekannten Stellen aus Megaſthenes kommt *Aelian*, V. H. XII, 48 bei Bohlen II, 339.

Digitized by Google

der Stabilirung des Buddhismus erhebenden Kampf gegen daſſelbe und der damit verknüpften Regeneration des Brahmathums brachte dieſes ſeine ganze geiſtige Macht in die Schranken zur Beurtheilung des zum Richter aufgerufenen ganzen Volkes. In dieſe Zeit, deren Anfang wir um die Regierung des Dſchalokas (227—219 v. Chr.) ſetzten — mögen wir alſo die älteſten zuſammenhängenden ſchriftlichen Redactionen der alten geiſtigen Monumente und ſomit auch der aus dem Alterthum überkommenen und bis dahin mehr dem Gedächtniſſe und der momentanen Intention der Sänger überlaſſenen Gedichte ſetzen. Dieſe Zeit mag die der älteſten Sammelperiode ſein, für deren mythiſchen Repräſentanten Vjàsa, der Ordner (wörtlich)[69]), gilt, der Sohn der Satjavati (der Wahrhaften), dem ſo ziemlich die Redaction von allem zugeſchrieben wird, was die aus der Anſchauung des Brahmathums hervortretenden, die Elemente des Lebens betreffenden, Beſtimmungen enthält, alſo der Veden, der Upaniſchaden, Puranen, des Mahabharata, der Brahmaſutren, des Rituals und der Zeitbeſtimmung ꝛc. Der Ort dieſer Redaction iſt nach unſerer früheren Vermuthung Canjacubg'a (Canodſche); dafür ſpricht auch einigermaßen, daß Vjâſa an der Jamuna geboren iſt, ſodaß wir als den eigentlichen Boden dieſer Regeneration das Duab zwiſchen dem Ganges, an welchem Canodſche der Hauptpunkt iſt, und der Jamuna, an welcher Delhi in deſſen Gegend das Local der Kämpfe, welche den Inhalt des Mahàbhàrata bilden, verſetzt wird — dieſen vorzüglichen Strich der indiſchen Cultur anzunehmen haben. Bemerkenswerth iſt, daß, während man ſo viele und ſo ungeheuere Compoſitionen auf das Haupt des ſogenannten Vjâſa wälzte, man doch Scheu trug, ihm das andere der großen epiſchen Gedichte, das Ramajanam, zuzuſchreiben. Der Name des Verfaſſers dieſes Werkes, Valmiki (von valmika von der Wurzel vri für hvri, wälzen, Hügel), iſt ſo bedeutungslos, daß man ſehr geneigt wird, ihn für einen hiſtoriſchen zu nehmen. Sein Vater wird im Allgemeinen gar nicht erwähnt, und die Sagen über Valmiki weiſen ihm eine ſo niedrige Stellung an[70]), daß man auch hierin einen Grund finden kann, ſeine Perſönlichkeit minder zu bezweifeln. Daß er ſo hoch hinaufgerückt wird, ſpricht keineswegs gegen dieſe Annahme; denn dies geſchieht auch mit Verfaſſern von Schriften, deren Werke erweislich ſehr ſpät ſind. Das Ramajanam trägt auch einen entſchieden von dem des Mahàbhârata verſchiedenen Charakter. Während dieſes ſelbſt in ſeiner ſpäteſten Redaction, wie es uns vorliegt, eine ſchon urſprünglich darauf gerichtete Anlage zeigt, den ganzen indiſchen Sagenkreis zu umfaſſen, iſt im Ramajanam eine beiweitem ſtrengere Einheit, welche zwar ebenfalls einer intercalirenden, epiſodariſchen Erweiterung einen gewiſſen Spielraum läßt, aber doch demſelben beſtimmtere Grenzen anweiſt. Außerdem ſpricht ſich der Zweck — die hohe geheiligte Stellung der Brahmanen im ſocialen Leben mythiſch zu begründen und in der Heldenzeit als exiſtirend nachzuweiſen, mit beiweitem größerer Entſchiedenheit im Ramajanam aus; im Mahabharatam ſind, möchte man ſagen, alle Sagen — ſowol die den Ruhm der Brahmanas als der Kſhatrijas ausſprechenden — zutrittsfähig; im Ramajanam ſind die letzteren ſtets der Idee des Vorrangs der Brahmanâs untergeordnet. In dieſem Sinne machen die Sagen, wie die Satjavati (die Wahrhafte) zur Mutter des Vjâſa, ſo vielleicht nicht ohne tiefere Bedeutung den Prak'ètas (*Προμηθεύς*, die der Darſtellung vorhergehende Meditation) zum Vater des Valmikis[71]). Der Schauplatz des Ramajanam iſt ebenfalls ein anderer. Die Hauptſcene deſſelben iſt Ajodhja, das jetzige Oude. Iſt es zu gewagt, wenn wir vermuthen, daß etwa gleichzeitig, oder ſogar früher — denn das Ramajanam ſcheint ſeiner Redaction nach älter zu ſein, als ſelbſt die Redaction der principalen Theile im Mahàbharatam — ſich ſchon in Ajodhja eine Schule von Sängern zur Redaction der alten Traditionen gebildet hatte? Würde nicht auch dieſe, da ſie dem Urſitze und eigentlichen Sitze des Buddhismus — dem Kapilavastu — noch näher lag, ſchon früher zu ernergiſchem Kampfe gegen dieſes mit den Waffen des Brahmathums aufgerufen ſein können?

Daß übrigens die Redaction dieſer beiden Heldengedichte etwa in die Zeit fällt, in welche wir ſie ſetzen, ſchließen wir theilweiſe aus der ſie durchdringenden Erwähnung des Javanâs, von denen es jetzt keinen Zweifel mehr unterworfen ſein kann, daß ſie zuerſt die Griechen bezeichneten. Ich berge mir nicht, daß man mir den Einwurf machen kann, daß ihr Name erſt ſpäteren Einſchiebſeln zuzuſchreiben ſein könnte. Allein ich glaube, daß unſere ganze bis jetzt gegebene Darſtellung der indiſchen Entwickelung — deren weſentlicher Angelhaken das Erwachen einer eigentlichen Literatur in Folge einer Reaction gegen den Buddhismus iſt — ſelbſt ohne dieſes äußerliche Moment beſtehen kann (wie ſie denn auch bei der weiter zu beſprechenden indiſchen Kunſt einen neuen Stützpunkt erhalten wird), daß aber dieſes Moment, hinzutretend zu der aus der Geſchichte im Allgemeinen — aus dem über die Schrift, den indiſchen Zodiakus Bemerkten — aus den über die Kunſt mitzutheilenden — und andern geſchloſſenen Anſchauung, nicht ohne Einfluß zur Fixirung derſelben ſei.

Mit dieſer älteſten Form der Redaction der beiden großen Epopöen — des Ramajanam und Mahâbhâratam — war ihre Geſtalt nichts weniger als abgeſchloſſen. Schon jetzt ſind uns mehre Redactionen derſelben bekannt[72]), und ſobald uns das Original von beiden im Zuſammenhange — mit kritiſchen Zugaben — vorliegt, wird ſich feſtſtellen laſſen, wie jede neu hinzugekommene Erfahrung und Anſchauung insbeſondere in dem Mahâbhâratam Zugang fand — wie ſich Redaction auf Redaction folgte — wird doch eine zweite ſchon wieder dem literariſchen Herkules einer folgenden Periode der indiſchen Literatur, dem Kalidâſa, welcher zum Zeitgenoſſen des Vi-

69) Vgl. über ihn Laſſen a. a. O. 73. 70) *Polier*, Mythologie des Indiens. I, 178 fg.

71) *Schlegel*, Ramaj. I. p. 2. 72) Vgl. *Schlegel*, Ramaj. Praef. und Laſſen a. a. O.

Digitized by Google

cramâditja gemacht wird, zugeſchrieben [73]) — bis beide etwa um dieſelbe Zeit, wo Bhâskara Ak'arja, die indiſche Mathematik abſchloß (im 11. und 12. Jahrh. nach Chr.), und wo ſich im Drange der Zeiten die ganze geiſtige Entwickelung der Inder — nachdem ſie alles überlieferte, bis zu neuem geiſtigen Erwachen, kanoniſch feſtgeſtellt hatte — gleichſam ſchlafen legte, im Weſentlichen die Form erhielten, in welcher ſie uns bekannt geworden ſind.

Von dieſen beiden indiſchen Epopöen iſt ein nicht unbedeutender Theil ſchon im Original edirt; die übrigen ſind durch mehr oder minder gute Überſetzungen oder Auszüge wenigſtens ihrem Inhalte und den allgemeinen Umriſſen ihrer Form nach zu erkennen [74]).

Jedes der beiden Gedichte bildet in ſeiner jetzigen Form ein wahrhaft rieſiges Corpus, dem ſich in dieſer Beziehung keines irgend eines andern Volkes zur Seite ſtellen kann. Der Umfang, welchen ihnen die letzte Diaſkeuaſe gab, wird durch die, höchſt wahrſcheinlich von dieſen Diaſkeuaſten vorausgeſchickte, Inhaltsangabe mit dem Verzeichniſſe der Verſe eines jeden Buches beſtimmt; allein dieſe ſtimmt nicht ganz mit dem Umfange des uns erhaltenen. Bei dem Ramajanam iſt der Unterſchied minder bedeutend, allein bei dem Mahâbhâratam weichen die allgemeinen und die ſpeciellen Angaben von der vorliegenden Form in einem großen Zahlenverhältniſſe ab. Sowol der leichte Vers als die Anlage des Ganzen bot zur Einſchiebung ſowol von einzelnen Zuſätzen, als ganzen Epiſoden eine zu einladende Gelegenheit, als daß ſie unbenutzt hätte vorübergehen können. Die kleinſte Zahl, welche ſowol für das Ramajanam als Mahâbhâratam angegeben wird, iſt die runde Zahl von 24,000 Verſen (Çlôkâs) [75]). Dieſe runde Zahl iſt aber augenſcheinlich eine heilige, die Verdoppelung der im Cyklus und ſonſt heiligen 12 durch 1000 multiplicirt, und es wird wol nicht leicht Jemandem einfallen, die älteſte Redaction ſo umfaſſend anzunehmen. In Beziehung auf das Ramajanam ſtimmen die ſpeciellen Angaben mit dieſer runden Angabe ziemlich zuſammen. Nach jenen zerfällt dieſes Gedicht in ſieben Abtheilungen (kân'd'a) und jede von dieſen in mehre sarga (Unterabtheilungen).

| | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Die | erſte | Abtheilung | Âdikând'a | enthält | 64 | Abſchnitte | und | 2850 | Çlôkâs |
| ſ | zweite | ſ | Ajodhjak. | ſ | 80 | ſ | ſ | 4170 | ſ |
| ſ | dritte | ſ | Aranjak. | ſ | 114 | ſ | ſ | 4150 | ſ |
| ſ | vierte | ſ | Kishkindak. | ſ | 64 | ſ | ſ | 2975 | ſ |
| ſ | fünfte | ſ | Sundarak. | ſ | 43 | ſ | ſ | 2045 | ſ |
| ſ | ſechste | ſ | Juddhak. | ſ | 105 | ſ | ſ | 4500 | ſ |
| ſ | ſiebente | ſ | Abhjudhjak. | ſ | 90 | ſ | ſ | 3360 | ſ |
| | | | Zuſammen | | 496 | ſ | ſ | 24,050 | ſ |

Davon weicht aber die in der Schlegel'ſchen Ausgabe bis jetzt gegebene Textesdarſtellung ſchon ſehr ab, ſo hat z. B. das erſte Buch 77 Abtheilungen, das zweite 115. In genauere Unterſuchungen wird man erſt eingehen können, wenn die Schlegel'ſche Ausgabe ganz vorliegt. Eine andere Abtheilungsweiſe, geſtützt auf den Vortrag dieſes Gedichtes bei großen Feſten, zerlegt es in Tagewerke, wo 20 Abſchnitte auf den Vortrag eines Tages gerechnet werden. Dieſe Eintheilung iſt in einer londoner Handſchrift bis ans Ende durchgeführt [76]).

Dem Mahâbhârata wird an einer andern Stelle ſchon ein Umfang von 100,000 Çlôkás zugeſchrieben [77]). Davon weicht das Inhaltsverzeichniß, welches, wie beim Ramajana, auch hier vorkommt, wiederum ab. Das Mahâbhâratam hat danach in ſeinen 18 Büchern folgende Anzahl von Capiteln und Verſen:

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) Âdiparva | enthält | 227 | Capitel | und | 8864 | Çlôkâs |
| 2) Sabhâp. | ſ | 78 | ſ | ſ | 2511 | ſ |
| 3) Vanap. | ſ | 269 | ſ | ſ | 11,664 | ſ |
| 4) Virâtap. | ſ | 67 | ſ | ſ | 2050 | ſ |
| 5) Udjôgap. | ſ | 186 | ſ | ſ | 6698 | ſ |
| 6) Bhishmap. | ſ | 117 | ſ | ſ | 5884 | ſ |
| 7) Drônap. | ſ | 170 | ſ | ſ | 8909 | ſ |
| 8) Karnap. | ſ | 69 | ſ | ſ | 4964 | ſ |
| 9) Çaljap. | ſ | 59 | ſ | ſ | 3220 | ſ |
| 10) Sauptikap. | ſ | 18 | ſ | ſ | 870 | ſ |
| 11) Strîp. | ſ | 27 | ſ | ſ | 775 | ſ |
| 12) Çântip. | ſ | 329 | ſ | ſ | 14,734 | ſ |
| 13) Anuçâsanap. | ſ | 640 | ſ | ſ | 8000 | ſ |
| 14) Açvamêdhap. | ſ | 300 | ſ | ſ | 3320 | ſ |
| 15) Âçramap. | ſ | 42 | ſ | ſ | 1506 | ſ |
| 16) Maushalap. | ſ | 8 | ſ | ſ | 320 | ſ |
| 17) Mahâprasthanap. | ſ | 3 | ſ | ſ | 320 | ſ |
| 18) Svargap. | ſ | 5 | ſ | ſ | 209 | ſ |
| Zuſammen | | 2594 | ſ | ſ | 84,818 | ſ |

Dieſe Zahl von 84,818 wird geſteigert dadurch, daß das Harivança vom Verfaſſer des Inhaltsverzeichniſſes noch zum Mahâbhârata gerechnet wird. Dieſem wird die kleinere heilige Zahl von 12,000 als Anzahl der Sloken gegeben, ſodaß, ſie hinzugerechnet, 96,818 Sloken

73) Heeren, Ideen, Indien, 230. 74) Vgl. die hierher gehörige Literatur bei Adelung 223 fg.; wozu noch Laſſen a. a. O. 75) Im Ramajanam ſteht dieſe Angabe unter jedem Buche, k'aturvinçatisahasrî sanhitâ, 24,000liche Compoſition; im Mahabhârata, deſſen in Calcutta begonnene Geſammtausgabe mir noch nicht zur Hand iſt, findet ſie ſich I, 101; „er (Vjaſa) machte die Sanhitâ (Zuſammenſtellung) des Bhârata von 24,000 Çlôkas; ſo groß wird ohne die Epiſoden des Bhârata von den einſichtigen erklärt". (Laſſen a. a. O. 77.) 76) Laſſen a. a. O. 66 n. 77) a. a. O. 77.

Digitized by Google

herauskommen. Allein mit den Angaben des Inhaltsverzeichniſſes ſtimmt wiederum die uns erhaltene Form des Textes nicht; ſo hat in dieſer z. B. das erſte Buch nur 8475 Sloken, das zweite dagegen 2709, das dritte gar 17,478. Genauere Unterſuchung kann auch hier erſt eintreten, wenn das Ganze mit dem nöthigen kritiſchen Apparat vorliegt.

Eine ſehr beſtimmte Einheit bildet den Kern beider großen Epopöen. Der Held des Ramajanam iſt Rama, eine Incarnation des Kriſhna. Seine Hauptthat ſein Kampf und die Beſiegung des Hauptes der Giganten Ravanas, deſſen Sitz Lanka iſt. Wunderbar ſchön iſt dieſes Centrum des Gedichts motivirt; langſam erhebt ſich die poetiſche Entwickelung bis zu demſelben, und ſteigt ebenſo langſam bis zum beruhigenden Schluſſe herab. Râmas, der mit allen Tugenden begabte Held, der prädeſtinirte Befreier der Welt von allen, durch das Rieſengeſchlecht ihr bereiteten Leiden, iſt ſeiner hohen Auszeichnung wegen von ſeinem Vater, Daſarathas, zu ſeinem Nachfolger im Königreiche Ajodhja beſtimmt. Der weiſeſte der Anachoreten hat ihn erzogen, die lieblichſte der Frauen ward als Lohn ſeiner Heldenkraft ſeine Gemahlin. Alles iſt bereitet, um ihn feierlich als deſignirten Nachfolger zu inſtalliren. Da erwacht die Eiferſucht der Mutter von einem ſeiner Brüder, Bharatas. Sie hatte ſich einſt um ihren Gemahl ein Verdienſt erworben und das Verſprechen erhalten, daß ihr zwei Bitten gewährt werden ſollten. Nachdem ſie den König durch einen neuen feierlichen Schwur bei den 33 Göttern verpflichtet, fodert ſie jetzt deren Gewährung. Dieſe ſind, daß Bhâratas geſalbt werden ſolle ſtatt des Râmas, und dieſer 14 Jahre als Anachoret verbannt in den Wäldern leben ſolle [78]. Dies iſt der tragiſche Wendepunkt. Râmas, von ſeiner Gemahlin und ſeinem Bruder Lakſhmanas begleitet, zieht in den Wald. Obgleich ſein Vater kurze Zeit darauf ſtirbt, und Bharatas die Regierung nicht antreten will, ſondern Râmas bittet, ſie zu übernehmen, hält ſich dieſer dennoch für verpflichtet, ſeines Vaters Befehl gemäß, die beſtimmte Zeit im Exil auszuharren. Hier nun vollbringt er wunderbare Thaten zum Schutze des Heiligen gegen die Böſen. Dies hört Râvanas, und um den Mord ſeines Verwandten-Geſchlechts zu rächen, raubt er dem Râmas ſeine Gemahlin. Nun beginnen die Vorbereitungen zum Kampfe zwiſchen den beiden höchſten Repräſentanten des incarnirten Guten und Böſen. Râvanas wird getödtet und Sita wieder gewonnen [79]. Allein ehe ſie der Held, trotz ſeiner ungeſchwächten Liebe zu ihr, zu ſich wieder aufzunehmen wagt, muß ſie ſich feierlich als unbefleckt erweiſen. Da erſcheinen alle Götter, ihn zu ehren; ſeine im Kampfe erſchlagenen Waffengefährten erheben ſich wieder zum Leben. Feierlich kehrt er nach Ajodhja zurück, deſſen Regierung er jetzt übernimmt. 11,000 Jahre herrſcht er; Glück, Segen, Heil und Brahmaniſche Ordnung bezeichnen ſeine Herrſchaft. Am Ende derſelben erhebt er ſich zum Himmel des Brahma.

Den Kern des Mahâbhâratam bildet der Krieg der Kuru's und der Pandu's. Bharatas, König von Indien, hatte zwei Söhne hinterlaſſen, Dhritarâſhtra und Pand'u. Jener hatte, weil er blind war, auf die Regierung verzichtet und dieſer ſie übernommen. Darüber entſteht nach des Pandu Tode Streit zwiſchen den Söhnen von beiden, den Pandavas und Kauravâs, wie die Söhne des Dhritarâſhtra, nach einem älteren Stammvater beider Familien Kuru, genannt werden. Die erſteren haben zuerſt viel Leid und Drangſal von letzteren zu dulden; die Theilung des Reiches bringt nur einen kurzen Stillſtand in den Kampf, welcher mit dem Untergange der Kurus und Pandavas ſchließt [80]. Dieſer Grundtheil des Ganzen ſchreitet regelmäßig vorwärts durch alle Bücher, am gedrängteſten in der Erzählung des Kampfes ſelbſt. Allein ſowol im Ramajanam als im Mahâbhâratam iſt die Grundlage des Ganzen durch eine Maſſe von Epiſoden geſpalten. Doch waltet hier in Beziehung auf beide Epopöen ein ſehr weſentlicher Unterſchied. Im Ramajana beſitzen die Epiſoden eine weit geringere Ausdehnung und bilden einen weit untergeordneteren Theil im Verhältniſſe zum Ganzen; auch ſind ſie der Entwickelung des Hauptſtoffes nie ſo fremd, als dies im Mahâbhârata der Fall iſt. Hier löſen ſie ſich vom Ganzen faſt vollſtändig ab; ſind oft auf das allerloſeſte, ja durch das bloße Princip des à propos, der Gelegentlichkeit damit verknüpft, nehmen eine ganz von dem Hauptargumente unabhängige Stellung ein, werden mit der ganzen epiſchen Breite und Ruhe vorgetragen, wie für ſich abgeſchloſſene, nur durch die in ihnen ſelbſt concentrirte Einheit zuſammengehaltene, Epen. Es waltet in ihnen gar kein Bezug auf das Ganze, wie dies z. B. Jedem durch die dem Mahâbhârata angehörige Epiſode „Nalus und Damajanti" bekannt ſein wird. Wen erinnert auch nur ein Wort derſelben daran, daß dies nicht ein in ſich abgeſchloſſenes, ganz unabhängiges Ganze ſei, ſondern nur ein Theil des großen Mahâbhârata. Die Hauptepiſoden ſind demnach „deutliches Nebenwerk, dem Ganzen angelagert, nicht ihm eingewachſen," wie Laſſen ſehr richtig bemerkt. Mit Recht vermuthet daher derſelbe, daß bei der Diaſkeuaſe des Mahâbhârata die Abſicht gewaltet habe, daſſelbe zur Sammlung alter, wol aller, Überlieferungen der indiſchen Vorzeit zu machen. So enthält denn das Mahâbhâratam auch ein vollſtändiges Ramajanam, welches auf folgende Weiſe in das Ganze, man kann nie von dieſen Epiſoden ſagen, verwebt, ſondern nur eingeknüpft iſt. Nach der Entführung und Wiedergewinnung der Draupadî (wol allen gebildeteren Teutſchen durch Bopp's ſchöne Übertragung dieſes Stückes bekannt), der Gemahlin der fünf Pandavas (Polyandrie), ſitzen dieſe im Walde und Judhiſhthiras beklagt ſein Unglück, namentlich, daß die Entführung die Gattin beflecke. Da antwortet Mârkandeja: Auch von Râma, deſſen Gattin von Râvana entführt wurde, iſt unvergleichbarer Schmerz erlitten. Judiſhthira fragt: „In welchem Geſchlechte ward Râma geboren, von welcher Kraft und Stärke war

78) Ramaj. II, 11. 79) Vgl. in Beziehung auf die ſpäteren Schickſale dieſer Gemahlin Laſſen's Bemerkung a. a. O. 84.

80) Laſſen a. a. O. 80.

Digitized by Google

er? weſſen Sohn war Râvana, welche Feindſchaft war ihm mit jenem? Und nun beginnt ein ganzes Ramajanam in etwa 725 Sloken.“ Dieſe Bemerkung kann zeigen, welch einen ungeheuren Schatz für die Kenntniß des indiſchen Lebens wir zu heben hoffen dürfen, ſobald uns dieſes Rieſenwerk in ſeiner Ganzheit vorliegt.

Eigenthümlich iſt auch noch in beiden großen Epopöen die, einen Beſtandtheil derſelben bildende, Sage über ihre Entſtehung. Dem Dichter Valmiki, wie er darüber nachſinnt, wen er von den Lebenden zum Helden ſeines Liedes machen ſolle, erſcheint der Götterbote Nâradas, nennt ihn als den Würdigſten Râmas, und theilt ihm in der Kürze Alles mit, was Râma vollbringen würde. Der Dichter, voll von dieſem Stoffe, findet durch einen ſchön motivirten Fall die für dieſen Stoff angemeſſene metriſche Form. Von einem ihn erſchütternden Vorfalle fortgeriſſen, ſpricht er einen Gedanken in dem Çlôka-Metrum aus. Da erſcheint ihm Brahma ſelbſt und erklärt ihm, dieſes Metrum ſei die paſſende Form für das Epos vom Râma. Nun verfaßt er das Gedicht und lehrt es den bei ihm erzogenen beiden Söhnen des Râmas ſelbſt. Dieſe ſingen es in dem Walde vor den Eremiten, in den Paläſten und endlich vor Râma ſelbſt [81]). So hört Râma noch ſelbſt ſeinen Ruhm.

Ähnlich erzählt nun auch die Sage von der Entſtehung des Mahâbharata, daß nicht der mythiſche Verfaſſer deſſelben, Vjaſa, es vorgetragen habe, ſondern er lehrte es Vaiçampâjana und andere Schüler. Der Genannte trug es beim Schlangenopfer des Ganameg'aja zuerſt vor. Vjaſa ſelbſt wird zwar als Zuſchauer des Kampfes betrachtet, allein die Helden ſind längſt dahin gegangen. Des Vaiſampajana Vortrag hatte der Sohn des Sita, Sauti, gehört. Er erzählt das Vernommene beim Opfer des Çaunaka, und in ſeiner Form ſollen wir das Epos beſitzen.

Was den Charakter dieſer beiden Epopöen betrifft, ſo iſt noch von keinem von beiden genug des Originals, wenigſtens mir, zur Hand, um ein abſchließendes Urtheil über denſelben bilden zu wollen. Es läßt ſich vorausſetzen, daß, da die Beſtandtheile derſelben nichts weniger als einer Zeit angehören, ſondern am Schaffen des Inhalts, insbeſondere des Mahâbhârata, wol mehr als ein Jahrtauſend und an dem der Form mehr als ein halbes zugebracht ſein mag, daß unter dieſen Umſtänden vieles in Bezug auf den Charakter discrepant ſein werde. Dennoch iſt dies in Bezug auf die bis jetzt in der durch Schlegel fixirten Geſtalt vor uns ligenden Theile des Ramajana beiweitem weniger der Fall, ja man kann ſagen, daß Farbe und Ton hier ein im Allgemeinen ſo gleichmäßiger iſt, daß, wenn nicht ſo ſehr viele andere Gründe dagegen ſprächen, man ſich verſucht fühlen könnte, der älteſten Redaction einen beiweitem größeren Umfang zuzuſchreiben, als aus andern Gründen mit Wahrſcheinlichkeit geſchehen darf, und nur ſehr Weniges und einzeln Stehendes als ſpätere Interpolation auszumerzen. Bemerken muß man hierbei jedoch, daß Unterſuchungen, welche tiefer in das Ganze und Einzelne dieſes Gedichtes eindringen, noch nicht geführt ſind, und auch noch nicht geführt werden konnten. Allein ſo viel ſcheint doch jetzt als zukünſtig anzunehmend hindurchzuſchimmern, daß die uns vorliegende Form des Ramajanam entweder aus einer Maſſe unter ſich dem Charakter nach ſehr harmonirenden alten kleineren Epen zuſammengeordnet iſt, oder daß diejenigen, welche die anzunehmende kürzere Form der älteſten Redaction entweder aus alten Behandlungen des hineinpaſſenden Stoffes, oder durch eigene Behandlung deſſelben in Folge alter Überlieferungen weiter ſponnen, ſich in den Charakter der Grundlage des Ganzen ſo ſicher zu verſetzen wußten, daß ſie überaus glücklich wählten und zuſammenordneten, oder überaus glücklich ſelbſt den alten Ton zu treffen wußten. Übrigens verſetze man dieſe Annahme nicht unter die der ſonderbaren Zufälle. Es iſt nicht ſo ſehr ſchwer, ſich in einen einmal angeſchlagenen Ton zu verſetzen und ihn fortzuführen, zumal wenn eine ſo hohe Pietät hinzutritt, wie ſie der Inder gegen ſeine großen Epopöen hegte. Bei dem Mahâbhârata, von dem ich übrigens noch ſehr wenig kenne, — die herausgegebenen Epiſoden nämlich, welche den eigentlichen Kern des Gedichts faſt gar nicht berühren —, ſcheint dieſe Übereinſtimmung des Tons nicht einzutreten. Es iſt z. B. in der von Laſſen, in ſeiner Abhandlung über die Pentapotamie, mitgetheilten Epiſode, ja ſelbſt in der von der Draupadi nichts weniger als eine ſo dichteriſche Vollendung, wie z. B. in der Bhagavad Gita, im Nalus. Ob genauere Kritik des Textes hier manches in anderem Lichte werde erſcheinen laſſen, müſſen wir der Zukunft überlaſſen. Allein ich vermuthe, daß ſie eher mehr als weniger Discrepanzen zeigen werde, und daß ſie überhaupt zu dem ſichern Reſultate führen werde, daß die beiden Heldengedichte im Weſentlichen zwar von gleichem Alter ſeien, daß aber die Form des Ramajanam beiweitem früher im Allgemeinen abgeſchloſſen ſei, als die des Mahâbhâratam.

Was die Behandlung betrifft, ſo treten uns die Charaktere der ſpielenden Perſonen in dem vom Ramajana im Originale bekannten Theile und den edirten Epiſoden des Mahâbhârata ſo ſcharf nüancirt und doch ſo ganze Menſchen (nicht wie die Nüancirung in der Kunſtdichtung gewöhnlich wirkt: Menſchenphaſen) darſtellend entgegen, daß dieſe Vollendung nur Folge einer durch lange waltende Volkspoeſie fixirten ſichern Auffaſſung dieſer Perſonen ſein kann. Der einmal erfaßte Charakter erprobt ſich in jeder Erſcheinung als identiſch. Die Darſtellung iſt, einige Ungethüme der überaus gern multiplicirenden indiſchen Phantaſie abgerechnet, — deren man aber ſo gewohnt wird, daß man ſich dadurch wenig afficirt fühlt —, im Ganzen ſehr einfach und edel. Von dem Privilegium des Epos, der Breite, wird jedoch häufig ein zu freigebiger Gebrauch gemacht. Das Metrum, in welchem das Ramajana mit Ausnahme des Schlußverſes durchgängig gedichtet iſt, iſt ebenfalls ſehr einfach und gibt durch ſeine ſtete Wiederkehr dem Ganzen zwar etwas Eintöniges, aber doch ſehr Feierliches, Ruhiges, Durchdachtes, und die Neugier Anſpornendes (vgl. weiterhin Metrik).

81) Wie wenig dieſe Sage mit der Ausführung des Gedichts übereinſtimmt, hat Laſſen weiter ausgeführt a. a. O. 65.

Digitized by Google

Wer kein Sanſkrit verſteht, hat bis jetzt wenig Mittel, ſich über den Eindruck, den das Ramajanam auf den Leſer macht, einige Klarheit zu verſchaffen. Wir haben zwar einige Überſetzungen von kleineren und größeren Partien, allein dieſe, da ſie ſo eng mit dem Ganzen zuſammenhängen, wirken unbefriedigend und können wenig dazu dienen, uns in das Colorit des Originals zu verſetzen. Am meiſten iſt dies noch von Friedrich von Schlegel getroffen[82]). Mit dem Mahâbhâratam iſt es in dieſer Beziehung anders. Eben das lockere Verhältniß, in welchem hier die Epiſoden zum Grundbeſtandtheile ſtehen, machte es möglich, höchſt umfaſſende und in ſich zuſammenhängende Partien uns vorzuführen; dieſe ſind theils ins Lateiniſche (die Bhagavad Gita von Schlegel mit ſeinem wunderbaren Sprachgenie), theils ins Teutſche, entweder mit Beibehaltung der äußeren Form (von Bopp und Hirzel u. A.), oder ſo, daß eine Form gewählt ward, welche ungefähr denſelben Eindruck bildet (wie dem ſprachkünſtleriſchen Dichter Rückert insbeſondere) übertragen[83]), und bieten insbeſondere im Nalus Gelegenheit, dem teutſchen Leſer hohe Achtung vor der von den Indern gewonnenen epiſchen Form einzuflößen. Sehr zu wünſchen wäre, daß eine ebenſo vollendete Überſetzung, wie wir deren mehre beſitzen, auch den wunderbarſten Klang der indiſchen Poeſie, das heilige Lied (Bhagavad-Gîtâ) der teutſchen Sprache aneignete. Schöne Anfänge ſind dazu in Wilhelm von Humboldt's Abhandlung über daſſelbe gemacht.

Als dritte der großen Epopöen, welche aber, wie ſchon bemerkt, von den Diaſkeuaſten des Mahâbhârata zu dieſem ſelbſt gerechnet ward, haben wir das Harivançam zu betrachten. Es enthält die Geſchichte des Hari (eines Beinamens von Kriſhna), ſowie die künftigen Schickſale ſeiner Familie. Leider iſt uns vom Original — einzelne abgeriſſene nur citirte Stellen ausgenommen — noch nichts zugänglich. Dagegen lag mir aber der Anfang einer vollſtändigen Überſetzung von Langlois früher vor, welche mir jedoch in dieſem Augenblicke nicht zur Hand iſt. Die Abfaſſung iſt ebenſo einfach, als im Mahâbhârata, doch waltet der Zweck der Sagenſammlung hier viel deutlicher vor, als in jenem Corpus. Sein Inhalt wird daher wahrſcheinlich noch viel bedeutender für die Erkenntniß des indiſchen Alterthums ſein, als das Mahâbhâratam. Auch in ihm treten Epiſoden ſpaltend in das Ganze; allein mehr in der Art des Ramajanam wie des Mahabhâratam. Der poetiſche Werth deſſelben ſcheint nicht ſo bedeutend zu ſein, als der des Ramajanam im Ganzen und des Mahâbhâratam in vielen der einzelnen Epiſoden. Das ganze Harivançam ſoll einen Umfang von 25,000 Doppelverſen (Sloken) enthalten[84]).

Dieſe drei Epopöen, von denen die beiden erſten ohne Zweifel bei der erſten Regeneration des Brahmathums gegründet ſind, und im Sinne des damals zwar ſchon nur als gelehrte Sprache exiſtirenden, aber doch im Geiſte der alten Muſter — von denen wol Haupttheile faſt unverändert in die älteſte Redaction aufgenommen wurden — geübten Sanſkrits ſprachlich dargeſtellt wurden, die dritte aber wol bald nach dieſer Zeit angelegt ward — dieſe drei Epopöen ſcheinen beſtimmt geworden zu ſein, alle alte Sagen in der durch die alten Muſter ausgeprägten einfachen Form in ſich aufzunehmen. In dieſer weſentlich harmoniſch gehaltenen Form traten nun im Fortgange der Zeiten immer mehr Behandlungen hinzu. Später, wenn wir erſt tiefer in ſie eingedrungen ſein werden, werden wir mit kritiſchen Augen erkennen, daß und wo und wie auch dieſe Form ſich dem umwandelnden Fluß der Zeiten nicht entziehen konnte. Aber ſchon jetzt können wir durch Vergleichung der Puranen, von denen viele — vielleicht der allergrößte Theil — in gar ſpäte Zeit fallen — während die äußere Darſtellung eine im Allgemeinen treue Copie der in den großen Epopöen herrſchenden iſt — vermuthen, daß die Inder die Gabe hatten, ſich tief in die ältere und einfachere Form der Sanſkritdarſtellungen zurück zu verſetzen.

Dieſe einfache Poeſie mußte, von Seiten des reinpoetiſchen Standpunktes angeſehen, ſchnell ihre Zeit als geiſtiges Moment erfüllt haben. Es hätte wie in der Geſchichte der griechiſchen Entwickelung eine neue Form der Poeſie ſich der poetiſchen Intuition bemächtigen müſſen, um ſie zu einem höhern Standpunkte fortzuführen. Allein wir dürfen nicht vergeſſen, daß wir es von der erſten Redaction der großen Epopöen an nicht mehr mit einer Volkspoeſie, ſondern mit einer gelehrten — jedoch im umfaſſenderen Sinne als die lateiniſche Poeſie im Mittelalter war, indem ſo ziemlich alle auf Bildung Anſpruch machenden das Sanſkrit und deſſen Productionen entweder wirklich kennen mußten, oder ſich wenigſtens den Schein gaben es zu kennen[85]) — gewiſſermaßen mit einer Sprachpoeſie zu thun haben. Eine ſolche, den ſchützenden und läuternden Armen des Volkslebens, deſſen Objectivität, entzogen, ganz auf die bis zur Willkür fortreißende Subjectivität des Individuums, oder die nicht viel objectivere der Regel zurückgedrängt, erkennt den Moment nicht mehr, wo die Energie der Poeſie in einer Form ihr Möglichſtes gethan, ſondern bleibt an ihr hängen, und glaubt weiter zu ſchreiten, indem ſie die Form vom Inhalte immer mehr und mehr löſt und für ſich weiter entwickelt. So geht denn die Form ihre gewöhnliche Geſchichte durch. Nachdem ſie der nothwendige Ausdruck des Inhalts geweſen war, fängt ſie an, den Inhalt zu überwiegen. Sie nimmt die beſondere Aufmerkſamkeit für ſich in Anſpruch. Dieſes Streben treibt ſie ſtets weiter und gefällt ſich endlich nur an ſich ſelbſt. Der Inhalt iſt ihr gleichgültig; ohne weſentlichen Gehalt artet ſie in reine Spielereien, Geklapp, aus. Dieſe ganze Geſchichte hat die indiſche Poeſie durchgemacht, und, wenn

82) Sprache und Weisheit der Inder, 238; auch bei Bohlen II, 344; die ganze hierher gehörige Literatur ſ. man bei Adelung 224 fg.
83) Vgl. die einzelnen Angaben bei Adelung 234 fg.; einige Proben ſind abgedruckt bei von Bohlen II, 341—375.
84) Vgl. Adelung 256, wo man bemerke, daß jetzt auch die zweite Livraison der erwähnten franzöſiſchen Überſetzung von Langlois erſchienen iſt.

85) Vgl. z. B. den Charakter des Sanſthanaka in dem Drama Mrik'kh'akati bei *Wilson*, Specimen of the Theatre of the Hindus, I, 5 und 24 fg.



Digitized by Google

wir ſie genauer werden kennen gelernt haben, werden wir die Momente derſelben, Stück für Stück, nachweiſen können. Die Sanſkritſprache eignete ſich ſowol von ihrer bedeutlichen, als phonetiſchen Seite ganz ausdrücklich zu dieſer baaren Formentwickelung, und ſie hat hier eine Stufe erreicht — wie in keiner einzigen Sprache will gar nichts ſagen — ſondern wie man es ſich in keiner einzigen andern Sprache auch nur denken kann. Die ungeheure Compoſitionsfähigkeit des Sanſkrits führte zu einem plaſtiſchen Lakonismus, von welchem man nur durch Zerlegung der großen indiſchen Compoſita ſelbſt und Nachweiſung, wie ſie, ſich in einander verſchränkend, ein Ganzes mit ſeinen Modificationen als eine einzige ſich vollſtändig ausprägende Gruppe hinſtellen, einen Begriff geben kann. Die aus der Urſprünglichkeit des Sanſkrits erhaltene Verſabilität der Wortbedeutungen, beſtimmt durch die gegenſeitige Bezüglichkeit, ließ ein Feld für Wortſpiele, Doppelſinn u. ſ. w. offen, von dem wir uns gar keine Vorſtellung machen können. Der Umſtand, daß das Sanſkrit eine todte, abgeſchloſſene Sprache war, daß ſie die heilige war, welche in ihren minutiöſeſten Details zu kennen, das höchſte Verdienſt war, führte in die geheimſten Schlupfwinkel der Bedeutung und des Lauts, und machte ſo jene ſonderbaren Lautconglomerate möglich, von denen insbeſondere der Nalodaja ſtrotzt, und welche lautlich übereins klingend, ſich begrifflich ſtets in eine unter ſich ganz verſchieden tönende Lautreihe zerlegen laſſen; ſo z. B. beginnen anapäſtiſche Verſe mit vier ganz gleichtönenden Anapäſten, wie karamâ karamâ karamâ karamâ oder daratô daratô daratô daratô, die ſich in einzelne ganz ungleichartig tönende Worte auflöſen, jene in ka ramâkara mâkaram âkâram â(kalaja), dieſe in daratô 'daratôdaratôdaratô. —

So finden ſich dann in dieſer ſpätern poetiſchen Form — insbeſondere der Epen — alle begrifflichen Figuren der Poeſie und Rhetorik, Antitheſe, Doppelſinn u. ſ. w. Ja es wird ein Epos erwähnt, in welchem dieſe Künſtlichkeit ſo weit getrieben iſt, daß ein ganzes Gedicht je nach dem Willen des Leſers entweder ſo erklärt werden kann, daß es die Geſchichte des Rama und anderer Nachkommen des Daſaratha enthält, oder ſo, daß es die des Judhiſhthira und anderer Söhne des Pandu erzählt. Der Verfaſſer dieſes Gedichts, welches in ſeinem Namen Râghava Pândavîja beide Gegenſtände andeutet, heißt Kavirâg'a (König der Dichter). Er war nicht der erſte, welcher mit dieſem ausſtudirten Doppelſinne zwei Gegenſtände behandelte, ſondern es werden noch einige Beiſpiele dieſer Compoſitionsweiſe erwähnt, in denen ſie jedoch nicht ſo auf die Spitze getrieben iſt. Beiſpiele derſelben theilt Colebrooke mit [86]).

Von Seiten des phonetiſchen Lebens des Sanſkrits wurde dieſe Formentwickelung durch die hohe Fähigkeit deſſelben für metriſche Ausbildung befördert. Wir werden weiterhin ſehen, daß auch in dieſer Beziehung das Sanſkrit ohne Beiſpiel daſteht. Hierzu trat ferner der, wahrſcheinlich der poetiſchen Weiterentwickelung der Volksmundarten entnommene Gebrauch des Reims, der Alliteration u. ſ. w. Auch hierin ſteht das Sanſkrit noch über der in dem Arabiſchen erreichten Stufe, und ſinkt nie ſo zum Gemeinen, metriſch ganz ungeregelten Lautgeklingel herab, ſondern der Reim verſchlingt ſich eng mit ſtrengem Metrum, und erhält dadurch ſtets einen Theil des dieſem eigenthümlichen Adels. Mag man aber auch Vorzüge in den einzelnen Momenten dieſer baaren Formentwickelung anerkennen, ſo iſt ſie dennoch vom rein-poetiſchen, rein-menſchlichen Standpunkte aus ein bloßes Geklingel, ein Zeichen, daß die Zeit, oder vielmehr die Männer, welche ſich an Spielereien dieſer Art ergötzen konnten, den Sinn für die poetiſche Identität von Form und Inhalt verloren hatten. Daß ſie dennoch höchſt bedeutende, reichbegabte, ja wahrhaft poetiſche Talente zum großen Theil waren, zeigen die von ihnen erhaltenen Schriften, und wie ſehr ſich grade in dieſer Beziehung die reichbegabteſten Genien irren konnten, zeigt das allbekannte Beiſpiel Petrarca's. Hätte einer von ihnen ſein großes Talent, anſtatt es an die todte Form des Epos in der todten Sprache des Sanſkrits zu verſchwenden, es der Weiterbildung des Volksdialekts zugewandt, welch eine reiche Poeſie würde, wie aus dem Italieniſchen, ſo aus dem Prakrit, etwa aus der Sprache von Magadha, Malva, Suraſena, Maharaſchtra erblüht ſein!

In welche Zeit wir dieſe Periode der reinen Formentwickelung der Sanſkrit-Poeſie zu ſetzen haben, läßt ſich bei den ungenauen Angaben der Inder über Literaturgeſchichte wiederum nicht mit — auch nur annähernder — Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Inſofern aber der ſchon erwähnte Name des Kalidâſa, welchem faſt eine ſo große literariſche Thätigkeit, wie dem Vjaſa, zugeſchrieben wird, nur eine ganz anders charakteriſirte, auch mit dieſer Weiterentwickelung in Verbindung gebracht wird, ja ihm der Anfang dieſer Entfaltung — den wir wol in dem Epos Raghuvança erkennen dürfen — und deſſen Höhenpunkt der Nalodaja ein kleineres epiſches Gedicht iſt, zugeſchrieben werden — es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß beide nicht von demſelben Verfaſſer ſein können — inſofern ihm ſogar ein kleines poetiſches Werk in Bezug auf das Hauptmoment dieſer Weiterbildung, die Metrik (çrutabôdha genannt) zugeſchrieben wird — da ferner Kalidâſa in die Zeit des Vicramâditja (56 vor Chr.) geſetzt wird, in welcher ohne Zweifel, den allgemeinen Sagen zufolge, eine neue Periode der literariſchen Fortbildung angenommen werden darf, werden wir wol nicht ganz vom Rechten abirren, wenn wir vermuthen, daß eine dem allgemeinen literariſchen Zeitgeiſte homogene Fortbildung des Epos ſich in den zwei Jahrhunderten von der Regeneration des Brahmathums bis auf Vicramâditja abgenutzt hatte, daß ſich um dieſe letzte Zeit in den, in Bezug auf Cultur hervorſtechenden Partien Indiens das Sanſkrit als Sprache der höheren Cultur ſo feſtgeſetzt hatte, daß ſie in poetiſcher Beziehung eine neue Formentfaltung nothwendig machte, daß ſie aber, abgelöſt vom Volksleben, nicht die Nothwendigkeit einer generiſchen Verſchiedenheit für die Form der poetiſchen Intuition erkannte, ſondern noch innerhalb des Epiſchen ſtehen blieb, dieſes

86) On Sanscrit and Prácrit Poetry in As. Res. X, 423.

Digitized by Google

aber nun verkünſteln mußte. Für eine ſolche Verkünſtelung gibt es aber — innerhalb einer todten Sprache — keine durch innere Nothwendigkeit bedingte Grenze. Sie hängt von der Macht, welche ſich die Subjectivität über die todte Sprache erworben hat, ab; dieſe iſt ihr gar nicht mehr Form, ſondern Stoff. Daher läßt ſich denn auch das Ende dieſer literariſchen Periode gar nicht beſtimmen, ſondern ſo lange das Sanſkrit mit Ernſt getrieben wurde, und Individualitäten ſo tief in ſeinen ganzen Umfang einzudringen vermochten, wurde auch dieſe verkünſtelte Darſtellung mit größerem oder geringerem Glücke geübt und natürlich auch auf andere als epiſche Stoffe übertragen. Die einzelnen, dieſem Beſtreben angehörigen Erſcheinungen laſſen ſich daher faſt nur nach den indiſchen Angaben, oder nach in ihnen liegenden Andeutungen zeitlich anſetzen. Jenen ſchenke ich kein Vertrauen; um dieſe hervorzuheben, ſind uns die Werke ſelbſt noch nicht bekannt genug. Daß die epiſche Poeſie bis ins 12. Jahrh. nach Chr. geübt wurde, wird ſogleich ein Beiſpiel zeigen.

Die dieſem Beſtreben angehörigen Epopöen, welche den vorgezeichneten Charakter in höherem oder geringerem Grade an ſich tragen, findet man ſammt der dazu gehörigen Literatur bei Adelung angemerkt [87]). Einige derſelben — Raghuvança, Nalodaja, Kumarasambhava — werden dem Kalidâſa zugeſchrieben, und das erſte und dritte derſelben, ſowie noch zwei andere Epopöen, Kirâtarg'unija und Siſupâlavadha, ſammt einem dem Sri Harſha, König von Kaſchmir (um 1113 n. Chr.), zugeſchriebenen, werden mit noch einem, einer andern Gattung angehörigen und ebenfalls dem Kalidâſa zugeſchriebenen, die ſechs großen Gedichte (nahâkâvja). κατ' ἐξοχήν, genannt. Ein hierher gehöriges Epos, Bhatti Kavja, iſt in rein grammatiſcher Tendenz abgefaßt, nämlich um die Sanſkritgrammatik, insbeſondere obſoletere Formen, praktiſch kennen zu lehren [88]).

Wie die Anfänge der epiſchen Poeſie insbeſondere in den an Opfertagen und Feſten vorgetragenen alten Überlieferungen lagen, ſo fand ſich in den Cultushandlungen auch die Grundlage zur Entwickelung einer dramatiſchen Poeſie, und in Entfaltung von dieſer erhebt ſich die poetiſche Intuition der Inder nochmals zu einer überaus bedeutenden Kunſthöhe. Ja man kann ſagen, daß, wenn in dem Mondaufgange der Erkenntniß (prabôdhak'andrôdajas) der Dichter ſich nicht zu eng in die Banden der Allegorie hätte verſtricken laſſen, ſondern der Freiheit der Komik, welche in vielen ihrer Elemente mit großer Kraft hervorſprudelt, mehr den Zügel hätte ſchießen laſſen und ſich ſeines Stoffes mehr von Seiten der menſchenthümlichen Wirklichkeit bemächtigt hätte, ſo würde er ein Luſtſpiel geliefert haben, welches ganz innerhalb des Bodens der großartigſten Energie des indiſchen Geiſtes ſtehend, zugleich vom allgemein menſchlichen Standpunkte aus eine gewaltige Stellung in der poetiſchen Intuition der concreten Geiſtesentfaltung eingenommen haben würde. Es iſt im Drama, was in der epiſchen Poeſie der Inder die Bhagavad-Gîtâ; nur hätte der Stoff, ſeiner innern Natur nach, mehr in das Bereich der Verflüchtigung der realen Welt, wie im Ariſtophaniſchen Luſtſpiel, hinübergezogen werden müſſen.

Daß die Götter von den Indern mit Hymnen und Tanz verehrt wurden, bemerkten ſchon die Alten [89]). Hierzu kamen ohne Zweifel ſchon in ſehr alter Zeit Darſtellungen von Scenen aus dem mythiſchen Leben des gefeierten Helden, in denen ſich die drei Elemente des indiſchen Drama's, Tanz, Muſik und Poeſie vereinigten. Dieſe Darſtellungen finden noch jetzt insbeſondere bei der Feier des Kriſchnas [90]) ſtatt, deſſen Aufenthalt unter den Hirtinnen die lieblichſte Verſchlingung menſchlicher und göttlicher Bilder darbot. Daß es bei ebendemſelben auch ſchon in alter Zeit geſchehen ſei, dafür ſpricht der Umſtand, daß dieſer Stoff, insbeſondere in Verbindung geſetzt mit der daraus folgenden Entzweiung des Kriſhna mit ſeiner rechtmäßigen Gemahlin und beider Verſöhnung, von einer Menge Dichtern ſowol im Sanſkrit, als in den Volksdialekten behandelt ward [91]). Daß bei den Darſtellungen dieſer Scenen — die man mit den Myſterien des Mittelalters vergleichen darf — ein dramatiſches Leben waltete, in welchem jedoch die Lyrik mehr vorherrſchte, als dem eigentlichen Drama zukam, können wir aus dem Gîtagovinda des Dichters G'ajadeva ſchließen, in welchem wir, obgleich es um vieles ſpäter anzuſetzen iſt, als die Anfänge der dramatiſchen Poeſie, doch ſicher mit vollem Rechte die künſtleriſche Ausbildung eines derartigen Myſteriums ſehen dürfen. Dafür entſcheidet das myſtiſche Dunkel, welches die üppigſten Gluthen der Phantaſie umlagert und heiligt. Hier ſehen wir Kriſchna, wie er vom Zauberkreis der lieblichen Hirtinnen umringt, fortgeriſſen vom Sinnentaumel, in wechſelnder Umarmung ſeine Liebe an ſie verſchwendet — das Ganze vergeſſend, verſinkt er in die Einzelnheiten. Auf der andern Seite ſteht ſeine Gemahlin, ſeine Energie, verlaſſen und einſam und von einer Freundin getröſtet. Da erwacht das Bewußtſein der ehelichen Verbindung mit der rechtmäßigen Gemahlin, Reue und Sehnſucht nach Verſöhnung. Radha iſt zwar erzürnt, läßt ſich aber verſöhnen, und die myſtiſche Ehe, auf welcher allein die geſetzliche Entfaltung der Weltordnung ruht, wird von Neuem gefeiert.

Die Verehrung des Kriſhna, in welchem die Griechen ihren Herakles wieder zu erkennen glaubten, war, wie ſchon dieſe berichteten, vorzüglich im Lande der Çuraſenâs zu Hauſe, und in deſſen Hauptſtadt, damals *Κλεισοβόρα* (Krishnapura), ſpäter Mathurâ, hat ſich deſſen Cultus bis auf die Zeiten der Muhammedaner in höchſter Blüthe erhalten. Hierher ſind wol auch die erſten Anfänge der ſich von dem, das Ganze und das Einzelne der Compoſition durchdringenden, Zwecke der Kriſchnaverehrung loslöſenden, rein menſchlichen, aber auch die Menſchen, der ganzen indiſchen Intuitionsweiſe gemäß, in ein göttliches Leben größtentheils hinüberziehenden, eigentlich dramatiſchen, Poeſie zu ſetzen. Dafür entſcheidet fol-

87) S. 258—268. 88) a. a. O. 84 und 260.

89) von Bohlen II, 397. 90) a. a. O. 91) Laſſen in der Vorrede zu Jayadevas Gîtagovinda p. VI fg.



Digitized by Google

gender Umſtand. Die dramatiſche Poeſie, indem ſie den großen Schritt that, das relativ gegenwärtige Leben als ſeine Unterlage anzuerkennen und zu gebrauchen, wurde nothwendig dazu gedrängt, eins ſeiner Hauptmomente, die Volksſprache, als Ausdruck eines großen Theils ſeiner Bewegung in ſich aufzunehmen. In den Dramen, die wir kennen, und welche ſich wol nur erhalten haben, weil ſie eben als das Bedeutendſte in dieſer Gattung der Poeſie anerkannt waren, iſt dieſes Princip zu einer ſolchen Anerkennung gelangt, daß neben dem Sanſkrit, welches als die Sprache der Götter und der Repräſentanten der höchſten Cultur beibehalten ward, nicht eine, ſondern mehre, je nach dem Charakter der einzuführenden Perſonen, verſchiedene Volksſprachen — wenn auch nicht mit genauer Nachahmung ihrer ſämmtlichen Beſonderheiten, doch ihren weſentlichen Merkmalen nach — Eingang in die dramatiſche Compoſitionsweiſe gefunden haben. Daraus kann man ſchon vermuthen, daß das Drama ſeine Ausbildung durch Beimiſchung von Volkspoeſie erhält. Dieſe äußerliche Ausdehnung des Princips wird nun ſchwerlich gleich zu Anfang der dramatiſchen Entwickelung ſtattgefunden, ſondern ſich nach und nach geltend gemacht haben. Nun finden ſich vor allen andern vorherrſchend zwei Volksdialekte in den Dramen, der der Çûrasênâs und der von Mahârâsht'ra. Dieſer Gebrauch des ſuraſeniſchen Dialekts, zuſammengehalten mit dem Vorherrſchen der ſceniſchen Darſtellungen in dem Kriſhnacultus, erhebt die Hypotheſe zur höchſten Wahrſcheinlichkeit, daß in Mathurâ die dramatiſche Poeſie ſich zuerſt vom lyriſchen Cultusdrama abgelöſt [92]) habe. Allein dieſe Ablöſung ſcheint das Drama zu der Kunſthöhe, welche zu erreichen ihm der Genius der Inder verſtattete, noch nicht geführt zu haben. Dies folgt ſchon daraus, daß es innerhalb des Gebrauchs des Sanſkrits und der Suraſenaſprache nicht ſtehen blieb. Erſt im Lande Mahârâſht'ra ſcheint es zu ſeiner Vollendung gebracht zu ſein; dafür entſcheidet einmal, daß der Gebrauch des Mahârâſht'radialekts nicht allein noch den von Çûraſena überragt, ſondern ſogar in den eigentlich lyriſchen Partien der dramatiſchen Stücke vorwaltet. In dieſer höher vollendeten Geſtalt verbreitete ſich denn das Drama über Indien, ergänzte ſeine Darſtellungsform durch Aufnahme der Weſentlichkeiten anderer Dialekte, erreichte in dieſer Form ſeinen Höhenpunkt und fixirte ſich ſo als Norm dieſer poetiſchen Gattung, welche man fortan nur nachahmen, nicht mehr, zu ihren Quellen zurückgehend und aus ihnen ſchöpfend, weiter entwickeln konnte. Ich habe dieſe hypothetiſche Geſchichte mit ihren Hauptmomenten in der Kürze gegeben, damit man ſie leichter zu würdigen vermöge. Ich verkenne dabei nicht, daß grade das Überragen des Mahârâſht'radialekts auch auf eine andere Auffaſſung leiten könnte. Genauere Erörterungen würden hier zu weit führen. Aufmerkſam will ich nur noch darauf machen, daß dieſer Entwickelungsgang ziemlich analog dem des griechiſchen Drama's iſt, und dadurch war auch nur dem indiſchen Drama möglich, eine, ſo weit es der Geiſt des Inders zuließ, im Allgemeinen überaus vielſeitige, Auffaſſung des Lebens künſtleriſch zu formuliren. So ſieht es mit der Hiſtorie der dramatiſchen Poeſie bei den Indern aus. Fragen wir aber nach einer chronologiſchen Beſtimmung in Bezug auf Anfang und Fortgang derſelben, ſo tritt dieſelbe Unſicherheit ein, wie bei faſt allen Erzeugniſſen der indiſchen Literatur.

Die Inder ſelbſt betrachten die ſchönſten ihrer dramatiſchen Erzeugniſſe als Werke des ſchon mehrfach erwähnten Kalidaſa, des Zeitgenoſſen von Vikramadit'ja, ſetzen ſie alſo nicht vor 56 v. Chr. Allein auch gegen dieſe im indiſchen Sinn ſpät genug angenommene Fixirung laſſen ſich noch ſehr viele Gründe geltend machen; da ich ſie jedoch theilweiſe aus Mangel des nöthigen Materials noch nicht mit hinlänglicher Schärfe darlegen kann, ſo will ich hier meine Anſicht als reine Hypotheſe hinſtellen, indem ich an einem andern Orte die Gründe, die mich bis jetzt leiteten und die ich wahrſcheinlich noch werde verſtärken können, aus einander zu ſetzen beabſichtige. Ich glaube, daß die Werke, welche die Blüthe des indiſchen Drama's bilden, nicht ſo hoch hinaufzuſetzen ſind (bis etwa 56 v. Chr.), ſondern ſchwerlich älter, als das 6. oder gar 7. Jahrh. n. Chr. ſind. Ich werde mich hierbei vorzüglich darauf ſtützen, daß die Sprache von Mahârâſht'ra der Hauptdialekt in denſelben iſt, daß dieſe Sprache zugleich ganz und gar die der Dſchainaliteratur bildet, daß dieſe dem ganzen Weſen des Dſchainismus nach die zur Zeit der Abfaſſung der Dſchainaliteratur lebende Volksſprache geweſen ſein mußte, und die Entſtehung der Dſchainaliteratur, ſowie des Dſchainismus, nicht weiter rückwärts reicht, als höchſtens bis zum 7. oder 6. Jahrh. n. Chr. Es werden dazu einige andere Momente noch treten, welche ich jedoch hier übergehe, da die ganze Unterſuchung im Zuſammenhange dargelegt werden muß. — Aus der Zeit, welche der Blüthe der dramatiſchen Poeſie vorherging, iſt uns nichts erhalten. Dagegen haben wir manches, was dem Zeitraume ihres Verfalls angehört. Auch ſie wurde in den fixirten Formen übrigens bis um dieſelbe Zeit geübt, wo ſich die indiſche Geiſtescultur ſchlafen legte. Ja ein Poſſenſpiel Dhûrtasamâgama, die Zuſammenkunft der Taugenichtſe, welches jedoch von künſtleriſcher Seite überaus werthlos iſt, iſt zwiſchen 1487—1508 n. Chr. entſtanden [93]).

Daß die Anzahl der dramatiſchen Compoſitionen der Inder, welche für claſſiſch galten, ſehr bedeutend geweſen ſein müſſe, dafür entſcheiden ſchon die uns bekannten Reſultate ihrer dramaturgiſchen Studien. Die Inder ſchreiben die Erfindung der Dramen, ſowie die Abfaſſung der Regeln über ihre Compoſition, dem mythiſchen Könige Bharatas zu, dem ſie von Brahma ſelbſt geoffenbart ſind, und der ſie zuerſt von Gandharven und Apſaraſen an deſſen Hofe aufführen ließ. Ob die angeblich von ihm herrührenden sûtra noch exiſtiren, finde ich nicht genauer bemerkt. Dagegen iſt die Dramatik in mehren andern

92) Lassen, Institutiones Ling. Pracrit. p. 386.

93) Es iſt abgedruckt in Laſſen's Anthologia sanscritica, in deren Vorrede die Zeitbeſtimmung gegeben iſt; vgl. auch Gött. Gel. Anz. 1839. St. 68. S. 672.

Digitized by Google

ſpätern Schriften behandelt, als deren vorzüglichſte ein Werk aus dem 11. Jahrh. n. Chr. angeführt wird, Daçarûpaka (die zehn Dramenarten) von Dhanang'aja [94]).

Die Inder theilen dramatiſche Vorſtellungen in drei Claſſen. Die erſte heißt nritta, bloßer Tanz (wörtlich Getanztes), die zweite nritja (wörtlich zu Tanzendes, alſo ein durch Tanz darzuſtellendes Sujet), pantomimiſcher Tanz; die dritte nâtja (dies iſt, obgleich in das gelehrte Sanſkrit aufgenommen, eigentlich der Wurzelgeſtalt nach ein Prakritwort; denn nach beſtimmten Regeln wird aus der Sanſkritwurzelform nrit, tanzen, in der gunirten Form nart, im Prakrit nat'; aus dieſer Form, deren Sanſkritgeſtalt die indiſchen Grammatiker nicht kannten, weil ihnen das eben angemerkte Geſetz nicht ganz bewußt geworden wäre, treten faſt alle techniſche, das eigentliche Drama betreffende, Ausdrücke hervor, und es iſt dies einerſeits ein Zeichen, daß das Drama zu einer Zeit entſtand, wo das Sanſkrit längſt erſtorben war, und andererſeits, daß das Drama nicht unter Herrſchaft des Sanſkrits — der höhern Cultur — ſondern Prakrits — des Volkslebens — ſich zunächſt entfaltete). Nât'ja würde einem ſanſkritiſchen nârtja entſprechen, welches die vriddhirte Form von nritja wäre, hieße alſo zu Tanzendes in verſtärktem Sinn. Es bezeichnet im Gebrauch die Verbindung von Sang, Tanz und Inſtrumentalmuſik. Der allgemeine Name von Schauſpiel iſt **Rûpaka**. Dieſe werden in zwei Claſſen getheilt, in **Rûpaka** κατ' ἐξοχήν und **Uparûpaka**, niedere Gattung. Jene zerfallen in zehn verſchiedene Arten: 1) **Nât'aka**; ernſten Charakters; die Helden dürfen nur Götter und Könige ſein. In Beziehung auf das Sterben haben die Inder daſſelbe Geſetz, wie die Griechen, daß Niemand auf der Bühne ſterben kann. Sie gehen aber inſofern noch weiter, als ſie überhaupt eine über das Schickſal der Helden im menſchlichen Sinn beruhigende Abſchließung fodern; 2) **Prakarana** iſt von jenem nur durch die äußere Stellung des Helden verſchieden, indem dieſer ein Miniſter, Brahmane, oder angeſehener Kaufmann ſein kann; 3) **Bhanu**, erzählender Monolog; 4) **Vjâjôga**, kriegeriſche Darſtellung; 5) **Samavâkâra**, mythologiſche Fabel; 6) **Dima**, Schrecken erregende Darſtellungen, beſonders dämoniſcher Art; 7) **Ihâmriga**, Intriguenſtücke; 8) **Anka**, ein Vorſpiel; 9) **vithi**, eine Art Tragikomödie, ein Miſchdrama, worin alle Elemente der dramatiſchen Poeſie walten; 10) **Prahasana**, ſatyriſche Poſſe. Die **Uparûpaka** werden in 18 Arten zerfällt [95]).

Die dramatiſche Darſtellung betreffend, können wir hier nicht auf Einzelnes eingehen. Als Eigenthümlichkeit in Rückſicht auf den ſonſtigen Charakter des Orients bemerken wir nur, daß in Indien der aus der freieren Stellung der Frauen hervorgehende Gebrauch herrſchte, daß die Frauen die Rollen ihres Geſchlechtes ſpielten.

Für das beſte dramatiſche Werk ſieht die indiſche Nation das uns aus dieſem Zweige ihrer Literatur zuerſt bekannt gewordene, und von der ganzen gebildeten Welt mit vielem Beifall aufgenommene, Stück Sâkuntalâ an. Obgleich es in Beziehung auf manche einzelne Elemente der dramatiſchen Poeſie von den uns ſeit der Zeit bekannt gewordenen übertroffen wird, ſo bleibt es doch in Beziehung auf Mannichfaltigkeit und Gleichmäßigkeit der Entfaltungen des innern Lebens die Krone der indiſchen dramatiſchen Poeſie. Als Verfaſſer deſſelben gilt Kalidaſa. Den Kern deſſelben bildet die indiſche Anſchauung von der Macht des Fluches eines beleidigten Aſketen. Ein König hat ſich in die Tochter eines Eremiten Sakuntala verliebt; er ehelicht ſie in der Weiſe der Gandharven. Von ihr zurückkehrend, hinterläßt er ihr einen Ring und das Verſprechen, ſie nach Hofe abholen zu laſſen. Aber im Liebesgetändel hat Sakuntala vergeſſen, gegen einen Aſketen ſich pflichtgemäß zu erweiſen. Dieſer ſpricht im Zorne den Fluch aus, daß der, an den ſie einzig denke, ſie und alles, was ihn an ſie knüpfe, ganz vergeſſen ſolle. Durch die Freundin der Sakuntala beſänftigt, kann er den Fluch zwar nicht rückgängig machen, allein er mildert ſeine Wirkung durch den Zuſatz, daß ſich der König alles Vorgefallenen wieder erinnern und zu ſeiner Liebe zurückkehren werde, ſobald er den Ring erblickt haben würde. Der Fluch wirkt; der König läßt Sakuntala nicht zu Hof holen. Endlich macht dieſe ſich ſelbſt auf; ſie erſcheint vor dem Könige; er erkennt ſie nicht. Nach dem Ringe ſuchend, findet ſie ihn nicht. Beim Baden hat ſie ihn verloren. Verzweifelnd verläßt ſie den König. Ein Prieſter nimmt ſie auf; allein himmliſche Nymphen entführen ſie an Indra's Hof. Nachdem dies geſchehen, bietet ein Fiſcher den Ring zum Verkauf aus, den er in einem gefangenen Karpfen gefunden. Die Polizei ergreift ihn und bringt ihn vor den König. Wie dieſer den Ring erblickt, ſteht alles wieder vor ſeinen Sinnen. Furchtbarer Schmerz ergreift ihn; da ſendet ihm Indra ſeinen Wagen; in Indra's Hof findet er ſein Kind und ſeine Gattin wieder. Vereint kehren ſie zur Erde zurück." Dieſes Ineinanderſpielen der Götter- und Menſchenwelt war in der uns hier gebotenen Vollendung nur der indiſchen Anſchauung der Weltordnung möglich. Beide ſind ſo innig mit einander verſchmolzen, daß nirgends auch nur der geringſte Bruch fühlbar iſt. Die Verſchmelzung geſchieht insbeſondere durch einen eigenthümlich zarten Farbenton, der über das Ganze hingehaucht iſt. Wir dürfen hier nicht ins Einzelne übergehen, können aber auch eine allgemeine Bekanntſchaft dieſes in ſeiner Art wunderbaren Werks nach den vielen Überſetzungen, welche es erhalten hat, vorausſetzen. Allein bemerken müſſen wir, daß keine einzige Überſetzung den unnachahmlichen zarten Schmelz, welcher das Original charakteriſirt, wieder zu geben vermochte. Jede Berührung ſtreift ihn ab, wie den ſammtartigen Flaum auf Schmetterlingsflügeln. Er erſcheint in allen Überſetzungen — und je getreuer ſie im Allgemeinen ſind, deſto mehr — als völlig markloſe, weibiſche Schwäche. Das iſt er nun zwar im Weſentlichen wirklich — und überhaupt erſcheint das Leben in den Dramen der Inder als ein unmännliches, wird auch daher den an helleniſches und Shakſpeare'ſches Mark gewöhn-

94) Adelung 218. 308.

95) *Wilson*, Specim. of the Theatre of the Hind. I, 13.

Digitized by Google

ten europäiſchen Gaumen nur momentan täuſchen können — aber das zarte Weibliche des Lebens iſt auf eine ſo wunderliebliche Weiſe aufgefaßt, daß auf dieſem niedern Standpunkte die indiſche Dramatik eine vollendete Stellung einnimmt.

Demſelben Dichter wird auch noch ein, ohne Zweifel jedoch ſpäter als Sakuntala abgefaßtes, Drama „Vikramorvaſi," Urvaſi und der Held," zugeſchrieben. Auch von dieſem beſitzen wir mehre Überſetzungen [96]). Seinen Hauptkern bildet ein ganz aus Recitativ und Arien beſtehender, überaus leidenſchaftlicher Act, in welcher der Held ſeine durch einen Fluch in eine Schlingpflanze verwandelte Geliebte ſucht.

Ein kräftigeres und überaus achtungswerthes, mehr aus Zweigeſprächen als Geſängen beſtehendes, großartiges Intriguenſtück iſt das Drama **Mudrârakshasa**, Siegelring und Rakſhaſas, welches dem Viſakha Datta aus dem 10. Jahrh. n. Chr. zugeſchrieben wird. Seinen Inhalt bilden Intriguen des Miniſters des Königs Tſchandraguptas gegen Rakſhaſas, den Miniſter des Nanda, durch welche Rakſhaſas mit Tſchandraguptas verſöhnt und dieſer auf dem uſurpirten Throne befeſtigt wird.

Ein ziemlich altes Stück, welches uns das Familienleben der Inder kennen lehrt, iſt **Mrik'k'hakati**, der Thonwagen.

Zwei ſehr ſchöne Stücke, **Malati Madhava**, die Liebe und heimliche Ehe zwiſchen Malati und Madhava, welches von Wilſon der Sakuntala vorgezogen wird, mir aber noch nicht ſo weit im Original bekannt iſt [97]), daß ich ein Urtheil auszuſprechen wage, und **Uttara Rama K'aritram**, die dramatiſche Behandlung von Râma's Geſchichte nach Wiedergewinnung ſeiner Gattin werden einem Dichter Bhavabhuti zugeſchrieben, welcher, der Chronik von Kaſchmir zufolge, 705 n. Chr. lebte [98]).

Wir haben hier nur die von den bisher bekannter gewordenen (deren 12 ſind), uns vorzüglicher ſcheinenden hervorgehoben. Es ſind uns außerdem noch eine ziemliche Anzahl nach allgemeinen Umriſſen, oder dem Namen nach, bekannt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß noch einige mit der Zeit werden aufgefunden werden. Groß muß aber die Zahl der ganz verlornen ſein [99]).

Sowie die Sanſkritliteratur im indiſchen Geiſte faſt vollendete Muſter der epiſchen und dramatiſchen Dichtgattungen aufgeſtellt hat, ſo finden ſich auch Werke aus faſt allen übrigen Gattungen der Poeſie. Im Allgemeinen können wir bei allen vorausſetzen, daß uns nur die von der bewußten oder unbewußten Nationalkritik als beſte ihrer Gattung anerkannten bewahrt ſind, daß neben ihnen mehr oder minder gelungene Verſuche beſtanden, welche aber theils verloren gegangen ſind, theilweis in Sammlungen aufgenommen. Ich hebe die beſſern hervor, indem ich dem, jedoch für die indiſche Anſchauung und Dichtweiſe nicht ganz paſſenden, den europäiſchen Eintheilungen nachgebildeten Schema bei Adelung folge.

Unter den Lehrgedichten erwähnt dieſer den **Ritusanhâra** (Sammlung der Jahreszeiten), welcher dem Kalidaſa zugeſchrieben wird. Das Original iſt das älteſte im Sanſkrit gedruckte Werk. Dieſe Ausgabe iſt aber ſo gut wie verſchollen; mit einem der Geſänge hat uns Laſſen wieder beſchenkt [1]), und eine teutſche nach dem Manuſcript gearbeitete Überſetzung von drei Jahreszeiten verdanken wir v. Bohlen [2]). Obgleich ſchon in dem nach plaſtiſcher Zuſammendrängung einzelner Erſcheinungen zu einem Geſammtbild ſtrebenden Styl componirt, iſt die Poeſie deſſelben doch noch relativ ſehr einfach und frei von dem, der rein formalen Entwickelung der Poeſie entſtrömenden, Schwulſt und Bombaſt. „Jeder Doppelvers," heißt es bei Jones, „zeigt eine indiſche Landſchaft, immer ſchön, bisweilen ſehr farbenreich, aber niemals über die Natur."

Die übrigen von Adelung [3]) unter dieſer Rubrik erwähnten Gedichte ſind minder bedeutend.

In Bezug auf Gnomenpoeſie zogen ſchon früh die Gnomen, die dem Bhartrihari [4]) zugeſchrieben werden, welchen die Sage zu einem Bruder des Vikramaditja macht, die Aufmerkſamkeit mit Recht auf ſich. Sie ſind ohne allen Zweifel eine Sammlung des ſchönſten in dieſer Dichtgattung, und haben nicht einen Verfaſſer. Selbſt nachdem ſie in einen Kanon geordnet waren — wir können nicht beſtimmen, zu welcher Zeit — empfingen ſie noch Zuſätze, die minder werthvoll ſind, als das urſprünglich kanoniſirte. Die Sprache iſt zwar im Ganzen einfach, doch ſtrebt ſie nicht ſelten nach doppelſinniger Bezüglichkeit, wie dies aber dieſer Gattung der Poeſie nicht ſchlecht ſteht. Andere hierher gehörige Werke zählt Adelung (a. a. O.) auf.

Auch aus dem Gebiete der ſatyriſchen Poeſie werden Werke erwähnt [5]); doch ſind ſie uns noch faſt ganz unbekannt. Aus den Werken der elegiſchen Gattung ſind insbeſondere zwei hervorzuheben, der Wolkenbote (mégha dûta) [6]), welcher dem Kalidaſa ebenfalls zugeſchrieben wird, und das **Ghatakarparam** (das zerbrochene Gefäß) [7]), deſſen Dichter, wenn er ſeinen Namen nicht im Titel verſteckt hat, nicht einmal dieſem nach bekannt iſt. Jenes ſchildert die Sehnſucht eines verbannten Jakſha nach ſeiner von ihm getrennten Gattin. Er wird beim Anblick der zur Regenzeit auffſteigenden Wolken von Schmerz ergriffen, und fodert ſie auf, Ausdruck deſſelben bei ſeiner Gattin zu ſein. Dies Gedicht iſt eins der beſten im indiſchen Sinn. Das Hingebende, Weiche, Zarte prägt ſich auf eine wunderliebliche Weiſe darin aus. Das andere hat ein ziemlich ähnliches Sujet; eine Frau ſehnt ſich zur Regenzeit nach ihrem entfernten Gatten. In dieſem Gedichte kann man die Anfänge der Entwickelung der rein formalen Ausbildung der Poeſie erkennen. Es erſcheinen

96) Zu den ſchon bei Adelung S. 321 angeführten kommt eine mit groſer Treue die Metra des Originals nachbildende von Bernhard Hirzel (Frauenfeld 1838). 97) Ich habe nur die von Laſſen beſorgte Ausgabe des erſten Acts. 98) As. Res. XV, 45. 99) Vgl. eine Liſte bei Wilſon a. a. O. 77.

1) *Lassen*, Anthologia sanscritica. p. 60 fg. 2) von Bohlen im Morgenblatt. 1839. St. 264—266. 3) S. 269. 270. 4) Literatur bei Adelung 190 und 360. 5) Adelung 271. 6) Adelung 271. 7) a. a. O. 275.

Digitized by Google

hier eine Menge der Spielereien, welche im Nalodaja auf die Spitze getrieben ſind, aber noch auf einer ſehr niedern Stufe. Dennoch ruft der Dichter am Schluſſe ſeines Gedichtes aus (nach v. Bohlen's Überſetzung):

„Wenn mich ein Dichter beſiegt in künſtlichen Reimen und Rhythmen,
Waſſer trag' ich ihm gern hin im zerbrochenen Krug."

Dieſer Schluß gab Veranlaſſung zur Benennung des Gedichts.

Ein lyriſches Drama bildet der leidenſchaftlich glühende, tief und großartig myſtiſche Gitagovinda, von dem ſich mit Recht am Schluſſe eines jeden Geſangs nennenden Dichter G'ajadeva[8]). In Bezug auf die Auffaſſung der Welt- und Gottesverbindung als eine myſtiſche Ehe hat dieſes Gedicht bedeutende Ähnlichkeit mit dem Hohenlied Salomo's. Indem es aber dieſe Verbindung der tieferen theoſophiſchen Speculation der Inder gemäß weiter faßt, verliert es an concentrirter poetiſcher Potenz, durch welche es vom jüdiſchen Liede, trotz ſeiner beſchränkteren Auffaſſung, weit überragt wird. Das indiſche Gedicht hat dagegen eine tief durchbildete poetiſche Form zu Gebot, durch welche das geiſtige Element äußerlich klarer zur Anſchauung kommt. Die reichen, eigentlich ſanſkritiſchen, Metra ſchildern in ihren erhabenen und großartigen Rhythmen die Situationen, die ganz geſangvollen, aus den Volksmundarten ins Sanſkrit übernommenen, dienen zur Abfaſſung der Lieder. In letztern waltet der Reim und jedes Mal Refrain (im Sanſkrit dhruvam padam). Der Dichter lebte, wie ſchon früher bemerkt, etwa in der Mitte des 12. Jahrh. n. Chr.

Von rein erotiſchen Gedichten ſind uns durch Chezy (der ſeinen Namen unter dem Calembourg Apud (chez)y verſteckt hat, die hundert Epigramme des Amaru (Amaruçatakam)[9]) bekannt geworden, und ebenfalls von Rückert außer und vor andern theilweiſe überſetzt. Sie ſchildern größtentheils ſehr lieblich, aber auch laſciv — wie die indiſche Poeſie jederzeit, wo es auf Liebe kommt, ſich benimmt — Situationen eines Liebenden in einer Stanze, in der das plaſtiſche Beſtreben der Inder insbeſondere hervortritt. Ein anderes kurzes erotiſches Gedicht „die funfzig Diſtichen des Tſchauras" (K'aurapank'âçikam)[10]), iſt von v. Bohlen edirt. Es ſchildert die Situation eines Liebenden, welcher bei der Geliebten ergriffen, zum Tode geführt wird, aber ſelbſt noch im Tode nur an ſein früheres Glück denkt, und es glühend beſingt. Es iſt ſehr ſchwülſtig. Anderes hierher Gehörige ſehe man bei Adelung (a. a. O.), wo auch noch einiges aus der Hymnenpoeſie erwähnt wird.

Von höchſt bedeutendem Moment für die Weltbildung iſt noch eine andere Branche der inbiſchen Poeſie, die Thierfabel. Indem die charakteriſtiſche Weſenheit, ungetrübt von dem, die Elemente des Charakters im Menſchen beherrſchenden, Bewußtſein, nach Grund und Folge in den Thieren viel klarer hervortritt, bieten ſie ſich als die reinſten Spiegel der aus beſtimmten geiſtigen Richtungen hervortretenden Äußerungen dar. Dieſe Anſchauung bildet die Grundlage der Thierfabel, welche, ihrem innerſten Weſen nach, ſtets moraliſch im weitern Sinne (das ganze Betragen der Menſchen ordnend) iſt. Das Alter der Thierfabel als Ausdruck des poetiſchen Vermögens im Volksleben zu fixiren, wird wol rein unmöglich ſein. Es iſt ſo alt, als das dem Menſchen aufs allernächſte liegende Gleichniß aus der Thierwelt, alſo ſo alt, als Äußerung des poetiſchen Vermögens überhaupt, mit andern Worten ſo alt, als das Leben der Menſchen. Anders ſteht die Frage, wenn wir wiſſen wollen, wann es zuerſt als Gattung der geiſtigen Production anerkannt ward, und endlich, wann Compoſitionen dieſer Art der ſchriftlichen Aufbewahrung werth gehalten und literariſch ebenbürtig wurden.

Als die Sanſkritcultur ſich über das indiſche Volksleben wälzte, ergriff ſie, wie ich glaube, eine Gattung der poetiſchen, oder überhaupt geiſtigen, Productionen nach der andern. Wie ſich aber dieſes ganze Beſtreben daraus entwickelte, daß die, welche der Sanſkritliteratur dieſe ungeheuere Herrſchaft zu bereiten ſuchten, ſie als Inſtrument gebrauchen wollten, um ſo die Brahmaniſch-religiöſe Anſchauung zur höchſten geiſtigen und materiellen Gewalt in Indien zu bringen, ſo war die Geſchichte dieſer Übergriffe des Sanſkrits wol die, daß es zunächſt das an ſich riß, was in nächſter Beziehung mit dieſer Brahmaniſchen Anſchauung ſtand, und dann immer weiter vordrang, bis dieſe das ganze geiſtige Leben der Inder bewältigt und ihm ſeine Uniform angezogen hatte. So denn zunächſt heilige Schriften, wodurch ſich die Appendices der Veden bildeten, dann Traditionen (epiſche Poeſie), Philoſophie, Wiſſenſchaften u. ſ. w. Bei ſolchem Vorwärtsſchreiten mochten lange manche geiſtige Momente dem bloßen Volksleben überlaſſen geblieben ſein, als nicht werth, in dieſes heilige Reich der Sanſkritſprache gezogen zu werden. Wir haben bemerkt, daß ſelbſt die dramatiſche Poeſie bedeutende Spuren dieſer früheren Vernachläſſigung von Seiten der Sanſkritcultur zeige, und vermutheten, daß ſich ihre Hauptausbildung im Volksleben und durch die Volksdialekte erhalten habe. So vermuthe ich denn auch, daß die Fabeldichtung, nachdem ſie lange verachtet im Volksmunde gelebt, dann vielleicht einzeln in Volksdichtungen concipirt ſei. Ihre ethiſche Beziehung verſchaffte ihr alsdann die Ehre, in die Sanſkritliteratur hinübergenommen zu werden; das älteſte indiſche Fabelwerk rührt zum wenigſten aus dem 6. Jahrh. n. Chr. her. Denn es gerieth ſchon unter dem perſiſchen Fürſten Nuſhirwan († 579) nach Perſien, wurde dort unter dem Namen „Fabeln des Bidpai" (entſtellt aus dem ſanſkritiſchen vidjâprija, Freund der Wiſſenſchaft, womit wol Barſujeh, der ſie aus Indien brachte, bezeichnet werden ſollte), überſetzt, ging von da unter dem Namen Calila und Dimnah (ſo nach den Schakalen karataka

8) a. a. O. 273, dazu kommt die ausgezeichnete Ausgabe von Laſſen: Çrîgîtagovindah': Gitagovinda Jayadevae poëtae indici Drama Lyricum; textum ad fidem librorum manuscriptorum recognovit, Scholia cet. adjecit *Chr. Lassen* (Bonn 1836) und die vieles in dieſer Ausgabe verbeſſernde meiſterhafte Überſetzung von Rückert in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 129 fg.; Noten 286 fg. 9) Adelung S. 277. 10) a. a. O. S. 278.

und Damanaka benannt, welche ſich im erſten Buche unterhalten) ins Arabiſche über (durch Abdollah Ibn Mokaffa, † 760), kam nach Spanien und war ſchon im 11. Jahrh. eins der bekannteſten und weitverbreitetſten Werke in der ganzen Welt [11]). Der eigentliche Titel des indiſchen Werks iſt Nîtiçâstram, Regel des Betragens, beiweitem bekannter iſt es aber unter dem, von ſeiner Eintheilung entlehnten, Namen Pank'atantram, die fünf Abſchnitte, oder Pank'ôpakhjâna, die fünf Geſchichten. Als Verfaſſer deſſelben wird Viſhn'uſarman genannt. Es iſt eine Sammlung von einer Menge damals ohne Zweifel längſt bekannter und einzeln auch ſicher ſchon ſchriftlich abgefaßter Fabeln, welche in einander zu einem Ganzen verknüpft ſind.

In Indien wurde dies größere Werk in kleinere zuſammengezogen. Am meiſten bekannt iſt uns von dieſen Auszügen der Hitôpadêça, „gute Lehre." Die Zeit, in welcher ſie abgefaßt wurde, iſt noch nicht zu beſtimmen [12]). Minder frei, als in dieſem, iſt in einem andern Auszuge gewaltet, welcher den Namen Kathâmritanidhi, Schatz des Nectars der Erzählungen," und zum Verfaſſer Anant'abhat't'a, einen Brahmanen, hat. Er hat die Ordnung nicht — wie im Hitopadeſa — geändert, behält die ganze Erzählung bei und verkürzt nur die poetiſchen Partien [13]).

Was wir über das Verhältniß der ſanſkritiſchen Fabelſammlungen zur Fabeldichtung als eigentlicher indiſcher Volkspoeſie geſagt haben, gilt in beiweitem größerem Grade von den ſanſkritiſchen Mährchen- und Erzählungsſammlungen. Auch von dieſen beiden Formen der Poeſie bin ich überzeugt, daß ſie lange im indiſchen Volksleben hauſten, dort ihre Ausbildung fanden, und wol von allen Gattungen der Poeſie zuletzt in das Bereich der durch das Sanſkrit gleichſam geheiligten höheren Cultur hinübergerettet wurden. Ging es doch unſerm wundervollen Mährchenreichthum bei allem Überfluß an Mitteln literariſcher Vervielfältigung mutatis mutandis nicht viel beſſer. Die indiſchen Mährchen, Geburten einer glühenden und träumeriſchen Phantaſie, ganz und gar durchwebt von der den Indern eigenthümlichen theoſophiſchen Weltanſchauung — der Einheit des Alls und der Allheit des Eins — lebten lange im Munde des Volkes, wurden denn wahrſcheinlich zuerſt in verſchiedenen Volksſprachen einzeln concipirt, ohne Anſprüche auf literariſche Ebenbürtigkeit, erhielten dann höchſt wahrſcheinlich durch den ſie durchziehenden Sivacultus, welcher gegen die Mitte des 10. Jahrh. größere Bedeutung erhalten zu haben ſcheint, größeres Anſehen, wurden wol zuerſt einzeln im Sanſkrit verarbeitet, und zuletzt erſt ſehr ſpät, in größeren Sammlungen zu einer Einheit verknüpft. Auch dieſe Gattung der indiſchen Poeſie iſt von welthiſtoriſcher Bedeutſamkeit. Es läßt ſich mit Evidenz nachweiſen, daß aus ihr die arabiſche Mährchenpoeſie hervorgegangen iſt, obgleich ſich die Brücke noch nicht mit der Beſtimmtheit, wie bei der Fabelpoeſie, auffinden läßt.

Die bedeutendſte der Mährchenſammlungen iſt der kathâsaritsâgaras, der Ocean der Ströme der Erzählungen, zu einem Ganzen geordnet von Somadeva Bhat'ta unter der Regierung des ſchon erwähnten und auch aus andern literariſchen Productionen als Gönner der Künſte und Wiſſenſchaften bekannten Königs von Kaſchmir, Harsha Dêva (1113—1125 n. Chr.). Dieſes Werk wird von Hermann Brockhaus herausgegeben und iſt theilweiſe ſchon erſchienen. Die Blüthen der, dem Mährchenthum eigenen, poetiſchen Anſchauung ſind hier vielfach abgeſtreift, und es iſt faſt nur der rohe Stoff erhalten [14]). Mit zwei andern, uns etwas bekannt gewordenen, Sammlungen ſteht es in poetiſcher Beziehung noch ſchlimmer. Sie heißen Vetâla pank'avinçati (die 25 Erzählungen eines Dämons) und çukasaptati (die 70 Erzählungen eines Papagaien) [15]). Die erſte Sammlung wird einem Dichter Sivadâſa (wörtlich Sivaverehrer) zugeſchrieben, deſſen Name wol nur dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß dieſe Mährchen den Sivacultus zur Grundlage haben. In dieſem herrſcht im Allgemeinen Proſa als Erzählungsform, aber die ſich durchziehenden Spuren einer metriſchen Ausgabe ſind faſt bündige Anzeichen, daß ſie eine durch rein ſtoffliches Intereſſe herbeigeführte Vervielfältigung einer zu Grunde liegenden mehr künſtleriſchen Behandlung dieſer Mährchen ſind [16]). Ihre Sprache, vielfach ganz gegen die Regeln des reinen Sanſkrits verſtoßend und ſich hinneigend zu ſehr herabgeſunkenen Volksmundarten, ſetzt ſie in eine relativ ſehr nahe Zeit. Es exiſtiren außerdem noch mehre andere Sammlungen von Mährchen, welche uns jedoch theils nur dem Namen nach, theils durch kleinere, aber ſehr umgearbeitete Auszüge bekannt ſind. Ich verweiſe über ſie auf Adelung [17]).

Theils aus dem indiſchen Epos, theils aus den Mährchen, entwickelte ſich endlich der indiſche Roman. Sein Verhältniß zum Mährchen ſcheint hier das zu ſein, daß die dort ganz frei gegebene träumeriſche Phantaſie ſich hier mehr unter die Herrſchaft des ordnenden Bewußtſeins ſtellt. Es iſt uns jedoch noch kein Roman in ſeiner Sanſkritform bekannt geworden, ſondern was wir davon kennen, verdanken wir Überſetzungen von Überſetzungen. Ich verweiſe auch hier auf Adelung, bei dem man auch noch einige kleinere Erzählungen erwähnt findet, welche ſich rein innerhalb des Menſchenthums halten und daher ſich unſerer Erzählung mehr nähern [18]).

Dieſe allſeitige Ausprägung der treibenden geiſtigen Elemente in äußerer Darſtellung konnte nicht verfehlen,

---

11) Die hierher gehörige Literatur gibt Adelung 230—296, wozu ich die Titel von zwei Werken fügen will, die ohne Zweifel dieſen Gegenſtand behandeln, mir jedoch noch nicht zu Gebote ſtehen: *Loiseleur Deslongschamps*, Essai sur les fables indiennes (Par. 1838) und deſſelben Essai sur les contes orientaux (Eb. 1838). 12) von Bohlen II, 390. 13) *Colebrooke* in Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 200.

14) Adelung 296; vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 136. S. 1345 fg. 15) Proben dieſer Sammlungen verdanken wir Laſſen in ſeiner Antholog. sanscrit. 1—45; vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 68. S. 668. 16) Gött. Gel. Anz. a. a. O. 669. 17) Adelung 299 fg. 18) a. a. O. S. 304—308.

Digitized by Google

den nach Erkenntniß von Ordnung und Geſetz in allen Äußerungen des Menſchenthums ſtrebenden indiſchen Geiſt aufzuregen, die Geſetze der Darſtellung aufzuſuchen und nach prioriſtiſcher Anſchauung und Deduction, ſowie nach den vorliegenden Muſtern, feſtzuſtellen. Unter dem allgemeinen Titel: Ausſchmückung (ſchöne Darſtellung), Alankâra, faſſen ſie Rhetorik und Poetik zuſammen, und es werden uns eine Menge dahin einſchlagende Werke angeführt [19]). Leider iſt uns noch keine dieſer *τεχναί* im Original zugänglich, und ich geſtehe, nicht gern nach oberflächlichen Auszügen urtheilen zu mögen. Im Allgemeinen kann man erkennen, daß die bis zur Spitzfindigkeit getriebene Analyſe in Unterabtheilungen nach oft höchſt unweſentlichen Verſchiedenheiten, wie in allen indiſchen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, auch hier vorherrſcht. Eine bedeutende Literatur erhielt die für die ſpätere rein formale Entwickelung der indiſchen Poeſie ſo weſentliche Metrik. Im Original kenne ich nur den dem Kalidaſa zugeſchriebenen Çrutabôdhas (Metrik) [20]), und eine kleinere hierher gehörige Compoſition von Gangâdâſas [21]). Jener behandelt die gewöhnlicheren indiſchen Metra, indem er ſie in einer in dem auseinanderzuſetzenden Metrum gedichteten Stanze erklärt. Das Hauptwerk über indiſche Metrik iſt das des Pingala, welcher in fabelhafte Zeit geſchoben wird [22]).

Sowie die Technik der Darſtellung durch Rede wiſſenſchaftliche Behandlung fand, ſo auch die der Darſtellung durch Muſik [23]); ebenſo die durch Gebäude, Baukunſt [24]). Endlich wurden überhaupt Handwerke, menſchliche Thätigkeiten in Sanſkritwerken beſprochen [25]).

Wir haben unſere Überzeugung ausgeſprochen, daß in derſelben Zeit, wo das Sanſkrit ſich aus ſeinem Grabe empor zur Würde der indiſchen Culturſprache erhob, auch die Volksſprachen ſchriftlich gebraucht wurden. Allein auf dieſe Art der Literatur ſah die Brahmaniſche Bildung, welche nach und nach — durch Verdrängung des Buddhismus und Dſchainismus — unbeſtrittene Herrſchaft in dem beiweitem größten Theile von Vorderindien erlangte, mit Verachtung herab, und dieſe Verachtung mußte bewirken, daß eben keine Abſchriften von dieſer Art Werken gemacht wurden. War dieſes aber der Fall, ſo mußte in Indien dieſe ganze Literatur ſchnell verloren gehen. Denn die Maſſe von Inſekten, welche in Indien das Schreibmaterial afficiren, bewirken, daß ein Buch ſelten ein Jahrhundert überdauert. Uns ſind aus der Literatur des Prakrits von Mahârâſht'ra, abgeſehen von den prakritiſchen Partien der Dramen, nur noch die heiligen Schriften der Dſchainas und einige Proben in andern Dichtgattungen bewahrt [26]). Ich kenne ſie jedoch nicht genauer.

Mit dem Einbruche der Muhammedaner wurde dieſer eigenthümliche Culturzuſtand, welcher, unſerer Annahme nach, etwa von 230 v. Chr. an, begonnen hatte ſich zu entwickeln, angefangen gebrochen zu werden. In den von den Muhammedanern eroberten Provinzen fing das Anſehen der Brahmanen, der Träger dieſer Cultur, an, zu leiden. Das Sanſkrit wurde zwar noch geübt, aber dieſe Übung vereinzelte ſich immer mehr. So emancipirten ſich die Volksſprachen von der Oberherrſchaft des Sanſkrits; andererſeits ſtellte ſich die Nothwendigkeit ein, die Sprache und Cultur der Sieger kennen zu lernen. Dadurch wurde der Übergang zu dem jetzigen Zuſtande vorbereitet. Die indiſchen Volksſprachen fingen an, literariſch geübt zu werden, und entwickelten eine neue Phaſe der indiſchen Cultur. Im Norden wurde die ſogenannte Hinduſtani- und Hindiſprache Träger derſelben. Sie bemächtigte ſich, ſo weit es die Eigenthümlichkeit des indiſchen Geiſtes zuließ, des von den Muhammedanern herbeigeführten; aber die Hauptgrundlage bildet die alt überlieferte, im Sanſkrit erhaltene, einheimiſche Cultur. Dieſe Literatur iſt daher insbeſondere reich an Überſetzungen und Umarbeitungen ſanſkritiſcher Werke [27]). Doch iſt ſie nichts weniger als auf dieſe Phaſe beſchränkt. Sie hat im Gegentheil durch die mannichfachſte Behandlung einen ſolchen Reichthum der Entwickelung erhalten, daß ſie ganz insbeſondere für die Bedürfniſſe der Converſation und aller ſocialen Verhältniſſe tauglich zu ſein erklärt wird [28]). Das Hinduſtani iſt jetzt das ausdrucksvollſte und feingebildetſte Idiom, und erhält mit jedem Tage größere Bedeutung. Das Perſiſche, welches ſeit dem Einfalle der Muhammedaner die Adminiſtrationsſprache ward, iſt ſchon mehrfach von ihm verdrängt, und es wird ſchwerlich lange Zeit hingehen, daß es die Sprache der indiſchen Diplomatie wird.

Das Hindi (in welchem, wie ſchon bemerkt, die fremden Worte vermieden werden) iſt insbeſondere reich an poetiſchen Chroniken. Berühmt iſt das Gedicht von Chand aus dem 12. Jahrh. nach Chr., auf welches Tod, etwas zu gläubig, den größten Theil ſeiner Annalen von Rajaſthan aufgebaut hat. Aus dem 17. Jahrh. rührt eine Geſchichte der Bandélas (Bundelkund) von Lal Kavi. Solcher Werke gibt es noch mehre, beſonders in den Rajputenſtaaten. In Hindi und Hinduſtani ſind eine Menge Biographien abgefaßt. Das bedeutendſte der Werke dieſer Art iſt Bhaktamâla, Leben der berühmteſten indiſchen Heiligen, gegen Ende des 16. Jahrh. geſchrieben. Das Hinduſtani iſt ferner die Sprache, in welcher die neueren indiſchen Religionsreformer ihre religiös-philoſophiſchen Schriften abgefaßt haben, z. B. Kabîr, Nanak, Dâdû, Birbhan, Bakhtawar und der ſaiyid Ahmad. Die Gebete und Hymnen ſind ebenfalls in dieſer Sprache abgefaßt. So wiederholt ſich hier dieſelbe Erſcheinung, wie bei der Gründung des Buddhismus. Vielfach ſind die poetiſchen Erzeugniſſe im Hindi und Hinduſtani; in letzterem exiſti-

19) a. a. O. 216. 20) Ich beſitze ihn handſchriftlich durch die Güte des Hrn. Prof. Stenzler und werde ihn ſpäter herausgeben. 21) Ebenfalls handſchriftlich in meinem Beſitze durch die Güte des Hrn. Prof. Herm. Brockhaus. 22) Adelung 218 fg. 23) a. a. O. 330. 24) Schlegel, Indiſche Bibliothek. II, 470. 25) Adelung 331. Schlegel a. a. O. 471. 26) *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. 64.

27) *Garcin de Tassy* in Journ. As. 1826. Mars. 248, aber insbeſondere von demſelben: Histoire de la Littérature Hindoui et Hindoustani. T. I. Biographie et Bibliographie (Paris 1839). 28) a. a. O. Préf. V.



Digitized by Google

ren eine Menge Volksgeſänge, und es iſt die Sprache der jetzigen dramatiſchen Poeſie. Insbeſondere iſt die Romanliteratur reich; es ſind theils neue Bearbeitungen alter Sagen, theils Übertragungen oder Nachahmungen aus dem Sanſkrit oder auch dem Perſiſchen und Arabiſchen. Garcin de Taſſy hat uns in dem ſchon genannten Werke eine ſehr große Anzahl von Schriftſtellern, welche in dieſen Idiomen ſchrieben, und Werken, welche in ihnen geſchrieben ſind, mitgetheilt; leider ſind die chronologiſchen Beſtimmungen auch hier ſehr unzureichend überliefert, und es muß der Zukunft überlaſſen bleiben, ob ſich Vieles, was jetzt noch unbeſtimmt bleiben mußte, wird genauer fixiren laſſen. Die Literatur beginnt im 12. Jahrh. und geht bis auf unſere Zeit. Ihren Glanzpunkt bildet das 18. Jahrh. Als bedeutendſter Dichter wird Sauda (mit vollem Namen Mirza Muhammed Rafi Saudâ), aus Delhi gebürtig, genannt, der Malik-i-Shuarâ-é-hindî (König der hinduſtaniſchen Dichter). Er war Soldat und lebte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Seine Poeſien zeichnen ſich durch Kühnheit der Bilder, Originalität der Gedanken und Reiz des Ausdrucks aus. Er zeichnete ſich vorzüglich in der Satyre aus. Die Engländer vergleichen ihn mit Juvenal [29]). Etwas ſpäter als jener, blühend um 1770, noch am Leben im J. 1800, zeichnete ſich Mir Muhammed Taqui aus, aus Agra gebürtig. Seine Gazelen werden am Höchſten geſtellt.

Sowie ſich im nördlichen Indien, durch Vermiſchung der dortigen einheimiſchen Sprachen mit der der Eroberer, das Hinduſtani bildete, ſo im Süden das Dakhni [30]) (ſüdlich-indiſch-muſelmänniſche Sprache). Die Reihe der Schriftſteller, welche ſich dieſer Miſchſprache bedienen, beginnt daher auch viel ſpäter (etwa um das 16. Jahrh.). Sie iſt aber überaus reich; die Schriftſteller, welche ſich ihrer bedienten, ſind ebenfalls von Garcin de Taſſy im angeführten Werke angemerkt.

Weniger reich an Literatur iſt die bengaliſche Sprache [31]); größtentheils beſteht ſie aus Überſetzungen und Nachahmungen.

Eine Überſetzungsliteratur haben auch die beſchränkteren Provinzialſprachen des Nordens von Indien, z. B. die Brij Bakha und andere, erhalten.

Auch in der Entwickelung der Literatur der ſüdlichen Sprachen herrſcht vorzüglich die Überſetzungsliteratur vor; doch ſcheint hier das Sanſkrit nie eine ſo bedeutende Herrſchaft erlangt zu haben, und daher von ihnen vorzüglich das ſanſkritiſche Sprüchwort zu gelten, „daß Gedichte in der Götterſprache (Sanſkrit) ſo ſelten ſeien, wie wilde Kühe, und nur in Wäldern und Bergen gefunden würden, während Gedichte in den Volksſprachen wie Schweine vor allen Thüren gefunden würden [32]);“ doch kann dies auch überhaupt als ein Beweis für den poetiſchen Gebrauch der Volksſprachen neben dem Sanſkrit gelten. Die Mackenzieſammlung zählt 274 Manuſcripte in tamuliſcher Sprache, 176 in Telinga, 144 in Hala Kanara, 32 in Kanara, 6 in Malajalam, 23 in Oriſſa, 16 in Mahratta, und um dies noch beiläufig zu erwähnen, 20 in Hindi und 37 in Hinduſtani.

Die epiſche (pauraniſche) und Legendenpoeſie in tamuliſcher Sprache enthält, außer Überſetzungen von Sanſkritwerken, insbeſondere Erzählungen von Tempelgeſchichten, Sagen ꝛc. [33]). Ein Dichter Kamban überſetzte das Ramajana ſchon im J. 885 n. Chr. und verfaßte auch außerdem mehre Poeſien; er ſtarb in Madura. Mehre Geſchichtswerke behandeln die Geſchichte von Coromandel (den Soringi des Ptolemäus, bei welchem Soronathos, was ich oben falſch erklärt habe [34]), dem ſanſkritiſchen K'ôd'anâthas entſpricht), dem Pandjareich und andern; allein die Behandlung iſt ganz mythiſch, legendenartig und vom Sektengeiſte dictirt [35]). Weiter enthält dieſe Literatur Dramen, welche wieder nur zum Theil Umarbeitungen von ſanſkritiſchen ſind, oder zu ſein ſcheinen; ferner Erzählungen; proſaiſche und dichteriſche Mährchen, auch eine Überſetzung des Pank'atantra, Vetâlap'ank'avinçati u. ſ. w., Hymnen auf Siva, Viſchnu, die Parvati u. ſ. w., Werke von Agaſtja, religiös-philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Inhalts; er iſt zwar ganz mythiſch aufgefaßt, ſcheint aber, den Sagen nach zu urtheilen, insbeſondere zur literariſchen Ausbildung des Tamuliſchen, deſſen Erfindung ihm zugeſchrieben wird, beigetragen zu haben. Ferner ethiſche Schriften von Olagana'th und andern; das berühmteſte dieſer Art, der Angabe nach eine der älteſten und beſten Productionen im Tamuliſchen, iſt das Tiruvalluver Koral; der Text iſt mit Überſetzung und einem, wie die Anführungen daraus zeigen, überaus ſchätzbaren Commentar von Ellis herausgegeben, mir aber nicht zugänglich. Dieſer Dichter war, was bemerkenswerth iſt, aus der niedrigen Kaſte der Paraja; ſein wahrer Name iſt unbekannt. Tiruvalluver wurde er genannt, weil Välluvan der Name der Wahrſager und Gelehrten unter den Parajas iſt. Er ſchrieb auch eine beſondere Ethik für ſeine Kaſte [36]). Grammatik betreffend, wird als älteſtes Werk die Grammatik des höhern Tamuls (Shen Tamil) von Tolghappja erwähnt, die ſehr dunkel geſchrieben iſt. Das Hauptwerk — ebenfalls tamuliſch — iſt das des Jeſuiten Beſchi, eines Italieners, der 1700 als Miſſionair nach Goa kam, und auch mehre poetiſche und proſaiſche Werke im Tamuliſchen abfaßte. Ich erwähne ihn der Merkwürdigkeit wegen; er war ein Mann von den allerungewöhnlichſten Geiſtesgaben, der

---

29) Ebendaſ. S. 449. 30) Ebendaſ. Préf. p. IV. 31) History of the Bengaleo Language in As. Journ. (Lond. 1835). T. XVI. p. 28. 32) Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 1, 138.

33) *Wilson*, Catal. of the Mackenzie-Collection. I. p. 163 fg. Das wichtigſte Werk für die Geſchichte der ſüdindiſchen Literatur wird folgendes ſein: Biographical Sketches of Dekkan Poets; being memoirs of the lives of several eminent Bards, both ancient and modern, who have flourished in different provinces of the Indian peninsula; compiled from authentic Documents by *Cavelly Venkata Ramaneami* late Head Translator and Pundit in the literary and antiquarian Department (Calcutta 1829); leider iſt es mir nur durch die Anzeige (in Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 1, 137 fg.) bekannt. 34) Oben S. 97. 35) *Wilson* a. a. O. 130—212. 36) a. a. O. 213—246.

die große Kunſt beſaß, ſich ganz zu hinduiſiren († 1742). Lexika und techniſche Werke erſcheinen in der Mackenziecollection in geringerer Anzahl [37]). Noch unbedeutender iſt die Aſtronomie, Aſtrologie u. ſ. w., betreffende Literatur, etwas reicher die der Medicin. Handwerke betreffend, wird ein Werk über Baukunſt und zwei über Schiffahrt erwähnt [38]). Kavelly Venkata Ramaswami erwähnt eine Anzahl von Geſchwiſtern, männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche ſich als Dichter auszeichneten; die bedeutendſte unter ihnen war Avayar, eine Jungfrau, gleichzeitig mit Kamban (885 n. Chr.) [39]).

Die Telugaliteratur betreffend [40]), ſo ſteht an der Spitze der epiſchen und Legendenpoeſie eine von Nannah oder Nannjapa Bhatt und andern gefertigte Überſetzung des Mahabharatam. Der genannte Dichter lebte gegen Ende des 13. Jahrh. n. Chr. Darauf folgen Überſetzungen von Puranen und Legendencompoſitionen [41]). Es folgen hiſtoriſche Werke in Bezug auf die Geſchichte von Vig'ajanagara, Telingana und andern kleinern Reichen des Südens, vielfach, obgleich im Allgemeinen mythiſch gehalten, mit Angaben, welche ſich durch ſorgſamere Combinationen mit Inſchriften und Muhammedaniſchen Nachrichten werden ſichern laſſen [42]). Mehre Gedichte, welche die Thaten und Liebesabenteuer von Königen und Prinzeſſinnen beſingen, die Götter feiern, Mährchenſammlungen; auch ein doppelſinniges Gedicht von einem der bedeutendſten Telugudichter Bhattu Murti [43]), welches, auf die eine Weiſe interpretirt, die Geſchichte des Hariſchandra, auf die andere, die Abenteuer des Nálas beſingt. Auch vom Raghavapandavija ſelbſt gibt es eine Telugu-Überſetzung. Hier werden auch mehre Überſetzungen von Theilen des Ramájan'a angeführt, eine des Kiratarg'unija und andere. Ferner religiös-poetiſche Werke; proſaiſche Erzählungen (Romane). Auch iſt Chriſtus' Geſchichte von einem convertirten Brahmanen in Form eines Dialogs bearbeitet. Der Verfaſſer ſucht zu zeigen, daß die Hindugötter niedriger ſind, als Parameçvara (der höchſte Herr), oder Sarveçvara (der Allherr), von dem ſie ausgegangen ſind. In Bezug auf ſprachliche Darſtellung finden ſich Werke über Grammatik, Lexika, Proſodie, Rhetorik, Poetik, und insbeſondere über die tranſcendente Kraft der artikulirten Laute, endlich wiſſenſchaftliche über Medicin, Aſtronomie, Arithmetik, techniſche über Baukunſt [44]).

In der Halakanara- (der altkanariſchen) Sprache [45]) finden ſich zunächſt unter den epiſchen Gedichten wiederum Überſetzungen der indiſchen Puranen und Epen; ferner eine Menge legendäre Darſtellungen hiſtoriſcher und religiöſer Begebenheiten. Dann folgen wieder mehre auf den Namen von Geſchichtswerken Anſpruch machende Schriften; auch einiges Geographiſche. Weiter mehre Darſtellungen von poetiſchen Erzählungen, Mährchen, philoſophiſche und wiſſenſchaftliche Werke.

Gering iſt die Zahl der bis jetzt bekannten in der gewöhnlichen Kanaraſprache abgefaßten Schriften [46]). Nicht viel bedeutender die der in Malayalam-, Mahratta- und Oriſſaſprache geſchriebenen [47]).

Dieſe kurzen Auszüge aus dem, was mir bis jetzt zugänglich war, können den Beweis liefern, daß ein eigentlicher Stillſtand in dem äußerlichen Darſtellen des geiſtigen Lebens der Inder nicht ſtattfand, daß zwar insbeſondere durch die Einwirkung des Muhammedanismus das Streben vielfach deprimirt iſt, aber Elemente genug da ſind, um ſelbſt jetzt eine Regeneration ahnen laſſen zu dürfen. Die eigentlichen Elemente dichteriſcher Entwickelung leben noch in gewaltiger Triebkraft mitten im Volke. Epiſche Poeſie, Luſt an Mährchen, Volksdichter finden ſich in allen Gegenden Indiens; dramatiſche Luſtbarkeiten, auf jene geringe Stufe äußerer Reizmittel beſchränkt, wo ſie am meiſten auf die Phantaſie wirken, gewöhnlich von ſehr gut begabten Schauſpielern dargeſtellt, bilden eine Hauptfreude in Indien [48]). Die deprimirenden Einwirkungen des Muhammedanismus ſcheinen ſich in Indien als unorganiſche Beimiſchung immer mehr auszuſcheiden. Dagegen nimmt der Sinn für das Studium der engliſchen Sprache und Literatur in Indien immer mehr zu. Dieſe letztere wird durch ihren männlichen kräftigen Charakter nicht wenig dazu beitragen, die beſſern Elemente des geiſtigen Lebens der Inder zu erwecken und eine Wiedergeburt deſſelben vorzubereiten. Daß dieſe Beimiſchung ſchon manche ſchöne Früchte trug, iſt bekannt. In dem wahrhaft bedeutenden Rammohun Roy zeigte ſich ein nicht gewöhnliches Beiſpiel. Doch ſteht dieſe Erſcheinung noch einzeln. Auf die Maſſe des Volkes wird insbeſondere die mit engliſcher Freiheit — denn die einen jeden treffende discretionaire Gewalt des Governments, jeden, welcher durch That oder Wort den Frieden zu ſtören droht, aus Indien entfernen zu dürfen — mag man ſie auch von andern Seiten angreifen — trifft nicht eigentlich die Preſſe [49]) — vollführte Herausgabe von Zeitſchriften. Engliſche Zeitſchriften exiſtirten ſchon lange in Menge in Indien. In dieſem Jahrzehend hat ſich auch die Nothwendigkeit von Journalen in einheimiſchen Sprachen geltend gemacht und die Zahl derſelben iſt überraſchend ſchnell angewachſen. Sie ſind bengaliſch, hinduſtaniſch, perſiſch, mahrattiſch u. ſ. w., gewöhnlich zugleich mit engliſcher Überſetzung, oft in mehren Sprachen. Wer die Großartigkeit und den tiefen Ernſt der engliſchen Preſſe zu würdigen weiß, der kann ein Volk nur glücklich preiſen, dem es vergönnt iſt, ſich an einem ſolchen Muſter ungeſtört emporzubilden. Wir ſagen ungeſtört; denn, wenngleich dem Gouvernement etwas größere Macht über die Preſſe

---

37) a. a. O. 217—253. 38) a. a. O. 254—262. 39) Journ. of the Roy. As. Soc. a. a. O. 140. 40) vgl. auch Journ. As. 1826. Juin. 386. 41) *Wilson* a. a. O. 263—287. 42) a. a. O. 288—317. 43) über ihn vgl. Journ. of the Roy. As. Soc. a. a. O. 139. 44) *Wilson* a. a. O. 318—357. 45) *Wilson* a. a. O. II, 1—64.

46) a. a. O. 65—72. 47) a. a. O. 72—107. 48) Dramatic Amusements of the Natives of India in As. Journ. (Lond.) 1827. T. XXI, 25. XXIII, 48; 1828. T. XXV, 289. 417. 585. The modern Hindustage ebendaſ. 1838. Sept. 5. v. Bohlen, Das alte Indien II, 429. 49) *Montgomery Martin*, Condition of the Anglo-Eastern Empire 1833. p. 179 sq. History of British India I, 405.



Digitized by Google

in Indien zuſteht, ſo kennt doch der Engländer die kleinlichen Einſchränkungen derſelben gar nicht, und würde von ſeiner discrelionairen Macht nur in den allerbedeutendſten Fällen Gebrauch machen. Die indiſche Preſſe ſcheint die Beſtimmung zu haben, den aſiatiſchen Despotismus zu untergraben.

Kunſt. Wir meinen hier Kunſt in einem ſehr engen Sinne. Im weitern Sinne bezeichnet der Ausdruck Kunſt, wenn man ihn mit den wiſſenſchaftlich zu erkennenden Principien derſelben in Einklang bringen will, äußere Darſtellung des im Menſchen Vorgehenden (ſei es Wiſſen, Phantaſie, Empfindung) überhaupt. In dieſem Sinne iſt Kunſt z. B. die Begleitung jeder Wiſſenſchaft, ſobald dieſe äußerlich — durch Rede, Schrift u. ſ. w. — dargeſtellt werden ſoll, alſo philoſophiſche Kunſt, hiſtoriſche u. ſ. w. Die verſchiedenen äußern Darſtellungen (Gattungen der Kunſt) kann man nun ſcheiden, entweder nach dem Gegenſtande, der dargeſtellt wird, oder nach dem Stoffe, in welchem er dargeſtellt wird, alſo nach Gedanken, Empfindungen, Bildern u. ſ. w., oder nach Rede, Ton, Material u. ſ. w. Doch dieſe Andeutung, welche natürlich eine andere Eintheilung begründen würde, können wir hier nicht verfolgen. Gewöhnlich nennt man Kunſt, mit einem ſehr unſichern Gebrauch, äußere Darſtellungen, welche insbeſondere bezwecken, angenehm auf das Gefühl zu wirken, z. B. Redekunſt, Dichtkunſt, Muſik, Baukunſt, Malerei u. ſ. w. Wir begreifen hier unter Kunſt die Darſtellungen in Ton, Bewegung und ſichtbarem Material, welche eine geiſtige Idee zur Anſchauung bringen ſollen. Wir ſprechen zuerſt von Muſik, bei welcher wir zugleich die Metrik berückſichtigen werden.

Muſik[50]). Der dem Weſen nach animaliſche Ton im Menſchen — ganz verſchieden von dem dem Menſchen charakteriſtiſch eigenthümlichen Sprachton — bildet den Stoff, in welchem ſich die Muſik zu entfalten beginnt. So klar uns jetzt nun auch nach der Jahrtauſende langen Fortbildung der Muſik die Geſetze des Tons an und für ſich vorzuliegen ſcheinen, ſo iſt die Erkenntniß derſelben urſprünglich doch keinen geringen Schwierigkeiten unterworfen geweſen. Der muſikaliſche Ton des Menſchen, ganz ſich ſelbſt überlaſſen und nur ſich in ſeinem eigenen Stoff entfalten wollend — dem menſchlichen Geſangston — würde ohne Zweifel nie, weder ſeiner Bedeutung, noch ſeiner Regel, noch der zu ſeiner Entfaltung in Schönheit dienenden Elemente bewußt geworden ſein. Wir können daher mit Beſtimmtheit annehmen, und finden es auch durch die Geſchichte beſtätigt, daß ſich der muſikaliſche Ton des Menſchen bei allen Völkern, welche zu einer gewiſſen Ausbildung der Muſik gelangten, auf der erſten Stufe der Entfaltung mit der Rede — rein dienend — dieſe durch ſeinen Klang verſchönen wollend — verband. Hier fand er im Worte einen Leiter für das, was ſeinen weſentlichen Charakter bildet, nämlich Ausdruck der Empfindung, des Gefühls. Im Sanſkrit und den ſchöner geformten Sprachen fand er aber auch zugleich das vor, was das Hauptelement der ſchönen Entfaltung der Muſik bildet, nämlich die rhythmiſche Bewegung. Wir, die wir jetzt ſo ganz von der Präciſion der rhythmiſchen Bewegung im Takte durchdrungen ſind, können uns kaum denken, daß das rhythmiſche Gefühl einer ſolchen, nach dem Stand unſerer Muſik höchſt unzulänglichen, Nachhilfe bedurft habe, um nur einigermaßen mit Sicherheit zur Äußerung zu gelangen; und dennoch finden wir nicht blos die indiſche Muſik, ſondern auch die der Griechen, im Allgemeinen in dieſer Abhängigkeit von der rhythmiſchen Bewegung des Satzes, und ſogar dadurch gehindert, bis zur Erkenntniß und dem Bewußtwerden des Taktes, als eigentlichen Meiſters und Herrſchers innerhalb der ſich vermannichfaltigenden Einheit der rhythmiſchen Bewegung zu gelangen. In dieſer Abhängigkeit gelangte man gar nicht zu dem Begriffe des taktiſchen Rhythmus an und für ſich, ſondern konnte ſich nie über den Standpunkt erheben, welchen die Ausbildung des Rhythmus im Wort und in der Rede erhielt, d. h. Metrik. Dieſe blieb in Beziehung auf die rhythmiſche Bewegung des Tons deſſen Grundlage. Dadurch wurde einerſeits die Muſik fortwährend in engerer Einheit und Harmonie mit dem Worte, dem Gedichte, erhalten — bei uns z. B. iſt es für die muſikaliſche Compoſition ſo ziemlich gleichgültig, ob die mit Tönen zu verſehende Wortreihe ſchön rhythmiſch gebaut iſt, oder nicht, wie denn die ſchönſten Oratorien von Händel blos ſprach-rhythmiſche Wörtreihen mit Geſang verſehen haben — andererſeits hinderte es aber faſt vollſtändig die freiere, vom Gedicht unabhängige Entfaltung der Tonkunſt. Allein aus jenem Vorwalten des rhythmiſchen, aus der zu ſingenden Wortreihe, ging denn auch eine wunderbare Entfaltung der Wortrhythmik (Metrik) hervor, welche, da ſie der freieren, ihrer ſelbſtbewußten, Muſik überflüſſig iſt, bei uns mit den großartigen Fortſchritten, welche dieſe Kunſt ſeit dem 15. Jahrh. machte, ſehr verkrüppelt iſt. Da die Metrik demnach eine Hauptgrundlage der indiſchen Muſik bildet, müſſen wir erſt dieſe in der Kürze beſprechen[51]).

In dem Stoffe, aus welchem die Worte ſich bilden, dem organiſchen Laut, waltet ein quantitativ verſchiedenes Verhältniß. Zunächſt ſcheiden ſich die Reinlaute nach der zu ihrer Ausſprache verwandten längeren oder kürzeren Zeit in ſogenannte lange und kurze. Dieſer Unterſchied trifft im Sanſkrit entweder dieſelben Reinlaute, ſodaß alſo z. B. der Reinlaut **a** ſowol kurz, ă, als lang,

50) Ich verweiſe auf den von einem Muſikverſtändigen herrührenden, weiterhin folgenden, Artikel: Indiſche Tonkunſt.

51) Vgl. die bisherige Litteratur der indiſchen Metrik bei Adelung, 218. 363; dazu kann man noch *Fr. Windischmann*, Sankara p. 53 sq., Theod. Benfey in den Blättern für Litteratur, Kunſt und Kritik (zur öſterreichiſchen Zeitſchrift für Geſchichts- und Staatskunde. 1836. N. 19. S. 75), *Lassen* in ſeiner Anthologia Sanscritica p. 102—108 und meine Recenſion davon in den Gött. Gel. Anz. 1839. St. 68. S. 674 fg.; ferner Laſſen in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Gitagovinda p. XXIII. sq., ſowie Rückert in den Noten zu ſeiner Überſetzung dieſes Gedichts (in Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes I. Heft 2) und endlich Adalb. Kuhn in derſelben Zeitſchrift III. Heft 1 fügen

Digitized by Google

â, erſcheinen kann, oder die Reinlaute können nur kurz, oder nur lang erſcheinen; letzteres iſt im Sanſkrit der Fall bei allen ſogenannten Diphthongen: ê, ai, ô, âu, erſteres, mit Ausnahme des Genitiv Plurals der Themen auf r̆i, beim Vocal r̆i. Es waltet hier alſo ein gegenſätzliches Verhältniß in Bezug auf Quantität; aber dieſes gegenſätzliche Verhältniß iſt an und für ſich nicht genauer beſtimmt; je nach der durch Accent oder geiſtige Intention gebotenen Ausſprache kann es in größerem oder geringerem Umfange ſich in der Sprechſprache geltend machen; es kann die Länge zu der Kürze im Verhältniß wie 2:1 ſtehen, ſodaß ſie alſo ins Ohr fällt, als ob ſie eine doppelt ſo lange Zeit einnähme; ſie könnte aber ganz ebenſo gut länger eingehalten werden, ſodaß das Verhältniß etwa wie 3:1 zu ſtehen käme. Als man die Metrik wiſſenſchaftlicher zu überdenken begann, nahm man die Kürze als die untheilbare Einheit (im Sanſkrit **mâtra**, **Maß** genannt) und betrachtete die Länge im Allgemeinen als im Verhältniß von 2:1 zu ihr ſtehend. Doch blieb den indiſchen Grammatikern die Ungenügenheit dieſer Beſtimmung keineswegs ganz unbekannt; für ein größeres Vorherrſchen der Länge in einer langen Sylbe erfanden ſie das Wort **pluta**, und nahmen an, daß eine ſolche Sylbe drei metriſchen Einheiten (Momenten, Kürzen, **mâtrâ'î**) gleich ſei [52]). Hier, wie bei allen Völkern, bei denen ſich die Lehre von der Rhythmik nicht aus ihrer eigenen Natur, oder dem, am wenigſten die eigentliche Erkenntniß derſelben hindernden, Geſangton an und für ſich, ſondern aus dem beiweitem mehr ſtofflich verſetzten Sprachton ausbildete, zeigt ſich, daß vornweg ein falſcher Weg eingeſchlagen wurde, welcher es für lange Zeit unmöglich machte, das eigentliche Weſen des Rhythmus zum Bewußtſein zu erheben, und ſo zu der Erkenntniß der Tactpräciſion zu gelangen, welche ſich im Mittelalter aus der Betrachtung des Geſangtons, insbeſondere nach ſeiner großartigen — faſt einzig Teutſchland zu dankenden — Entfaltung im Inſtrumentalton und in dem Zuſammenwirken der verſchiedenen Inſtrumentaltöne, zu jener Sicherheit entwickelte, welche ſie als den Menſchen eingeboren erkennen läßt.

Indem in der Sprache ein conſonantiſcher Laut hinter einen Reinlaut tritt, wird des letzteren Ausſprache beſchwert, gehindert. Iſt jener nur ein Laut, ſo iſt die dadurch entſtehende Beſchwerung von keiner weſentlicheren Bedeutung, und da das gegenſätzliche Verhältniß der langen und kurzen Reinlaute doch an und für ſich ein höchſt ungenau beſtimmtes iſt, ſo tritt in der Ausſprache — in Beziehung auf den allgemeinen Gegenſatz von Länge und Kürze — eben keine bedeutende Änderung ein. Daher ein kurzer Reinlaut bei der Folge eines Conſonanten kurz, ein langer, weſentlich quantitativiſch geändert, lang bleibt. Allein, bei dem Mangel einer Ausbildung der Rhythmik an und für ſich haben die indiſchen Proſodiker, ſowie in gleicher Lage die anderer Völker, eine über Verdienſt große Aufmerkſamkeit auf die Sprachrhythmik gewendet, und wir finden bei ihnen die Lehre, daß ein vocalloſer Conſonant ½ Moment geſchätzt werde [53]), wonach wol angenommen ward, daß die Folge eines Conſonanten auf einen Reinlaut, dieſen um ½ Moment (**mâtra**) beſchwere [54]). Folgt dagegen auf eine, mit einem kurzen Reinlaut ſchließende, Sylbe eine, welche mit zwei Conſonanten beginnt, ſo tritt im Allgemeinen eine ſolche Hinderung ein, daß jene frühere Sylbe unter die Kategorie einer langen fällt; ein Metriker ex professo würde ſagen können, daß eine Kürze, ein Moment (◡), mit zwei folgenden Halbmomenten, alſo ebenfalls einem ganzen Moment (◡◡), ſich bis zum Gewicht einer langen (—, welche gleich iſt ◡◡) erhebe. Den Unterſchied zwiſchen einer ſo (durch Poſition, wie wir ſagen) entſtandenen und einer durch die Natur des Reinlautes (natürlichen) Länge, entging der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Metrik bei den Indern nicht, die natürlich-lange Sylbe nannten ſie **dîrgha** (dem griechiſchen δολιχό entſprechend) [55]), die durch Poſition lange **guru** (lateiniſchem gravi entſprechend) [56]). Iſt dagegen der zweite der beiden die folgende Sylbe beginnende Conſonanten von ſich zum Vocalismus neigender Natur, ſodaß er alſo fähig iſt, ſich mit dem ihm vorhergehenden ganz und gar zu durchdringen, ſo können dieſe beiden Conſonanten ſo wirken, als ob ſie nur einer wären. Darin liegt zunächſt der Grund, daß alle von der **spirans h** durchdrungenen Conſonanten nur als einheitliche gelten, mit Ausnahme des gequetſcht-aſpirirten **kh'** im Sanſkrit [57]); hier waltet das proſodiſche Gefühl in verſchiedenen Völkern und bei demſelben Volke in verſchiedenen Zeiten höchſt verſchiedenartig. Die Folge eines **r** ſcheint nach und nach die Poſitionskraft ſeiner Gruppe in den meiſten Fällen aufgehoben zu haben; ſo afficirt **tr** die vorhergehende Kürze oft nicht, ferner **kr**, **pr** und **br** nicht, welches jedoch für eine Licenz der ſpätern Dichter erklärt wird [58]).

Als die älteſten indiſchen Metra, welche uns bekannt werden werden, oder ſind, dürfen wir die der Veden betrachten. Leider ſind uns jedoch noch zu wenig davon bekannt geworden, und das wenige, was Colebrooke dar-

52) *Panini* VIII, 2, 82—102. Vgl. *Forster*, Gramm. sanscrit. 12. 13. *Burnouf*, Comment. sur le Yaçn. I, 412. n.

53) Es bezieht ſich dies auf den Schluß, wo bei der richtigen (d. h. naturgemäßen) Sylbenabtheilung der Inder, in welcher der conſonantiſche Laut ſtets mit dem folgenden Reinlaut eine Sylbe bildet, ein ſchließender Conſonant vocallos erſcheint, alſo z. B. râ-g'â-na-m, Vgl. *Colebrooke*, Gramm. sanscrit. p. 10, nach *Stenzler*, Raghuvança Praef. p. VIII. 54) Ich finde dies nicht ausdrücklich angegeben, doch finde ich eine hierher gehörige Stelle in Yates' Grammar of the Sanscrit Language 342, die ich aber nicht für ganz richtig halten kann; aber es iſt eine nothwendige Conſequenz und wird auch von griechiſchen Metrikern in Bezug auf die, der ſpätern indiſchen Metrik ſo nah verwandte, griechiſche Metrik gelehrt. 55) Theod. Benfey, Griech. Wurzellex. I, 98. 56) *Ch. Ph. Brown*, The prosody of the Sanscrit and the Telugu Languages explained §. 140. 57) Nur eine Stelle kenne ich bis jetzt, in der kh' keine Poſition macht, *Bhattikavj*. XIII, 50. Bemerkenswerth iſt, daß dieſem Buchſtaben in den verwandten Sprachen zwei Laute, z. B. griechiſch σχ, entſprechen, und er wurzelhaft urſprüngliches sk und ksh vertritt (vgl. mein griechiſches Wurzellex. an mehren Orten). 58) *Colebr.* in As. Res. X. in ſeiner claſſiſchen Abhandlung über indiſche Metrik; und tr in *Bhattik*. z. B. X, 14.

über mitgetheilt hat, zu unbedeutend, als daß wir ſie mit großer Sicherheit charakteriſiren können. So hat z. B. Colebrooke nirgends mitgetheilt, was ſich ſchon jetzt als Hauptcharakter erkennen läßt, daß nämlich der Bedenvers, oder die Stanze, in mehre, ſich mehrfach an Zahl der Sylben gleiche, bisweilen aber auch ungleiche Theile zerfällt, von denen entweder alle einen und denſelben, oder mehre einen und denſelben und einer oder mehre einen andern, aber auch unter ſich denſelben rhythmiſch-taktiſchen Schluß haben[59]). Daraus können wir einen Rückſchluß noch auf die Entſtehung der metriſchen Form in Indien machen. Man brauchte eine Reihe von Wörtern, deren Anfang weder durch Zahl noch Quantität der Sylben beſtimmt war, welche aber rhythmiſch ſchließen mußte. So haben wir noch in den Veden einen Hymnus, deſſen Vers aus vier Theilen beſteht; die Theile aber beſtehen aus 8 oder 12 Sylben (8 + 8 + 8 + 12 und 12 + 8 + 12 + 8 u. ſ. w.)[60]). Der rhythmiſche Schluß in mehren Theilen iſt gewöhnlich die jambiſche Dipodie, ſodaß die proſodiſchen Geſetzeent weder für 4 oder 8 Sylben unbeſtimmt bleiben. In der Colebrooke'ſchen Tabelle, in welcher der eigentliche Charakter der Vedenmetra, der rhythmiſche Schluß, nicht berückſichtigt iſt, erſcheinen Verſe von Theilen von 6 + 8 + 7, Sylben von 9 + 9 + 6 u. ſ. w. Dieſe in Theile von verſchiedener Größe zerfallenden Verſe wurden in demſelben Hymnus mit einander gemiſcht[61]); ob derſelbe rhythmiſche Schluß am Ende des Verſes gebraucht werde, läßt ſich noch nicht genauer beſtimmen, da die Leſeweiſe der Vedenſprache eine ganz andere iſt, als die im ſpätern Sanſkrit herrſchende und von den ſpätern Grammatikern oder Abſchreibern, welche ſie zum großen Theil nicht gekannt zu haben ſcheinen, vielfach verwiſcht iſt. Doch ſpricht die große Mehrzahl der bis jetzt kennen gelernten Metra dafür, daß wenigſtens e i n rhythmiſcher Schluß vorwaltete. Die Anzahl der Theile eines Vedenverſes iſt, wie man ſchon ſehen konnte, nicht immer dieſelbe. Die Colebrooke'ſche Tabelle führt wenige zweitheilige, ſehr viel dreitheilige, beiweitem mehr viertheilige, wiederum wenige fünftheilige und nur einen ſechstheiligen an; von denen, welche er mangelhafte und eruberirende nennt, können wir uns noch keinen rechten Begriff entwerfen. Bei dieſen mehrtheiligen Verſen ſtehen einige Theile in einer gewiſſen Beziehung mit einander, z. B. in dem Metrum, welches K'atuſhpâd aus der Claſſe Anushtubh heißt, erſcheinen vier Theile von je acht Sylben; von dieſen vier Theilen ſchließen die geraden (zwei und vier) mit der jambiſchen Dipodie; in den ungeraden herrſcht dagegen noch gar kein feſt geregelter rhythmiſcher Schluß, ſondern dieſes Theiles Schluß iſt nur durch die ſich regelrecht wiederholende Pauſe feſt fixirt, und in dieſem einzelnen Falle durch die Anzahl der Sylben, welches Zeichen natürlich da hinwegfällt, wo die Anzahl der Sylben für die einzelnen Theile nicht dieſelbe iſt.

Die Entſtehung der indiſchen Metrik dürfen wir uns nie getrennt von der Muſik denken; dieſe natürlich in älteſter Zeit faſt blos als Geſang und höchſtens etwa durch ein einfaches leierartiges Inſtrument begleitet, den Anfang der ſpätern Wina. Über die Art des Vortrages haben wir bis jetzt aus den uns bekannten indiſchen Schriften wenig mehr zu entnehmen, als daß ſie eben Geſang war; allein es iſt in den alten Schriften vieles über die Art deſſelben gelehrt, und man würde ſich ein bedeutendes Verdienſt erwerben, wenn man dieſe Stellen mittheilte; außerdem ſollte man auch genau zu beobachten ſuchen, wie die Veden noch jetzt vorgetragen werden; denn in ſolchen Dingen erhält ſich Alterthümliches überaus lange, wie ſich ja denn bei den Juden noch bis heute — aber jetzt erſterbend — die eigenthümliche Art des Bibelvortrags aus überaus alter Zeit — natürlich (der Alterthumsforſcher muß l e i d e r ſagen) modificirt — erhalten hat, die dem Weſen nach in manchen Beziehungen mit dem indiſchen Vedenvortrage Ähnlichkeit haben mag. Aus der Art der Weiterentwikelung der indiſchen Geſangsweiſe zu ſchließen, war dieſe weſentlich muſikaliſch declamatoriſch, das heißt, es traten zwar, wie in der Rede ja ebenfalls, einzelne rhythmiſche Gänge hervor, aber die in dieſen ſich geltend machen wollende taktiſche Einheit wurde immer wieder ſogleich durch einen folgenden, in einer andern taktiſchen Einheit webenden, Rhythmus aufgehoben. So zerfiel der Vers in eine Menge kleinerer Einheiten, welche durch die Intention (intenzione im muſikaliſchen Sinne) des Vortragenden, je nach dem durch das Wort hervorgerufenen Gefühl, gebildet wurden. Eine gewiſſe allgemeine rhythmotaktiſche Gleichheit bildete den Hauptſchluß des Wortverſes, und ſo wol etwa auch des Geſangverſes. Im Einzelnen läßt ſich dieſe Art des Vortrages für den, der nie etwas Ähnliches gehört hat, nicht gut klar machen; ein Bild davon mag einem muſikaliſch nicht ganz ungeübten Ohre der ſchon erwähnte Bibelvortrag der Juden geben, und ein etwas entfernteres die bei der Vorleſung von Bibelſtellen in den katholiſchen Kirchen geltende Vortragsweiſe. Keine taktiſche Präciſion hält das Ganze zuſammen, wol aber treten kleinere, verſchiedenartige, rhythmotaktiſche Bewegungen im Einzelnen hervor; der Schluß iſt weſentlich ſich gleich, aber im Einzelnen doch wieder verſchieden; eine rhythmotaktiſche Bewegung iſt darin nicht zu verkennen; allein der Takt wird gleichſam ſchwebend erhalten; hier waltete urſprünglich ebenfalls die Intention des Sängers, wurde aber mit fortgehender Zeit in beſtimmterer Form fixirt.

Man würde ſich gewaltig irren, wenn man der Anſicht wäre, daß ein von ſolchen Anfängen ausgehender, weſentlich taktloſer Geſang nicht der wunderbarſten Entfaltung fähig wäre. Im Gegentheil iſt der freien Ausſtrömung der Empfindungen ein beiweitem größerer Spielraum gelaſſen, wie ja denn bei uns ebenfalls, wo der Wechſel der Empfindung vorwaltet und nicht ſich zu einer muſikaliſchen Einheit — der Melodie — geſtaltet, im Recitativ die Taktzeichen ſo gut wie überflüſſig ſind. Der Geſang, von dieſer Schranke nicht gehemmt, konnte und hat, nach den indiſchen Sagen, ſich auf eine ganz wunderſame Weiſe ausgebildet. Wie im eigentlich italieniſchen Recitativ, von dem man in den kalten Gegenden des

59) Vgl. m e i n e ſchon angeführte Recenſion in den Gött. Gel. Anz. 60) Gött. Gel. Anz. a. a. O. 678 fg. 61) a. a. O. 679.

Digitized by Google

Nordens von Europa keinen Begriff hat, und welches man gar nicht ſo würdigt, wie es gewürdigt zu werden verdient, hat er ſich zum höchſten dramatiſchen Ausdruck des ganzen innern Gefühlslebens ausgebildet. Dazu hat er die unendliche Maſſe verſchiedenartiger Töne, die in der Geſangſtimme liegen — nicht blos — was man in Teutſchland und noch mehr in England einzig zu würdigen und anzuerkennen wagt — den lieblichen Ton, ſondern alles vom dumpfen Gemurmel bis zum gellenden Schrei verwandt, dazu den nicht zu erſchöpfenden Reichthum von Figuren und Färbungen der Stimme, alle die Menge von Trillern, Pralltrillern, Tremolo, die verſchiedenartigſten Läufe, die Gänge durch die feinſten Nüancirungen bis zu ¼ und ⅛ Tönen, die plötzlichen Abſätze u. ſ. w., ausgebildet. Mitten zwiſchen dieſer dramatiſchen Ausbildung des Geſanges tritt auch wol die Melodie ein — welche eher an die Präciſion des Taktes gebunden ſein will, wie auch im Vers der rhythmiſch-taktiſche Schluß geſetzlichen Takt erhält — aber auch in ihr bleibt dem ſich von den Banden befreienden Gefühl die Freiheit, den Ton dramatiſch zu behandeln, grade wie auch den rhythmotaktiſchen Schluß in den uns bekanntern Fällen der Vortragende wieder aus ſeinen taktiſchen Banden zum Theil löſt.

Zur Zeit, als die Vedenmetra ſich ausbildeten, welche, wie, unſerer Anſicht nach, die Abfaſſung der Haupttheile der Veden, in die Periode der Blüthe des Sanſkrits (etwa **1000—700** v. Chr.) fällt, ſcheint man ſchon angefangen zu haben, nach einer größern Gleichmäßigkeit des rhythmiſchen Ganges in einem ganzen Gedichte und in den einzelnen Verſen zu ſtreben. Solch ein Beſtreben tritt ein, wenn das zum Geſange beſtimmte Werk ſchon abgelöſt vom Geſange betrachtet wird; wenn es nur noch im Verein mit dieſem zur Betrachtung kommt, ſo braucht nur ſeine Abfaſſung im Allgemeinen poetiſch und im Geſange concipirt zu ſein. Jenes Streben, daß ſich ein Product der Poeſie auch ohne Geſang als ein zu ſingendes kund gebe, führt zu genauerer und regelmäßigerer Handhabung der in der Sprache ſelbſt hervortretenden Rhythmik. In Folge deſſelben begann man nun einen ganzen Hymnus in demſelben Versmaß zu dichten und den Theilen des Verſes eine gleiche Anzahl von Sylben zu geben, auch wol gleichmäßige rhythmiſche Schlüſſe regelrechter zu wiederholen. Der Art iſt z. B. der berühmte Hymnus Gâjatrî, welcher dem Viſvamitras zugeſchrieben wird, in welchem ſich ſtets derſelbe Vers von **24**, in drei gleiche Theile zerlegten, Sylben wiederholt mit beſtimmt geregelten rhythmiſchen Schlüſſen [62]). Wenn uns erſt die Vedenmetra vorliegen, nicht dargeſtellt nach den Colebrooke'ſchen, zwar höchſt verdienſtlichen, aber auch höchſt ungenügenden Angaben, ſondern aus den darin componirten Hymnen, mit Hilfe der Lehren der indiſchen Grammatiker, entwickelt, ſo werden wir wahrſcheinlich die ſämmtlichen, oder wenigſtens bedeutendſten, Metra der älteſten Periode der Sanſkritliteratur uns mit großer Klarheit conſtruiren und deuten können.

Der große Bruch in der Entwickelung des indiſchen Lebens, in welchem das Sanſkrit als Volksſprache, unſerer Anſicht nach, ausſtarb, hat, wie ſo vieles andere, auch faſt die ganze alte Metrik aus dem Leben hinweggerafft; man mag bei den Interpolationen der Veden ihre Metra zwar bisweilen nachgebildet haben, aber mit der ganzen Ängſtlichkeit und Verſtohlenheit des Betrugs, aus welcher ſich nichts Neues entwickeln konnte. Nur zwei Metra, ſo viel wir bis jetzt erkennen können, haben ſich aus dem Alterthume in das neu ſich organiſirende Leben hinübergerettet. Das eine derſelben iſt für die Entfaltung der Metrik in dem neuen Charakter, welchen das Sanſkrit jetzt annahm, von der höchſten Bedeutung geworden. Das andere ſteht einzeln da; wir wollen es daher nur dem Namen nach erwähnen (Indravag'ra, oder in einer wenig modificirten Form Upendravag'ra). Beide erhielten ſich vorzüglich dadurch, daß ſie als Metrum in der epiſchen Poeſie angewendet wurden.

Das erſte dieſer Metren iſt der, gewöhnlich Çlôkas (Vers, *κατ' ἐξοχήν*), eigentlich Vaktram (Mund, Rede), genannte epiſche Vers; er iſt weſentlich identiſch mit dem Verſe, welcher in den Veden K'atushpâd, aus der Claſſe Anushtubh, heißt. Die aus den Erörterungen der Grammatiker entnehmbaren Verſchiedenheiten [63]) betreffen nur Unweſentliches. Charakteriſtiſches Merkmal iſt für beide, daß der ganze Vers zunächſt in zwei, ſich weſentlich gleiche Theile von je **16** Sylben zerfällt, deren Schluß in dem bisher bekannten, darin gedichteten Vedenhymnus und in der ganzen epiſchen Poeſie, ſowie im ſonſtigen Gebrauche des Slokas, die jambiſche Dipodie bildet (⏓ – ⏑ ⏒). Jeder dieſer beiden Theile iſt wieder durch eine ſtarke Cäſur in ſeiner Mitte getheilt; in den Veden ſcheint aber der Schluß der ſo entſtehenden erſten Abtheilung rhythmiſch noch nicht fixirt geweſen zu ſein. Auch in der epiſchen Poeſie iſt der Schluß dieſer Unterabtheilung nicht auf e i n e Form fixirt, allein es herrſchen hier beſtimmte rhythmiſche Reihen vor, insbeſondere der Antiſpaſt ⏓ – – ⏓. So bildet das gewöhnliche Schema dieſes Slokas (u bedeutet eine anceps).

u u u u | ⏓ – – ⏓ | u u u u | ⏓ – ⏑ ⏒ | (**2** mal) [64]).

Allein der Gebrauch ſcheint die Maſſe von verſchiedenartigen Formen dieſes Verſes, welche durch die proſodiſch unbeſtimmten Stellen entſtehen können, dennoch beſchränkt zu haben. Um dieſe Beſchränkungen jedoch aus einander zu ſetzen, müßten wir tiefer in dies einzelne Metrum eingehen, als uns der Raum geſtattet.

Weſentlich charakteriſtiſch iſt in dieſem Metrum das dualiſtiſche Princip, das Zerfallen des Metrums in zwei ſich gleiche Haupttheile, und dieſe Haupttheile wiederum in zwei nicht ſo ſtreng geſchiedene, aber auch ſich gegenſätzlich geſtaltende kleinere Theile. Dieſes weſentlich charakteriſtiſche Merkmal herrſcht in der beiweitem größten Mehrzahl der weiter entwickelten metriſchen Formen des gelehrten Sanſkrits vor.

Allein ehe dieſe weitere Ausbildung ſtattfand, machte ſich ein in jener Entwickelung noch ſehr verſteckt liegendes

62) Vgl. *Lassen* a. a. O. und Gött. Gel. Anz. a. a. O. 674.

63) Vgl. *Ellis* in As. Res. XIV, 47. 64) Genaueres kann ich an dieſer Stelle nicht geben; ich verweiſe auf die Schriften über indiſche Metrik oder den epiſchen Slokas insbeſondere, und werde an einem andern Orte eine beſondere Behandlung deſſelben geben.

Digitized by Google

Moment in ſeiner ganzen Breite geltend. Je mehr die poetiſche Conception aufhörte, ſich in der muſikaliſchen und wortrhythmiſchen Form des poetiſchen Gedankens zugleich zu entfalten, deſto mehr mußten ſich beide Formen als in einer von einander trennbaren Selbſtändigkeit ruhend zu erkennen geben. Wenn nun, wie das überaus wahrſcheinlich iſt, da ſich ja die Inder zu keiner Zeit bis auf den heutigen Tag zu einer ſelbſtändigen Ausbildung des muſikaliſchen Tons erhoben haben, der Geſangton nicht fähig war, ſich aus ſeiner Abhängigkeit vom Worte loszureißen, ſo mußte ſich die fernere Entwickelung der Rhythmik faſt ganz und gar an die weitere Erkenntniß der Wortrhythmik knüpfen, indem dem Geſange höchſtens die Freiheit gelaſſen wurde, nach der Intention des Sängers, die ſtrenge Wortrhythmik wieder aufzuheben. Dieſen Fortſchritt in der Erkenntniß und Anwendung der Wortrhythmik — welcher in Bezug auf die Möglichkeit einer höheren Entfaltung der Tonrhythmik ein Rückſchritt iſt — ſchreibe ich aus manchen Gründen, welche ich jedoch hier nicht mit den hierher gehörigen Mitteln entwickeln kann, jener Periode zu, in welcher das Sanſkrit ausſtarb und die volksthümlichen Sprachen ſich zu entwickeln begannen. Um einige Hauptmomente für dieſe Anſicht hervorzuheben, ſpricht mir dafür,*1) der Umſtand, daß wir das hier hervortretende Moment (proſodiſche Gleichheit der Verstheile) in den Vedenmetren gar nicht hervortreten ſehen; 2) daß es die Volksſprachen ſind, in denen durch die Menge von Conſonantenausſtoßungen der Wortrhythmus ſich zu einer Stoffloſigkeit geſtaltete, die es am erſten möglich machte, ſeine Kürzen faſt ebenſo ſehr für Atome (einfachſte Momente) der rhythmiſchen Bewegung anzuſehen, als wie dies im Tone an und für ſich, als einem äußerlichen Bild der rhythmiſchen Bewegung, möglich iſt, und 3) endlich, weil mit den aus dieſem Moment hervortretenden Versarten auch in der Anwendung derſelben im Sanſkrit alle diejenigen phonetiſchen Verzierungen verbunden ſind, wie Reim, Alliteration u. ſ. w., welche insbeſondere, wie wir aus der Entwickelung der romaniſchen und anderer Sprachen wiſſen, einer zweiten Periode der Sprachenentwickelung angehören, und in den, durch ihre Verwandtſchaft mit dem epiſchen Slokas ſich an die alte Sanſkritmetrik ſchließenden Metren gar nicht angewendet werden; 4) endlich, daß ſich die Metra des Prakrits u. ſ. w., alle dieſer Gattung anzuſchließen ſcheinen, wobei jedoch auch einige der, ihrem Charakter nach, älteren angewendet werden.

Das Charakteriſtiſche in dieſer Metrenart, worin ſie ſich als mit der ältern Metrenart zuſammenhängend erweiſen, iſt, daß auch hier die Viertheilung vorherrſcht und der Schluß der Theile rhythmiſch beſtimmt iſt. Das, worin ſie abweichen, iſt, daß nicht die Gleichmäßigkeit der Verſe durch gleiche Zahl der Sylben in den übrigens freigelaſſenen Verstheilen erzielt wird, ſondern durch gleiche Anzahl der metriſchen Momente (mâtra), nach jener ſich geltend gemacht habenden Beſtimmung, welche die proſodiſche Kürze als ein mâtram betrachtet, und zwei proſodiſche Kürzen einer Länge gleich ſetzt. Ich erlaube mir, eins dieſer Metra herzuſetzen, nämlich die gewöhnlichere Form des Vaitalija. Dieſes beſteht nach indiſcher Auseinanderſetzung aus 60 metriſchen Momenten, welche in zwei Haupttheile, jeden von 30, zerfallen; dieſe wiederum zerfallen in zwei durch ſtarke Cäſur getrennte Unterabtheilungen, deren erſte 14 metriſche Momente enthält, die zweite 16. Der Schluß dieſer beiden Unterabtheilungen iſt rhythmometriſch beſtimmt, nämlich — ⏑ — ⏑ —, nimmt alſo acht metriſche Momente ein, ſo bleiben für den rhythmiſch unbeſtimmten Theil in der erſten Abtheilung ſechs, in der zweiten acht metriſche Momente. Von dieſen können in der erſten Abtheilung alle durch Kürzen ausgedrückt werden, in dem zweiten Gliede dürfen aber nie ſechs Kürzen zu Anfang ſtehen (ſodaß dadurch die Formen ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — und ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ausgeſchloſſen ſind), ſonſt können eine Menge Zuſammenziehungen von zwei Moren zu einer Länge ſtattfinden, aber nach genau beſtimmten Geſetzen nur ſo, daß ein gerades taktiſches Verhältniß in den freieren Gliedern ſtattfindet. Das Schema dieſes Metrums iſt danach:

P a u ſ e

| Erſtes Glied von 6 mâtrân'i, rhythmiſch unbeſtimmt | Zweites Glied von 8 mâtrân'i, rhythmometriſch beſtimmt | Drittes Glied von 8 mâtrân'i, rhythmiſch unbeſtimmt | Viertes Glied von 8 mâtrân'i, rhythmometriſch beſtimmt |
| --- | --- | --- | --- |
| 1) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑<br>2) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ —<br>3) ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑<br>4) — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑<br>5) — — —<br>6) ⏑ ⏑ — —<br>7) — ⏑ ⏑ —<br>8) — — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ × | 1) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑<br>2) ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑<br>3) — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑<br>4) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — —<br>5) ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —<br>6) ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑<br>7) — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ —<br>8) — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑<br>9) — — ⏑ ⏑ ⏑ ⏑<br>10) ⏑ ⏑ — — —<br>11) — ⏑ ⏑ — —<br>12) — — ⏑ ⏑ —<br>13) — — — ⏑ ⏑<br>14) — — — — | — ⏑ — ⏑ × |

Ähnlich iſt das Verhältniß in andern hierher gehörigen Metren, nur daß auch das ungerade taktiſche Verhältniß — ⏑ und andere hier eintreten. Wir ſehen, wie nahe das rhythmometriſche Bewußtſein hier bis zur Anerkennung der rhythmo-taktiſchen Bewegung eines ganzen Verſes zu kommen ſcheint. Dieſer Schritt geſchah in einer dritten Gattung der indiſchen Metra, wenn wir die Art, wie die indiſchen Grammatiker ſie zerlegen, für die richtige anerkennen müſſen. Jene eben beſprochene zweite nennen die indiſchen Grammatiker, weil ſie von ihnen nach den metriſchen Momenten beſtimmt wird, mâtravritta oder mâtrakh'andas (nach Metren gemacht oder Metrenvers). In dieſer dritten meſſen die indiſchen Grammatiker den ganzen Versrhythmus nach gleichen Takten (Füßen, wie wir es nennen, oder Momenten von gleicher Zahl, gan'a, wie die Inder es nennen). Aber hier hat ſich der Takt des Rhythmus auf keinen Fall ganz zu bemächtigen gewußt, ſondern der dramatiſch-muſikaliſche Geſang, in ſeiner Abſtufung durch Recitativ bis zur Declamation, hat auch hier die taktiſchen Bande wieder geſprengt. Gegen den Schluß zu iſt zwar wieder feſtere rhythmiſche Beſtimmung, doch iſt ſie loſer als in dem Vaitalija-Metrum und den ihm verwandten — nicht unnatürlich, da der Vers im Ganzen gebundener iſt, und wie wir gleich ſehen werden, auf andern Principien beruht. Die Inder nennen dieſe Art Metra gan'akh'andas, Zahlverſe (Verſe, welche auf der Zahl der metriſchen Füße beruhen). Wir beſchränken uns auch hier nur auf die Erörterung eines Beiſpiels, nämlich des ſogenannten Ârjâ (ehrwürdigen), oder Gâthâ (Geſang). Dieſes Metrum zerfällt in zwei Haupttheile; der erſte hat 30 metriſche Momente, der zweite 27. Dieſe beiden Haupttheile ſind wieder durch Pauſen in zwei Theile getheilt, allein dieſe Pauſen fallen nicht ſo ſtreng auf dieſelbe Stelle wie bei andern Verſen. Die gewöhnliche Pauſe tritt in beiden Halbverſen am Ende der zwölften mora ein. Dann heißt der Vers Pathja. Die Inder ſcheiden dieſen Vers nach $7\frac{1}{2}$ Füßen, ſodaß jeder ganze mit Ausnahme des ſechsten im zweiten Halbverſe, welcher nur ein mâtram enthält, vier mâtrâ'i hat. Für die einzelnen Füße werden Regeln in Bezug auf die Zuſammenziehung gegeben. Dieſe Anſicht verwirrt einigermaßen über das eigentliche Weſen dieſes Verſes. Doch wollen wir erſt das indiſche Schema mittheilen, ehe wir unſere Anſicht kurz andeuten. Nach jenem läßt er folgende Formen als Pathja zu; im erſten Halbverſe:

| 1. Fuß | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | ½ |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ — ⏑<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ — ⏑<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ — ⏑<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏓ |

im zweiten Halbverſe:

| 1. | 2. | 3. | 4. | 5. | 6. | 7. | ½ |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ — ⏑<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ — ⏑<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ | ⏑ | — —<br>— ⏑ ⏑<br>⏑ ⏑ —<br>⏑ ⏑ ⏑ ⏑ [illegible] | ⏓ |

Man ſieht, welches ungeheuren Wechſels dieſes Metrum fähig iſt, kann aber hieraus ſchwerlich ſeinen eigentlichen Charakter erkennen; dieſer ruht, wie ſchon Andere erkannten, in dem im zweiten, vierten und ſechsten Fuße (im erſteren Hemiſtich) erſcheinenden Amphimacer; durch ihn entſteht eine dreifache Reihe, jede mit dieſem Rhythmus:

⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ welcher die eigentliche Grundlage des Verſes bildet. Das zweite Hemiſtich iſt eine Art verkleinerter Vers, indem die dritte rhythmiſche Reihe nur ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ lautet. Um dieſes Metrum genauer zu erklären, müßte ich die Cäſuren und Reime deſſelben ganz entwickeln, und in ihrer Einwirkung auf den rhythmiſchen Gang darſtellen, was an dieſem Orte nicht möglich iſt. Dennoch wird er uns noch ſehr dunkel bleiben; denn das, was wir Verstakt [65]) nennen, iſt nicht darin. Vielleicht hat ſich die Art, dieſe Verſe zu leſen, traditionell bei den indiſchen Brahmanen erhalten; es würde verdienſtlich ſein, wenn Jemand darauf achtete und ſie in unſeren Notenzeichen notirte.

Rein taktiſche, auch für unſer Ohr hörbare, Bewe-

65) Das erkennt Jeder ohne Weiteres; aber es iſt auch nicht unſer muſikaliſcher Takt; bekanntlich beruhen beide darauf, daß der gute Takttheil den Accent hat; nun verſuche man bei dieſer rhythmiſchen Reihe zu taktiren; will man den Accent auf die erſte Kürze legen (ich ſchreibe der Deutlichkeit wegen in Noten) ſo entſteht: ⁵⁄₄ ♪ ♪ ♪ ♪ ♪ ♩ ♪; hier entſteht ein muſikaliſches inganno, welches ich wenigſtens in keinem Verſe im Takte leſen kann; wahrſcheinlicher iſt jedoch, was ſich hier aber nicht weiter führen läßt, daß der Rhythmus gewiſſermaßen anapäſtiſch iſt, alſo die beiden erſten Kürzen den ſchlechten Takttheil bilden, alſo ♪ ♪ | ♪ ♪ ♪ ♩ ♪ (♪ ♪); hier wird die Taktleſung augenſcheinlich noch mehr erſchwert. Leſen läßt ſich übrigens dieſes Metrum ſehr ſchön; die Frage iſt nur, ob dieſe Leſung richtig ſei. Man kann nämlich in Apel'ſcher Manier notiren ♪ | ♪ ♪ ♪ ♩ ♪, aber dieſe ganze Manier, ſo verlockend und einnehmend ſie iſt, iſt falſch. Der Geſang oder die geſangartige Declamation des indiſchen Volkes glich hier ohne Zweifel Alles aus, was ſich in den metriſchen Schemen ſo ſchwer und unauflöslich darſtellt; ich leſe ihn auf ähnliche Weiſe, wie ich weiterhin ein Prakritmetrum notire.

gung zeigt ſich in einer Menge von Metren, welche ſonderbarer Weiſe in Colebrooke's ſynoptiſchen Tafeln gar keine Stelle gefunden haben. Sie erſcheinen insbeſondere im Nalodaja und in den Geſängen des G'ajadêva, und ſind gereimt und mit allen phonetiſchen Zierathen verſehen; ſo z. B. gleich im erſten Geſange des G'ajadêva ein Vers von vier aus vier metriſchen Momenten beſtehenden Füßen

◡̄◡◡◡ | ◡̄◡◡◡̲ | —◡̄◡̄ | —◡̲;

überhaupt herrſcht in dieſen Geſängen der Fuß von vier Momenten und die anapäſtiſche Bewegung vor. Doch erſcheint auch ein Fuß von fünf Momenten im **13.**, **19.** und **21.** Geſange, z. B. im **13.**:

◡◡̲ ◡◡◡ | ◡◡̲ ◡◡◡ | ◡◡̲ ◡◡◡ | —◡—

Endlich bildete ſich bei den Indern eine vierte Versart, welche wir in ihrer ſtreng ausgebildeten Form auch als hiſtoriſch jüngſte anſetzen dürfen, in welcher alle, in jenen Arten hervortretenden, Momente zuſammenwirken. Dieſe ſind demnach ſowol der Sylbenzahl als der Sylbenquantität nach genau beſtimmt; ſie heißen daher **Aksharakh'andas**. Sylbenvers.

Die indiſchen Grammatiker behandeln hier zunächſt eine Menge Metra, deren Charakter iſt, daß ſie nach Art des epiſchen Slokas in zwei gleiche Haupttheile, und jeder von dieſen in zwei hier, ſich ganz gleiche, Unterabtheilungen zerfallen. Sie theilen dieſe Metra je nach der Anzahl der Sylben, welche den vierten Theil des Verſes bilden, in Claſſen. Von dieſen zählen ſie zunächſt **26**, indem ſie mit der Versgattung beginnen, wo der vierte Theil des Verſes aus einer, der ganze alſo aus vier Sylben beſteht und mit der ſchließen, wo der vierte Theil aus **26**, der ganze alſo aus **104** Sylben beſteht. Die kleineren Verſe zerfallen natürlich nur in vier Unterabtheilungen, allein in den längeren Verſen machen ſich innerhalb dieſes vierten Theiles noch eine, oder mehr Cäſuren geltend, die gewöhnlich, jedoch nicht immer, an beſtimmte Stellen gebunden ſind, und wodurch dieſe Unterabtheilung wiederum in rhythmiſche Reihen zerfällt. Die rhythmiſche Bewegung iſt in dieſen Verſen wahrhaft wunderbar ſchön, und größtentheils in einem, auch für unſer Ohr fühlbaren, Takt entfaltet, ſodaß wir ſie größtentheils richtig leſen zu können mit Beſtimmtheit behaupten dürfen. Allein mit dieſem Verſe von **104** Sylben iſt die Reihe der Metra noch keinesweges geſchloſſen. Wie ſchon in mehren der früheren Claſſen, hört die Mannichfaltigkeit der rhythmiſchen Entfaltung auf, und es tritt an ihre Stelle eine Einförmigkeit, eine ſtete Wiederholung deſſelben Fußes, z. B. eine Versart von **27** Sylben (im Viertelverſe) beginnt mit zwei Tribrachen, dann folgen ſieben Amphimacer; ein Vers von **28** Sylben beſteht aus **14** Trochäen. Auf dieſe Weiſe werden nun auch Verſe gebildet, in denen zwei Tribrachen beginnen und dann acht Cretici und mehr folgen können. Dieſe Licenz iſt geſtattet, bis der Viertelvers **999** Sylben enthält, alſo der ganze **3996**. Verſe dieſer Art heißen im Allgemeinen **Dand'aka** und ſind keinesweges ſo ſelten[66]); Colebrooke führt ein Beiſpiel aus dem Drama **Malati Madhava** an, welches mir nicht zu Gebote ſteht; die Strophe beſteht aus vier Gliedern von je **18** Füßen, zwei Tribrachen und **16** Creticis, alſo im Ganzen aus **54 × 4** Sylben (**216**). Ich kann dagegen auf ein anderes Beiſpiel aufmerkſam machen, deſſen Compoſition im Allgemeinen auf den **Dand'aka**-Geſetzen beruht, aber inſofern eigentlich nicht hierher gehört, als die vier Glieder ungleich ſind und ſich noch eine kleine Abweichung findet. Es findet ſich in dem Drama **Prabôdhak'andrôdaja** im vierten Act (S. 81 der Ausgabe von Herm. Brockhaus). Das erſte Glied, ſowie alle übrigen drei, beginnt mit zwei Tribrachen; dann folgen im erſten **32** Antibakchien und eine Sylbe, ſodaß der erſte Theil grade **103** Sylben enthält; im zweiten Gliede folgen nur **15** Antibakchien und eine Sylbe, ſodaß dieſer **52** Sylben hat; im dritten folgen **21** Antibakchien und eine Sylbe, ſodaß dieſer aus **70** Sylben beſteht; im vierten dagegen folgen **46** Antibakchien und eine Sylbe, ſodaß dieſer **145** Sylben enthält; die ganze Strophe alſo **370** Sylben. Man ſieht, daß dieſe Art Compoſition ſich dem Weſen nach der gereimten Proſa der Semitiſchen Völker nähert, nur daß ſtatt des Reimes der Rhythmus das, die Gleichmäßigkeit formirende, Princip bildet.

66) *Colebrooke* in As. Res. X, 445.

Neue Versarten entſtehen wiederum durch Verbindung von zwei verſchiedenen, etwa wechſelnden, Metren, oder vieren zu einem viertheiligen Verſe.

In den meiſten dieſer Versarten, vor allen jedoch in denen der zweiten und dritten Gattung, finden eine Menge von phonetiſchen Zierathen ſtatt. Am weiteſten iſt dieſes Beſtreben im Nalodaja getrieben. Der Reim wird umfaſſender angewandt, als in irgend einer Sprache; ſowol in Beziehung auf die Menge der reimenden Laute, als auf die Stelle, wo er eintreten darf, iſt er überaus frei; in den vier Theilen des Verſes kehrt er oft viermal wieder, ſodaß faſt der ganze Vers in einander klingt; ein Beiſpiel der Art mag für alle genügen:

**babhau *sasârasâ* garaçk'akâ *sasârasâ* rdradhih'**
**madhuh' *sasârasâ* ravastadâ *sasârasâ* rtavah'**

natürlich darf nie ein reicher Reim eintreten[67]).

Die Prakrit-Metrik hat insbeſondere die zweite und dritte Gattung der Sanſkrit-Metra, die beide nach metriſchen Momenten in ihr gemeſſen werden, im Gebrauche, aber außerdem noch eine große Menge derſelben Gattung hinzu erfunden. Bei dieſen Prakrit-Verſen hat Colebrooke ſehr häufig die Art, wie ſie geleſen werden, ziemlich deutlich hinzugefügt, und wenn erſt eine Menge Beiſpiele vorliegen, durch die ſich unſer Ohr an die eigenthümliche rhythmiſche Abtheilung gewöhnen kann, werden wir durch ſie auch rückwärts zu der richtigen Leſung der Sanſkritmetra gelangen. Die Viertheilung der Stanze herrſcht

67) Eine beſondere Abhandlung über die indiſche Alliteration, welche jedoch insbeſondere aus den Scholien zum Bhattikavja bedeutender Ergänzungen fähig iſt, hat *Yates* in As. Res. XX. 135 fg. gegeben; dazu vgl. man Ferd. Benary in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Nalodaja und Laſſen in der Vorrede zu G'ajadeva's Gitagovinda.

Digitized by Google

zwar auch hier vor; doch erſcheinen auch Verſe von mehr Theilen, z. B. der ſo ſehr wichtige Ch'happäa (ſanſkritiſch Shat'padika, ſechsfüßige). Er beſteht aus vier Theilen von 24 metriſchen Momenten, mit großer Pauſe nach dem eilften Moment (und kleiner nach dem ſechsten?), und nach dem 22. und zwei Theilen von 28 mit der Pauſe nach dem 13. Das Schema iſt:

⏑⏑⏑⏑⏑⏑ | ⏑⏑⏑⏑⏑ ‖ ⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑ | ⏑⏑ für die erſten vier Theile

und ⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑ ‖ ⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑⏑ | ⏑⏑⏑ für die letzten zwei Theile.

Die Zuſammenziehungen, welche erlaubt ſind, hat Colebrooke nicht angegeben; ich erlaube mir daher, das Schema des von ihm (S. 415) gegebenen Beiſpiels mitzutheilen, wo die Accente und Cäſurſtriche die Art, wie es mir geleſen werden zu müſſen ſcheint, andeuten. Die Gründe für meine Leſung kann ich hier nicht auseinanderſetzen.

–́⏑⏑⏑⏑́ | –́–́⏑ ‖ –́⏑–́⏑⏑–́⏑⏑ | ⏑́⏑

–́⏑⏑⏑́⏑ | ⏑́⏑⏑⏑́⏑ ‖ –́–––́–⏑́⏑⏑ | ⏑́⏑

⏑́⏑⏑–́⏑ | ⏑́⏑⏑⏑́⏑ ‖ ⏑́⏑⏑⏑–́⏑⏑–́ | ⏑́⏑

–́⏑⏑–́ | ⏑⏑–́⏑ ‖ –́⏑–́⏑⏑–́– | ⏑́⏑

‖ –́–́⏑ | –́⏑–́⏑ ‖ ⏑́⏑–́⏑⏑–⏑́⏑⏑⏑ | ⏑⏑́⏑ (in dieſem Verſe iſt ein Fehler, ich leſe cóhad'alá ſtatt cóhád'ala, wie im folgenden Fuß)

⏑́⏑–́⏑ | –⏑⏑⏑–́⏑ ‖ ⏑́⏑–́⏑⏑–́⏑⏑⏑⏑ | ⏑⏑́⏑

Aus den Prakritmetren und ſteter Rückſicht auf die hochgeſchätzten Sanſkritmetra entwickeln ſich endlich die der heutigen Volksſprachen, ſo hat z. B. das Hindi ſehr oft das im Prakrit Doha (ſanſkr. Dvipathâ) genannte Metrum, welches aus vier Gliedern beſteht, deren erſtes und drittes aus 13 Momenten beſteht, während das zweite und vierte 11 hat. In jedem dieſer Glieder zerfallen dieſe Moren in drei rhythmiſche Sätze, im erſten und dritten in einen von ſechs, einen von vier und einen von drei, im zweiten und vierten in einen von ſechs, einen von vier und einen von einer More. Ein von Colebrooke mitgetheiltes Beiſpiel lieſt ſich ſo, wie ich glaube,

⏑⏑–́⏑⏑ | –́– | ⏑–́ ‖ –⏑⏑⏑́⏑ | ⏑⏑–́⏑

–́–⏑⏑ | ⏑́⏑⏑⏑ | ⏑⏑⏑́ ‖ –⏑⏑⏑́⏑ | ––́⏑

Selbſt die mit dem Sanſkrit ganz unverwandten Sprachen des ſüdlichen Dekhans haben ſich der ſanſkritiſchen Metrik bemächtigt; natürlich iſt hier manches dem Genius der Sprache gemäß modificirt. Der Reim herrſcht in allen nach-ſanſkritiſchen Poeſien vor, allein nicht in dieſen ſo ſehr verkünſtelten Formen der ſpätern Sanſkritgedichte, ſondern mehr, wie es einer mehr im Volksleben wurzelnden Poeſie zukommt.

Wir mögen uns alſo das Verhältniß der indiſchen Muſik und Metrik gegen einander ſo denken. Bei der erſten Entfaltung des poetiſchen Lebens treten beide vereint, ſich gegenſeitig bedingend und durchdringend, in Einheit auf, aber auf einer niedern Stufe der Entwickelung [68]. Dann erhob ſich die Wortrhythmik und hinderte den Geſangston durch ſich zum Bewußtſein des Taktes an und für ſich zu gelangen, während die Freiheit des muſikaliſchen Vortrags die vollſtändige Ausbildung der Herrſchaft des Verstaktes unmöglich machte. So verband ſich Muſik und Metrik in rhythmiſchen Sätzen, welche einzeln unter der Herrſchaft des Taktes ſtanden, aber nicht eines, den ganzen Vers gleichmäßig durchdringenden. Die Schönheit und Harmonie des Verſes beruhte auf richtiger und ſchöner Anwendung der Pauſen und der rhythmiſchen Accente.

Die Entſtehung der indiſchen Muſik ſetzen wir demnach auf jeden Fall in gleiches Alter mit den älteſten Vedentheilen, indem wir natürlich ſelbſt ein höheres Alter für höchſt wahrſcheinlich halten. Die Griechen, als ſie die Inder kennen lernten, fanden ſie ſehr für Muſik und Tanz eingenommen [69]), und ihre Gedichte zeigen uns, daß bei jeder feierlichen Gelegenheit Poeſie, Muſik, ſowol Vocal- als Inſtrumentalmuſik, und Tanz zur Verherrlichung derſelben mitwirkten. Wann die Muſik in Indien zum wiſſenſchaftlichen Bewußtſein erhoben zu werden begann, läßt ſich nicht genauer beſtimmen. Der Samaveda, welcher ganz zum Geſange beſtimmt iſt, ſoll ſchon die diatoniſche Scala von ſieben Tönen kennen. Die Namen derſelben, shadg'a, ṙishabha, gândhâra, madhjama, pank'ama, dhaivata, nishâda, wurden bei Bezeichnung der Töne abgekürzt, ſo, daß nur die erſten Laute, sha, ṙi, ga, ma, pa, dha, ni, dazu gebraucht wurden. Dieſe Bezeichnungsweiſe ging zur Zeit der engeren Verbindung Perſiens und Indiens mit, in der Ausſprache der Laute begründeten, Änderungen zu den Perſern über, deren ganze Muſik — in ihrer wiſſenſchaftlichen Auffaſſung — ſich an die indiſche zu lehnen ſcheint. Sie lautet bei ihnen da, re, mi, fa, sa, la, be. Von da kam ſie nach Europa durch die Araber, und wurde von Guido von Arezzo in die europäiſche Muſik eingeführt (do, re, mi, fa, sol, la), ſodaß auch dieſe ſo bedeutende Erfindung ſich von Indien herſchreibt [70]). Die Inſtrumentalmuſik war ohne Zweifel urſprünglich dem Geſange höchſt untergeordnet. Doch gaben Vorſpiel, Zwiſchenſpiel und Nachſpiel Gelegenheit zu einer beſonderen Entwickelung derſelben. Sie ſcheint aber nie eine bedeutende Höhe erreicht zu haben. Es werden vorzüglich rein rhythmiſche Inſtrumente erwähnt, Trommeln und Schellen, dazu kommt vor allen die vînâ, eine Art Leier, und einige andere ſchwache Saiteninſtrumente und wenige Blasinſtrumente [71]).

Den Tanz betreffend, haben wir weiter keine beſondere Nachrichten. Tanz im eigentlichen Sinne verhält ſich zur Bewegung des Menſchen überhaupt, wie Vers zum Sprechen überhaupt. Der Unterſchied beſteht darin,

68) Einige Worte über den Vortrag der Veden findet man in As. Res. VIII, 460; eine Vorſtellung, wie die epiſchen Geſänge geklungen haben mögen, kann etwa Ragnar Lodbrok's altes Heldenlied (aus der Mitte des 8. Jahrh.) geben.

69) *Arrian*, Exp. Alex. VI, 3, 10. 70) von Bohlen II, 195. Über die indiſche Muſik verweiſe ich im übrigen auf den weiter folgenden Artikel Indische Tonkunst vom Director Fink. 71) von Bohlen II, 196. Vgl. auch den ſpäter folgenden Artikel Instrumente. Neuere in Nepal gebräuchliche Inſtrumente finden ſich beſchrieben in Journ. of Beng. 1837. p. 953.



Digitized by Google

daß in der Sprache eine mannichfaltigere Rhythmik ſich entfaltet, daher in der Entwickelung der Verskunſt nach einer gleichmäßigeren geſtrebt wird, in der Bewegung dagegen an und für ſich zeigt ſich eine gleichmäßigere (z. B. im Gange häufig bloßer Takt ohne Rhythmus), daher die Tanzkunſt nach Mannichfaltigkeit der rhythmiſchen Bewegung ſtrebt. Das, was wir Tanz in specie nennen, wo ſich ein beſtimmtes Gefühl in einer einheitlichen rhythmo-taktiſchen Bewegung ausgeſprochen hat (z. B. Walzer, Françaiſe, concret-nationelle Ausdrücke der geſchlechtlich-ſinnlichen Bezüge), die ſich zum Tanze im weiteren Sinne verhält, wie die Melodie zur Muſik, werden wir in Indien in dieſer Einheit und Abgeſchloſſenheit nirgends ausgeprägt finden, ſo wenig wie überhaupt bei leidenſchaftlich-dramatiſchen Völkern. Der Tanz bei ihnen iſt Pantomime, Darſtellung des innern Gefühlslebens in der rhythmiſchen Körperbewegung, mehr bedacht auf die Entfaltung des Wechſels und der Übergänge der Empfindungen, als auf das Feſthalten und monotone Ausprägen einer einzelnen. Daher wir auch im Tanze Takt nur in den einzelnen rhythmiſchen Gängen zu erwarten haben, aber keinen alle dieſe Gänge in einander verkettenden und beherrſchenden.

Baukunſt und bildende Künſte. Die bildende Kunſt hat ſich bei allen Völkern aus dem Cultus entwickelt. Daher iſt denn die religiöſe Anſchauung eines Volkes auf die Art und Weiſe ihrer Entwickelung und auf die Möglichkeit, einen höhern oder niedern Standpunkt in derſelben zu erreichen, vom allerbedeutendſten Einfluſſe. Die theoſophiſche Speculation iſt das eigentliche Grundelement der religiöſen Entwickelung der Indier, und ſo großartig ſich dieſes an und für ſich entfaltet, ſo wenig iſt es geeignet, einer bedeutenden Entfaltung der bildenden Kunſt Vorſchub zu leiſten. Den Brahmanen, welche als die höchſte Verehrung des Göttlichen die Erkenntniß deſſelben ſetzten, das Streben nach der Erkenntniß höher ſtellten, als alle äußere Cultushandlungen, ſich in die Waldeinſamkeit und in ſich ſelbſt zurückzogen, um dieſem Streben ungeſtört nachzugehen, welche das Göttliche in dem All erkannten, dieſen war weder die Möglichkeit gegeben, noch konnte es ihnen Freude machen, dieſe Idee äußerlich darzuſtellen, oder etwas dargeſtellt zu ſehen, was von dem, was als das Weſentlichſte ihrer Verehrung betrachtet wurde, dem Streben im Geiſte, die Verehrung auf einen äußeren Gegenſtand hinzuziehen vermocht hätte. Dies ſchließt keineswegs Verſuche aus, die Maſſe der im Volksglauben vergöttlichten Erſcheinungen äußerlich im Bilde darzuſtellen, aber dieſe Verſuche wurden von denen, welche derſelbe Volksglaube für die heiligſten, vielfach der Gottheit bewußten und Gott ſeienden, Repräſentanten der Gottesidee auf Erden anſah, größtentheils verachtet, auf keinen Fall als etwas Bedeutenderes gehoben, auf jeden Fall, ſo lange das religiöſe Leben energiſch im Brahmathume wirkte, nur eben tolerirt. Die theoſophiſche Speculation hatte ferner die Gottesidee an ſich ſo ungeheuer weit von dem gewöhnlichen Menſchenthume entfernt, daß wenn ein Verſuch gemacht wurde, ihr bildlich beizukommen, dieſer Verſuch ſich genöthigt ſah, zu den monſtröſeſten Mitteln zu greifen, wodurch jede Möglichkeit zur wahren Kunſt, die das Menſchenthümliche als ihre eigentlichſte Baſis hat, faſt ſchon abgeſchnitten wurde. Dieſe Entwickelung kann uns ſchon die Wahrſcheinlichkeit nahe führen, daß es eine Zeit in Indien gab, wo die bildliche Darſtellung von Göttern entweder gar nicht, oder nur überaus vereinzelt geübt wurde. Ganz ähnlich muß es in derſelben Zeit mit Tempeln und ähnlichen Gotteshäuſern geweſen ſein. Es wird ſich wol nicht leugnen laſſen, daß es zu feierlichen religiöſen Gelegenheiten beſtimmte Gebäude gab; allein auch dieſe wurden ja von denen, welche der Volksglaube am höchſten ſchätzte, den heiligen Anachoreten, faſt gar nicht beſucht, und feierliche große Opfer, wozu dieſe erſchienen, wurden auf freiem Felde dargebracht. So mag ſich uns die Thatſache erklären, zu deren Annahme eine Menge Umſtände berechtigen, daß es bei einem übrigens hoch ausgebildeten Culturzuſtande bis etwa zu dem 6. Jahrh. vor Chr. in Indien weder mit Kunſt gebaute Tempel noch künſtlich verfertigte Bildwerke gab. Der Sitz der wahrhaft heilig gehaltenen war in den einſam und von einander getrennt errichteten Hütten der waldbewohnenden Brahmanen. In der Zeit, als mit Zerſprengung der politiſchen Einheit Indiens auch die Einheit ſeiner Cultur und der Einfluß der Brahmanen litt, als ſich in den einzelnen Gegenden Indiens der Cultus von Einzelgöttern geltend machte, das gewöhnliche Volksbewußtſein ſtärker in die Entfaltung des indiſchen Lebens eingriff, da mögen ſich auch die mechaniſchen Talente zur Ausprägung einer Gottesidee in größeren und kleineren Werken angeregt gefunden haben. Der eigentliche Anfang der indiſchen Kunſt datirt ſich, wie ſo vieles Andere, vom Anfange des Buddhismus. Der Buddhismus hatte zunächſt Gegenſtände einer Verehrung, an welche ſich der, in der Erkenntniß am weiteſten vorgerückte, ohne Inconſequenz gemeinſchaftlich mit dem Laien wenden konnte. Dieſe Gegenſtände waren durch die Kraft der Erkenntniß gehobene Menſchen, Heilige; früh begann der Buddhiſt alle irdiſchen Überreſte von ihnen zu ſammeln, ſie ſelbſt und ihre Thaten bildlich darzuſtellen. Hier war der Kunſt das reine Menſchenthum, durchdrungen von der Idee der bis zur abſoluten Göttlichkeit, dem Aufgehen in und durch den Gedanken, erhebenden Erkenntniß, zum Vorwurf gegeben; und es gibt manche Sculpturdarſtellungen des Buddha, welche der Löſung dieſer Aufgabe in einem hohen Grade nahe gekommen ſind. Ferner unterſchieden ſich die Buddhiſtiſchen Anachoreten von den Brahmaniſchen dadurch ſehr weſentlich, daß ſie nicht wie dieſe getrennt, ſondern wie Lehrer und Schüler vereint lebten. Im einſamen Walde waren es auch die Grotten insbeſondere, wo ſie ihren Aufenthalt gewählt hatten. Sowie der Buddhismus ſich zur Herrſchaft erhob, gaben nun dieſe beiden Momente dem Kunſttriebe Veranlaſſung zu den wunderbarſten Werken. Künſtlich wurden die natürlichen Grotten nachgeahmt, und es entſtanden auf dieſe Weiſe die ungeheuren Grottenwerke, welche für die großen Scharen von Buddhiſtiſchen Mönchen, von denen wir aus den chineſiſchen Berichten wiſſen, daß ſie zu Tauſenden beiſammen wohn-

Digitized by Google

ten, Cellen für jeden einzelnen und eine Menge zu andern Zwecken dienende Räume und Anlagen darboten. Über der Erde wurden ebenfalls zu dieſem Zwecke dienende Gebäude angelegt. Mit dieſen in Verbindung ſtanden Tempel; eine beſondere Art von dieſen entwickelte ſich noch aus der Buddhiſtiſchen Sitte, die Reliquien ihrer Heiligen mit großen stûpas (urſprünglich Erdaufwürfen, dann kuppelförmig ſich erhebenden ſteinernen Gebäuden) zu bedecken (wie der berühmte Stupas, welcher ſeinen alten Namen Manikjala, ſanſkr. man'ikshâra, Buddhaaſche, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat), nämlich die Tempelform, welche man mit dem Namen Pagoden bezeichnet. Der Buddhismus hatte die ganze Brahmaniſche oder volksthümliche Mythologie in ſeinen religiös-poetiſchen Theil aufgenommen. Die Gegenſtände derſelben dienten zu unſäglichen Verzierungen, brachten aber auch die ganze Monſtruoſität, mit welcher die indiſche Phantaſie übergewöhnliche, geiſtige oder phyſiſche Eigenſchaften ausdrücken zu müſſen glaubte, in die Buddhiſtiſche Kunſtentwickelung, und ſtörten ſo die Möglichkeit einer rein menſchenthümlichen Entwickelung, wie ſie in der Darſtellung des Buddha und ſeiner Idee gegeben war. Um dieſelbe Zeit, wo der Buddhismus, zur herrſchenden Religion erhoben, ſein inneres Leben äußerlich, zumal in der Kunſt, zu entfalten begann, war Indien in ſehr nahe Berührung mit Griechen gekommen, und es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß, wie ſo vieles andere Griechiſche, ſo auch griechiſche Kunſt vom höchſten Einfluſſe auf die Entwickelung der indiſchen war. Wie bei der Entfaltung des literariſchen Lebens der große Erfolg des Buddhismus die literariſche Thätigkeit des Brahmathums hervorlockte, ſo ging es auch mit der Kunſt. Kaum war ſie bei den Buddhiſten erweckt, ſo bemächtigten ſich auch die Brahmanen derſelben, allein ſie bedienten ſich der Buddhiſtiſchen Formen, welche hier aus entſchieden ihnen eigenthümlichen Ideen und Lebensweiſen hervorgetreten ſind. Dieſe eigenthümliche Entwickelung der indiſchen Kunſt, deren Hauptwerke die Buddhiſtiſchen und dann überhaupt die Grottenwerke bilden, ſcheint mit etwa 300 vor Chr. zu beginnen; ihre Blüthe mag um die Zeit Chriſti fallen, und etwa im 5. Jahrh., wo, wie wir jetzt aus Fa Hian's Berichten erkennen können, der Buddhismus ſchon zu verfallen begann, mögen insbeſondere Grottenbauten aufgehört haben. Schon mit dem Anfange der Grottenbauten begann auch die Errichtung großer Werke über der Erde. Viele ſpätere der Art rühren von den Dſchainas her. Dieſe ältere Bauweiſe herrſchte wol, bis der Einfall der Muhammedaner nach und nach indiſche Macht und Kunſt immer mehr afficirte. Alle dieſe echt indiſchen Bauwerke machen einen großartigen, jedoch auch ſchwerfälligen Eindruck. Die ſeit dieſer Zeit unter Einfluß der Muhammedaner ausgeführten Bauten tragen mehr den Charakter des mauriſchen Styls, ſodaß Tod, vielleicht nicht mit Unrecht, vermuthet, daß der mauriſche Bauſtyl in Indien durch eine Miſchung Muhammedaniſcher und indiſcher Bauweiſe entſtanden ſei [72]). Die neuere Zeit hat keinen beſtimmten Charakter und iſt in viel zu großer Bedrängniß bis jetzt geweſen, als daß ſie an eine weitere Entfaltung der bildenden Kunſt hätte denken können. Dieſe hiſtoriſche Überſicht habe ich hier kurz vorausgeſchickt; ſie iſt größtentheils des vollſtändigen Beweiſes fähig, und einige Momente dafür will ich im Folgenden hervorheben; manches bleibt natürlich bei dem jetzigen Stande der Kenntniß von Indien noch Hypotheſe und muß zukünftigen Forſchern zur Kritik überlaſſen werden.

Die älteſten Denkmale, welche uns bis jetzt in Indien bekannt geworden ſind, erweiſen ſich durch Inſchriften und Symbole als rein Buddhiſtiſch. Hierhin ſind zu rechnen die Grottenwerke von Khandgiri oder Udajagiri in Cuttack [73]). Es iſt dies ein Berg von Quaderſandſteinen, nicht eben ſehr hoch, aber merkwürdig durch ſeine Menge von in zwei bis drei Etagen irregulär über einander liegenden Grotten. Dieſe ſind theilweiſe von Natur gebildet, ſodaß die Kunſt nur nachhalf, theilweiſe ſind ſie aber ganz künſtlich. Die Inſchriften zeigen, daß ſie auf Befehl einzelner Fürſten und Privatleute ausgehöhlt ſind; insbeſondere werden Fürſten von Kalinga erwähnt. Die Schrift zeigt, daß dieſe Werke zum großen Theile zu Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. gearbeitet ſind, zum Theil aber wol ſchon früher begonnen wurden. Der fromme Sinn einzelner Privaten und Gemeinden, ſowie Fürſten, legte hier immer mehr Wohnungen für die, in den Grotten lebenden, Buddhiſtiſchen Anachoreten an. Ebenſo alt und vielleicht noch älter ſind die Grotten von Buddha Gaja. Unter dieſem ſind zwei von dem eifrig Buddhiſtiſchen Kaiſer von Indien (von 219—212 v. Chr.) Daſarathas angelegt [74]). Aber auch bei dieſen ſind die Anfänge gewiß ſchon viel älter, und ſo lange der Buddhismus in Blüthe war, wurden die Werke immer mehr erweitert. Noch älter ſind die ſchon von Aſoka herrührenden Grottenwerke in Dhauli [75]). Sowie ſich in dieſen hiſtoriſch zum Theil beſtimmten Werken die einfachen Anfänge der unterirdiſchen religiöſen Bauten zeigen, ſo führte auch ſchon Aſokas, wie ſeine Inſchriften und Berichte über ihn zeigen, eine Menge Stûpas und vihâràs (Buddhiſtiſche Tempel) auf. Der älteſte Stûpas, welchen wir kennen, iſt der von Sanchi, nicht weit von Bhilſa in Malva [76]). Schrift und Sprache der älteſten Inſchriften deſſelben zeigen, daß er wenigſtens um die Zeit von Aſokas' Regierung errichtet iſt. Auch hier trugen, wie bei den Grotten, eine Menge von Privatleuten insbeſondere aus Dug'eïn zur Errichtung deſſelben bei. Dieſes Werk insbeſondere zeigt ſchon eine hohe künſtleriſche Fertigkeit. Von Aſoka rühren ferner ſchon Säulen, Steinpfeiler von ihm ſelbſt genannt, mit Edicte enthaltenden Inſchriften her [77]). Nun zeigt der Stûpas von Bhilſa

72) Vgl. Blätter für lit. Converſat. (Lpz. 1839.) Nr. 306. S. 1244.

73) Vgl. Ritter, Aſien. IV, 2, 551 fg.; und die Inſchriften zum Theil in Journ. of Beng. Decemb. 1837. p. 1072 fg. 74) Vgl. oben S. 76. 75) Beſchrieben in Journ. of Beng. May. 1838. p. 434 fg. 76) Abgebildet in Journ. of Beng. 1837. June. p. 460, wo ſich auch mehre Inſchriften finden; noch andere ſind hinzugefüge ebendaſ. 1838. June. p. 562. 77) Vgl. oben S. 71. Anm. 82.

Digitized by Google

ſowol, als das Capitäl der Allahabadſäule, entſchiedene Einwirkung der griechiſchen Kunſt [78]). Schon vor Aſokas, und noch mehr unter ihm ſelbſt, war Indien in engere Verbindung mit dem ſyriſchen Reiche getreten. Es hat dieſe Einwirkung alſo gar nichts Auffallendes. Wenn es uns erlaubt wäre, dieſe und andere hierher gehörige Werke zuſammenzuſtellen, ſo würde man erkennen, daß zu Aſokas' Zeit wahrſcheinlich für lange Zeit die Formen der heiligen Bauten im Weſentlichen feſtgeſtellt waren. Ohne Zweifel reichen ihre Anfänge höher hinauf, wie denn chineſiſche Angaben einen Stûpas erwähnen, welcher ſchon 292 v. Chr. errichtet ſei [79]). Allein eine feſtere Ausbildung ſcheinen dieſe Formen eben dem durch Religion erhöhten Kunſtſinn des Aſokas und der Einwirkung durch ihn herbeigerufener griechiſcher Künſtler zu verdanken. Mit Aſoka beginnen, wie die chineſiſchen Reiſenden berichten, die unzähligen Anlagen von stûpas, Buddhiſtiſchen Reliquiendenkmalen, von denen auch uns noch eine Menge erhalten ſind, deren Anlage aus verſchiedenen Zeiten ſtammend, etwa bis ins 5. Jahrh. n. Chr. zu reichen ſcheint [80]). Durch genaue Unterſuchung der in ihnen erhaltenen Monumente wird ſich die Zeit der Errichtung von manchen einzelnen ſehr genau beſtimmen laſſen. Charakteriſtiſch iſt an ihnen, daß ſie ganz geſchloſſene Rundgewölbe mit Rundbogen und Spitzbogen ſind [81]). Neben dieſen Stupas wurden die Grottenbauten, welche ſchon beſtanden, durch ſtetes Zuſammenwirken einzelner, immer mehr ausgedehnt und neue angelegt. Es würden hier zunächſt die Grotten von Carli zu erwähnen ſein, wenn Stevenſon die Inſchriften derſelben richtig geleſen hat [82]). Denn eine derſelben gibt alsdann als Datum eines Werkes in denſelben 178 n. Chr. Dieſe Grotten ſind rein Buddhiſtiſch, in religiöſer Beziehung überaus einfach. In dem Höhlentempel ſelbſt iſt kein einziges Bild, keine Götterſculptur, kein ſichtbarer Gegenſtand der Devotion, als nur der myſteriöſe, im Buddhismus eine ſo bedeutende Rolle ſpielende, Chattah (Baldachin, ſanſkritiſch kh'atra, Schirm). Danach mag dieſer Tempel auf jeden Fall ſehr alt ſein. Seine Sculpturen ſind edel; die Capitäle im Chattah ſehr eigenthümlich und ſchön. Sie haben die Geſtalt großer Glockencapitäle (die Glocken ſind von großer Bedeutung im Buddhiſtiſchen Cultus), darauf Elefanten ihre Rüſſel in einander verſchlingen, deren jeder zwei männliche und eine weibliche Figur trägt. Dem Haupttempel zur Seite ziehen ſich eine Menge kleinerer Grottenwerke, Felsgemächer, Galerien in zwei Stockwerken über einander, von denen mehre ungemein ſchön ornamentirt ſind [83]). Wichtig wird alsdann Bardeſanes' (zur Zeit des Heliogabal) Zeugniß über die indiſche Tempelhöhle, welche einem androgynen Gott (womit nur Siva gemeint ſein kann) geweiht war [84]). Da um dieſe Zeit noch der Buddhismus zu mächtig war, als daß man annehmen durfte, daß damals ſchon, wie ſpäter (um das 6. Jahrh. n. Chr.) [85]), die Brahmanen ſich Buddhiſtiſcher Bauten zu ihrem Cultus bemächtigt hatten, ſo folgt daraus, was ſich ohnedies hypothetiſch annehmen ließ, daß ſchon um dieſe Zeit die Brahmanen anfingen, ähnliche Grottenwerke, wie die Buddhiſten, für ihre Gottheiten aufzuführen.

Die Maſſe von verſchiedenen Grottenwerken aufzuzählen oder zu beſchreiben, iſt hier nicht der Ort. Sie ſetzen durch ihren ungeheuern Umfang, durch die rieſenartige Anſtrengung, mit der die Natur bewältigt iſt, in Staunen. Die Dimenſionen der einzelnen Partien ſind großartig, machen aber den Eindruck des Mühvollen, Schwerfälligen. Im Ganzen herrſcht, da ſie nicht auf einmal entſtanden ſind, kein Plan darin, ſondern es wurde immer mehr von den natürlichen Grotten ins Bereich der früheren Anlagen gezogen. Durch die Entzifferung der altindiſchen Alphabete, welche weit älter ſind, als die allermeiſten Partien dieſer Anlagen, iſt die höchſte Wahrſcheinlichkeit gegeben, daß ſie ſich bei fortgehender Unterſuchung aus der Maſſe von in ihnen vorkommenden Inſchriften mit großer Genauigkeit hiſtoriſch werden beſtimmen laſſen. Die bedeutendſten dieſer Werke ſind die von Ellora [86]). Dieſe ſind in einen Bergkranz eingehauen, der ſich in Halbmondgeſtalt über eine Stunde weit ausbreitet, deſſen Inneres zu einer Menge von Grotten, Tempeln, Wohnungen, im kleinern oder größern, ſelbſt im koloſſalen Maßſtab, zwei bis drei Stock über einander, mit unſäglicher Mühe ausgearbeitet und mit Sculpturen und Ornamenten überdeckt iſt. Es iſt ſo ziemlich allgemeine Anſicht, daß das Ganze nur ein Werk vieler Tauſende von Künſtlern und Arbeitern, ja eines ganzen Geſchlechts von Steinhauern, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, geweſen ſein könne; „ſo zahlreich, ſo großartig, ſo ſchulgemäß fortſchreitend vom Rohen bis zum Vollendeteren in vielen Theilen iſt dieſer Grottenbau ausgeführt." Auch hier erſcheint — und genauere Unterſuchung wird wol ergeben, in den ältern Partien — der Buddhismus, dann aber auch Brahmaniſcher, ſowol Siva- und Viſhnu-, als auch Dreieinigkeitscult. Es ging hier wol, wie bei den viel ſpätern Denkmalen des Berges von Abu [87]), daß der einmal religiös geheiligte Ort von frommen Fürſten, beim Wechſel der Buddhiſten und Brahmanen-Präponderanz, bald mit Buddhiſtiſchen, bald mit Brahmaniſchen Denkmälern geſchmückt ward. Zuletzt

78) Die Belagerungsſcene in Journ. of Beng. Vol. VI. Pl. XXIX. Vgl. 1838. March. p. 285. Vgl. Aug. 1836. p. 517. March. 1837. p. 235 und C. O. Müller in den Gött. Gel. Anz. 1839. S. 321. 79) Foë Kouë Ki. p. 84. 80) Ich verweiſe über dieſe auf die ausgezeichnete Monographie von C. Ritter, Die Stupas (Topen), oder die architektoniſchen Monumente an der großen Königsſtraße zwiſchen Indien u. ſ. w. (Berl. 1838). Vgl. Deſſelben Aſien. V, 98 fg. 81) Vgl. C. O. Müller in den Gött. Gel. Anz. 1839. S. 322. 82) Mir iſt dies aus manchen Mittheilungen deſſelben nicht ganz wahrſcheinlich, was ich jedoch nicht weiter ausführen will, da die Prüfung für denjenigen, welchem Stevenſon's Abhandlung (im Journ. of Beng. Oct. 1834) zugänglich iſt — was bei mir nicht der Fall — nach den neueſten Entdeckungen nicht ſchwer ſein kann. Ich kenne ſie nur aus As. Journ. (Lond. 1835). Vol. XVIII. p. 78.

83) Ritter, Aſien. IV, 1, 674 nach Valentia. 84) *Porphyr. ap. Stob.* Ecl. Phys. I. 144 (*Heeren*). 85) Journ. of Beng. 1837. Decemb. p. 1075. 86) Ritter, Aſien. IV, 1, 678. von Bohlen II, 78. 87) Vgl. S. 207.

Digitized by Google

ward er bei Verdrängung des Buddhismus ganz Brahmaniſch. Eine kurze Schilderung möge man bei Ritter nachleſen (a. a. O.), längere geben die von ihm angeführten Werke. Aber ſie ſind alle noch ſehr ungenügend, und ſowol die wunderbarſten Werke von Elora, als die von Eleſante[88]), Salſette[89]), Mahamalaipuram[90]) u. a. unzählige, verdienen viel genauere Unterſuchungen.

Von Tempeln über der Erde mögen die ältern bedeutendſten architektoniſchen Werke auch dem Buddhiſtiſchen Cultus angehören. So z. B. der ſeiner älteſten Anlage nach gewiß ſehr frühe, ſchon von Mahmud dem Ghazneviden zerſtörte, urſprünglich dem Buddhismus gewidmete, aber zur Zeit ſeiner Zerſtörung ſchon von Sivaiten uſurpirte, Tempel von Somnath[91]), der noch in ſeinen Trümmern einen großartigen Eindruck macht[92]). Es gibt eine Menge ähnlicher Tempel, und die ſich daran knüpfenden, theils mündlich, theils ſchriftlich erhaltenen Legenden ſcheinen mehrfach hiſtoriſchen Stoff zu enthalten. Es wird dies alles, mit der Zeit ſorgſamer unterſucht, die Geſchichte und Art der indiſchen Baukunſt immer mehr erhellen. Ein ſehr alter (der nicht ganz unglaubwürdigen Tradition nach von einem der Maurjas) iſt der Buddhiſtiſche von Comulmere in Rajaſthan[93]).

Aus den Buddhiſtiſchen Reliquienbehältern, stûpas, bildete ſich die Pagodenform hervor[94]), welche in ſpätern Zeiten die allgemein kirchliche in Indien ward. Sowie ſie das Brahmathum vom Buddhismus herüber nahm, wurde ſie natürlich etwas modificirt. Auch dieſe Werke ſind jedoch noch nicht mit hinlänglicher Sorgſamkeit beachtet; insbeſondere verdienen auch die ſich an ſie knüpfenden Traditionen kritiſche Berückſichtigung.

Die Werke ſpäterer Zeit, in denen indiſcher und fremdartiger (Muhammedaniſcher) Bauſtyl gemiſcht iſt, ſind noch ſehr unzureichend beſprochen[95]). Die neuern Bauten ſind kraftlos.

Wo ſo ungeheuere Tempelbauten ausgeführt wurden, konnte es natürlich auch nicht an Kunſt in den zum Nutzen beſtimmten Bauten fehlen. Die Gedichte und Dramen ſchildern uns die Paläſte und Privatwohnungen als überaus glänzend. Auch ſind mehre glänzende Trümmer von Paläſten erhalten. Die bürgerliche Baukunſt können wir erſt im folgenden Abſchnitt berückſichtigen.

Sculptur. Die Ausbildung der indiſchen Sculptur knüpft ſich an die Baukunſt. Die ältern Werke ſind einfacher verziert, aber mit der Zunahme der künſtleriſchen Fertigkeit ſcheint auch die Verſchwendung von Sculpturzierathen zugenommen zu haben. Die Wände der Grotten ſind mit Hautreliefs bedeckt, welche größere und kleinere mythologiſche Scenen darſtellen. Außerdem finden ſich Statuen von kleinern, größern und koloſſalen Dimenſionen; ein Reichthum von Sculpturen entfaltet ſich an den Säulenſculpturen u. ſ. w. Die Götter ſind, wie ſchon bemerkt, mit monſtröſen Auswüchſen verſehen, wenn ſie in ſonſt rein menſchlicher Geſtalt erſcheinen; doch werden ihnen auch Thierköpfe u. ſ. w., gemäß den religiöſen Anſchauungen, gegeben. Die Thierſculptur ſcheint faſt ausgebildeter zu ſein, als die menſchliche. Die Formen ſind überaus edel gehalten, und man erkennt einen, vom griechiſchen Geiſte erleuchteten, höchſt bedeutenden Grad von Kunſtfertigkeit. Die menſchlichen Formen ſind oft verzeichnet, allein es finden ſich auch Sculpturwerke, welche man zu den großartigſten dieſer Kunſt rechnen kann. Ich hebe nur ein Sculpturwerk von Mahamalaipur (Pl. 4 in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. T. II.) und mehre von Elora (ebendaſ. insbeſondere den Siva als Bhairava) hervor. Von Sculpturwerken, in denen ſich die Kunſt entfalten durfte, ſcheint man die plumpen Werke des Cultus unterſcheiden zu müſſen, welche wahrſcheinlich nur nach alten Muſtern ungeändert gefertigt werden durften, in denen das Weſentliche alsdann war, durch Häufung von Attributen, Symbolen, Vielgliedrigkeit u. ſ. w., den Gott ſo übermenſchlich als möglich darzuſtellen[96]). In der Sculptur würde der Buddhismus, vom Brahmathum getrennt, wahrſcheinlich eine bedeutendere Höhe der Entwickelung erreicht haben, wie dies ſeine unter dieſem Umſtand entſtandenen Werke in Java zeigen[97]). Eine bedeutende Entwickelung der Plaſtik, des Guſſes u. ſ. w., tritt uns nirgends in Indien entgegen.

Die Maſſe der Farbeſtoffe, welche ſich in Indien finden, gab gewiß früh Veranlaſſung zur Malerei. Aber auch dieſe Kunſt ſteigt nur dann über das Maß der techniſchen Fertigkeit, wenn ſich der letztern eine Idee zu bemächtigen weiß. Die erſte, welche ſo energiſch wirkt, iſt in dem Menſchen gewöhnlich die religiöſe. Aber dieſelben Umſtände, welche es hinderten, daß zur Zeit des Brahmathums die Gottesidee in Architektur und Sculptur einging, traten auch bei der Malerei ein. Erſt der Buddhismus liebte es, die Thaten und Begebenheiten ſeines Lehrers bildlich darzuſtellen, und von da an mag ſich eine höhere Entfaltung datiren. Das Drama kennt ſie. Welche Stufe die Inder in dieſer Kunſt im Alterthume erreichten, läßt ſich, da Malereien überhaupt und in Indien insbeſondere ſo vergänglich ſind, nicht mit Sicherheit beſtimmen. Es finden ſich Malereien im Tempel von Chandode, welche von Forbes, einem großen Verehrer der indiſchen Architektur und Sculptur, ſehr getadelt werden; die Zeichnung iſt ſchlecht, der Styl hart, uncorrect und Licht und Schatten ſchlecht vertheilt. Die Kunſt zu portraitiren iſt etwas höher geſtiegen; ſie läßt an techniſcher Fertigkeit wenig zu wünſchen, iſt

---

88) Ritter, Aſien. IV, 2, 1091. 89) a. a. O. 1099. 90) a. a. O. IV, 2, 322. 91) Vgl. S. 125. 92) Siehe zwei Skizzen in Journ. of Beng. Vol. VII. Pl. L. p. 41. 93) Vgl. *Tod*, Annals of Rajasthan, I, 670. Vgl. mehre Dſchainatempel bei *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 233 fg. 94) Vgl. Ritter, Stûpas an mehren Orten. Um ſich die Entſtehung bildlich klarer zu machen, vgl. man die III. V. VI. Platte in Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. T. II; es iſt ein Chaitja (heiliger Feigenbaum) auf einem Stûpas (wie am Klarſten auf Pl. III ſichtbar); über die Pagoden vgl. Einiges bei v. Bohlen II, 82. Nouv. Journ. As. 1828. I, 1, 160. 95) *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 779.

96) Vgl. von Bohlen II, 197. 97) *Raffles*, History of Java. II, 54.

aber ohne Grazie und Ausdruck. Auch hier würde der Buddhiſmus, geleitet von der göttlichen Idee, in der er ſeinen ſonſt als Menſchen gedachten Meiſter auffaßte, mehr geleiſtet haben, als die Brahmaniſche Cultur, welche faſt gar keine menſchenthümlich-künſtleriſch darzuſtellende Idee beſitzt, zu geben vermag[98]).

9) Entfaltung in den materiellen Elementen des Lebens. Ackerbau, Induſtrie, Handel. Alles ſpricht dafür, daß die Elemente, welche zur Erhaltung und einer angenehmen Lage des materiellen Lebens dienen — Ackerbau, induſtrielle Thätigkeiten und Handel — ſchon ſeit überaus alter Zeit in Indien zu hoher Blüthe gelangt waren. Das Volk, von dem man ſchon um 1000 v. Chr. Luxusartikel holte[99]), welches um dieſelbe Zeit, wie wir annehmen zu dürfen glaubten, mit Seeſchiffen das Meer zwiſchen Afrika und Oſtindien befuhr[1]), hatte zu Hauſe gewiß in ſeinem großen Lande eine Menge Diſtricte, wo die, die nächſten Lebensbedürfniſſe betreffenden, Thätigkeiten in großer Blüthe geübt wurden. Schon zur Zeit, wo Herodot und etwas ſpäter Kteſias von den Indern erfuhr, zeigen ſie ſich als ein allſeitig, insbeſondere in Bezug auf induſtrielle Thätigkeit, cultivirtes Volk[2]). Als die Griechen unter Alexander Indien genauer kennen lernten, trafen ſie es in einem, in Bezug auf alle dieſe Elemente, überaus blühenden Zuſtande. Hierbei mag die Kaſtenverfaſſung — auch wenn ſie nicht das ganze Leben durchdrang — von bedeutender Förderlichkeit geweſen ſein. Denn hinderte ſie gleich einen höheren Schwung, ſo mußte die Erblichkeit der Thätigkeit doch zu einer immer leichtern und beſſern Ausführung führen. Die alsdann folgende Periode der indiſchen Geſchichte, welche uns durch einheimiſche Werke bekannt iſt, zeigen uns ihre Gedichte in dem Zuſtande der höchſten Blüthe des materiellen Lebens. Die epiſchen und dramatiſchen Gedichte, ſowie auch die ſpäter hinzutretenden Berichte chineſiſcher Reiſender geben uns Bilder eines allgemein verbreiteten Wohlſtandes, ja Luxus. Dieſer Zuſtand mag vorherrſchend geweſen ſein, bis die Feſtſetzung des Muhammedaniſchen Despotiſmus nach und nach in allen Theilen Indiens immer verderblicher wirkte. Dazu kam noch, daß ſeitdem die Europäer auf dem Seewege in Berührung mit Indien kamen, ſie die rohen Stoffe aus Indien holten und ſie nach und nach mit dem, in Europa die induſtrielle Entwickelung durchdringenden, Schwung zu bearbeiten begannen. So wurde, während der einheimiſche Despotiſmus den Ackerbau vernichtete, die indiſche Induſtrie durch die Europäer überflügelt. Handel nach Außen war in Indien, jene älteſte Periode vielleicht ausgenommen, nie bedeutend. So wurden alle drei Elemente des materiellen Wohlſtandes in Indien zerſtört, und wo einſt der glänzendſte Wohlſtand geherrſcht hatte, findet ſich jetzt das drückendſte Elend.

Der Ackerbau war bei den Indern als die eigentliche Quelle des Wohlſtandes ſtets in hoher Achtung; ſelbſt die Fürſten ſollten ſich darin unterweiſen laſſen. Er förderte eine große Menge Producte zu Tage, welche die Haupthandelsartikel der Inder bildeten und bilden, und in Europa größtentheils unter den indiſchen Namen bekannt geworden ſind. Ein Haupterzeugniß iſt der Reis (vrîhi), welcher, wie ſchon früher bemerkt[3]), auf dem Landwege nach dem Weſten kam. Er, ſowie die ebenfalls vorzüglich gebauten Producte, Zucker (çarkara) und Baumwolle (karpasa), bedarf vieles Waſſers und in alten Zeiten war durch Bewäſſerungsanſtalten reichlich dafür geſorgt, daß kein Mangel in dieſer Hinſicht entſtehe, und jedes Dorf hätte einen Waſſeraufſeher[4]). Noch jetzt finden ſich manche Anſtalten der Art[5]), allein viele ſind verkommen und daher entſteht jetzt ſehr häufig, bei nur etwas trockenen Jahren, allgemeine Hungersnoth. Mehre Cerealien ſind freie Erzeugniſſe Indiens[6]). Küchengewächſe exiſtiren in den verſchiedenſten Arten. Eine Menge von den Gewürzen Indiens waren im Alterthume, wie jetzt, geſucht, Ingwer (çringavera), Pfeffer (pippali), ſowie viele Drogueriepflanzen, verrathen durch ihre Namen ihre indiſche Abſtammung. Selbſt der Seidenbau war den Indern bekannt[7]). Der indiſche Kampher war ſehr hochgeſchätzt, und wurde dem Kaiſer von China[8]), ſowie in alter Zeit dem Könige von Perſien als Ehrengeſchenk geſandt. Denn er iſt ohne Zweifel das bei Kteſias genannte *καρπίον* (im Sanſkrit karpûra)[9]). Opium bildet bekanntlich jetzt eins der einträglichſten Producte Indiens. Überhaupt iſt Indien reich an allen Arten der ſchönſten, nützlichen ſowol als angenehmen Erzeugniſſen der Erde[10]).

Die Agriculturinſtrumente der Inder ſind einigermaßen aus bildlichen Darſtellungen zu erkennen. Sie erweiſen ſich als ſehr einfach und ſind es ſo auch noch jetzt. In Bengalen beſteht der Pflug aus einem gekrümmten Stück Holz, welches an dem einen Ende geſchärft und mit einer Eiſenplatte bedeckt iſt, die die Pflugſchar bildet. Am andern Ende iſt eine hölzerne Handhabe, zwei Fuß lang, kreuzweiſe befeſtigt; in der Mitte befindet ſich ein langes gerades Stück Holz, oft von Bambus, Isha genannt, welches zwiſchen den vorgeſpannten Ochſen hindurchgeht, und auf die Mitte des Jochs fällt, an welches es mit einem Nagel oder Strick befeſtigt wird. Das Joch iſt ſehr ſauber, und liegt über dem Nacken der Ochſen, dicht vor dem Höcker; bei jedem Pfluge geht ein Mann, der mit einer Hand den Pflug hält und mit der andern die Stiere am Schwanze leitet und mit einem Stecken treibt. Statt der Dreſchflegel dienen zuſammengebundene Stiere, welche über eine Quantität Garben geführt werden und

98) Vgl. von Bohlen II, 201. *Montgomery Martin* a. a. O. I, 243. 99) Vgl. oben S. 25 fg.

1) Vgl. oben S. 30. 2) Vgl. oben S. 38 fg., insbeſondere die S. 42, Anm. 42 erwähnte Abhandlung von Heeren.

3) Vgl. oben S. 41. 4) von Bohlen II, 112. 5) Vgl. *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 248. 6) von Bohlen II, 113. 7) Ritter, Aſien. IV, 1, 437. Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. III, 1, 152. Journ. of Beng. 1837. p. 38. 8) Journ. of Beng. 1837. January. p. 66. 9) *Ctes.* Ind. 28. Heeren (Gött. Gel. Anz. 1834. S. 2059) nimmt es für Roſenöl, worin ich ihm nicht beiſtimmen kann. 10) Vgl. d. Art. Hindustan und die Zuſammenſtellung in *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 133 fg.

Digitized by Google

ſie austreten. Zum Mahlen dienen gewöhnlich Handmühlen; doch auch eine Art Waſſermühlen [11]).

Das Land liefert, wie ſchon die Alten bemerkten, zwei Ernten jährlich. Daß man ihm ehemals mit Dünger nachhalf, findet ſich, ſo viel ich mich erinnere, nirgends bemerkt. Jetzt läßt man es, wenn es zu ſtark ausgeſogen iſt, einige Zeit brach liegen [12]).

Viehzucht war ſeit den älteſten Zeiten mit Ackerbau eng verknüpft. Die occidentaliſchen Schriftſteller der Alten erwähnen dies, und die einheimiſchen Quellen beweiſen es vielfach. Die grauenhafte Geſchichte Indiens, ſeit den Muhammedaniſchen Eroberungen, hat auch dieſen Zweig des Wohlſtandes untergraben, und es wird lange dauern, bis ſich Indien auch in dieſer Beziehung zu ſeinem alten Flor emporſchwingt. Dennoch findet man auch jetzt noch große Heerden von Zugochſen und Schafheerden auf den Gemeindewieſen [13]).

Überaus vorgeſchritten war ſeit den älteſten Zeiten die indiſche Induſtrie. Die herrlichen Naturproducte mußten, bei dem angeborenen Talent für mechaniſche Thätigkeiten überaus früh dazu auffodern, und die Erblichkeit der Thätigkeit führte natürlich zu großer Kunſtfertigkeit. Dieſe Seite der indiſchen Entwickelung hat von jeher und ſelbſt jetzt noch die größte Bewunderung erregt, und Alle, welche Indien kennen lernen, erzählen mit Staunen, mit wie einfachen Hilfsmitteln die Inder in jeder Art der Induſtrie die wunderbarſten Werke hervorzubringen vermögen.

Der Reichthum der vegetabiliſchen Producte gab zunächſt Stoff und Farben zu Zeuchen der mannichfachſten Art, und die Verfertigung derſelben iſt bis jetzt faſt noch von keinem Volke übertroffen. Die feinſten Muſſeline (genannt von Mausbala, den Bewohnern von *Μασαλία*, Maſulipatam), Tüll (tulaka [14]) im Sanſkrit, Baumwolle), die bei den Alten unter dem Namen *σινδόνες* als ſindiſche (von sindhu) bekannten Baumwollenzeuche, eine überaus große Menge von verſchiedenartigen Seidengeweben wurden, ſo weit uns die Geſchichte bekannt iſt, in Indien mit größter Kunſtfertigkeit gewebt. So einfach der indiſche Webeſtuhl iſt, ſo liefert er doch Werke, welche bei großem Umfange kaum ſichtbar ſind. Wird ein ſolches Gewebe auf Gras gelegt und der Thau fällt darauf, ſo iſt es nicht mehr zu unterſcheiden. Tavernier erzählt von einem 30 engliſche Yards langen Muſſelinturban, welcher in einer Cocusnuß lag und ſo fein war, daß man ihn kaum fühlen konnte [15]).

Auch benutzten ſie die Vegetabilien zu mancherlei Arten von berauſchenden Getränken; Rum, Arak, Punſch z. B. haben indiſche Namen: rôma, raksha, pank'a. Insbeſondere ſind ſie geſchickt in Bereitung von Confituren. Ihre vielfachen Holzarten, Bambus, gaben ebenfalls Veranlaſſung zu induſtriöſer Benutzung.

Aus dem animaliſchen Reiche benutzten ſie die Wolle zu ebenſo ausgezeichneten Geweben, wie die Baumwolle; die Kaſchmirſhawls (çavala im Sanſkrit, eigentlich buntfarbig) waren im Alterthume ſchon bekannt [16]). Sehr geſucht war in alten Zeiten die eigenthümliche ausgelaſſene Butter der Inder [17]). Daß ſie das Horn (z. B. zu Bogen), Elfenbein u. ſ. w. verarbeiteten, iſt keiner Frage unterworfen.

Der metalliſche und überhaupt mineraliſche Reichthum Indiens gab der induſtriellen Entwickelung den meiſten Vorſchub. Die feinen Goldſchmiedearbeiten der Inder ſind noch jetzt berühmt [18]). Ihr Reichthum an Diamanten führte zur Ausbildung der Steinſchneidekunſt, jedoch mehr im Sinne einer techniſchen Fertigkeit [19]). Berühmt war die indiſche Bearbeitung des Eiſens ſchon im Alterthume [20]); die Erfindung des feſteſten Stahls, Wuz [21]), gehört ihnen. Sie kannten die Kupferſcheidung aus Schwefel (çulvâri, Feind des Kupfers), woher das lateiniſche sulfur (woraus denn folgt, daß dieſer Schwefel als indiſcher Handelsartikel nach dem Weſten kam). Erzguß war den Indern ſchon ſeit alter Zeit bekannt [22]). Sie — und zwar durch Einwirkung des Buddhismus — erfanden die Kunſt des Glockengießens, welche ſich mit dem Buddhismus aber nach Hinterindien zog, wo noch in letzter Zeit Glocken von der immenſeſten Größe gegoſſen ſind. Um dies beiläufig zu bemerken, rührt ſowol der Thurmbau, als der Glockenguß aus der Buddhiſtiſch-religiöſen Baukunſt her, und hat ſich durch die Araber von Indien her nach Europa verbreitet. Dieſe Bearbeitung metalliſcher Subſtanzen — deren Anzahl wir nicht herrechnen können — ſetzt Bergbau in Indien voraus; ſichere Zeugniſſe dafür kenne ich jedoch noch nicht.

Das Meer lieferte insbeſondere Perlen. Die Fiſcherei und Behandlung derſelben war ein Hauptzweig der ſüdindiſchen Induſtrie [23]).

Was die größeren Werke der Induſtrie betrifft, ſo ſchildern uns die älteren indiſchen Werke ſchöne, prächtig gebaute Häuſer; natürlich führte hier Klima, Sitte und finanzielle Verhältniſſe der Einzelnen Verſchiedenheiten ein. Allein die großen Kunſtbauwerke der Inder zeigen, daß ihre mechaniſchen Kenntniſſe bedeutend genug waren, um in der civilen Baukunſt Alles zu leiſten, was man nur von einem cultivirten Volke erwarten darf. Sie wußten einfach und ſicher Gewölbe anzulegen [24]); größere Gebäude führten ſie über gemauerten Brunnen auf, die in gewiſſen Diſtanzen gegraben und mit Steinen ausgefüllt wurden. Jetzt finden ſich nur noch ſelten ſchönere Häuſer; doch erinnern die, welche ſich finden, an eine geſchmackvolle Tradition. Sie ſind mit Terraſſen, Vorhallen, Säulengängen u. ſ. w. verziert. Die Straßen

11) Vgl. *Montgom. Martin* a. a. O. 247 fg. 12) von Bohlen II, 113. 13) a. a. O. 114. 14) Bei *Arr.* Ind. 7 iſt wol *τυλα* für *ταλα* zu ſchreiben; übrigens ſcheint aus Unkunde einiges Falſche daſelbſt eingefloſſen zu ſein. 15) von Bohlen II, 116. *Montgomery Martin* a. a. O. I, 249.

16) Heeren a. a. O. 17) Heeren, Ideen, Indien. 368 n. 18) *Montgomery Martin* I, 252. 19) *Raspe*, Introd. to *Tassies*, Descript. Catal. of engraved Gems. p. XII. 20) von Bohlen II, 117. 21) Royle, über das Alterthum der indiſchen Medicin, überſetzt von Wallach. 45. 22) *Nearch.* bei *Strab.* XV. §. 67. 23) *Vincent*, Periplus of the Erythrean Sea, I, 108. 109 fg. II, 444 fg. und 371. 24) von Bohlen II, 99.

der Städte ſind jetzt und waren auch früher — wie die indiſchen Gedichte zeigen — ungepflaſtert [25]). Allein ſie hatten ſchon, wie aus ebendieſen hervorgeht, eigene Namen, wurden beleuchtet, und Leute waren angeſtellt, welche ſie rein halten mußten, ſowie auch Nachtwächter. Die Straßen waren, nach den ältern Partien jetziger indiſcher Städte zu ſchließen, krumm und eng [26]). Daß ein beſtimmter Plan in den Anlagen der Städte waltete, ſcheint aus nichts zu folgen, doch waren die Städte mit öffentlichen Plätzen, Anlagen u. ſ. w. geziert [27]). Vorgeſchrittener war, alten Werken nach zu ſchließen, die Benutzung von Localitäten, welche durch die Natur ſchon einigermaßen befeſtigt waren, zu Feſtungsbauten [28]). Wie bei den Grottenwerken, hieb man auch hier die Werke größtentheils in den Felſen ein. Chauſſéebau betreffend, ſo haben die indiſchen Religionen die Anlage von bequemen Wegen für ein gutes Werk erklärt, große Straßen exiſtirten ſeit den älteſten Zeiten, und wir haben bemerkt, wie auch Aſokas (263—227 vor Chr.) dafür ſorgte. Auch die occidentaliſchen Alten erwähnen große Kunſtſtraßen in Indien. Es wird ſich hier manches Alte erhalten haben, iſt aber noch nicht hinlänglich unterſucht [29]). Die große Bedrängniß Indiens hat auch in dieſer Beziehung faſt Alles, was früher geſchaffen ſein mochte, untergehen laſſen. Die große Thätigkeit der Engländer ſchafft aber jetzt ſchnell und in weiten Umkreiſen Communicationsmittel. Brückenbau iſt im jetzigen Hinduſtan, wo nicht das engliſche Gouvernement thätig eingreift, überaus mangelhaft. Auch dies war weder in den älteren noch ſpäteren Zeiten ſo; es iſt ebenfalls eine Folge der Bedrängniß der letzten Jahrhunderte. Die große Inſchrift von Girnar zeigte, mit welcher Sorgfalt zweierlei Königsgeſchlechter den Brücken- und Waſſerbau an einem kleinen Fluſſe beſorgten und die indiſchen Gedichte erwähnen Brücken in Menge [30]), ſowie ſich Spuren derſelben überaus häufig finden. Außer ſteinernen Brücken kannten die Inder auch Kettenbrücken ſchon zur Zeit des chineſiſchen Reiſenden Fa Hian.

Den Handel betreffend [31]), ſo war einerſeits Binnenhandel der Inder in Indien ſelbſt, zweitens Handel der Inder mit Auswärtigen. Dieſer fand wiederum entweder in Indien ſelbſt ſtatt, oder im Auslande. Was den Binnenhandel in Indien ſelbſt betrifft, ſo können wir ihn bei einem ſo hochcultivirten Volke uns nicht anders als ſchon ſeit den älteſten Zeiten ſehr bedeutend vorſtellen. Gegenſtand deſſelben waren einerſeits die einheimiſchen Natur- und Kunſtproducte, an deren Genuß bei der nach und nach entſtehenden Gleichmäßigkeit der indiſchen Cultur ganz Indien gewöhnt wurde, ohne daß ſie alle Gegenden gleichmäßig, oder überhaupt nur hervorbrachten; dazu kamen denn noch die vom Auslande herbeigeführten Producte, welche die einheimiſchen Kaufleute von der Küſte aus bis in die mittelſten Punkte Indiens verführten. Einen Hauptzweig dieſes Binnenhandels bildete, bei dem in Indien in verſchiedenen Gegenden nicht ſelten eintretenden Miswachs, der Kornhandel, welcher ſchon ſeit vielen Jahrhunderten von einer eigenen Kaſte, Banjaras [32]) genannt, im Dekhan insbeſondere, jedoch auch in Nordhinduſtan betrieben wird. Sie ſtammen wahrſcheinlich aus Marvar in Rajputana, ſind aber durch ihre ſteten kaufmänniſchen Wanderungen ganz heimathlos geworden. Mitten in dieſer Heimathloſigkeit haben ſie aber eigene Sprachen, Sitten und Tracht behauptet. Die Anzahl derſelben iſt ſehr groß; im Diſtricte Bareilly (28° 23′ n. Br.) zählte man ihrer 14,000. Sie bedienen ſich als Transportmittel der Laſtochſen. Sie betrachten ſich als Kſchatrijas, und zwar als Rajputen. Sie leben in Zelten, verheirathen ſich nie mit den Töchtern der Städtebewohner, und bauen ſelten Äcker, nie im Dienſte von Andern. Wenn ſie ohne Handelsgeſchäfte ſind, leben ſie als Hirten, im Beſitze von zahlreichen Viehheerden. Sie gehen ſtets bewaffnet, ſind ſehr tapfer und halten auch Diebſtahl für ein erlaubtes Handwerk. Bei jeder ihrer Horden befindet ſich ein Barde, der die Heldenthaten ihrer Vorfahren beſingt. In neueren Zeiten haben ſie in den Kriegen der Engländer dieſe gewöhnlich mit Proviant verſorgt. Die alte Zeit kannte, wie es ſcheint, noch viel größere, das Land durchziehende, Karavanen. Eine Kaufmannskaravane, welche aus Kamelen, Elefanten, Pferden und Wagen beſteht, und an deren Spitze ſich ein Karavanenführer befindet, kennen wir aus einer längeren Schilderung der bekannten Epiſode des Mahabharatam, Nalas [33]). Ähnliche Schilderungen von Karavanen werden auch in neueren Zeiten gegeben [34]). Hauptpunkte für den Binnenhandel, ſowie den Handel überhaupt, bildeten die heiligen Orte, und Hauptgelegenheiten die großen Feſte [35]).

Was den Handel nach und mit Gegenden außer Indien betrifft, ſo war er einerſeits Landhandel, andererſeits Seehandel. Den Landhandel zunächſt betreffend, ſo führten große Handelsſtraßen, wie Heeren nachgewieſen, vom jetzigen Afghaniſtan aus, ſowol nach den weſtlichen Gegenden Aſiens, als, über den indiſchen Kaukaſus gehend [36]), nach den öſtlichen und nördlichen. Ob in den älteſten Zeiten, wo wir bei den Indern eine größere geiſtige und materielle Energie vorausſetzen zu dürfen glaubten, Inder dieſe Straßen weiter verfolgten, läßt ſich mit Beſtimmtheit weder bejahen noch verneinen. Im Anfange der hiſtoriſch bekannteren Zeit ſcheinen Inder überaus ſelten weiter von ihrem Vaterlande ſich entfernt zu haben. Kteſias bemerkt, wie wenig Inder er ſah, und wir haben ſchon angeführt, wie ſpät Indien den Chineſen bekannt ward. Das ſchließt nicht aus, daß einzelne

25) a. a. O. 100. 26) Vgl. die Schilderung von Benares a. a. O. 101. 27) Ritter, Aſien. IV, 1, 503. von Bohlen II, 101 fg. 28) von Bohlen II, 98. Ritter, Aſien, IV, 1, 514. 29) von Bohlen II, 109. 30) von Bohlen II, 112. 31) Vgl. Heeren, Ideen, in den die Indier, Phönizier, Babylonier behandelnden Abtheilungen. *Vincent*, Periplus of the Erythrean Sea; von Bohlen II, 121 fg.

32) Ritter, Aſien. IV, 1, 687 fg., wo ſich auch die Hauptquellen bemerkt finden. 33) Cap. 12 und 13. 34) von Bohlen II, 124. 35) Vgl. Ritter II, 909 fg. und die angeführten Werke. 36) Hier ſind Heeren's Unterſuchungen von der größten Bedeutung, die wir als bekannt vorausſetzen dürfen.

Abenteurer ſehr weit vordrangen, wie noch in den letzten Zeiten und jetzt Inder ſelbſt bis Aſtrachan wandern. Allein die Handelsſtraßen ſcheinen gewöhnlich die Einrichtung gehabt zu haben, daß an beſtimmten Stapelplätzen die Karavanen ihre Waaren verkauften, und ſie alsdann von den Kaufleuten dieſes Stapelplatzes weiter gefördert wurden. Ob es bedeutende Handelsſtraßen an der öſtlichen Seite des Himalaya nach dem Nordoſten von Aſien gab, ob endlich größere Handelsverbindungen zu Lande mit Hinterindien exiſtirten, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden, obgleich es, da das indiſche Reich, wie wir ſchon bemerkten, zu Aſokas' Zeit bis jenſeit des Brahmaputra reichte, und zu einer andern ſpätern Zeit Bhutan einſchloß, nicht unwahrſcheinlich iſt. Ähnlich war es mit dem Landhandel auswärtiger Nationen nach Indien hin. Die entfernteſten Waaren kamen, durch die verſchiedenſten Völkerhände gehend, in die entfernteſten Hände. So gingen insbeſondere, ſeitdem die Perſer den Seeweg nach Indien ſo ſehr verkümmert hatten, die indiſchen Natur- und Kunſtproducte, ſowie Tranſitowaaren bis in die entfernteſten Weſtländer und Nordländer, während Indien phöniziſche, babyloniſche u. ſ. w. Kunſterzeugniſſe und Pelzwaaren aus dem Norden, ſowie vielleicht Seide und anderes aus dem Oſten erhalten mochte. Im Ganzen genommen bedurfte Indien, dieſes mit den verſchiedenartigſten Producten ſo überaus geſegnete Land, ſehr wenig von Außen, und ich geſtehe, mit Ausnahme der Pelzwaaren, die in den indiſchen Gedichten als Luxusartikel vorkommen, nichts nachweiſen zu können, von dem man mit Beſtimmtheit behaupten könnte, daß es ſchon vor der genaueren Bekanntſchaft mit den Griechen in Indien vom Auslande her zu Lande eingeführt ſei.

Das natürlichſte Verbindungsmittel zwiſchen entfernten Gegenden iſt das Meer. Wir haben annehmen zu müſſen geglaubt, daß, in der Zeit der energiſchen Entfaltung des innern Lebens, die Inder bis Afrika und Diu Sokotra ſchifften, und auch Arabien berührten. Der regelmäßige Monſun macht dieſe Schiffahrt ſehr gefahrlos, und ihre Annahme daher keineswegs unwahrſcheinlich. Da wir das um die Zeit des Homer in Europa bekannte Zinn (κασσίτερος, ſanſkr. kastira) als von Indien erhalten nachgewieſen zu haben glauben, das Zinn aber ein Hauptproduct Hinterindiens und der dazu gehörigen Inſeln iſt, ſo glauben wir in dieſer alten Zeit (um 1000 vor Chr.) ſelbſt eine Seeverbindung zwiſchen Vorder- und Hinterindien annehmen zu dürfen. Später als die Phönizier und dann die Araber in dem Meere zwiſchen Indien und Afrika mächtig wurden, als die Fremden ſelbſt kamen, und mit bedeutendem Gewinne für die Inder ihre Producte holten, als die Individualiſirung Indiens den Anfang jener, ſich ſpäterhin immer mehr ſteigernden, Indolenz herbeiführte, mögen es die Inder, denen das Ausland wenig bieten konnte, lieber geſehen haben, wenn ſie ſich von ihrem heiligen Dschambu dvipa nicht zu trennen brauchten. Doch iſt das in den Puranen ſich findende Verbot, über den Indus zu ſetzen, oder gar das Weltmeer zu befahren, weder alt, noch jemals in ſeiner Strenge befolgt [37]). Wir finden in den indiſchen Gedichten mehrfach Flußſchiffahrt erwähnt. Die occidentaliſchen Alten kennen ſeit der Zeit, wo Indien mit der Weſtwelt näher bekannt wurde, indiſche Schiffe, die nach Weſten ſteuerten, insbeſondere z. B. von Barygaza nach Karamania [38]), ſpäter werden ſie in Sokotra erwähnt. Pſeudo-Arrian nennt uns indiſche Schiffe mit ihren einheimiſchen Namen, nämlich σάγγαρα, im Sanſkrit sangara, welches Kauffahrteiſchiffe bedeutet, und Kolandiophonta, über deſſen erſten Theil ich nicht mit Beſtimmtheit zu entſcheiden wage; der letzte Theil iſt ſanſkritiſch bhând'a, ausgehöhltes Gefäß. Dieſe Schiffe gingen nach Hinterindien [39]). Die Schiffe wurden vom Könige an die Kaufleute vermiethet [40]). Lootſen fuhren den auswärtigen Handelsſchiffen entgegen und brachten ſie in die Nähe der indiſchen Häfen. Die Ausladeſchiffe nennt der Periplus wiederum mit einheimiſchen Namen, die jedoch mir noch nicht auf ihre einheimiſche Form reducirbar ſind [41]). Seit der Zeit, wo der indiſche Handel durch Auffindung des Weges um das Cap der guten Hoffnung aus dem arabiſchen Meere weggezogen und in directe Verbindung mit Europa gebracht wurde, mußten größere Seefahrten der Inder immer ſeltener werden. Aber grade um dieſe Zeit ſegelten indiſche Schiffahrer vielfach nach Afrika, und gebrauchten beſſere Inſtrumente, als die Europäer, Compaß, Quadranten, Seekarten u. ſ. w. [42]). Inder fanden ſich vielfach im Auslande [43]); insbeſondere auf der Haupthandelsſtation vor dieſer Zeit, Sokotra. Seit dieſer Zeit war der Seehandel der Inder mehr nach Oſten gerichtet. Dieſen fanden die Griechen, als ſie Indien kennen lernten, ſtets im Gange, und da die europäiſchen Schiffe ſich lange Zeit nicht ſo weit wagten, ſo blieb er lange in den Händen der Inder. Er wurde insbeſondere von der Küſte Coromandel aus betrieben, und die von dieſen Gegenden hergeholten Waaren mitten durch Dekhan zu Lande nach der Weſtküſte geſchafft [44]). Die Inder, insbeſondere Tilangas (aus Telinga), deren Spuren ſich vielfach in Hinterindien finden [45]), kamen auf dieſe Weiſe nach Hinterindien und den indiſchen Inſeln, und wurden ſo das Civiliſationsmittel dieſer Gegenden. Die Vertreibung des Buddhismus aus Vorderindien wirkte hier thätig mit. Indiſche Künſtler wanderten zur See nach Oſten hin aus [46]), und die indiſchen Inſeln ſind voll von Spuren einer von Indien ausgegangenen Cultur [47]). Die Küſtenſchiffahrt in Coromandel, Malabar nach den Inſeln hat ſich bis jetzt ſehr lebhaft erhalten, und es werden dazu Schiffe von ſehr verſchiedenartigem Baue gebraucht [48]).

Was nun die auswärtigen Völker betrifft, welche

37) Vgl. von Bohlen II, 125 fg. 38) Peripl. p. 94 ed. *Vincent*. 39) *Vincent*, Peripl. II, 473 n. c. 40) *Megasthen.* ap. *Strab.* XV. §. 46. 41) Unverkennbar irrt *Wilford*, As. Res. IX, 198. 42) von Bohlen II, 129 fg. 43) Ritter IV, 1, 442. 44) Ritter IV, 1, 517. 518. 45) IV, 1, 38. 46) Journ. of Beng. 1838. May. p. 411. 47) von Bohlen II, 43. 48) Description of the various Classes of Vessels, constructed and employed by the natives

mit Indien in überſeeiſche Verbindung traten, ſo waren es, vor der perſiſchen Seeſperre, außer den Phöniziern die Babylonier. Zur Zeit der Blüthe der perſiſchen Herrſchaft gerieth der Handel faſt ganz in die Hände der Araber. Nach dem Sturze der perſiſchen Herrſchaft beſtand die unter ihr mehr aufgelebte Landverbindung einige Zeit neben der ſich nun wieder erhebenden Seeverbindung fort, bis endlich Alexandria Hauptſtapelplatz ward und die indiſchen Waaren vorzüglich den Weg nach Ägypten nahmen, ohne daß jedoch die Landſtraßen über Babylon nach Palmyra zu verlaſſen wurden. Dieſer Zuſtand blieb bis zur Zeit der Araber. Nach einer Zwiſchenzeit von Sperrungen durch Krieg kam der ganze indiſche Handel in die Hände der Araber, welche ſich an der Küſte Vorderindiens als Kaufleute feſtſetzten, und durch die weitverzweigten Reiche ihrer Stammgenoſſen die indiſchen Waaren verbreiteten. Alsdann nahmen indirect die italieniſchen Republiken daran Antheil. Endlich wurde der directe Weg von Europa nach Indien eingeſchlagen. Seit der Zeit hatten diejenigen europäiſchen Nationen, welche in Indien am mächtigſten waren, auch den indiſchen Handel am meiſten in Händen; zuerſt die Portugieſen, dann die Holländer, endlich bis jetzt die Engländer. Auch Spanier, Franzoſen, Ruſſen, Dänen u. ſ. w. hatten ſeit dieſer Zeit früher oder ſpäter einigen Antheil.

Die Haupthandelspunkte für den Seehandel bildeten natürlich die beſten Häfen an den Küſten. In der älteſten Zeit Ophir (supâra) auf der Küſte von Malabar; zur Zeit des babyloniſchen Handels wahrſcheinlich ein Hafen in Guzerate; von der Zeit der genaueren Bekanntſchaft mit Indien an für die ältere Küſtenfahrt Pattala (Pôtâla im Sanſkrit, Schiffsſtation), ſpäter der Hafen Barbarike, beide in der Gegend der Indusmündungen. Seitdem durch Hippalus die Benutzung der Monſuns eingeführt ward, ſegelte man von Arabien gerade aus nach der Küſte von Malabar. Zu Pſeudo-Arrian's Zeit ſcheint der Handel hier ſtreng unter der Aufſicht der Küſtenfürſten geſtanden zu haben, und durfte nur an beſtimmten Orten ihres Gebietes betrieben werden. Schiffer wurden, wenn ſie z. B. im früher beſuchten Hafen Kalliana landeten, mit einer Wache am Bord nach Barygaza (Beroach), dem Hauptſtapelplatze, zurückgebracht [49]). In Barygaza lieſen die Straßen von Ozene (Ug'g'ajini), Tagara (Devagiri, jetzt Dowlatabad, jedoch fraglich) und Plithana zuſammen, zu Pſeudo-Arrian's Zeit, ſodaß es den Hauptmarktplatz für die griechiſch-römiſche Schiffahrt bildete. Einen ſüdlicheren Hauptpunkt bildete Muziris, und dann der Buſen von Argalus. Allein zu Arrian's Zeiten ſcheint der ganze Handel in Barygaza concentrirt geweſen zu ſein, wo die Griechen ſogar die durch Baktrien auf Landweg kommende chineſiſche Seide, roh und verarbeitet, erhielten [50]). Zur Zeit, als die Portugieſen nach Indien kamen, hatte ſich der Haupthandel, geſtört durch den Despotismus der im Norden erſtarkten Muhammedaniſchen Herrſchaft, mehr ſüdlich nach Calicut, Cochin gezogen. Seit dieſer Zeit wurden die europäiſchen Factoreien die Haupthandelsplätze, Goa, dann insbeſondere Surate; ſeit der Feſtſetzung der engliſchen Herrſchaft ſind die Präſidenten-Reſidenzen auch die vorzüglichſten Plätze für den Seehandel geworden.

Wollten wir die Verhältniſſe des Handels von Indien im Allgemeinen, ſowol an und für ſich, als insbeſondere in Beziehung auf ſeine Folgen für den Wohlſtand von Indien betrachten, ſo würde hier mancherlei in Berückſichtigung zu ziehen ſein, deſſen Erwägung der Verfaſſer dieſes Artikels ſich nicht gewachſen fühlt. Es wären hier ſorgſam alle aus- und eingeführten Handelsartikel je nach den verſchiedenen Epochen aufzuzählen. Aus den älteſten Zeiten ſind die Nachrichten in dieſer Beziehung ſehr vereinzelt. Nur Pſeudo-Arrian aus der Mitte des 1. Jahrh. nach Chr. verdanken wir etwas genauere Mittheilungen. Die Ausfuhr bildete insbeſondere Kupfer, Sandelholz, Elfenbein, Ebenholz, Koſtus, Bdellium, Lycium (ein Farbenkraut), Narde, ein nach der indiſchen Stadt Kaljuna genannter Stein, Sapphire, Seidengeſpinnſt, und andere Formen des Erzeugniſſes des Seidenwurms, Muſſeline von verſchiedener Qualität, Indigo, Onyx, Murrhingefäße (chineſiſches Porzellain), Pfeffer, Betel (Malabathrum, im Sanſkrit tamâlapatra), Diamanten, Rubinen, Perlen, Schildpat u. ſ. w. [51]). Die Importen ſind mancherlei grobe Zeuche, Chryſolith, Korallen, Storax, Libanos, Glas, Silbergeſchirr, Münze, Wein, insbeſondere italieniſcher, der am meiſten in Indien geſchätzt ward, Erz, Zinn, Blei, ägyptiſcher Lotus, ſchöne Mädchen für die Harems der Könige u. ſ. w. Dieſe Tabelle läßt ſich durch einzelne Notizen noch leicht vermehren. Wir unterlaſſen es, da wir doch keine Vollſtändigkeit hier erreichen können.

Für die Zeiten des Mittelalters finden wir manche einzelne Daten, welche jedoch noch nicht in Zuſammenhang gebracht ſind.

Seitdem ſich europäiſche Colonien in Indien feſtgeſetzt haben, werden die Tabellen wieder vollſtändiger. Ihre Zuſammenſtellung müſſen wir jedoch Artikeln überlaſſen, welche dem indiſchen Handel und den indiſchen Handelsgeſellſchaften insbeſondere gewidmet ſind. Wir erlauben uns nur noch einiges in Bezug auf die neueſte Zeit darzulegen. Einen Haupthandelszweig bildet jetzt Indigo. Es wird producirt insbeſondere von der Präſidentſchaft in Bengalen, und trägt jährlich zwiſchen 2—3,000,000 Pf. St. ein [52]). Die geringe Acciſe, welche in England auf ihm ruht, hat ihn zu einem der einträglichſten Handelszweige gemacht. Im J. 1824 koſtete die Kiſte in London 111 Pf. St., 1825 140 Pf. St.; ſeitdem iſt er aber durch die zu große Steigerung der Production ſehr geſunken; im J. 1831 koſtete er nur 45 Pf. St. die Kiſte. Ferner iſt Seide von großer Bedeutung; im J. 1834 wurden 1,203,685 Lbs. von Indien aus in England

of the Coasts of Coromandel u. ſ. w. in Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 1—15; mit Abbildungen.

49) *Arr.* Peripl. p. 105 bei *Vincent.* 50) Ebend. 116.

51) Vgl. App. zu *Vincent*, Periplus. I, 1 fg. und II. 4 fg.

52) Das Folgende iſt aus Montgomery Martin (History of the british Colonies. X, 379 fg.) ausgezogen.

eingeführt. Der Seidenbau findet zwiſchen 22—26° n. Br. und 86—90° öſtl. L. ſtatt. Die beſte Seide iſt die Gonatea, die ſchlechteſte die Bauleah. Die Baumwolle-Production in Indien hat durch die Rivalität der amerikaniſchen und durch die Zölle in England ſehr gelitten. Nächſt kommt Opium, deſſen Exportation bis zu den neueſten Vorfällen in China (1839) vorzüglich dahin gerichtet war. Im J. 1833 wurden 23,693½ Laſten im Werthe von 3,000,000 Pf. St. in China eingeſchmuggelt. Es iſt bekannt, wie endlich die chineſiſche Regierung dieſem Schmuggelhandel ein Ende zu machen ſucht, und wie dabei Dinge vorfielen, die China endlich in das Bereich der europäiſch-colonialen Politik ziehen werden, was England ſchon lange wünſchte und China mit Recht zu vermeiden ſuchte. Die indiſche Zuckerproduction leidet wiederum durch die hohen Zölle. Ähnlich geht es mit Kaffee und Pfeffer; Salpeter iſt ein bedeutender Ausfuhrartikel.

So lange Indien unabhängig war, mußte ſein Handel überaus viel zur Hebung ſeines Wohlſtandes beitragen. Wir haben oben erwähnt, welche ungeheure Summen zur Zeit des Plinius nach Indien gingen. Die Importe waren in ſehr geringem Verhältniſſe zu den Exporten. Es floß faſt für alles Exportirte baares Geld nach Indien. Die Artikel waren ſo geſucht, daß die im Weſten auf ihnen ruhenden Steuern dennoch einen übergroßen Gewinn dem Handelsmanne abwarfen. Dieſer Zuſtand blieb ſo ziemlich bis zu den ungefähr gleichzeitig für Indiens Wohlſtand eintretenden Schlägen, der Feſtſetzung von Europäern in demſelben und der Entdeckung von Amerika. In letzterem erhielt Indien für viele Artikel einen Rivalen, in erſteren Herren, welche die Productionskraft des Landes methodiſch nur für ſich ausbeuteten und die Quellen ſeines Wohlſtandes nach und nach zu untergraben begannen.

Die großen Zölle in Europa, die Monopole in Indien haben alle dazu gedient, nur den Zwiſchenhändler zu bereichern, und ſelbſt dieſer wird, da ſowol die induſtrielle Thätigkeit, als ſelbſt die productive bei den beſtehenden Verhältniſſen keinen Gewinn, ſondern nur Schaden ſehen, bald auch bei ſeinen Transportationen, im Fall keine Änderungen in den indiſchen Handelsverhältniſſen eintreten, keinen zureichenden Gewinn finden. Auch hier hat die engliſche Adminiſtration ihre größte Aufmerkſamkeit darauf zu richten, daß bei zu großer Vorſorge für das Wohl des Mutterlandes nicht die Quellen des indiſchen Wohlſtandes ganz verſiegen. So ungeheuer auch die Vortheile ſind, welche Indien, gut verwaltet, zu gewähren vermag, ſo gibt es doch kaum einen Maßſtab, um die Laſt zu bezeichnen, mit welcher es auf England drücken wird, wenn man es dem vollſtändigen Ruin ſeines Wohlſtandes, oder vielmehr dem immer mehr überhand nehmenden Elend vollſtändig anheimfallen läßt.

Nachträglich müſſen wir noch einiges über Münzen, Gewichte und Maße bemerken. Man hat lange bezweifelt, daß die Inder in älteren Zeiten die Sitte hatten, Münzen zu ſchlagen. Noch jetzt dient im gemeinen Leben eine kleine Muſchel (**Kapardaka**, im Hinduſtaniſchen **Kauri**) ſtatt des Geldes, deren Gebrauch ſchon ſehr alt zu ſein ſcheint [53]). Eine Stelle im Pauſanias ſpricht den Indern irrthümlich Münzen ganz und gar ab [54]). Dagegen kennt Pſeudo-Arrian einheimiſche Münzen, und gibt ſogar den einheimiſchen Namen der am Ganges gebrauchten, *κάλτις* (wol ſanſkritiſch **kalita**, gezähltes), an [55]). Die Schriften der indiſchen Literatur beweiſen vollſtändig, daß zu ihrer Zeit Metalle gemünzt wurden [56]). In letzter Zeit aber erſt ſind altindiſche Münzen aufgefunden. Die älteſten derſelben ſcheinen in die Zeit zu fallen, wo die Maurjadynaſtie im Verſinken begriffen war [57]). Schon vor dieſer Zeit waren die Inder in nahe Berührung mit den griechiſchen Reichen gekommen, welche ſich in ihrer Nähe aus dem großen macedoniſchen hervorbildeten, und um dieſelbe hatten ſich griechiſche Reiche in Indien ſelbſt zu bilden und griechiſche Münzen mit einheimiſchen und griechiſchen Legenden zu ſchlagen begonnen. Wer die älteſten Münzen Indiens mit dieſen griechiſchen vergleicht, wird keinen Anſtand nehmen, zu behaupten, daß die ganze Kunſt und Sitte, Münzen zu ſchlagen, in Indien von den Griechen etwa um die Zeit zwiſchen dem 3. und 2. Jahrh. vor Chr. entlehnt ward. Ja ſie blieb ſo abhängig von den Griechen, daß die Inder immer von Neuem nachzuahmen anfingen. Die ganze Reihe der indiſchen Canog'e-Münzen bildete ſich aus den indoſkythiſchen Münztypen hervor, die Münzen der Suràſhtradynaſtie ſchließen ſich an die ihnen vorhergegangenen parthiſchen [58]). Dagegen iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon vor der Bekanntſchaft mit den Griechen viereckige nach der Schwere beſtimmte Stücke Metall als Geld curſirten [59]); an dieſe Form ſchließen ſich eine Menge griechiſch-indiſcher Münzen. Das Münzenſchlagen wurde ſpäterhin — wo die Sitte, die Königsnamen darauf zu ſetzen, beſtand — als ein bedeutendes Regal angeſehen, und die Kaſchmirgeſchichte erzählt, wie ein Krieg zwiſchen zwei Fürſten darüber entſtand [60]). Im Sanſkrit finden ſich Namen für Münzen von dem kleinſten, ſelbſt eingebildeten, Gehalte bis zu den größten Summen von Lak (**laksha**) und Crore. Ein Lak beſteht aus 100,000 Rupien, oder 10,000 Pf. St.; 100 Lak bilden eine Crore, alſo 1,000,000 Pf. St., oder, wenn nach Pagoden gerechnet wird, 4,000,000. Eine Pagode, eine Goldmünze mit dem Bilde der Bhagavati, woraus der Name gebildet iſt, hat verſchiedene Werthe, gewöhnlich 9 Schillinge. Eine Rupie 2 Schill. 3 Pence; eine Goldrupie faſt achtmal ſo viel.

Als kleinſte Einheit des Gewichts [61]) wird ſchon im Mânavadharmaçâſtram eins, Namens **trasarên'u**,

53) von Bohlen II, 120. Ritter, Stupas. 197. 54) *Pausan.* III, 12, 3. 55) Im Peripl., vgl. auch *Curt.* VIII, 12. 56) von Bohlen a. a. O. Vgl. Mânavadharm. VIII, 131 fg. 57) Journ. of Beng. Decemb. 1838. p. 1047 fg. Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1557 fg. 58) Vgl. die Literatur dieſer Prinſep zu dankenden Entdeckung bei Laſſen, Zur Geſchichte der baktriſchen u. ſ. w. Könige. S. 108. 59) Müller in Gött. Gel. Anz. 1838. S. 249. 60) As. Res. XV, 37. 61) Vgl. *Colebrooke* in As. Res. V, 91 fg. Die Useful Tables von Prinſep werden in dieſer Beziehung lehrreicher ſein, ſind mir aber nicht

angegeben, und bezeichnet als das Stäubchen, welches in einem durch ein Gitter fallenden Sonnenſtrahle zu unterſcheiden iſt. Dieſes 1296mal genommen, heißt crishnala, und bildet das erſte gebräuchliche Maß; ſein gewöhnlicher Name iſt retti. Zwiſchen ihm und jener kleinſten Einheit liegen noch vier Abtheilungen. Ein retti iſt bei den Juwelieren $^7/_8$ Karat. Beim Goldgewichte machen 5 crishnalas ein masha; 16 Goldmâshakas ein carsha, oder suvarn'a; 4 suvarna machen ein pala oder nishka, 10 palas ein Dharana. Verſchieden iſt die Zahlenproportion beim Silbergewichte; hier machen 2 crishnalas ein Mashaka; 16 Mashaka ein Dharana; 10 Dharana ein satamana oder pala. Einige Divergenzen und hierher gehörige Angaben möge man a. a. O. ſehen, wo auch das Verhältniß der ſchon erwähnten als Geld gebrauchten Muſcheln zum Silber feſtgeſetzt wird. Bei den Getreidemaßen findet ſich eine Handvoll (mushti) als Grundmaß. Eins der kleineren Gefäße heißt cud'ava, und hält 432 Cubikzoll. Raummaße gehen von derſelben Einheit aus, wie die Gewichte. $8^6$ (8 in der ſechsten Potenz) dieſer kleinſten Einheit bilden eine Fingerbreite; 24 Fingerbreiten bilden ein hasta (Hand), 4 hasta ein dand'a oder dhanush (Bogen, etwa 4 × 18 engliſche Zoll); 2000 dand'a ein crósa (etwa $2^1/_2$ engliſche Meilen); 4 crósa ein jog'ana (etwa 10 engliſche Meilen). Bei den Zeiteintheilungen bildet ein Augenblinzen die kleinſte Einheit und heißt nimêsha; daraus entſtehen mehre größere Eintheilungen; 5,832,000 gehen auf einen Tag und Nacht mittlerer Zeit. Bei einer andern Eintheilungsweiſe bildet ein Athemzug die Einheit.

10) Schluß. Wir haben ſomit das indiſche Leben vom Anfange ſeiner Geſchichte bis zum heutigen Tage kurz darzuſtellen verſucht. Vieles konnte zu ſicherer Anſchauung gebracht werden; aber in vielem andern mußten wir auch Hypotheſen einen Platz einräumen. Die Art der Unterſuchung machte es bei dieſem erſten Verſuche, wo wir uns der größtmöglichſten Kürze zu befleißigen hatten, unmöglich, die Beweiſe ſtets an einem Orte zuſammenzuſtellen. Sie liegen zerſtreut durch die ganze Darſtellung. Das iſt der Grund, weswegen wir eine kurze Recapitulation nicht für undienlich halten. Wir glauben erkannt zu haben, daß ſich der ariſche Volksſtamm von ſeinen übrigen Verwandten loslöſte und die Gegenden zu beiden Seiten des Indus in Beſitz nahm; daß er ſich, nachdem er einige Zeit gemeinſchaftlich ſich zu einer gewiſſen und nicht unbedeutenden Stufe der Cultur entwickelt hatte, in zwei Völkerſchaften, die weſtlichen und öſtlichen Arier (Zend- und Sanſkritvolk), ſchied; daß die letztern in Indien ſich immer mehr feſtſetzten, eine oder mehre unverwandte Völkerſchaften unterjochten und mit Energie ſich zu einer hohen Cultur erhoben. Der Charakter dieſer Cultur ward weſentlich Brahmaniſch; ihr höchſter geiſtiger Kern theoſophiſche Speculation. Das Leben war faſt ganz ein innerliches; alles Lebensblut wurde gewiſſermaßen zum Herzen getrieben. Eine politiſche Einheit ſchien uns um etwa 800 v. Chr. den größten Theil von Indien umfaßt zu haben. Die Anfänge derſelben glaubten wir ſchon ins 14. Jahrh. v. Chr. ſetzen zu dürfen. Jenes Zurückdrängen des Lebensblutes nach dem Herzen führte etwa um die Zeit des 8. Jahrh. eine Stockung herbei. Durch Individualiſirung wurde ſie geſprengt. Das Lebensblut rollte wieder durch alle Glieder. Als Ausdruck dieſer erhöhten Lebenskraft glaubten wir den Buddhismus zu erkennen. Mit ihm durchdrang Literatur, Kunſt u. ſ. w., das ganze Volk (etwa vom 5. Jahrh. v. Chr.). In dieſe neue Lebensthätigkeit ging denn auch das Brahmathum ein (etwa von 230 v. Chr.). Die tiefſinnige Richtung der Inder, ihre Concentration auf das innere Leben gab dieſem neuen Aufſchwunge des Brahmathums größern Erfolg. In dem Kampfe zwiſchen Buddhismus und Brahmathum, welcher die höchſte geiſtige Blüthe des indiſchen Lebens hervorrief, verlor jener immer mehr Terrain. An ſeine Stelle ſetzte ſich das Dſchainathum, ſich in manchen Beziehungen der indiſchen geiſtigen Richtung mehr accommodirend. Aber dieſes hat nur eine noch kürzere Glanzperiode. Noch ehe die Muhammedaner in Indien einfielen, war ſchon der Sieg faſt ganz und gar zu Gunſten des Brahmathums entſchieden, und es nahte eine geiſtige Erſchlaffung. Der Muhammedanismus beſchleunigte dieſen Sieg noch, brachte jedoch auch ein neues Ferment ins Leben. Die große Noth und Bedrängniß, welche mit ihm und den europäiſchen Coloniſationen über Indien gebracht wurde, vernichtete endlich auch den materiellen Wohlſtand. Die Fiebergluth der fortdauernden Kämpfe hatte die grauenhafte Lage noch nicht fühlen laſſen. Jetzt, wo Indien einen ſeit mehren Jahrhunderten nicht kennen gelernten Frieden genießt, ſieht man erſt das tiefe Elend, welches ſich des ganzen Landes bemächtigt hat. England iſt die große und unverkennbar ſchwere Aufgabe zu Theil geworden, die Wunden zu heilen und Indien zu reorganiſiren. Es liegen eine Menge der entgegenkommendſten Elemente in ihm. Das Volk iſt das weiſeſte von allen, die bisher in der Geſchichte aufgetreten. Was ihm bisher fehlte, iſt männliche Kraft und Gemeinſinn. Ich glaube man darf hoffen, daß die ſtärkende Macht der engliſchen politiſchen Inſtitutionen auch hier das Selbſtbewußtſein erhöhen wird. Denn das Klima von Indien verweichlicht die Inder nicht. Ihre Todesverachtung und Tapferkeit iſt von den Engländern, den beſten Würdigern dieſer Tugenden, ſtets mit hohem Lobe hervorgehoben. Welch reiche Elemente der Wiedergeburt die phyſiſche Beſchaffenheit von Indien darbietet, bedarf keiner Bemerkung.

So wollen wir denn dieſes Volk, deſſen Entwickelung bei allen bizarren Sonderbarkeiten, Mängeln und Schwächen dennoch die höchſte Achtung einflößt, verlaſſen, indem wir wünſchen, daß die ſchwere Kriſe, die jetzt in ihrer ganzen Kraft daſſelbe ergriffen, ſich zum Guten wende.

## II. Hinterindien.

Hinterindien iſt uns in den allermeiſten Beziehungen noch eine wahre terra incognita. Europäer ſind bis

---

zugänglich. Vgl. *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 235.

jetzt nur bis zu den Punkten gedrungen, zu welchen ſie die letzten Kriegsläufte, Seefahrt, oder, jedoch ſeltener, und zwar nur wenige Geſandte, Flußſchiffahrt ſtromaufwärts brachten. Die einheimiſchen Quellen für Nachrichten ſind wegen der nicht großen Verbreitung einheimiſcher Literatur und der unter Europäern ſehr geringen Kenntniß der hinterindiſchen Sprachen bisher ebenfalls noch ohne Förderung für unſere Kenntniß geweſen. Manches für die Kenntniß der öſtlichen Gegenden von Hinterindien Bedeutende enthalten chineſiſche Quellen, aber auch dieſes iſt bis jetzt für Europa nur in geringem Verhältniß zugänglich geworden. Für die weſtlichen und ſüdlichen Partien werden uns indiſche und arabiſche Quellen über ältere Zeiten wahrſcheinlich etwas mehr Auskunft ſpäter gewähren. Nicht ganz unbedeutende Beiträge haben ältere und neuere Reiſende und Miſſionaire geliefert. Was ſich aus allen dieſen mit Sicherheit oder größerer Wahrſcheinlichkeit gewinnen ließ, iſt von Berghaus und Ritter[62]) in ihren vortrefflichen Behandlungen Hinterindiens benutzt, denen wir vorzüglich folgen werden. Dazu iſt bis jetzt weniges von größerem Belang getreten, und dieſes bezieht ſich auf ſpecielle Partien Hinterindiens, welchen wir an dieſem Orte, wo wir uns auf die allgemeinen Geſichtspunkte beſchränken müſſen, keine beſondere Betrachtung widmen können. Die Anordnung unſerer Behandlung wird hier im Allgemeinen dieſelbe ſein, wie bei Vorderindien. Doch wird ſie, da keine eigenthümliche Cultur hervortritt, kein politiſches Band dieſes ganze Gebiet je vereinigte, einen ganz andern Eindruck machen. Einige Partien, Geographie, Bevölkerung, welche wir dort übergehen durften, weil ſie in dieſem Werke ſchon behandelt waren, fodern hier ebenfalls unſere Behandlung. Wir werden uns aber beſchränken, alles unter einem allgemeinen, Hinterindien im Ganzen im Auge habenden, Geſichtspunkte zu betrachten, indem wir, wie dort, ein genaueres Eingehen den ſpeciell den einzelnen ſtaatlich oder geographiſch geſchiedenen Partien dieſes Landes gewidmeten Artikeln überlaſſen. Im Äußern wird hier der Unterſchied eintreten, daß, während in Vorderindien, wo alles ſeit den älteſten Zeiten ſich immer nach einer Einheit hindrängt, der allgemeine Geſichtspunkt die Einzelnheiten in ſich umfaſſend, in der Behandlung einen bedeutendern Umfang erfoderte, hier, wo ſeit den älteſten Zeiten eine Vereinzelung herrſcht, die allgemeine Betrachtung mager ausfallen wird, und nur durch die ſpecielle ein anſchauliches Bild des Geſammtlebens erlangt werden kann. Dieſe aber müſſen wir, der Anordnung dieſes Werkes gemäß, den einzelnen Artikeln, wie ſchon bemerkt, überlaſſen, auf die wir demnach im Allgemeinen zur Ergänzung verweiſen.

1) Geographie. In den neueſten Zeiten hat man Aſſam und theilweiſe die ſüdlich davon liegenden Landſchaften von dem eigentlichen Hinterindien getrennt, für welches man im Allgemeinen die Parallele des Wendekreiſes als nördliche Grenze ſetzte. In der That wird hierdurch und durch die übrige geographiſche Configuration dieſer Ländermaſſe eine gewiſſe geographiſche Einheit in ſie gebracht. Allein andererſeits wirken ungefähr ähnliche Culturverhältniſſe in jenen nördlichen Landen, wie in dieſen ſüdlichen, und ſie ſtehen zu ihnen in geographiſcher Beziehung nicht ganz unähnlich, wie die Himalayaländer, Kaſchmir z. B. oder Nepal zu Vorderindien. Wie wir daher dieſe vom vorderindiſchen Leben ganz durchdrungenen Länder nicht von einer Geſammtbetrachtung Vorderindiens zu trennen wagen, ſo folgen wir auch hier der ältern Abtheilungsweiſe.

Die Grenzen von Hinterindien ſind auf der Oſt- und Südſeite ganz, und auf der Weſtſeite theilweiſe, durch das Meer beſtimmt. In dieſes zackt es ſich in drei Spitzen hinein, weswegen es in der indiſchen Weltanſchauung die Geſtalt eines dreifach getheilten, vielfach ausgeſchnittenen Lotosblattes einnimmt. Im Oſten wird es von den chineſiſchen Gewäſſern, im Weſten von den bengaliſchen umfluthet, im Süden liegt ihm der ſundiſche Archipelagus vor. Im Norden wird es immer breiter und tritt in Zuſammenhang mit der großen aſiatiſchen Continentalmaſſe. Im Weſten kann man als ſeine natürliche Grenze zunächſt die ſich mit denen des Ganges zuſammendrängenden Mündungen des Brahmaputra betrachten; dann deſſen Stromlauf in ſeinen nordöſtlichen und nordweſtlichen Biegungen aufwärts folgen bis etwa Gojalpara, von da an folge man nordoſtwärts dem Laufe des ſich hier in den Brahmaputra ergießenden Monas oder Bonask bis zu der hohen Grenzgebirgskette, welche die Scheide gegen Bhutan zu bildet. Dieſe Kette, eine Fortſetzung des Himalayazuges, bildet zugleich in einem nordöſtlichen Zuge die Nordgrenze von Hinterindien; Sodiſa (95° 42′ ö. L., 27° 25′ n. Br.) iſt einer der nordöſtlichſten Punkte; Berghaus nimmt im Allgemeinen 28° 25′ als nördlichſten Scheidepunkt an. Von da zieht ſich die Grenze ſüdöſtlich und dann ganz öſtlich, wo zum größten Theile Bergzüge eine Naturgrenze beſtimmbar machen, die Hinterindien von China ſcheidet, bis zum chineſiſchen Meere. Die ganze Strecke dieſer Landgrenze von Hinterindien iſt geographiſch ſo gut, wie noch gar nicht unterſucht[63]). Die ſtaatlichen und ethnographiſchen Grenzen griffen natürlich in verſchiedenen Zeiten verſchiedentlich in einander über. Als weſtlichſten Punkt können wir mit Berghaus die Stelle des Brahmaputra nehmen, wo er ſich, aus Aſſam hervortretend, ſüdlich wendet (87° 35′ par. L.); den öſtlichſten Punkt bildet das Cap Avarella (107° 4′ 15″ par. L.). Die drei ſüdlichſten Spitzen ſind im Weſten das Cap Negrais (15° 58′ n. Br.), die mittlere Tandjong Burus, die ſüdlichſte Spitze der malaiiſchen Halbinſel (10° 15′ n. Br.); im Oſten die Landſpitze Kambodja (8° 40′ n. Br.), welche drei Spitzen in einem eigenthümlichen Verhält-

62) Berghaus, Aſien. Lief. I. II. Ritter, Aſien. III. und IV, 1.

63) Vgl. Genaueres bei Berghaus I, 24. Einige noch in den geographiſchen Werken unbenutzte Beiträge gibt aus chineſiſchen Quellen in Bezug auf die Grenzen zwiſchen China und Birma *Davis* in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 90 fg.

Digitized by Google

niſſe von ungefähr 7:7 von Süden nach Norden zurückweichen.

Die Küſtenentwickelung dieſer Ländermaſſe nimmt eine Strecke von 1467 teutſchen Meilen ein, die Landgrenze 565. Der Umfang der Geſammtheit alſo 2032. Der Flächeninhalt beträgt etwas über 40,000 □ Meilen. Die Päſſe, welche durch die Landgrenze im Norden bildenden Berge führen, ſind noch nur Hörenſagen nach den Europäern bekannt. Ein Hauptpaß führt von Ava nach China (Provinz Yünnan), von der Stadt Bhanmo über Yong tſchang fu nach Yün nan fu, und ſcheint eine Hauptpaſſage zu ſein; denn auf ihr findet der Handelsverkehr zwiſchen China und Hinterindien ſtatt. Auch führen andere Paſſagen mehr öſtlich aus China nach Siam und Laos; aber alle werden als außerordentlich ſchwierig geſchildert; man kann ſich auf ihnen zum Transport nur der Saumthiere bedienen.

Den orographiſchen und hydrographiſchen Anblick des Landes betreffend, ſo bildet die nördliche Grenzkette bis zum Durchbruche des Brahmaputra die eine Seite des durch dieſen Fluß formirten Thals, auf deſſen anderer Seite im Süden des Brahmaputra ſich ebenfalls eine Bergkette findet. Das durch dieſe Naturgrenzen im Süden und Norden beſtimmte Thal, welches weſtlich bis zur Südbiegung des Brahmaputra reicht, bildet in geographiſcher Beziehung die Alpenlandſchaft Aſſam (im Sanſkrit asâma, das Unvergleichliche). Der Brahmaputra entſteht durch den Verein von drei Quellſtrömen, Dihong, Dibong und Brahma-kund oder Bor-Lohit, welcher etwa acht geographiſche Meilen unterhalb Sodija ſtattfindet (27° 50′ n. Br., 90° 30′ ö. L. v. Gr.); von hier ſtrömt er jenes Thal bildend, in weſtlicher Richtung bis Gojalpara (90° 40′ ö. L. v. Gr., 26° 11′ n. Br.). Hier tritt er zwiſchen dem Berge Malughur im Norden und Paglanath im Süden hervor, um ſich ſüdwärts nach der Tiefebene von Bengalen zu wenden. Paglanath bildet das Nordende eines Berglandes, welches nach ſeinen Einwohnern die Garoberge genannt wird. Dieſes beſteht aus einem Gemiſch von Bergen, die ſich ſehr ſteil zu einer Höhe von 1000—3000 Fuß erheben; an ſie ſchließt ſich eine ganze plateauartige Berglandſchaft, welche ſich bis an die chineſiſche Grenze hin fortſetzt. Südlich von ihr beginnen die, das eigentliche Hinterindien geſtaltende, Berg- und Flußzüge, welche ihren Lauf nach Süden zu nehmen. Zunächſt die Küſtenketten von Arakan, welche vom Cap Negrais im Süden nach Norden zu in mehren Parallelzügen anſteigen und ſich an jenes Bergplateau anlehnen. Die mittlern Gegenden ſind hier überaus unbekannt. Der Hauptfluß iſt der Koladyng, Strom von Arakan, entſpringend in den ſüdlichen Verzweigungen des Berglandes von Munipur. Dieſe erſte geographiſche Abtheilung Hinterindiens iſt die zwiſchen dem Brahmaputra- und Irawadifluß liegende, deſſen Quelle noch nicht bekannt iſt [64]); ſeine Mündung iſt unter Rangun. Mit jener Küſtenkette ungefähr parallel läuft das Scheidegebirge von Ava, oder das Scheidegebirge zwiſchen dem Irawadi weſtlich und dem Saluaen öſtlich; auch deſſen Quelle iſt noch nicht erforſcht; ſie liegt in Süd-Yünnan in China auf der Grenze von Oberlaos; bei Martaban fließt er in einen nach dieſem Orte genannten Meerbuſen. Das dritte Gebirge iſt das ſiameſiſche, oder das Gebirge zwiſchen dem Saluaen und dem Menam (mündet bei Bangkok). Bis 18° n. Br. bildet es eine Hochgebirgslandſchaft; von da an ſtreicht es in gemilderten Formen, jedoch immer als Scheidegebirge jener Gewäſſer, ſüdwärts und conſtituirt die malaiiſche Landzunge, bis zum 11° n. Br., wo es in der Niederung der Landenge Krah gänzlich unterbrochen zu werden ſcheint. Jenſeit von dieſer Landenge beginnt das ebenfalls ſüdwärts ſtreichende malaiiſche Gebirge, welches man in Beziehung auf die Eintheilung Hinterindiens nach Fluß- und Bergſcheiden als Fortſetzung des ſiameſiſchen betrachten darf. Den vierten Bergzug bildet das Scheidegebirge zwiſchen Siam im Weſten und Laos-Cambodja im Oſten; es ſcheidet das Flußgebiet des Menam von dem des Maekhaun (Cambodjaſtrom). Die nördliche Wurzel dieſes Gebirges liegt in den ſüdlichſten Schneegebirgen Yünnans, zwiſchen 23°—24° n. Br.; ſeine nördlichen Verzweigungen ſind unbekannt; ſüdwärts ſenkt es ſich ſchon zwiſchen 12°—13° n. Br. in die ebne Landſchaft von Tſchantabon zum ſiameſiſchen Golf herab. Der Maekhaun, ein höchſt bedeutender Strom, iſt ſchon in der chineſiſchen Provinz Yünnan ſchiffbar [65]), ſein Lauf im Übrigen aber ſehr unbekannt; er mündet in der Gegend von Saigan. Das öſtlichſte der Meridiangebirge, welche Hinterindien von Norden nach Süden durchſchneiden, iſt das kochin-chineſiſche Küſtengebirge. Es ſcheidet die Küſtenlandſchaft vom Flußgebiete des Maekhaun. Der ſüdliche Grenzpunkt dieſes Küſtengebirges iſt das Cap St. James (10° 16′ 4″ n. Br., 105° 44′ ö. L. Par.); wo ſeine Verzweigung im Norden beginnt, iſt ungewiß; wahrſcheinlich zwiſchen den problematiſchen Quellen des Maekhaun und Sangka oder Strom von Tongking, welcher im Meerbuſen von Anam mündet. Das Grenzgebirge von Tongking gegen China hat die Richtung von Weſten nach Südoſten, und kann als ſüdlicher Parallelzug der Ju lingkette betrachtet werden.

Das Klima und die Beſchaffenheit des Bodens iſt in einem ſo ausgedehnten Landſtrich — welcher jedoch zum beiweiten größten Theile der heißen Zone angehört — natürlich höchſt verſchiedenartig, und genauere Beobachtungen fehlen noch vollſtändig. Das Klima der nördlichſten Gegend, des Brahmaputrathals, iſt insbeſondere für den Fremdling ungeſund, wegen der Maſſe ſtehenden Waſſers. Der höchſte Waſſerſtand iſt hier gewöhnlich im Mai; mit dem Sinken des Waſſers beginnt eine friſche Vegetation. Wäre dieſes Thal nicht ſo ſehr entvölkert, ſo würde es ſeinem ſanſkritiſchen Namen asâma, das Unvergleichliche, durch ſeine Fruchtbarkeit Ehre machen. Jetzt iſt es aber zum größten Theile durch undurchdringliche Jungles, größtentheils Bambuswaldungen, bedeckt, und nur 1/8 des Bodens angebaut. Die nordweſtliche Gebirgslandſchaft zwiſchen Aſam im Norden und

64) Ritter III, 908.

65) Ritter III, 748.

Dſchittagong im Süden iſt in dieſer Beziehung noch wenig erforſcht. Das Plateau von Munipur (zwiſchen 24—25½° n. Br.) hat ein kühleres, geſunderes Klima, als der unter gleicher Breite liegende Theil von Bengalen. Der Himmel iſt hier faſt immer heiter, ſelbſt in der Regenzeit ſelten umwölkt; der Regen fing nach einer Beobachtung gegen die Mitte März an, und dauerte bis zur Mitte des Mai. Das Thermometer ſtieg im März nicht über 24° Reaumur und fiel bis über 10°; im April war der mittlere Stand 20°; im Juni und Auguſt 21° 33′. Das Land iſt als Grenzland zwiſchen dem Birmanenreiche und Aſam häufigen Zerſtörungen ausgeſetzt geweſen, iſt aber von Natur ſehr fruchtbar, und bedarf nur eines dauernden Friedens, um ſich zu heben. Auch das weſtlicher liegende Cachar iſt ſehr fruchtbar; das an dieſes weſtlich grenzende Jynteah iſt in den Berggegenden ſehr geſund; die Sumpfgegenden ſind aber voll Fieberluft; es iſt wenig bebaut und eignet ſich mehr zur Weide. Das ſüdlichere Land von Sylhet (Srihatta im Sanſkrit), unter 25° n. Br., hat ungemein wechſelnde Temperaturen. In der kühlen Jahreszeit wechſelt der Stand des Thermometers zwiſchen 15°—21° R. Die Wärme nimmt im März zu, wird aber durch Stürme, Hagel, Regen gemildert. Im Juni ſteigt das Thermometer ſelten über 20°—21° R. Bleibt der Regen aus, ſo ſteigert ſich die Hitze auf 28°—29° R. Im Auguſt und September hören die Regen auf, aber es herrſcht Schwüle. October iſt der heißeſte Monat. Dann folgen Nebel während der ganzen kühlen Jahreszeit. Erdbeben ſind nicht ſelten. Dieſes Niederland iſt ſehr ungeſund. Tipera (tripura) ſüdlich davon, zwiſchen 24°—23° n. Br., iſt an ſeinen Oſtgrenzen mit Junglen überwachſen, im Weſten aber reich und fruchtbar. Das ſüdlich davon gelegene Küſtenland zwiſchen 23°—21° iſt feucht und hat eine überaus üppige Vegetation. Das ſüdlichere Küſtenland bis zum Cap Negrais hat eins der ungeſundeſten Klima. Die Regenperiode dauert vom April bis zum November; die Vegetation iſt ſehr üppig, die Cultur gering. Die klimatiſchen Verhältniſſe der öſtlich folgenden großen hinterindiſchen Reiche ſind in Beziehung auf das Innere wenig bekannt; etwas genauer an den Küſten. Die Gegend von Rangun iſt eine tropiſche von gemäßigtem Klima. Die heißeſten Monate ſind März und April, wo das Thermometer von 18° bei Sonnenaufgang, bis über 30° in der Mittagsſtunde ſteigt. In der Nacht iſt es ſehr kühl. Die Regenzeit beginnt Anfang Juni und dauert bis in die Mitte des October. Die dabei eintretenden kühlen Winde ſind Fremden ſehr gefährlich. Der Boden war hier ſteril, könnte aber ohne bedeutende Anſtrengung ſehr fruchtbar gemacht werden. Der Boden am Iravadi aufwärts iſt zuerſt ſchlecht bebaut, aber nicht unfruchtbar; jenſeit Pegu aber wird der Anbau häufiger; um Yan da bo beginnt eine ausgezeichnete Cultur, welche ſich in ihrem Culminationspunkt in der Gegend von Ava zeigt. Die periodiſchen Regengüſſe hören hier ſchon in der Mitte Septembers auf. Der nördlichſte Diſtrict am Meerbuſen von Martaban hat ein ſehr geſundes Klima; die Regenzeit beginnt Ende Mai oder Anfang Juni und dauert bis September; im November beginnt die kühle Jahreszeit und dauert bis Ende November. Das Thermometer hält ſich alsdann zwiſchen 21°—12° R. In den drei heißeſten Monaten ſteigt es dennoch nie über 26°. Die Winde kühlen die Temperatur. Der Boden iſt ſehr fruchtbar. Die ſüdlicher liegende Provinz Tavoy iſt minder fruchtbar. Tenaſſerim, wiederum ſüdlicher, hat ein kühles und ſehr geſundes Klima; die mittlere Temperatur zu Mergui iſt 23° R. in den heißeſten Monaten von März bis September. Die ſtarken Regen beginnen Mitte Juni und dauern bis September. Das Land iſt noch faſt ganz mit Waldwildniß bedeckt, und wenig angebaut. Die malaiiſche Halbinſel betreffend, ſo iſt auf der vorliegenden Inſel Penang (5° 16′ n. Br.) die naſſe Jahreszeit ſehr kurz, von Anfang September bis Ende November. December und Januar ſind die kühlſten, Juni und Juli die heißeſten Monate. Malacca hat ein ſehr gleichförmiges geſundes Klima und iſt gut angebaut. Die an der Südſpitze vorliegende Inſel Singapore (1° 17′ 22″ n. Br.) hat ebenfalls einen geringen Jahreszeitenwechſel. Die Regenmonate ſind December und Januar, wo es zugleich am kühlſten iſt; die trocknen Monate, April und Mai, ſind die heißeſten. Im J. 1825 war der niedrigſte Stand des Thermometers 17½° und der höchſte 25½° R. Dieſes Klima iſt ſehr geſund. In den Landen öſtlich vom ſiameſiſchen Gebirge iſt das Klima von Bangkok genauer beobachtet. Die Regenzeit begann im Mai. Die Hitze ſtieg bis auf 28°—29° R. Dieſer Zuſtand dauerte bis Anfang Juli. Dann wurde das Wetter heiter bis Ende Auguſt. Im März und April war das ſchönſte Wetter. Die kühlen Monate ſind December und Januar, in denen das Thermometer bis 18° R. fiel. Die Siameſen unterſcheiden drei Jahreszeiten: 1) den Anfang der Kälte (kleiner Winter, December, Januar); 2) Anfang der Hitze (Februar, März, April) und 3) Anfang der großen Hitze (Mai, Juni u. ſ. w. bis December); der Wechſel der atmoſphäriſchen Bewegungen, Monſuns genannt, macht die fortdauernde Hitze erträglich. Die Bodenbeſchaffenheit iſt nur zu beiden Seiten des Menamfluſſes etwas genauer bekannt. Die öſtlichſte Ländermaſſe Hinterindiens hat, zwiſchen 8°—11° n. Br., die naſſe Jahreszeit, wie in den tropiſchen Ländern überhaupt, von Ende Mai bis September, mit Sturm u. ſ. w.; die trockne Jahreszeit, mit milder, klarer Luft, nimmt die größere Hälfte des Jahres ein. Das Thermometer ſtand in Saigun Ende Auguſt faſt ganz gleichmäßig den ganzen Tag; Morgens 21°, Mittags 22°, Abends 21° R. Zwiſchen 11°—18° n. Br. bildet die cochinchineſiſche Gebirgskette eine Wetterſcheide und bewirkt, wie im Dekhan, die Entgegenſetzung der Jahreszeiten, ſodaß hier bei Südweſt-Monſun die trockne Jahreszeit vorherrſcht, bei Nordoſt-Monſun die naſſe; letztere dauert von Ende October bis März. In Hué (Hauptſtadt von Cochinchina) war daſelbſt die größte Sommerhitze (in 29 Jahren) nicht über 31½° geſtiegen und die ſtärkſte Kälte nicht unter 11° R. gefallen. In der Provinz nördlich von 18° ſind die Jahreszeiten, wie in den übrigen tropiſchen Continenten Aſiens, die dem directen Einfluß des Monſuns ausgeſetzt



Digitized by Google

ſind. Die Regenzeit fällt Mai bis Auguſt. Die Hitze iſt ſehr groß und auch die Kälte oft ſehr ſcharf.

**Bodenerzeugniſſe** betreffend, ſo iſt Hinterindien in Bezug auf ſeine Binnenländer zwar noch ſehr wenig erforſcht, allein alles deutet auf einen überaus großen Reichthum in dieſer Beziehung. Die **Mineralien** betreffend, ſo findet ſich **Goldſand** zunächſt in einem Nebenfluſſe des Brahmaputra, im Dhunſiri (Donhiri) in Aſam, auf der Oſtſeite des Küſtengebirges von Arakan, einiges in dem Iravadi, in der Provinz Martaban; Gold in großer Menge auf einem Theile der malaiiſchen Halbinſel, ſodaß ſie ihren Namen Aurea Chersonesus bei den Alten rechtfertigt, und endlich in Tongking. Silber findet ſich ebenfalls in vielen Gegenden, ferner Eiſen; Zinn insbeſondere auf der Halbinſel und den hinterindiſchen Inſeln, Kupfer, Blei u. ſ. w.; ferner Edelſteine, wie Agathe, Sapphire, Diamanten, Rubinen, endlich Salz, Steinkohle u. ſ. w. Die **Vegetation** betreffend, ſo iſt **Reis** das Hauptproduct Hinterindiens; er wächſt faſt in allen Theilen deſſelben, und würde auch in mehreren, wo er noch nicht gebaut wird, einträglich ſein; Pfeffer findet ſich in ſehr vielen Theilen angebaut, Zuckerrohr, deſſen Fabrication zu Zucker jedoch erſt in neuern Zeiten in **Siam** eingeführt ward, Baumwolle, Tabak, Zimmt in Cochinchina insbeſondere, Thee ebendaſelbſt und auch in Aſam, Arakan, Kardamom in Siam insbeſondere u. a. Obſt iſt in allen Theilen Hinterindiens reich gebaut, z. B. Ananas, Orange, Bitchi u. ſ. w. Die Wälder bieten in vielen Gegenden große Ausbeute, insbeſondere in Cambodja Zimmerholz und anderes, eine Menge Farbenſtoffe; Seidenbau iſt in Aſam und Cochinchina insbeſondere herrſchend. Das **Thierreich** betreffend, ſo iſt Hinterindien im Allgemeinen ſowol mit Hausthieren, als wilden Thieren, vielfach verſehen; in einigen Gegenden jedoch mehr, in andern weniger. In Aſam dient der gemeine Ochſe als Ackerſtier, Schafe ſind ſparſam, Ziegen ſehr ſelten; ebenſo Pferde. Eſel gibt es gar nicht. Von wilden Thieren werden wilde Büffel und Elefanten, die ſich in ganz Hinterindien finden, erwähnt. Auf dem ſüdlichern Bergplateau und nach der Weſtküſte Hinterindiens zu finden ſich auch Panther, Leoparden, wilde Eber, Tiger; ſüdlicher beginnen die eßbaren Vogelneſter; Auſtern und Fiſche finden ſich an den Küſten in Menge. Im Birmanenreiche erſcheinen außer den ſchon erwähnten wilden Thieren auch Rhinoceros. Hirſcharten finden ſich in ganz Hinterindien; doch ſoll es an eigentlichem Wild ärmer ſein, als Vorderindien. Vielerlei Geflügel erſcheinen faſt allenthalben; Affen beginnen in der Provinz Martaban zahlreich zu werden; hier auch wilde Ziegen u. ſ. w.; weiter ſüdlich nimmt die Menge des Wildes und der Thierarten ſehr zu; ſehr viele Eigenthümlichkeiten, welche ſchon, wie die ganze malaiiſche Halbinſel, in die Auſtralwelt hinüberweiſen, hat die Fauna der ſüdlichſten Punkte, wie Singapore's. In Hinterindien, jenſeit der malaiiſchen Halbinſel, erſcheint das hinteraſiatiſche Pferd, eine ſehr kleine Race; Affen erſcheinen auch hier in großer Menge. In Cochinchina kommt noch eine kleine Art Hunde hinzu, welche gegeſſen werden. Pfauen, Papageien und hühnerartige, ſowie andere Vögel, finden ſich vielfach in allen Theilen Hinterindiens. Die Maſſe dieſer, ſowie der verſchiedenartigen Fiſcharten, laſſen ſich hier nicht anmerken.

**Eintheilung Hinterindiens nach den herrſchenden Völkern.** I. Faſt die ganze Weſtſeite Hinterindiens iſt jetzt im Beſitze der Engländer und bildet einen Theil der Präſidentſchaft Bengalen, nämlich der öſtliche Strich längs dem Brahmaputra von Goyalpara (26° 11′ n. Br.) ſammt dem daran ſtoßenden Diſtrict Silhet, dem ſüdlich davon gelegenen Tiperah und dem noch ſüdlicheren Dſchittagong. Dieſe Diſtricte wurden ſchon lange zu der Präſidentſchaft Bengalen gerechnet. Dſchittagong grenzt öſtlich an das birmaniſche Reich, ſüdlich an Arakan, weſtlich ans Meer, nördlich an Tiperah; es hat 2987 engliſche □Meilen; es iſt ſeit 1760 im Beſitze der Engländer. Tiperah, im Süden von Dſchittagong und dem Meere begrenzt, im Weſten vom Fluſſe Megna und dem Diſtricte Dhacca Jelalpur, im Norden von letzterm und Silhet, und im Oſten von einem von unabhängigen Bergvölkern bewohnten Hügelland, hatte 1801 750,000 Einwohner. Die Engländer erhielten es 1765. Die nördlichern Partien längs dem Brahmaputra gehören zu den bengaliſchen Diſtricten Dacca Jelalabad und Mymunſingh. Silhet liegt öſtlich und nördlich von Tiperah und Mymunſingh, und jenem ſchon erwähnten Hügelland; im Norden und Oſten begrenzen es wilde Bergvölker. Im J. 1784 hatte es 2861 engliſche □Meilen. Durch den Frieden von Yandabo 1826 wurde den Engländern ferner von den Birmanen abgetreten:

1) **Arakan** und die vorliegenden Inſeln, mit 660 teutſchen □M., ſüdlich von Dſchittagong, jedoch nicht in ſeiner ganzen Ausdehnung bis zum Cap Negrais, ſondern nur bis ungefähr Yambooyeday.

2) **Martaban**, beginnend jenſeit des Saluaen (unter 19" n. Br.), und ſich, die Provinzen Ye, Tavoy und Tanaſſerim begreifend, an der Weſtküſte des nördlichen Theils der Südſpitze von Hinterindien herabziehend bis zum 11° n. Br. Der Flächenraum dieſes Territoriums beträgt 1331 □M.

Um dieſelbe Zeit ungefähr (1825) übernahmen die Engländer von den Holländern das Territorium von Malacca, 66 □M. Dieſe letzterwähnten Erwerbungen der Engländer in Hinterindien bilden ein Territorium von etwa 2087 □M.

Im J. 1829 hatten ſie vom Rajah von Djohor (einem Malaienſtaate) Singapor erhalten, 16 □M., und ſchon 1786 die Inſel Pulo Penang in Beſitz genommen; 13 □M.

Parallel mit den Beſitzungen der Engländer an der Weſtgrenze laufen weiter öſtlich die Staaten einiger unabhängigen Fürſten und Völker, welche aber zum großen Theil ganz abhängig von England ſind, wie dies ihre Stellung zwiſchen dem mächtigen vorderindiſchen Reiche der Engländer und dem hinterindiſchen der Birmanen nach und nach mit ſich brachte. Das nördlichſte dieſer Länder iſt Aſam, deſſen unteren Theil ſeit dem Frieden von Yandabo, wo das Birmanenreich allen Anſprüchen auf Aſam entſagte, die Engländer zu ihren Beſitzungen rech-

nen. Ganz Aſam (in Ober-, Unter- und Mittelaſam getheilt) ſchätzt Berghaus zu 1199 □M. Südlich von dieſem liegt das Land der Garos (Currybarry) mit 208 □M., im Weſten an die engliſchen Beſitzungen ſtoßend; öſtlich an dieſe ſtößt Catſchar oder Akabat mit 171 □M.; weiterhin öſtlich folgt Gentiah (Djynteah) mit 208 □M.; dann öſtlicher die Nagas mit 108 □M.; endlich öſtlich von dieſem Munipur oder Caſſay mit 309 □M., welches im Oſten durch das Birmanenreich begrenzt wird; im Süden ebenfalls und durch die engliſchen Beſitzungen, und im Oſten ebenfalls ſich bis an die engliſchen Beſitzungen ausdehnt. Dieſe indo-chineſiſchen Fürſtenthümer und Häuptlingſchaften umfaſſen ein Areal von etwa 2196 □M.

Eine zweite Reihe von kleinen unabhängigen Staaten liegt auf der malaiiſchen Halbinſel, nämlich auf der Weſtküſte: Perak, Salangore, Rumbo, und auf der Oſtküſte Djohor und Pahang. Dieſe haben mit den dazu gehörigen kleinern Inſeln einen Flächeninhalt von 1534 □ Meilen.

Wir wenden uns wieder nach der Nordgrenze Hinterindiens, wo ſüdlich von Mittelaſam und der chineſiſchen Grenze, und öſtlich von Munipur und den engliſchen Beſitzungen in Hinterindien das birmaniſche Reich beginnt. Seine Grenzen ſind noch faſt nach keiner Seite hin genauer zu ermitteln; im Oſten ſtößt es an das Reich von Siam; im Süden reicht es an die Bai von Bengalen und den Meerbuſen von Martaban. Nach Crawfurd geht es in Weſten bis 93° ö. L. v. Gr., im Oſten bis 98° 40′ ö. L. v. Gr., im Norden bis 26° oder 27° n. Br., im Süden bis 15° 45′ n. Br. Der Flächeninhalt wird von Berghaus nach den hypothetiſchen Grenzen auf 10,566 teutſche □M. angegeben. Der größere Theil dieſer Maſſe (8715 □M.) bildet die unmittelbaren Länder dieſes Reiches; den kleinern Theil bilden tributaire Gebiete (1851 □M.). Die unmittelbaren Länder ſind: 1) das Land der Mranmas (ſo nennen ſie ſich ſelbſt, alſo Birmanen κατ' ἐξοχήν) um Ava; dann 2) das der Talain um Pegu; 3) Kaſi San und Mrelapſchan (Ko-ſchan-pri), an der Oſtgrenze; 4) birmaniſcher Antheil von Caſſay im Weſten; 5) Jo Pri im Nordweſten; 6) der ſeit 1826 verbliebene Reſt von Martaban. Die zinspflichtigen ſind Khiaen, Kung kys in Nordweſt an den Quellen des Arrakan und die Gebiete der Miſhmis, Abors, Sinphos, Bor Kampti in Norden.

Längs der ganzen öſtlichen Seite des Birmanenreiches, ſich in die Halbinſel Malacca hineinziehend, dehnt ſich das Reich von Siam aus. Auch hier ſind die genauern Grenzen nicht anzugeben, im Norden reicht es an China, im Süden an die freien malaiiſchen Staaten, im Oſten an das Reich von Anam. Die äußerſte Nordgrenze wird auf 21° n. Br. geſetzt; die ſüdliche auf 5° n. Br. Die weſtliche 97° 50′ ö. L. v. Gr. Die öſtliche etwa 105° ö. L. v. Gr. Den Flächeninhalt berechnet Berghaus zu 13,330 □M. Die unmittelbaren Beſitzungen des ſiameſiſchen Reiches (7307 □M.) ſind: 1) das eigentliche Siam, der ſüdliche Theil des Ganzen bis zum Meerbuſen von Siam mit den hier vorliegenden Inſeln; 2) ein Theil von Cambodja, der ſüdöſtliche Theil des Ganzen. Die zinspflichtigen Länder (6023 □M.) ſind: 1) die zu Siam gehörigen Theile von Laos, der nördliche und nordöſtliche Theil des Ganzen; 2) vier Malaiienſtaaten auf der Halbinſel Malacca, nämlich auf der Weſtküſte Queda, auf der Oſtküſte Patani, Colantan, Tringanu.

Längs der öſtlichen Seite des continentalen Theiles von Siam zieht ſich von Nordweſt nach Südoſt zu herab das Reich von Anam. Im Norden wird es von China, im Oſten und Süden vom Ocean begrenzt. Nördlich wird es bis 23° n. Br. ausgedehnt; der weſtlichſte Punkt an der Südküſte iſt 103° 13′ ö. L. v. Gr., der öſtlichſte das ſchon oben beſtimmte Cap Avarella. Der Flächenraum dieſes Reiches beträgt 9703 □M.; es beſteht aus drei Hauptabtheilungen, Tongking im Norden, Cambodja im Süden und Cochinchina in der Mitte.

Bevölkerung. Was zunächſt die Anzahl der Bevölkerung Hinterindiens betrifft, ſo gibt es keine genaue Angaben darüber, ſondern ihre Anſetzung beruht auf rein hypothetiſchen Annahmen. Früher nahm man ſie ſehr hoch an; aber die ſeitdem etwas zugenommene Kenntniß von Hinterindien bewies, daß das Land im Ganzen ſehr dünn bevölkert ſei. Für das birmaniſche Reich nimmt Berghaus 4,759,000 Seelen. Der am meiſten bevölkerte Diſtrict der drei Reſidenzſtädte, Ava, Sagaing, Amarapura, enthält 354,000; die Stadt Ava ſelbſt nur 25,000. Die Provinzialhauptſtädte Rangun 12,000, Prome 8000, Baſſein 5000, Martaban 1500.

Dem Reiche von Siam gibt dieſelbe Autorität 5,465,300 Seelen. Die Hauptſtadt Bangkok hat etwa 100,000 Einwohner.

Dem Reiche von Anam gibt derſelbe 11,906,000 Einwohner. Die Reſidenz Hué ſoll 20—30,000 Einwohner haben. Kesho, welches die volkreichſte Stadt iſt, wenigſtens 200,000; Panompeng, die neue Hauptſtadt von Cambodja, ſoll 25—30,000 Einwohner haben, und Saigun hat 60,000.

Die von dem birmaniſchen Reiche an England abgetretenen Partien ſammt deren Beſitzungen auf und neben der malaiiſchen Halbinſel ſchätzt Berghaus mit zu Grundelegung einiger genauerer Data, als bei den einheimiſchen Reichen zu Gebote ſtehen, zu 415,000 Einwohnern.

Die Zahl der Einwohner der nordweſtlichen unabhängigen, aber unter britiſchem Schutz ſtehenden, Fürſtenthümer nimmt Berghaus zu 220,000 an; die der freien Malaiienſtaaten zu 208,000. So ſtellt ſich folgende Überſicht heraus:

| Nr. | Name der Reiche und Staaten. | Areal in teutſchen □Meilen. | Abſolute Volksmenge. | Auf eine teutſche □ Meile. |
|---|---|---|---|---|
| 1. | Birma . . . . . . | 10,566 | 4,759,000 | 450 |
| 2. | Siam . . . . . . | 13,330 | 5,400,800 | 405 |
| 3. | Anam . . . . . . | 9,703 | 11,906,000 | 1227 |
| 4. | Britiſche Beſitzungen . | 2,087,5 | 415,000 | 199 |
| 5. | Indochineſiſche Fürſtenthümer . . . . | 2,196 | 220,000 | 100 |
| 6. | Malaien-Staaten . . | 1,534,8 | 208,000 | 135 |
| | Totalſumme | 39,417,3 | 22,908,000 | 581 |

In dieſer Überſicht iſt das hierher gehörige Areal von Dſchittagong und Bengal, öſtlich vom Brahmaputra, nicht mit aufgenommen, dagegen iſt hier das Areal der Inſeln mit hinzugezählt, welches ſich im Ganzen auf 475 teutſche □M. beläuft. Die Provinz Dſchittagong ſoll nach frühern Angaben (1820) 300 □M. Land und nach einer, ohne Zweifel übertriebenen, Schätzung 1,200,000 Einwohner haben. Die Provinz Silhet wurde 1801 zu 492,945 Einwohnern geſchätzt [66]). Für die Einwohnerzahl von Tiperah und den nördlichern engliſchen Beſitzungen an der öſtlichen Seite des Brahmaputra finde ich nicht einmal ſo ungenaue Beſtimmungen der Einwohnerzahl.

Die Einwohner zerfallen in Angehörige von verſchiedenen Völkerſchaften. Dieſe zerfallen zunächſt in zwei Claſſen: 1) Völkerſchaften, welche und inſofern ſie irgendwo in Hinterindien zuſammenhängende Sitze eingenommen haben; 2) Angehörige a) von außer-hinterindiſchen Völkerſchaften, oder b) inner-hinterindiſchen Völkerſchaften, welche ſich aus ihren eigentlichen Sitzen entfernt und in denen anderer feſtgeſetzt haben.

Wir berückſichtigen zunächſt die Namen und Sitze der erſtern. Das herrſchende Volk des Birmanenreiches nennt ſich Mranma (auszuſprechen Byamma); ſie bewohnen das Plateauland von Ava (Aenwa) zu beiden Seiten des Irawaddi und Khiaenduaen, bis wo jener ſich ſpaltet und ein Delta bildet. Dieſe Bjammas (Birmanen) leiten ſich aus Arakan (eigentlich Rakhain, zu ſprechen Yakhain) ab, deſſen Bewohner auch die Groß-Mranmas genannt werden. Zwiſchen dem Nordtheile von Arakan und dem Hauptſitze der Birmanen liegt der Sitz der Jo (geſchrieben Ro), eines abgeſonderten Zweiges der Mranmas. Nördlich davon wohnen die Aengiin. Auf der Weſtſeite dieſer Gegenden zieht ſich, oft unterbrochen, vom 24° n. Br. bis zum Cap Negrais die Völkerſchaft der Khiaen, Kyen, welche ſich ſelbſt Kolun nennen. Auch dieſe Völkerſchaft [67]), wenngleich in einigen Punkten von den Mranmas verſchieden, erweiſt ſich als mit ihnen dem Stamme nach zuſammengehörig. Daſſelbe gilt von den Bewohnern von Dſchittagong und den Bergbewohnern von Tipperah im Allgemeinen, obgleich bei den letztern ſich auch bedeutende ſprachliche Verſchiedenheiten zeigen. Die Häuptlinge unter letztern ſcheinen von Hinduabkunft zu ſein. Zwiſchen dem Gebiete von Tipperah und dem der Khiaen wohnen die kriegeriſchen Kungkis oder Kukis. Die nordweſtliche Bergregion der indo-chineſiſchen Häuptlinge bewohnen als einheimiſche Völkerſchaften die Aſameſen, welche jedoch in dem nach ihnen genannten Gebiete, in welchem ſie die herrſchende Volksmaſſe bilden, der Zahl nach nicht den vierten Theil bilden. Unter ihnen wohnen die Doms, welche am zahlreichſten ſind, Kolitas, Kutch, Keyot, Chateya; weiter öſtlich wohnen die Moamariya, die Miris, Khampti, Sinphos; ſüdlich unter Aſſam auf dem weſtlichen Ende des Hochlandes wohnen die Garos (Garrows); der letztern Phyſiognomie iſt chineſiſch, ſonſt ſind ſie bisher wenig bekannt; neben ihnen wohnen die von ihnen ſehr verſchiedenen Coſſyahs, welche jedoch dennoch dem chineſiſch-birmaniſchen Volksſtamm zugezählt werden zu müſſen ſcheinen. Dann folgen die Catſharis in dem Stufenlande des Barak nordwärts gegen Aſam. Öſtlich aber in einer langen Strecke von 27° bis 23° wohnen die Nagas. Weiter öſtlich in dem Tafellande Munipur wohnt eine Bevölkerung, welche zu der Claſſe der Shanvölker zu gehören ſcheint [68]). In Ava wurde ihr Land Moythay genannt. Von Tiperah etwas nach Süden zu wohnt die Völkerſchaft, welche bei den Bengalen Mugg heißt, ſich ſelbſt aber, wie die Birmanen, Mranma nennt. Unter ihnen wohnen die Morung, deren Sprache mit der der Birmanen Ähnlichkeit hat. In den öſtlichen Theilen des Arakangebirges, in den Bergwäldern des Plateau's von Ava zwiſchen Prome und Taunu und im Irawaddidelta leben die Caraen, auch Cariannes, Kariang, Karayn u. ſ. w. und ähnlich genannt. Ihre Sprache weicht weſentlich von der der Birmanen ab. Verwandt mit ihnen ſind die etwas nördlicher wohnenden Plau. Das Volk von Pegu heißt in der Landesſprache Mon, Moan, Mân. An der Küſte zwiſchen 16°—10′ n. B. wohnt ein mit den Mranmas gleichſtämmiges Volk, das ſich nach der Hauptſtadt Tanaenſari (Tanaſſerim) nennt. Im Birmanenreiche leben auch noch mehre wilde Völker zerſtreut, welche weder ihnen ſelbſt, noch den übrigen jetzigen Hauptſtämmen der indiſchen Bevölkerung verwandt ſind.

Die Siameſen nennen ſich ſelbſt Thai, Freie, und ihr Land Muan-Thai, Land der Freien. Der Name Siam ſcheint von den Birmanen herzuſtammen, die die Siameſen Shan nennen. Dieſe Siameſen bewohnen das eigentliche Siam, allein die Shan- oder Taynation im Allgemeinen zieht ſich bis hoch in den Norden der Halbinſel, wo wir ſie ſchon in Munipur erwähnten; öſtlich von letzterm wohnen die Caſi-Shan, oder Tay-Loun, deren Sprache von der ſiameſiſchen wenig abweicht; ſüdlich von dieſen wohnen die Mrelap-Shan. In den Bergwäldern dieſer, von der Shan- oder Tayrace beſetzten, Gegenden wohnen die Lowas, welche mit den Karaen verwandt ſind. Ihre Sprache, ſoweit wir ſie bis jetzt kennen, iſt mit der ſiameſiſchen nah verwandt, welches nicht für die Anſicht ſpricht, daß ſie die urſprünglichere Bevölkerung dieſer Weltgegend gebildet hätten. Sie ſind ſehr verzweigt, indem ſie ſich auf dem ganzen Grenzgebirgslande zwiſchen China und Hinterindien finden; ferner auf dem ſiameſiſchen Gebirge zwiſchen 15°—19° n. Br.; ferner als Urbewohner im ſüdlichen Theile des Cochinchinagebirges; endlich ſogar am Tavoy bei der Abſpitzung Hinterindiens zur malaiiſchen Halbinſel. Die Hauptſitze der Lowas iſt das nach ihnen benannte Laos, getheilt in Oberlaos (Lowa Shan), Yün Shan um die Stadt Zaenmae, ferner Laenzaen Shan (das ſüdliche Laos), ſüdöſtlich von letzterem. Südlich von letzterem wohnt das Volk der Kam-mer, Einwohner

66) *Hamilton*. Description of Hindostan. I. 195. 67) Vgl. Ritter IV, 1, 279. Berghaus, Aſia. I. Memoire S. 79.

68) Ritter IV, 1, 366.

von Cambodja, deren Sprache von denen der umliegenden Völker ganz verſchieden iſt.

Die Bewohner der öſtlichſten Gegenden Hinterindiens heißen bei den Mranmas Kio katchin, woraus von den Portugieſen Cochinchina gebildet ward. Den größten Theil bewohnen die Anameſen und Tonkineſen, verwandt an Sprache und allem Übrigen. Die ſüdlicheren Theile bewohnen die ſchon erwähnten Lowas, Kammer. Außerdem lebt in den Bergen insbeſondere ein noch ſehr unbekannter Volksſtamm Moy.

Die Bewohner der Halbinſel Malacca betreffend, ſo wohnen bis zum ſiebenten Grad noch die Thay. Von da an ſüdlich wohnen die ſeit dem 11. Jahrh. von Sumatra aus eingewanderten Malaien. Unter 8° findet ſich eine Negerrace, die Samangs.

2) Was die eingewanderten betrifft, ſo ſind aus Hinduſtan insbeſondere viele Inder in die Weſtgegenden gezogen; in ſpätern und letzten Zeiten auch nach Ava und den Haupthandelsorten des birmaniſchen Reiches und den engliſchen Beſitzungen. Chineſen findet man überaus vielfach. Indiſche Inſulaner ſind vorzüglich in die Malaienſtaaten gewandert. Araber, Armenier, afrikaniſche Neger, Perſer finden ſich ebenfalls. Von Europäern ſind Portugieſen und Nachkommen von dieſen faſt in allen Hauptküſtenorten Hinterindiens zahlreich. Europäer anderer Nationen finden ſich als Kaufleute in den Handelsorten.

Betrachten wir die hinterindiſchen Völker ihrer Abſtammung und Verwandtſchaft nach, ſo ergibt ſich die Hauptmaſſe der Bevölkerung Hinterindiens als eine große Völkerfamilie. Sie nähern ſich in ihrer phyſiſchen Geſtalt der Mongolenrace Centralaſiens. Ihrem ganzen Weſen nach können wir den Hauptſtock der Bevölkerung — die Anameſen, die Shan- oder Tayvölker, die Lowas, die Kammer und die Mranmas — als nahe Verwandte der Chineſen betrachten, mit denen ſie auch in ihrer Sprache, deren weſentlichem Charakter nach, übereinſtimmen. Dabei erheben ſich aber im Einzelnen wiederum charakteriſtiſche Verſchiedenheiten, durch welche aus der Geſammtfamilie einzelne Volksmaſſen als Völkerindividuen hervortreten. In Beziehung auf phyſiſchen Bau reiht ſich an dieſe Völkermaſſe auch die malaiiſche; allein ſie ſtimmt wiederum in ſo vielem andern nicht überein, daß es ſchwerlich erlaubt iſt, ſie mit dem chineſiſchen Volke in ſo nahe Verwandtſchaft zu bringen, wie jene. Höchſtens kann man ſie auch als zur mongoliſchen Race gehörig betrachten. Bei dieſen Unterſuchungen kommt aber faſt alles auf ſorgſame Berückſichtigung der Sprachen an, und da hierin von andern nur höchſt oberflächliche Bemerkungen vorliegen, ich ſelbſt aber mit dieſen Sprachen nicht hinlänglich bekannt bin, ſo wird die genauere Erörterung dieſer Fragen noch für die Zukunft — wo mehr Hilfsmittel ſich eröffnen werden — zu verſchieden ſein.

Außer dieſer mongoliſch-chineſiſch-hinterindiſchen Familie und der mongoliſch-malaiiſchen, deren Sitze auf einen ſehr kleinen Theil Hinterindiens beſchränkt ſind, in welchen ſie erſt vor etwa ſieben Jahrhunderten eingewandert zu ſein ſcheinen, werden innerhalb Hinterindiens mehre kleine Völkerſchaften erwähnt, welche ganz von dem herrſchenden Stock verſchieden ſind oder ſein ſollen. Sie ſind gewöhnlich auf ſehr enge Grenzen und Bergwildniſſe beſchränkt. Es iſt nicht unmöglich und ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß ſie Überreſte einer Bevölkerung ſind, welche vor dem Eindringen und der Feſtſetzung der mongoliſch-chineſiſchen Völkermaſſe die herrſchende in Hinterindien war. Allein zu dieſem Zwecke müßte man den Beweis führen können, daß dieſe an verſchiedenen Stellen erſcheinenden Völker wie völlig verſchieden von der jetzigen Hauptbevölkerung, ſo unter ſich verwandt ſeien. Es liegt ein beachtungswerther Umſtand in dieſer Beziehung vor; nämlich noch in Aſam erſcheint die Völkerſchaft der Doms, welche auch in Kamaun als negerartig erwähnt wurden[69]), und mit den Auſtralnegern verwandt ſind, von denen ſich auch auf der Halbinſel von Malacca, wie ſchon am angeführten Orte bemerkt wurde, Überbleibſel finden, nämlich die Samang. Schon oben (a. a. O.) iſt von der Vermuthung geſprochen, daß die Auſtralneger, jetzt auf die Südſeeinſeln beſchränkt, einſt mehr nach Weſten gewohnt haben mögen. Bildeten ſie vor Einwanderung der jetzigen Hauptbevölkerung einen Theil der Ureinwohner Hinterindiens? Die andern, von dieſen neuen abweichenden, Völkerſchaften müſſen jedoch auch ſehr verſchieden ſein von den Auſtralnegern. Denn deren leicht in die Augen fallende Kennzeichen werden bei ihnen, z. B. den Kas (zwiſchen Cambodja und Südlaos), den Pyu, Dhanu, Dhanau, Zalong, Tſchalom, Paſa u. a. im Birmanenreiche und den Moy in Anam, nicht erwähnt. Auch hier iſt jedoch alles noch ganz unerforſcht.

Den phyſiſchen Bau der hinterindiſchen Völkerfamilie betreffend, ſo ſind ſie im Allgemeinen etwas kleiner, als die ſogenannte kaukaſiſche Race. Die Hautfarbe iſt heller, als bei den Aſiaten weſtlich vom Ganges; bei den meiſten iſt ſie gelb; bei den obern Ständen durch Schminke faſt goldfarbig. Ihre Textur iſt ſehr weich, ſanft und glänzend. Die nährenden Gefäße gehen meiſt zur Oberfläche, überladen das Zellgewebe und bilden eine Maſſe Fett. Die Muskulartextur iſt im Allgemeinen weich, lax, ſchlaff; ſelten feiner geformt. Die Glieder ſind oft noch größer, als die der Europäer, kurz, dickſtämmig; die Hüften insbeſondere ſtärker, wodurch die Geſtalten im Allgemeinen den Charakter der unterſetzten annehmen. Der Durchmeſſer im Becken iſt ſehr breit. Das Geſicht iſt ſehr breit, glatt, die Backenknochen breit, prominirend, ſanft, gerundet. Der Zwiſchenraum zwiſchen den Augenbrauen iſt ganz flach und ungewöhnlich breit, die Augen klein. Die Öffnung der Augenlider iſt ziemlich linear. Der Unterkiefer iſt lang, unter dem Gelenke ſehr voll, ſodaß er dem Geſichte ein viereckiges Anſehen gibt. Die Naſe iſt mehr klein als platt, die Naſenflügel nicht beſonders ausgedehnt, bei den Malaien gegen die Spitze zu am breiteſten. Der Mund iſt breit, die Lippen dick, der Bart ſehr dünn. Der Vorderkopf iſt an ſich ſchmal, gegen die Seiten hin wird er aber breit. Der Haarwuchs reicht tief in das Geſicht hinab. Die

69) Vgl. oben S. 10.

Digitized by Google

Form des Schädels iſt ſehr eigenthümlich. Der Durchmeſſer von der Stirn rückwärts iſt ſehr kurz, daher ſeine Cylinderform. Das foramen occipitale ſteht ſo zurück, daß von da bis zu dem Genick des Halſes öfter nur eine gerade Linie iſt. Der Obertheil des Schädels iſt oft ganz ungewöhnlich flach. Die Haupthaare ſind ſchwarz, dick, grob und ſchlaff; bei den Malaien kräuſeln ſie ſich etwas.

In intellectueller Beziehung erweiſt ſich dieſe ganze Völkerfamilie als völlig ſchwunglos und ohne ſchöpferiſche Phantaſie. Die niedern Geiſteskräfte, mühevolle, auf dem Wege der weiter entwickelnden Vernunft fortgeführte, Ausbildung von andersher Gegebenem ſcheinen dagegen ihre urſprüngliche Anlage. Es fehlt ihnen an eigenen Ideen und an geiſtvoller Fortbildung fremder; ihre Thätigkeit iſt nur auf materielle, rationelle Benutzung beſchränkt.

Die einzelnen Völkerindividuen weichen von dieſer allgemeinen Charakteriſirung natürlich wiederum in manchen Beziehungen mehr oder weniger ab. Die Anameſen ſind der Natur nach der kleinſte Schlag der hinterindiſchen Bevölkerung; ſie ſind ſtämmig und unterſetzt. Von mehren Gemeſſenen betrug die mittlere Höhe 5 Fuß 2½ Zoll engl., das Mittel der Armlänge 12′ 4″, der Umfang des Bruſtkaſtens an der breiteſten Stelle 2′ 9″. Ihre Geſichtsform iſt mehr rund. Die Kinnlade tritt nicht ſo ſtark hervor, wie bei den Siameſen und Malaien. Vorderkopf und Stirn ſind kurz und klein. Ihre Augen ſind mehr rund, als die der Chineſen und Siameſen, auch klein, aber lebendiger, meiſt ſchwarz. Die Naſe iſt klein, aber gut gebildet, nicht platt und ohne weitere Ausbreitung der Naſenflügel. Der Bart am Kinn iſt dünn, vollſtändiger der Schnurrbart. Das Haupthaar iſt ſchwarz, hart, lang, dicht; der Nacken kurz, die Hautfarbe gelb. Die Gliederformen ſind gut proportionirt. Ihre Bruſt iſt breit und ſchön gewölbt, aber kurz, die Hüften breit. Dieſes Volk iſt ſehr fröhlichen Sinnes. Der Despotismus beſchränkt jede geiſtige Entwickelung zu ſehr, als daß man mit Beſtimmtheit ſagen könnte, daß ſie in dieſer Beziehung ihren Nachbarn in Hinterindien überlegen ſein würden. Doch iſt dies ſehr wahrſcheinlich.

Die Siameſen, Tay- oder Shanrace, ſind von ihren Nachbarn wiederum ſehr diſtinguirt. Sie ſind etwas größer als die Malaien und Chineſen, aber kleiner als die Hindus und Chineſen. Die Mittelgröße iſt 5′ 3″. Der Gliederbau proportionirt; der Schädel iſt, wie bei der ganzen Race, beſonders durch die gerade Fläche des Hinterkopfes, das Geſicht durch ſeine Breite auffallend. Die Naſe iſt klein und nach Vorn rund. Der Mund nicht beſonders vorſtehend, die Lippen dick. Die Augen klein, mit ſchwarzer Iris und gelblichem Umkreis. Die äußern Augenwinkel ſind etwas nach Oben geſchlitzt. Die Backenknochen prominirend. Das Haar tief ins Geſicht hinabgehend, ſchwarz, ſtraff, grob, reichlich. Der Bart iſt dünn und wird ausgeriſſen. Der Unterkiefer breit, die Hautfarbe hellbraun. Die Phyſiognomie im Ganzen iſt grämlich, düſter, die Haltung träge, ſchwerfällig, und ebenſo ihr geiſtiger Charakter träg und indolent.

Der Stamm der Mranma iſt von dieſen hinterindiſchen Völkerſchaften der körperlich und geiſtig kräftigſte — bei welchem Urtheile man jedoch zu berückſichtigen hat, daß wir bei den weiter öſtlichen Völkerſchaften faſt nur die Küſtenbevölkerung kennen gelernt haben, während man bei den Birmanen ſchon tiefer ins Binnenland vorgedrungen iſt. Sie ſind kurz gebaut, ſtämmig, gut proportionirt, ihre Farbe iſt braun. Ihr Haupthaar nicht ſehr abweichend vom Charakter der übrigen hinterindiſchen Völker. Dagegen haben ſie mehr Bart und ſind auch am Körper behaarter. In Hinſicht auf intellectuelle Ausbildung ſcheinen ſie mehr Anlagen, als die Siameſen, zu haben, aber doch eben nicht höher zu ſtehen.

Die in zertheilten Trümmern weitverzweigten Lowas ſind, ihren Beſonderheiten nach, ſehr unbekannt. Sie werden von Gutzloff Shan genannt, und ihre Sprache ſoll der ſiameſiſchen nah verwandt ſein. Sie ſcheiden ſich der Hautfarbe nach in weiße und ſchwarze Laos. Die Männer ſind (d. h. in einigen Gegenden) von keiner beſondern Größe, oder Stärke, die Weiber ſind ſehr ſchön, ohne den chineſiſchen oder mongoliſchen Charakter der Geſichtszüge. Sie ſind viel behaarter als ihre ſtammverwandten Völker.

Die Völker auf dem Bergplateau im Weſten von Hinterindien zwiſchen dem birmaniſchen und engliſchen Reiche betreffend, ſo ſind die Garos von plumper Geſichtsbildung, mit Ausnahme der Häuptlinge, welche aber, wie bemerkt, hinduiſchen Urſprungs ſind. Sie, ſowie die Cacharis, lehnen ſich durch Sprache und phyſiſche Bildung, z. B. durch die Beſonderheit des ſchiefgeſchlitzten Augenlids, an den birmaniſchen und chineſiſchen Menſchenſchlag. Die neben dieſen Völkern wohnenden Coſſyahs haben grade dieſe Beſonderheit nicht, ſowie ſie ſich auch durch anderes von ihren Nachbarvölkern ſcheiden ſollen. Dagegen erweiſen ſie ſich aber durch den Charakter ihrer Sprache — das ſchlagendſte Beweismittel für Völkerverwandtſchaft — natürlich nur in geübten Händen — als zu dieſer Völkerfamilie der Monoſyllaben gehörig. Die Kukis unterſcheiden ſich ebenfalls von ihren Nachbarn, erweiſen ſich aber durch ihre Geſichtsbildung als zu derſelben chineſiſch-hinterindiſchen Familie gehörig. Sie ſind meiſt zwergartig von Geſtalt, breitſchultrig, mit verhältnißmäßig ſchlanken Gliedern, dunkelbraun von Hautfarbe. Die Phyſiognomie iſt voll Ausdruck, ungeſtüm und furchtlos. Die Stirn niedrig, die Augen klein, Naſe platt, chineſiſch, Mund klein, Ohren groß. Die eigentlichen Aſameſen haben ſich ſo ſehr mit Hindus gemiſcht und ihre Inſtitute angenommen, daß ihr beſtimmter Charakter nicht gut zu unterſcheiden iſt. Neuere Unterſuchungen erweiſen ſie als zu den Shan oder Tai gehörig [70]). Die übrigen Völkerſchaften Aſams erweiſen ſich aber noch jetzt als zu der großen hinterindiſchen Völkerfamilie gehörig, mit wahrſcheinlicher Ausnahme der Doms. Entſchieden zeigt ſich die chineſiſche Phyſiognomie noch in den Kolitas. Von den öſtlichern Völkern Aſams wiſſen wir noch ſehr wenig. Die Moamaripas

70) Vgl. Journ. of Bengal. 1837. p. 17

Digitized by Google

werden Hindus genannt, was ſchwerlich richtig iſt. Die Khampti, von Oſten her eingewandert, ſind ein ſehr ſchöner Menſchenſchlag, ob von der ganzen hinterindiſchen Völkerfamilie verſchieden, darüber finde ich nichts Genaueres. Die Miſchmis ſind gut gebaut, von athletiſcher Statur und kurzhaarig (crop-haired) [71]). Über kleinere Stämme verweiſe ich auf Ritter und Berghaus.

Die Malaien wollen neuere Forſcher nicht mehr als eine beſondere Menſchenrace gelten laſſen, ſondern zählen ſie der mongoliſchen Race bei, deſſen ſüdlichſtes Glied ſie bilde. Sie unterſcheiden ſich nach dieſen von den andern hinterindiſchen Hauptvölkerſchaften weniger durch Körperform, als durch geiſtige Eigenſchaften: Sprache, Lebensart, Sitte und alles, was durch die Gemüthsart bedingt wird. Die vollſtändige Verſchiedenartigkeit der malaiiſchen Sprache und des geiſtigen Lebens zieht jedoch auf jeden Fall eine überaus ſcharfe Grenze zwiſchen den Malaien und der chineſiſch-hinterindiſchen Bevölkerung, welche genauer zu beſtimmen und zu unterſuchen noch der Zukunft überwieſen werden muß. Der Statur nach ſind ſie etwas kleiner als dieſe. Viele Stämme von ihnen ſind zu einem, jedoch unbedeutenden, Grad der Cultur gelangt; von dieſen unterſcheiden ſich aber die wilden (wie die Orang-laut in der Gegend von Singapore) durch Sprache, obgleich dieſe etwas gröber iſt, ſo gut wie gar nicht, ſondern nur durch ein plumperes Ausſehen. Die Malaien ſtehen den Chineſen in Hinſicht ihrer Kenntniſſe, Künſte, Induſtrie und Civiliſation nach, ſowie in Statur, Stärke und gutem leiblichen Ausſehen; dagegen ſind ſie ihnen an Tapferkeit, Unternehmungsgeiſt überlegen und mit brennender Imagination begabt. Sie zeigen ſelbſt in ihrem jetzigen Zuſtande der Erniedrigung (ſie ſind zum großen Theile Piraten) große Eigenſchaften: Trieb nach Unabhängigkeit, Ehrgefühl, Heftigkeit bei Beleidigungen; bei ihren Handlungen Überlegung und Nachdenken.

Die nichtchineſiſch-hinterindiſchen Völkerſchaften betreffend, ſo iſt es, wie bemerkt, noch nicht erwieſen, ob die Doms in Aſam den Charakter der Auſtralneger, wie die in Kamaum zeigen. Die Samang und Bila dagegen werden als zu der Negerrace gehörig, geſchildert, welche ſich von den Andamaneninſeln oſtwärts bis Neuguinea, auf den Inſeln zerſtreut, verbreitet, und durch dunkle Farbe und krauſes Wollhaar (papúah) ausgezeichnet iſt. Dieſe Samang ſind jedoch nur in geringer Zahl auf der malaiiſchen Halbinſel verbreitet. Von den Kas, Moys wird nichts Feſtes berichtet.

2) Geſchichte. Die Quellen für die Geſchichte von Hinterindien ſind zweifacher Art: 1) einheimiſche, 2) fremde Nachrichten. Die einheimiſchen betreffend, ſo finden ſich in den größern hinterindiſchen Reichen Annalen; allein die ſiameſiſchen waren bis vor Kurzem noch ganz unbekannt [72]), und die der Reiche von Anam finde ich noch nirgends erwähnt; aus den birmaniſchen haben wir dagegen kurze Auszüge; allein ihre hiſtoriſchen Nachrichten ſcheinen erſt mit dem 14. Jahrh. aus der mythiſchen Auffaſſung hervorzutreten [73]). Eine Geſchichte von Laos aus einheimiſchen Berichten iſt uns in letzter Zeit zugekommen [74]). Dieſe Geſchichtsverſuche ſind erſt eine Folge der mit dem Buddhismus nach Hinterindien gebrachten Cultur, ſchließen ſich eng an dieſen und ſuchen ihn mit Hinterindien ſogleich, oder ſo kurze Zeit als möglich nach ſeinem erſten Auftreten, welches der ceyloneſiſchen Annahme gemäß — denn von Ceylon kam er nach Hinterindien — 543 v. Chr. geſetzt wird, zu verbinden. Dadurch erhält dieſe ganze Geſchichte einen mythiſchen Anſtrich. In ſpätern Zeiten treten zu den Annalen Inſchriften, insbeſondere die der Glocken; von dieſen ſind uns die von Rangun [75]) und Arakan [76]) bekannt. Andere Inſchriften finden ſich in den Ruinen der größern Städte, welche früher Reſidenzen waren, ſind aber noch nicht benutzt. Auch von Aſam findet ſich ein einheimiſches hiſtoriſches Werk, aber ebenfalls mehr mythiſchen Inhalts. In der malaiiſchen Literatur iſt die Geſchichte ganz mit Fabeln überdeckt [77]). Die fremden Nachrichten betreffend, ſo ſind für die ältern Zeiten nur die chineſiſchen von Bedeutung, aber auch von ſehr hoher. Leider ſind bis jetzt nur die, welche ſich auf die öſtlichſte Partie Hinterindiens beziehen, bekannt. Später werden auch die europäiſchen Nachrichten wichtig, insbeſondere ſeitdem die Portugieſen nach Hinterindien kamen.

Wenn ſich die Geſchichte von Hinterindien jetzt auch noch ſo gut wie gar nicht geben läßt, ſo erkennt man doch deren Hauptmomente und Epen ſchon. Sie zerfällt zunächſt in die Zeit vor und die Zeit nach Einführung des Buddhismus. Wann dieſer aber eingeführt ward, läßt ſich noch gar nicht mit Sicherheit beſtimmen, wahrſcheinlich etwa ſeit dem 7. Jahrh. n. Chr. Für die letztere Epoche tritt eine neue Abtheilung durch die Umſchiffung des Caps der guten Hoffnung ein, welche, wie für die ganze Welt von Bedeutung, ſo auch insbeſondere für Hinterindien von wichtigen Folgen war.

Die erſte Epoche: Anfang der Geſchichte Hinterindiens bis zur Einführung des Buddhismus, liegt zum größten Theile ganz im Dunkeln. Es iſt zweifelhaft, ob jene mehrfach erwähnte Auſtralnegerrace die urſprünglichere Bevölkerung Hinterindiens war, zweifelhaft, ob mit ihr vereint noch eine andere Menſchenrace, verſchieden von der jetzigen Hauptbevölkerung, dieſe Ländermaſſe beſaß, wahrſcheinlich zwar, daß die jetzige Hauptbewohnerſchaft, die mongoliſch-chineſiſche Race, deſſen Haupttheile die Shan- oder Taynation und die Mranmas zu ſein ſcheinen, eine eingewanderte ſei, aber

71) Zu Ritter und Berghaus Behandlung derſelben nach frühern Nachrichten kommen nun noch die Mittheilungen in Journ. of Bengal. 1837. p. 325 von Griffith. 72) A chronological account of the kings of *Siam*, obtained from the reightful heir to the Siamese empire, now residing as druggist in Ava, wird als von Burney eingeſendet im Journ. of Bengal. 1835. p. 179 erwähnt; allein wenn dieſe chronologiſche Tafel abgedruckt iſt, ſo iſt das Heft, in welchem ſie ſich findet, nicht nach Göttingen gekommen.

73) Ritter, Aſien. IV, 1, 285; eine Mittheilung aus dem Maha Yazawen wen dan gyee in Journ. of Bengal. 1838. p. 400. 74) *Richardson* in Journ. of Bengal. p. 55. 75) As. Res. XVI, 270. 76) Journ. of Bengal. 1838. p. 287. 77) *Crawfurd*, History of the Indian Archipelago II, 48.

Digitized by Google

völlig ungewiß, in welche Zeit dieſe Wanderung zu ſetzen ſei.

Als Vorderindien ſich zu ſeiner uns bekannten größten Höhe unter Tſchandraguptas und ſeinen nächſten Nachfolgern erhob, war es ohne Zweifel von einigem Einfluß auf ſeine öſtlichen Nachbarn. Daß Aſokas (263—227 v. Chr.) bis an den Brahmaputra und ſüdlich über den größten Theil des Küſtenreichs öſtlich vom bengaliſchen Meerbuſen geherrſcht habe, folgt aus den Mittheilungen des Hiuan Tſhang[78]. Dieſe Theile, wol ungefähr dieſelben, welche auch jetzt von den Engländern noch zu ihrem vorderindiſchen Reiche gerechnet werden, fügen ſich von ſelbſt zu einem in Vorderindien beſtehenden mächtigen Reiche, indem deſſen Anſprüchen erſt das öſtlich vom Brahmaputra beginnende Bergplateau in ſeiner ſüdlichen Fortſetzung im Rücken von Silhet (Çrihatta) bis zu dem Küſtengebirge von Arrakan eine Grenze ſetzt. Ob der Buddhismus ſchon damals über dieſe Grenzen vorgedrungen ſei, iſt fraglich; wol aber mußte das hochausgebildete indiſche Leben, wie bekanntlich im Weſten auf die weſtlichen Anwohner des Indus, ſo auch im Oſten auf die des Brahmaputra, einwirken. Zwar laſſen die ſpätern Annalen Hinterindiens ſchon um dieſe Zeit den Buddhismus von Magadha aus nach Hinterindien kommen. Es iſt aber keiner Frage unterworfen, daß dieſe Angaben ganz mythiſch ſind. Bemerkenswerth iſt, daß der Mahawanſo bei ſeiner Erwähnung der von dem Buddhiſtiſchen Concilium abgeſandten Buddhiſtiſchen Miſſionaire keine Miſſion nach Hinterindien erwähnt, ebenſo wenig geſchieht dies in der Aſokainſchrift. Wir dürfen daraus folgern, daß keine bedeutendere, vom Staate berückſichtige, Verbindung mit Hinterindien um dieſe Zeit beſtand. Die mythiſche Geſchichte der, wie die Birmanen angeben, älteſten Reſidenz des Birmanenreiches, Takoung am Iravaddi (23° 30′), leitet zwar deren Gründung von einem ſchon vor Gautama Buddha aus Kapilavaſtu (dem Geburtsorte des Gautama) ausgewanderten König aus dem Çakja (dem des Gautama)-Geſchlecht; allein es iſt mir unerklärlich, wie Laſſen dieſem Mythus, welcher ſo ganz das Streben zeigt, die älteſten Sagen über das birmaniſche Reich mit der Geſchichte und dem Geburtsorte des Gautama Buddha zu verknüpfen, die geringſte hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit zuſprechen konnte, und daraus auf eine vorbuddhiſtiſche, Brahmaniſche Cultur am Iravaddithale ſchloß[79]. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Takoung einſt wirklich die erſte Reſidenzſtadt des Birmanenreiches war. Dafür ſpricht ſeine nördliche Lage an Iravaddi, welche uns den Weg zeigt, den die einwandernden Mranmas in ihre neuen Wohnſitze verfolgten; allein die Königsreihe von Takoung iſt rein mythiſch und aus den von den Buddhiſten überkommenen Schriften zuſammengeſtoppelt. Das zeigen die Namen der Könige, die zum größten Theile geographiſche Namen von Vorderindien ſind, z. B. **Zaboodeepa** (für ſanſkr. g'ambudvîpa), **Kalinga**, oder ſonſt dort bekannte, z. B. auch ein König Maurija gewiſſermaßen eine Contraction der vorderindiſchen Maurjadynaſtie. Daher iſt es auch bloßer Mythus, wenn die birmaniſchen Annalen 60 Jahre nach Gautama Buddha das Reich Prome gründen laſſen. Dieſe wie andere Mittheilungen ſchließen ſich ſo eng an die Buddhiſtiſchen, aus Indien überkommenen, Nachrichten, daß man mit Beſtimmtheit behaupten darf, daß vor der Einführung des Buddhismus bei den Mranma ihre Geſchichte eine **tabula rasa** war, und daß man nachher dieſe Lücke durch Verbindung der Buddhiſtiſchen Überlieferungen, welche ſich auf Vorderindien bezogen, mit Landesſagen bei den Mranma aufs Gerathewohl auszufüllen ſuchte.

Wie ohne Zweifel ſchon unter dem größten der indiſchen Kaiſer Aſokas eine friedliche Einwirkung auf die hinterindiſchen Völker im Weſten ſtattfand, und entweder unter ihm, oder ſchon vor ihm die erwähnten Theile der hinterindiſchen Ländermaſſe mit dem indiſchen Reiche verbunden wurden, ſo fand etwas ſpäter als dieſe Zeit eine, theils friedliche, theils auch kriegeriſche Einwirkung von einem der größten Kaiſer von China, Tſchin Schihoangti († 210 v. Chr.), von Oſten her ſtatt. Seitdem dieſer ſeine Coloniſationen im Süden des Nan Ling begann, tritt Cochinchina (bei den Chineſen Co tchen ching) als Grenz- und Küſtenland nach und nach hervor, und wird, ſowie auch das nördlicher gelegene Tongking, durch chineſiſche Anſiedelungen aller Art bevölkert, cultivirt und bebaut. Beide bilden Provinzen von Südchina, Cochinchina unter dem Namen Liny. Dieſe Staaten empfingen damals ganz die chineſiſche Civiliſation. Mehre Feldzüge wurden von China aus dahin gemacht, unter andern 42 n. Chr., wo Tongking für die Handynaſtie erobert ward, und als Grenzzeichen gegen Cochinchina zwei Kupferſäulen am Berge Fan mao aufgeſtellt wurden.

Im Weſten wird ſich der Einfluß Indiens auf das weſtliche Hinterindien im Fortgange der Zeit immer gemehrt haben. Die vielfachen Kämpfe, welche dort gegen das Ende der Maurjadynaſtie durch die Auflöſung des großen Kaiſerreichs, Feſtſetzung der Griechen, Skythen, Parther eintraten, werden, wie dies in Indien ſpäter entſchieden oft eintrat, z. B. in Bezug auf Nepal gewiß iſt, manche Häuptlinge bewogen haben, ſich Sitze jenſeit des Brahmaputra zu erkämpfen. Dadurch wurde indiſche Herrſchaft und Cultur in dieſen Gegenden, wenn dieſes nicht ſchon früher geſchehen war, um dieſe Zeit wenigſtens fixirt; daß dies ſchon um etwa das 5. Jahrh. nach Chr. der Fall war, beweiſen folgende Umſtände. In der Inſchrift des vorderindiſchen Kaiſers Samudragupta, deſſen Zeit wir zwar nicht genau fixiren konnten, aber doch mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit um 400—450 n. Chr. ſetzten, erſcheinen für dieſe weſtlichen Gegenden, welche Samudragupta als ſeinem Scepter unterworfen aufzählt[80], echt ſanſkritiſche Namen: **Samâtata**[81], **Tad'avakra** und **Kâmarupa**, welches die Gegend von Dſchittagong aufwärts

78) Vgl. oben S. 117 und 118. 79) Laſſen, Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes I, 228; die Stellen über Takoung ſind aus dem Maha Yazawen im Journ. of Bengal. 1836. p. 160 ausgezogen.

80) Vgl. oben S. 104 fg. 81) So iſt für Samata in der Inſchrift zu leſen, was ich oben zu bemerken vergaß.

bis etwa Goyalpara und dann öſtlich das Brahmaputrathal bis etwa Bhiſhenath, das jetzige Unteraſſam, umfaßt. Dieſe Gegenden waren bis um dieſe Zeit hinduiſirt und die dort herrſchenden indiſchen Häuptlinge hatten ſich dem großen vorderindiſchen Reiche entweder gezwungen oder freiwillig, um im volksverwandten Verband zu bleiben, angeſchloſſen.

In den Oſtgegenden dauerte die chineſiſche Herrſchaft einige Jahrhunderte fort, aber im J. 263 n. Chr. empörte ſich einer der Großen in Cochinchina, riß dieſes Gebiet von China los, und bildete daraus ein eigenes Königreich Liny. Manche innere Kämpfe zerrütteten es zwar, aber es wußte ſich doch im Ganzen unabhängig zu erhalten. Mit China trat es in freundlichen Verkehr durch Tributſendung.

Im Weſten finden wir einige Zeit ſpäter vorderindiſche Cultur vollſtändig ſtabilirt. Hiuan Thſang (um 640 n. Chr.) erwähnt einen König von Kamarûpa (Unteraſſam), welcher Brahmane iſt und den Namen Kumâra führt[82]). Öſtlich von Kamarûpa gab es damals, wie derſelbe berichtet, in den Bergen keine großen Königreiche. Wie es die ganze Natur dieſer Gegenden mit ſich bringt, und auch noch jetzt der Fall iſt, ſo werden auch ſchon damals kleine Häuptlingſchaften ſich in dieſen naturfeſten Gegenden unabhängig zu behaupten gewußt haben. Von dieſen öſtlichen Bergen dehnten ſich Barbarenſtämme, wahrſcheinlich die damals ganz unciviliſirten Mranma, nach Südweſten hin. In zwei Monaten konnte man die Südgrenze von Chou erreichen, aber auf ſchwierigen Wegen[83]). Wäre Chou das Land der Yo zwiſchen dem jetzigen Arakan und dem eigentlichen Birma, jetzt zu dem Birmanenreiche gehörig? Alsdann hätte es damals ein Reich gebildet, welches ſich bis an die Meeresgrenze erſtreckte, was nicht unwahrſcheinlich. Samâtata wird bei Hiuan Thſang blos als beſonderer Diſtrict des öſtlichen Indiens, nicht als beſonderes Reich erwähnt; es iſt die Gegend von Bulluah, oder Dſchittagong gar. Die weiter öſtlichen, ſchon am angeführten Orte bemerkten, Namen laſſen ſich zum Theil nicht genauer beſtimmen.

Bei dem auf ſo ſonderbare Weiſe von einem chineſiſchen Geſandten mitten in Indien geführten Kampfe (648 n. Chr.) zeigt ſich auch der König von Kamarupa unterwürfig gegen dieſen (vgl. oben S. 113).

Schon etwa ein Jahrhundert vor dieſer Zeit hatte ſich Ceylon, wie Cosmas Indicopleuſtes zeigt, zum Weltemporium, zum Hauptverbindungspunkt zwiſchen den Welten im Weſten und Oſten der mittlern aſiatiſchen Landſpitze (Vorderindien) erhoben. Die byzantiniſchen Schiffer kamen vom Weſten, wie die hinterindiſchen und chineſiſchen von Oſten zu dieſem Hauptſtapelplatz[84]). Ceylon war damals zugleich Sitz des Buddhismus und der höchſten indiſchen Bildung. Dem Buddhismus war aber eine beſondere Luſt zu Miſſionen eingeprägt. Jene Umſtände konnten nicht verfehlen, dieſe zu begünſtigen, und wir können wol mit Beſtimmtheit annehmen, daß insbeſondere um dieſe Zeit indiſche Bildung und Buddhismus von Ceylon aus nach Hinterindien drangen. Genauere Nachrichten würden uns wahrſcheinlich zu Gebote ſtehen, wenn die chineſiſchen Annalen von Funan (d. h. den Südländern, zu denen auch Tongking gehört) ſchon für dieſe Zwecke ausgebeutet wären[85]). Hier ſollen ſich wichtige Mittheilungen über die Geſchichte von Cambodja vor dem 7. Jahrh. n. Chr. über die Einführung der indiſchen Gebräuche und der Brahmanenſchrift in demſelben vorfinden, und auch über den Handel der Indier und der Thathſia (Byzantiner) längs dem indiſchen Meere um dieſe Geſtadeländer bis China. Im J. 616 n. Chr. trat Cambodja zum erſten Male mit China in Verbindung, indem es Tribut ſandte. Es hieß damals Tchinla und wird als abhängig von Funan (der Verwaltung der chineſiſchen Südländer) geſchildert.

Der König reſidirte in Yi che na (?), einer Stadt mit 20,000 Häuſern. Im Lande gab es noch 30 Städte, deren jede mehre Tauſend Häuſer hatte. In jeder reſidirte ein königlicher Gouverneur. Alle drei Tage empfängt der König, der einen ausgebildeten Hofſtaat beſitzt, auf einem Divan ſitzend, der mit fünf Arten Gewürzen und ſieben Arten Edelſteinen geſchmückt iſt. Die Säulen der Pavillons beſtehen aus geädertem Holz, die Wände ſind mit Elfenbein und Goldblumen geſchmückt und der ganze Anblick iſt prachtvoll. Im Weſten davon liegt das Königreich Tchhi thu (d. h. rothe Erde, Siam); das Königreich Thſan pan iſt ihm eng verbunden. Mit Liny (Cochinchina) liegt es in beſtändigem Krieg. Dieſes Thſan pan iſt das Land, welches Hiuan Thſang etwa 24 Jahre ſpäter mit einer, den ſanſkritiſchen Urſprung dieſes Namens klar darlegenden, Benennung: Ma ho tchen pho nennt, welches ſanſkrit. mahâk'ampa iſt; dieſer Name iſt bis jetzt in Tſiampa am Küſtenſtrich um das Vorgebirge St. James erhalten. Schon dieſer echt ſanſkritiſche, oder wenigſtens indiſche, Name um 616 n. Chr. zeigt, daß das Inderthum damals in dieſer Gegend von der allerbedeutendſten Einwirkung geworden war. Allein die chineſiſche Darſtellung fügt auch weiterhin ſchon hinzu, daß viele der Einwohner, welche klein von Geſtalt und dunkel von Farbe ſeien, dem Cultus des Buddha zugethan ſind, andere folgten der aus China ſtammenden Religion des Tao-ſse. Somit haben wir alſo im J. 616 n. Chr. die erſte Nachricht vom Buddhismus in den ſüdöſtlichen Gegenden Hinterindiens. Daß er nicht aus China, ſondern aus Vorderindien, oder am erſten von Ceylon hierher gedrungen ſei, dafür entſcheidet wol der daneben vorkommende indiſche geographiſche Name und der Umſtand, daß ſich der Buddhismus im übrigen Hinterindien durch ſeine ſpäter häufig vorkommende religiöſe Verbindung mit Ceylon, durch Übereinſtimmung ſeiner und der ceyloneſiſchen Daten über Gautama Buddha als aus Ceylon ent-

82) Vgl. oben S. 118. 83) Foĕ Kouĕ Ki. p. 388. 84) Vgl. oben S. 115.

85) Im Pian yi tian. 89. Bd. und Youan kian louĕ han. 233. und 234. Bd. der königl. par. Bibl. *Ab. Remusat*, Description du Royaume de Camboge in Nouv. Mel. As. 18[?] T. I. p. 75.



Digitized by Google

ſtammend ausweiſt. Da wir nun hier 616 n. Chr. ſchon den Buddhismus beſtehend finden, ſo werden wir auch der ſiameſiſchen Vulgairára Glauben ſchenken dürfen, welche mit dem J. 638 n. Chr. (1181 nach Buddha) beginnt, und dieſes Jahr als das der Einführung des Buddhismus, wahrſcheinlich als Staatsreligion (wo ſie alſo unter Privaten ſchon lange verbreitet ſein konnte), angibt. Dieſe Ära iſt zugleich im Birmaneneeiche im Gebrauche und im Lande von Arakan; ſie heißt in einer alten Inſchrift von Pugan die Makha-Äea, ſo ohne Zweifel nach den Mugs genannt, einem Zweige der Mranma, welcher noch jetzt den zahleeichſten und gebildetſten Beſtandtheil der Arakaneſen ausmacht [86]). Was als Grund dieſer Ära bei den Siameſen ausdrücklich angegeben wird, gilt auch ohne Zweifel für dieſe Ära in den übrigen Gegenden Hinterindiens, wo ſie, wie wir eben bemerkten, im Gebrauch iſt. Sie bezeichnet die Einführung des Buddhismus allenthalben. Allein es läßt ſich ſchwerlich annehmen, daß in dieſem großen Gebiet von Arakan bis an die Oſtgrenze von Siam der Buddhismus zu gleicher Zeit eingeführt ſei. Es iſt vielmedr höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Ära nur die Einführung des Buddhismus an einem dieſer Orte bezeichnet; von dieſem ging der Buddhismus dann nach den übrigen Gegenden mitſammt dieſer Ära, wie er denn auch ſeine ältern Ären allenthalben hin mitnahm, nämlich die des Buddha (543 v. Chr.) und die des Salivahana (78 n. Chr.) [87]). Da nun dieſe Ära die Makhaára heißt, die Mugs aber nur in Arakan vorkommen, ſo können wir daraus ſchließen, daß dieſe Feſtſetzung des Buddhismus in Arakan zuerſt ſtattfand [88]). So ſehen wir denn gegen die Mitte des 7. Jaheh. den Buddhismus ſchon am weſtlichen und öſtlichen Ende Hinterindiens etablirt. Hieraus können wir wol zunächſt ſchließen, daß die Mugs, deren Sprache und Bildung noch jetzt in Arakan die ausgebreitetſte iſt, damals ſchon eine höchſt bedeutende Stellung einnahmen. Ihre älteſte Geſchichte iſt faſt ganz in Fabeln gehüllt. Daß ſie oft politiſch mit ihren Stammverwandten, den Birmanen, welche ſich die großen Meanmas und die Arakaneſen die kleinen Mranmas nennen, verbunden waren, ſcheint dennoch hindurch zu leuchten. Die Reſidenz während dieſer Vereinigung war Chambolao, wol in Südweſt von Arakan.

Im Birmanenreiche herrſchte um dieſe Zeit die Dynaſtie von Pugan (Pagham Miu). Die birmaniſche Chronologie, hier ohne Zweifel noch mythiſch, läßt ſie mit einem mehrſach entſtellten Namen, welcher deutlich ein ſanſkritiſches Samudra-rág'a ausdrücken ſoll, im J. 79 n. Chr. beginnen. Dieſes iſt aber der Anfang der Ära des Salivahana [89]), und wir ſehen alſo hier eine bloße Übertragung der von den Buddhiſten erhaltenen vorderindiſchen Geſchichte auf Hinterindien. Dieſe Anfänge, ſowie die noch ältere Geſchichte der Dynaſtie von Prome, welche ſchon 443 v. Chr. (grade 100 Jahre nach Gautama Buddhas Nirvana, zur Zeit des angeblichen zweiten Buddhiſtiſchen Concils) begonnen wird, aber im indiſchen Mittelreiche (majjima, im Sanſkrit madhjama) ſpielt, und indiſche Könige, z. B. ſelbſt Chan-ta-kut-ta (im Sanſkr. K'andragupta), als birmaniſche aufzählt, muß man daher ganz unberückſichtigt laſſen. Daß aber Pugan wol ſchon um das 7. Jahrh. bedeutend war, zeigen die ſchon aus dem 9. Jahrh. in ſeinen glänzenden Trümmern ſich voeſindenden vielſachen Inſchriften.

Der ſüdöſtliche Staat Hinterindiens, Cambodja, zahlte den Chineſen ſort Tribut; nach 713 n. Chr. theilte er ſich in einen See- und einen Landdiſtrict. Der König des gebirgigen Landdiſtricts führte den Titel Thſiei khiu; die Reſidenz des waſſerreichen Seediſtricts war Pho-lo-ti-pa. Von Cochinchina, welches ſeit ſeiner Befreiung von chineſiſcher Herrſchaft (263 n. Chr.) in freundlichem Verkehr mit China blieb, wird bis zu dem großen Raubzuge des plünderungsgierigen chineſiſchen Kaiſers der zweiten Songdynaſtie, Yangti, nichts Bedeutendes berichtet. Damals wurde die Reſidenz von Cochinchina geplündert und Tchentching (806 n. Chr.) die neue Reſidenz, wonach der frühere Name des Reiches, Liny, umgewandelt ward.

In Tongking waren zuerſt die Chineſen Herren geblieben. Später (n. 700 n. Chr.) kam es unter Herrſchaft der Pilokokönige von Talifu in der chineſiſchen Provinz Yünnan. Gegen 850 war es eine Zeit lang unter Oberhoheit des Königs von Nantſchao, welchee Ngan nan (Annam) und deſſen Hauptſtadt Kiaotſchi (Keſcho) beſetzt hatte, aber 866 kamen die Tongkineſen wieder unter die Chineſen [90]). Nach dem Sturze der Thangdynaſtie (907 n. Chr.) riß es ſich von China's Supeemat los. Es verfiel darauf in Anarchie und ward eine Beute einheimiſcher Uſurpatoren, der Familie der Ting, welche durch Tributzahlung an China ſich deſſen Anerkennung verſchafften, und den Titel Kung Wang (König vom zweiten Rang) führten.

Im weſtlichen Hinterindien ſcheinen die ſich erhebenden birmaniſchen Fürſten zu bedeutenderem Anſehen um dieſe Zeit gelangt zu ſein. Die Inſchrift des mächtigen vorderindiſchen Kaiſers aus dem Pâlageſchlecht, Deva Pala Deva [91]), welcher wol um 900 regierte, zeigt uns dieſen zwar als Herrn von Nepal, Hlaſſa und Bhutan und andern Bergvölkern in dieſer Gegend, aber ſelbſt Kamarupa erſcheint nicht mehr als ſeiner Oberhoheit unterworfen, und noch weniger die ſüdlicher davon an der Oſtſeite des Brahmaputra gelegenen Länder. Ob hier ſchon birmaniſche oder Shanfürſten ſich feſtgeſetzt, oder die ältern vorderindiſchen Häuptlinge ſich vom Mutterlande unabhängig erklärt hatten, läßt ſich nicht entſcheiden. In dieſe Zeit fällt der Glanzpunkt des birmaniſchen Reiches in Pugan, wie die ſchönen Tempel zeigen, welche aus ihr insbeſondere herrüheen. Sie ſind alle Buddhiſtiſch, aber mit Aufnahme des Beahmaniſchen Pantheon. Auch hier finden ſich die

86) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1837. Nr. 138. 139. S. 1379, wo Z. 5 für vor Chr. zu leſen iſt nach Chr. 87) a. a. O. 88) Daſſelbe habe ich auch ſchon a. a. O. ausgeſprochen. 89) a. a. O. 1378.

90) Ritter, Aſien. III, 734. 91) Vgl. oben S. 121. 122.

Grottenbauten der Buddhiſtiſchen Aſketen. Um dieſelbe Zeit blühte das Reich von Arakan und herrſchte auch mehrfach über Ava. Dieſe Verhältniſſe blieben bis 1061 n. Chr., als ſich eine Tribus der Jhum, aus dem obern Gebirgslande des Kaladyneſtromes, der Herrſchaft von Arakan bemächtigte und dadurch fortgeſetzte Kriege mit der birmaniſchen Dynaſtie von Ava herbeiführte.

Gegen das Ende des 11. Jahrh. trat die Blüthe des Cambodjareiches ein. Cochinchina ward von ihm eine Zeit lang erobert, und es verwandelte ſeinen frühern Namen Tchinla in Tchanla. Ebenſo bemächtigte es ſich des Staates von Thſan pan und Tongking. Damals galt ein Sprüchwort „reich wie Tchinla." Die Hauptſtadt von dieſem Cambodjareiche hatte 70 Li im Umfange, der Palaſt darin war überaus prachtvoll, die Felder ſehr fruchtbar. Die Geſchenke, welche die Geſandten nach China brachten, beſtanden in Elefanten, Elfenbein, Japanholz, gelbem Wachs, Rhinoceroshörnern, Ebenholz, gelbadrigem Holz, einem Räucherwerk, Edelſteinen und Pfauenfedern. Dafür erhielten ſie kaiſerliche Patente für den König, den chineſiſchen Kalender, ſeidene Stoffe ꝛc.

In Tongking tritt nach jener Periode der aus Anarchie hervorgegangenen Schwäche und Abhängigkeit von China und Cambodja, ein kriegeriſcher König, Li-ki-en-te, auf (1075 n. Chr.), welcher in einen Krieg mit China verflochten ward, und bis Kuangſi vordrang. Allein er wird zurückgedrängt, und chineſiſche Truppen verfolgen ihn und verheeren ſein Land bis zum Sangka (Fu leang kiang). Nach vielen, faſt ein Jahrhundert dauernden, Fehden kam es 1164 zum Frieden, in welchem Li ki ent ſo als König von Ngannan (Anam) anerkannt ward. Seine Herrſchaft ging bald darauf auf ein anderes Tongkinggeſchlecht, die Dynaſtie der Tchin, über. Um dieſelbe Zeit regierte in Cochinchina (1166—1170) ein König Tſeou yana, welcher, wol aus Eiferſucht, gegen das durch den Handel ſo ſehr blühende Cambodja, ſeinem Volke Handelsverkehr mit China zu eröffnen ſuchte, und als Mittelſtation die Inſel Hainan wählte. Allein ſeine Handelsagenten wurden dort zurückgewieſen, und obwol er ſich erbot, allen etwanigen Schaden zu erſetzen, wurde ihm als Fremdling dennoch jeder Zugang zu China unterſagt. Hierauf wandte er ſeinen Grimm gegen Cambodja, welches er angriff und verheerte. Allein es folgten nun Fehden zwiſchen beiden Staaten, welche bis zu Ende des 12. Jahrh. dauerten, und die theilweiſe Unterwerfung Cochinchina's unter Cambodja herbeiführten.

Im folgenden Jahrhundert verwüſteten die großen Mongolenzüge auch einen bedeutenden Theil Hinterindiens, ohne daß dies jedoch dem großen mongoliſch-chineſiſchen Reiche unterworfen wurde. Bei dem allgemeinen Schrecken, der den Namen der Mongolen damals begleitete, unterwarf ſich der junge König von Tongking, Tchin koua hing mit Namen, im J. 1277 dem mongoliſchen Gebieter von China. Als aber Khublai Khan die Tributzahlung auf jede drei Jahr in Gold, Silber, Elfenbein, Rhinoceroshorn ꝛc. beſtimmte, ihm ferner anbefahl, geſchickte Mediciner, Aſtronomen, Muhammedaniſche Kaufleute, Schreibekünſtler und eine Landkarte Tongkings nach China einzuſenden und einen mongoliſchen Großen als kaiſerlichen Commiſſair und Reſidenten (Taloua) am Hofe von Tongking aufzunehmen, gerieth der König von Neuem in Schrecken. Er ſtarb aber bald und ſein Sohn und Nachfolger Tchin ge hiven hatte den Muth, ſich einem Durchmarſche eines mongoliſchen Heeres zu widerſetzen, welches zur Eroberung von Cochinchina beſtimmt war. Nun wurden drei große Feldzüge der Mongolen gegen Tongking geführt, 1280, 1285, 1287. Allein ohne Glück. Indem die Mongolen zu raſch aus den Gebirgsdefileen vorrückten, wurde ihnen der Rückzug abgeſchnitten. Die Hitze des, den Mongolen unerträglichen, Klima's und die Tapferkeit der Tongkineſen zwang ſie jedes Mal mit bedeutendem Verluſte zum Rückzuge. Die Chineſen und Mongolen baten den Kaiſer, dieſe abenteuerlichen Züge in die Fremde aufzugeben, und der König von Tongking, obgleich Sieger, that ſein Möglichſtes, den Frieden herbeizuführen. Er behandelte die mongoliſchen Gefangenen und Kranken mit dem größten Wohlwollen und gelobte als Tribut dem chineſiſchen Kaiſer eine Statue von Gold. Nach ſeinem Tode († 1290) und dem des Khublai Khan († 1294) wurde der Friede hergeſtellt, und dauerte bis zu Ende der Mongolendynaſtie (1368). Die Tongkingkönige wurden von China anerkannt, und ſchickten einen Tribut, welcher in geringen Geſchenken beſtand, an den chineſiſchen Hof. Damals hatte Tongking 13 Departements, mit 52 Städten vom erſten und 219 vom zweiten und dritten Range.

Auch in Cochinchina verſuchte Khublai Khan mongoliſche Herrſchaft zu begründen, aber ebenfalls vergeblich. Der damalige König von Cochinchina, Po-yeou you la tcheou, hatte, ſobald ſich die Mongolen in China befeſtigt hatten, Tribut an Khublai Khan (1280) abgeſandt. Seine Geſandten waren ehrenvoll aufgenommen. Aber deſſen ungeachtet ſuchte Khublai Khan mongoliſche Tribunale und Gouvernementseinrichtungen in Cochinchina einzuführen. Er ſchickte 100 Gardiſten in Tigerhäuten (ihrer Uniform) und 1000 mit Goldſchilden dahin, um gute Mannszucht zu halten, und errichtete Inſpectionen für die vier Meere daſelbſt. Seinen Zweck zu verfolgen wurde er insbeſondere wol dadurch beſtimmt, daß der letzte Sprößling der aus China vertriebenen Songdynaſtie nach Cochinchina geflohen war. Allein der junge König von Cochinchina wollte ſich dieſer Erniedrigung nicht unterwerfen. Es kam zum Kriege, in welchem die chineſiſche Flotte ſich der Hauptſtadt bemächtigte. Die Königspartei flüchtete ſich in die Berge, befeſtigte ſich dort, und ermordete, mit Gewalt oder Liſt, die in das Land immer von Neuem eindringenden Mongolenheere. Mit dem Tode Khublai Khan's (1294) kehrte auch in Cochinchina der frühere Friedenszuſtand und das alte Tributverhältniß zu China zurück.

Aus dieſer Zeit (1295—1297) iſt uns die Schilderung Cambodja's, welches uns hier zum erſten Male unter dieſem Namen (im Chineſiſchen Kan phu tchi) erſcheint, durch einen dahin geſchickten chineſiſchen Geſandten bewahrt[92]). Der Geſandte landete, zunächſt von der

92) *Ab. Remusat*, Nouv. Mél. As. I, 100 sq.



Digitized by Google

Hauptſtadt Cochinchina's kommend, an der Küſtenprovinz in Cambodja, welche Tchha-nan heißt. Hier wechſelte man die Barken und fuhr 10 Tage ſtromaufwärts (den Maekhaun) über eine Menge ſeichter Stellen. Alsdann erreichte man die Hauptſtadt. Dieſe, wol wo jetzt Pontaipret oder Cauwek liegt, hatte gegen zwei Stunden im Umfange; fünf doppelte Thore, und ringsum Gräben, Wälle und große Brücken. Die große Brücke hatte auf jeder Seite 54 Idole von Stein, ſehr große Statuen, Feldherren gleich mit drohenden Mienen. Die Brückenbogen ſind von Stein, figurirt, mit Schlangen, die neun Köpfe haben. Über den Stadtthoren ſind große Buddhaköpfe in Stein gehauen, mit fünf Geſichtern, die nach Weſten ſchauen (als nach Buddha's Stammland); das mittlere trägt eine Goldkrone. Zu beiden Seiten der Thore ſind Elefantenſculpturen. Auch die andern Städte haben Steingebäude und Steinmauern, auf deren Höhen man öfter regulair gepflanzte große Bäume wahrnimmt. In einer Gegend iſt ein Goldthurm erbaut und umher 20 Steinthürme und über 100 Steinhäuſer, alle nach Oſten gekehrt. Auch eine Goldbrücke iſt hier, mit goldenen Löwen, und das Palais des Königs iſt voll Goldreichthum. Auch die Häuſer der Prinzen und Mandarine ſind groß und weitläufig, aber ſie ſind alle mit Stroh gedeckt. An einem See zeigt man einen liegenden Buddha, aus deſſen Nabel eine Quelle hervorſprudelt. Der König des Landes trägt eine Krone von Gold, mit Perlen und Diamanten, die Hände und Füße voll Ringe und Opale; er geht baarfuß und ſeine Sohle iſt roth gefärbt; nur er hat das Vorrecht, ſein Haupt mit geſtickten Tüchern zu umwinden. Die Mandarine ſeines Hofes waren, wie in China, in Claſſen getheilt; doch hatten ſie andere Titel und Vorrechte, wie die Abzeichen goldener Palankine, ein, zwei oder vier goldener Sonnenſchirme, oder ſilberner, ſolcher, die von chineſiſcher Seide gefertigt ſind u. ſ. w. Sie ſind dreierlei Religionen ergeben; die Panki (? ob aus ſanſkrit. baudhja verderbt) oder die Buddhaprieſter, Tchoukou, deren Schrift auf Palmblättern, und die der Tao ſſe, welche hier Pa ſſe heißen. Das Volk iſt häßlich, dunkelfarbig, doch gibt es unter den Frauen auch Schönheiten, hellfarbig, wie Jaspis (wie der chineſiſche Reiſende ſagt, in deſſen Augen der Jaspis nicht ſo dunkel geſchienen haben muß, wie er gewöhnlich ausſieht). Der König hat fünf Frauen und 3—5000 Concubinen. Dieſe gehen nie aus und parfümiren ſich mit Santal, Moſchus u. ſ. w. Die Töchter der Reichen verheirathen ſich ſchon im ſiebenten bis neunten Jahre, die der Ärmeren im eilften. Vor der Ehe findet, nach herkömmlichem Gebrauch, die Entweihung der Jungferſchaft durch die Prieſter ſtatt. Ihre Sitten ſind roh. Zum Sklavendienſt kaufen die Reichen ſich 10, 20 bis gegen 200 Wilde aus den benachbarten Wüſten und Gebirgen. Dieſe Wilden nennt man Tſung (d. h. Hunde). Wenn man ſie in die Stadt führt, wagen ſie in kein Haus zu treten, und dürfen ſich nur in den untern Theilen eines ſolchen ſehen laſſen. Ihre Herren nennen ſie pato (Vater), ihre Gebieterinnen mi (Mutter), und unterwerfen ſich ganz demüthig ihrer Beſtrafung. Niemand vermiſcht ſich mit ihnen; ſie gelten für unrein. Den einmal Entlaufenen legt man eiſerne Ringe um Hals und Arme. Die Sprache der Kanphutchi iſt, nach dem Urtheile des Chineſen, verſchieden von der ihrer Nachbarn, der Cochinchineſen und Siameſen (dies iſt jedoch nicht ganz richtig). Der Cambodjaſtrom (maekhaun) durchzieht große Plainen voll dichter Waldungen. Dieſe, voll alter Baumſtämme, Klettergewächſe und dichter Gehege, ſind für Menſchen unzugänglich. Man höre daſelbſt nur das Geſchrei von Vögeln und vierfüßigen Thieren. Hier und da zeigen ſich lichte Stellen, wo Heerden weideten, aber kein Culturland. Das Land von hohen Gebirgen auf vier Seiten umgrenzt, ſei voll Elefanten und Rhinocerosheerden, voll ſeltener Vögel und koſtbarer Holzarten und reich an vielen Producten. In der naſſen Jahreszeit, vom Mai bis October, ſchwellen alle Flüſſe ſo an, daß das Waſſer bis zu den Wipfeln der Bäume ſteigt, und die Einwohner ſich auf die Berge flüchten müſſen. In der trocknen dagegen, November bis April, werden die Flüſſe ſo ſeicht, daß ſie nur noch für kleine Barken fahrbar bleiben. Das Land wird ohne Pflug und Hacke und ohne Dünger bearbeitet. Die Ausſaat gedeiht von ſelbſt ſchon unter dem Waſſer hervor. Das Land beſtand aus 90 Diſtricten, deren jeder einen Commandanten hat. Viele chineſiſche Schiffer und auch Deſerteure beſetzten ſich hier als Handelsleute und kamen leicht zu Gewinn." Dieſe Schilderung ungefähr macht der chineſiſche Reiſende. Man erkennt daraus, daß die Cultur auf die Küſtengegenden beſchränkt geweſen zu ſein ſcheint, hier aber den ganzen äußern Glanz entfaltete, welchen der Despotismus, indem er eine fremde Cultur — hier die chineſiſche und indiſch-buddhiſtiſche — zu ſeinem Inſtrument benutzt, um das Volk in deſto tiefere Uncultur zu ſtürzen, wenn Lage und Umſtände ihn einigermaßen begünſtigen, für einige Zeit zu erringen und darzulegen vermag.

Die mongoliſchen Angriffe beſchränkten ſich nicht auf die Oſtſeite Hinterindiens, ſondern ſogar ſchon früher, als nach Oſten, hatten ſie ſich auch auf das weſtliche und mittlere Hinterindien gerichtet. Der bedeutendſte war der Zug Khublai Khan's gegen das birmaniſche Königreich Ava im J. 1272 n. Chr. Die Geſchichte kennt noch einen frühern Einfall von chineſiſcher Seite ins birmaniſche Reich (1233), allein jener ſpätere durch Marco Polo bekannt, führte die Chineſen am weiteſten nach Süden. Das Königreich Ava (bei den Chineſen Mien) ward durch ihn an China tributpflichtig. Aus dieſer Zeit ſoll noch die birmaniſche Provinz im Südweſt von Ava bis heute ihren chineſiſchen Namen Taruk mau (d. h. chineſiſche Landzunge) haben. Eine birmaniſche Inſchrift von Sagain erwähnt ebenfalls, daß einer der Birmanenherrſcher im J. 1277 von einem chineſiſchen Heere beſiegt ſei. Auch in dieſer Gegend ſcheinen bis zu Khublai Khan's Tode Fehden mit den Chineſen beſtanden zu haben. Nach deſſen Tode ward ein freundlicher Verkehr wieder hergeſtellt. Im J. 1297, berichten die chineſiſchen Annalen, habe der König von Ava, Fatiya, ſeinen Sohn mit Tribut (gewöhnlicher, im Chineſiſchen nichts bedeutender, Ausdruck bei Erzählung friedlichen Verkehrs mit

Digitized by Google

andern Völkern) nach China geſchickt und ſei freundlich aufgenommen.

In dieſem Jahrhundert gingen auf der äußerſten Südſpitze Hinterindiens, ſowie in der Nordweſtgegend ebenfalls, bedeutende Veränderungen vor. Im Süden nämlich wanderten die Malaien ein. Denn alle neuern Unterſuchungen führen zu dem Reſultate, daß die Malaien, obgleich jetzt Hauptbevölkerung der von ihnen Tanah Malaya, Land der Malaien, genannten Halbinſel, doch hier nicht urſprünglich ihre Sitze hatten, ſondern von Menangkabao, einem Diſtricte in der Inſel Sumatra, eingewandert ſind [93]). Die Geſchichte dieſes Staates vor 1160 n. Chr. iſt durch keine hiſtoriſchen Nachrichten zu ermitteln. Einheimiſche Sagen erkennen als ältern Sitz der Malaien von Hinterindien die Gegend des Fluſſes Malayo in Sumatra, welcher vom Maha-Meru (ganz ſanſkritiſch) herab durch das Königreich Palembang fließt. Die Könige vom Palembang verbindet die Sage wieder mit Vorderindien, und zwar mit der Dynaſtie von Vig'ajanagara. So unhiſtoriſch dieſe letztere Verbindung im Einzelnen iſt, ſo zeigt doch die malaiiſche Sprache, in welcher, obgleich ſie vom Sanſkrit rein verſchieden iſt, 16 Theile reines Sanſkrit ſind (die Namen für Staat, Könige und andere Gegenſtände höherer Ordnung), daß Sanſkritvölker auf die Bildung des Malaienvolkes vom größten Einfluſſe waren. Wie nach Java und andern Inſeln des indiſchen Archipelagus, Inder der höhern Claſſen, wahrſcheinlich zuerſt Buddhiſten, gedrängt durch die in dem Vaterlande beginnenden Verfolgungen, ſpäter auch Anhänger des Brahmaniſchen Cultus auswanderten, ſo ohne Zweifel auch nach Sumatra. Dieſe Wanderungen mögen vom 5. bis 12. Jahrh. n. Chr. zu ſetzen ſein, der Zeit der höchſten Blüthe der indiſchen Cultur. Nach allen ihren Colonien brachten die Inder die Reſultate ihrer hohen Cultur, miſchten ſich mit der bildungsfähigen Bewohnerſchaft dieſer Inſeln, unter welcher eben die Malaien die höchſte Stellung einnahmen, und gründeten Staaten, welche für die Geſchichte des Archipelagus von hoher Bedeutung wurden. Einer dieſer Staaten war der von Menangkabao, deſſen Macht einſt wol ganz Sumatra umfaßte. Denn noch lange, nachdem ſich ſchon andere Staaten auf den Trümmern derſelben erhoben hatten, behauptete dennoch der Sultan, ſo genannt ſeitdem die Malaien zum Islam übergetreten waren, früher mit ſanſkritiſchem Titel Mahârâg'a, von Menangkabao eine nominelle Suprematie über die übrigen Fürſten von Sumatra. Der Unternehmungsgeiſt, die Tapferkeit und die inſulare Lage der meiſten dieſer malaiiſchen Staaten machte aus ihnen Seemächte, und von dem Aufblühen ihrer Staaten bis zur Ankunft der Europäer in dieſen Gewäſſern (etwa vom 12. bis zum 16. Jahrh.) ſcheinen ſie in ihnen die Thalaſſokratie gehabt zu haben. Faſt alle malaiiſchen Colonien im Archipelagus leiten ſich, direct oder indirect von dieſem Staate Menangkabao ab.

Ihre älteſte Coloniſation auf der malaiiſchen Halbinſel ſetzen die Malaien ins J. 1160 n. Chr. Als Führer dieſer Colonie nennen ſie Çri-Touri-Bouwana; ihre erſte Colonie war Singapura (im Sanſkrit. Sinhapura, Löwenſtadt) an der Südſpitze der malaiiſchen Halbinſel. Dieſe Gegend hieß damals Oudjong Tanah. Land der Oudjong. Die Malaien hießen zum Unterſchiede von den übrigen Bewohnern Orang de-bawah angin, Volk des Südens oder unter dem Winde, welcher letztere Name ſich bei den perſiſchen Autoren in der Überſetzung Zyrbad (unter dem Winde) erhalten hat. Um dieſe Zeit muß eine bedeutende Erſertion in dieſen Gewäſſern ſtattgefunden haben. Denn in ſie fällt auch (1159 n. Chr.) die Gründung des Reiches Padjedjeran in Java. Singapore wuchs ſchnell zu bedeutender Blüthe heran und erweckte die Eiferſucht der mächtigen Fürſten von Madjapahit in Java. Der Gründer ſtarb 1208. Sein Nachfolger Paduka Vikaram Wira (ganz ſanſkritiſcher Name) regierte bis 1223. Çri Rama Vikaram alsdann bis 1236. Çri-Maha Râg'a regierte bis 1248. Deſſen Nachfolger, Sri Iskander Shah in den malaiiſchen Hiſtorien genannt, hatte vier Jahre gegen die ganze Macht des Reiches von Madjapahit zu kämpfen. Im J. 1252 ſah er ſich genöthigt, den Sitz des malaiiſchen Reiches mehr nach Norden zu verlegen, und gründete Malacca. Um dieſelbe Zeit vollendete jenes javaneſiſche Reich ſeine Eroberung des Königreiches Indradgiri in Sumatra.

Çri Iskander Shah regierte in Malacca bis 1274. Sein Nachfolger, Sultan Magat, regierte nur bis 1276 und war der letzte malaiiſche König, welcher der alten, von Hinduſtan überkommenen, Religion anhing. Deſſen Sohn, Sultan Mahommed Shah, nahm den Islam an. Er benutzte ſeine lange Regierung, bis 1333, um ſeine Religion zu verbreiten, und erwarb ſich dadurch eine große Berühmtheit. Seine Herrſchaft war ſehr ausgedehnt. In der malaiiſchen Halbinſel umfaßte ſie Djehor, Patan, Kedak und Perak (ging alſo etwa vom erſten bis zum neunten Grad nördl. Br.); dann die nah gelegenen Inſeln Langkawi und Buton und in Sumatra die Diſtricte Campar und Aru. Er hatte ein Bündniß mit dem Könige von Arakan geſchloſſen und brachte ſeine Staaten zur höchſten Blüthe.

In dem 13. Jahrh. ſcheinen endlich die eigentlichen Aſameſen, die Ahomdynaſtie (Aſam wird nämlich im Lande ſelbſt Ahom geſprochen), von Oſten her eingewandert zu ſein [94]). Sie gehören zur Shannation. Die Sagen, welche Hamilton zukamen, laſſen ſie vor vielen Menſchenaltern vom Himmel nach dem Berge Tſchorai Korong, der ſüdlich von der alten Reſidenz von Aſam, Gargong, liegt, kommen. Als ihre Führer werden zwei Brüder genannt, Khunlai und Khuntai. Das eigentliche Aſam ſoll damals unter 12 Häuptlinge getheilt geweſen ſein. Khuntai ſoll im Ganzen nur ein Gefolge von 43 Perſonen mitgebracht haben, beſtehend aus einem geiſtigen Führer (Deodhaing), zwei Danggariyas (Gefährten),

93) Vgl. außer Ritter und den bei ihm angeführten Werken auch *Walckenaer*, Le monde maritime (Par. 1819) I, 41.

94) Journ. of Bengal. 1837. Jan. p. 17; daſelbſt werden uns auch Hoffnungen auf zukünftige Mittheilungen aus den alten aſameſiſchen Chroniken gemacht.

Digitized by Google

einem Dugara (Thürhüter), einem Dehinga (Koch), einem Laha (Ziegenhirt), einem Sandike (Waſſerſchöpfer) und 36 Hatimurijas (dieſes bedeutet ſpäter Befehlshaber von 1000 Mann). Die vorgefundenen Häuptlinge ſollen ſich ihm gutwillig unterworfen haben. Von dieſem ſtammt die Hauptlinie der Könige von Aſam. Sein Bruder Khunlai gründete die Dynaſtie in Nora. Von Khuntai leitete ſich Tſchukapha ab, welcher in der von Hamilton mitgetheilten Liſte ſogleich auf ihn folgt, und ich weiß nicht, auf welche Autorität zum Zeitgenoſſen von Khublai Khan gemacht wird [95]). Die Sagen machen ihn zu einem großen Helden, der die von ſeinem Vorgänger gegründete Herrſchaft ausdehnte und befeſtigte, und von ſeinen Vaſallen als usuma (ſanſkrit. asâma), Oberherr, anerkannt ward, woher das ganze Land ſeinen Namen erhielt. Von folgenden Königen theilt Hamilton Namen mit, allein keine Nachrichten. Erſt nachdem ſich die Muhammedaner in Vorderindien feſtgeſetzt hatten, fangen hiſtoriſche und kriegeriſche Berührungen mit Aſam wieder an. Der erſte, welcher Aſam den Muhammedaniſchen Waffen zu unterwerfen ſuchte, war Hoſain Shah, König von Bengalen (im Anfange des 14. Jahrh.). Er fuhr mit Reiterei und Fußvolk auf Booten den Brahmaputra hinauf. Der König von Aſam wagte im offenen Felde keinen Widerſtand, ſondern zog ſich in die Berge zurück. So kehrte Hoſain ſelbſt ſiegreich zurück; allein ſein in Aſam zurückgelaſſenes Heer kam bei Beginn der Regenzeit in die ſchwierigſte Lage. Die anſchwellenden Waſſer ſchnitten alle Verbindung unter ihm ab, und die aus ihren Bergen hervorbrechenden Aſameſen, ſowie die um dieſe Jahreszeiten in Aſam entſtehenden und für Fremde tödtlichen Epidemien, vernichteten es gänzlich. Ein ähnliches Schickſal hatte ein Heer von 100,000 Reitern, welches unter Mahomed Shah (1325—1351) gegen Aſam geſendet wurde.

Aus dem 12. Jahrh. iſt die erſte, einigermaßen ſichere, Nachricht über Siam. Was die ſiameſiſchen Annalen enthalten mögen, iſt noch nicht bekannt. Damals war die Reſidenz des Reiches Siam in Lakontai nicht weit von der Grenze von Laos. Der Anfang der Geſchichte iſt die Einführung des Buddhismus (deren allgemeines Datum 638 n. Chr.). Der damalige König wurde Krek genannt. Von ihm an ſollten bis 1824 60 Könige auf dem Throne geſeſſen haben. Aber in keinem Lande hat es wol eine ſo ungeregelte Thronfolge und einen ſo häufigen Dynaſtienwechſel gegeben, als in Siam, und dadurch mußte die Führung der Reichsannalen nur ſehr erſchwert werden. Im J. 1350 wurde die Regierung nach der neugegründeten Capitale Yuthia (wol das ſanſkritiſche Ajodhja) verlegt.

Im Birmanenreiche war gegen 1300 die Dynaſtie von Panya zur höchſten Blüthe gelangt; im J. 1356 zerſtörte ein König aus ihrem Geſchlechte die frühere Reſidenz Pugan. Neben ihr erhob ſich von 1322 an eine neue, die vierte birmaniſche, Dynaſtie zu Sagaing. Sie blühte jedoch nur kurze Zeit. Im J. 1364 wurde Sagaing und Panya zerſtört, und die fünfte birmaniſche Dynaſtie folgte nun mit ihrer Reſidenz in Ava. Wir können wol im Ganzen hieraus ſchließen, daß bis dahin ſehr häufige Fehden kleinerer Dynaſtien in dem birmaniſchen Reiche ſtattfanden, welche ſich gegenſeitig unterjochten. Neben Ava beſtand ſchon um dieſe Zeit das Reich Pegu in Blüthe. Die Könige der Birmanen hatten damals auch ſtete Kämpfe mit den damaligen Herrſchern von Arakan, von denen manche von ihnen vertrieben wurden, und in Bengalen Schutz und Hilfe fanden, durch welche ſie ſich ihres Reiches wieder bemächtigten. So König Ju mu wai (von 1306—1330). Dieſer verlegte, nachdem er zurückgekehrt war, die Reſidenz von Chambolao nach dem heutigen Arakan, und zahlte Tribut an Hinduſtan.

Im Oſten von Hinterindien blieben die Königreiche Tongking, Cochinchina und Cambodja mit China, wie unter der Mongolendynaſtie, ſo auch im Beginn der Mingdynaſtie (1368) in freundſchaftlichem, tributpflichtigem Verhältniſſe. In dieſes trat auch Siam. Alle dieſe Staaten ſandten Tribut nach China, und erhielten dagegen chineſiſche Kalender. Die Streitigkeiten zwiſchen Tongking und Cochinchina ſuchten die chineſiſchen Kaiſer friedlich zu vermitteln. Der Zuſtand in Tongking wurde aber gegen 1400 durch Li ki li, welcher faſt das ganze Geſchlecht der einheimiſchen Tchindynaſtie ermordete, vollſtändig geändert. Er machte ſich zum Herrſcher von Tongking, und nur zweien aus dem Stamme der Tchin gelang es, ſeinen Verfolgungen zu entkommen und in China und dem Königreiche Laos Hilfe und Beiſtand gegen den Uſurpator zu erhalten. Allein ehe noch dieſer Beiſtand denſelben ſtürzte, ſtarben ſie. Das chineſiſche Hilfsheer drang auf zwei Straßen, von Yünnan und Kuangſi aus, unter den Generalen Tchangpu und Mouchin durch die Grenzpäſſe und Gebirgsſtraßen 1406 in Tongking ein, beſiegte die Rebellen und ſtellte ſchon 1407 den Frieden in Tongking wieder her. Da aber Niemand aus der legitimen, der Tchindynaſtie, exiſtirte, ſo wurde Tongking in eine chineſiſche Provinz verwandelt, und erhielt Tchangpu als Generalgouverneur. Tongking wurde zugleich mit den chineſiſchen Inſtitutionen verſehen, mit ſeinen Tribunälen, Mandarinen, Gouverneuren von drei Claſſen, Einnehmern, Truppen, Commandeuren, Feſtungscommandanten, Intendanten der Heerſtraßen, Flotten und des Handels; 7000 Tongkineſen wurden an den chineſiſchen Hof geſandt, um dort chineſiſche Bildung zu erhalten und ſie in ihr Vaterland zurückzubringen. Der Kaiſer von China überfüllte Tongking mit Wohlthaten, penſionirte die Witwen und Waiſen, machte den Soldaten reiche Geſchenke, belohnte die treuen Anhänger, welche ſich vor den Rebellen in das Gebirgsland gegen Weſten zurückgezogen hatten, und ehrte die Grabmäler der Tchin. Im J. 1409 reichte der Gouverneur von Tongking eine Landkarte und Statiſtik ſeines Gouvernements in China ein. Nach letzterer enthielt dieſe Provinz damals gegen 19,000,000 Einwohner, alſo beiweitem mehr, als jetzt das ganze Reich von Anam, von welchem ſie kaum den dritten Theil bildet. Aber die Milde und

95) a. a. O.

Digitized by Google

das Wohlwollen der chineſiſchen Regierung konnte die tapfern Tongkineſen dennoch nicht mit dem Verluſte ihrer Unabhängigkeit verſöhnen. Unruhen und Rebellionen traten allenthalben hervor, und die Rebellen wurden von den Nachbarſtaaten Cochinchina und Laos, welche die chineſiſche Macht ſich nicht ſo nahe wünſchten, auf jede Weiſe unterſtützt. Schon gegen 1450 wußte Li ti, unter dem Scheine eines Sprößlings aus der Dynaſtie der Tchin, ſich die Souverainität zu verſchaffen. Er errichtete zwei Reſidenzen, deren eine Kiaotcheou er Tongking, das heißt die Oſtreſidenz, nannte, woher dieſes Reich, früher Ngannan (Anam), den Namen Tongking erhielt. Ein Nachfolger von ihm, Lyhao, ein kriegeriſcher Fürſt, machte ſich allen ſeinen Nachbarn furchtbar. Cochinchina, welches ſeit der Mingdynaſtie in fortdauernd gutem Einverſtändniß mit China geblieben war, und deſſen König Itataha (1373) ſich durch Beſiegung der Piraten Verdienſte um den Handel in dieſen Gewäſſern erworben hatte, lag in ſteten Fehden mit Tonking. Unter Lyhao wurden ſie 1471 durch eine entſcheidende Schlacht zum Nachtheile der Cochinchineſen entſchieden. Das Haus der Könige von Cochinchina wurde ausgerottet, und dieſes Königreich hörte auf, ſelbſtändig zu ſein. Erſt im vergangenen Jahrhunderte trat es wieder ſelbſtändig in die Geſchichte Hinterindiens. Auch das Reich von Laos wurde von Lyhao beſiegt und ſeine Könige verjagt. Das Reich von Tongking erreichte damals ſeine höchſte Blüthe.

Im engſten Verbande mit China war ſeit der Ming-Dynaſtie (1368) das Reich von Cambodja. Chineſiſche Mandarine reſidirten daſelbſt, welche die nach oder in Cambodja reiſenden oder wandernden Chineſen inſpicirten. Diejenigen von dieſen, deren Reiſepäſſe nicht von den chineſiſchen Mandarinen viſirt waren, oder ſonſt falſch befunden wurden, wurden auf Befehl des Königs von Cambodja arretirt und in Ketten geworfen. Dies geſchah wol vorzüglich, weil ſie aus der in China beſiegten Partei der Mongholen beſtanden. Für dieſe Nachgiebigkeit wurden die Könige von Cambodja mit großen Geſchenken belohnt; unter dieſen werden 19,000 Schalen von Porzellan genannt. Der König von Cambodja ſandte dagegen einen Tribut nach China, in 59 Elefanten und 60,000 Pfund Parfüms beſtehend. Dafür erhielt er ein Patent. Bis 1435 wurde der Tribut regelmäßig geſendet. Das Anſehen der Chineſen in Cambodja wuchs dabei ſo ſehr, daß der Eingeborene, welcher einen Chineſen tödtete, ſtets mit dem Tode beſtraft werden mußte, wogegen ein Chineſe, welcher einen Eingeborenen tödtete, dieſen Mord mit Geld löſen konnte, oder, wenn ihm dies fehlte, als Sklave verkauft wurde. Von 1435 an hemmten die Feindſeligkeiten der Cochinchineſen den Verkehr und die regelmäßigen Tributſendungen nach China. Der nächſte Einfluß des Sturzes des cochinchineſiſchen Reiches (1471) auf die Stellung von Cambodja iſt uns bei dem bisherigen Mangel an Geſchichtsquellen unbekannt.

Im Königreiche Malacca folgte 1333 Sultan Mohammed Schah, der jedoch nach kurzer Regierung vom Könige von Arakan ermordet ward. Sein Nachfolger, Sultan Mozafer Schah (1334—1374), war einer der weiſeſten Fürſten im Malaienreiche. Er ließ ein Geſetzbuch ausarbeiten, welches noch jetzt als Rechtsbaſis gilt. So bedeutend Malacca damals auch war, ſo war es doch erſt die dritte Stadt in dieſen Gegenden. Für die mächtigſte galt damals die Capitale der Dynaſtie Madjapahit in Java, für die zweite Paſé in Sumatra. Gegen 1340 erregte die ſtets wachſende Macht von Malacca die Eiferſucht des Königs von Siam. Zweimal überzog er das Land mit Krieg und belagerte Malacca ſelbſt. Allein er wurde beſiegt. Der Sohn von Mozafer, Sultan Manſour Schah, vermehrte das Reich durch die Heirath einer Prinzeſſin, welche ihm das Königreich Indradgiri in Sumatra als Mitgift einbrachte. In ſeiner langen Regierung von 1374—1447 führte er Kriege mit mehren Nachbar- und Inſelſtaaten. Sein Nachfolger, Ala-Wa-Eddin, regierte bis 1477; allein unter ihm ſcheint das Reich von Malacca auf einige Zeit in die Hände des damals ſehr mächtigen Siam gekommen zu ſein.

Siam war um dieſelbe Zeit auch in ſteten Kriegen mit dem ebenfalls ſehr blühenden Pegu. Früher hatten beide Staaten zu Waſſer und zu Lande freundſchaftlichen Verkehr gehabt. Allein gegen die Mitte des 15. Jahrh. hatte ein Schiff von Pegu einen Raub an dem Idol des Gottes Samſay in Yuthia begangen, welches von den ſiameſiſchen Prieſtern ſchlecht bewacht ward. Darauf folgte Miswachs in Siam. Vergeblich foderte der König von Siam das Idol zurück. Der König von Pegu behauptete, das Bild habe die Irreligioſen von Siam freiwillig verlaſſen, und ſeine Zuflucht zu der frommen Prieſterſchaft von Pegu genommen. Darüber entbrannten Kriege zwiſchen beiden Nachbarſtaaten, welche in jährlichen Überfällen und wechſelſeitiger Verheerung ihrer Staaten beſtanden. Beide Königreiche wurden dadurch ſehr geſchwächt.

Von den weſtlichen und nordweſtlichen Gegenden Hinterindiens iſt aus dieſer Zeit nichts zu berichten. Zwiſchen Ava und Arakan, ſowie Arakan und Hinduſtan, ſcheinen friedliche und feindliche Verhältniſſe ohne bedeutenden Belang gewechſelt zu haben.

Als die Portugieſen zehn Jahre nach der Umſchiffung des Caps der guten Hoffnung (1498) zuerſt in den hinterindiſchen Gewäſſern erſchienen, regierte in Malacca Sultan Mahmud Schah (ſeit 1477). Er hatte von den Schandthaten der Portugieſen gehört, welche die europäiſche Sitte des Handelszwangs und bewaffneten Handels, welcher aus dem Charakter des europäiſchen Mittelalters ſich entwickelt und die ältere friedliche Handelsform zerſtört hatte, auch nach dem Orient übertrugen; er beſchloß daher, durch Nachſtellungen dieſe Fremden, welche 1508 unter Anführung des Diego Lopez di Sequeira mit einer Flotte vor Malacca erſchienen, von ſich zu entfernen. Die Liſt gelang nur theilweiſe. Der Commandeur der Flotte entkam, jedoch nicht ohne Verluſt. Dies reizte die Portugieſen zur Rache, welche jedoch um einige Jahre verſchoben ward. In der Zwiſchenzeit hatte Malacca Angriffe von Seiten der Siameſen auszuhalten, welche aber ſiegreich zurückgeſchlagen wurden. Nicht ſo glücklich war

Digitized by Google

es gegen die Portugieſen, welche am 1. Jul. 1511 unter Alphonſo Albuquerque mit 19 Schiffen und 1400 Mann vor Malacca erſchienen. Mahmud hatte den König von Pahang zu Hilfe gerufen, und vertheidigte Malacca mit 30,000 Mann. Den erſten Foderungen Albuquerque's genügte Mahmud; dies bewegte jenen aber nur, ſie noch höher zu ſpannen. Er foderte zuletzt Bezahlung der Kriegskoſten und Land, um eine Feſte anzulegen. Dieſes verweigerte Mahmud; nun kam es zum Kampfe, in welchem europäiſcher Muth und Kriegskunſt in kurzer Zeit den Sieg über die aſiatiſche Menge davon trug. Der König Mahmud zog ſich nach dem Süden der malaiiſchen Halbinſel zurück, wo er Djeor zu ſeiner Reſidenz machte. Die Portugieſen befeſtigten ſich in Malacca. Die Beute, welche ſie hier machten, war ungeheuer. Das Anſehen der Portugieſen in dieſen Gewäſſern erhob ſich ſchnell zu ſeiner höchſten Stufe. Ihre Coloniſationsplane waren jedoch ſtets mehr auf die Gewürzinſeln gerichtet, ſodaß Hinterindien, wenngleich dadurch, daß der Handel in dieſen Gewäſſern von den Portugieſen uſurpirt ward, in ſeiner Blüthe geſtört, doch in Beziehung auf ſeine Unabhängigkeit im Allgemeinen nicht gefährdet ward. Die vielfach an den Küſten geſtifteten Miſſionen beginnen ſogleich im Anfange des 16. Jahrh. Allein bedeutenderen Fortgang hatten ſie erſt im folgenden Jahrhunderte von 1624 an, wo Pater de Rhodes an die Spitze des Miſſionsweſens in Tongking und Cochinchina trat. Die Jeſuiten, welche ſie leiteten, miſchten ſich mehrfach auch in die politiſchen Händel. Allein weder in religiöſer noch in politiſcher Beziehung konnten ſie ſich eines, längere Zeit dauernden, Erfolges rühmen. Sehr häufig wurden ſie verjagt, wo ſie ſich alsdann nach Macao zurückzogen, von wo ſie in kurzer Zeit wieder in das Reich Tongking zurückkehrten. In den übrigen Theilen Hinterindiens waren ihre Bemühungen noch von geringerem Erfolge, obgleich ſich eine gute Gelegenheit dazu darbot. Die gegenſeitige Schwächung der Siameſen und Peguer hatte nämlich die letzteren bewogen, ihre Zuflucht zu den tapfern Portugieſen zu nehmen. Dieſe ſetzten ſich dadurch in Pegu feſt, hielten die Macht dieſes Reiches einige Zeit durch ihre Tapferkeit aufrecht, erregten aber durch ihren Übermuth, ihre Anmaßungen und Grauſamkeit einen ſolchen Haß der Eingeborenen gegen ſich, daß ſie plötzlich von dieſen überfallen, theils ermordet, theils aus dem Lande gejagt wurden.

Mit Siam traten die Portugieſen nach der Eroberung von Malacca in Verbindung. Im J. 1522 ſtand dieſes auf der höchſten Stufe ſeiner Macht. Damals war von den Malaien in Tanaſſerim ein portugieſiſcher Commandeur, Domingos di Seixas, gefangen genommen und nach Siam als Gefangener geſchickt. Dort erhob er ſich in die Gunſt des Königs und zum Feldherrn von Siam. Dieſes beherrſchte den größten Theil des öſtlichen Theiles von Hinterindien ſammt Pegu, den größten Theil der Südſpitze von Hinterindien und ſelbſt Arakan. Im Innern war es jedoch mehr von wilden Thieren, als von Menſchen bewohnt. Die Völker von Laos waren wenigſtens nominell unterworfen. Allein in Siam folgten ſich Revolutionen auf Revolutionen, welche die Zuſtände ſchnell veränderten. Im J. 1567 überfielen die Birmanen von Ava Siam, und behaupteten ſich in deſſen Beſitz bis 1596. Um dieſelbe Zeit ungefähr, oder wol ſchon 1560, fielen die barbariſchen Laos unter Anführung portugieſiſcher Miſſionaire in das damals noch blühende Reich Cambodja ein. Zehnjährige Kriege und Verwüſtung vernichteten dieſe Blüthe vollſtändig. Endlich gelang es einem übriggebliebenen Sprößlinge des Königshauſes mit Hilfe eines Portugieſen, Jacopo Veloſio, die Barbaren wieder zu vernichten und die alte friedliche Verbindung mit China wieder herzuſtellen. Allein die Größe von Cambodja war ſeit dieſer Zeit dahin.

Sowie hier die Portugieſen nur Zerſtörung hervorriefen, ohne etwas Neues, Dauerndes zu gründen, ſo allenthalben, wo ſie einigermaßen Eingang fanden. Wenn man gleich nicht behaupten kann, daß ſie allein der Grund waren, der die Blüthe, in welcher ſich die Küſtengegenden Hinterindiens und die Inſeln bis auf ihre Ankunſt befanden, vernichtete, ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß ihre Einmiſchung vorzüglich dazu beitrug, die deſolaten Zuſtände hervorzurufen, welche ſeit etwa 1500 in ganz Hinterindien um ſich greifen und bis 1600 ſtets im Zunehmen begriffen geweſen zu ſein ſcheinen. In dieſem Jahrhunderte waren die Vorderindien nächſtgelegenen Länder Hinterindiens, wie Dſchittagong und Tiperah, auf einige Zeit den afghaniſchen Herrſchern von Delhy (die von 1450—1526 herrſchten) unterworfen. Während der Zeit der Mongolenkämpfe (von 1526 an) fielen ſie jedoch wieder an die Buddhiſtiſchen Könige von Arakan, zu deren Reich auch Dſchittagong in den Annalen des Kaiſers Akbar gerechnet wird (gegen 1600). Damals herrſchte in dieſen Gegenden nach derſelben Quelle weder Islam noch Hinduglaube. Brüder und Schweſtern konnten ſich unter einander verehelichen; nur Mutter und Sohn nicht. Den Prieſtern, welche Walli hießen, ward unbedingter Gehorſam gezollt. Die Weiber erſchienen bei Hofe als Gewaffnete und führten das Regiment; die Männer führten den Haushalt. Im J. 1618 wurde Dſchittagong von Portugieſen zum erſten Male beſucht. Der König von Arakan ſuchte ſie dort anzuſiedeln, um durch ſie und Mugs Einfälle in Bengalen zu machen, wobei es vorzüglich auf Sklavenfang abgeſehen war. Im J. 1638, zur Zeit des Shah Jehan, ging ein Mughäuptling von Dſchittagong, der mit dem Könige von Arakan verfeindet war, zum Großmoghul über und trat unter deſſen Schutz. Allein dieſe Oberherrſchaft blieb damals noch nominell. Erſt unter ſeinem mächtigen Nachfolger wurde bei Gelegenheit der über Sujah's Aufnahme [96]) entſtandenen Kriege dieſe Provinz vollſtändig unterworfen, und verblieb den Muhammedanern, bis ſie 1760 den Engländern unterworfen ward. Seit 1690 entſtanden in Arakan innere Unruhen zwiſchen den Prinzen, welche dieſes Reich immer mehr ſchwächten.

In dem erwähnten Jahre 1638 hatten auch die Aſſameſen, gereizt durch die früheren Angriffe der Herrſcher von Hinduſtan, einen Einfall in Bengalen gewagt, allein

96) Vgl. S. 140.

ſie wurden zurückgeſchlagen und verloren momentan einige ihrer Grenzprovinzen. Unter Aurengzeb verſuchte deſſen Vezier Mir Jumla die vollſtändige Unterjochung von Aſſam. Ein ungeheures Heer rückte von Cutch Bahar aus gegen Aſſam vor. Gegen das grobe Geſchütz und die furchtbare Schlachtordnung der Muhammedaner konnten die Aſſameſen nicht ausdauern. Städte und Feſtungen fielen raſch in die Hände der Sieger. So kam das Heer, faſt ohne Widerſtand zu finden, nach Ghergong, der Hauptſtadt von Aſſam. Der Zweck der Expedition ſchien erreicht, und es wurden alle Anſtalten zur Provinzialeinrichtung von Aſſam getroffen. Allein die Aſſameſen hatten ſich in die Berge zurückgezogen. Von dort umſchwärmten ſie die Poſitionen der Muhammedaner, ſchnitten ihnen Lebensmittel ab und unterbrachen ihre Verbindungen. Dieſes Ungemach wurde durch den Eintritt der Regenzeit noch erhöht. Krankheiten brachen ein, und in kurzer Zeit ſah ſich das Heer zum Rückzuge gezwungen. Auf dieſem wurde der allergrößte Theil deſſelben vernichtet. Bei dieſer Gelegenheit gingen auch die ſchon früher erworbenen Grenzprovinzen von Aſſam wieder verloren. Mir Jumlah ſelbſt kam in Folge der ausbrechenden Krankheiten um. Dem damaligen Könige von Aſſam geben die Berichte ſchon einen ſanſkritiſchen Namen G'aja dhvag'a Sinha (Djeidedj Sing); allein die einheimiſche Liſte der Könige, der Nachfolger von Khuntai, ſcheint ihn noch mit einheimiſchem Namen Tchukun zu nennen. Bis dahin hatte die Brahmaniſche Religion noch keinen bedeutenderen Eingang in Aſſam gefunden. Aber ſchon unter deſſen Sohn wurde der Brahmaniſche Cultus als Staatsreligion eingeführt und zwar, wie es ſcheint, durch eine weibliche Intrigue. Seine Mutter war nämlich eine Hindu-Concubine. Dieſe Umwandlung war für Aſſam vom allerbedeutendſten Einfluß. Die Aſſameſen, bis dahin tapfer und kriegeriſch, verwandelten ſich in eine feige, heuchleriſche Nation. Die Regierung, welche bis dahin einen einfachen, geraden Gang genommen hatte, wurde durch Intriguen immer verwirrter und ungeordneter. Die einheimiſche Sprache der Aſſameſen wich nach und nach der bengaliſchen, welche von den zu immer größerer Bedeutung heranwachſenden Brahmanen und andern Hinduern eingeführt und Hof- und Staatsſprache ward. Dieſe brachten auch die damalige hinduſtaniſche Civiliſation nach Aſſam. Der erſte Brahmaniſche König von Aſſam nannte ſich Gabadhar Singha. Schon unter ſeinen Söhnen brachen Unruhen aus. Der älteſte, Kana, wurde entſetzt und geblendet; von dem jüngſten, Rudra, exiſtiren die erſten aſſameſiſchen Münzen, deren älteſte 1695 nach Chr., die jüngſten 1712 geſchlagen ſind. Unter ihm entſtanden Streitigkeiten unter denen, welche für Brahmanen in Aſſam galten. Dieſe führten zu genauer Unterſuchung der Rechtstitel von allen, und viele wurden von dieſer Kaſte ausgeſchloſſen. Der König ſelbſt ließ ſich einen Brahmanen aus Vardhamana in Bengalen kommen; dieſer brachte ein Gefolge mit. Die aſſameſiſche Jugend wurde nach Nuddia, nördlich von Calcutta, zur Erziehung in eine Hinduanſtalt geſandt.

Die Verhältniſſe zwiſchen Pegu und Siam waren auch im 17. Jahrh. feindlich geblieben. Gegen die Mitte deſſelben waren die Siameſen in ihrem Feldzuge gegen Pegu ſo glücklich geweſen, daß ſie alle Länder ſüdlich von Martaban, welche damals tributpflichtig an Pegu waren, eroberten. Dieſes Unglück bewog die Peguer, die Hilfe der Birmanen (wahrſcheinlich der Könige von Ava) in Anſpruch zu nehmen. Die vereinten Flotten und Heere beider Staaten beſiegten auch die Siameſen; allein es folgten nun Streitigkeiten zwiſchen Ava und Pegu. Die Birmanen tödteten den König von Pegu, vernichteten deſſen Macht und zerſtörten die beiden Hauptſtädte Pegu und Martaban. Die Schiffe wurden in der Mündung des Martabanſtromes verſenkt, um dieſen unzugänglich für die ſiameſiſche Flotte zu machen. So blieb der Zuſtand bis zum Jahre 1709.

In dieſem Jahrhunderte ward die Macht der Portugieſen in dieſen Gewäſſern gänzlich gebrochen. Ihre Beſitzungen geriethen zum größten Theil in die Hände der Holländer, ſo auch Malacca im J. 1641, wobei dieſe letzteren von den malaiiſchen Königen von Djehor und andern kleinen Diſtricten unterſtützt wurden, dieſe aber alsdann durch ihre Handelsmonopole und andere Arten von Bedrückungen in demſelben rohen und uncultivirten Zuſtande erhielten, in welchem ſie ſie vorfanden.

In Siam, welches ſeit 1596 die Birmanenherrſchaft wieder abgeſchüttelt hatte, hatten die Portugieſen bedeutenden Einfluß gewonnen. Ein volles Jahrhundert war der Siamhandel in ihren Händen geweſen. Die Vicekönige von Goa, die Gouverneure von Malacca, die portugieſiſchen Geſchäftsträger und Biſchöfe waren am ſiameſiſchen Hofe ſtets ehrenvoll empfangen und reich beſchenkt. Die Portugieſen hatten freien Handel und freie Religionsübung im Lande, und ſiedelten ſich vielfach im Lande an. Aber auch hier mußten ſie den Holländern weichen. Als ſie deren Handel mit Siam durch Kapereien zu zerſtören ſuchten, ergriff der König von Siam (1624) die Partei der Holländer. Es wurde Beſchlag auf die portugieſiſchen Schiffe gelegt. Die Spanier erklärten nun dem Könige von Siam den Krieg. Dies hatte den Einfluß, daß die Portugieſen den freien Zutritt zum Palaſt und zur Reſidenz verloren, den ſie früher beſeſſen hatten. Ihre Anſiedelung ſank in Armuth; neue Portugieſen blieben aus und die alten vermiſchten ſich mit den Eingebornen. So ſanken ſie zu der verachteten Claſſe der katholiſchen Chriſten herab, welche ſeit der Zeit bis jetzt als Dolmetſcher, Unterhändler, Spione u. ſ. w. dienen. Ihre Vorrechte erhielten die Holländer; ſie durften in der Hauptſtadt ein Waarenhaus errichten, ſetzten ihre eingeführten Waaren dort ab und führten die ſiameſiſchen Producte aus, insbeſondere nach ihren Handelspunkten in den dortigen Gewäſſern, wodurch Siam zu einer bedeutenden Mittelſtation für ihren Verkehr ward. Im J. 1627 ſetzte eine Revolution eine neue Dynaſtie auf den Thron. Unter des Uſurpators Sohn, der ein ausgezeichneter Fürſt war, gelang es einem griechiſchen Abenteurer, Conſtantin Phaulkon, dem Sohne eines Gaſtwirths aus Cephalonien, der mit einem engliſchen Schiffe als Quartiermeiſter nach Siam gekommen und in ſiameſiſche Dienſte getreten

war, ſich zum erſten Miniſter, Prahklang, empor zu ſchwingen. Er faßte den kühnen Entſchluß, unterſtützt von den Jeſuiten, welche ihn zum Katholicismus convertirt hatten, ſich durch Hilfe europäiſcher Verbindungen zum Herrſcher von Siam zu machen. Zu dieſem Zwecke bewog er den König, eine Geſandtſchaft an den Hof Ludwig's XIV. zu ſenden (1684). Dieſe wurde durch zwei franzöſiſche (1685—1688) erwiedert. Eine franzöſiſche Flotte mit 500 Mann erſchien zugleich, welcher der Hafen Bangkok übergeben ward, um dort zu garniſoniren und Feſtungswerke einzurichten. Der Plan der Jeſuiten und Phaulkon's war, ſobald der König, der an der Waſſerſucht krank darnieder lag, geſtorben ſei, den rechtmäßigen Nachfolger zu ermorden, und einen ſchwachen Adoptivſohn des Königs an ſeine Stelle zu ſetzen; dann ſollte Phaulkon ſelbſt den Thron beſteigen. Dieſer Plan wurde verrathen, der Abenteurer mit ſeinem Anhange ermordet. Die franzöſiſchen Truppen mußten fliehen. Die Jeſuiten-Patres wurden als Gefangene zurückgehalten, und viele Mitſchuldige und Verdächtige von den königlichen Prinzen mit Knütteln (jedoch aus Sandelholz, aus Etikette wegen ihrer Abſtammung) zu Tode geprügelt. Der König ſtarb vor Verdruß und ſein General benutzte die allgemeine Verwirrung, um ſich der Herrſchaft zu bemächtigen (1689). Der Verdacht gegen die Europäer nöthigte auch die Engländer, damals ihre Factorei in Juthia aufzugeben. Nur die Holländer blieben ungeſtört und ihre Handelsloge gelangte ſeit 1690 zur höchſten Blüthe.

In Laos herrſchten damals einheimiſche Könige, von denen man jedoch nicht viel mehr weiß, als daß ſie in beſtändigen Kriegen mit ihren Nachbarn, Siam und Cambodja insbeſondere, lebten. Im J. 1640 ward ihre Hauptſtadt Chiamay, 70 Lieues nördlich von der Grenze von Siam, vom Könige dieſes Landes zerſtört, ſpäter aber (noch vor 1670) ward ſie vom Könige von Ava, der ſich damals ſchon Pegu unterworfen hatte, wieder hergeſtellt.

Von Cambodja's Schickſalen in dieſem Jahrhunderte iſt uns nichts bekannt; Cochinchina blieb unter der Oberherrſchaft der tongkineſiſchen Könige, allen Qualen eines rohen Despotismus ausgeſetzt, den ſeine ihm dem Namen nach gebliebenen, einheimiſchen Könige keinen Widerſtand entgegenzuſetzen wagten. Für Tongking wurden 1683 die Grenzen nach China zu vom chineſiſchen Kaiſer Khanghi fixirt.

Im 18. Jahrh. herrſchten in Aſſam Frauen, drei des Siva Singha, welcher der Nachfolger von Rudra eigentlich war, aber zu Gunſten ſeiner Frauen reſignirte, um einer Prophezeiung zu entgehen, welche ihm nur eine kurze Regierung vorherſagte. Er übte gar keine Regierungsgewalt, ſondern, wenn eine ſeiner Frauen ſtarb, wurde er nur auf den Thron geſetzt, um eine andere zu heirathen, zu deren Beſtem er ſogleich die Regierung reſignirte. So herrſchten drei Frauen von ihm, die letzte, wie Münzen zeigen, noch 1743. Auf ihn folgte ſein jüngerer Bruder, Pramatta, 1744. Pramatta's Nachfolger (1749—1769) neigte ſich zu den Sitten der Moslems. Ihm folgte ſein Bruder Lakſhmi, unter welchem das aſſameſiſche Reich ſchnell ſeinem Verfalle entgegenging. Er gerieth in Streit mit der geiſtlichen Macht, und dieſes führte einen Aufruhr des niedern Volkes herbei, den er nur mit Mühe dämpfen konnte. Ihm folgte ſein Sohn Gaurinath, deſſen Münzen von 1780—1794 gehen. Er war zu ſchwach, um ſich gegen die aufrühriſchen Bewegungen zu halten. Der geiſtliche Führer derſelben jagte ihn vom Throne und ſetzte einen ſeiner Neffen (1792) darauf. Gaurinath flüchtete zu den Engländern, und dieſe führten ihn 1793 wieder zurück. Während der Empörung der Menge, an deren Spitze Mahamari ſtand, waren die bedeutendſten Aſſameſen auf eine Inſel im Brahmaputra geflüchtet. Unter ihnen erhob ſich einer, Namens Bura Gohaing, ein Mann von höchſt bedeutenden Talenten, welcher nach Abzug der Engländer ſich des Königs annahm, die Rebellen unterdrückte, aber ſich auch der ganzen Staatsgewalt bemächtigte. Nach Gaurinatha's Tode erhob er einen Knaben, deſſen Rechtmäßigkeit zweifelhaft war, auf den Thron und regierte in deſſen Namen. Dieſer ſtarb aber noch als Knabe 1810, und Bura Gohaing, durch Verſchwörungen, welche er auf das Blutdürſtigſte beſtrafte, ſtets in Gefahr, erhob deſſen Bruder auf den Thron.

Das Reich von Pegu muß ſich nach 1709 wieder von dem Joche der Birmanen befreit haben. Es ſcheint ſogar zu bedeutender Macht wieder emporgeſtiegen zu ſein. Denn die Peguer führten ſiegreiche Kriege mit den birmaniſchen Herrſchern von Ava, und führten deren König 1733 gefangen nach Pegu. Seit dieſer Zeit ſchmachtete das ehemalige Reich von Ava unter dem Joche der Peguer gegen 20 Jahre. Da erhob ein birmaniſcher Bauer aus Mökſobo (zu ſprechen Montzabo) die Fahne des Aufruhrs. Er ſammelte eine Schar Anhänger, verjagte die Peguer und beſtieg den Thron unter dem Namen Alaongb'hura, d. h. zum Buddha beſtimmt, gewöhnlich Alompra geſchrieben. Er war ſchlau, ehrgeizig, tapfer und glücklich, im Cabinet und auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet. Kaum in ſeinem Reiche befeſtigt, wandte er ſeine Waffen gegen ſeine Nachbarſtaaten. Pegu ward 1757 erobert und zerſtört; ſein Gebiet mit dem birmaniſchen Reiche vereinigt. Er eroberte auch Martaban, Tavoy und Tanaſſerim, und führte einen glücklichen Krieg mit Siam, deſſen König er gefangen nahm. Er ſtarb 1761. In ſeinem Teſtamente beſtimmte er, daß ſeine ſieben Söhne einer nach dem andern regieren ſollten, wodurch er den Grund zu vielen Unruhen legte. Schon ſein Nachfolger regierte unter beſtändigen Revolutionen. Deſſen Bruder regierte von 1764—1776; er hieß Chang p'hra chang (zu ſprechen Seng p'hya ſhen, d. h. König des weißen Elefanten). Er war wieder ſehr kriegeriſch. Er verwüſtete Munipur 1774 und führte eine Menge Gefangene von da weg. Auch gegen Siam führte er glückliche Kriege und eroberte deſſen Hauptſtadt, ohne jedoch beſondere Vorkehrungen zur Behauptung dieſes Reiches zu machen. Allein das ganze Königshaus, deſſen Dynaſtie ſeit 1690 auf dem Throne geſeſſen hatte, ward theils ermordet, theils gefangen weggeführt. Daher erhob ſich, ſobald das Birmanenheer zurückgezogen war, ein

Digitized by Google

Chineſe, Sohn eines reichen Kaufmanns, welcher ſich beim Anfange des Birmaneneinfalls nach Tſchen ta ban zurückgezogen und durch ſeine Wohlthaten eine große Menge Menſchen an ſich gefeſſelt hatte; er ſtellte ſich an die Spitze einer Inſurrection, vertrieb die noch zurückgebliebenen Birmanen, vernichtete ihre Partei und bemächtigte ſich des vacanten Thrones unter dem Namen Phiatak, und legte Bangkok als neue Hauptſtadt an. Dieſer Uſurpator war tapſer, klug, verſtändig, ſtand dem Volke in ſeiner Noth bei, hielt ſich gegen die Prätenſionen eines ſiameſiſchen Prinzen, welcher den Thron kraft Erbfolge in Anſpruch nahm, und ſchlug einen neuen Einfall der Birmanen (1771) glücklich zurück.

Der König der Birmanen machte ſich auch Süd-Laos tributpflichtig. Im J. 1765 brach auch ein Krieg mit China aus, mit welchen die birmaniſchen Reiche oft in Feindſchaft ſich befunden hatten [97]). Der Grund zu dieſem Kriege möge wegen der Ähnlichkeit mit dem, welcher jetzt die Veranlaſſung zu den Streitigkeiten zwiſchen den Engländern und Chineſen gab, hier eine Stelle finden. Nach einigen Handelsſtreitigkeiten zwiſchen den Grenzbehörden von Ava und China wurde zufällig bei einem Zuſammenlaufe ein Chineſe von einem Birmanen getödtet. Die Chineſen foderten Auslieferung des Mörders. Die Birmanen weigerten dieſe und ſtraften ihn nach ihrem Rechte mit einer Geldſumme. Damit erklärten ſich die chineſiſchen Behörden nicht zufrieden. Birmaniſche Unzufriedene, die nach China geflohen waren, ſuchten die Feindſchaſt zu ſteigern, und 1765 rückten 50,000 Mann Infanterie und 10,000 Reiterei vor Kyaing toun, deſſen Gouverneur ſich den Chineſen ſogleich anſchloß. Die Birmanen rückten ihnen — nach den birmaniſchen Quellen — mit 20,000 Mann Infanterie, 200 Elefanten und 2000 Reitern entgegen und ſchlugen ſie zweimal (1766). Im folgenden Jahre rückten die Chineſen mit 250,000 M. Infanterie und 25,000 M. Reiterei ein. Auch dieſer Einfall ward zurückgeſchlagen. In demſelben Jahre machten die Chineſen aber noch einen neuen Verſuch mit 600,000 M. Infanterie und 60,000 Pferden. Die Birmanen wurden zuerſt geſchlagen, dann waren ſie glücklicher, und verdrängten die Chineſen wiederum (1768). Gegen Ende von 1769 kamen die Chineſen wieder von Neuem — wiederum mit einem in den birmaniſchen Annalen ohne Zweifel ſtets an Zahl ins Ungeheure übertriebenen Heer. Es kam aber nach einigen Negociationen zum Frieden (1769), der jedoch nicht ganz ausgeführt ward; daher die friedlichen Verbindungen zwiſchen China und den Birmanen nicht ganz wieder hergeſtellt wurden.

Auf Chang p'hru chang folgte 1776 ſein Sohn Senkuſa. Er hatte ſtets mit Rebellionen ſeiner Oheime und Neffen zu kämpfen. Im fünften Jahre ſeiner Regierung wurde er von ſeinem Oheime geſtürzt und erſäuft. Aber dieſer behauptete ſich nur ſieben Tage. Ihn traf daſſelbe Schickſal durch Alompra's dritten Sohn, Padun mang, der von 1791—1817 regierte, nachdem er ſich durch die furchtbarſten Grauſamkeiten auf dem Throne befeſtigt hatte. Dadurch ſchien ihm die bisherige Reſidenz ſo entheiligt, daß er ſie von Ava nach einer neu angelegten Stadt Amarapura verlegte (1783), wohin er die Bewohner von Ava auszuwandern zwang. Dann überfiel er das, durch innere Unruhen geſchwächte, Arakan und verband es auf verrätheriſche Weiſe mit ſeinem Reiche. Er wollte auch Siam erobern (1786), allein ſein Verſuch mislang.

In Siam hatte jener Chineſe, der ſich des Reiches 1769 bemächtigt hatte, nachdem er manche weiſe Einrichtungen getroffen, plötzlich ſeine Sinnesweiſe geändert und durch Tyrannei, Geiz und unſinnige Grillen alles gegen ſich aufgeregt; man hielt ihn für verrückt. Einer ſeiner Generale, Chakri, der in Cambodja commandirte, empörte ſich, zog wider ihn zu Felde, ſtürzte ihn, ließ ihn hinrichten und erhob ſich ſelbſt zum Herrſcher (1782). Er ſcheint kurze Zeit darauf geſtorben zu ſein, und es folgte ihm ſein Sohn, welcher bis 1809 regierte. Unter ihm war es, daß der ſchon erwähnte gleichzeitige birmaniſche König (1786) mit einem ſtarken Heere an die Grenzen von Siam rückte; er floh aber, ohne ſie zu überſchreiten. Doch blieben die Birmanen in dem darauf folgenden Krieg (1786—1793) Herren von Tanaſſerim und der Seeküſte.

Dieſe Feigheit des Birmanenkönigs führte Aufſtände der tributairen Fürſten von Laos herbei, welche ſich frei machten und Grenzkriege gegen das birmaniſche Reich führten. Nur der unkriegeriſche Sinn des Siameſenkönigs rettete das birmaniſche Reich vom Untergange. Unter ihm wurde der geſandtſchaftliche Verkehr mit China wieder hergeſtellt.

In den öſtlichen Reichen Hinterindiens ging in den erſten Dreiviertheilen des 18. Jahrh. keine bedeutende Veränderung vor. Die Tongkineſen ſchloſſen ſich immer enger an die chineſiſche Politik. Im J. 1725 verlieh der Kaiſer von China dem damaligen Könige von Tongking die Inveſtitur. Über Cochinchina erhielten ſie bis 1774 ihre, ſpäter jedoch mehr nominelle, Obergewalt. Cochinchina ſelbſt zog dem ſchon ganz geſunkenen Reiche Cambodja, in einem Kriege deſſelben mit Siam (1717), zu und erhielt dafür, ſelbſt von Tongking abhängig, eine Art Sûzerainité über daſſelbe. Gegen 1750 bemächtigte es ſich einiger Provinzen deſſelben.

Allein eine vollſtändige Umwandlung trat 1774 ein. In Cochinchina, welches bis jetzt an Tongking tributair geweſen war, hatte der Despotismus und die Tyrannei der Großen eine allgemeine Unzufriedenheit herbeigeführt. Im J. 1774 brach eine Empörung in einem Regimente aus, welche nach blutigen Grauſamkeiten und einem dreißigjährigen Kriege das cochinchineſiſche Reich zum bedeutendſten und mächtigſten in Hinterindien erhob. Die Haupttheilnehmer der Revolution waren drei Brüder, die drei Tayſongs (Bergleute) genannt; der älteſte derſelben, Nhac, ſiegte in dem erſten Gefecht und nahm in dem zweiten den damaligen alten König gefangen. Deſſen Familie wurde hingerichtet, nur der Königin Mutter gelang es, mit ihrem zweiten Sohne Gialong in die Wäl-

97) Dieſe Kriege werden nach birmaniſchen Annalen, insbeſondere der von 1765 erzählt in Journ. of Beng. 1837. p. 121. 405. 542.

der zu entkommen. Die drei Tayſongs drangen ſiegreich in Tongking ein, deſſen König China zu Hilfe rief. Ferner eroberten ſie Saigun in Cambodja, wo ſie 20,000 Einwohner, welche von des Königs Partei waren, tödteten, und der älteſte die Herrſchaft übernahm. Ehe das chineſiſche Heer in Tongking einrückte, hatten ſie ſchon die Wege zerſtört, den Proviant vernichtet und andere Vorkehrungen getroffen, durch welche daſſelbe — 100,000 Mann ſtark — zum Rückzuge genöthigt wurde. In Folge dieſes Rückzuges wurde Friede mit China geſchloſſen und der zweite der Tayſongs, Longniang, als König von Tongking und Cochinchina anerkannt, wofür er ſich zum Tribut an China verpflichtete.

Den Prinzen Gialong und die Königin hatte der apoſtoliſche Vicar von Cochinchina, der Biſchof Adran vom Franziskanerorden, begleitet, und ſie mit Rath auf alle Weiſe unterſtützt. In Saigun gelang es ihnen, Anhang zu finden; ein Sieg verſchaffte dem Prinzen die Krönung, und gegen 1778 befand er ſich, unter dem Namen Caungſhung, im Beſitze eines Theils von Cambodja. Der Bürgerkrieg wüthete furchtbar; ebenſo Hungersnoth. Seegras war das Hauptnahrungsmittel. In Hué verkaufte man öffentlich Menſchenfleiſch. Der König Caungſhung ſuchte ſich zunächſt des Hafens Quinhon zu bemächtigen, welcher in der Hand der Rebellen war. Er hatte zu dieſem Zwecke europäiſche und chineſiſche Schiffe gekauft; allein er wurde 1781 zurückgeſchlagen, und ſah ſich wieder zur Flucht genöthigt. Er flüchtete zuerſt mit wenig Gefährten nach der Inſel Phukok im Golf von Siam und, da er ſich hier nicht ſicher glaubte, zum Könige von Siam, der ihn wohlwollend aufnahm. Er nahm bei ihm Kriegsdienſte und unterſtützte ihn mit ſeiner Tapferkeit gegen die Birmanen. Der Biſchof Adran wirkte, ſo weit er konnte, in ſeinem Erbreiche zu ſeinen Gunſten, und wandte nun auch ſeine Blicke nach Europa. Im J. 1787 reiſte er mit des Königs Sohne nach Paris, um Ludwig XVI. um Hilfe anzugehen. Der franzöſiſche Hof erblickte hier eine Ausſicht, ſich dieſelbe Stellung in Hinterindien zu verſchaffen, welche die Engländer in Vorderindien einnahmen. Es wurde ein Offenſiv- und Defenſivvertrag zwiſchen Frankreich und Cochinchina geſchloſſen, in welchem jenes ſeine thätige Hilfe verſprach, um dem rechtmäßigen Herrſcher von Cochinchina ſein Reich zu verſchaffen, dafür aber das Verſprechen einer Abtretung eines feſten Stück Landes mit einem Hafen erhielt. Frankreich beſtimmte als Kriegscontingent 20 Kriegsſchiffe, fünf Regimenter franzöſiſcher Truppen und zwei aus den aſiatiſchen Beſitzungen, ſowie eine Million Dollar. Dieſe Projecte ſtörte der bald danach erfolgende Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. Während deſſen hatte der König von Siam die verſprochene Hilfe dem herumirrenden Könige nicht geleiſtet, und dieſer ſich misvergnügt wieder nach Phukok zurückgezogen. Der jüngſte der Tayſongs hatte ſich zum Herrn von Central- und Nord-Cochinchina gemacht, auch Tongking erobert (1788), ein dem Könige von Tongking zu Hilfe geſendetes chineſiſches Heer von 40,000 Mann geſchlagen, und ſich unter dem Namen Longniang als König von Quantrung ausrufen laſſen.

Aber auch Gialong hatte ſich wieder in eine glückliche kriegeriſche Unternehmung eingelaſſen und ſich Saiguns bemächtigt. Dort ſtieß Adran nach ſeiner Rückkehr mit einem Gefolge von europäiſchen Officieren zu ihm (1790). Dieſe Volontairs diſciplinirten die einheimiſchen Truppen, bildeten eine Marine und legten Feſtungen an. Zwölf Jahre dauerte der Bürgerkrieg und endete 1802 mit vollſtändiger Beſiegung der Uſurpatoren. Der eine der drei Brüder, Longnhung, war 1791 oder 1792 in Hué geſtorben. Über die Anerkennung ſeines unmündigen Sohnes war Krieg zwiſchen den beiden ältern Brüdern ausgebrochen, in deſſen Folge der älteſte, Nhac, immer mehr Terrain verlor. Dadurch erhielt Gialong Gelegenheit, dieſem Quinhon abzunehmen. Nach deſſen Tode (1796) befand ſich Gialong im Beſitze des größten Theils des Landes außer Hué; dieſe Stadt fiel 1802 in ſeine Hände. Bald darauf eroberte er auch den größten Theil von Tongking. Gialong zeigte allenthalben die größte Tapferkeit. Dabei war er klug, fein, human, voll Achtung gegen Fremde, ein eifriger Anhänger der Religion des Confucius, aber tolerant gegen das Chriſtenthum; mit der chineſiſchen Literatur war er ſehr vertraut; ſeine Marine ſuchte er auf jede Weiſe zu vergrößern. Sein ſteter Rath war Adran. Die Fremden verglichen ihn mit Peter dem Großen. Er führte viele Verbeſſerungen in ſeinem Reiche ein. Er legte Salpeterfabriken an, ließ Straßen und Kanäle bauen; legte Pflanzungen von Betel und Arekabäumen, Zuckerplantagen, Pechſiedereien an, ſetzte Preiſe für Seidenzucht aus, ließ Eiſenminen bearbeiten, baute Hochöfen, errichtete Gewehrfabriken, Eiſenſchmelzen, Stückgießereien, führte europäiſche Artillerie und Taktik ein, u. ſ. w. Im Jahre 1800 hatte er ein Heer von 140,000 diſciplinirter Truppen. Er führte eine neue Gerichtsordnung ein, ſchaffte die Tortur ab, legte Schulen an, ſchickte Miſſionäre aus. Auch hatte er die Abſicht, die Inſel Hainan zu beſetzen und nach vollſtändiger Unterwerfung Tongkings in China einzufallen; allein dieſer Plan wurde durch große Geldſummen von Seiten des chineſiſchen Hofes abgewendet. Alle ſeine guten Einrichtungen jedoch waren wol nur dem Einfluſſe des Biſchofs Adran zuzuſchreiben. Denn kaum war dieſer geſtorben, ſo zeigte ſich ſein Charakter in einem ganz andern Lichte.

Das ſchon ſehr zuſammengeſchmolzene Reich von Cambodja fiel im Jahre 1786 unter die Oberherrſchaft von Siam. Nachdem nämlich deſſen König Ongtong geſtorben war, bemächtigte ſich deſſen Schwiegerſohn der Regentſchaft, trat unter den Schutz des Königs von Siam und brachte die unmündigen Prinzen nach Bangkok. Dieſes Verhältniß dauerte bis 1809, wo ein Neffe des letzten Königs ſich eines Theils des Landes bemächtigte. Der Regent rief die Siameſen, jener Neffe die Cochinchineſen zu Hilfe. So wurde Cambodja in zwei Theile zeriſſen. Im J. 1822 kam durch Tractat mit Siam der größte Theil von Cambodja in die Hände von Cochinchina, jedoch ſo, daß ein nominaler König von Cambodja blieb.

Wir kommen zu der neueſten Geſchichte Hinterin-

Digitized by Google

diens. Im Birmanenreiche hatte 1819 Ing ſhe men die Regierung angetreten und die Reſidenz wieder nach Ava verlegt. Streitigkeiten an der Nordweſtgrenze gaben ihm Gelegenheit, ſeine Macht hier zu erweitern. Er beſetzte Munipur, um von da Einfälle in Aſſam und Cachar zu machen. In Aſſam hatte bei den fortdauernden Unruhen ein Geflüchteter die Hilfe der Birmanen ſchon 1816 in Anſpruch genommen und war an der Spitze eines birmaniſchen Heeres, kurz nach dem Tode des allmächtigen Bura Gohaing, zurückgekehrt, und an deſſen Stelle als Miniſter getreten. Er wurde ermordet und die Birmanen ſchickten 1819 ein neues Heer nach Aſſam. Des Bura Gohaing Sohn hatte an allen Intriguen fortwährend Antheil und einen Thronprätendenten aufgeſtellt. Nachdem die Birmanen Aſſam beſetzt hatten, flüchtete er mit dieſem zu den Engländern. Sie ſuchten unter den vortheilhafteſten Bedingungen den Beiſtand der Engländer, während die Birmanenpartei in Aſſam ihre Auslieferung verlangte. In Aſſam wurde der von den Birmanen gehaltene König Tſchandra Kant ihrer Oberherrſchaft überdrüſſig. Die Birmanen ſetzten daher einen andern König an ſeine Stelle. Der geflüchtete Prätendent wagte einen Einfall von Bhotan aus, wurde aber geſchlagen. Ebenſo der König Tſchandra Kant. Bei letzterer Gelegenheit verletzten die Birmanen die engliſche Grenze. Dieſe Kämpfe dreier ſich bekriegender Parteien dauerten in Aſſam einige Zeit fort; ſeit 1822 aber kam es in ungeſtörten Beſitz der Birmanen und es wurde ſogar an die Stelle des nominalen Königs, welchem die Birmanen bisher dieſe Würde gelaſſen hatten, einer der birmaniſchen Häuptlinge mit der höchſten Gewalt bekleidet. Schon früher waren häufig Misverſtändniſſe zwiſchen der birmaniſchen und engliſch-oſtindiſchen Regierung eingetreten. Sie häuften ſich natürlich, je näher die birmaniſche Macht dem engliſchen Gebiete kam. Der brutale Übermuth der Birmanen machte Verſuche zu friedlichen Unterhandlungen faſt jeder Zeit unmöglich. In der That ſchmeichelte ſich der birmaniſche Hof mit dem abenteuerlichen Project, das engliſche Reich in Indien ſtürzen zu können und traf dazu eine Menge kriegeriſcher Veranſtaltungen. Die birmaniſchen Vorpoſten waren ſchon bis nach Dſchttiagong vorgedrungen. 1824 (5. März) erklärten die Engländer den Krieg. Die Birmanen wurden raſch aus Aſſam gedrängt; zugleich wurde eine Flotte nach Rangun geſandt, welches ſich den 19. Mai 1824 ergab. Die birmaniſchen Heere wurden nun von den Grenzen zur Vertheidigung des eigentlichen Reichs herbeigerufen. Allein ſie hielten nirgends Stand. Binnen 14 Tagen wurde ihr Heer dreimal zurückgedrängt. Die Häfen von Mergui, Tavoy und Martaban wurden von den Engländern genommen. Am 24. Febr. räumten die Birmanen ſchon Prome. Nur die Witterung und vergebliche Unterhandlungen hinderten die Engländer in ihrem Siegeslauf. Endlich drangen ſie bis Yandabo vor, nur unter unbedeutenden Scharmützeln, da die Birmanen ihre eigenthümlichen Verſchanzungen, Stockaden genannt, gewöhnlich bei Annäherung der Engländer ſogleich verließen. Bei Yandabo begannen neue Friedensunterhandlungen, welche nach langen Verzögerungen am 24. Febr. 1826 zum Frieden führten. In Folge deſſelben leiſteten die Birmanen Verzicht auf die nördlichen Gebirgsſtaaten, welche faſt alle unter engliſchen Schutz kamen, traten Arakan ſammt den Inſeln Ramri und Cheduba und dem Landſtrich Sandoway an England ab, ſowie die drei Südprovinzen Ye, Tavoy und Martaban. Die andern Artikel betreffen Kriegskoſten, Handelsfreiheiten und anderes Unbedeutendere.

Die Engländer ſind durch dieſe Erwerbungen in Beziehung auf Hinterindien in eine Stellung gerathen, welche der in Vorderindien gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht unähnlich iſt. Dſchittagong, Sylhet, Aſſam und überhaupt ihre nordweſtlichen Beſitzungen in Hinterindien, ſind gleichſam ihre Präſidentſchaft Calcutta, die Südprovinzen Ye, Tavoy, Martaban gleichſam die Präſidentſchaft Madras. Um dieſelbe Zeit ungefähr erwarben ſie Malacca von den Holländern; 1819 hatten ſie ſchon Singapora beſetzt und ſchon 1786 die Inſel Pulo Penang.

Im Birmanenreiche herrſcht für jetzt eine bedeutende Erbitterung gegen England. Ein Thronwechſel iſt eingetreten, aber der neue Regent ſoll höchſt unbedeutend ſein. Der Übermuth des Birmanen wird nur dazu beitragen, ihre vollſtändige Vernichtung als politiſche Macht zu beſchleunigen.

In Siam war 1809 ein neuer Regent auf den Thron gekommen, der bis 1824 regiert hat. Seinen Antritt bezeichnete er damit, daß er 117 Häuptlingen der Siameſer, welche ſich in den Kriegen gegen Birma ausgezeichnet und daher ſein Mistrauen erweckt hatten, den Kopf abſchlagen ließ. Später regierte er mit Milde. Während der ganzen Zeit ſeiner Regierung dauerte der kleine Krieg mit Birma fort, der in Verwüſtung und Menſchenfang beſteht. Seit 1824 regiert Crom-Chiat, der ein Begünſtiger des Fortſchritts, Handels und Verkehrs mit Fremden ſein ſoll. In Siam iſt die Furcht vor einheimiſchen militairiſchen Revolutionen ſo groß, daß die Könige bisher keine ſtehenden Heere von Bedeutung zu halten wagten. In letzter Zeit ſind zwiſchen den Engländern und Siameſen Streitigkeiten in Beziehung auf ihre Grenzen auf der Ausſpitzung nach der malaiiſchen Halbinſel zu und über das Königreich Quedah entſtanden, ſodaß man ſieht, daß ſich auch hier ein Zündſtoff vorbereitet, der die Engländer nöthigen wird, ihre Herrſchaft in Hinterindien weiter auszudehnen.

In dem dritten Reiche von Hinterindien, Cochinchina, oder vielmehr, ſeit ſeiner vollſtändigen Reſtauration, Anam, regierte Gialong ſeit des Biſchof Adran's Tode ſehr tyranniſch; er ſuchte ſein Volk arm zu machen, weil er von Armen leichter, als von Wohlhabenden Gehorſam erwartete. Er ſtarb 1819. Ihm folgte ſein illegitimer Sohn. Er zeigte den Antritt ſeiner Regierung dem franzöſiſchen Hofe an, welcher in Anam einen bedeutenden Einfluß erworben hatte, ihn aber ſeit der Reſtauration der Bourbons nach und nach vollſtändig verlor. Von China nahm der neue König die Inveſtitur als König zweiten Ranges an. Der jetzige König heißt Minh-Menh. In letzter Zeit trat in Cochinchina eine Chriſtenverfolgung ein, welche das Zeugniß gibt, daß der europäiſche Ein-

fluß, welcher grade hier ſo feſte Wurzeln geſchlagen zu haben ſchien, völlig vernichtet iſt. Es liefert dies, wie die ganze Geſchichte von Anam ſeit ſeiner Reſtauration, einen neuen Beweis, daß die Reſultate der europäiſchen Civiliſation in den Händen der orientaliſchen Despoten für Aſien nur verderblich wirken.

Aſien kann zu einer höhern Stellung in der Weltgeſchichte nur durch europäiſche Herrſchaft gelangen, und alle Zeichen der Zeit weiſen darauf hin, daß dieſe, wenn nicht Europa ſelbſt dem Despotismus anheimfällt, dort gegründet werden wird.

---

3. Sehen wir uns nach der Entwickelung und Geſtaltung der Elemente des menſchlichen Lebens in Hinterindien um, ſo tritt uns eine traurige Erſcheinung entgegen. Unſere Kenntniß von Hinterindien iſt zwar im Allgemeinen noch ſehr unbedeutend, dennoch ſcheint aber mit Beſtimmtheit das Reſultat hervorzubrechen, daß der beiweitem größte Theil der hinterindiſchen Bevölkerung nicht allein keiner eigenthümlichen höhern Entwickelung aus ſich ſelbſt fähig geweſen ſei, ſondern ſelbſt die Reſultate fremder Civiliſation zwar aufnahm, aber nicht bei ſich zu naturaliſiren wußte, ſodaß ſie nach kurzer Blüthe, welche gleich nach ihrer Verpflanzung eingetreten zu ſein ſcheint, verdorrten, und als bloße kahle Äſte verknöchert und triebunfähig ſtehen blieben. Eine Ausnahme ſcheinen in dieſer Beziehung blos etwa die Malaien zu machen, welche mit höheren Culturanlagen begabt zu ſein ſcheinen. Die Birmanen, Siameſen, Anameſen und die Bewohner der nördlichen und nordweſtlichen Gegenden Hinterindiens ſcheinen jeder höheren ſchöpferiſchen Schwungkraft bar zu ſein. Wenigſtens liegt uns bis jetzt nichts vor, was eine höhere eigenthümliche Entfaltung der Elemente des menſchlichen Lebens zu irgend einer Zeit bei ihnen bewieſe. Wie viel man auch bei dieſer Erſcheinung auf Rechnung des Klima's, des geiſtmordenden Despotismus und anderer ungünſtiger äußerer Verhältniſſe ſetzen mag, man wird ſich nicht enthalten können, dennoch zur Erklärung derſelben einen gewiſſen Grad von Culturunfähigkeit bei der Shan- und Mranmarace, der eigentlichen und unter ſich engverwandten Bevölkerung von Hinterindien, annehmen zu müſſen. Was wir hier im Allgemeinen einleitend bemerken, werden einige Worte über die Geſtaltung der Elemente des menſchlichen Lebens im Einzelnen beſtätigen. Wir wünſchen, daß Hinterindiens Zukunft uns Lügen ſtrafen möge, aber, ſeine Vergangenheit, ſo ſehr ſie uns auch nur in allgemeinen Umriſſen bekannt iſt, wird es ſchwerlich vermögen.

3) Religion. Wir haben ſchon oben bemerkt, daß das Hauptdatum für die Einführung des Buddhismus in Hinterindien und zwar zunächſt in Arakan 638 nach Chr. ſei. Um dieſen Zeitpunkt herum wird er ſich nach und nach in den verſchiedenen Küſtenſtrichen zuerſt feſtgeſetzt, und dann auch ſich ins Binnenland gezogen haben. Was die tatariſch-chineſiſche Bevölkerung Hinterindiens früher für eine Religionsform hatte, läßt ſich nicht mit größerer Entſchiedenheit beſtimmen. Einen Fingerzeig darüber gibt uns der alte Cultus der, wie wir oben bemerkten, gegen das 13. Jahrh. eingewanderten neueren Aſſameſen, deren Anführer ein Idol, den Gott Chang, mit ſich brachte, der in ſeiner Familie erblich blieb und ſelbſt nach Annahme des Brahmathums, welches in Aſſam erſt im 17. Jahrh. geſchah, ſich in einem gewiſſen Anſehen erhielt. So trägt der König daſſelbe bei der Krönung um den Hals hängend. Die Verehrung dieſes Götteridols wird durch Deodhaings, Abkömmlinge der mit Khuntai gekommenen Prieſter, beſorgt, deren Zahl jedoch jetzt bis auf 20 Männer und Weiber reducirt iſt. Dieſe machen aus ihrem Cultus ein Geheimniß, ſtehen jedoch beim Volke noch in hoher Achtung. Ihr Oberprieſter Deodhaing Boruja trägt die königlichen Inſignien. Dieſer Cultus iſt vielfach von Viſchnucultus angeſteckt. Ob man dieſe Einwirkung erſt von der letzten Annahme des Brahmaniſchen Cultus (im 17. Jahrh.) ableiten darf, iſt jedoch ſehr fraglich. Denn wir haben bemerkt, daß, während der Periode vorderindiſcher Macht, Kâmarupa, oder Unteraſſam ſtets in enger Verbindung mit Vorderindien ſtand, und gegen 640 nach Chr. Brahmathum daſelbſt beſtand. Dieſes mögen auch die neueren Aſſameſen, als ſie dort eindrangen, vorgefunden und nach und nach ausgerottet haben, ohne daß ſie ſich jedoch ſeinem Einfluſſe ganz entziehen konnten.

Dieſer ältere Cultus des Chang war Götzendienſt, das heißt, eine Religion, die, völlig innerhalb des religiöſen Gefühls ſtehenbleibend, ſich mit den übrigen geiſtigen Energien des Menſchen nicht vermittelt und daher nicht zum Bewußtſein erhoben wird. Ein ſolcher Götzendienſt bleibt häufig ohne ſichtbaren, faſt immer ohne wohlthätigen Einfluß auf das Leben, und ein Muhammedaniſcher Autor ſagt daher im 17. Jahrh. von den Aſſameſen, die damals das Brahmathum noch nicht angenommen hatten, daß ſie gar keine Religion hätten. Er ſchildert ſie als Menſchen von niedriger Denkart, ohne Grundſätze; jeder folge nur ſeinen Neigungen, überlaſſe ſich dem Laſter, und kenne keinen Göttercultus.

Ähnlich wie dieſer ältere Götzendienſt der Aſſameſen, war auch wol der Cultus der übrigen Shanrace, ehe der Buddhismus feſten Fuß faßte. Auch hiervon finden ſich ſelbſt jetzt noch Spuren. So haben z. B. die Sinpho auf den nördlichen Bergen Hinterindiens den Buddhismus von Süden her erhalten aus dem oberen Irawaddithale, und faſt in allen Dörfern Tempel des Gautama Buddha. Daneben beſtehen aber noch Überbleibſel eines älteren Cultus. So vergöttern ſie ihre im Kriege gefallenen Heroen und bringen ihnen Opfer als Penaten, was ſich mit dem friedlichen Charakter des Buddhismus wenig verträgt. Einem Mogh Deota (d. h. großem Gott, wol ſanſkritiſch Mahâdevatâ), Gott der Elemente, Wolken, Steine, bringen ſie bei jeder Noth, wie Hunger, Krankheit u. ſ. w., blutige Opfer, wie Büffel, Schweine u. ſ. w., ganz gegen den Geiſt des unblutigen Buddhismus. Die Häute der geopferten Thiere hängen ſie als Zeichen der Frömmigkeit in ihren Hütten auf. Sehr möglich wäre übrigens, daß wie der Name Mahâdevatâ (vgl. Mahâdêva als Name des Siva im Sanſkrit) ſanſkritiſch

Digitized by Google

iſt, ſo dieſer Cultus aus jener Zeit ſtammte, wo ſich vom Brahmaniſchen Kàmarûpa aus Brahmathum weiter nach Oſten verbreitet gehabt hätte.

Eine andere Spur des älteren Götzendienſtes hat ſich auch bei den Coſſyahs erhalten. Dieſen ſind ſeltſam geformte Steine, Felſen, Berge und Ströme, auch Bäume und Wälder heilige Gegenſtände, denen ſie Opfer bringen. Wahre Fetiſchanbeter ſind auch die Khjan im Birmanenreiche und andere.

Aus dieſem Götzendienſte, von welchem ſich bei genauerer Unterſuchung der hinterindiſchen Bevölkerung wol noch mehr und charakteriſtiſchere Spuren finden werden, vermochten dieſe Völker keine wahre Religion zu entwickeln. Sie nahmen daher die ihnen aus der Fremde zugebrachten Religionsformen an; die weſtlicheren Völker wurden hier abhängiger von den in Indien geſchaffenen Religionsformen, die öſtlicheren von den chineſiſchen. Bei den malaiiſchen Völkerſchaften fand zuerſt indiſcher Cultus Eingang, wurde aber ſpäter, wie ſchon früher bemerkt, vom Islam verdrängt. Seitdem die Portugieſen in den Hinterindien umgebenden Gewäſſern herrſchten, und mit hinterindiſchen Staaten in Verbindung traten, hat auch das Chriſtenthum vielfach in denſelben Eingang gefunden; die bedeutendſte Anzahl von Proſelyten erhielt es in ſpäterer Zeit in Cochinchina.

Allein ein Volk, welches nicht fähig war, oder nicht fähig geweſen wäre, eine eigene mit den übrigen geiſtigen Entwickelungen ſich harmoniſch verbindende Religionsform zu geſtalten, iſt auch nicht fähig, eine fremde mit Energie zu ergreifen und ſich wahrhaft anzueignen. Bei einem Volke, das nur des Götzendienſtes fähig iſt, muß jede innerhalb ihrer eigenen Entwickelung noch ſo wahre Religion zu einem Götzendienſte herabſinken. Die erſte Erſcheinung auf fremdem Boden mag auf kurze Zeit ein höheres Leben in ihr hervorrufen. Dieſes wird jedoch immer ſehr einzeln ſtehen und bald wieder entſchlummern. Dieſes ſcheint bei der hinterindiſchen Bevölkerung im Allgemeinen der Fall geweſen zu ſein.

Von dem continentalen Theile Vorderindiens aus ſcheint — mit Ausnahme von Aſſam und vielleicht auch den dieſem Lande zunächſt gelegenen Diſtricten — kein religiöſer Einfluß von Bedeutung auf Hinterindien geübt zu ſein. Der Buddhismus wurde, wie die Überlieferungen und noch mehr die Übereinſtimmung in Bezug auf die Sprache und den Inhalt der heiligen Schriften beweiſen, von Ceylon aus eingeführt, welches früh der Sitz des ſtarr-dogmatiſchen Buddhismus ward. Beachtenswerth iſt hierbei jedoch, daß neben der Sprache der heiligen Schriften, dem Pali, auch ein bedeutender Fonds von Sanſkrit nach Hinterindien übertragen iſt [98]). Wir dürfen nach allen früheren Unterſuchungen über den Buddhismus nicht zugeben, daß aus dieſer Erſcheinung gefolgert werden dürfe, daß ſchon vor der Einführung des Buddhismus um etwa 638 nach Chr., eine ältere von Indien aus ſtattgefunden habe (denn wir glauben ja eben erkannt zu haben, daß die älteſte ſchriftliche Abfaſſung der Buddhadoctrin in der Paliſprache niedergelegt ward); ſondern es folgt eben daraus, daß die Einführung zu einer Zeit ſtattfand, wo ſich das Sanſkrit ſchon ſo ſehr als gelehrte Sprache und Inſtrument der höheren Cultur in Vorderindien feſtgeſetzt hatte, daß ſelbſt die Buddhiſten ſich genöthigt ſahen, ihre heiligen Schriften in dieſe Sprache zu überſetzen. Dieſe Feſtſetzung war aber gegen das 4. Jahrh. eingetreten, wie uns ſchien [99]). Entſchiedene Spuren des Brahmathums finden ſich — natürlich ſtets mit Ausnahme des aſſameſiſchen — nur in Siam und zwar in der Nähe von Bangkok, wohin wol einſt wirkliche Brahmadiener ausgewandert ſind. Denn das ganze Brahmathum iſt ſchon wegen ſeiner Kaſtengeſetze, welche eine beſtimmte Abſtammung als Hauptrequiſit fodern, ſeinem inneren Kerne nach jedem Beſtreben, Proſelyten zu machen, fremd. Bei dem Buddhismus dagegen, der den Kaſtenunterſchied aufhob, iſt das Miſſionsweſen ebenſo eng mit der Religion verbunden. Im Allgemeinen iſt die göttliche Heiligung, die der Buddhismus mit vieler Mühe und vielem Eifer den Brahmanen entriß, den Fürſten zu Theil geworden, welche dieſe Lehre annahmen. Sie betrachten ſich als eine Art Buddhas.

Buddhismus findet ſich in Arakan als herrſchende Religion, im ganzen Birmanenreiche und in Siam. Ebenſo war er früher der herrſchende Cultus im ganzen Reiche von Anam; jetzt aber iſt er hier faſt nur auf die niedern Volksclaſſen beſchränkt, während die höhern chineſiſche Religionsformen, insbeſondere die des Confucius, angenommen haben.

Das religiöſe Leben, welches der Buddhismus in Hinterindien ſchuf, hat wenig Erbauliches. Ceylon, von wo der Buddhismus gekommen war, ſcheint zwar ſtets in näherer Beziehung mit dem Urſitze des Buddhismus, Kapilavaſtu und dem Lande der geiſtvollen und tiefſinnigen Magadhâs geblieben zu ſein, allein die Reſultate ſeines Denkens nahm es fertig auf. Ceylon ſelbſt ſcheint keinen geiſtig thätigeren Antheil an der Fortentwickelung des Buddhismus, den wir den indiſchen Proteſtantismus nennen dürfen, genommen zu haben. Wenn es erlaubt iſt, kleinere Entwickelungskreiſe der Menſchheit mit größeren zu vergleichen, ſo nimmt Ceylon dieſelbe Stellung zu dem Proteſtantismus von Kapilavaſtu ein, die England zu dem Proteſtantismus, wie er in Wittenberg entſtand und ſich in Nordteutſchland fortentwickelt. So erhielten die Hinterindier den Buddhismus ſchon in einer erſtarrt-dogmatiſchen Form, aus dem der Geiſt des Proteſtantismus gewichen war, während eine glanzvolle Hierarchie ſich ſtabilirt hatte. Aus dieſer todten Form konnte ſelbſt bei einer lebensvolleren Menſchenrace, als die hinterindiſche war, nichts Bedeutendes mehr hervorgehen. Ihre Blüthe ſcheint in Hinterindien nur in einem hohen kirchlichen Glanze beſtanden zu haben, und auch dieſer dauerte nur wenige Jahrhunderte.

In Arakan, wo ohne allen Zweifel der Buddhismus wol am früheſten Platz griff, hatte er ſchon gegen 1600 nach Chr. ſo ſehr allen Einfluß auf das Leben verloren,

98) Ritter, Aſien. III, 1157.

99) Vgl. S. 246.

Digitized by Google

daß in dem dazu gehörigen Dſchittagong die Religion der Bevölkerung weder Muhammedaniſch noch hinduiſch war. Leibliche Geſchwiſter heiratheten ſich unter einander, ein Inceſt, den der ſo ſehr moraliſche Buddhismus nie zugelaſſen hätte. Ob man hierin ein Überbleibſel des früheren Götzendienſtes ſehen darf, wage ich jedoch nicht zu entſcheiden. In Arakan ſelbſt finden ſich eine Menge Pagoden zum Dienſte des Buddhiſtiſchen Cultus. Eins der bedeutendſten Bauwerke iſt aus dem **14.** Jahrhunderte. Ein ſehr heiliger Wallfahrtsort iſt auf der Spitze eines hohen Berges, wo man eine Fußtapſe Buddha's verehrt, eine Localiſirung der ceyloneſiſchen Fußtapfe (auf dem Adamspik) in größerer Nähe. Pilger aus allen Theilen des Reiches verrichten hier ihre Gebete. Auf dem Gipfel des Berges ſteht die Pagode Shoe-Chatah. Umher liegen eine Menge vergoldete K i u m s, Prieſterwohnungen. Eine Menge Glocken zeigen die Verehrung der Pilger an. In den verſchiedenen Reſidenzen des birmaniſchen Reiches zeigt ſich der Glanz der Buddhiſtiſchen Hierarchie ebenfalls in einer Menge Gebäuden, von denen viele ſchon in Trümmern liegen. Überhaupt iſt die Anzahl der Tempel ſehr groß. Jeder kleine Häuptling baut einen Tempel, als Mittel zur Seligkeit. Dagegen iſt die Achtung gegen die Prieſter, Rahans (ſanſkritiſch arhantas) und Phung gyis nicht ſo bedeutend. Die Doctrinen und Ceremonien ſind im Allgemeinen die Buddhiſtiſchen, wie ſie ſich überall bei den Buddhiſten finden, nur in Unbedeutenderem abweichend. Allein die philoſophiſchen Partien der Religion ſind wenig ſtudirt. Außer dem Tempeldienſt umgeht man monatlich am Neumonde die Thore der Stadt, verkündet die Buddhagebote, moraliſche Vorſchriften, ſodert die Ältern zu ſorgfältiger Erziehung ihrer Kinder auf, und dieſe umgekehrt zum Gehorſam gegen jene. An der Spitze dieſer Proceſſion ſchreitet der Henker mit der Ruthe und dem Stricke zum Hängen, in Begleitung ſeiner Knechte und Trommeln, Garden, Herolde, deren einer eine Proclamation verlieſt. Das iſt die Geſtalt, die Aſokas' Edicte hier angenommen haben. Die Prieſter ſind Cölibataire, getrennt von allen politiſchen Geſchäften, durch freiwillige Almoſen ernährt; ſie leben größtentheils in Klöſtern. Ihre Zahl iſt ſehr groß. In der Umgebung von Ava gab es allein 20,000. Ebenſo gibt es auch, jedoch in geringerer Anzahl, N o n n e n, T h i l a ſ c h e n genannt. Es ſind größtentheils alte Weiber. Denn wer heirathen kann, verläßt das Gelübde wieder. Sie ſcheren den Kopf kahl, tragen weiße Kleider und leben nicht geachtet in kleinen Hütten. Die Prieſter betteln nicht, wol aber die Nonnen. Ihr Oberhaupt iſt Wut myo Wun. Dieſe Geſtalt hat hier das Buddhiſtiſche Kloſter- und Anachoretenleben angenommen.

Trümmer von großen und prächtigen Buddhiſtiſchen Bauwerken zeigen ſich in ungeheurer Menge, insbeſondere in Pugan; der älteſte Tempel ſollte von einem König von Pugan erbaut ſein, der ſchon von **167** bis **242** nach Chr. regiert hätte; dieſe Angabe wird ſchwerlich richtig ſein. Wäre ſie es, ſo wäre die Einführung des Buddhismus ſchon über **500** Jahre älter, als wir annehmen zu dürfen glaubten. Allein daß ſie es nicht ſei, dafür ſpricht der Umſtand, daß die Zeit der an Alter folgenden Tempel zwiſchen **846** bis **864** geſetzt wird, alſo faſt ſiebenhundert Jahre ſpäter [1]). In Rangun befindet ſich die berühmte Pagode Shoe dagon (d a s g o l d e n e H a u s), ein Hauptwallfahrtsort, welcher die Legende ein Alter von **2300** Jahren gibt. Ebenſo hoch wird das Alter des goldenen Hauſes in Pegu angeſetzt. Allein dies geſchieht blos, um ihre Entſtehung ſo nahe als möglich an die Erſcheinung Buddha's zu rücken.

In Siam und in Pegu heißen die Buddhaprieſter T a l a p o i n e n (von talapatra, Palmyrablatt, dem Sonnenſchirm, weil die Prieſter ſtets einen ſolchen tragen). Dieſen Namen erhielten auch die Einwohner von Laos von Pegu aus, daher es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die weiteren, öſtlicheren und nördlicheren hinterindiſchen Länder den Buddhismus zunächſt von Pegu aus bekamen, wie denn auch dieſer Küſtenſtaat früh zu höherer politiſcher Bedeutung herangewachſen zu ſein ſcheint.

Die Buddhareligion in Siam iſt ſehr gehaltlos geworden. Die Hauptlehre iſt die der Seelenwanderung geworden und hat den größten Einfluß auf das Leben gewonnen; daher ein ſehr ausgebildeter Todtencultus. In ihren Denkmalen preiſen die Siameſen ihre Eroberer, Helden, Könige. Sie beſingen ſie in Romanzen und malen ſie in ihren Tempeln und ſonſt ab. Der Religionscultus iſt ihnen nur Geſchäftsſache uud Unterhaltung. Den meiſten Ernſt zeigen ſie bei den Todten. Deren Behandlung iſt nach dem Rang des Verſtorbenen verſchieden. Die Ärmſten werden ohne Weiteres ins Waſſer geworfen; die Wohlhabendern werden verbrannt, und den Reſt ihrer Gebeine bleicht man in den Feldern oder gibt ſie den Raubthieren preis. Weiber, die im Zuſtand der Schwangerſchaft ſterben, werden erſt begraben, dann aber wieder ausgegraben und verbrannt. Das Verbrennen der Leichen geſchieht auf pyramidal-erbauten Scheiterhaufen. Vorher wird aber häufig alles weiche Fleiſch abgeſchnitten, um damit den Hunden, Geiern und andern Raubthieren, von denen ihre Tempel auf eine ekelhafte Weiſe angefüllt ſind, ein verdienſtliches Almoſen zu ſpenden. In den höhern Ständen werden die Leichen vor dem Verbrennen einbalſamirt. Die Aſche wird nach dem Verbrennen mit Teig zuſammengeknetet und zu einem kleinen Buddha-Idol geformt, das man vergoldet oder gefirnißt in den Tempeln aufſtellt.

Das Tempel- und Prieſterweſen hat in Siam einen eigenthümlichen Einfluß auf das Volksleben erlangt, der an die älteſte Form des Buddhismus noch erinnert, wo jeder Buddhiſt das Aſketenleben wählte. Jeder Siameſe muß in ſeinem Leben auf einige Zeit in den Prieſterſtand treten, ſelbſt der König muß 2—3 Tage Talapoine ſein und während deſſen Almoſen ſammeln. Die Großwürdenträger müſſen mehre Monate in dieſen Stand treten. Sonſt kann Jeder ein- und austreten, wann er will. Bei der Einweihung finden Tonſur, Ablution, Proceſſionen,

---

1) Vgl. die Schilderung der Trümmer von P u g a n bei Ritter, Aſien. IV, 1, 213 fg.

Digitized by Google

Gebete, Almoſenſammeln u. ſ. w. ſtatt. Es iſt gewiſſermaßen eine Confirmation.

Die Talapoine haben im Ganzen noch die Buddhiſtiſche Kloſterordnung erhalten. Sie leben von 10—100 zuſammen in einem Kloſter im Cölibat und klöſterlicher Diſciplin. Sie zerfallen in ſechs Abſtufungen; ihre Kleidung iſt die allgemein Buddhiſtiſche, nämlich gelb. Sie zahlen keine Abgaben und ſtehen überhaupt in großem Anſehen. Nonnenklöſter in eigentlichem Sinne gibt es in Siam nicht, allein es beſteht hier ein Verein von armen Weibern, Lungki genannt, die von Almoſen leben und die Talapoine bedienen.

Außer vielen Tempeln gibt es in Siam auch mehre Wallfahrtsorte, an denen ein Fußtapfen des Buddha verehrt wird. Der Dienſt in den Tempeln hat wenig Erbauliches. Der Haupttempel in Bangkok, genannt *Phra chet ta pou*, d. h. *Nationaltempel*, füllt ſich an Feſttagen mit Volk aller Art, Männern, Weibern jung und alt. Sie beginnen fröhliche Converſationen, zünden ihre Weihrauchkerzen an, auch ihre Cigarren, werfen ſich nieder, machen ihre Ceremonien, tummeln ſich umher, bringen Opfer, hängen den Idolen ſeidene und andere Stoffe und Schleier an, verbrennen ihr Goldpapier, blaſen ihre Liedchen auf einer Pfeife u. ſ. w. und gehen dann wieder. Die Weiber zeichnen ſich hier, wie allenthalben, durch thörichte Devotion aus und bieten ſich ſogleich zu temporären Ehen an. Talapoine ſieht man im Tempel nicht.

Anam iſt nach Finlayſon's Urtheil de facto ganz ohne Religion. Es finden ſich in Anam keine Lehrer, keine Prieſter, kein religiöſer Unterricht. Die wenigen Prieſter, welche ſich vorfinden, ebenfalls Talapoine genannt, haben kein Anſehen. Es finden ſich als Cultusorte kleine elende Tempelchen. Das gemeine Volk hängt der *Buddhalehre* an. Aber der Cultus manifeſtirt ſich faſt gar nicht weiter als durch kleine ſitzende Buddhaidole. Ob, wie man vermuthet, die Buddhalehre im Reiche von Anam erſt durch chineſiſchen Einfluß eingeführt ſei, iſt ſehr zweifelhaft. Doch iſt der Einfluß von China auf dieſe öſtlichern Theile Hinterindiens, ſo weit wir deren Geſchichte kennen, ſtets von der allergrößten Bedeutung geweſen. Daher denn auch die höhern Stände Bekenner der Religion des *Confucius* ſind. Auch dieſe vermochte jedoch nicht höheres religiöſes Leben zu wecken. Statt deſſen findet ſich eine Maſſe von Aberglauben. Furcht erweckt der Gedanke an die Zukunft. Deren und andere Schreckniſſe abzuwenden, greift man zu mancherlei nichtigen Ceremonien, welche faſt bei allen Ständen verſchieden ſind. Doch tritt auch hier der Todtencultus insbeſondere hervor.

So ſehen wir, wie der Buddhismus, dieſe freieſte Geburt des ſich zur Geiſtesfreiheit zu erheben verſuchenden Inderthums, hier zu todtem nichtigem Ceremoniell verſunken iſt, tief unter die grauenhafteſten Erſcheinungen des Geiſt knechtenden Brahmathums, in denen ſich doch immer noch Lebensgluth zeigt. So verſinkt jeder Proteſtantismus, welcher ſich im Namen des freien Geiſtes proclamirt und dann dem Geiſte Schranken ſetzen will. Denn das Dunkel drängt nothwendig zum Lichte, aber das Dämmerlicht nimmt der Menſch, ſobald er zur Indolenz zurückſinkt, gern für das volle Tageslicht.

Die *Malaien* haben jetzt den Islam angenommen und ſind eifrige Moslem. Allein der Islam hat, nach dem Urtheil eines genauen Kenners, Thomas Raffles, nur nachtheilig auf ſie gewirkt. Die Cultur der dieſer Converſion vorhergegangenen Periode war, wie Baudenkmäler, Inſtitutionen und Sagen beweiſen, viel bedeutender. Damals herrſchte unter ihnen indiſcher Cultus, höchſt wahrſcheinlich vorzüglich Buddhismus, aber auch, jedoch in beſchränkterem Verhältniß, Brahmathum.

4) *Staat und Recht.* Sowie die eigentlich hinterindiſche Völkermaſſe, die Shan- oder Tai- und die Mranma-Nation in *Religion* zu keiner ſelbſtändigen Entfaltung des eignen oder aus der Fremde zugebrachten religiöſen Lebens gelangte, ſo zeigt ſie ſich in Beziehung auf Entwickelung des *Rechtsgefühls* im Allgemeinen faſt auf den erſten Stufen der Barbarei. Da dieſe Völkermaſſe ſich durch Krieg in Beſitz ihrer jetzigen Heimath geſetzt hat, ſo war damit die Monarchie als nothwendige Form gegeben. Sie entwickelte ſich zuerſt in despotiſch herrſchenden Häuptlingsſchaften, die ſich einander ſo lange unterwarfen, bis ein einzelner in Beſitz der despotiſchen Macht innerhalb einer durch Natur oder eigne Kraft oder endlich fremde Schwäche ſich bildenden Grenze despotiſch herrſchte. Ein Stände-Unterſchied kraft Geburtsrechts ſcheint bei dieſer Menſchenrace, wo ſie erobernd auftrat, unter den Eroberern ſelbſt, nicht exiſtirt zu haben. Bei den wenigen Beſtandtheilen deſſelben, welche das Brahmathum annahmen, bildeten ſich Kaſtenunterſchiede, ſo z. B. in Aſſam, aber in ihren Unterſcheidungen herrſcht mehr die Stamm-Verwandtſchaft oder -Verſchiedenheit vor. Die Aſſameſen nehmen als herrſchende Bevölkerung den *erſten* Rang ein. Die legitimen Abkömmlinge Khuntais bilden den Adel und haben alle obere Würden. Die Kolitas und Kutſch treiben Handel und alle Arten von Gewerben. Das Brahmathum betrachtet ſie daher als *reine* Sudras. Eine Menge anderer Volksabtheilungen gilt für mehr oder minder unrein. Die Brahmanen ſelbſt ſtammen größtentheils aus Bengalen. Indem die Eroberer eine ihnen nicht ſtammverwandte Völkermaſſe unterwarfen, war eigentlich ein neuer Ständeunterſchied gegeben. Allein dieſe Menſchenrace, von Charakter ſehr grauſam, ſcheint die alten Einwohner ſtets bei einer Eroberung zum größten Theil ausgerottet zu haben, und da der ſich unter ihnen in der furchtbarſten Form entwickelnde Despotismus alle außer dem König als Sklaven anſieht, ſo konnte ſich natürlich kein beſonderer Unterſchied unter dieſen Völkermaſſen, ſelbſt wenn die ältere ſich in bedeutenderer Anzahl erhalten hätte, ausbilden. Die, welche von dem bei einer Eroberung eintretenden Blutbade übrig blieben, konnten ſich mit den Eroberern miſchen, da weder Religion, noch eine andre ſcharf ausgeprägte Form der geiſtigen Elemente des Menſchen, einer ſolchen Miſchung entgegentrat. So zerfällt im Allgemeinen die Hauptpopulation nur in den Herrſcher und ſeine Sklaven. Dieſe letzteren haben natürlich auf mancherlei Weiſe erwor-



Digitized by Google

bene Privatſklaven. Daß auch zwiſchen den Unterthanen mehre perſönliche Unterſchiede ſich bilden, verſteht ſich von ſelbſt. Sie hängen aber alle von der Willkür des Despoten ab. Der Stock und blutige Strafen ſind die Regierungsmittel. Furcht vor Empörung iſt das einzige Band, welches die Fürſten einigermaßen zügelt.

In Cochinchina (Anam) nimmt der Despotismus, wie allenthalben, den Titel einer patriarchaliſchen, landesväterlich geſinnten Regierung in Anſpruch; allein dies mindert ſeinen eigentlichen Charakter nicht im Geringſten. Wie China allenthalben auf Cochinchina vom größten Einfluß iſt, ſo auch in Beziehung auf Gouvernement. Hier, wie dort, iſt der Bambus die Hieroglyphe der Regierung. Die Beamten, Mandarine, ſind, wie in China, in zehn Claſſen getheilt; die beiden erſten bilden den Rath des Königs. Dieſe Claſſen bilden eine Art erblichen Adels, ſo jedoch, daß der Sohn eines Beamten ſtets an und für ſich um eine Claſſe tiefer ſteht, als der Vater. So können die Beamtengeſchlechter wieder in das gemeine Volk zurückſinken.

An der Spitze der Verwaltung ſteht ein Rath von ſechs Miniſtern. Jede Provinz hat einen Militair=Mandarin und zwei Civil=Mandarine zu Gouverneuren, welche alle drei zuſammenwirken müſſen. Jede Provinz hat ferner drei Departements (Huyen), jedes Departement vier Diſtricte (Fu), jeder Diſtrict ſeine Dörfer. Jede Bauerſchaft wählt ihren Bauermeiſter, der die Steuern einzutreiben hat.

Jeder Eingeborene iſt hier und in Siam zum Staatsdienſte verpflichtet; vom 18. bis zum 60. Jahre kann der Staat über jeden Mann verfügen. Im eigentlichen Cochinchina muß jeder dritte Sohn der Familie auf drei Jahre Soldat werden und erhält alsdann auf ebenſo viele Jahre Urlaub. In der der Rebellion mehr ausgeſetzten Provinz Tongking nur alle ſieben Jahre. Dieſe Conſcribirten dienen nicht blos als Soldaten, ſondern werden zu den mannichfachſten Staatsverrichtungen verwandt, zu Bauten, als Schiffer, als Diener der höhern Beamten u. ſ. w.

Die Kriegsmacht beſteht aus einer Garde von 30,000 Mann und einer Linie von 24,000; außerdem gibt es noch 25 Regimenter Legionäre und eine Menge Provinzialtruppen. Cavalerie fehlt, weil das Terrain nicht dafür paßt. Die Marine beſteht aus 200 Kanonierböten von 16 bis 22 Kanonen und kleinern Schiffen. Die effective Macht des Königs, welcher im J. 1822 regierte (Giualung), beſtand nur aus 40—50,000 Mann. Der Sold beſteht aus Geld und Reis. Ihre Waffen ſind Musketen, ihre Kleidung leicht. Sie ſind, obgleich klein, doch abgehärtet, ſtark, gelehrig und gehorſam. In den Händen der Franzoſen würde Cochinchina eine bedeutende Macht geworden ſein. Jetzt werden die Schöpfungen der Franzoſen, dem Despotismus dienend, ohne auf Selbſtbewußtſein im Volke ruhende Wurzel, bald wieder, wie im Orient ſtets, ſo lange das Volk Sklave iſt, dahingeſtorben ſein.

Die Einkünfte des Staates beſtehen in Kopfſteuer, Landtaxe, Frohndienſt, Contributionen und Zoll auf die ausländiſchen Waaren. Die Kopfſteuer beträgt für jeden Mann vom 15. Jahre an $1\frac{1}{10}$ Quan, wovon ein Quan in den Schatz kommt, das Zehntel an den Steuerſammler. Einige Monopole betreffen den Abſatz von *Zimmet*, *Cardamomum*, *Adlerholz* u. ſ. w. Die Geſammtſumme der Staatseinkünfte iſt unbekannt. Im Schatz ſollen 7,140,000 Dollar in Gold liegen und außerdem andere Werthe, die unbekannt ſind.

Die Geſetze ſind, wie die in China, aber ſchlechter und mit mehr Willkür gehandhabt. Bambus und Baſtonnaden kehren in allen Gradationen der Staatshierarchie als Zuchtmittel wieder.

In *Siam* iſt die Despotie noch ärger; denn in Cochinchina herrſcht wenigſtens eine kleine Rückſicht auf das althergebrachte Herkommen und eine gewiſſe Nacheiferung China's. Der milde Buddhismus iſt, wie faſt im ganzen Leben, ſo auch im Gouvernement ganz ohne Einfluß geblieben. Da der König ſelbſt Talapoine einige Zeit geweſen ſein mußte, ſo iſt er nicht minder Oberhaupt der Kirche wie des Staates. Der König iſt ſo heilig, daß kein Siameſe ſeinen Namen auszuſprechen, oder zu ſchreiben wagt. Er iſt ſogar nur wenigen Gliedern ſeiner Familie bekannt. Er, wie auch der König von Cochinchina, gelten, ſo lange ſie herrſchen, für unſterblich. Für Majeſtätsverbrechen gilt es daher, dem König von Siam, ſo lange er lebt, einen Thronfolger zu ernennen und dieſe Ehrfurcht hat eine Menge Unruhen herbeigeführt. Sein Titel iſt *Koung loung*, „*Herr über Alles*,“ alles an ihm führt das Epitheton „*golden*.“ Der Volksglaube, auf die Metempſychoſe geſtützt, nimmt an, daß ſein Leib von einer ſchon ſeligen Seele bewohnt ſei, die durch die Verdienſte in einem frühern Leben ſich dieſe hohe Staffel im gegenwärtigen erworben habe. Wenn er ſtirbt, ſo wird das aus ſeiner Aſche geformte Idol göttlich verehrt.

*Adel*, *Ariſtokratie*, oder ſonſt eine Mittelſtufe zwiſchen dem König und dem Volke, d. h. ſeinen Sklaven, beſteht hier gar nicht. Jeder Unterthan gehört der allgemeinen Conſcription zu jeder Art von Staatsdienſt an. Er muß vom 21. Jahre an $\frac{1}{3}$ jedes Jahrs activen Staatsdienſt leiſten. Von dieſem Frohndienſte ſind nur die Talapoinen ausgenommen, was außer religiöſen Gründen dazu beigetragen haben mag, daß jeder Siameſe eine Zeit lang in dieſen Orden tritt. Ebenſo ſind die chineſiſchen Anſiedler davon ausgenommen, und zahlen ſtatt deſſen eine gewiſſe Summe. Überhaupt ſind die Chineſen beſſer geſtellt, als die Siameſen. Frei von dieſen Dienſten ſind auch die Sklaven, die öffentlichen Beamten und jeder Hausvater, der ſchon drei dienſtfähige Söhne hat. Auch kann man ſich durch Stellen von Sklaven, Geldſummen, Naturalien u. ſ. w. davon loskaufen. In frühern Zeiten waren die Unterthanen zu ſechsmonatlichem Frohndienſte gezwungen. Die jetzige Milderung ſoll erſt vom Großvater des Königs, der 1822 regierte, herrühren.

Die dienende Volksmaſſe zerfällt in zwei Abtheilungen, deren eine die *rechte*, die andre die *linke* Hand des Königs heißt. Jede iſt wieder in Unterabtheilungen von je 1000, 100, 10 getheilt, mit einem Aufſeher an der Spitze.

Digitized by Google

Die hohen Würdenträger zerfallen in 9 Abtheilungen, welche durch ihre Titulaturen ſich unterſcheiden.

Die Hauptſtadt ſteht unter der unmittelbaren Verwaltung des Königs, die Provinzen unter Vicekönigen (Chaomuang); die entferntern Beſitzungen unter erblichen tributairen Fürſten.

Die Einkünfte gehen aus den Frohndienſten, Regalien, Monopolen, Antheil am Handel, Zöllen, Taxen, u. ſ. w., welche alle mit großer Willkür ausgeſchrieben werden, hervor. Die Naturalien, die Verpachtung der Fiſchereien, die Monopole von Pfeffer, Zucker, Benzoin, Aloeholz, und faſt alle werthvolle Waaren, die Fabrication des Arak, tragen am meiſten ein. Jeder Obſtbaum muß eine Abgabe zahlen. Die Geſammteinnahme wird zu **3,144,000** Pf. Sterl. geſchätzt, von denen jedoch nur **685,000** Pf. St. baar gezahlt werden, das Übrige in Naturalien. Der Staatsſchatz iſt dagegen nicht reich; er hat gegen **240,000** Pf. St. vorräthig.

Von einer wirklichen Juſtiz iſt in einem ſo despotiſchen Staate kaum die Rede. Im Allgemeinen iſt ſie in den Händen der Adminiſtrativbehörden. Bei Appellationen wird eine Art Gericht gebildet. Drei Geſetzbücher werden erwähnt, eins vom J. 1773, ein anderes von **1614** und ein drittes von 1053. In dieſem bezieht man ſich auf ein noch älteres von 561 nach Chr.

Die Armee iſt ſchlecht organiſirt, und aus Furcht vor Rebellionen, außer im Kriege, nicht zahlreich. Gegen 30,000 Mann ſind mit Schwert, Lanze und Muskete bewaffnet, größtentheils Infanterie. Ihre Kriege laufen auf Hinterliſt und Scharmützel hinaus.

Im Birmanenreiche zerfällt die Population in ſieben, durch Privilegien und Thätigkeit geſonderte, Claſſen; nämlich 1) die königliche Familie, 2) die Beamten; 3) die Prieſter, 4) Kaufleute, 5) Ackerbauer, 6) Sklaven, 7) die Auskäſtigen, Verſtoßenen. Dieſe Unterſchiede ſind jedoch zum größern Theile nicht erblich. Von den Beamten ſind nur die tributairen Häuptlinge beſiegter Länder im erblichen Beſitze ihrer Titel und Ämter. Die übrigen Beamten können aus den niedrigſten Volksclaſſen genommen werden, werden beſoldet, nach Willkür entlaſſen und vererben weder ihre Titel noch ihre Beſitzungen auf ihre Kinder. Die Prieſter, Talapoine, ſind ſchon oben erwähnt. Die Kaufleute werden, ſowie ſie ein gewiſſes Vermögen erworben haben, in die Claſſe der Reichen einregiſtrirt. Dadurch erhalten ſie das Privilegium, nicht blos den gewöhnlichen, ſondern außerdem außerordentlichen Erpreſſungen unterworfen werden zu können. Auch, wenn ſie verarmen, behalten und vererben ſie ihren Titel, da öffentliche Geſchenke für den König damit verknüpft ſind. Die Prinzen und Miniſter borgen bei ihnen Geld, ohne es je zurückzuzahlen. Die Ackerbauer ſind gemeine Landbauer und Eigenthümer; die Claſſe der erſteren iſt am zahlreichſten.

Jeder Birmane iſt Sklave des Königs. Seine Dienſte kann der König jeden Augenblick in jeder Form, als Soldat, Künſtler, Ackersmann u. ſ. w. in Anſpruch nehmen. Jeder iſt an ſeine Scholle gebunden. Nur zu kurzer Abweſenheit erhält er Urlaub. Weiber erhalten dieſen nie, und ſelbſt den Töchtern von Fremden wird er nur gegen bedeutende Geldſummen verſtattet. Die Dienſte der Unterthanen ſind nicht wie in Siam regulirt, ſondern wenn deren gefodert werden, ſo decretirt ſie der Lut d'han und beauftragt Unterbeamte mit der Execution.

Die Sklaven, welche wir als die ſechſte Claſſe der Population aufführten, ſind entweder Schuldner oder erbliche Sklaven. Die erſtern geben ſich ſelbſt in Sklavendienſt, bis ihre Schuld getilgt iſt. Kinder müſſen auf dieſe Weiſe die Schuld der Ältern abdienen. Weiber ſind zum Concubinat verpflichtet, ſobald die Schuld 25 Tical überſteigt. Erfolgt die Geburt eines Knaben, ſo iſt die Schuld getilgt. Die erblichen Sklaven ſind Kriegsgefangene, die entweder vom Könige geſchenkt, oder auf dem Markte gekauft ſind. Selbſt wenn ſie ſich loskaufen, dürfen ſie das Land nicht wieder verlaſſen. Der Sklavencodex iſt übrigens bei den Birmanen im Ganzen ſehr mild.

Die Auskaſtigen beſtehen aus Pagodenſklaven, den Verbrennern der Todten, Henkern und Gefängnißwärtern, Ausſätzigen, Incurablen, Verſtümmelten und Luſtdirnen. Sie haben keine bürgerlichen Rechte, dürfen die Tempel nicht beſuchen und die Pagodenſklaven dürfen ſich nicht mit andern Claſſen des Volkes verheirathen, nicht mit ihnen eſſen und ſich nicht einmal neben ſie ſetzen. Die Luſtdirnen werden, wenn ſie ihr Gewerbe aufgeben, wieder in den übrigen geſellſchaftlichen Verband aufgenommen.

Die Regierung iſt ganz despotiſch. Der König hat Willkür über Leben und Eigenthum eines Jeden. Sein Titel beſteht aus 21 Sylben, welches in der monoſyllabiſchen Sprache ſchon eine große Menge von Tugenden und Eigenſchaften ausdrückt. Der König geht nie unter das Dach eines ſeiner Unterthanen, ſelbſt nicht ſeines Bruders. Dieſem Gebrauche folgen auch die Beamten, inſofern ſie nie in das Haus eines Beamten treten, welcher einen niedrigern Rang hat, als ſie. Am Feſte Lent, im October, das drei Tage dauert, und das neue Jahr beginnt, müſſen alle Prinzen, höhere und niedere Würdenträger ſich vor ihm demüthigen, um Verzeihung bitten und reiche Geſchenke darbringen. Eine der beſondern Vergnügungen des Königs iſt, auf den Schultern ſtarker Menſchen zu reiten, denen muſſelinene Zügel durch den Mund gezogen werden, an denen er ſie lenkt.

In Siam und in Birma ſteht ein weißer Elephant in unmittelbarer Beziehung zu dem Könige, weil nach Buddhiſtiſchem Glauben die Seelen großer königlicher Vorfahren in weiße Elephanten übergehen. Sie werden, ſobald ſie ſich zeigen, gefangen und zu Hofe gebracht, wo ſie einen Palaſt und reiche Bedienung, ſowie vielen Schmuck erhalten [2]).

Die Adminiſtration im Birmanenreiche geſchieht durch zwei Räthe, den geheimen Rath des Königs und den öffentlichen Staatsrath, Lut d'han. Dieſer beſteht aus vier Räthen Wan gyi (Würdenträger). Dieſe entſcheiden über Alles. Doch kann Appellation an den ganzen Rath ſtattfinden und dieſer des Königs Gegenwart fodern. Jeder

2) Vgl. außer Ritter auch *Hamilton*, Description of Hindostan. II, 780.

der vier Räthe hat ſeine Stellvertreter, Wun dauk, und dieſe ihre Secretaire. Der Staatsrath decretirt im Namen des Königs, ohne daß deſſen Unterſchrift oder Beſtätigung angegeben wird. Er ſteht jedoch unter directem Einfluſſe des geheimen Rathes, der auch aus vier Perſonen Atwen Wun und 30 Secretairen beſteht. Der Prieſterſtand iſt völlig ohne weltlichen Einfluß, ohne Güter und ohne Hierarchie.

Das Reich iſt in viele Provinzen von ungleicher Größe vertheilt; dieſe in Diſtricte mit Städten und dieſe wieder in Dörfer und Weiler. Jede der Unterabtheilungen heißt Myo. Jede Provinz erhält ihren beſondern Namen von der Hauptſtadt und Reſidenz des Gouverneurs, und ebenſo jede andere Abtheilung von einem Orte. Der Gouverneur der Provinz heißt Myo Wun und hat die Juſtiz, die Finanzen, ſowie die ganze Militair- und Civilgewalt. Unter ihm ſtehen die übrigen Provinzialbeamten. Alle Geſchäfte werden in einer offenen Halle abgemacht. Statt des Salairs erhalten die Beamten Anweiſung auf Ländereien, das heißt, auf die Arbeit einer beſtimmten Anzahl Landbauern. Der königliche Palaſt hat vier Gouverneure, deren jeder einem Thore vorſteht und über 1000 Mann befehligt. Die Städtegouverneurs haben eine beſchränkte Jurisdiction. Bei den Gerichten iſt die Tortur allgemein; auch kommen Gelderpreſſungen durch die Kerkermeiſter vor. Ordalien ſind ebenfalls im Gebrauch; allein es hängt hierbei Alles vom Operateur ab, der ſich beſtechen läßt. Die Strafen ſind, wie in jeder Despotie, hart und grauſam. Eine der gelindeſten iſt das Schmieden in 8 bis 9 Eiſenfeſſeln. Außerdem exiſtiren Geldſtrafen, Geißelung, Verſtümmelung, ewige Sklaverei; die Todesſtrafen ſind Erſäufen, lebendiges Begraben, Vorwerfen zum Fraß wilder Thiere, Spießen u. ſ. w. Geldbeſtechungen ſind die einzige Hilfe gegen dieſe Grauſamkeiten und allgemein im Schwunge. Außerdem muß jede Handlung des Richters und jeder Eidſchwur bezahlt werden.

Die geſchriebenen Geſetze ſind, nach Crawfurd's Urtheil, nicht ohne Verdienſt, aber ſie werden nicht in den Gerichtshöfen angewendet, und höchſtens, der Curioſität wegen, einmal nachgeſchlagen. Sie heißen Shoe mea (der goldene Prinz); auch der Manucober, Wandana und Damawilatha werden angeführt, allein nach den Proben zu urtheilen, iſt es entweder der indiſche Text gar nicht, oder er iſt ſehr verändert.

Die Gerichtsverwaltung iſt ſehr arbitrair, voll Plackereien und koſtſpielig, ohne daß ſie ihren Zweck erreicht.

Die Polizei iſt ſo ſchlecht, daß, ſo lange das Land bekannt iſt, es voll Räuber war.

Die königlichen Befehle dringen kaum über den Bezirk der Hauptſtadt und ſind im übrigen Lande unbekannt.

Der Militairſtand iſt von den übrigen nicht geſchieden. Selbſt die Civilbeamten müſſen als Militairs dienen, und ſo jeder Birmane, wenn man ſeiner habhaft wird. Exercitium, Conſcription gibt es nicht. Auf eine Ordre des Staatsraths wird die Bewohnerſchaft einer Provinz zu Soldaten gepreßt und ſteht meiſt unter Befehl ihrer Beamten. Sie wird auf Staatskoſten bewaffnet und genährt; Sold erhalten ſie nicht. Dieſe undiſciplinirten, rohen, unkriegeriſchen Haufen ſind nur den noch unkriegeriſchern einheimiſchen Tribus furchtbar. Sobald ſie den Feind erblicken, laufen ſie davon, wenn nicht dieſer ihnen in der Flucht zuvorkommt. Ihre Waffen ſind plump und ſchlecht; ebenſo ihr eigen fabricirtes Pulver. Geſchickt ſind ſie dagegen im Aufwerfen von Verſchanzungen; ſie wählen das Terrain dazu ſehr gut, befeſtigen ſie auch nicht übel, wagten aber nirgends, ſie gegen Europäer zu vertheidigen. Dennoch iſt der Birmane durch ſeinen phyſiſchen Bau zum Soldaten ſehr tauglich, und gute Führung und Disciplin ließe mit ihm viel ausrichten. Dies wird ſich zeigen, ſobald das birmaniſche Reich in engliſcher Gewalt ſein wird. Dieſe Zeit wird, wenn nicht ganz beſondere Umſtände dazwiſchen treten, nicht lange mehr ausbleiben, und ſelbſt wider Willen der Engländer von ihnen benutzt werden müſſen. Cavalerie hatten die Birmanen erſt ſeit der Zeit, wo ſie die nordweſtlichen Grenzländer ihres Reiches, Munipore, Caſſey, unterworfen hatten. Aber dieſe Cavalerie war nicht minder werthlos, wie die birmaniſche Infanterie.

Das Finanzweſen iſt Raub und Erpreſſung. Directe Abgaben nach Größe und Fruchtbarkeit des Bodens fehlen; ſie werden nur nach Verhältniß des Beſitzers und der Familienzahl eingetrieben. Alle Prinzen, Beamte, Günſtlinge ſind auf dieſe Grundſteuer angewieſen. Sie ſind temporäre Herren ihrer Aſſignationen. Allein, um ſie zu erhalten, müſſen ſie am Hofe große Summen erlegen, und da ihr Beſitzſtand ſehr unſicher iſt, ſo müſſen ſie eilen, durch die grauſamſten Erpreſſungen ſo ſchnell als möglich ſich Capital und Gewinn zu ſichern. Am ſchlimmſten leiden die Provinzen, welche königlichen Prinzen zugewieſen werden. Außerdem können auf alle Gegenſtände Taxen gelegt werden; Häuſer, Köpfe, Obſtbäume, Fiſchteiche, gedörrte Fiſche, Salz, Schwalbenneſter u. ſ. w. werden beſteuert. Die Gold- und Silberminen, Edelſteingruben, Teakhölzer, Zollgebühren und Anderes ſind Regal. Die Einkünfte werden von den Beamten eingetrieben, die, wo ſie hinkommen, Alles ausſaugen. Der Schatz zahlt weder ihnen, noch faſt ſonſt irgend Geld. Zu jeder außerordentlichen Ausgabe — wie Bauten, Geſandtſchaften, Krieg — werden beſondere Steuern ausgeſchrieben. Die Summe derſelben iſt den Beamten überlaſſen. Dieſe unterſchlagen natürlich auch den größten Theil der Einkünfte.

Der Schatz war bei alle dem ſehr gering und ſchien Crawfurd nicht über 575,000 Pf. St. angeſchlagen werden zu dürfen. Das jährliche Einkommen ſchien nicht über 25,000 Pf. St. zu betragen.

In Aſſam, haben wir ſchon bemerkt, exiſtirt der Verbündete des Brahmathums, der Kaſtenunterſchied. Die Regierungsform iſt hier durch Einfluß des Brahmathums etwas mehr ſtabilirt, aber die eigentliche Macht doch nur unter ſehr wenige Familien getheilt, und der Despotismus ebenſo toll, wie in den übrigen Theilen Hinterindiens.

Der König iſt, der Theorie nach, unumſchränkter Herr. Alle, welche durch legitime Heirath von Rudra

Digitized by Google

Singh (regierte um 1700) abſtammen, ſind zur Erbfolge fähig, wenn ſie nicht irgendwie am Körper verunſtaltet oder entſtellt ſind, oder eine Narbe haben. Daher wurde es Grundſatz, alle Prinzen, welche man von ber Succeſſion ausſchließen wollte, auf eine leichte Weiſe zu entſtellen; auch wurden dieſe Prinzen gefangen gehalten. Die Krönung des Königs wird ſehr feierlich vollzogen; auf bem Berge Tſhorai Khorong, wo der Stammvater der Familie, Khuntai, zuerſt erſchien, pflanzte der neue König einen Baum, die **ficus religiosa**. Dann wird heiliges Waſſer über ihn und ſeine Frau, welche auf einem Gerüſte ſtehen, unter welchem ſich ſo viel lebendige Thierſpecies, als man herbeiſchaffen konnte, befinden, ausgegoſſen, ſodaß es auf die unter ihnen befindlichen (ein Menſch, ein Elefant, ein Pferd u. ſ. w.) herabträufelt. Dann erhält er das Schwert Hyang dang und erſchlägt einen Büffel damit. Früher, vor Rudra Singh, war es Sitte, daß er einen Menſchen damit tödtete. Dann erhält er Geſchenke u. ſ. w.

Drei Oberſtaatsräthe, Gohaing, haben in Aſſam die ehrenvollſte Stelle; allein ſie dürfen keine Befehle geben, ſondern ſind nur verpflichtet, dem Könige mit ihrem Rathe beizuſtehen, wenn er ihn begehrt. Dieſe oberſten Würden ſind in dem erblichen Beſitze dreier Familien; doch kann der König jedes beliebige Mitglied der Familie zu ihrem Amte ernennen. Der vierte Großbeamte iſt der Bara Boruya oder Großſecretair. Dieſer hat, verfaſſungsmäßig, bie ganze executive Gewalt, ſowol bürgerliche, als militairiſche; an ſeinen Gerichtshof wird in allen Sachen appellirt, außer wo es die Diener ber brei erblichen Oberſtaatsräthe betrifft. Er muß unter ben Mitgliedern von vier dazu bevorrechteten Familien von dem Könige gewählt werden. Er hat 100 Dienſtleute und bezieht eine Menge Sporteln aus allen Rechtshändeln u. ſ. w. Unter dieſem ſtehen zunächſt ſechs Tſhoruga Fukons, welche ſein Rathscollegium bilden. Der König hat ferner zwölf Radjkhoajas (wol ſanſkr. **Râg'akâjas**, königliche Leibwächter), welche je 3000 Mann commandiren. Dann gibt es noch eine Menge anderer Beamten in der Hauptſtadt, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Das Militair beſteht aus einheimiſchen Truppen, die aus allen Kaſten genommen werden, und aus Söldnern aus dem weſtlichen Inbien. Das Heer ſteht unter einem Gohaing.

Das Lanb von Aſſam iſt von bem Könige zum größten Theile an Payiks, eine Art Kronbauern, verliehen, und ſie ſind dafür verpflichtet, den dritten Theil des Jahres (wie in Siam) für den König, ober denjenigen, welchem ſie der König verleiht, ohne Koſt und Lohn zu arbeiten. Für letzteres können ſie ſich jedoch auch durch Zahlen einer gewiſſen Geldſumme abfinden. Da jeder nur ein Drittel des Jahres bient, ſo gehören zum vollen Dienſte drei ſolcher Bauern, welche man dann einen vollen Payik nennt. Einem ſolchen vollen Payik werden gegen 14 Morgen Landes verliehen, die die nicht im Dienſte ſtehenden Familienglieder bearbeiten. Dieſe Kronbauern werden Beamten untergeordnet, welche nach der Anzahl der ihnen zugegebenen Dienſtleute in vier Claſſen zerfallen; die der erſten haben 1000, die der zweiten 100, bie der dritten 20, die der vierten 10; allein dieſe Zahlen ſind jetzt nur nominal. Die Ländereien der Beamten ſind zinsfrei und werden von dieſen Dienſtleuten bearbeitet; außerdem erhalten ſie auch Geſchenke. Dieſe Payiks können auch von ihren Beamten zum Kriegsdienſt aufgerufen werden; doch geſchieht dies ſelten, weil ſie zu feig ſind. Dieſe Überweiſung der Payiks bildet den Sold der Beamten; außerdem beſchäftigt der König viele derſelben auf ſeinen eigenen Beſitzungen unb zu ſonſtigem eigenen Gebrauche.

Die Provinzialregierung betreffend, ſo ſteht das eigentliche Aſſam ober Mittelaſſam (von der Scheidung des Brahmaputra in zwei Arme, ben Lohit und Dihong, bis zur Mündung bes Dhunſiri) unter der unmittelbaren Regierung des Bara Boruya. Er hat zwei Beamte unter ſich, welche die Juſtiz und die Finanzen verwalten. Dieſe erhalten Landgüter und Payiks. Die Provinz Kamrup (Unteraſſam, vom Dhunſiri bis an bie weſtliche Grenze Aſſams) ſteht unter einem Fukon, welcher aus denſelben vier Familien gewählt werden muß, aus denen der Bara Boruya. Er hatte von der Occupation dieſer Provinz durch die Briten ein Rathscollegium von ſechs Fukons neben ſich, welches ihn beſchränkte. Die Ländereien in dieſer Provinz ſinb außer an Payiks auch an Radjas vertheilt, deren Würde in gewiſſen Familien erblich iſt; doch kann ſie der König jedem Mitgliede der Familie verleihen. Sie ſind die urſprünglichen kleinen Häuptlinge bes Landes, und ſinb verpflichtet, eine beſtimmte Anzahl von Payiks zu ſtellen. Was nicht zum Unterhalte von dieſen von ihrem Territorium nöthig iſt, können ſie nach Willkür beſtellen. Sie haben die niedere Jurisdiction und ſtehen in Kriegszeiten an ber Spitze ihrer Bauern. Die dritte Provinz, Oberaſſam, dehnt ſich von Mittelaſſam bis an die Oſtgrenze bes Reiches. Ihre Verhältniſſe ſind noch nicht bekannt.

Beamte, Zollpächter, freie Grundeigenthümer maßen ſich allſammt das Beſtrafungsrecht an. Eigentlich ſteht es nur den höhern Beamten und Radſchas zu. Von ihnen findet Appellation an die drei Provinzialgerichte ſtatt, welche vollſtändige Criminal- und Civiljurisdiction bis zur Verhängung der Todesſtrafe haben. Letztere kann nicht ohne ſchriftliche Bewilligung des Königs vollzogen werden. Beſtechung iſt ſehr häufig, bie Strafen ſtreng. Capitalverbrechen ſind Verrath, Morb, Nothzucht, Männerſchändung und abſichtliche Fehlgeburt. Außer für Rebellion können die Strafen abgekauft werden. Die Capitalſtrafe erſtreckt ſich auf die ganze Familie eines Empörers, Ältern, Brüder, Schweſtern, Weiber und Kinder. Die Hinrichtungsweiſen ſind ſehr verſchieden und grauſam. Spießen, Durchſägen zwiſchen Bretern, Zerſchlagen mit Hämmern oder glühenden Hauen. Kleine Diebereien werden mit Geißeln oder Ohr- und Naſenabſchneiden geſtraft. Die Civilrechtspflege iſt viel ſchlimmer, als die criminelle. Hier iſt Beſtechlichkeit allgemein.

Die Finanzverwaltung iſt unter aller Kritik. Geſchenke ſind bie Haupteinnahmen. Dabei bedienen ſich die Beamten, die in Aſſam ſehr viel Macht beſitzen, der

Google

größten Erpreſſungen. Die Zölle und Hauptrevenüen ſind größtentheils verpachtet.

Die Bergvölker im Süden von Aſſam ſtehen in Bezug auf Staat und Recht noch auf einer Stufe, die ſich dem Naturzuſtande nähert. Die Garos z. B. zerfallen in Clans mit je drei erblichen Häuptlingen. Die im Clan vorfallenden Streitigkeiten werden von den Häuptlingen in einer Verſammlung, zu welcher auch die Familienväter gezogen werden, entſchieden. Blutrache gilt hier, wird aber abgekauft. Fallen Streitigkeiten zwiſchen verſchiedenen Clans vor, ſo kommt es, im Falle ſich die Häuptlinge nicht unter einander verſtändigen, zum Kriege. Die Häuptlinge haben eine Menge Sklaven, die übrigen Glieder des Clans ſind Freie.

Ganz eigenthümlich ſind unter den Garos die Eheverhältniſſe, die den Frauen überaus bedeutende Vorrechte einräumen und ſich der tibetaniſchen Polyandrie zunächſt anſchließen, obgleich ſchon im eigentlichen Charakter, der gleichzeitigen Vielmännerſchaft, abweichend. Die jüngſte Tochter eines Häuptlings iſt die Erbin der Häuptlingſchaft, und überträgt ihr Erbe auf ihren Ehemann. Stirbt dieſer, ſo heirathet ſie deſſen Brüder u. ſ. w.; ſind alle Brüder todt und der Vater zu alt, ſo kann ſie ſich einen Mann aus einer andern Familie wählen und auf ihn alles Erworbene ſammt den Kindern übertragen. Bei andern iſt wie bei den Naïren [3]) derjenige Schweſterſohn ſein Erbe, welchen ſeine Witwe zum Manne wählt. Gebiert eine Unverheirathete, ſo bringt es ihr keine Schande. Ehebruch der Frau gibt dem Manne nicht das Recht, ſeine Frau zu entfernen, außer im Fall er ihr all ihr Eigenthum und ihre Kinder mitgibt. Eine Frau dagegen kann ihren Ehemann jeden Augenblick verlaſſen, einen andern heirathen und ihm das ganze Beſitzthum ihres frühern Mannes ſammt den Kindern zubringen. Auch die Frau eines Häuptlings kann ihren Mann mit denſelben Rechten verlaſſen, iſt aber verpflichtet, einen andern Mann aus ſeiner Familie zu wählen. Indem ich dieſe Gebräuche aufführe, kann ich die Vermuthung nicht unterdrücken, daß ſie uns die indiſchen Sagen von einem oder mehren Frauenreichen, welche wir ſchon erwähnt haben [4]), erklären. Da ferner das eine indiſche Frauenreich uttara (nördliches) Pândja heißt, und in der Nähe des ſüdlichen Pandjareiches die Naïren noch jetzt ähnliche Gebräuche haben, endlich die fünf Pandusöhne in dem Mahabharata polyandriſch mit einer Frau verheirathet ſind, ſo liegt hier ein Zuſammenhang vor, der alle Beachtung verdient.

In kleine Häuptlingſchaften zerfallen auch die Coſſyahs; einer der mächtigſten iſt der König von Djyntia. Dieſer muß in wichtigern Angelegenheiten die Königin-Mutter, die Diſtrictshäuptlinge und die Staatsbeamten zu Rathe ziehen. Letztere beide ſtellt er zwar an, aber hierbei muß er die ſehr kriegeriſche und unruhige Volksſtimme berückſichtigen, und dadurch erhalten jene einen bedeutenden Einfluß auf ihn. Im Kriege ſtellt er 5000 Bogenſchützen auf, ſeine Leibwache im Frieden iſt unbedeutend. Jedes Dorf hat ſeinen Häuptling, deſſen Gewalt aber von den Dorfbewohnern ſehr beſchränkt iſt. Die Erbfolge iſt wie bei den Garos. Ähnlich iſt es bei den Kukis. Doch herrſcht, in Beziehung auf Erbfolge, das Recht der Erſt- und Letztgeburt. Nur der älteſte und jüngſte Sohn erben. Die übrigen erhalten nichts.

In Munipur, deſſen ſchöne Flächen das Volk verweichlicht haben, herrſcht Despotismus.

Die Malaien waren zur Zeit ihrer Blüthe (vom 13. bis 16. Jahrh.) ein bis zu einem gewiſſen Grade civiliſirtes Volk. Sie haben, als ſie den Islam annahmen, auch die Geſetze des Koran in Bezug auf Ehe, Erbrecht, Religion mehr oder weniger angenommen. Doch hat ſich daneben auch ein nationales und locales Recht erhalten, Undang Undang genannt. Dieſes ſtimmt in den meiſten Malaienſtaaten mit einander überein. Es betrifft Gouvernement, Handel, Hafenleben, Eigenthum, Sklaverei, Civil- und Criminalgeſetze. Auf der malaiiſchen Halbinſel haben ſich die Undang Undang von Tringano und Patani erſt nach den Geſetzen von Singhapura und dann nach denen von Djehor gerichtet (den Hauptſtädten vor Coloniſirung und nach Verluſt von Malacca); die von Patani ſind ſtark mit ſiameſiſchen Geſetzen vermiſcht. Eine der Hauptgrundlagen iſt der Codex maritimus, welchen der Sultan von Malacca im J. 1276 redigiren ließ. Er gilt noch jetzt überall bei den öſtlichen Malaienſtaaten. Wo er nicht ausreicht, ergänzen ihn die Inſtitutionen von Djehor. Er ſtellt das Verhältniß der Schiffsherren und der Steuerleute unter ſich und zu den Beamten auf dem Lande feſt, ſowol ihre Pflichten, als Rechte; dann handelt er von den Schiffen, ihrem Aus- und Einlaufen und ihrer Verproviantirung; dann von Hafenrechten, Handel, Schiffbruch, Sklavenfang und Verhältniß zu den Sklaven. Der Vertilgungskrieg, welchen die Portugieſen gegen die Malaien führten, hat ſie zu Piraten größtentheils gemacht.

Das Gouvernement gründet ſich auf das Feudalweſen, und bis jetzt noch wird die Oberhoheit von Menang cabao (in Sumatra) anerkannt. Die Perſon und Familie des regierenden Prinzen werden hoch geehrt. Ihr Adel beſteht aus Häuptlingen mit einem zahlreichen Gefolge von Hörigen, über deren Dienſte ſie gebieten. Ihre Civil- und Polizeiinſtitute ſind ein Gemiſch von nationalen, oder vielmehr indiſchen, welche mit malaiiſchen gemiſcht waren, ehe der Islam Eingang gewann, und Muhammedaniſchen Gebräuchen, die in größern Staaten in Statuten geſammelt ſind, in kleinern dem Herkommen überlaſſen bleiben. Nächſt dem Adel bilden die Freien eine beſondere Claſſe und endlich die Sklaven.

5) Charakter, Sitten und Gebräuche, Kleidung u. ſ. w. Den Charakter der Hauptrace der hinterindiſchen Bevölkerung, der tatariſch-chineſiſch-hinterindiſchen Race, der Shan- und Mranmanation, betreffend, ſo iſt jetzt Indolenz ein Hauptkennzeichen deſſelben, ebenſo Stumpfſinn bald in höherem, bald geringerem Grade, beides theils wol angeboren, theils Folge des Klima's, theils endlich des, jede freiere Bewegung beſchränkenden, Despotismus. Doch ſind die verſchiedenen Völkerſchaften

3) Vgl. oben S. 242. 4) Vgl. S. 90. 116.

unter ſich auch mehr oder weniger verſchieden. Die fremde, theils von China, theils von Indien her ihnen zugebrachte Cultur ſcheint nie ſo tiefe Wurzeln bei ihnen, wenigſtens bei dem größten Theile der Bevölkerung, geſchlagen zu haben, daß ſie den urſprünglichen Charakter und ſeinen eigenthümlichen Entwickelungsgang bedeutender oder auf länger dauernde Zeit zu afficiren, oder gar zu ändern vermocht hätte. Genauere Kenntniß fehlt uns noch zu ſehr, um mit Beſtimmtheit eine allgemeine Charakteriſtik geben zu können. Wir beſchränken uns daher, einige Beobachtungen über die einzelnen Völkerſchaften, die in dieſer Rubrik zu behandelnden Gegenſtände betreffend, hervorzuheben.

Die Anameſen zeigten ſich genauern Beobachtern durchgängig als ein lebhaftes, freundliches, zuvorkommendes Volk, ohne brutalen Hochmuth, Neugier und mit guter Lebensart. Im Geſicht wechſelt der Ausdruck, überraſchend ſchnell von einem Gegenſatz in den andern überſpringend. Die Charaktere der Individuen waren ſehr übereinſtimmend, wie dies einerſeits bei Völkern, in denen die Gewalt des individuellen Bewußtſeins noch nicht hervorgetreten iſt, in der That der Fall iſt, andererſeits aber fremden Beobachtern bei allen, ſelbſt gebildeten, Völkern mehr der Fall zu ſein ſcheint, als er es wirklich iſt. Die Anameſen ſind ſehr ſchwatzhaft, heiter, voll Humor, ſcherzhaft, ſanft, gelehrig, ein ſehr gutartiges Volk. Wenn man ihnen zuſieht, ſollte man ſie für das glücklichſte Volk halten. Aber ihren Leichtſinn müſſen ſie oft genug durch wohlgezählte Baſtonnaden büßen, die jeder im Rang höhere dem unter ihm ſtehenden zumeſſen laſſen darf. Überhaupt iſt durch den Despotismus jedes edlere Gefühl im Volke erſtickt. Sie ſind ſehr eitel und halten ſich nächſt den Chineſen für das erſte Volk auf Erden. Dieſen ſuchen die Großen durch Aſſectation einer, ihnen unnatürlichen, Ernſthaftigkeit nachzueiſern. Die Beamten ſind — eine Folge des Despotismus — raubſüchtig. Das gemeine Volk zeigt ſich gegen Fremde ſehr dankbar. Grauſamkeit iſt dieſem ebenfalls fremd. In den Ehen ſind ſie treu und der geringſte Fehltritt wird criminell beſtraft. Die Unverehelichten leben dagegen in der freieſten Vermiſchung, ohne Makel für die Zukunft. Die Männer heirathen mit 20 Jahren, die Reichen ſchon früher. Die Frauen werden den Ältern abgekauft. Auffallend iſt, daß hier das Verhältniß der Frauen zu den Männern ſtärker ſein ſoll, als irgendwo; fünf Mädchen auf einen Knaben; — es iſt wol ein Zeichen der Schwäche der Männer. Abtreibung der Frucht gilt für kein Verbrechen; auch Kindermord wird nicht als Mord betrachtet. Die Frauen gehen zwar frei umher, genießen aber keine Achtung. Der Mann darf ſeine Frau zu Tode prügeln. Liebe iſt ſelten. Die Frauen ziehen die Gunſt der Fremden vor. Da der Militairdienſt die Männer ſo lange Zeit (vom 18. bis 60. Jahre) in Anſpruch nimmt, ſo liegen die meiſten Arbeiten den Frauen ob. Sie pflügen und ſäen, bauen und beſchiffen die Flüſſe, ſind Schmiede, weben, führen den Handel, und der Weibertaglohn wird ebenſo hoch bezahlt, als Männerarbeit. Sie ſollen wahre Amazonen ſein und ſelbſt im Kriege mitfechten.

Die Siameſen mißfielen den europäiſchen Beobachtern beiweitem mehr, als die fröhlichen Anameſen. Jene ſind knechtiſch geſinnt, raubgierig, habſüchtig, träge, feig, ſtumpfſinnig, eitel, hochmüthig. Ihre knechtiſche Unterwürfigkeit nimmt ihrer Geſtalt, ihrem Betragen und ihrer Sinnesweiſe jeden Schein von Freundlichkeit, Männlichkeit, Ernſt, Anmuth und Grazie. In Gegenwart eines Miniſters vom fünften Range lagen deſſen Leute zu Boden geſtreckt vor ihm, wiſperten ihre Antworten, kaum den Kopf erhebend, ganz leiſe; Utenſilien brachten ſie auf den Knien rutſchend herbei. Dieſer Miniſter ſelbſt mußte vor einem natürlichen Sohne des Königs wie ein Hund kriechen. Der erſte Miniſter hatte von den Proſternirungen, die er vor dem Könige zu machen hat, ſchwarze Flecken an Knie und Ellenbogen. Bei der Audienz, welche den engliſchen Geſandten zu Theil ward, lag Alles, was zum Hofe gehörte, von dem Thronerben an bis zu den Beamten, ſeiner Rangordnung gemäß zu Boden geſtreckt; kein Glied rührte ſich, kein Auge richtete ſich auf die eintretenden Fremden, kein Flüſtern. Alles war wie in einem Gotteshauſe. Am Ende des Audienzſaales war ein leerer Raum gelaſſen. Hier befand ſich 15 Fuß hoch ein Goldthron, wie ein Altar eingerichtet. Ein Vorhang öffnete ſich und aus einer Niſche trat der Königsthron, darauf der König, ſtarr und unbeweglich wie eine Buddhaſtatue, wie denn auch das ganze Ceremoniell dem Buddhacultus nachgeahmt war. Der König, ganz in Goldbrocat gekleidet, war ohne Kopfſchmuck, ohne Juwelen und Perlen, hatte aber Krone und Scepter und Fliegenwedel neben ſich. Die Reden, welche der König an die Geſandten richtete, wurden leiſe von einem der niedergeworfenen Höflinge nach dem andern wiederholt, bis ſie an den Dolmetſcher kamen, der ſie überſetzte, und ſo gingen auch die Antworten zurück. Die tolle Tyrannei iſt ſo zur Gewohnheit geworden, daß ſie in den, die darunter leiden, ihre Hauptvertheidiger findet. Man kennt und will es nicht anders. In Beziehung auf die bürgerlichen Tugenden, Friedfertigkeit, Kindesliebe, Verträglichkeit in der — in ganz Hinterindien polygamiſchen — Ehe werden den Siameſen keine bedeutenden Vorwürfe gemacht. Lügen und Verſtellung iſt aber allgemein. Überhaupt nimmt die Verſchlechterung des Volkes in den höheren Ständen immer mehr zu. Von natürlich-feiner Lebensart gibt es in Siam keine Spur. Ihre Feigheit iſt mit großer Grauſamkeit gegen ihre Feinde gepaart. Unter ihnen ſelbſt kommen keine Fehden vor und keine Selbſtrache. Bei alledem halten auch die Siameſen ſich für das erſte Volk der Welt.

Die Birmanen ſollen im Frieden ein mildes, ſanftes, harmloſes Volk ſein; im Kriege aber ſind ſie wüthig und grauſam. Ehrgefühl kennen ſie, in Folge des willkürlich despotiſchen Verfahrens, welches die an und für ſich entehrendſten Strafen für die nichtigſten Urſachen anwendet, nicht. Eiſenſtrafe und Peitſchenhiebe können nur Lächeln, wie bei Schulknaben, hervorrufen. Sie treffen den erſten Miniſter, wie den gemeinſten Bettler, und jener tritt nach erduldeter Strafe in ſeinem frühern Rang und Macht ungeſchmälert wieder auf. Überhaupt ſind die

Digitized by Google

Birmanen faſt noch ganz und gar im Zuſtande der Barbarei. Sie, ſowie die Talain und Khyen, haben auch noch die Sitte des Tättowirens, jedoch nur bei Männern. Es werden Löwen, Tiger, Affen, Dämonen und Anderes eingeätzt. Auch die Siameſen, Arakaneſen, Laos, Kambodjen und Caſſayer haben dieſe Sitte von den Birmanen angenommen. Große Ohrlöcher bilden ſie ſich, um Ringe, Holz, Papierrollen und Anderes, ſelbſt Cigarren während des Rauchens, hineinzuſtecken. Die Sitte des Rauchens iſt bei beiden Geſchlechtern allgemein, und Kinder werden ſchon vom dritten Jahre daran gewöhnt.

Die Arakaneſen ſind kriegeriſcher und in Beziehung auf Ehe ſehr locker. Als Kaufleute ſind ſie ſehr betrügeriſch.

Die Aſſameſen waren früher tapferer, als ſeit Einführung des Brahmathums. Es werden ihnen eine Menge Laſter vorgeworfen, Rachſucht, Verrätherei, Falſchheit. Stirbt ein König, Oberhaupt, oder Vornehmer überhaupt, ſo wurden früher ſeine Weiber, ſein Gefolge, Diener, einiges von ſeinem Hausgeräthe ꝛc. mit ihm begraben.

Die Bergvölker betreffend, ſo ſind die Garos von milder, ſanfter Gemüthsart, obgleich ihr finſterer Blick das Gegentheil anzudeuten ſcheint. Aber Trunkenheit iſt bei ihnen ſehr häufig. Höchſt koſtſpielig ſind ihre Leichengebräuche. Es werden eine Menge Leute zweimal bewirthet, zuerſt bei Verbrennung der Leiche, alsdann, wenn die Knochen in einen Fluß geworfen werden. Stirbt ein niederer Häuptling, ſo wird einer ſeiner Sklaven erſchlagen und deſſen Kopf mit ihm verbrannt, ſtirbt aber ein höherer, dann ſuchen deſſen Sklaven einen Hindu zu fangen, der daſſelbe Schickſal hat.

Die Coſſyahs gelten für verrätheriſch, grauſam, rachſüchtig und feig. Die Nagas ſind wild und blutdürſtig. Die Geburt eines Kindes wird mit einem Gaſtmahle, Geſang und Tanz gefeiert; bei einem Knaben fünf Tage lang, bei einem Mädchen drei Tage. Iſt ein Kuki entſtellt oder impotent, ſo gibt er ſeine ganze Habe auf und zieht von Thür zu Thür, um ſich durch Geſang oder Tanz ſein Brod zu erbetteln. Stirbt Jemand, ſo muß ſeine Witwe ein ganzes Jahr bei ſeinem Grabe zubringen. Die Gräber der im Kriege Gefallenen werden mit großer Ehrfurcht betrachtet und beſonders eingehegt.

Die Kleidung der Anameſen iſt noch das alte Coſtüm der Chineſen, ehe dieſe die tatariſche annehmen mußten. Sie iſt bei beiden Geſchlechtern ſehr ähnlich, paſſend und bequem, aber nicht elegant. Sie gehen von Kopf bis zu Fuß bekleidet, ſie tragen weite hängende Beinkleider, darüber zwei bis drei loſe Oberkleider mit langen Ärmeln und Überhängen, die bis zu den Hüſten oder Knieen reichen. Reichere hängen noch einen ſeidenen Mantel darüber, häufig ſchwarz, mit Silber verziert. Das Haupthaar wird lang getragen, in einen Knoten geſchürzt und auf den Kopf zuſammengebunden. Die Turbane unterſcheiden die Stände. Zur Trauer wird ein weißer Turban getragen. Baumwollenſtoffe werden ſelbſt nicht von Ärmeren getragen. Dieſe haben grobe Seidenſtoffe. Zeuch mit emblematiſchen Drachen iſt nur Tracht des Königshauſes (der König heißt officiell der große Drache). Zur Regenzeit tragen ſie Hüte und Oberkleider von dicht zuſammengenäheten Palmblättern, die waſſerdicht ſind. Die Nationalfarben ſind, wie in China, gelb und orange. Das Kauen von Areka, Betelpfeffer iſt hier, ſowie in ganz Hinterindien, allgemein; ebenſo Tabakrauchen. Ihre Wohnungen ſind groß und bequem, aus Erdwällen aufgeführt, größtentheils mit Ziegeln, ſeltener mit Palmblättern gedeckt; es ſind jedoch nur halboffene Hallen, in denen ſie ihre Geſchäfte abmachen, Waaren feil bieten u. ſ. w. In dem hintern Raume iſt ihr Hausaltar und in der zweiten Hälfte ſind die Wohnzimmer. Dieſe, ſowie die Einwohner ſind ſehr unreinlich. Auch ihre Speiſen ſind ſehr greulich. Krokodile, faule Eier, ſchon halbausgebrütete Küchlein, faule Fiſchbrühen und Ähnliches genießen ſie als Delicateſſen.

Die Kleidung der Siameſen iſt ſehr ſparſam; die meiſten gehen halb nackt, und ſelbſt die höhern Stände tragen ſehr wenig Zeuch; Kopf und Füße werden nie bedeckt, Bruſt und Oberkörper ſelten. Die jungen Weiber nur bedecken die Bruſt, die alten laſſen ſelbſt dieſe unbedeckt und ſchlingen nur ein Tuch um Hüfte und Schenkel. Ein Stück Seide oder Baumwollenzeuch, 5—7 Ellen lang, wird faltig um den Körper gewickelt bis zu den Knieen, die wieder unbedeckt ſind. Ein anderes hängt wie eine Schärpe um den Oberkörper. Die Lieblingsfarben ſind dunkle. Weiß iſt auch hier Trauerfarbe und der Ornat der Tempeldiener, wie des Ordens der Bettelnonnen. Der größte Kopfputz eines Mannes iſt ein kahl geſchorener Kopf; doch muß auf der Spitze ein Haarbüſchel ſtruppig ſtehen bleiben. Die Weiber ſchneiden das Haar kurz ab. Sie tragen keine Turbane, ſondern ſpitze Mützen, oder gar keine Kopfbedeckung. Putz und Ornamente lieben die Siameſen nicht. Die Nägel laſſen ſie lang wachſen und färben ſich die Haut goldgelb.

Die Birmanen tragen ſich anſtändiger, als die Siameſen; ihren andern Nachbarvölkern ſtehen ſie, in Rückſicht auf Bekleidung, weit nach. Viele Theile des Leibes bleiben noch unbedeckt. Die Hauptbekleidung bei den Männern iſt die um den Schenkel; darüber haben ſie einen Rock mit Ärmeln; die Haare laſſen ſie wachſen und umwinden den Kopf mit Tüchern. Die Frauen tragen einen Rock, der vorn offen ſteht und bei den Armen ſehr kurz iſt. Die Haare flechten ſie zuſammen. Die Sonnenſchirme ſind allgemein im Gebrauch; ihre Form und Farbe bezeichnet den Rang der Beamten. Weiß und Gold iſt die königliche Farbe. Strümpfe und Schuhe werden nie getragen, höchſtens Sandalen.

Die Aſſameſen binden ein Stück Zeuch um den Kopf, eins um die Schultern und eins um die Lenden. Schuhe und Beinkleider kennen ſie nicht.

Die Hauptbeſtandtheile der Bekleidung des Garos ſind Leibgürtel und Turban. In der kalten Jahreszeit tragen ſie einen Mantel aus Baumrinde (aus celtis orientalis). In den Ohrläppchen tragen ſie ſchwere Ringe von Glockenmetall. Die Frauen tragen einen Gürtel, der nie bis ans Knie reicht. Der Buſen iſt unbe-

Digitized by Google

deckt. Die Kukis gehen, mit Ausnahme eines Gürtels, größtentheils ganz nackt.

Die jetzigen **Malaien** ſind mit Gewalt aus einem früheren höheren Culturzuſtand herabgedrückt. Ihre größtentheils ſeeräuberiſche Lebensweiſe hat ihrem Charakter Rohheit, Wildheit, Grauſamkeit, alle mit dieſer Lebensart verbundenen Laſter, gegeben. Als Schiffer ſind ſie kühn. In ruhiger Lebensweiſe aber indolent, nachläſſig, ſorglos. Die Malaien in Singhapore und Malacca ſtehen etwas höher, als die blos von Raub und Fiſchfang lebenden. Jene haben Häuſer, Gärten und Agricultur, auch einige Handwerke. Die Wohnungen von dieſen ſind faſt mehr Boote als Hütten. Die Kleidung iſt weit und anſtändig, wol ein Einfluß des Islam.

6) **Wort und Schrift; Literatur; Kunſt.** Die geiſtigen Entfaltungen der Bevölkerung Hinterindiens in der Sprache ſind ſehr unbedeutend. Ihre eigenen Sprachen ſind zur Bildung einer Literatur faſt gar nicht entwickelt worden. Was ſie Literaturähnliches haben, iſt — mit Ausnahme der Malaien — fremd, bei den weſtlicheren Völkern mehr von Vorderindien, oder vielmehr Ceylon herübergekommen, bei den öſtlicheren von China.

Die **Sprachen**[5]) betreffend, ſo iſt, wie der Grundſtock der Bevölkerung den Chineſen nahe verwandt iſt, ſo auch höchſt wahrſcheinlich, mit Ausnahme der malaiiſchen, ihre Grundſprache. Sowie die chineſiſche Sprache, ſo ſind auch faſt alle Sprachen Hinterindiens zunächſt monoſyllabiſch, ohne Inflexion und mit höchſtem Einfluſſe der Ausſprache. Näher zuſammen ſtimmen die Sprachen von Tongking, Cochinchina und Cambodja. Die materiellen Beſtandtheile dieſer Sprache ſind leicht von Fremden zu erlernen; aber die Ausſprache, das heißt, die verſchiedenen Arten der Betonungen, durch welche die Sylben ihren diſtinguirend ſignificativen Charakter annehmen, ſollen faſt unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenſetzen. Die Sylbe ma z. B. heißt **Mutter, Haut, See, Ziege, Reis, Teufel, Geiſt**, und dieſe Bedeutungen diſtinguiren ſich durch die Modulation der Stimme.

Die anameſiſche Sprache hat weder Genera, noch Numeros, noch Caſus, weder Moden, noch Tempora, noch Conjugation in unſerm Sinne, ſondern alle dieſe Begriffsmodificationen werden durch den Gebrauch von Partikeln, oder Wortſtellung, wie in den übrigen monoſyllabiſchen Sprachen, erſetzt. Die Wortſtellung beruht im Allgemeinen auf denſelben Principien, wie in den übrigen monoſyllabiſchen Sprachen. Das Adjectiv ſteht hinter dem Subſtantiv. Bei Verbindung von zwei Subſtantiven iſt das letzte genitiviſch; in letzterer Beziehung ſtimmt das Anameſiſche mit dem Thay (auch Malaya), weicht aber ab vom Barmaniſchen. Das Verbum ſubſtantivum wird ſehr häufig nicht ausgedrückt, ſondern, als dem Adjectiv inhärirend, angeſehen. Der Nominativ ſteht vor dem Verbum; die Präpoſition vor dem Worte, auf welches ſie ſich bezieht; das Adverb abhärirt dem Worte, welches es modificirt, Relative fehlen ganz und copulative Conjunctionen werden ausgelaſſen. Da die Anameſen ebenſo formell und ceremoniell in ihren Höflichkeitsformen ſind, wie die Chineſen, ebenſo ſorgſam in detaillirter und langweilig-präciſer Bezeichnung der Grade von Reſpect und Ehre, die ſie jeder Perſon ſchuldig ſind, der verſchiedenen Verhältniſſe von Fremdheit, Bekanntſchaft, Nachbarſchaft, entfernter, naher Verwandtſchaft, Magiſtrat, und des verſchiedenen Ranges der Obrigkeit und Ämter, ſo beſteht ein großer Theil der Eigenthümlichkeit des Anameſiſchen in den verſchiedenen Weiſen, die bezüglichen Verhältniſſe zwiſchen dem Sprecher und der angeredeten Perſon auszudrücken. Daher hat die Sprache eine Maſſe perſönlicher Pronomina zur Bezeichnung dieſer Verhältniſſe und eine Menge umſchreibender Phraſen. Nomina appellativa, Bezeichnungen von Amt, Würde, Verwandtſchaft u. ſ. w., müſſen ſo oft wie möglich an die Stelle der einfachen Pronomina geſetzt werden. Der Mann, im Geſpräche mit ſeiner Frau, braucht nicht, wenn er von ſich ſpricht, die Pronomina **tau**, **ta** oder **gua**, welche Ich bedeuten, ſondern unh, welches **älterer Bruder** heißt. Die Frau nennt ſich tôi, **Aufwärterin**, oder ëng, **jüngere Schweſter**. Ähnlich iſt es in allen übrigen Verhältniſſen. Die Accente, welche, wie ſchon bemerkt, von der allerhöchſten Bedeutſamkeit ſind, machen die Sprache faſt zu einem Geſange; der erſte Portugieſe, welcher ſie kennen lernte, meinte Vögelgezwitſcher zu hören. Dieſe Verſchiedenheit der Accente gibt zu einer Menge von Dialekten Veranlaſſung, welche ſelbſt nahegelegene Diſtricte oft nöthigen ſollen, zur Schrift ihre Zuflucht zu nehmen, um ſich mit einander zu verſtändigen. Die Sprache von Cochinchina wird **Júan** genannt.

Die Sprachen von (eigentlich) Cambodja und Laos ſind noch wenig bekannt; jene ſcheint der Thayſprache — deren Hauptſitz in Siam iſt — nahe verwandt zu ſein. Daſſelbe ſcheint mit der letzteren der Fall zu ſein, obgleich die Siameſen ſie für verſchieden erklären. Die Laosſprache hat die Eigenthümlichkeit, weder **l** noch **r** zu haben.

Die Thayſprache iſt, wenn man dieſe und andere entfernter oder näher verwandte Dialekte dazu rechnet, über ein bedeutendes Gebiet verbreitet. Von der Küſte bis China und vom Birmanen- bis zum anameſiſchen Reiche iſt ſie herrſchend. Das eigentlich ſiameſiſche Volk theilt ſich in zwei Hauptabtheilungen, T'hay und T'háy-j'háy; von dieſen ſoll die letztere die ältere und einſtmals ſehr cultivirt und im Beſitze der Herrſchaft geweſen ſein; von ihr ſollen noch viele Monumente exiſtiren, mit Inſchriften, welche jetzt Niemand zu erklären vermöge. Die geſchriebene Sprache dieſer beiden Abtheilungen iſt nicht weſentlich verſchieden. Aber der geſprochene Dialekt iſt bei den T'háy-j'háy ſtärker accentuirt, als bei den eigentlichen Thay, den jetzigen Herren des ſiameſiſchen Reiches. Letztere wohnen mehr weſtlich, jene mehr öſtlich vom Menam.

Die Thayſprache hat den eigentlichen Charakter des Monoſyllabiſchen, die Bedeutungsaffection durch Accent

5) Vgl. auch Comparison of the Indo-Chinese Languages by *Brown* in Journ. of Beng. 1837. Decemb. p. 1023 und *Morton*, Remarks. 1838. Jan. p. 56.

in einem ſehr hohen Grade. Der chineſiſchen Hofſprache ſoll ſie ſehr nahe verwandt ſein. Ihr Bau iſt einfach und kunſtlos, und beruht auf dem Princip der Neben-einanderſtellung, welche der der anameſiſchen nahe verwandt iſt. Relative gibt es auch hier nicht. Der Nominativ geht auch hier dem Verbum, dieſes dem von ihm regierten Caſus vorher. Stehen zwei Subſtantive neben einander, ſo iſt das zweite genitiviſch; auch in Bezug auf Adjectiv und Adverb gilt der Gebrauch, wie im Anameſiſchen. Auch ihre Sprache klingt ſehr geſangartig.

Die barmaniſche Sprache [6]), von der die von Pegu, Mòn genannt, dialektiſch verſchieden ſein ſoll, iſt ebenfalls rein monoſyllabiſch, bildet aber durch Aneinanderrücken einſylbiger Wörter polyſyllabiſche Wörter.

Die einfachen Nomina dieſer Sprache zerfallen in drei Claſſen: 1) ſolche, welche, ihrem eigentlichen Begriffe nach, ſowol Verba, als Adjectiva ſein und Subſtantiva und Adverbia werden können, und nur durch ihre Stellung in der Rede und Affixe ſich als eins dieſer Redetheile diſtinguiren. Sie drücken eine Zuſtändlichkeit aus. So heißt kaunh [7]) gut, als Verbum gut ſein, reduplicirt kaunh-kaunh wird es Adverb, mit Präfix a akaunh, Subſtantiv: ein Guter, Güte u. ſ. w. Dieſer Art Wörter bilden den Hauptbeſtandtheil der barmaniſchen (geſchrieben Mraunna, geſprochen Byamma-) Sprache. Sie ſind größtentheils Monoſyllaben, wenige diſyllabiſch. Man nennt ſie Wurzeln, und ein Verzeichniß derſelben gibt Schleiermacher [8]); 2) ſolche Wörter, welche nicht als Verba oder Adjectiva gebraucht werden, z. B. lû, welches nur Menſch bedeutet; 3) ſolche, welche den Indeclinabeln anderer Sprachen entſprechen und ihre Inflexionen erſetzen. Mehre von dieſen können auch zur erſten Claſſe gehören, andere ſcheinen einſt dazu gehört zu haben, aber durch den Gebrauch auf ihre beſtimmte Bezeichnung beſchränkt zu ſein.

Aus den einfachen Wörtern bildet man Compoſita, theils durch Verbindung von Synonymen, um die Bedeutung mehr zu fixiren, theils durch Verbindung verſchieden bedeutiger; letztere Möglichkeit nährt die birmaniſche Sprache der polyſyllabiſchen, obgleich die Verſchmelzung der verſchiedenen Grundelemente ſelten eine formal-innige geworden iſt.

Derivata gibt es im Barmaniſchen faſt gar nicht. Nur die ſchon erwähnte Adverbbildung durch Reduplication und die Subſtantivbildung durch Präfix a, ſowie einige andere unſichere Spuren, kann man hierher rechnen.

Die Caſusbezeichnungen der Nomina werden durch Poſtpoſitionen ausgedrückt. Das Pluralzeichen iſt tó und wird zwiſchen das Nomen und die Caſuspartikel geſetzt. Die natürlichen Geſchlechter werden durch Zuſätze, welche männlich und weiblich bedeuten, bezeichnet. Sonſt zerfallen die Nomina nicht nach dieſer Unterſcheidung in verſchiedene Claſſen.

Als Adjectiva können die Nomina der erſten Claſſe dem Subſtantiv, welches ſie beſtimmen, ſowol vorhergehen, als folgen; im erſtern Falle wird eine Partikel zwiſchen beide geſchoben, welche ungefähr welcher bedeutet, z. B. kaunh-si-lu, eigentlich gut welcher Menſch, d. h. guter Menſch. Auf dieſe Weiſe entſtehen wieder gewiſſermaßen Compoſita, an deren Ende ihre Caſuspartikel und Ähnliches geſetzt wird, z. B.

{lu mràt mha / Menſch ausgezeichnet von (Ablativ)} vom ausgezeichneten Menſchen, {lû mràt to mha / M. ausg. (Plural) (Ablat.)}

{kuêh rûh tìh / Hund toll (männlich)} toller Hund.

Bei den Pronominibus tritt auch im Barmaniſchen das Ceremoniöſe der hindu-chineſiſchen Sprachen hervor, indem die eigentlichen Pronomina größtentheils von Wörtern verdrängt ſind, welche den Rang und das gegenſeitige Verhältniß der Sprechenden ausdrücken ſollen.

Die Verba ſind die einfachen Zuſtändlichkeitswörter, welche durch Verbindung mit verſchiedenen Partikeln und Affixe die Numeri und Tempora zu bezeichnen fähig gemacht werden. Die Perſon wird immer durch Hinzufügung der Pronomina angemerkt, oder iſt aus dem Sinn zu ſuppliren. Ihrer verſchiedenen Bedeutung nach ſind ſie Activa, Neutra oder Paſſiva, letzteres Genus kann auch durch Hilfszeitwörter gebildet werden. Da die einfachen Wurzeln in dieſen monoſyllabiſchen Sprachen leicht misverſtanden werden können, ſo verbindet man deren mehre, wodurch der gewünſchte Sinn fixirt wird. So heißt pan ſchaffen, hat aber noch mehr Bedeutungen, daher verbindet man, um dieſen Begriff auszudrücken zi (etwas in ſeinem regelmäßigen Lauf aufhalten) — paenh (ausbreiten) — pan (ſchaffen) — zaen (ſetzen, ſtellen). Auch zur Modificirung der Bedeutung der Hauptwurzel werden andere hinzugefügt. Auf dieſe Weiſe werden die Derivativen und mit Präpoſitionen componirten Verba der polyſyllabiſchen Sprachen erſetzt und auch andere Begriffsmodificationen der Hauptwurzel ausgedrückt. Die Hauptwurzel ſteht in ſolchen Fällen ſtets an der Spitze, z. B. pru (machen) — lo (wünſchen) — si (Verbalzeichen) bedeutet thun wollend (Deſiderativum). In dieſer Zuſammenſetzung gibt der Gebrauch manchen Wurzeln eine andere Bedeutung, als ſie als einfache Wurzeln haben; z. B. rit trunken ſeiend bedeutet in der Zuſammenſetzung zurückbleibend ſein z. B. pru-rit-si, etwas (zu) ſpät thuend ſein.

Man unterſcheidet fünf Formen für die gegenwärtige Zeit, ebenſo viel für die vergangene, deren drei erſte jedoch auch für das Präſens gelten und zwei für das Futurum. Jede dieſer 12 Formen hat zwei Abtheilungen, eine, welche Vertraulichkeit und Verachtung ausdrückt, und eine zweite, welche Achtung und Ehrfurcht. Durch Zuſatz von nachgeſetzten Partikeln werden die Modi gebildet, Gerundivum, Infinitiv, Supinum, Participia, Subjunctiv, Conditio-

6) Eine Grammatik derſelben findet ſich in *A. A. E. Schleiermacher*, De l'influence de l'écriture sur le language (Darmst. 1835). p. 105 fg. 7) Ich muß mich begnügen, die Wörter blos mit unſern Buchſtaben zu ſchreiben, da die diakritiſchen Zeichen, welche Schleiermacher zur genaueren Unterſcheidung der Laute gebraucht, in unſern Typographien nicht vorräthig ſind. 8) a. a. O. S. 319—408.

Digitized by Google

nal, Imperativ, Präcativ und Interrogativ; der Negativ erhält die Partikel vorn.

Bei der Satzbildung kommt im Allgemeinen zuerſt das Subject, dann kommt das regierte, dann das regierende Verbum; einige Beſonderheiten können wir hier nicht durchgehen.

Die Sprache von Arakan ſoll nicht weſentlich verſchieden ſein von der Mranmaſprache. Allein die Ausſprache iſt ſo abweichend, daß ſich beide Völker nicht mit einander verſtändigen können.

In Aſſam wird jetzt allgemein Bengali geſprochen, allein die alte einheimiſche Sprache (die Ahom für Asam, denn s geht in h über), welche nur noch bei den Prieſtern cultivirt wird, gehört zu dem Stamme der Thay-Sprachen, welche ſich noch bei den Khamtis, Shyans, Laos und den Siameſen findet. Genaueres iſt uns, außer was wir bei der ſiameſiſchen anmerkten, noch eben nicht bekannt [9]).

Von den Sprachen der Bergvölker zwiſchen Aſſam, Birma und Arakan wiſſen wir noch wenig mehr, als daß ſie ebenfalls monoſyllabiſch ſind und ſich mehr oder weniger zum Mranma neigen.

Die malaiiſche Sprache [10]), von der wir endlich noch zu reden haben, iſt eine der auf Erden am weiteſten verbreiteten. Sie reicht von Madagascar bis zu der Oſterinſel (etwa von 70°—270° der Länge) faſt 200 Grade. Die Wurzeln dieſer Sprache ſind größtentheils diſyllabiſch, allein in ihrer übrigen Entwickelung hat das Malaiiſche eine bedeutende Ähnlichkeit mit den indochineſiſchen Sprachen. Die zweiſylbigen Primitiva können auch hier als Verba, Nomina, Adverbia, Präpoſitionen, Conjunctionen oder Interjectionen dienen, wenn die Verbindung der Rede ihre momentane Bedeutung fixirt. Auch verbindet man Präfixe und Affixe damit, um entweder den Sinn feſter zu beſtimmen, oder Derivata aus ihnen zu bilden, z. B. سايڠ, sâjan, bedeutet Mitleid, mitleidig, Mitleid fühlen, ach (Interjection des Mitleids); جالن, dâlan, heißt gehen, Spaziergang, Weg, Reiſe, Straße u. ſ. w.; davon wird gebildet برجالن, berdâlan, ſich auf die Reiſe machen, برجالنن, berdalânan, Reiſe. Wie im Indo-Chineſiſchen verbindet man Synonymen zu einem Compoſitum, um die Bedeutung genauer zu beſtimmen, verſchieden bedeutige, um ſie zu modificiren. Reduplication dient, wie im Indo-Chineſiſchen oft, zur Bildung von Adverbien, aber auch zu andern Zwecken, z. B. zur Bildung eines unbeſtimmten Plurals, eines Intenſivs u. ſ. w.

Inflexionen der Primitivwörter hat dieſe Sprache ſo wenig wie die Indo-Chineſiſchen. Nur euphoniſche, quantitative oder accentuelle Veränderungen treten bei der Verbindung mit Affixen, Präfixen oder der Reduplication ein.

In Beziehung auf den Accent unterſcheidet ſich das Malaiiſche höchſt weſentlich von den monoſyllabiſchen Sprachen. Während in dieſen der Accent die Seele des Worts iſt und in ſeinem Wechſel faſt Vögelgezwitſcher oder Geſang wird, iſt er im Malaiiſchen ſchwach und kann ſogar, was ihn am ſtärkſten von dem Monoſyllabiſchen unterſcheidet und ganz dem der polyſyllabiſchen Sprachen nähert, von einer Sylbe auf die andere übergehen. Ebenſo — und auch dies iſt ein höchſt weſentlicher Unterſchied von den monoſyllabiſchen Sprachen — kann eine von Natur kurze oder lange Sylbe ihre Quantität ändern.

Jedes Wort, primitiv oder derivirt, hat eine accentuirte Sylbe und zwar, wenn es keine Affixe hat, nur eine. Der Accent ruht bei affixloſen Wörtern auf der letzten oder vorletzten Sylbe, häufiger jedoch auf der vorletzten. Sylben, welche kurz ſind und auf einen Vocal ſchließen, ſind für den Accent zu ſchwach. Kein primitives Wort kann zwei lange Sylben haben. Dieſe Form kann nur in Wörtern mit Affixen vorkommen.

In den Nominibus wird Geſchlecht, Numerus und Caſus entweder durch Wiederholung, oder Stellung, oder Zuſatz von beſondern Wörtern bezeichnet. Das Subſtantiv drückt, unbezeichnet, den Plural aus; um den Singular zu bezeichnen, wird ein Wort, welches Einheit bedeutet, vor dem Subſtantiv hinzugefügt. Zur Bezeichnung des Accuſativ, Nominativ, Genitiv genügt gewöhnlich die Wortſtellung, andre caſuelle Beziehungen werden durch Präpoſitionen markirt. Der Nominativ ſteht gewöhnlich vor dem Verbum, bisweilen auch dahinter, der Accuſativ ſtets dahinter. Von zwei oder mehr neben einander ſtehenden Subſtantiven ſteht das folgende ſtets in Abhängigkeit vom früheren, z. B.

{bekas kûku hariman }
{(der) Druck (der) Tatze (des) Tigers}.

Dieſe Coordination drückt die Verhältniſſe aus, die die andern polyſyllabiſchen Sprachen bald durch ein einfaches, bald durch ein componirtes Subſtantiv, bald durch zwei Subſtantive, bald durch Subſtantiv und Adjectiv bezeichnen.

Was das Geſchlecht betrifft, ſo werden nur die natürlichen, wie im Indo-Chineſiſchen unterſchieden. Neutra gibt es nicht, und mit Ausnahme von Wörtern, welche für die nächſten geſchlechtlichen und verwandtſchaftlich-geſchlechtlichen Perſonen fixirt ſind, ſind alle malaiiſchen Nomina an und für ſich geſchlechtlos. Selbſt in dieſen geſchlechtlich-verwandtſchaftlichen Worten iſt das Malaiiſche auffallend arm. Sie haben z. B. nur ein Wort für Bruder und Schweſter, und dieſes eine Wort iſt nicht malaiiſchen Stammes, ſondern aus dem Sanſkrit herübergenommen, nämlich سودار, sudâra, entſprechend dem ſanſkritiſchen sahôdara; ebenſo haben ſie nur ein, ebenfalls dem Sanſkrit entlehntes, Wort für Knabe und Mädchen بودق, bûdaq, entſprechend dem ſanſkritiſchen putraka. Die Verſchiedenheit des Geſchlechts wird durch Zuſätze, welche männlich und weiblich ausdrücken, bezeichnet.

9) Bgl. Journ. of Beng. 1837. January. p. 18. 10) Eine Grammatik derſelben findet ſich bei Schleiermacher a. a. O. S. 409 fg.

Ebenſo iſt das Adjectiv ohne dieſe Unterſchiede; es wird hinter das Subſtantiv geſtellt, welches es beſtimmt; bisweilen wird, wie im Barmaniſchen, das Pronomen dazwiſchen geſetzt, welches welcher bedeutet. Sind dieſe verbundenen Wörter Plurale, ſo wird die Mehrheit nur bei einem derſelben bezeichnet. Steht das Adjectivum davor, ſo iſt das Verbum ſubſtantivum zu ſuppliren; vorangeſtellt wird es auch, im Fall es durch ein Adverb näher beſtimmt iſt. Comparativ und Superlativ werden durch Präfixe gebildet, letzterer auch durch Reduplication des Adjectivs.

Bei den Pronominibus tritt auch im Malaiiſchen die ceremoniöſe Unterſcheidung nach dem Range hervor. Sie unterſcheiden weder Geſchlecht noch Numerus, doch ſind einige mehr für den Singular, andre mehr für den Plural im Gebrauch. Statt der Pronomina perſonalia werden auch Subſtantiva angewendet, welche die Rangverſchiedenheit beſſer ausdrücken.

Die malaiiſchen Verba, ſowol einfache als mit Präfix oder Affix componirte, bezeichnen das Particip, den Infinitiv, das Präſens, das Paſſivum, oft auch das Futurum, ohne daß man zu dieſem Zwecke ein beſonderes Merkmal gebrauchte. Doch wird dies angewendet, ſobald man auf eine präciſere Weiſe das Particip, oder ein Tempus ausdrücken will. Eine eigentliche Conjugation gibt es demnach nicht, ſondern es dienen mancherlei Wörter zu genauerer Beſtimmung, ſo z. B. die Verba Subſtantiva, einige Adverbia, Präpoſitionen u. ſ. w.

---

Sowie die hinterindiſchen Völker faſt das ganze Bischen Cultur, welches ſie haben, fremdem Einfluß verdanken, ſo haben auch ihre Sprachen dem Einfluſſe der Fremden, welche dieſe Cultur zu ihnen verpflanzten, nicht widerſtehen können. Sie ſind allſammt — die einen mehr, die andern weniger — mit fremden Beſtandtheilen gemiſcht. Die fremden Völker, welche auf die hinterindiſchen einwirkten, ſind die Chineſen und das Sanſkritvolk, ſpäter in Beziehung auf die Malaien auch die Araber. Ob von der chineſiſchen Sprache ſich Spuren in größerer Anzahl im hinterindiſchen Wortſchatze finden, wird ſich erſt bei genauerer Kenntniß aller dieſer Sprachen entſcheiden laſſen. Denn ſie ſind mit dem Chineſiſchen zu nahe verwandt, als daß man Alles, was mit dem Chineſiſchen Ähnlichkeit hat, von China aus überkommen halten darf, da es ſich auch aus der urſprünglichen Verwandtſchaft, als ein den Chineſen und den hinterindiſchen Völkern gemeinſames, herſchreiben kann. Bei der abſoluten Verſchiedenheit der hinterindiſchen Sprachen von dem Sanſkrit und den daraus derivirten Sprachen treten die aus letztern herübergekommenen Beſtandtheile aber deſto greller hervor.

Hier iſt es vor Allem der Pali-Dialekt, die heilige Sprache der Buddhiſten, welcher ſich mit der Buddhiſtiſchen Doctrin über den größten Theil von Hinterindien verbreitete, die eigentlich heilige und Gelehrtenſprache daſelbſt ward und gewiß einſt in demſelben Umfange war, wie in Vorderindien, ſeit etwa dem 4. Jahrh. n. Chr. das Sanſkrit. So nur läßt ſich erklären, wie er ſelbſt in die Volksſprachen ſo tief einzudringen vermochte, wie es in Hinterindien geſchehen iſt. Außer dem Pali iſt das Sanſkrit ſelbſt von bedeutendem Einfluſſe in Hinterindien geweſen. Die Sanſkritwörter, die in den religiöſen Schriften der Siameſen im Gebrauch ſind, ſollen ſich zu den Paliwörtern in denſelben verhalten, wie 3:7. Ich kann den Einfluß des Sanſkrits nicht Brahmaniſcher Einwirkung in Hinterindien zuſchreiben, ſondern halte ihn für ſpäter, als die Einwirkung des Pali und auch aus dem Buddhismus hervorgegangen. Wir glaubten ſchon früher anerkennen zu müſſen, daß die Buddhiſten in Vorderindien, ſeit der Zeit, wo das Sanſkrit ſich allgemein als Sprache höherer Cultur geltend machte, ſich genöthigt ſahen, auch ihre heiligen Schriften ins Sanſkrit zu überſetzen. Derartige Überſetzungen brachten Buddhiſtiſche Coloniſten aus Telinga nach Hinterindien, wo ſchon früher der Buddhismus von Ceylon aus mit der Pali-Sprache eingeführt war. Das Sanſkrit bildet auch die Hauptbeimiſchung des Malaiiſchen, in welchem es $^{16}/_{100}$ des Wortſchatzes umfaßt; $^{5}/_{100}$ in dieſer Sprache ſoll das Arabiſche bilden und $^{2}/_{100}$ bilden Javaneſiſch, Telinga und Perſiſch. Die Wörter des eigentlichen Malaya ſollen nur $^{27}/_{100}$ Beſtandtheile umfaßen, und die übrige Hälfte des Malaiiſchen ſind Wörter des großen polyneſiſchen Sprachſtammes, welcher die Malaien der ganzen indiſchen Auſtralwelt umfaßt.

Alle dieſe fremden Beſtandtheile werden einigermaßen nach dem Charakter der ſie aufnehmenden Sprachen umgebildet. Im Barmaniſchen z. B. klingen die polyſyllabiſchen Wörter, wie Compoſita von Monoſyllaben; doch können wir dies hier nicht weiter verfolgen.

Schrift. Die Schriftarten, welche die hinterindiſchen Völker gebrauchen, ſind alle von Fremden entlehnt. In Anam (Cochinchina und Tonking) iſt das chineſiſche Alphabet im Gebrauch und zwar in gedruckten Büchern durchgängig. Außerdem haben ſie dort aber noch ein beſonderes Alphabet, welches den Chineſen unverſtändlich iſt. Es iſt wol das, welches ganz aus chineſiſchen Elementarcharakteren beſtehen, aber Abweichungen in den Combinationen derſelben haben ſoll [11]). Die Malaien haben, ſeitdem ſie zum Islam übertraten, die arabiſche Schrift mit Modificationen der Zeichen und Laute angenommen. Die übrigen Schriftarten Hinterindiens ſtammen allſammt aus Vorderindien und ſind mit dem Buddhiſtiſchen Cultus wol von Ceylon und von Telinga aus herübergebracht, in Hinterindien den dortigen Sprachen angepaßt und mit Fortgang der Zeit mehr oder minder modificirt. Das Siameſiſche ſoll 38 Conſonanten und eine Menge Vocale und Diphthonge haben. Dieſe drücken die Laute genau aus. Die Pali- und Devanagari-Schriftcharaktere ſollen im Siameſiſchen gemiſcht ſein [12]). Das barmaniſche Alphabet ſchließt ſich ganz eng an das Altpali der Schrifttafel von Prinſep im Journal of the Asiatic Society of Bengal (1838. March. 1838. p. 276.

---

11) Vgl. As. Res. X, 263 und Ritter, Aſien. III, 971.
12) Ritter a. a. O. 1159. As. Res. X, 246 abweichend.

Digitized by Google

nr. 10), nur daß ſich die eckige Schrift in eine Rundſchrift verwandelt hat, wie es denn auch Zà-loub (Rundſchrift) heißt. Mit dem barmaniſchen Alphabet in den Zügen faſt ganz übereinſtimmend iſt das alt aſſameſiſche (Ahom), das der Khamti, Shyan und von Laos, welche ebenfalls im Journ. of Bengal zuſammengeſtellt ſind [13]). Das barmaniſche Alphabet hat 12 Vocale und 32 Conſonanten. Allein die Ausſprache der Buchſtaben weicht von ihren urſprünglichen Lauten ſehr ab. Das Alphabet von Arakan iſt dem Barmaniſchen ſehr ähnlich, (letztres iſt höchſt wahrſcheinlich von Arakan her zunächſt zu den Barmanen gekommen); Einiges jedoch auch abweichend [14]).

Literatur. Alle hinterindiſchen Völker haben bis jetzt wenig Culturfähigkeit verrathen. Wie ihnen aus der Fremde eine gewiſſe Cultur zugebracht wurde, ſo ſcheinen ſie einige Zeit von ihr beherrſcht worden zu ſein, allein, ohne daß ſie feſte Wurzel ſchlagen konnte, trieb ſie in Hinterindien ſelbſt überaus wenig Früchte und ſcheint bald wieder abgeſtorben zu ſein.

Die fremd eingebrachte Sprache, welche den Buddhismus begleitete, das Pali, ward in dem beiweitem größten Theile Hinterindiens die Sprache der höhern Cultur, indem es dieſelbe Stelle ſich verſchaffte, wie das Sanſkrit in Vorderindien, das Arabiſche unter den Bekennern des Islams, das Latein im Mittelalter. Es ward und iſt ſelbſt jetzt noch die Sprache der Religion, Geſetze, Wiſſenſchaft und überhaupt aller höhern geiſtigen Erſertionen in der Schrift. Im Reiche Anam, welches ſich ſtets enger an China anſchloß, iſt das Chineſiſche das Studium der auf höhere Cultur Anſpruch machenden geworden. Bei den Malaien in Folge der Annahme des Islam, das Arabiſche [15]).

In Anam heißen die heiligen Schriften Sék King, die, welche ſich auf Civilgegenſtände beziehen, Sék Chuw. Die erſten beziehen ſich auf die Erſchaffung der Welt, die Natur des Geiſtes, die verſchiedenen Claſſen vernünftiger Weſen und moraliſche und metaphyſiſche Theologie. Beide Arten von Werken ſcheinen aber eher der chineſiſchen als der eigentlich anameſiſchen Literatur anzugehören. Denn Sek bedeutet Buch, Chuw chineſiſches Alphabet, und King iſt der Name des Buches, welches in China von Studirenden zuerſt gebraucht wird. Dagegen beſtehen zahlreiche Tru-yèn (Charitra im Sanſkrit, Aufführung) im Anameſiſchen, welche den Gegenſtand ihrer dramatiſchen Darſtellungen bilden, in denen die Anameſen den Chineſen nicht nachſtehen.

Das alte tonkineſiſche Geſetzbuch iſt im höchſten Styl des Chineſiſchen abgefaßt. Es eriſtirt davon auch eine anameſiſche Überſetzung. Die anameſiſche Sprache iſt eines kühnen Ausdrucks fähig.

Laos, welches neben Arakan der erſte Sitz des Buddhismus in Hinterindien geweſen zu ſein ſcheint (Siameſen und Barmanen wollen den Buddhismus von da empfangen haben), hat eine eigene Nationalliteratur, welche jedoch nicht ſtudirt wird. Ihre beſten Werke ſind in Proſa, Lebensgeſchichten, Rieſen- und Feenmährchen. Ihre Religionsſchriften ſind in Pali und werden von ihren Prieſtern wenig verſtanden.

Die Siameſen legen nur Werth auf ihre heiligen Bücher in Pali, welches bei ihnen mit ſeinem provinziellindiſchen Namen Pasa makatta (das heißt bhâsha und magadha, Magadhaſprache, nach dem Königreiche Magadha, dem Hauptſitze des vorderindiſchen Kaiſerreichs) genannt wird. Der größte Theil dieſer Bücher iſt auf 1 bis 1½ Fuß lange Palmblätter mit einem eiſernen Griffel eingeritzt. Die Züge werden dann durch eingeriebenes, ſchwarzes Pulver lesbar gemacht. Außerdem gibt es Papiermanuſcripte. Jeder Tempel hat eine Bibliothek von Paliſchriften, die jedoch ſtets nur eine geringe Anzahl ausmachen.

In der Thay, der eigentlich ſiameſiſchen Sprache, gibt es ebenfalls eine Menge Compoſitionen, und zwar zunächſt zahlreiche Geſänge und Gedichte, mythologiſchen und hiſtoriſchen Inhalts. Selbſt mehre ſiameſiſche Fürſten werden wegen poetiſcher Thätigkeit gerühmt, und viele ihrer Werke ſind erhalten. In ihren Compoſitionen ſtreben ſie entweder nach einem einfachen, klaren Erzählungsſtyl, oder nach einem unzuſammenhängenden, abgeriſſenen, mit kurzen, kräftigen Gedanken. Ihre mediciniſchen Werke werden für ſehr alt ausgegeben. Alle Autoren miſchen, um ihre Gelehrſamkeit zu zeigen, das Thay vielfach mit Pali. Drei Hauptwerke beziehen ſich auf die Staats- und Rechtsordnung. Der Pra-Tam-non iſt eine Sammlung der Inſtitutionen der frühern Könige von Siam; der Pra-Tam-Ra enthält die Conſtitution des Reiches, die Titel, die Würden und Prärogative der Beamten; der Pra-Raja-Kam-manot enthält Zuſätze und iſt etwa 180 Jahre alt.

Die ſiameſiſchen hiſtoriſchen Werke geben mit großem Detail und noch größerer Übertreibung die Geſchichte von Siam während der letzten 1000 Jahre (ſie beginnt um 638, das Datum der Hauptära, von der ſchon mehrfach die Rede war). Mit weniger Präciſion geben ſie die Geſchichte von den 400 vorhergehenden Jahren bis zur Gründung der Stadt Maha Nakhón. Auch ſollen die Annalen der Thay I'hay-Dynaſtie noch eriſtiren.

Die Romane der Siameſen ſind mit Ausnahme von dem herübergenommenen Stoffe des Ramajana nicht-vorderindiſchen Inhalts. Leyden zählt 41 populäre Compoſitionen der Art auf. Auf ihnen ruhen die ſiameſiſchen Dramen wiederum. Eins dieſer Dramen haben wir in letzter Zeit näher kennen gelernt [16]). Es wurde in Gegenwart eines engliſchen Agenten zu Phoonga auf Junkceylon aufgeführt. Sein Titel war Ramakean, und es war eine dramatiſche Behandlung des Ramajanam. Dieſe Art von Dramen heißt im Siameſiſchen Leu khou.

Phra Ram (Çri Rama) und ſein Affengeneral Houlaman (Hanuman) erſchienen, von Affen begleitet, auf

13) 1837. January zu S. 17. 14) Daſſelbe findet ſich As. Res. V, 143. 15) Im Folgenden liegt *Leyden*, On the Languages and Litterature of the Indo-Chinese nations in As. Res. X, zu Grunde.

16) Journ. of Beng. 1838. July. p. 598.

der Bühne. Zur Rechten war ein Thron für den König und zur Linken ein erhabener Platz für Thotſakan (der zehnköpfige Ravana). Dieſer erſcheint in Brgleitung ſeiner Frau und Gefolge. Die Acteure trugen Masken und ſprachen nicht, ſondern machten nur Geſticulationen zu dem, was einer hinter den Couliſſen vorlas (ähnlich faſt wie in den Canticis der Römer). Der Dialog iſt oft lebendig, erhält aber durch den Vortrag in Verſen etwas Monotones. Eine Muſikbande füllte die Zwiſchen-acte aus und accompagnirte Schlachten und andere Scenen. Der Tanz, welcher von Knaben in Mädchentracht aufgeführt ward, paßte genau zur Muſik und war ſehr lebendig und angenehm. Das Coſtum war Flitterputz, aber ebenſalls paſſend geordnet. Phra Ram hatte eine grüne Maskr, der Affenkönig Sugriva (Sukrip) eine goldene. Bei einem Scharmützel wird dem Affengeneral Hanuman, zum großen Vergnügen des Publicums, von der Gegenpartei ſein langer Schwanz abgejagt.

Das Thay benutzt in den Compoſitionen eine große Mannichſaltigkeit von Metren, die oft in denſelben Stücken wechſeln. Das häufigſt bei den Siameſen, Birmanen und Arakaneſen gebrauchte Mrtrum heißt râp und beſteht aus vier langen Sylben, erlaubt jedoch auch Einſchiebung von kürzern. Andere beſtehen aus 5, 6, 7, 8 langen Sylben mit derſelben Licenz [17]).

Die Birmanen ſind in Literatur nicht weiter fortgeſchritten, wie die übrigen hinterindiſchen Völker. Ihre Sprache enthält jedoch rine Menge Werke in Bezug auf Religion, Aſtrologie, Mythologie, Medicin, Recht und Geſchichte. Allein ihre Hiſtorien lehnen ſich eng an die vorderindiſchen, ihnen durch Buddhiſtiſche Quellen zugekommen [18]). Sie haben fünf Ären; zwei Buddhiſtiſche, die älteſte von 691 vor Chr. Geb. von Gautama's Großvater an gerechnet; die zweite iſt die ceyloneſiſch-buddhiſtiſche von Gautama's Tod an, 543 vor Chr. Geb. Eine dritte brachte der Buddhismus ebenſalls mit, nämlich die des vorderindiſchen Salivahana von 78 nach Chr. Geb. Die vierte iſt die Makha-Ära (die Einführung des Buddhismus in Arakan betreffend) von 638 nach Chr. Geb. Dieſe vier Ären finden ſich faſt in allen Buddhiſtiſchen Staaten Hinterindiens. Eine fünfte iſt den Birmanen beſonders, welche im J. 1436 nach Chr. Geb. beginnt [19]). Leyden zählt 36 birmaniſche Schriften auf; vier findet man auch in Mackenzie's Sammlung erwähnt [20]).

Wir rs übrigens mit der wiſſenſchaftlichrn Cultur des birmaniſchen Reiches im Allgemeinen ſtehe, kann man daraus abnehmen, daß man ſeit alten Zeiten an dem Hoſe von Ava Brahmanen aus Vorderindien anſtellt, welche den Kalender zu redigiren haben. Dieſer iſt bier ſowol, als in Siam, ohne Zweifel von den indiſchen Buddhiſten herübergebracht und ſtabilirt. Der Tag beginnt in Siam mit Sonnenaufgang, und wird von da bis zum Mittag in ſechs Wachen getheilt und in ebenſo viel vom Mittag bis zum Sonnenuntergang. Vom Untergange bis Mitternacht ſind zwei Wachen und ebenſo viel von da bis Sonnenaufgang. Bei den Birmanen [21]) liegen dieſelben minutiöſen Zeiteintheilungen bei der Zeitordnung zu Grunde, wie in Vorderindien, und es ſind auch die indiſchen Namen erhalten, wie pran für ſanſkritiſch prân'a, kana für ſanſkritiſch kshan'a u. ſ. w. Der Tag wird vom Morgen bis zum Abend gerechnrt und zerfällt in vier Abtheilungen. Dir ſiebentägige Woche haben ſowol die Siameſen als Birmanen ebenſalls von Vorderindien her erhalten. Auffallend iſt hierbei, daß die Namen für Sonntag und Montag im Birmaniſchen wol überſetzt ſind, während die Namen der übrigen nur die etwas umgewandelten indiſchen ſind:

| | Sanſkritiſch | Siameſiſch | Birmaniſch |
|---|---|---|---|
| Sonntag | ravivâra | athit (für ſanſkr. aditja, Sonne) | ta-naen-ga nüs |
| Montag | k'andravâra | chan (für chandra) | ta-naen-la |
| Dinstag | angâravâra | angkhan | aen-ga |
| Mittwoch | buddhavâra | phut | buddahûh |
| Donnerstag | garuvara | prahat (aus vrihaspati, einem andrrn Namen des Jupiter) | krasapatêh (wol auch für Vrihaspati) |
| Freitag | çukravara | suk | sauk-kra |
| Sonnabend | çanivâra | san | zanê. |

Die Monate haben bei den Siameſen und Birmanen abwechſelnd 29 und 30 Tage. Bei den Birmanen (und ſo wol auch bei den Siameſen) fangen ſie ſtrts mit dem Vollmonde an. Bei den Birmanen werden ſie mit den indiſchen Zodiakalnamen bezeichnet, und haben auch noch beſondere Namen und zwar:

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1) | tan-kûh | ungefähr | April, | hat | 29 | Tage, | auch | genannt | meissa, | entſprechend | ſanſkr. | mêsha, Widder, |
| 2) | ka-zon | „ | Mai | „ | 30 | „ | „ | „ | preissa | „ | „ | vrisha, Stier, |
| 3) | na-jon | „ | Juni | „ | 29 | „ | „ | „ | meton | „ | „ | mithuna, Zwilling. |

17) Bei Leyden (a. a. O. 252—256) findet man Proben aus dem Siameſiſchen, Birmaniſchen und Arakaneſiſchen in dieſen Metren. 18) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1837. St. 138. 1390. 1398. 19) Vgl. Genaueres a. a. O. 20) Bei *H. H. Wilson*, Catalogue of the Mackenzie-Collection. II, 149. 21) *Schleiermacher*, De l'influence etc. p. 292.

| | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 4) | wâ-zo | ungefähr | Juli | hat | 30 | Tage, | auch | genannt | karakat, | entſprechend ſanſkr. | karkat'a, Krebs, |
| 5) | wa-kaun | „ | Auguſt | „ | 29 | „ | „ | „ | sein | „ „ | sinha, Löwe, |
| 6) | tau-sa-laenh | „ | Sept. | „ | 30 | „ | „ | „ | kan | „ „ | kanjâ, Jungfrau, |
| 7) | sa-taenh-kjüt | „ | Oct. | „ | 29 | „ | „ | „ | tû | „ „ | tulâ, Wage, |
| 8) | tan-zaun-mon | „ | Nov. | „ | 30 | „ | „ | „ | preizza | „ „ | vriçk'ika, Skorpion, |
| 9) | nat-tâu | „ | Decbr. | „ | 29 | „ | „ | „ | danu | „ „ | dhanu, Bogen, |
| 10) | pra-sôl | „ | Jan. | „ | 30 | „ | „ | „ | makâra | „ „ | makara, Seethier, |
| 11) | ta-pô-tuae | „ | Febr. | „ | 29 | „ | „ | „ | kom | „ „ | kumbh'a, Gefäß, |
| 12) | ta-paunh | „ | März | „ | 30 | „ | „ | „ | mein | „ „ | mina, Fiſch. |

Die Siameſen benennen die Monate nach der Zahlenordnung. Das Jahr hat demnach 354 Tage, und um es mit dem Sonnenjahre in Harmonie zu bringen, wird zunächſt in jedem dritten Jahre ein Schaltmonat von 30 Tagen, bei den Siameſen nach dem achten, bei den Birmanen nach dem vierten Monat eingeſchoben. So wird das mittlere Jahr 364 Tage, wodurch noch eine neue Intercalation nothwendig wird. Dieſe wird auf königlichen Befehl von Zeit zu Zeit im Birmanenreiche vollzogen und einige Tage am Ende des dritten Monats eingeſchoben. Bei den Siameſen iſt der 60- und 12jährige Cyklus im Gebrauche.

Wir hätten uns zu der Literatur von Arakan zu wenden; allein, obgleich ſchon der Umſtand, daß in dieſem Lande die Kunſt zu ſchreiben beiweitem mehr verbreitet iſt, als in irgend einer Gegend Hinterindiens, ja genau genommen, ganz allgemein iſt, zu zeigen ſcheint, daß einſt hier ein nicht ſo unbedeutendes literariſches Leben war, ſo iſt uns doch über die Literatur von Arakan noch ſo gut wie gar nichts bekannt.

Daß auch in der eigentlichen Aſſam- (Ahom-) Sprache Werke noch jetzt exiſtiren, iſt bekannt; allein eine genauere Unterſuchung derſelben ſteht noch zu wünſchen.

Die malaiiſche Literatur erhielt ihre Geſtalt ſeit Einführung des Islams. Es exiſtiren eine Menge Werke in ihr. Originalität fehlt ihr, wie ohne Zweifel allen hinterindiſchen Literaturen. Proſa iſt vorwaltend; Poeſie wenig. Die beliebteſte und ihnen eigenthümliche Compoſitionsart iſt der Pantun, vierzeilige Stanzen mit wechſelnden Reimen; die erſten beiden Zeilen deuten bildlich an, was die beiden letzten in ſentimentaler, leidenſchaftlicher oder moraliſcher Beziehung beſtimmter ausſprechen. Solche Pantuns recitiren die Malaien oft ſtundenlang im Wechſelgeſang, indem das Schlußwort des einen das Stich- und Anfangswort für den folgenden abgibt, bis der eine nicht antworten kann und, wie dies poetiſche Spiel ſich ausdrückt, **todt** iſt. Eine andere Art von Compoſitionen heißen Sayer (vom arabiſchen Shaiar). In dieſem Versmaße werden moraliſche Gedichte, didaktiſche Werke, beſchreibende Poeſien und legendäre oder heroiſche Erzählungen abgefaßt. Ihre Proſa enthält nur Romane oder Erzählungen einzelner hiſtoriſcher Begebenheiten, heroiſche Thaten, deren Stoff indiſche, arabiſche, auch einheimiſche Erinnerungen hergeben. Crawfurd erklärt dieſe Werke für monoton, geiſtlos und kindiſch. Auch Dramen und einige andere Geiſteserzeugniſſe werden in der malaiiſchen Literatur erwähnt.

**Kunſt.** Liebe zur Muſik wird bei den Siameſen insbeſondere hervorgehoben, und ſie ſollen ſich in dieſer Kunſt vor ihren Nachbarn vortheilhaft auszeichnen. Ihre Muſik iſt ſehr lebhaft und dem Europäer angenehmer, als jede andere orientaliſche. In ihrem Geſange fand man Ähnlichkeit mit der ſchottiſchen und iriſchen Sangweiſe. Ihre Inſtrumentalmuſik ſoll ihnen jedoch erſt von den Peguern zugekommen ſein, und dieſe werden als Erfinder von Inſtrumenten genannt, die den europäiſchen nahe kommen.

Die Malaien werden ebenfalls als ſehr muſikaliſch gerühmt.

Baukunſt und Sculptur brachte wol der Buddhismus, ſo weit er ſich verbreitete, über Hinterindien, und die Trümmer älterer Reſidenzen, z. B. Pugan, zeigen, daß die Baukunſt früher hier in hoher Blüthe ſtand. Die Tempel der Siameſen ſind eher einem Kinderputzwerke ähnlich, als einem religiöſen Gebäude. Die Tempelmauer und Unterbauten ſind von Backſteinen mit Mörtel; der Oberbau von Zimmerholz, die Ornamente und eine Menge von Thürmchen vergoldet. Dieſe Pyramiden und Spitzen ſind oft äußerſt künſtlich, aber geſchmacklos und ohne Würde. Die Tempel ſind nur durch ihre ſchön ausgewählte Lage, künſtliches, aber phantaſtiſch gearbeitetes Holzſchnitzwerk und reiche Vergoldung ausgezeichnet. Die Paläſte ſind in chineſiſchem Styl gebaut.

In der Bildnerei ſind die Siameſen ſehr, in der Malerei gänzlich zurückgeblieben. Die Buddha-Idole werden nur ſitzend dargeſtellt; höchſt ſelten werden ſie aus Stein gehauen. Gewöhnlich modellirt man ſie aus einer Gypsmaſſe, welche übergoldet wird. Die beſten werden aus Erz gegoſſen, und im Erzguß iſt man in Hinterindien vielfach vorgerückt.

In Arakan zeigen ſich alte, wahrhaſt koloſſale und ausgezeichnete Feſtungsbauten; Trümmer von bedeutenden Tempeln und Buddhiſtiſche Excavationen zeigen ſich insbeſondere in Pugan; in Cambodja waren um 1295 ganz ausgezeichnete Bau- und Sculpturwerke, und auch ſonſt werden ſich mit genauerer Durchforſchung von Hinterindien Trümmer aus der durch den Buddhismus geweckten Culturzeit finden, welche jedoch nur wenige Jahrhunderte gedauert zu haben ſcheint, um alsdann einer immer mehr um ſich greifenden Barbarei Platz zu machen.

7) **Ackerbau, Gewerbe, Handel u. ſ. w.** Bei der durch den Despotismus und die vielfachen Kriege eingetretenen Entvölkerung hat der Ackerbau ſehr gelitten. Nur in der Nähe von Hauptſtädten ſteht er in größerem Flor, und ſelbſt da, z. B. im Umkreiſe von einer Stunde von Ava, findet ſich bauliches, aber unbebautes Land.

Digitized by Google

Der unſichere Beſitz, da alles Land als der Krone gehörig betrachtet wird, kann auch nicht zu ſorgſamerer Beſtellung einladen, und ſo hat, wie das Volk von Hinterindien, ſo auch ſein Boden noch ſeine Geſchichte, ſeine Benutzung im größern Styl, von der ſich ihm nahenden Zukunft zu erwarten. Die Ackerbauwerkzeuge im Birmanenreiche ſind von China und Laos her eingeführt.

Die Gewerbe nehmen in keinem Theile von Hinterindien eine großartige Stellung ein, ſodaß ſie ſich dem Fabrikenweſen näherten. Sie befriedigen nur die nächſten Bedürfniſſe und machen Einfuhr von faſt jeder Art von Gegenſtänden nothwendig. Die Grobſchmiede in Aſſam, welche größtentheils zur Claſſe der Kolitas und Kotſch gehören, verfertigen Schlöſſer, Opfermeſſer, Lanzen, Nägel u. ſ. w.; allein Scheeren ſind noch unbekannt, und auch dieſe Arbeiten Neuerungen. Die einheimiſchen Handwerker verfertigten nur Pflugſcharen, Sicheln, Beile u. ſ. w., alles plump und grob. Die Goldſchmiede erhalten, wenn ſie etwas arbeiten ſollen, das Metall, von welchem ſie einiges als Zahlung für ihre Mühe behalten. Die Kupferſchmiede ſollen in der Bearbeitung von Glockenſpeiſe ſehr geſchickt ſein. Die Zimmerleute machen mancherlei Haus- und Schiffsgeräthe. Die Weiber aller Claſſen, von der höchſten bis zur niedrigſten, ſpinnen und weben die im Lande gezeugte Seide, und von dieſen Stoffen wird auch eine Menge ausgeführt. Auch Baumwollenweber gibt es in Aſſam, welche aber aus der Fremde ſtammen. Viele Drechsler finden ſich, die in Elfenbein und Horn mancherlei Künſtliches arbeiten. Aus Elfenbein werden auch Fächer, Kämme und manche chineſiſche Künſteleien gearbeitet. Matten werden fabricirt, und ſo noch manches Andere. Spinnerei und Weberei von Baumwolle findet ſich auch bei den Garos. Die Coſſyahs ſollen bedeutende Geſchicklichkeit in der Baukunſt, beſonders im Brückenbau, zeigen. Auch weben ſie Seidenſtoffe.

Die Birmanen ſind in allen Zweigen der Induſtrie ſehr zurück. Eins ihrer Hauptgewerbe iſt das Reinigen, Spinnen, Weben und Färben der Baumwolle. Dies verrichten die Frauen. Die einzigen männlichen Arbeiter im Lande ſind die gefangenen Caſſayer. Ihre Gewebe ſind ſehr grob, und ſie können ihre einheimiſchen Arbeiten nicht ſo billig liefern, als die engliſchen Fabrikate ſind. Die feinſten Seidengewebe werden in Amarapura gefertigt. In Khyen wird beſſer in Seide gearbeitet. Ihre Farben ſind nicht dauerhaft; ihre Muſter ſtreifig und quadrirt; alles ſehr roh; das Drucken verſtehen ſie nicht. Dagegen ſind die Birmanen überaus geſchickt in der gemeinen Töpferei. In Metallarbeiten ſind ſie ſehr zurück. Das Schmelzen verſtehen ſie nicht gut und die Bereitung des Stahles gar nicht. Im Lande der Shan, insbeſondere Laos, iſt man hierin viel weiter vorgerückt; hier verſteht man ſogar Antimonium zu bereiten. Die Metallgießerei, welche bei den Siameſen weit gediehen iſt, verſtehen die Birmanen gar nicht. Gold- und Silberornamente werden in allen birmaniſchen Städten gearbeitet, aber geſchmacklos; noch mehr ſind ſie in der Juwelierkunſt zurück. Dreierlei Papiere benutzten ſie, aber nur eins wird im Lande fabricirt, eine Art Pappe. Die zweite, Löſchpapier, beziehen ſie aus Ober-Laos, die dritte, farbige Papiere, aus China.

In Siam ſind die Gewerbe, obgleich weiter fortgeſchritten, als im Birmanenreiche, doch ebenfalls auf einer ſehr niedrigen Stufe. Bei dem ungeheuern Despotismus, welcher jeden Unterthan als den Sklaven des Königs in Anſpruch nimmt, iſt es ein Unglück, in irgend einer Thätigkeit mehr als das Gewöhnliche zu leiſten. In dieſem Falle bemächtigt ſich der König, oder einer der Großen des Meiſters. Daher iſt die mögliche Induſtrie, welche der Naturreichthum des Landes darbietet, faſt ganz und gar in den Händen von Fremden. Geſchickte Goldarbeiter finden ſich nur im Königspalaſt, aber ihre Arbeiten ſind ſtationair. Zink- und Erzarbeiten erhalten die Siameſen aus China. Die reichen Eiſenminen Siams ſind erſt durch die Chineſen zu größerer Ausbeute gekommen. Dieſe haben in neuerer Zeit überhaupt viele Induſtrie in Siam entwickelt und Eiſenhämmer und Eiſenwaarenfabriken angelegt. Die Weberei in Seide und Baumwolle iſt natürlich, da die Arbeit der Männer faſt ganz vom Despotismus in Anſpruch genommen wird, in den Händen der Frauen verblieben. Sie iſt ſchlecht und ebenſo die Kunſt zu färben. Druck iſt auch hier unbekannt. Das ſeit ſo vielen Jahrhunderten eingeführte chineſiſche Porzellan hat keinen Trieb zur Nachahmung erweckt. Die Töpferei iſt ganz mittelmäßig geblieben, und ſo ſteht es auch mit allen übrigen Gewerben. Die Architektur der Häuſer iſt zwar für das Klima ausreichend, aber ſehr ärmlich und leicht zerſtörbar.

Auch im anameſiſchen Reiche iſt der Fortſchritt in Gewerbsthätigkeit gering; doch überragen ſie die übrigen hinterindiſchen Völker, und ſtehen nur den Hindu, Chineſen und Japaneſen nach. Sie ahmen vorzüglich den Chineſen nach. In Tongking werden grobe Baumwollenzeuche gefertigt, die mit den europäiſchen Fabrikaten den Preis halten können. Feinere Indiennes haben ſie aber nicht; auch iſt ihnen der Zeuchdruck unbekannt. Farbige Zeuche ſind ihrem Geſchmacke zuwider, daher ſie keine Färbereien haben. Die Seidenzucht und Seidenweberei iſt am ausgebildetſten, aber in beiden Beziehungen ſtehen ſie den Chineſen weit nach. Tongking war früher wegen ſeines feinen Firniſſes und der damit lackirten Waaren berühmt. Die Kunſt Metalle zu ſchmelzen und zu bearbeiten iſt ihnen ſeit lang her bekannt; allein ſie ſind dennoch nicht weit genug darin vorgerückt; ſo können ſie gar keine Feuerwaffen bereiten, weil ſie nicht die Kunſt verſtehen, Stahl gehörig zu härten. Sie arbeiten daher auch beſſer mit Kupferinſtrumenten, die ſie von den Chineſen erhalten, als mit ihren ſelbſtfabricirten Stahlinſtrumenten. In Gold- und Silberarbeiten ſind ſie ſehr geſchickt, können jedoch nicht gut poliren. In der Baukunſt, Fortification, Anlage von Magazinen, Pulverfabriken u. ſ. w. haben ſie durch Unterricht der Franzoſen, welche in den letzten cochinchineſiſchen Bürgerkriegen ſich dort aufhielten, bedeutende Fortſchritte gemacht.

*Handel.* Mit Ausnahme der Zeit, welche zunächſt nach Übertragung des Buddhismus in Hinterindien eintrat, und wol von einem bedeutenderen Aufſchwunge aller

Digitized by Google

Thätigkeiten begleitet war, als ſich jetzt auch nur ahnen läßt, und mit Ausnahme der Blüthe des Malaienſtaates — alſo etwa im Ganzen vom 12. bis 16. Jahrh. — ſcheint der Handel von Hinterindien vorzüglich in den Händen von Fremden geweſen zu ſein. Die Oſtküſte von Vorderindien, Ceylon, China, ſpäter die Araber, dann die Europäer, zunächſt Portugieſen, dann insbeſondere Holländer, und endlich die Engländer ſcheinen die meiſten Handelsvortheile von dort gewonnen zu haben. In jener Mittelzeit einheimiſcher Handelsblüthe waren Pegu und Malacca, ſowie manche Städte im cochinchineſiſchen Reiche und Cambodja Haupthandelsplätze.

In Aſſam haben zwei Prieſter aus der Brahmanenkaſte, welche von Bengalen aus eingewandert iſt, das Monopol des Alleinhandels zwiſchen Aſſam und Bengalen. Die Gegenſtände, welche von Bengalen ausgeführt werden, ſind insbeſondere Salz, feine Hülſenfrüchte, Ghiu (eine Art Butter), Zucker, Korallen, Juwelen und Perlen, europäiſche Meſſerſchmied- und Glaswaaren, Gewürze, Farbewaaren, Kupfer, Mennige, engliſche Wollenwaaren, Taffet, Benares-Seidenzeug, Satin, gold- und ſilbergewirktes Zeuch, Muſcheln, Muſſelin. Von Aſſam wird ausgeführt: Lack, Seide, Tuch, Krapp, ſchwarzer und langer Pfeffer, weißer Baumwollenſamen, Elfenbein, glockenmetallenes Geſchirr, Senfſamen, eiſerne Äxte, Sklaven, Thaikolfrüchte. Die Einfuhr beträgt etwa 228,300 Rupien, die Ausfuhr etwa 130,900.

Im Birmanenreiche bietet das niedere Land eine ausgezeichnete Binnenſchiffahrt dar. In den obern Provinzen dagegen ſind die Handelscommunicationen ſehr erſchwert. Aus Laos und Yunnan kommen Karavanen. Die Schiffer laden in den Küſtenſtädten Reis, Salz, fremde Waaren u. ſ. w. und bringen ſie nach Ava, den Irawaddi aufwärts. Aus Laos bringen die Ochſenkaravanen rohe Seide, Firniß, Sticklack, Elfenbein, Wachs, lackirte Waaren, Metalle, Gold, Blei, Zinn und Schwerter, und nehmen jene Waaren mit zurück. Der Hauptmarkt für dieſen Karavanenhandel iſt Plek, zwei Meilen von Ava. Sonſtige Handelsartikel ſind Erdöl, Salpeter, Kalk, Baumwolle, etwas Seidenzeuche, rohe Schmiedewaaren, etwas Metallgeſchirre, lackirte Waare, Palmzucker, Catechu, Zwiebeln, Tamarinden. Der Handel nach China zu iſt bedeutend, aber in den Händen chineſiſcher und Muhammedaniſcher Kaufleute, und nicht continuirlich, ſondern auf beſtimmte Meſſen beſchränkt. Die chineſiſche Karavane beſteht aus Saumthieren, kleinen Pferden, Eſeln und Maulthieren. Dieſe kommt bis Ava, die Hauptmeſſe iſt aber in Bhanmo. Die Einfuhren ſind verarbeitetes Kupfer, ſchönes Auripigment, Queckſilber, Zinnober, Eiſengeräthe, Kupferdraht, Zinn, Blei, Alaun, Silber, Gold, Töpferwaaren, Gemälde, Teppiche, Rhabarber, vorzüglich viel rohe Seide, Sammet, Liqueurs, Honig, Moſchus, Grünſpan, getrocknetes Obſt, Papier, Fächer, Sonnenſchirme, Schuhe, Kleider. Auch lebendige Thiere, wie Hunde, Faſanen, Enten u. ſ. w. Die Ausfuhr von Ava nach China beſteht in Baumwolle, einer Menge Schmuckfedern, eßbaren Vogelneſtern, Elfenbein, Rhinoceros- und andern Hörnern, Sapphiren, Serpentin und engliſchen Wollenwaaren. Den Werth aller Exporten und Importen ſchätzt man auf 700,000 Pf. St.

Der Centralpunkt des Seehandels iſt Rangun. Die Exporte aus dem Birmanenreiche ſind zum Theil einheimiſche Producte, zum Theil aus dem aſiatiſchen Continent auf die Birmanenmärkte gebrachte Gegenſtände; insbeſondere Teakholz, Catechu, Sticklack, Wachs, Elfenbein, Gold, Silber, Auripigment, Rubine, Sapphire, Pferde und rohe Baumwolle. Die Ausfuhr der edlen Metalle iſt eigentlich verboten, aber dieſes Verbot wird umgangen. Die Importen ſind insbeſondere engliſche, ſowol europäiſche, als indiſche Fabrikate, Metallwaaren, Pulver und Feuerwaffen, Baumwollegewebe, Areka- und Kokosnüſſe. Seit 1811 insbeſondere iſt der Handel von Rangun ſehr geſtiegen; im J. 1826 liefen 56 Schiffe von dort aus, und die Importen und Exporten betrugen etwa 300,000 Pf. St.

In Siam iſt der Handel, trotz aller Hemmungen, des Mangels an Energie, dennoch insbeſondere durch die, ſo überaus günſtige, Lage des Landes ſehr bedeutend. Für den Binnenhandel gibt der Menam eine ſchöne Schiffſtraße. Im November insbeſondere kommen auf ihm die Boote in Bangkok an, welche in Laos im Auguſt abgefahren ſind. Sie bringen Korn, Salz, Baumwolle, Sapanholz, Öl, Zimmerholz u. ſ. w. Nach Nord und Süd und Oſt beſtehen freundliche Handelsverbindungen mit den Nachbarländern, nach Weſten mit Birma weniger. Cambodja bringt Gummigutti, Kardamomen, Sticklack, Firniß, Hörner, Häute, Felle. Von China kommen grobe Wollenwaaren, chineſiſche und engliſche Tücher, Zeuche, Kurzwaaren, Geräthe von Kupfer, Blei, Gold.

Den Centralpunkt für den Seehandel bildet die Hauptſtadt Bangkok, in der engſten Verbindung mit dem chineſiſchen Meere und durch Paſſagen über die malaiiſche Halbinſel mit dem bengaliſchen Buſen. Eingeführt werden hier mit bedeutendem Gewinn weiße Baumwollenzeuche, wohlfeile wollene Tücher, Feuergewehre und Glaswaaren. Der europäiſche Handel mit Siam war lange Zeit unterbrochen, und hebt ſich erſt ſeit letzter Zeit wieder. Das Opium, obgleich Contrebande, wird auch hier von Bengalen aus eingeſchmuggelt und wirft bedeutenden Gewinn ab. Den Küſtenhandel mit dem Auslande haben größtentheils chineſiſche Handelsleute in ihren Händen. Der directe Verkehr mit China ſelbſt iſt dagegen ein Monopol des Königs, der jährlich zwei Dſchunken mit Waaren nach Canton ſchickt und daſelbſt Zollfreiheit genießt. Die Siameſen ſind übrigens gegen Seefahrten ſehr abgeneigt. Den Handel mit China unterhalten jährlich etwa 140 Dſchunken mit 35,000 Tonnen Laſt. Der Küſtenverkehr Bangkoks verbreitet ſich über die ſiameſiſchen Häfen in Oſten und Weſten, die von Cambodja, Cochinchina und den indiſchen Archipelagus. Er beſteht im Aufſammeln der Landesproducte insbeſondere. Bedeutender iſt der mit dem Archipelagus, insbeſondere mit den Häfen Patani, Tringano, Pahang, Singapora, Malacca, Penang, Batavia, Sumatra u. ſ. w. Die Exporten dahin ſind Zucker, Reis, Öl u. ſ. w., die Importen indiſche und britiſche Fabrikate, Opium, Glas u. ſ. w.

etwa 200 Dſchunken mit 28,125 Tonnen Laſt beſchäftigt dieſer Handel. Die Zahl der ſiameſiſchen Seeleute mag zwiſchen 10—12,000 Mann betragen. Die europäiſchen Schiffe müſſen in Bangkok doppelt ſo viel Abgaben als die chineſiſchen zahlen. Dennoch würde der Handel ſehr gewinnreich ſein, wenn nicht der König ſo viel Monopole für ſich behielte, wodurch der Handel auf jede Weiſe zum Schaden der Fremden und ohne Nutzen für den Einheimiſchen gehemmt wird.

Die Cochinchineſen dürfen ſo wenig wie die Siameſen ohne beſondere Erlaubniß in die Fremde gehen. So iſt der ausländiſche Handel faſt ganz und gar in den Händen der Fremden. Der Binnenhandel iſt nicht unbedeutend. Er wird theils auf den Strömen von Cambodja und Tongking betrieben, theils die Seeküſte entlang. Die Haupthandelspunkte ſind Kangkao und Saigun in Cambodja, Nathrang, Phuyer, Quinhone, Fai fo und Hué in Cochinchina und Kecho in Tongking. Zwiſchen Saigun und Hué ſind ſtets 2000 Dſchunken in Thätigkeit. Der Auslandshandel iſt bis jetzt auf China, Siam und Singapore beſchränkt. Für China bildet Kecho den Hauptmarkt; auf dieſem Wege kommen auch einige engliſche Waaren. Mit Siam, auf Bangkok beſchränkt, bildet Saigun den Vermittlungspunkt. Er iſt in den Händen der ſiameſiſchen Chineſen und jetzt in Folge der Zerwürfniſſe über Cambodja ſchwach; 40—50 Dſchunken unterhalten ihn. Von Siam kommt Eiſen, Tabak, Opium, europäiſche Waaren u. ſ. w. Dahin gebracht werden Matten, rohe und gewebte Seide u. ſ. w. Von Singapore aus unterhalten den Handel mit Cochinchina etwa 26 Dſchunken, größtentheils von in Singapore anſäſſigen Chineſen geführt. Vor den cochinchineſiſchen Bürgerkriegen waren europäiſche Factoreien in dieſem Reiche, aber der Handel ward unterbrochen und iſt ſeit der Zeit noch nicht wieder in Gang gekommen. Daher ſieht man in Saigun, welches ſeiner Lage nach ein Haupthandelsplatz werden könnte, noch faſt gar keine europäiſchen Waaren. Der Handel iſt hier noch nicht bedeutend. Man konnte den auswärtigen Handel von Saigun nur auf 7000—8000 Tonnen ſchätzen.

Auf der malaiiſchen Halbinſel war einſt Malacca Mittelpunkt des Weltverkehrs. Als die Portugieſen im J. 1511 davor erſchienen, war der Hafen voller Schiffe; auch eine chineſiſche Dſchunkenflotille fand ſich da. Unter den Portugieſen erhielt ſich ſein Glanz noch. Unter den Holländern (ſeit 1640) ſchwand er ganz dahin, und jetzt iſt keine Spur mehr davon da. Sein jetziger Handel iſt auf die Ausfuhr ſeiner eigenen Producte und die Einfuhr ſeiner eigenen Bedürfniſſe beſchränkt, da ſich nördlich und ſüdlich von ihm höchſt bedeutende Emporien erhoben haben. Die Einfuhr betrug 1828 1,081,782 Rupien, die Ausfuhr 672,211.

Jene bedeutenden Emporien ſind nördlich die Inſel Pulo Penang, ſeit 1786 im Beſitze der Engländer. Ihre Handelsverbindungen betreffen Calcutta, Madras, Bombai, England, China, Java, Ceylon, Siam, die Küſte Tenaſſerim, Atſchin (in Sumatra), Queda und einige nahe Häfen; im J. 1828 betrug die Einfuhr 5,223,872 Rupien, die Ausfuhr 3,600,900. Die Geldeinfuhr betrug 832,232, die Geldausfuhr 719,876. Opium und eßbare Vogelneſter ſind Haupthandelsartikel. Opium iſt Monopol der engliſchen Regierung und bringt eine Revenue von 40,000 Dollars.

Das ſüdliche Emporium bildet Singhapore, ſeit 1818 von den Engländern coloniſirt und 1824 in ihrem Beſitz anerkannt. Seine Lage iſt zum Handel überaus ausgezeichnet, und es wird wol einer der allerwichtigſten Handelspunkte werden, wie es denn ſchon jetzt in der kürzeſten Zeit alle Erwartungen übertroffen hat. Schon im J. 1823 hatten die Exporten aus dem daſigen Hafen einen Werth von 5,568,000 ſpan. Dollars.

| | | | | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1824 | betrugen | die | Importen | 1,455,509 | Pf. | St., | die | Exporten | 1,390,268, | im | Ganzen | 2,845,717 | Pf. | St. |
| 1825 | „ | „ | „ | 1,323,917 | „ | „ | „ | „ | 1,228,786 | „ | „ | 2,552,703 | „ | „ |
| 1826 | „ | „ | „ | 1,361,978 | „ | „ | „ | „ | 1,388,306 | „ | „ | 2,875,800 | „ | „ |
| 1827 | „ | „ | „ | 1,488,599 | „ | „ | „ | „ | 1,387,201 | „ | „ | 2,875,800 | „ | „ |
| 1828 | „ | „ | „ | 1,961,120 | „ | „ | „ | „ | 1,804,660 | „ | „ | 3,765,780 | „ | „ |
| 1829 | „ | „ | „ | 2,121,559 | „ | „ | „ | „ | 1,876,250 | „ | „ | 3,997,809 | „ | „ |
| 1830 | „ | „ | „ | 1,875,350 | „ | „ | „ | „ | 1,826,634 | „ | „ | 3,701,984 | „ | „ |
| 1831 | „ | „ | „ | 1,780,994 | „ | „ | „ | „ | 1,565,157 | „ | „ | 3,346,151 | „ | „ |

Der Verkehr hat hier ſechs Hauptrichtungen: 1) nach England, 2) nach Britiſch-Indien, Neuholland und andern europäiſch-indiſchen Colonien, 3) China, 4) Siam und Cochinchina, 5) den fernern Inſelvölkern des Archipelagus, 6) der unmittelbaren Nähe von Singapore.

Nach England (London und Liverpool) kamen im J. 1826 ſchon 15 Schiffe aus Singhapore. Sie brachten Antimonium, Aniſetöl, Benjamin, Kampher, Caſſia u. ſ. w. Überaus bedeutend iſt der Handel mit Calcutta. Um die hohe Bedeutung dieſes ſich erſt entwickelnden Handelsplatzes zu erkennen, ſetzen wir noch eine Tabelle des Werthes der Einfuhr und Ausfuhr nach den verſchiedenen Ausgangspunkten in den J. 1830—1831 und 1831—1832 her.

Digitized by Google

| Länder. | Einfuhr. | | Ausfuhr. | |
|---|---|---|---|---|
| | 1830—31 | 1831—32 | 1830—31 | 1831—32 |
| England in ſp. Dollars | 1,161,945 | 1,514,664 | 5,535,576 | 5,037,926 |
| Übriges Europa | 75,301 | 81,302 | 99,637 | 20,976 |
| Südamerika | 31,563 | 6,016 | — | — |
| Mauritius u. ſ. w. | 5,897 | 7,068 | 18,484 | 12,661 |
| Calcutta | 1,215,958 | 1,072,852 | 1,061,636 | 879,559 |
| Madras | 48,733 | 141,049 | 135,714 | 148,576 |
| Bombai | 105,625 | 91,575 | 193,125 | 172,501 |
| China | 2,857,505 | 2,433,959 | 899,305 | 735,412 |
| Java | 1,135,025 | 978,978 | 542,389 | 359,639 |
| Rhio | 49,915 | 92,216 | 61,648 | 75,039 |
| Siam | 200,007 | 243,980 | 149,447 | 212,180 |
| Cochinchina | 37,717 | 126,402 | 40,778 | 223,405 |
| Ceylon | 12,724 | 7,341 | 14,849 | — |
| Atſchin u. ſ. w. | 77 | 35,229 | 725 | — |
| Sumatra | 187,397 | 151,589 | 167,511 | 165,285 |
| Malaiiſche Halbinſel | 375,595 | 320,271 | 410,693 | 310,145 |
| Straßen | 40,424 | 27,904 | 30,583 | 24,044 |
| Celebes | 234,346 | 173,917 | 258,924 | 167,716 |
| Borneo | 244,176 | 209,637 | 192,229 | 178,016 |
| Bally | 71,142 | 53,471 | 102,829 | 52,596 |
| Manilla | 204,153 | 40,303 | 164,700 | 33,328 |
| Cambodja | 17,638 | 9,055 | 14,624 | 7,700 |
| Andere Häfen | 110,871 | 118,135 | 175,875 | 124,748 |
| Total: | 8,458,731 | 7,936,974 | 8,271,223 | 6,941,542 |

In den Jahren 1833—1834 fuhren 475 Schiffe unter europäiſchen Flaggen in den Hafen von Singhapore.

Noch eine neue Colonie der Engländer iſt in ihren von Birma abgetretenen Beſitzungen ſüdlich von Martaban gegründet, Amherſttown, welche zwar jetzt noch nicht von hoher Bedeutung geworden iſt, aber durch ihre Nähe an die Stromgebiete des Saluaen und Iravaddi eine bedeutende Zukunft verſpricht.

Noch Weniges haben wir über die Münzen in Hinterindien hinzuzufügen. Im anameſiſchen Reiche heißt das Geld Sapek und war früher aus Erz, jetzt iſt es aus Zink und ſo groß, wie ein engliſcher Schilling; darauf iſt des Königs Bildniß. 60 Sapek ſind 1 Mas; 10 Mas 1 Kwan; 600 Sapek 1 Ratan. Gold und Silberſtücke werden mit Stempeln verſehen. Ein ſpaniſcher Dollar gilt 1½ Kwan nach dem Zolltarif der Regierung.

In Siam ſind **Kauris** (Muſcheln) die Scheidemünzen, ſie heißen hier Bik. 200 ſind 1 P'hainung, 2 P'hainung 1 Songp'hai, 2 Songp'hai 1 Fuang, 2 Fuang 1 Salung, 4 Salung 1 Bat oder Tikal, 80 Tikal 1 Catti, 100 Catti 1 Pikul. Die wirklichen Münzen ſind ſchlechtes Silberblech mit einem Stempel; das Gold wird zugewogen.

In der Straße von Malacca, auf der malaiiſchen Halbinſel iſt der ſpaniſche Dollar die Hauptmünze, auch der holländiſche six dollar u. ſ. w. Daneben Scheidemünzen aus verſchiedenen Nachbarländern.

Die Birmanen haben keine geſchlagenen Münzen. Die Metalle werden an Zahlungsſtatt zugewogen. Kleinere Summen werden mit Blei, größere mit Silber und Gold bezahlt. Dieſe werden evaluirt.

In Aſſam ſind nach Einführung des Brahmathums auch die bengaliſchen Münzen nachgeahmt.

---

Hiermit ſchließen wir die kurze Überſicht von Hinterindien. Mit ziemlicher Gewißheit geht daraus hervor, daß die hinterindiſchen Völker eigentlich noch gar keine Culturentwickelung gehabt haben. Die kurze Blüthe, welche aus ihrer Geſchichte hervorſchimmert, ſcheint nur die Küſtenſtädte betroffen zu haben und die nächſte Folge fremder Colonien geweſen zu ſein. Im eigentlichen Volke griff ſie faſt nicht mehr Wurzel, als die carthagiſche Cultur der ſpaniſchen Küſtenſtädte in Iberien, die griechiſche der Küſtenſtädte am ſchwarzen Meer unter den Skythen, und ähnliche Erſcheinungen in der Geſchichte. Wol bemächtigten ſich despotiſche Könige fremder Culturmittel, um ihre Herrſchaft noch mehr zu ſträngen und ihre Unterthanen von jeder Cultur noch entfernter zu halten; aber dem Volke blieb jede höhere Entfaltung ſeiner geiſtigen Kräfte fern. Denn nur das geſtärkte Selbſtbe-



Digitized by Google

wußtſein jedes einzelnen im Volke, in welchem er ſich als Glied einer Geſammtheit fühlt, führt zur Cultur. So lange dieſes fehlt, ſind alle culturähnlichen Erſcheinungen nur momentan. Ein ſolches Gefühl kann unter keinem ſo unbeſchränkt despotiſchen, rein in der Willkür eines einzelnen ſtehenden Staatenverhältniß, wie es Hinterindien bisher zeigte, erwachen. Dieſe Staatenverhältniſſe müſſen vernichtet werden zum Heil der Menſchheit, und England iſt von der Geſchichte beſtimmt, auch hierher den Funken der Freiheit von ſeinem Altar aus zu tragen. Mögen Tauſende darunter leiden, die einzelnen Menſchen ſind nichts gegen die Menſchheit. Englands Fuß wird manche ſcheinbare Blüthe zertreten, aber wo er ſich hinſtellt, erblüht die Freiheit, die einzig dem Menſchen die ſtetige Entfaltung ſeiner Kräfte zu ſichern vermag. Hinterindien hat keine Vergangenheit, es iſt das Land der Zukunft und ſeine Zukunft ruht in den Händen Englands.

### III. Die indiſchen Inſeln.

Zunächſt treten eine Menge Inſeln in geographiſche Beziehung zu den beiden Indien und vervollſtändigen ſo gleichſam die indiſche Welt vom geographiſchen Standpunkt aus. Dieſe Inſeln ſind 1) ſolche, welche den indiſchen Continenten unmittelbar vorliegen, faſt wie abgeſprungene Theile derſelben oder in den von ihnen gebildeten Meerbuſen, dem bengaliſchen und ſiameſiſchen ſich befinden; 2) die Gruppe der großen Inſelmaſſen, welche faſt wie ein großer, aus einander geſprengter und von Auſtralien und Neu-Guinea losgeriſſener Continent ſich darſtellen und gewöhnlich unter dem Namen Inſeln des indiſchen Archipelagus erwähnt werden. Dieſe Gruppe wird im Süden durch den indiſchen Ocean, im Weſten durch denſelben, die Straße von Malacca und das chineſiſche Meer und im Oſten durch den großen Ocean begrenzt. Sie bildet faſt ein ſphäriſches Dreieck, deſſen Baſis im Süden Sumatra, Java, Floris und Timor bilden; die Schenkel bilden Borneo und Palawan u. ſ. w. im Weſten, die Molukken, Mindano u. ſ. w. im Oſten, und die Spitze die Philippinen. Von jenen erſten, Indien zunächſt gelegenen, Inſeln iſt Ceylon die bedeutendſte, welche zu Vorderindien in vielen Beziehungen in demſelben Verhältniſſe ſteht, wie England zum continentalen Europa.

Dieſe Inſeln allſammt und ferner die ganze große Inſelſtraße, welche ſich vom indiſchen Archipelagus bis zu der Oſter-Inſel nach Oſten hin fortſetzt und ſogar die weit abgeriſſene und den weſtlichſten Punkt bildende Inſel Madagascar ſtehen aber ferner in einer Culturbeziehung zu Indien, welche bei der einen Inſel mehr, bei der andern weniger hervortritt.

Die bedeutendſte Stellung in dieſer Rückſicht nimmt Ceylon ein. Früh ward es — der Sage nach um die Zeit der Erſcheinung Buddha's und zwar in demſelben Jahre — von Vorderindien, und zwar Kalinga aus, coloniſirt. Noch iſt es fraglich, ob dieſe Colonie die Inſel menſchenleer fand, oder die eigentlichen Ureinwohner in ſich abſorbirte. Die Sage läßt die Inſel vor Einführung der indiſchen Colonie nur von wilden Thieren und Dämonen bewohnt ſein. Handelsverbindungen mit dem an köſtlichen Producten ſo reichen Ceylon müſſen gewiß ſchon viel älter ſein, wie das Vorkommen des Hauptproducts von Ceylon, des Zimmts, im Weſten beweiſt. Zu Aſokas' Zeit (etwa 250 v. Chr.) nahm Ceylon den Buddhismus an und wuchs ſeit der Zeit ſchnell zu einem bedeutenden Cultur- und Handelsſtaate heran. Etwa im 5. Jahrh. n. Chr. hatte es als Hauptſtation des Handels die bedeutendſte Blüthe erreicht und erhielt ſich lange in dieſer hervorragenden Stellung. Damals war zugleich Indien ſelbſt in vollſter Blüthe; aber ſchon begannen die Bedrückungen des Buddhismus und das Übergewicht des Brahmathums daſelbſt. Handel insbeſondere, wol auch politiſche und religiöſe Gründe, letztere mehr in Vorderindien, insbeſondere in Telinga wirkend, ſcheinen etwa vom 8. Jahrh. an immer mehr indiſche Colonien theils nach Hinterindien, theils nach den Inſeln des indiſchen Archipelagus geführt zu haben. Hier finden ſich zwei Aborigines-Racen[22]), eine braune mit langem Haar und eine ſchwarze mit wolligem Haar. Jene zeigt ſich ſehr culturfähig, dieſe hat die bisherige Geſchichte hindurch ſich in vollſtändig uncultivirtem Zuſtande erhalten. Mit dem culturfähigen Theil ſcheinen ſich die indiſchen Colonien leicht verbunden zu haben. Aus dieſer Amalgamation gingen die Culturſitze in Java und Sumatra zunächſt hervor. Von hier aus verbreitete ſich dieſe Miſchcultur mit mehr oder weniger Erfolg über jenen großen Inſelzug.

Dieſe Überſicht muß an dieſem Orte genügen. Eine eindringendere Behandlung der Elemente des Lebens dieſer indiſchen Inſelwelt ſowol im engern als im weitern Sinne läßt ſich nicht von einem allgemeinen Standpunkte aus geben, ſondern muß den, den einzelnen Inſeln gewidmeten, Artikeln überlaſſen werden, auf welche wir demnach verweiſen *). (*Theodor Benfey.*)

---

22) *Crawfurd*, History of the Indian Archipelago. I. 18.

*) Wir machen hier auf einige Druckfehler im Art. Indien aufmerkſam: S. 15 Sp. 1 Z. 24 von oben lies: πάζαλαι für πάρπλαι — S. 17 Sp. 1 Z. 18 von unten lies: die für das — S. 17 Sp. 2 Z. 26 von oben lies: nun für nur — S. 18 Sp. 2 Z. 23 von oben lies: 288 für 278 — S. 23 Sp. 2 Z. 4 von unten lies: 400 für 300 — S. 58 Sp. 1 Z. 14 von oben zu Pâtâla vgl. weiterhin S. 308, wo die richtige Ableitung — S. 72 Sp. 2 Z. 11 vgl. weiterhin S. 118, Sp. 1 — S. 97 Sp. 2 Z. 1 zu Sornatos vgl. S. 290 — S. 102 Sp. 2 Z. 31 lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 105 Sp. 1 Z. 20 vgl. S. 320. Anm. 81 — S. 105 Sp. 2 Z. 3 von unten lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 106 Sp. 1 Z. 11 von unten lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 106 Sp. 1 Z. 6 von unten lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 109 Sp. 2 Z. 11 von unten lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 111 Sp. 2 Z. 15 von oben lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 118 Sp. 1 Z. 2 von oben lies: Kamarupa, jetzt Unter-Aſſam und ſtreiche „der Diſtrict — Shirpur" — S. 125 Sp. 1 Z. 33 von oben ſetze einen Punkt vor: Mutra — S. 129 Sp. 2 Z. 5 von unten lies: 1211 für 1011 — S. 159 Sp. 1 Z. 10 von oben lies: oder Religionen für Religion — S. 162 Sp. 1 Z. 3 von oben lies: Upaniſchad für Upariſchad — S. 164 Sp. 2. Z. 15 von oben lies: Entfaltung für Enthaltung — S. 170 Sp. 1 Z. 12 von unten lies: Açvinau für Açrinau — S. 184 Sp. 1 Z. 2 von unten lies: ſpäte für ſpät — S. 240 Sp. 2 Z. 15 von unten lies: finden für fanden — S. 241 Sp. 1 Z. 27 von oben lies: ſolchen für

**INDIENNES** werden in der franzöſiſchen Handelsſprache die feinen oſtindiſchen und die europäiſchen mit Figuren bemalten Kattune oder Zitze genannt; auch pflegt man den aus ſolchen Zeuchen gemachten Schlafröcken dieſen Namen zu geden. Endlich heißen auch ſo die wegen ihrer vorzüglichen Güte bekannten ſogenannten Orangeleinen, welche im ehemaligen Languedoc verfertigt werden. *(Fr. Thon.)*

**INDIER, INDIANER.** Die kupferfarbigen Bewohner Amerika's erhielten den Namen von Indiern in Übereinſtimmung mit der Anſicht der früheſten Entdecker jenes Welttheils, die in ihm lange Zeit das äußerſte Ende des gewürzreichen öſtlichen Indiens gefunden zu haben glaubten, ein Irrthum, der von Vielen mit Hartnäckigkeit feſtgehalten, nur dann erſt ſchwand, als die Fortſchritte der geographiſchen Entdeckungen in den ſüdöſtlichen Archipeln Aſiens und an der Weſtküſte Südamerika's das Vorhandenſein eines großen Oceans außer Zweifel geſetzt hatten. Die höchſt eigenthümlichen Erſcheinungen im inneren und äußeren Weſen der von den Entdeckern vorgefundenen Bevölkerung zog zeitig die Aufmerkſamkeit der Gebildeten auf ſich, und wir begegnen daher unvollkommenen ethnographiſchen Schilderungen in den Schriften der erſten Eroderer, Verſuchen zur philoſophiſchen Erklärung aber in den Werken der nicht gereiſten, ausgezeichneten Gelehrten der erſten Hälfte des 16. Jahrh., die, wie unter Andern der Secretair Ferdinand's und Iſabella's, Peter von Anghiera, den ernſteſten Antheil an der Staunen erregenden Entdeckung einer neuen Welt nahmen, und mit größtem Fleiße alle dahin bezügliche Nachrichten ſammelten [1]). In der damaligen Beſchränktheit geographiſcher Kenntniſſe lag der Grund der durch die kupferfarbenen Amerikaner hervorgerufenen Verwunderung, denn etwas dieſen Ähnliches war noch nirgends beobachtet worden. Der letztere Umſtand und das unerklärlich erſcheinende Alleinſtehen der amerikaniſchen Menſchheit führte um ſo ſchneller auf Verſuche von Erklärungen des Urſprungs der Indier, je weniger wahre anthropologiſche Unterſuchungen in der Richtung jener Zeit lagen, und man nach Maßgabe herrſchender religiöſer Überzeugungen und politiſcher Abſichten ungeneigt war, den Amerikanern volle Menſchenrechte zuzugeſtehen, oder ihre Sitten einer philoſophiſchen Forſchung werth zu achten. Die Geſchichte der über den zuerſt genannten Gegenſtand angeſtellten Unterſuchungen bietet innerhalb der erſten zwei Jahrhunderte nach Entdeckung Amerika's wenig Genügendes. Faſt alle dieſe Arbeiten verlieren an Nützlichkeit durch das einſeitige Feſthalten an einer für unverletzlich geltenden Grundanſicht, die man zuerſt um die Mitte des 18. Jahrh. zu verlaſſen wagte, die aber dennoch ſelbſt in unſern Zeiten zahlreiche Anhänger hat. In den Verſuchen, die Urgeſchichte unſeres Geſchlechts und der von ihm bewohnten Erde zu erläutern, treten zwei Anſichten ſich ſchroff und unverſöhnlich entgegen. Wir mögen ſie die kirchliche und die naturhiſtoriſche nennen. Die erſte hält ſich an die bibliſche Schöpfungsgeſchichte, die zweite findet in jener höchſtens einzelne Andeutungen einer geläuterten Naturanſchauung, wie ſie die Gebildeteren unter den Prieſtern beſeſſen haben mögen, ſieht ſich aber, auf Ergebniſſe tiefer Forſchung geſtützt, in der Nothwendigkeit, ein eigenes, völlig verſchiedenes Syſtem aufzuſtellen. Die Verſuche der Ausgleichung zwiſchen beiden haben nie genügende Reſultate gehabt, und ſind im Ganzen als überflüſſig zu betrachten. Huldigen wir mit dem Mittelalter der bibliſchen Anſicht, ſo ſind wir gezwungen, die Indier der neuen Welt als Stämme zu betrachten, die aus der gemeinſamen und einfachen Wurzel des geſammten Menſchengeſchlechts hervorgingen; wir müſſen daher annehmen, daß der Neger Afrika's, der Malaie Aſiens und der Kaukaſier eine Wiege gehabt haben, und daß ſie mittels phyſiſcher Einflüſſe gradweiſe die äußeren Charaktere erlangt haben, durch welche ſie jetzt auffälligſt unterſchieden daſtehen. Bekennen wir uns dagegen zu der naturhiſtoriſchen Anſicht, ſo erblicken wir in den Hauptracen des Menſchengeſchlechts eine in jedem Welttheile urſprünglich entſtandene Bevölkerung, die ebenſo als eigenthümliche und ſelbſtändige Form aus der Hand des Schöpfers hervorging, wie die einem jeden Welttheile ausſchließlich angehörenden charakteriſtiſchen Geſtalten des Thier- und Pflanzenreichs. Wer für die erſte dieſer Meinungen ſich erklärt hat, bekämpft die entgegengeſetzte als eine den Schöpfer entehrende, indem dieſe eine mehrfache Erſchaffung der Menſchheit vorausſetzt, die man alſo gleichſam als verunglückte Verſuche, als Verbeſſerung gemachter Fehler anſehen müſſe. Es dürfte aber dieſe Schlußfolge ſchon darum eine unrichtige ſein, weil überall in der Natur ein Streben nach höchſter Mannichfaltigkeit hervortritt, und in der Abſtufung des Organiſchen, welche mit Beſtimmung, Bedürfniſſen und natürlichem Wohnort der Geſchöpfe in Einklang ſteht, einer der kräftigſten Beweiſe der höchſten Macht und Güte liegt. Die Herleitung aller Menſchen von einem einzigen Paare ſetzt, da doch die große, an das Specifiſche grenzende Verſchiedenheit der Racen nicht abzuleugnen iſt, einen Grad von phyſiſcher Einwirkung Behufs der Verwandlung des Urtypus voraus, den wir, gemäß unſerer heutigen Naturkenntniſſe, weder annehmen können, noch dürfen. Allerdings äußert das Klima und noch mehr die durch daſſelbe bedingte Lebensweiſe unverkennbaren Einfluß auf die Geſtaltung des Menſchenkörpers und auf

---

ſolche — S. 249 Sp. 1 Z. 1 von unten ſchiebe als vor Compoſita ein — S. 249 Sp. 2 Z. 7 von oben ſchiebe zu der zweiten nach dha ein.

1) *Petri Martyris ab Angleria*, De reb. Oceanic. et Orbe novo decad. tres (Basil. 1533). Der Enthuſiasmus, mit welchem dieſer ſehr geiſtreiche Geſchichtſcheeiber die Entdeckung Amerika's ergreift (Epist. 133. 134. 135, und beſonders im Briefe 152 an Pomponius Lätus) als ein Ereigniß, das die Zuſtände Europa's und die geiſtige Richtung der Zeit mächtig verändern müßte, hat auch nach 300 Jadren nicht minder rührende Wirkung als die unverkennbar ſich ausſpeechende Trauer über die Kürze des Lebens für den Einzelnen, der nicht hoffen durfte, das große und rühmliche Werk der Entdeckung bis zu dem Grade der Vollſtändigkeit gelangen zu ſehen, der kaum in unſerer Zeit erreicht, über die Welt des Columbus helles Licht verbreitet hat. Wir wüßten dieſen merkwürdigen Ergießungen des Anghiera aus der damaligen Periode kaum etwas entgegen zu ſtellen.

Digitized by Google

pſychiſchen Charakter, allein nicht jenſeit der Grenzen, welche die Natur ſelbſt feſtgeſetzt hat. Sehen wir, wie höchſt beſtändig der Racencharakter in unſern Zeiten ſich verhält, iſt es auf der andern Seite erwieſen, daß ſeit dem hiſtoriſchen Alterthume keine bemerkliche Veränderung in Farbe und Geſtalt des Negers und Kaukaſiers vorgegangen ſind, ſo ſind wir auch zu dem Schluſſe berechtigt, daß ſich dieſes ſtets ebenſo verhalten haben müſſe, folglich ihre Verſchiedenheiten als urſprüngliche anzuſehen ſind. Daß der Neger vor 4000 Jahren dem heutigen Bewohner Guinea's vollkommen geglichen habe, geht aus uralten Bildwerken hervor [2]), und ebenſo wenig fehlt es an Beweiſen, daß andere Racen ſich in Bezug auf Phyſiognomie, Haarwuchs, Hautfarbe und Körpergröße getreu geblieben ſind, ſo lange ſie ohne ganz ungewöhnliche Vermiſchungen fortbeſtanden. Die Menge der auf uns gekommenen ägyptiſchen, indiſchen, griechiſchen und römiſchen Denkmäler aller Art, die über 3000 Jahre alten Mumien, endlich die Ausſagen der älteſten Schriftſteller legen dieſes Zeugniß ab. Gegen Perioden von ſolcher Länge ſind die drei Jahrhunderte ſeit Amerika's Entdeckung von keinem Gewicht, allein es müßten ſich doch bereits Spuren der Veränderung an der dorthin verpflanzten europäiſchen Bevölkerung ergeben, wäre dieſe bis auf vollkommene Umwandlung des Racentypus ausdehnbar. Mit Ausnahme einiger unweſentlichen Modificationen, die jedoch nicht größer, oder kaum ſo beträchtlich ſind, als diejenigen, welche im Laufe der Zeit die Nachkommen der im europäiſchen Süden angeſiedelten Normannen erfahren haben, ſind die Deſcendenten der Conquiſtadoren des 15. und 16. Jahrh. noch jetzt den Europäern völlig gleich [3]). Die vornehmeren Familien Peru's und Chile's tragen wol ſogar jene weiße Farbe, die man in Amerika noch immer als natürlichen Adelsbrief anzuſehen gewohnt iſt, und die den edelſten Zweigen des kaukaſiſchen Stammes als eigenthümlicher Charakter zukommt, in höherem Grade, als ihre in Europa geborenen Vorfahren. Zwar dürfte wol kein Neger Amerika's bei der großen Sterblichkeit ſeiner durch Sklaverei gedrückten Race unter ſeinen Vorfahren mehr als fünf bis ſechs in der neuen Welt geborene Generationen zählen können; allein, wo ein dem afrikaniſchen diametriſch entgegenſtehendes Klima auf ihn einwirkt, wie im Norden der Vereinigten Staaten, ſollte nach einigen Menſchenaltern ſchon Vermiſchung des Urtypus, wäre er überhaupt möglich, an ihm bemerklich werden. Der Neger Pennſylvaniens iſt aber im Weſentlichen ſeinem Stammverwandten von der Weſtküſte Afrika's ebenſo ähnlich geblieben, wie der ſeit 200 Jahren unter den Hottentotten lebende holländiſche Bauer den Seinen. Wollten wir dem Klima nach Vorgange des Alterthums den ausgedehnten Einfluß zuſchreiben, der gradweiſe oſteologiſche Charaktere umwandeln, alle Beſonderheiten der Farbe und ſonſtigen Attribute der Racen aufheben und an ihre Stelle andere ſetzen könnte, ſo würde uns das Vorkommen und Fortbeſtehen von ſchwarzen Völkern in kalten Ländern, oder von weißen in der unmittelbaren Nähe der unter einem glühenden Himmel lebenden ſchwarzen Menſchenſtämme (Mauren neben Negern) als Beweis der Unrichtigkeit des ganzen Satzes entgegentreten. Die Natur erkennt ſelbſt die Unverlöſchlichkeit der Racen an, und will ſie nicht verſchmolzen wiſſen bis zum Untergange der ſie auszeichnenden Charaktere [4]). Hat ſie zwar dem Producte der Kreuzung zweier ſich fremden Menſchenracen die Fortpflanzungsfähigkeit nicht verſagt, wie den Baſtarden, die im Thierreiche durch Ausartung des Geſchlechtstriebes, im domeſticirten Zuſtande durch Beſchränkung deſſelben,

2) *Caylus*, Recueil d'antiquités étrusques, égyptiennes etc. Supplem. Tom. VII. (Par. 1767). tab. LI. no. 1 et 2. p. 200. tab. LXXXI. no. 3 et 4. p. 285.

3) Wenn der weſtindiſche Creole, namentlich der ſpaniſchen Inſeln, welcher doch zu den älteſten Amerika's gehört, ſich durch eine eigenthümliche Schlaffheit und kürzere Lebensdauer von dem Europäer unterſcheidet, ſo liegt der Grund nicht ſowol ausſchließlich in der Einwirkung des Klima's, oder gar, wie allerdings behauptet worden iſt, in einer unmerklichen Aufnahme des den Indier bezeichnenden Charakters, ſondern in ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen und ſeiner Lebensweiſe. Die Ausſchweifungen oder doch der raſche Lebensgenuß in den Antillen verträgt ſich nicht mit langer Lebensdauer. Es iſt bemerkt worden (*Coulomb* in den Mémoir. de l'Institut. II. p. 380 sq.), daß auf Martinique, wo die Temperatur ſelten geringer iſt als 20° R., die Creolen gewöhnlich kaum die Hälfte der Arbeit in einem Tage liefern können, die ſie in unſern Klimaten vollſtändig leiſten würden. Einmal beweiſt dieſes noch keine Ausartung, wenigſtens nicht den Verluſt des europäiſchen Racencharakters, denn auch in unſerm Welttheile vermögen die ſüdlicheren Völker nicht dieſelben anſtrengenden Arbeiten auf die Dauer zu ertragen, denen ſich der teutſche Bauer bis zum Greiſenalter unterzieht, und zweitens wird ein zwiſchen ſchwarzen Sklaven erwachſener, mehr oder minder verwöhnter Menſch, ſchon darum weniger fähig ſein, körperliche Mühen dauernd auszuhalten, weil er nicht gewöhnt geweſen, ſeine Kräfte zu gebrauchen und folglich zu erhöhen. Die ärmeren weißen Creolen von Cuba und die weißen Braſilier ſind in Entfernung von großen Städten und unter einem heißen Himmel ein ebenſo hart arbeitender, verhältnißmäßig zu den Umſtänden vielleicht noch mehr kräftiger Schlag Menſchen, als irgend einer des mittlern Europa.

4) Es iſt kaum glaublich, daß irgend Jemand von der Umbildung des Weißen in einen Neger ernſtlich überzeugt ſein könne, ſeit die genauen Arbeiten Sömmering's, Meckel's, Fr. Cuvier's, Everard Home's und And. die wichtigen anatomiſchen Unterſchiede zwiſchen ihm und dem Kaukaſier nachgewieſen haben. Sie ſind ſo auffällig, daß Virey ſich verführen ließ, jenen als Repräſentanten einer Species im naturhiſtoriſchen Sinne, nicht einer Race allein, hinzuſtellen. (*Virey*, Hist. natur. du genre humain. [Par. 1824.] II. p. 32.) Mit dem Indier verhält es ſich anders, indem ſein körperlicher Charakter ihn nicht ganz ſo ſchroff von andern Völkern ſcheidet. Daß dieſer aber darum nicht minder unveränderlich ſei als der des Negers, daß ſogar geringere Untervarietäten des amerikaniſchen Stammes kleine Eigenthümlichkeiten, die ſie von andern unterſcheiden, bewahren, ergibt ſich aus der täglichen Erfahrung. Die Abſtufungen der braunen Hautfarbe, namentlich größere Dunkelheit derſelben, erhalten ſich unter allen Umſtänden. Humboldt erwähnt dunkel gefärbter Indierſtämme auf den kalten Hochebenen Mexico's, und folgert hieraus die Unveränderlichkeit typiſcher Eigenthümlichkeiten, indem jene wahrſcheinlich aus wärmeren Gegenden einſtens einwanderten. Um die Amerikaner von Aſiaten oder ſogar vom erſten Menſchenpaare ableiten zu können, hat man ihre Hautfarbe für Product des Klima's erklärt, eine leicht widerlegbare Annahme. (Humboldt, Verſuch über den politiſchen Zuſtand von Neuſpanien. I. S. 115. Maxim. v. Neuwied, Reiſe in Braſilien. [Frankf. 1821.] II. S. 67.)

Digitized by Google

oder durch Eingriffe des Menſchen entſtehen, ſo beſtrebt ſie ſich doch, den urſprünglichen Typus auch unter den Miſchlingen unſeres Geſchlechts zurückzuführen. Es iſt eine in den Colonien allgemein bekannte Thatſache, daß Miſchlingsfamilien, gleichviel, ob Meſtizen oder Mulatten, ſich ſelbſt überlaſſen, nach wenigen Generationen den Charakter der Übergangsform verlieren und zum urſprünglichen Typus wiederkehren. Zwar iſt das Geſetz dieſes Herganges noch nicht genügend feſtgeſtellt, doch ſcheint der Rückfall die herrſchende Form zu ſein, d. h. daß eine mehre Geſchlechtsfolgen hindurch nur mit ihres Gleichen zeugende Zahl von Meſtizen endlich die reine Form des amerikaniſchen Stammes zurückerhält. Dieſe ſind die wichtigſten der Gründe, die in großer Zahl und von unwiderſprechlichen Thatſachen unterſtützt, die zoologiſche Geſchichte unſeres Geſchlechtes, auf welche als eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft wir hier verweiſen müſſen, aufführt, um die urſprüngliche Verſchiedenheit der großen Menſchenſtämme zu beweiſen. Wer jedoch eine ſolche anzuerkennen ſich gezwungen ſieht, kann auch der Annahme nicht länger entgegen ſein, daß die kupferfarbenen Menſchen Amerika's für den von ihnen bewohnten Welttheil geſchaffen ſind, ihm ebenſo eigenthümlich angehören, als die beſondern, ſonſt nirgends vorkommenden und ausgezeichneten Gruppen des Thier- und Pflanzenreiches. Wie viele der noch vorhandenen Völker der neuen Welt als Reſte jener urſprünglichen Bevölkerung anzuſehen ſein mögen, wie viele von ihnen möglicherweiſe eingewanderte ſein könnten, iſt eine andere Frage, die wir, ſo weit es das faſt undurchdringliche Dunkel des Gegenſtandes geſtattet, weiter unten zu erwägen haben werden.

Den Schriftſtellern, die in den beiden erſten auf die Entdeckung Amerika's folgenden Jahrhunderten ſich mit der Frage über die Abſtammung der Indier beſchäftigten, trat eine doppelte Schwierigkeit entgegen. Es fehlte ihnen an den anatomiſchen und phyſiologiſchen Anſchauungen, deren unſere Zeit ſich freuet, und ſie wollten oder durften ſich nicht über den Mythus von einem erſten Menſchenpaare erheben. Zu glauben, daß dieſem bei hiſtoriſchen Unterſuchungen ſchon darum kein Gewicht einzugeſtehen ſei, weil er ſich unter allen Völkern auf verſchiedene Weiſe wiederholt, lag der Geſinnung jener Zeit fern. Man nahm auf bibliſche Autorität einen Urſitz der Menſchheit an, der aber mit jenen, unter ſich ſehr verſchiedenen, in welche andere Nationen ihre Wiege verlegen, nichts gemein hat [5]). War man dieſer unbequemen Grundlage wegen ſchon zu den gewaltſamſten Folgerungen und den gewagteſten Hypotheſen gezwungen, ſo wurde der Gang der Unterſuchung noch dadurch um ſo beſchränkter, daß man in jener, an ſelbſtändiger Forſchung armen, Zeit ſich gewöhnt hatte, den Schriften der Römer und Griechen ein ungebührliches Gewicht zuzugeſtehen, und von einſeitiger Verehrung gegen ſie erfüllt, nichts für gut oder glaublich hielt, was ſie nicht gebilligt, oder was ſie unerwähnt gelaſſen hatten. Die Maſſe der ſich aufdrängenden Thatſachen und Nachrichten aus der neuen Welt, die bei dem damaligen Zuſtande des Wiſſens höchſt überraſchend ſein mußten, verſuchte man auf jene claſſiſchen Vorbilder zurückzuführen, ſchmückte ſie aus, wie unter andern die Sage von den Amazonen, oder verwarf ſie als Fabeln. So erklären ſich die wunderlichen Bemühungen, um die Abſtammung der Indier von Völkern der alten Welt, oder ſogar die Bekanntſchaft der Alten mit Amerika nachzuweiſen, Arbeiten, an welchen wir jetzt nur die außerordentliche Vertrautheit der Verfaſſer mit den claſſiſchen Schriftſtellern bewundern können, eine Art von Gelehrſamkeit, die freilich wol in jener Zeit leichter zu erlangen war, als in der das Feld des Wiſſens bis in das Unüberſehliche ausdehnenden Gegenwart. Die Idee, daß Amerika eine „neue Welt" ſei, verglichen mit der öſtlichen Halbkugel, daß es ſpäter geſchaffen ſei, war zeitig entſtanden, und hatte ſich ſelbſt denkender Köpfe bemächtigt, die jene übermächtige, ewig grünende Vegetation, jene Beſtändigkeit des milden und ſonnigen Tropenklima's, jene herrlichen, aber menſchenleeren Einöden, deren Anblick ſelbſt auf die Roheren der Entdecker begeiſternd einwirkte, nur mit dem Begriffe der jugendlichen Friſche vereinbar glaubten, und ſelbſt in der vulkaniſchen Thätigkeit des neugefundenen Welttheils, die ſie mit der ſcheinbaren Erſtarrung derſelben Kräfte in Europa verglichen, einen Beweis des dort kaum beendeten Proceſſes der Erſchaffung erblickten [6]). Aus ſolchen Anſchauungen mußte ſich nothwendig die Idee entwickeln, daß die amerikaniſche Menſchheit ungleich ſpäter, als die der alten Welt, entſtanden ſei, und da ſolche Annahme mit dem Glauben an einen Urſitz des geſammten Geſchlechts ſich nicht vertrug, ſo galt es nun, die Einwanderung zu erklären. Je unbekannter aber im 16. Jahrh. die nordweſtlichen Küſten Amerika's waren, und je vorherrſchender die Meinung ſich geſtaltete, daß dort nirgends eine große Annäherung zwiſchen dem alten und neuen Continente beſtehe, um ſo ſchwieriger wurde die Beantwortung jener Frage, und darum ſind es grade die früheſten Schriftſteller, welche die unhaltbarſten Vermuthungen aufſtellen. Es würde ſchwer ſein, irgend eine Nation der alten Welt zu finden, von welcher der Urſprung der amerikaniſchen Bevölkerung nicht hergeleitet worden wäre. Wir müſſen uns begnügen, die hauptſächlichſten jener Ideen hier kurz aufzuführen, denn die umſtändliche Entwickelung derſelben kann, da ſie für unſere Zeit keinen Werth haben, höchſtens in einer kritiſchen Geſchichte der geographiſchen Kenntniß einen Platz finden. Columbus, welcher geraume Zeit den Glauben feſthielt, das Salomoniſche Ophir entdeckt zu haben, oder in den Küſten von Japan ſich zu befinden, konnte keine Zweifel über die aſiatiſche Abſtammung der Amerikaner hegen. Andere ſahen in dieſen die Nachkömmlinge der Bewohner von Plato's verlorener Atlantis, hielten wol

5) Humboldt, Über die Urvölker von Amerika, in Bieſter's neuer berlin. Monatſchrift. März 1806. S. 199.

6) Über die phyſikaliſche Unrichtigkeit des Namens „neue Welt" ſprechen ſich aus Humboldt a. a. O. S. 190. Maltebrun, Neueſtes Gemälde von Amerika, überſetzt von Greipel (Leipzig 1832). S. 7.

Digitized by Google

gar Amerika für identiſch mit jener fabelhaften Inſel, ein Glaube, welcher zeitig ſeine Gegner fand [7]. Franciſco Hernandez de Cordova, der Entdecker von Yucatan (1517), wollte in der Gegend des Cap Catoche und auf der Inſel Acuzamil Kreuze aus Holz und Blech auf den Gräbern und in den Tempeln der Eingeborenen gefunden haben, aus welchen ſogleich auf Abſtammung von Spaniern geſchloſſen wurde, die zur Zeit der großen mauriſchen Einfälle unter König Rodrigo in der neuen Welt Sicherheit geſucht hätten. Begründeten die Spanier hierauf ein altes Beſitzrecht Amerika's, ſo wollten die Portugieſen nicht zurückbleiben, und verbreiteten die Sage, daß ſchon im J. 1547 ein portugieſiſcher Schiffer nach weſtlichen Inſeln verſchlagen worden ſei, wo er ſieben Städte fand, deren Bewohner jedoch Portugieſiſch geſprochen hätten [8]. Der mit Etymologien ſpielende Dominikanermönch Garcia nimmt abſichtliche und zufällige Einwanderungen zu Land und See an, und läßt die Indier ein Gemiſch von Nachkömmlingen der verlorenen zehn Tribus der Israeliten, der Carthager, der alten Bewohner von Ophir und der Atlantis, der Griechen, Phönizier, Chineſen und Tataren ſein; gewiß eine bequeme Weiſe der Ableitung, um mit keiner Partei in Streit zu gerathen! Weit vorſichtiger hatte geraume Zeit vor dieſem uns unbrauchbaren Schriftſteller der vielgereiſte Acoſta die Frage behandelt, denn er entſcheidet nicht über den Weg der Einwanderer, ſondern erwägt die Möglichkeit der Einwanderung überhaupt in einer oder der andern Richtung. Daß irgend ein Volk abſichtlich nach Amerika über das Meer geſchifft, erklärt er für unmöglich. Seine Meinung iſt in der Kürze die, daß die Amerikaner aus Aſien ſtammen, indem beide Welttheile entweder zuſammenhängen, oder doch nur durch eine ſchmale Meerenge getrennt ſind. Im Übrigen läßt er, mit einer in ſeiner Zeit ſeltenen Abneigung gegen gewaltſames Generaliſiren, die Einzelnheiten auf ſich beruhen [9]. Jean Lery und Gomara ſuchen die Vorväter der Amerikaner in den vor Joſua fliehenden Kanaaniten, während die Mehrzahl der älteren ſpaniſchen Schriftſteller ſich nicht von der Idee losreißen kann, daß die von Salmanaſſar weggeführten Stämme der Israeliten nach mancher Wanderung und dem Vergeſſen des eigenen Urſprungs aus Aſien nach Amerika gezogen wären. Theophraſtus Paracelſus verſuchte den Knoten zu zerhauen durch die Annahme eines amerikaniſchen Adam, eine damals kühne und vielfach getadelte Hypotheſe. Auch die Engländer machten Anſpruch auf die Ehre, Amerika bevölkert zu haben, denn ſchon zu Walter Raleigh's Zeiten war das Gerücht verbreitet, daß Worte der Sprache von Wales auf den virginiſchen Küſten gehört worden, und die viel bezweifelte Reiſe des Madoc ap Owen nach Nordamerika ſetzte man in Verbindung mit angeblich ſchon damals (1170) gegründeten Colonien von Europäern, aus welchen demgemäß innerhalb weniger Jahrhunderte Indier geworden ſein müßten, indem ſeit der Zeit, wo die weſtlichen Gegenden der Vereinigten Staaten von gewiſſenhaften und gebildeten Reiſenden genauer unterſucht worden, jene Sagen von blonden Völkern des Innern ihre ehemalige Geltung ganz verloren haben, wenn ſie auch von leichtgläubigen oder das Sonderbare liebenden Männern verſuchsweiſe, ſelbſt in den letzten Jahren, wieder aufgefriſcht wurden [10]. Vornehm abſprechend trat Hugo Grotius in einem Werke auf, welches über Urſprung der Amerikaner ſo unhaltbare Hypotheſen aufbauet, daß unparteiiſche Zeitgenoſſen ihre Misbilligung auszuſprechen nicht anſtanden, Andere die Widerlegung unternahmen. Er verwirft die Einwanderung aus Aſien, ohne überzeugende Gründe beibringen zu können, leitet auf gleiche Art die Eingeborenen der nördlichen Hälfte der neuen Welt von ſcandinaviſchen Völkern, großentheils ſogar von den Teutſchen, ab, und läßt die erſten Bewohner Mittelamerika's aus Habeſſinien, die Peruaner aus China kommen. Ständen nicht andere und ſehr gewichtige Gründe dieſen Vermuthungen, die ziemlich ſorglos hingeworfen ſind, entgegen, ſo würde ſchon bei genauer Verglei-

7) Wenn auch die Atlantis von manchen jener Schriftſteller als untergegangen oder als Erzeugniß einer lebendigen Phantaſie angeſehen wurde, ſo glaubte man doch aus dieſer Sage mit Beſtimmtheit auf die Bekanntſchaft der Alten mit Amerika ſchließen zu dürfen (*Fr. Greg. Garcia*, Origen de los Indios del nuevo mundo [Valenc. 1607]. p. 47), obgleich frühere Unterſucher ſich dagegen ausgeſprochen hatten, z. B. *Acosta*, Hist. natur. de las Indias [Sevill. 1590]. L. I. c. 12. p. 48 und c. 22. p. 76. 77. Die angebliche Kenntniß Amerika's unter den Römern wurde beſonders aus einigen Stellen der Claſſiker gefolgert, unter welchen die berühmteſte ſich findet bei Seneca (Medea. Act. I. s. fin.). Hierher gehören aber noch als misverſtandene Autoritäten die Stellen bei Seneca (Quaest. natur. L. I. „Quantum enim est quod ab ultimis litoribus Hispaniae usque ad Indos jacet? Paucissimorum dierum spatium si navem suus ventus implevit“), bei *Horat.* Epod. Od. XVI und andere mehr. Man ſprach ſogar von römiſchen Münzen aus dem Zeitalter Auguſt's, welche in ſüdamerikaniſchen Goldbergwerken gefunden worden ſein ſollten (*Garcia* p. 429), eine jedenfalls erſonnene Geſchichte, während es nachgewieſen iſt, daß alte in unſern Zeiten um Naſhville im Staate Teneſſee aufgefundene, angeblich aus den erſten Jahrhunderten unſerer Ära ſtammende Münzen, dort in Verbindung mit engliſchen Geldſorten, wahrſcheinlich durch den Indiern entfliehende Coloniſten vergraben worden ſind. (Transactions of the American Antiquarian Soc. of Worcester [Mass. 1820]. I. p. 119.)

8) Die Sage von den chriſtlichen Symbolen in Yucatan erwähnt und verwirft *Gomara*, Hist. gener. de las Indias (Anver. 1554). p. 68. 70.

9) Die Überſicht ſeiner Meinungen gibt *Garcia* p. 485. Von Acoſta gehört hierher der größere Theil des erſten Buches.

10) Humboldt, Reiſe in die Äquinoctialgegenden ꝛc. IV. S. 314, und beſonders in Bezug auf jene Reiſen des Mittelalters die Alles umfaſſenden Unterſuchungen deſſelben in: Examen critique de l'histoire de la Géographie du nouveau continent etc. (Paris 1835—1838. 4 Bde., teutſch von Ideler [Berlin 1835]). Über die Indier, welche die Sprache von Wales ſprechen, hat ſich noch vor wenigen Jahrzehnten der amerikaniſche Bürger Owen Williams vernehmen laſſen, jedoch auf eine, die Wahrheit der von ihm gemeldeten Umſtände ſehr verdächtigende Art. Seine Nachrichten von den angeblichen aus Wales abſtammenden Nationen der Brydones und Chadogees ſind in einem Briefe vom 11. Febr. 1819 enthalten, der zuerſt in der Révue encyclopédique (No. 4. p. 162) erſchienen, von Neuem abgedruckt wurde in dem von Lacépède geſchriebenen Artikel Homme des Diction. des scienc. naturelles (Par. 1821). Tom. XXI. p. 392. Auch findet ſich welſche Einwanderung erwähnt in Hakluyt's und Purchaſ' Sammlungen.

Digitized by Google

chung chronologiſcher Angaben ihre Unhaltbarkeit ſich ergeben müſſen. Es ſollen nach Grotius die norwegiſchen Familien, welche vor der Tyrannei Harold Harfager's (im J. 879) nach Island entflohen, und von da aus Grönland coloniſirten (984), über Nordamerika ſich bis Panamá verbreitet und große Reiche geſtiftet haben. Die Begründung des erſten mexicaniſchen Reiches, durch die Tolteken, fällt aber in den Anfang des 7. Jahrh., und die Ankunft des mit ihnen ſtammverwandten Volkes der Chichimecos, welches einen feſten Staatenverband zu Wege brachte, kann nicht ſpäter als auf das J. 720 geſetzt werden [11]). De Laet, dem eine für jene Zeit groß zu nennende Kenntniß Amerika's zu Gebote ſtand, wie auf das Überzeugendſte aus ſeinem Hauptwerke über die neue Welt hervorgeht, wagt ſich dennoch nicht an die Beantwortung der vielfach angeregten Frage. Seine Meinung iſt im Allgemeinen folgende: daß die zahlreiche Bevölkerung Amerika's nicht vor einem halben oder ganzen Jahrtauſend erſt entſtanden ſei, ſondern unmittelbar nach Zerſtreuung der Völker und Verwirrung der Sprachen ſich gebildet habe; zwar ſei es möglich, daß ſpäter noch Einzelne ihren Weg abſichtlich oder zufällig nach Amerika gefunden; allein es könne dieſes nur vor Chriſti Geburt möglich geweſen ſein; die Erwägung der von den Einwanderern gewählten Straßen ſei zwar von Wichtigkeit, allein vor allem müſſe erſt die Annäherung Amerika's an Aſien nachgewieſen, jene Erdgegend genau gekannt ſein, und ebenſo der Raum zwiſchen der Weſtküſte und Neuguinea; nach Prüfung dieſer Umſtände und Vergleichung der geſchichtlichen Nachrichten über Völkerwanderungen (der alten Welt) ſei erſt ein Urtheil möglich, Vermuthungen ohne ſolche Grundlage verwerflich (a. unten a. O. S. 71). Georg Horn ſah den Gegenſtand nicht mit derſelben Ruhe und demſelben Vertrauen auf künftige Aufklärung an, ſondern entwickelte ſeine zum Theil eigenthümlichen Anſichten mit einem beträchtlichen Aufwande von Gelehrſamkeit. Sich ſtützend auf die große Unähnlichkeit des Phyſiſchen, ſchließt er die Neger und die ſcandinaviſchen und celtiſchen Völker von den Begründern der amerikaniſchen Menſchheit aus, und verwirft aus andern Gründen die Einwanderung der Römer, Griechen und Hinduſtaner. Er glaubt beweiſen zu können, daß die Phönizier nach Südamerika geſchifft wären und dort Colonien begründet hätten (a. unten a. O. S. 129), daß drei größere Expeditionen von ihnen veranſtaltet worden, deren erſte noch vor Untergang der Platoniſchen Atlantis, letzte ungefähr auf Salomo's Zeiten falle, und daß die Kenntniß dieſer Pflanzſtädte nur durch Handelspolitik und Neid nebenbuhlender Völker verloren gegangen ſei. Den Norden Amerika's ſollen Skythen und Hunnen bevölkert haben, Chineſen aber von den Mongolen verdrängt (im J. 1260), über das Weltmeer nach der Weſtküſte geſegelt ſein, wo ſie im J. 1270 das mexicaniſche Reich neu begründeten und ſpäter auch die Monarchie der Incas errichteten. Es liegt in dem letzten Theile dieſer Anſichten Manches, was die Forſchungen unſerer Zeit als nicht unwahrſcheinlich nachgewieſen, und namentlich iſt das Zuſammentreffen geſchichtlicher Begebenheiten in Mexico mit den Wanderungen der Chineſen ein nicht unwichtiger Umſtand [12]). Die ſo weit entwickelte Geſchichte der Meinungen über den in Rede ſtehenden Gegenſtand hätte noch durch manchen Zuſatz vermehrt werden können [13]). Sie beweiſt, wie wenig die Reſultate einer Forſchung genügen können, die auf unſicherer Grundlage ſich zu erheben ſucht, denn nirgends führt ſie auf Thatſachen, die zur Ergreifung der aufgeſtellten Meinung apodiktiſch zwingen könnten. Die Fabeln, welche die Einbildungskraft der Einzelnen zu reizen vermochten, oder der bequemen Leichtgläubigkeit zuſagten, finden ſich, wenn auch unter veränderter Geſtalt und oft mit entgegengeſetzten Nutzanwendungen bei allen jener Schriftſteller vor. Sonderbar bleibt es im Ganzen, daß man ſich über den hoffnungsloſeſten Unterſuchungen aller derer, zu welchen die Geſchichte unſeres Geſchlechts auffodert, ſo abgemüht hat, daß man Amerika durchaus eine Bevölkerung von Außen verſchaffen zu müſſen meinte, ihren Urſprung gewaltſam abzuleiten unternahm, während man im Mittelalter ſonſt zufrieden war, die vorgefundene

11) Des H. Grotius Abhandlung wurde ſatzweiſe abgedruckt und mit widerlegenden Commentaren verſehen von dem als Geographen und Naturforſcher ſehr verdienten Niederländer Jan Laet (*Jo. de Laet*, Notae ad dissert. *Hugonis Grotii* de orig. gentium americanarum (Amstel. 1643). Grotius fand ſich durch dieſe im höflichen Tone geſchriebene Widerlegung ſo beleidigt, daß er in einer, ſogar mit Schimpfworten untermengten, zweiten Diſſertation, den Laet auf das Heftigſte angriff. Laet antwortete mit nicht geringer Bitterkeit in einer: Responsio ad dissertat. secund. *Hug. Grotii* de orig. gent. americ. (Amstelod. 1644). Georg Horn (De Originibus americanis libri quatuor [Hag. Com. 1652]) ſtimmt mit Laet darin überein (p. 18), dem H. Grotius nicht einmal „eine mittelmäßige Kenntniß amerikaniſcher Verhältniſſe“ zuzuſchreiben. Ältere auf denſelben Gegenſtand bezügliche Werke ſind: *Henricus Horbius*, Diss. de originibus americanis (Lips. 1669). *Claudius Aschenius*, Diss. de orig. gentium novi Orbis prima (Strenguesii 1676). *Rob. Comtaei Nordmanni* Diss. de origin. gentium americanarum (Amstelod. 1644).

12) Horn (a. a. O. S. 261) unterſtützt ſeine Vermuthungen mit einer chronologiſchen Tafel. Zwiſchen der Auswanderung der Chineſen und der Gründung des Aztekenreiches herrſcht allerdings eine Coincidenz; mit dem letzten Ereigniſſe beginnt die mexicaniſche Geſchichte zuerſt eine geregelte Form anzunehmen. Der Scharfſinn und die geduldige Forſchung Horn's ſind neuerdings rühmend anerkannt worden von Maltebrun a. a. O. S. 39. 13) Mit Übergehung der von den ſpaniſchen Schriftſtellern oft ganz kurz angeführten Meinungen von in Teutſchland kaum bekannten mönchiſchen Autoren ſetzen wir ſchließlich noch folgende hinzu. Die verlorenen israelitiſchen Stämme hat Adair (History of the american Indians [Lond. 1775]. p. 15—220) mit großem Aufwande von Gelehrſamkeit zu Stammvätern der Amerikaner zu machen verſucht, obgleich ſchon Acoſta (L. I. c. 23) ſich lange vorher gegen dieſen Glauben mit ziemlich guten Gründen erhoben hatte. St. Marc Lescarbot (Histoire de la nouv. France etc. [Par. 1618]) nimmt an, Noah oder ſeine Söhne haben auf ihrer Schiffahrt Amerika berührt, und findet an Laet (a. a. O. S. 108—122) einen ſcharfen Kritiker. Der Letztere geht auch die Gründe durch (S. 122—131), die den engliſchen Philologen Edward Brerewood (Enquiry touching the diversity of languages and religions [Lond. 1654], cap. 13) bewogen hatten, den aſiatiſchen Urſprung der Amerikaner zu ſtatuiren.



Digitized by Google

Einwohnerſchaft neu entdeckter Länder als eigenthümliche anzuerkennen. Die ſchon erwähnte Anſicht, daß Amerika in ungleich neueren Zeiten aus dem Meere getreten ſei, als Europa, und ſeine inſulare Lage mögen vor allen jene Geiſtesrichtung veranlaßt haben. Nicht zufrieden mit den Schwierigkeiten der Erklärung des amerikaniſchen Urſprungs, hat man ſogar andere, ebenſo unüberwindliche, Fragen hinzugefügt, nachdem die Archipel des großen Oceans genauer bekannt geworden. Der mittels tauſend Hypotheſen endlich bevölkerte Welttheil ſollte auswandernde Hanſen nach Polyneſien geſendet haben [14]), ja es ſollten ſogar Mexicaner an den Küſten Spaniens lange vor Columbus gelandet, andere Amerikaner in die Nordſee verſchlagen worden ſein.

Verlaſſen wir dieſe unerſprießlichen Unterſuchungen, die nach der Überzeugung der größten Forſcher nicht in das Gebiet der Geſchichte gehören [15]), die nur da erſt beginnt, wo mehr als willkürliche Muthmaßung vorhanden iſt, und vor der Entſtehung einer Bevölkerung ihren Anfang nicht nehmen kann, ſo drängt ſich zunächſt die Frage auf, welches Alter der amerikaniſchen Menſchheit zuzuſchreiben ſein möge? Ihre Beantwortung hat auch dann noch ungemeine Schwierigkeiten, wenn man ſie auf enge Grenzen zurückführt, und nur die Völker der Betrachtung als Urvölker unterwirft, die von den Spaniern als Beſitzer des Bodens angetroffen wurden, indem das Wort Urvolk, wie ſchon Schlözer erwies, keine hiſtoriſche Bedeutung hat, ſobald man mit ihm die erſten Bewohner eines Landes überhaupt zu bezeichnen unternimmt. In der alten Welt werden ſolche Unterſuchungen durch ſchriftliche Urkunden oder doch durch Denkmäler erleichtert, von welchen einige bis in die früheſten Zeiten der dortigen Menſchheit hinaufreichen, und in ihrer, dann rohen und einfachen Geſtalt, die erſten Verſuche darſtellen, Ereigniſſe auf die Nachwelt zu bringen, die man durch Schriftzüge vor dem Untergange zu retten noch nicht verſtand. Weiterhin nehmen ſie an Zahl und Deutbarkeit zu, ſtehen unter ſich in Verbindung und haben es der geduldigen Forſchung und ſcharfſinnigen Combination möglich gemacht, lange Reihen von geſchichtlichen Begebenheiten zu entwickeln, oder die Wahrheit alter Überlieferungen nachzuweiſen. Hierzu kommt, daß die in der öſtlichen Welt jedenfalls weit früher, als in der weſtlichen, entwickelte Geſittung, und die ſchöneren Anlagen der Völker, der Erhaltung alter Nachrichten ebenſo günſtig geweſen iſt, als der Umſtand, daß die Civiliſation weit ausgedehnter Länder nie auf einmal unterging. Wurde ein Volk durch politiſche Schickſale oder durch ungewöhnliche Naturereigniſſe von ſeiner früheren Höhe herabgeworfen, zum größeren Theil vernichtet, mit andern verſchmolzen, oder doch in den Zuſtand urſprünglicher Wildheit zurückgeſtürzt, ſo überſchritt innerhalb hiſtoriſcher Zeiten die Kataſtrophe nie beſtimmte örtliche Grenzen und es blieben auf den verbundenen großen Continenten genug glücklichere Nationen, um das Andenken der Verſchollenen auf die Nachwelt zu bringen. In Amerika findet von dieſem Allen das Gegentheil ſtatt. Die Zahl der Denkmäler iſt nicht groß und dazu nur auf Gegenden beſchränkt, die dem Flächenraume nach kaum den vierten Theil des ganzen Welttheils ausmachen. Eine chronologiſche Verknüpfung zwiſchen ihnen iſt unmöglich, denn ſie gehören zwei, durch einen weiten und denkmalloſen Zeitraum getrennten, Perioden an. So jung die Geſchichte jener Völker ſich verhält zu der unſeren, denn mit irgend annähernder Gewißheit läßt ſie ſich nicht einmal bis zum Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung verfolgen, ſo unſicher wird ſie ferner durch den Mangel geſchriebener Nachrichten. Die unvollkommenen Verſuche der Mexicaner durch Hieroglyphen auf Agaverollen das Andenken ihrer Zeiten zu erhalten, ſind von geringem Werthe, aber die einzigen in jenem Welttheile gemachten

14) Die Idee, daß der größte Theil der Inſeln des großen Oceans von Südamerika aus bevölkert worden ſei, beruht theils auf der Übereinſtimmung gewiſſer Sitten, theils entſtand ſie, als man mit der Richtung der dort herrſchenden Winde bekannter wurde, die faſt immer von Oſten wehend, eine Einwanderung von Aſien her, alſo aus Weſten, ſehr unwahrſcheinlich machen. Die Ähnlichkeit der Sitten iſt aber keineswegs bedeutend, und auf andere Art leicht erklärbar; zwiſchen den Sprachen Amerika's und Polyneſiens beſteht durchaus keine Verwandtſchaft und der körperliche Charakter der Eingeborenen beider Weltgegenden iſt ſo verſchieden, daß ſelbſt Vergleichung nicht möglich iſt. Die das Meiſte für ſich habende Anſicht betrachtet die Polyneſier als Reſte eines großen Volkes, welches einſt einen Continent bewohnte, der durch große Erdrevolutionen in Inſeln zerriſſen worden, von welchen die vulkaniſchen und Urgebirgsgruppen noch übrig ſind, während eine große Zahl der kleinen Eilande ſpäterer Entſtehung ſind, wie beſonders Beechey bewieſen hat. Den Mittelpunkt der polyneſiſchen Bevölkerung bilden hinſichtlich der körperlichen Ähnlichkeit und Gleichheit der Sprachen und Sitten die Archipel der Societäts- und Freundſchaftsinſeln, denn je näher der Umfangslinie jener Inſelwelt, um ſo mehr verſchwindet der reine Charakter der polyneſiſchen Race, bis er in Neuholland nicht länger zu erkennen iſt. Wären Colonien aus dem einſtigen Continent im großen Ocean nach Amerika übergegangen, oder von daher eingewandert, ſo hätte dieſes zu einer Zeit geſchehen müſſen, wo entweder beide Continente ſich ſehr näherten, oder wol gar zuſammenhingen. Es iſt aber dieſe Speculation als vorhiſtoriſch der Unterſuchung wenig würdig. Einwanderung von Amerikanern nach Polyneſien zur See, nachdem die Inſelgruppen bereits gebildet, iſt ungeachtet der günſtigen Oſtwinde darum nicht anzunehmen, weil die dem amerikaniſchen Feſtlande am nächſten liegenden weſtlichen Eilande immer noch durch ein 12—15,000 engl. Meilen breites Meer getrennt ſind. Die Meinung, daß amerikaniſche Indier abſichtlich nach ſo vereinzelten Punkten des Weltmeers geſegelt wären, iſt darum unſtatthaft, weil ihre Schiffahrt, namentlich an der Weſtküſte, auf der niedrigſten Stufe ſtand, als die Spanier dorthin kamen. Es findet ſich zwar bei Acoſta eine Stelle, welche beſagt, der große Ocean ſei viel von den Ureinwohnern Amerika's befahren worden, und nach alten Überlieferungen hätten die Indier von Iça und Arica ſogar weit entlegene weſtliche Inſeln beſucht, allein dieſem widerſpricht Alles, was über den armſeligen Zuſtand der Seefahrt unter den Peruanern von den Zeitgenoſſen Pizarro's aufgezeichnet worden iſt. Verſchlagene Fiſcher aber wären an Hunger und Durſt geſtorben vor Erreichung der nächſten Inſeln. (Vgl. *Moerenhout*, Voyage aux îles du grand Océan [Par. 1837]. Tom. II. chap. IV. beſonders p. 241—249.) Entgegengeſetzte Anſichten hegt der engliſche Miſſionair Williams (Narrative of Missionary-Enterprizes in the South-Sea islands (Lond. 1837) der freilich eine Adamitiſche Abſtammung des Menſchengeſchlechts vertheidigt.

15) Humboldt, Berlin. Monatſchr. a. a. O. S. 190.

Digitized by Google

ten [16]), wenn anders jene noch weit roheren Figuren, die an Felswänden Südamerika's vorgefunden werden, nicht hierher gerechnet werden. Mündliche Überlieferungen waren von je her unter jenen Völkern ſelten, denn um ſie zu ſchätzen und heilig zu bewahren, muß ein Volk Gemüth und Phantaſie beſitzen, welche dem Indier faſt völlig abgehen. In der Mitte roher Stämme fanden die Spanier nur zwei auf der Stufe chineſiſcher Halbcultur befindliche Völker, und ſelbſt dieſe beſaßen nur ſchwankende, kaum einige Jahrhunderte hinaufreichende Sagen von Ereigniſſen, denen aber, wie dieſes unter Ungebildeten überall geſchieht, ein ungleich größeres Alterthum zugeſchrieben wurde, als ſie in Wahrheit beſaßen. So unvollkommen dieſe Traditionen ſchon im 15. Jahrh. ſein mochten, ſo haben wir ſie noch mehr verfälſcht und verſtümmelt vor uns, da ſie zuerſt durch die ſpaniſchen Eroberer auf uns gekommen ſind. Höchſt ſelten findet ſich unter dieſen ein Mann von beſſerer Abkunft und Erziehung; die Meiſten waren rohe Kriegsknechte, denen Europa zu enge ſchien für ihre Sucht nach Abenteuern und Gold. Mancher Bericht rührt von Mönchen her, einer mit ſeltenen Ausnahmen damals beſonders unwiſſenden, vorurtheilsvollen und bigotten Claſſe. Ihre Ausſagen widerſprechen ſich ſo häufig, tragen ſo oft den Ausdruck der Verkleinerungsſucht oder des abſichtlichen Verſchweigens der Wahrheit, und ſind mit ſo manchen nachweisbaren, aus Nachläſſigkeit entſtandenen Irrthümern erfüllt, daß man nur mit Mistrauen ſich ihrer als Autoritäten bedienen kann. Die Völker ſind als ſolche ſchon lange unter der Herrſchaft der Weiſen untergegangen, deren Traditionen noch einigen Werth hatten. Der beleſene Reiſende weiß ungleich mehr von den Überlieferungen der alten Peruaner, als der jetzt lebende Nachkomme derſelben, der ſelbſt den Fall des Incareiches zu einem mit tauſend Abgeſchmacktheiten vermengten Mythus umgeſchaffen hat, und die gewöhnlichſten Fragen des Fremden über die Vorzeit nicht begreift.

Wären nicht zahlreiche andere Gründe vorhanden, um den Glauben an die mehrfache Wiederherſtellung der Cultur auf den Trümmern einer alten Civiliſation zu rechtfertigen, ſo würde ſchon die Ungleichartigkeit der auf uns gekommenen Bauwerke darauf hinweiſen. Die Denkmäler Amerika's zerfallen in zwei Claſſen; in Monumente einer vorgeſchichtlichen Zeit, und in ſolche, die in Mexico ſeit dem 7., in Peru ſeit dem 12—13. Jahrh. errichtet worden ſind. Die erſteren tragen nichts bei, um das Dunkel der amerikaniſchen Vorzeit zu erhellen; denn dieſe liegt in unerfaßbarer Öde da, wie das weite Meer in ſternloſen Nächten, und geſtattet nur beängſtigenden Ahnungen Raum. Solche Gefühle erzeugten dieſe, den cyklopiſchen an Rieſenhaftigkeit gleichkommenden, Trümmern, ſelbſt in den ſchwer erregbaren Menſchenſtämmen, die wir heute als Urvölker der neuen Welt anzuſehen gewohnt ſind. In den ungeheuern Mauern von Tiahuanuco am See von Titicaca, deren Zweck Niemand zu deuten verſtand, ſahen die Unterthanen der Incas das in einer Nacht errichtete Werk von Rieſen, und mit abergläubiſcher Scheu näherten die Indier Nordamerika's ſich jenen wunderbaren Erdwällen und von der Natur nicht hervorgebrachten Hügeln, deren Erbauung ſie einem übermenſchlichen Geſchlechte zuſchrieben. In Gegenden, wo die Entdecker der Vorzeit nur zahlenarme Stämme vorfanden, die ſich gleichſam in der Unendlichkeit der Wälder verloren, haben neuere Forſcher die gemeinſamen Grabſtätten ganzer Familien zu Tauſenden auf engen Räumen vertheilt, nachgewieſen. Noch merkwürdiger iſt es, daß in großen Ländern die unverkennbarſten Spuren einſtiger Civiliſation ſich darbieten, wo gegenwärtig die mindeſt geſitteten und unfähigſten des kupferfarbenen Menſchenſtammes hauſen. In den Grasebenen von Varinas, wo eine ſtehende Bevölkerung ohne Viehzucht und Ackerbau ſich nicht erhalten könnte, findet ſich gleichwol, außer zahlreichen Begräbniſſen, eine fünf Meilen lange Straße auf Dämmen, die auch über die höchſten Überſchwemmungen hervorragt. Solcher Werke ſind aber die gegenwärtig zwiſchen dem Apure und Meta wohnenden Indier nicht fähig. Auch in den wildeſten jener Urwälder am öſtlichen Fuße der Anden, deren Bewohner ſelbſt den Incas ſo erſchienen, wie einſt den Griechen die Hyperboräer, und in niedrigſter Wildheit umherſtreiften, während auf dem Hochgebirge Civiliſation herrſchte, und eine an ſich unnatürliche Theokratie Unterwerfung unter Geſetze und Staatseinrichtungen erzwang, auch da ergeben ſich Spuren, wenngleich nicht allgemeiner Geſittung, doch gewiß einer Annäherung an dieſelbe in lang vergangenen Zeiten. Es haben die untergegangenen Geſchlechter verſucht, durch kunſtloſe Sculpturen an Felswänden die Kunde ihrer Zeit zu erhalten, vielleicht durch ſolche Geheimſchrift das Andenken ihrer Heerführer oder Prieſter den Nachkommen überliefern wollen. Ein ſolches Beſtreben liegt den rothen Menſchen fern, die jetzt in jenen Öden herumirren; kaum haben ſie den Körper eines Stammesgenoſſen in flacher Grube verſcharrt, ſo iſt auch ſein Name dem Gedächtniß entzogen; die Horde wandert weiter, und die nächſte Geſchlechtsfolge kennt weder die Ruheſtätte der Väter, noch ehrt ſie ihr Andenken. Von welchen Zeiten zeugen die erſt vor wenigen Jahren aufgefundenen mit uralten Bäumen bewachſenen Ruinen von Palenque, und wer wird den Zuſtand und die geiſtige Richtung der Erbauer zu deuten vermögen? Welche umfangreiche lautlos daliegende Städte mögen künftige Reiſende noch auffinden in den Ebenen Neumexico's, zur Beſtätigung der undeutlichen Gerüchte, die ſchon in den erſten 50 Jahren nach dem Falle des Montezuma unter den Spaniern verbreitet waren [17])? An dieſe Denk-

16) Montezuma erhielt von dieſem Papierſurrogat alljährlich 16,000 Ballen, die ihm von fünf Städten als Tribut geliefert wurden.

17) Über die Denkmäler der früheſten Perioden Peru's und Mittelamerika's vgl. die Art. Incas S. 381, Pachacamac und Palenque. Bei der Eroberung von Chiapa fanden die Spanier ungemein große, ſeit uralten Zeiten in Trümmern liegende Gebäude (*Garcia* l. c. l. II. c. 1. §. 4. p. 95), ebenſo bei Guamanga am Fluſſe Vinaque (*Cieza*, Chronica del Peru. c. 78). Die Ruinen von Tiahuanaco beſchreiben Cieza (c. 105), und Acoſta gibt (l. c. l. VI. c. 14) die Maße der ungeheuern Steine an, die man zu

mäler reihen ſich die einer neueren, innerhalb der chriſtlichen Zeitrechnung liegenden Periode, jedoch iſt es nicht immer möglich, ſie von den älteren zu unterſcheiden, indem, mit Ausnahme eines und des andern mexicaniſchen Monuments, der Bauſtyl die zwei großen Epochen amerikaniſcher Cultur nicht mit der Schärfe bezeichnet, die an den Alterthümern der öſtlichen Welt, die Feſtſetzung ungleich kurzerer Zeiträume geſtattet. Zwiſchen den Zeiten, in welchen die beiden Claſſen jener Denkmäler entſtanden, liegt eine Periode der Verwilderung, die von unbeſtimmbarer Dauer iſt, und über deren Veranlaſſung, plötzliches Eintreten oder gradweiſe Zunahme keine Meinung ausgeſprochen werden kann. Dieſe Zeit des Verfalls iſt es, welche die peruaniſche Sage bezeichnet, wenn ſie von dem, eine neue und heilbringende Ordnung einführenden Halbgott Manco Capac ſpricht, und in Mexico findet ſie ihr Ende mit der Feſtſetzung der civiliſirten Tolteken in der Mitte eines tiefgeſunkenen Volkes. Seit dieſen Ereigniſſen und dem Wiederaufleben menſchlicher Sitte beginnt erſt die Geſchichte jener Länder, denn von da an wird es zuerſt möglich, eine gewiſſe chronologiſche Reihe zu verfolgen. Die Hieroglyphen der Mexicaner ſetzen die Ankunft der Tolteken in das 7. Jahrh. Dieſes eingewanderte Volk begründete den Staat, deſſen Civiliſation ſich immer mehr hob, aber um die Mitte des 11. Jahrh. verſchwindet es auf einmal aus der Geſchichte auf unerklärliche Weiſe, und von Neuem riß, wenigſtens theilweiſe, Verwilderung ein. Ein ihm verwandter Stamm, der azteciſche, zieht im 14. Jahrh. von Norden her auf den Hochebenen Mexico's ein, und errichtet das Reich, welches Cortez im J. 1521 zerſtörte. Der peruaniſche Staat iſt aber bedeutend jünger, als der der Tolteken, wenn auch um 100 Jahre älter, als der der Azteken; denn nach Angabe der zur Zeit der Pizarros lebenden Peruaner hatte er kaum 400 Jahre beſtanden, und war folglich um die Mitte des 13. Jahrh. begründet worden. Dieſe Perioden Mexico's und Peru's bezeichnen das, was man im hiſtoriſchen Sinne des Wortes das Alter der amerikaniſchen Menſchheit nennen kann. Sie fallen, verglichen mit der Zeitrechnung der Völker in der öſtlichen Halbkugel, in ſehr neue Zeiten, und gelten nur in einem beſchränkten Länderraume des weſtlichen Continents. Über der Geſchichte aller jener Menſchenſtämme, die ſich nicht unter der Herrſchaft der Incas und der Fürſten Mexico's befanden, liegt ein undurchdringliches Dunkel, das um ſo mehr zunimmt, je mehr die Forſchung in die Länder einzudringen verſucht, deren kälteres Klima und ärmere Natur der menſchlichen Entwickelung minder günſtig war. An den nördlichen Zuflüſſen des Amazonas und am Oronoko finden ſich die letzten undeutlichen Spuren einer in den entlegenſten Zeiten dort einheimiſch geweſenen Civiliſation. Im Süden dieſer Grenze und im Oſten der Anden verſchwinden dieſe ebenſo, wie in den nördlichen und nordweſtlichen Gegenden Nordamerika's, und zuletzt erſcheinen die armſeligen Bewohner wie Weſen von geſtern, ſelbſt ohne Tradition und gleichgültig gegen das Geſchick, das ihre Voraͤltern, wie man annehmen muß, entweder aus beſſeren Heimathen vertrieb, oder in erneuete Wildheit ſtürzte. Während unter dieſen Stämmen die Forſchung nie zu einem gedeihlichen Erfolge führen kann, hat ſich ihr, hinſichtlich des Bildungsgrades derjenigen Völker

Mauern verwendet hatte. (Vgl. auch *Garcil.* Comm. real. l. III. c. 1. *Ulloa*, Resumen histor. im 4. Bande ſeiner Relacion hist. del viage etc. [Madrid 1748]. p. XIX. §. 34.) Über die Befeſtigungen, ovale oder kreisförmige Erdwälle zum Theil von großem Umfange, die große Steinmauer zwiſchen dem kleinen und großen Sciotofluſſe (ſie iſt 6300 Toiſen lang), endlich über die an Geſtalt ſehr abändernden Grabeshügel, von welchen zwiſchen der Mündung des Ohio, dem Illinois, des Miſſouri und San Francisco allein an 3000 vorhanden ſein ſollen, finden ſich die beſten der neuen Berichte und Unterſuchungen in den oben angeführten Transact. Amer. Antiq. Soc. 1820. Vol. I. und Überſicht des hierher Gehörenden bei Humboldt, Reiſe. V. S. 304 fg. Die Kunſtſtraße auf den Llanos von Varinas erwähnt Humboldt a. a. O. III. S. 268. Die Sculpturen an Felſenwänden ſind in den Waldebenen des äquatorialen Südamerika ſeit länger als einem Jahrhundert ſchon von Reiſenden erwähnt worden, und jedenfalls weit zahlreicher, als man bisher wußte, da ſie ſich nicht ſowol an den großen Strömen, ſondern mehr in abgelegenen Gegenden und an Seitenflüſſen vorfinden, die wegen des Zuſtandes unaufhörlicher Befehdungen von ſchwächeren Horden der Sicherheit wegen mehr beſucht worden ſein mögen, als die Allen bekannten und zugänglichen Gegenden. Außerdem kommen auch nur in größerer Entfernung von den Ufern des Amazonas, Paraguay und ihrer Confluenten Felſen von hinreichender Größe und Stärke vor, um die Verſuche ſinnbildlicher Darſtellungen mittels Eingrabung zu geſtatten. Der den peruaniſchen Anden genähertſte Ort dieſer Art iſt der Pongo des Huallaga. Von den dort angeblich vorhandenen Schriftzügen iſt jedoch von der Waſſerfläche aus nichts mit Deutlichkeit zu erkennen, und der Padre Girbal bezweifelte bereits ihre Exiſtenz. Bei der Höhe und Unzugänglichkeit der Felswand iſt dieſe Sache nicht zu entſcheiden. Am Paſtaza und Marona ſollen nach Bericht der reiſenden Krämer von Maynas ſolche Inſchriften häufig ſein. Martius (Reiſe in Braſilien. III. S. 1284) beſchreibt die von ihm in Menge am Japura entdeckten Sculpturen, und bildet andere, am Rio San Francisco vorkommende ab. Humboldt (Reiſe. III. S. 408. IV. S. 315) fand ähnliche am Orinoko, und gibt ſeine Anſichten (IV. S. 516) über dieſen Gegenſtand. Ein großer Theil ſolcher Figuren ſcheint vor der Zeit großer Überfluthungen, oder während derſelben in die Felſen eingehauen worden zu ſein. Unter allen Beweiſen ehemaliger Civiliſation iſt das Vorhandenſein dieſer oft in den härteſten Felſen eingegrabenen Figuren einer der ſchwächſten. Man kann aus ihnen nur das hohe Alter der Bewohntheit dieſer Gegenden folgern und vielleicht auch eine mindere Gleichgültigkeit gegen die Zukunft als der heutige nur in der Gegenwart lebende Indier verräth; allein wir vereinen uns mit Martius in der Anſicht, daß aus dieſen Sculpturen kein beſonderer Grad von Kunſtfertigkeit und Kenntniſſen hervorgehe. Die Gegenſtände der Darſtellung ſind wenige und ſolche, wie ſie ſich der Phantaſie ungebildeter Menſchen, die in der Natur groß geworden, am erſten aufdrängen, Mond, Sonne, Figuren von Menſchen und Thieren, Waffen, und willkürlich hingeworfene, wol bedeutungsloſe Linien aller Art. Indeſſen bleibt ſo viel gewiß, daß die gegenwärtigen Indier unter keiner Bedingung ein ſo mühſames Werk unternehmen würden, ſei nun ſeine Bedeutung, welche ſie wolle, und daß ihnen alſo thätigere und dem thieriſchen Streben nach dem Zuſtande gedankenloſen faulen Hinbrütens minder ergebene Geſchlechter vorausgegangen ſein müſſen. Das mit der Steigerung der Civiliſation zunehmende Bedürfniß der Aufzeichnung, wenn auch Anfangs nicht von abſtracten Gedanken, doch von Thatſachen, hat die Mexicaner nicht allein, ſondern auch ihre uns unbekannten Vorfahren (z. B. in Palenque), zeitig auf die Erfindung einer Hieroglyphenſchrift geführt, die mit großer Geläufigkeit angewendet wurde. (Vgl. *Humboldt*, Vues des Cordillères et des monuments anciens des peuples indigènes de l'Amérique. p. 57 sq. p. 72—76.)

Amerika's, die man hiſtoriſche nennen kann, ein günſtigeres Feld entwickelt. Schon aus den ſchwer erklärbaren, gemeiniglich als Befeſtigungen angeſehenen Erdaufwürfen im mittleren Nordamerika geht wenigſtens eine ſtarke Bevölkerung jener Gegenden in den früheſten Zeiten, aus den Trümmern von Tiahuanuco, ein bedeutender Grad von phyſikaliſchen Kenntniſſen hervor; denn dürfen wir den Meſſungen Acoſta's trauen, ſo hat man an den Ufern des Sees von Chucuito einſt Steinblöcke weit fortbewegt, deren Cubikinhalt über 4000 Fuß betragen würde. Die in der Zeit der Incas ſelbſt errichteten Gebäude verbinden Einfachheit mit großer Feſtigkeit, außerordentlichen Umfang mit ſtrenger Beobachtung des Ebenmaßes, und zeugen von einem außerordentlichen Fleiße, der den Peruanern den Mangel eiſerner Werkzeuge erſetzen mußte. So viel über die Bauwerke und Antiquitäten der Bewohner Mexico's in den Perioden der Tolteken und Azteken ſchon geſchrieben worden, ſo bleibt doch noch Manches zu erläutern übrig, aber Alles deutet auf einen weit höheren Grad von Bildung, als irgend ein heutzutage lebender kupferfarbener Stamm beſitzt, oder, wie zu glauben ſteht, zu erreichen fähig ſein möchte. Den Beweis weit gediehener aſtronomiſcher Kenntniſſe liefern die noch vorhandenen beiden Steine mit Thierkreiſen, aus welchen Antonio de Leon y Gama und Al. v. Humbold nachwieſen, daß die Tolteken das Sonnenjahr genau gekannt, und (wie Gama behauptet) durch Einſchaltung von Tagen dem Jahre nicht allein die gegenwärtig in Europa in ſolcher Theilung herrſchende Genauigkeit zu geben, ſondern ihren Cyclus auf 104 Jahre voraus zu berechnen verſtanden, ein Verfahren, welches genaue Aufzeichnung langjähriger Beobachtungen vorausſetzt. Aus den Teocallis, jenen Pyramiden, die mit dem Cultus der Tolteken und ihrer Nachfolger zuſammenhängen, und die ſich überall finden, ſo weit jene in ihren Wanderungen vordrangen, ergibt ſich eine eigenthümliche und hohe Richtung des Geiſtes, denn ein wenig begabtes Volk unternimmt, auch bei großer Menſchenzahl, keine Rieſenwerke, wie die Pyramide von Cholula, deren Inhalt 7,146,000 Cubikyards gleicht, und die mit Porphyrtafeln belegt war. Die Regierung mußte eine wohlbefeſtigte ſein und ungewöhnliche Mittel beſitzen, die das Volk, und wäre dieſes auch noch ſo willig geweſen, zur Leiſtung von Dienſten bei öffentlichen Unternehmungen verwenden, und ſolche Werke zur Vollendung führen konnte [18]).

Die Betrachtung dieſer Civiliſation, die man eine iſolirte nennen muß, ſo lange man ſich der Hypotheſen über den ehemaligen Zuſtand der Einwohner des übrigen Amerika enthält, veranlaßt die Frage der früheſten W a n d e r u n g e n j e n e r V ö l k e r. Es würde gelten, nachzuweiſen, auf welchem Wege die Geſittung von Land zu Land drang, wie die Völker ſich verbreiteten, und wie es geſchah, daß der beiweitem größere Theil der letzteren entweder die angebotene Bildung ſich nicht zu eigen machte, oder die ſchon erlangte von ſich warf, und endlich in kleinen Haufen aufgelöſt neue Heimathen ſuchte. Unvermerkt würde man bei dieſer Unterſuchung auf die unbeantwortbaren Fragen über die Abſtammung der Ureinwohner im ſtrengen Sinne hingeführt werden, ſetzte man der Speculation nicht feſte Grenzen durch die Annahme, daß in jedem Welttheile Ausgangspunkte der Civiliſation vorhanden ſein können, wo dieſe ohne fremdes Zuthun unabhängig, wenngleich auf langſame Weiſe, ſich entwickelt hat. Vermag die Geſchichte dieſe nicht immer mit Genauigkeit nachzuweiſen, ſo gibt es doch andere Mittel, um mindeſtens die von ihnen gleichſam ſtrahlenförmig ausgehende Verbreitung der Colonien darzuthun, ſo weit dieſes überhaupt da mit Sicherheit geſchehen kann, wo es an geſchriebenen Urkunden der früheſten Zeiten gänzlich mangelt. Die Sprachforſchung iſt es, durch welche noch am meiſten einiges Licht über die urſprünglichen Verwandtſchaften der Amerikaner verbreitet worden iſt. Die Anwendung etymologiſcher Regeln hat manche Schwierigkeiten, und mag in der Hand des Ungeübten zu vielen und ſtarken Fehlgriffen Veranlaſſung geben; allein ſie genügt zur Erlangung allgemeiner Reſultate. Die mühſamen Vergleichungen der Idiome der neuen Welt, wie ſie von Männern betrieben worden, die mit der umfaſſendſten linguiſtiſchen Kenntniß eine große Vertrautheit mit Erdbeſchreibung und Geſchichte verbanden, und durch philoſophiſche Anſichten ſich leiten ließen, haben in Amerika mehre Verwandtſchaftsgruppen der Nationen nachgewieſen; allein es iſt gleichfalls außer Zweifel geſetzt, daß Verhältniſſe im Großen zwiſchen einzelnen weit von einander entfernten Völkern jenes Welttheils nicht beſtehen [19]). Der Erforſchung der Ähnlichkeit von Dialekten kleiner und roher Stämme, ſtehen nicht nur viele Hinderniſſe entgegen, ſondern ihre Reſultate würden immerdar ſchwankende bleiben. Die Sprache der Moros am öſtlichen Fuße der bolıviſchen Anden hat mit der von den Maypures am Orinoko geſprochenen die auffallendſte Ähnlichkeit [20]). Kühn würde es mindeſtens heißen müſſen, aus dieſem Umſtande die nahe Verwandtſchaft, vielleicht die Identität beider Stämme, herleiten zu wollen, die durch weite Entfernung und zahlreiche Völkerſchaften getrennt ſind. Die in der Urzeit erfolgte Auflöſung großer Völker Südamerika's in nach allen Richtungen wandernde Horden unterliegt ebenſo wenig dem Zweifel, als die vom 7. bis zum 13. Jahrh. in Nordamerika fortdauernde Strömung der Nationen aus dem Norden nach Süden, aber hier und dort iſt es unmöglich, die Einzelnheiten dieſer Zerſplitterungen und Wanderungen zu erfaſſen, weil Kriege ganze Stämme vernichtet, andere verdrängt haben mögen, die Annäherung der coloniſirenden Weißen Auflöſungen, Vermengung und Fluchten unter den Völkerſchaften hervorbrachten, bis die geſammte Menſchheit jenes Welttheils auf eine Weiſe durch einander geworfen war, die von einem geiſtreichen Schriftſtel-

18) Die hier behandelten Fragen berührt auch V a t e r, Unterſuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente (Leipz. 1810).

19) J. S. V a t e r, Mithridates (Berl. 1812). III. S. 379.

20) Ebendaſ. III. S. 517. M a r t i u s, Abhandl. vom Rechtszuſtande unter den Ureinwohnern Braſiliens (Münch. 1832). S. 82.

ler treffend mit dem Zuſtande der Gebirgsformationen unſerer Erde verglichen wurden, welche durch den Ausbruch großer Naturkräfte in chaotiſche Verwirrung geſetzt ſind [21]). In der nördlichen Hälfte Amerika's findet ſich ein einziger Ausgangspunkt der Wanderungen jener Völker, die den Europäern bei der Entdeckung als Bewohner des Landes erſchienen. Seine Lage mit Genauigkeit angeben zu wollen, wäre ein Verſuch den Schleier einer Vorzeit zu lüften, die uns in unerreichbarer Ferne liegt. Daß er aber irgendwo im Innern von Neucalifornien oder weſtlich vom Felſengebirge gelegen, laſſen viele Umſtände vermuthen, welche die vor einem halben Jahrhunderte neu aufgelebte, jedoch ſchon von den früheſten Schriftſtellern ausgeſprochene Meinung unterſtützen, daß dieſe, im Nordweſten Amerika's wohnenden Völker, die ſpäteren Eroberer des Landes von Canada bis zur Erdenge von Darien, urſprünglich aus Aſien gekommen ſeien. Erſtaunen erregend iſt der Umfang der auf dieſen Gegenſtand gerichteten Forſchungen, allein nur der Satz iſt bis zur Überzeugung feſtgeſtellt worden, daß die Bewohner Grönlands und Labradors mit den des nordöſtlichen Aſiens und den Aleuten und Kurilen ein und daſſelbe Volk ausmachen. Ob die Einwanderer ein noch älteres Volk, als ihr eigenes, im Beſitze des Landes vorfanden, es verdrängten oder ſich mit ihm verſchmolzen, wer mag darüber einen Ausſpruch thun? Von ihren Sitzen an der Nordweſtküſte ergoſſen ſie ſich in periodiſchen Strömen nach Süden, Südoſten und Nordoſten, begründeten dort das Reich der Tolteken, und zerſtreueten ſich hier in kleinere Völkerſchaften, die den nothwendigen Folgen der Vereinzelung und Abgeſchiedenheit erlagen, ihre Sprachen veränderten oder verarmen ließen, und im Kampfe mit einem ungünſtigeren Klima in Wildheit verſanken, während die größere Hälfte der Wanderer, dem allen Menſchen einwohnenden Inſtinct, den Süden zu ſuchen, gehorſam, nach dem Wendekreiſe zog, und dort ſich raſch zur höheren Civiliſation erhob. Zahlreiche Überlieferungen beweiſen die Richtung der Wanderung im angegebenen Sinne nicht minder, als der Umſtand, daß ſchon die erſten Weißen die Bevölkerung der atlantiſchen Küſten dünn verſtreut bemerkten, aber von ihrer nach Weſten hin zunehmende Zuſammendrängung Kunde erhielten [22]). Häufig erneuetes Aufbrechen eines oder des andern Stammes ſtörte die Ruhe und brachte Kriege hervor, und daß auch die im Norden angeſiedelten Völker von der Sehnſucht nach dem Süden ergriffen, zeitig große Züge unternahmen, läßt ſich aus der Ankunft der ſiegreichen Karaiben folgern, die nicht nur in Florida ſich feſtſetzten, ſondern, von Inſel zu Inſel gehend, zuletzt den Continent von Südamerika erreichten [23]). Ähnliches geſchah auch in jenen Gegenden, die ſich bereits einen hohen Grad von Civiliſation zugeeignet hatten. Die aus den nordweſtlichen Regionen ſich folgenden Ströme erſchütterten mehrmals den Staat der Tolteken (gegründet gegen 667) und brachten die Cultur in neuen Verfall. So erſcheinen die Chichimeken im J. 1170, die Nahualteken 1178, die Acolhuis und Azteken 1196, ſämmtlich Völker derſelben Abſtammung [24]), die aber nicht eines gleichen Grades der Bildung ſich erfreuten, zum Theil, wie die Azteken, bis zu ihrer Ankunft im Lande Anahuac nach Art der Wilden in Felle gekleidet einhergingen und das rohe, mit Entbehrungen verknüpfte Leben von Jägervölkern führten. Während nördlich vom Iſthmus die Wanderung der Völker in einer vorherrſchenden Richtung und von einem gemeinſamen Punkte ausgehend, mit Sicherheit angenommen und ſogar verfolgt werden kann, und nur genauer Jahresangaben entbehrt, verhält ſich dieſes ganz anders in der ſüdlichen Hälfte Amerika's. Mit Ausnahme Peru's fehlt es überall an deutlichen oder glaubwürdigen Überlieferungen, aber dennoch iſt auch da unverkennbar, daß mehre Ausgangspunkte der Völker vorhanden geweſen. Vergleicht man die faſt unbegreifliche Verwilderung

21) Vater a. a. O. S. 339. Derſelben Anſichten über dieſe aſiatiſche Abſtammung ebendaſ. S. 352 fg. Übereinſtimmung aſiatiſcher und amerikaniſcher Sprachen wies nach: *Smith Barton*, New views of the origin of the tribes and nations of America (Philad. 1797). Daſſelbe war geſchehen von *Thomas Jefferson*, Notes on the State of Virginia (Lond. 1787), der aber (p. 162) mit ſinnreichen, wenn auch nicht haltbaren, Gründen zu der Folgerung kommt, es ſei Aſien von Amerika aus bevölkert worden. Die geographiſche Verkettung der Sprachen der alten und neuen Welt hat Maltebrun (a. a. O. S. 41) in einer Überſicht zuſammengeſtellt aus gleicher Abſicht. 22) Vater a. a. O. S. 357.

23) Umgekehrt iſt behauptet worden, daß die Caraiben urſprünglich am Oronoko gewohnt und von da aus nördlich bis auf die Antillen gezogen wären. Von den Braſiliern wurden ſie ſtets ſehr gefürchtet, und ſie ſcheinen Raubzüge bis in die Nähe des Amazonenfluſſes unternommen zu haben. Sie gelten nicht allein bei den erſtern als Eindringlinge, ſondern ſie ſelbſt betrachten alle im Süden ihrer jetzigen Wohnſitze angeſiedelten Völker als Fremde. (C. Quandt, Nachricht von Surinam und ſeinen Einwohnern u. ſ. w. [Görlitz 1807.]) Die Verbreitung dieſes Volkes im 16. Jahrh. war ungleich größer als jetzt (*Humb.* Essai polit. I. p. 83), indem ſie ſtets ſtrebten, ſich die Nachbarvölker unterthan zu machen. (*Gili*, Saggio di Stor. Americ. I. p. 40.) Nach Veſpucci (*Grynaeus*, Nov. Orbis edit. 1532. p. 145) bedeutet ihr Name in ihrer eigenen Sprache einen weißen Mann. 24) Die Geſchichte der Wanderung der mexicaniſchen Völker von Nordweſten her hat umſtändlich entwickelt *Clavigero*, Storia antica del Messico (Cesena 1780). I. l. 2. Er beweiſt, daß alle jene Stämme eines Urſprungs waren, durch Gründe, welche Vater (a. a. O. III. S. 67—75) wiederholter Prüfung unterwirft, und meiſtens als überzeugende anerkennt. Die von Clavigero feſtgeſtellten Perioden der mexicaniſchen Ereigniſſe ſetzt den Untergang der Monarchie der Tolteken auf das Todesjahr ihres Königs Topiltzin, 1051, und bemerkt, daß das letztere ſpäter fallend nicht angenommen werden dürfe, weil ſonſt Widerſpruch mit den Traditionen der nachher eingewanderten Chichimeken und Acolhuis entſtehe. Dagegen hat aber ein neuer Schriftſteller (Capt. Bech im Journ. roy. geogr. society [London 1837]. VII. P. I. p. 10) eingewendet, daß innerhalb einer Periode von kaum 400 Jahren das Toltekenreich ſich nicht zu der Größe habe entwickeln können, die aus ſeinen Monumenten (z. B. den Pyramiden von Cholula und Teſtihuacan) hervorgehe, alſo älter ſein müſſe. Daß die Tolteken viel weiter nach Süden vorgedrungen ſind, alſo eine weitere Herrſchaft ausgeübt haben müſſen, als die 120 Jahre nach Topiltzin's Tode und der Auflöſung des Staates einwandernden Stämme, deren einer, die Azteken, im J. 1325 die Stadt Mexico begründete, geht daraus hervor, daß man die alte Sprache der Tolteken in Gegenden verbreitet fand, in welche die ſpäter eingewanderten Völker nicht vorgedrungen ſind. Vater a. a. O. S. 70.

Digitized by Google

und Zerſplitterung des beiweitem größten Theils der dort hauſenden Volker, ſo möchte man zu der Annahme geneigt werden, daß ſie die Reſte einer uralten Bevölkerung, das heißt einer ſolchen ſind, deren Entſtehung und Blüthe lange vor die Zeit fällt, wo Einwanderer von Nordweſten her über Nordamerika ſich verbreiteten, und daß ſie große Kataſtrophen überlebt haben. Zwiſchen ihnen hätte ſich gleichſam ausnahmsweiſe in zwei Ländern (Cundinamarca und an dem Ufer des Titicaca) eine höhere Civiliſation ausgebildet, denn alles, was ſonſt von der Geſittung anderer Gegenden zur Zeit der Eroberung durch die Spanier erzählt wird, möchte ſehr in Zweifel zu ziehen ſein[25]). Nähme man der Analogie Nordamerika's gemäß an, daß die civiliſirenden Völker eingewandert waren, ſo würde man leicht zu dem Schluſſe kommen, daß alle jene Nationen, die im Oſten der Anden wohnen, und ſo weit unſere Kenntniß von ihnen zurückreicht, ſtets daſſelbe Schauſpiel der Erniedrigung und Wildheit darboten, Trümmer der älteſten Bevölkerung Amerika's darſtellen. Der phyſiſche Unterſchied zwiſchen den Gebirgsbewohnern Peru's, den einſtigen Unterthanen der Incas, und den Horden der öſtlichen Flachländer bis zum atlantiſchen Meere, iſt freilich nicht ſo groß, um eine ſolche Vermuthung zu rechtfertigen, da die Extreme durch viele Übergänge vermittelt ſind; allein aus der Geſchichte dieſer Völker ergibt ſich eine große Ungleichheit der Civiliſationsfähigkeit, ein ſtarres Stehenbleiben hier, ein ſchnelles Emporſtreben dort, welche doch auf moraliſche Unähnlichkeiten einer wichtigeren Art deuten, als man allein durch Geltendmachung klimatiſcher Einflüſſe erklären kann. Entſchieden iſt aber dieſe Unähnlichkeit, wenn wir den ſüdamerikaniſchen Indier mit dem nordamerikaniſchen vergleichen, und daher hat ſchon zeitig die Idee einer völlig ungleichen Abſtammung beider vielfachen Beifall gefunden[26]). Von der ernſten Männlichkeit, der ſchärferen Denkkraft, der Phantaſie und dem dichteriſchen Talent der nordamerikaniſchen Indier ergeben ſich keine erheblichen Spuren unter den Stämmen des guaranitiſchen Urſprungs. Man muß jene als einer höhern Race angehörend auch dann noch betrachten, wenn man nicht Alles unbedingt glaubt, was Reiſende älterer und neuerer Zeit bis auf diejenigen herab, die in dem untergehenden Menſchenſtamme einen Gegenſtand dichteriſcher Schilderung ſahen, von ihnen erzählten, und wenn man die Ausſprüche verwirft, die ſeit Pauw's und Raynal's Zeiten der Theorie wegen die Südamerikaner in Maſſe den Thieren gleichſtellten[27]). Wie ſich dieſes nun auch verhalten möge,

25) Hierher gehört dir angebliche Civiliſation der chileniſchen Eingedorenen, die faſt ganz auf der Autorität Molina's in ſeiner bürgerlichen Geſchichte von Chile (*Ign. Molina*, Saggio sulla storia de Chili [Bologna 1782]) beruht, und nach Allem, was in unſern Zeiten bei jenen Indiern gefunden worden, ſehr übertrieben iſt. Die von Molina innerhalb der Grenzen des ſpaniſchen Chile angeführten Völkerſchaften (Coquimbanos, Quillotanos u. ſ. w.) haben entſchiedener Weiſe ſchon zu ſeiner Zeit nicht mehr beſtanden. Ercilla kann als Dichter, der beſonders die claſſiſche Epopèe nachzuahmen ſich beſtrebte, und ſeine Indierhäuptlinge lange und ſchöne Reden halten läßt, kein Gewicht zugeſchrieden werden. Daß indeſſen die Chilenen mehr Cultur beſeſſen haben mögen, als die Eingeborenen Paraguay's, iſt darum wahrſcheinlich, weil ſie mit dem bis zum Mauleſluſſe reichenden Gebiete der Incas grenzten, und obwol Feinde deſſelben, ſo weit ſie den kriegeriſchen Araucanos ſich zuzählten, doch wol von der nachbarlichen Civiliſation berührt worden ſein mögen.

26) Die Identität der Race der Indier in beiden Hälften Amerika's iſt von Vielen behauptet worden. Humboldt (Essai politique. I. p. 82. 89. 90) findet einmal große äußerliche Ähnlichkeit, außerdem aber Übereinſtimmung der oſteologiſchen Charaktere am Schädel. Dieſem ſcheint aber doch die Schädelbildung mehrer erſt in neueſten Zeiten genau erforſchter ſüdamerikaniſcher Völker entgegenzuſtehen, z. B. der Botocuden, bei welchen ſich zu Folge der vom Prinzen von Wied (Reiſe. III. Taf. 1) gegebenen Abbildung der Geſichtswinkel zu 69° 30′ verhält, eine, wie auch Blumenbach (ebendaſ. S. 70 und Decades craniorum Tab. 58) erwähnt hat, an den Orangutang anſtreifende Bildung. Daß der als allgemein angenommene Charakter einer ſehr niedrigen und engen Stirn in Nordamerika keine ausnahmloſe Geltung finde, daß die alten Mexicaner ſogar Stirnen von „unnatürlicher Breitenentwickelung" beſeſſen, ſuchte ein Reiſender neuerdings zu beweiſen aus alten Terra-cotta-Büſten. (Betch a. a. O. S. 8.) D'Orbigny (Comptes rendus des séances de l'Acad. des Scienc. 1838. II Sem. p. 571) findet bei naheverwandten Völkerſtämmen abweichende Schädelbildung. Oldendorp (Geſch. der Miſſionen der evangeliſchen Brüder auf den caraib. Inſeln ꝛc. [Barby 1777]. S. 22) vergleicht die Stirnwölbung der Caraiben der europäiſchen. Virey (a. a. O. I. S. 486) findet einen groſen Unterſchied zwiſchen Schädeln der nord- und ſüdamerikaniſchen Völker. Georg Forſter (Geſch. der Reiſen an die nordweſtl. und nordöſtl. Küſte von Amerika) nimmt nur eine Race an, ebenſo Ulloa (Noticias americanas. p. 308), deſſen Urtheil aber durch anatomiſche Gründe nicht motivirt iſt. Die zeitig beobachtete Ähnlichkeit der Indier mit den Mongolen (auch *Humb.* Essai polit. I. p. 89. *Volney*, Tableau des États unis. Oeuvres II. p. 437; engliſch von M. C. B. Brown [Philad. 1804] mit werthvollen Anmerkungen Barton's), tritt eigentlich nur da hervor, wo man auch andere Spuren der Einwanderung der Urbewohner aus einem andern Welttheile bemerkt, d. h. in Nordamerika, wenig oder gar nicht im öſtlichen Peru oder Braſilien. Von vieler Wichtigkeit iſt es aber, daß Clavigero, ein geborener Amerikaner, es für unmöglich erklärt, jene zwei großen Abtheilungen der kupferfarbenen Menſchenrace auf einen Stamm zurückzuführen (Vater a. a. O. III. S. 363), eine Meinung, zu welcher ſich auch Hervas aus etymologiſchen Gründen bekennt. Vater ſtellt (S. 376) die wenigen Worte zuſammen, die den Bewohnern beider Hemiſphären gemein ſind. Daß mittels ſomatiſcher Charaktere die Frage der Verſchiedenheit nördlicher und ſüdlicher Amerikaner je entſchieden werden könne, muß ganz bezweifelt werden, da die Anſichten über Einfluß des Klima's u. ſ. w. auf Modification des Körpers nie zu vereinen ſind, außerdem auch die Grundlage eines zuverläſſigen Ausſpruches, d. h. Jahrhunderte hindurch fortgeſetzte Beobachtung unter Geſichtspunkten einer aufgeklärten Phyſiologie, ermangeln. Es bleibt daher die Anſicht, daß eine Verſchiedenheit des Urſprungs und daher der Race ſtattfinde, eine hypothetiſche, die aber darum nicht weniger für ſich hat, als die entgegengeſetzte.

27) In den Werken der früheſten Beſchreiber des amerikaniſchen Continents wird den Eingeborenen meiſtens ein thiergleicher Charakter zugeſchrieben. Robertſon, der ſich überhaupt zum Generaliſiren hinneigt, und eine eigene Theorie von dem Übergange der Menſchheit aus dem wilden und primitiven Zuſtande zu dem civiliſirten befolgte, beſtreitet in ſeiner Geſchichte Amerika's die Anſprüche der Indier auf ehemaligen Beſitz von höherer Civiliſation, Künſten und Staatseinrichtungen beſſerer Art. Er ſieht ſich daher genöthigt, ſelbſt die erſtaunlichen Bauwerke der Mexicaner herabzuziehen. Zu dichteriſch und lobpreiſend wurde der Charakter und die Civiliſation der Indier in neueſten Zeiten genommen von den nordamerikaniſchen Schriftſtellern Waſhington Irving, Cooper und Jam. Athearn Jones (Traditions of the northamerican Indians [London 1830].

Digitized by Google

ſo ſind doch folgende Punkte des Ausganges dieſer Völker unverkennbar. Zu Folge der Mythologie der Muyscas (Mozcas) von Cundinamarca lebten die älteſten Bewohner im Zuſtande großer Wildheit, als ein Greis bei ihnen erſchien, der aus den öſtlichen Ebenen heraufgeſtiegen, ſchon durch ſeinen Bart auf fremden Urſprung ſchließen ließ. Er gerieth mit ſeinem Weibe in einen Streit; aus Rache überſchwemmte dieſe das Land, allein Bochica ſiegte und wurde zum Begründer eines Staates, deſſen Civiliſation und Macht nicht hinter der Monarchie der Incas zurückblieb, und als Mittelpunkt der Sittigung im Norden Quito's angeſehen werden muß. Peru hatte ſchon einmal eine beſſere Zeit geſehen, als im 12. Jahrh. von Oſten kommend Manco Capac einzog, wahrſcheinlich in Begleitung einer mit ihm ausgewanderten Schar (vgl. Incas S. 384). Die Hochebene des Titicaca wird daher zum Ausgangspunkte, wenn auch nicht der ganzen Bevölkerung, doch der ſpäteren Cultur des Landes. Daß die Incas nicht von Norden herbeiziehende Abkömmlinge jener Tolteken waren, die auf einmal und in der unbegreiflichſten Weiſe aus der mexicaniſchen Geſchichte verſchwinden, geht aus Vergleichung der Chronologie hervor[28]). Ihr Einfluß dehnte ſich immer mehr aus, und galt zuletzt vom Maule in Chile bis Paſto, ſodaß alle kleine Völkerſtämme in eine Nation verſchmolzen wurden, und ſchon die Conquiſtadoren wenige Sagen abgeſonderten Herkommens vorfanden. Politik veranlaßte eine gewaltſame Verbreitung einer Sprache; was ſonſt noch Eigenthümliches den Bewohnern entlegener Provinzen geblieben ſein mochte, ging unter der ſpaniſchen Herrſchaft verloren, und daher erſcheinen die Peruaner als ein ziemlich gleichartiges Volk, über deſſen urſprüngliche Beſtandtheile gegenwärtig keine Forſchungen angeſtellt werden können. Das Gegentheil von allem dieſem wird bemerklich bei Betrachtung der Nationen, welche das weite Land vom Plataſluſſe bis an den Orinoko, vom Fuße der Anden bis zur atlantiſchen Küſte bewohnen. Das mächtige Volk der Tupis behauptete einſt das Land zwiſchen dem Paraná und Paraguay; wahrſcheinlich befand es ſich im Beſitze einer gewiſſen Civiliſation, als es aus unbekannten Gründen ſich zu zerſtreuen begann. Theils durch andere Horden hindurch, theils dieſelben mit ſich verſchmelzend, drang es vor bis nördlich vom Amazonas, gab aber ſo weit weſtlich als Maynas Zweige ab, die, im fremden Boden wurzelnd, ihren Urſprung noch jetzt deutlich verrathen. Merkwürdig iſt es, daß, ungeachtet dieſer großen, und gewiß nicht immer glücklichen, Wanderungen, die Sprache der Tupis ſich erhielt. Sie gibt heutzutage den ſicherſten Maßſtab, um die außerordentliche, nach allen Richtungen und vor Ankunft der Portugieſen erfolgte, Zerſplitterung des Volkes zu beurtheilen. Mit dem im größeren Theile des nördlichen Braſiliens und in Paraguay geſprochenen Idiom haben die Dialekte der Eingeborenen am Huallaga, ſo weit die Einführung des peruaniſchen Quichua noch nicht alles Andenken verwiſcht hat, ſo viele Verwandtſchaft, daß ſich die Cocamas, Yurimaguas u. ſ. w., ohne Schwierigkeit mit den Braſiliern beſprechen: Die Omaguas, berühmt durch ihre Sitte, die Köpfe der Neugeborenen platt zu drücken und ihre Reiſen auf den großen Flüſſen ihres Welttheils, ſind nur ein Stamm der paraguayſchen Tupis. Sie ſind unter allen am fernſten vorgedrungen, unter dem Namen der Aguas ſogar in Venezuela unter 10° nördl. Br. gefunden worden[29]). Es bleiben freilich noch manche zahlenarme Stämme übrig, die von dem guaranitiſchen oder Tupivolke ſich unterſcheiden, und noch niedriger als dieſes ſtehen und mitten unter ihm leben. Ob ſie Reſte einer alten verdrängten und aufgelöſten Nation ſind, muß dahingeſtellt bleiben, denn ſo weit in unſern Zeiten dergleichen Forſchungen überhaupt noch möglich ſind, muß man es als Gewinn anſehen, wenn es gelingt, wenigſtens die größten jener Völkergruppen auf einen gemeinſamen Urſprung zurückzuführen. Ein dritter Verbreitungspunkt ſcheint irgendwo im Süden, wahrſcheinlich wol in den milderen Thälern am Fuße der Anden von Chile, zu ſuchen zu ſein. Von ihm wären die Araucanos der Spanier (d. h. die zwiſchen dem Biobio und Valdivia wohnenden Stämme) und die minder bekannten Horden der Anden, ein Theil der Patagonen und die Chiloten

---

III Vols. Sagen, zum Theil von vielem Intereſſe, die aber oft den Werken Heckewälder's und Charlevoix entnommen ſind). Auch Volney (Tableau des Etats unis) hat wol öfters die Indier zu ſehr als Dichter betrachtet. Auf das mittelalterliche Urtheil über jene Völker werden wir unten zurückkommen müſſen, übergehen aber die vielen in den Ver. Staaten herausgekommenen Romane, in welchen Indier auftreten, als der Geſchichte unwürdige Autoritäten.

28) Über Civiliſation und aſtronomiſche Kenntniß der Muyscas vgl. *Humboldt*, Monum. p. 128. 244 etc. *Luc. Fernandez Piedrahita*, Histor. gen. del N. R. de Granada. *Gumilla* II. p. 225. *Herrer.* D. VI. L. V. c. 6. Die Tolteken verſchwinden genau um das Jahr 1051, alſo 100 Jahre vor dem Auftreten Manco Capac's. (Humboldt, Berl. Monatſchr. a. a. O. S. 205.)

29) Die ſüdliche Abſtammung der mächtigen und zahlreichen Omaguas hat Condamine (Rélat. de son voyage. p. 70) dadurch zweifelhaft gemacht, daß er annimmt, es ſeien die am obern Amazonas um San Paulo wohnenden Omaguas eigentlich am öſtlichen Abhange der Anden von Quito zu Hauſe, von dort der ſpaniſchen Verfolgungen wegen entflohen. Fr. Xav. Veigl (Gründliche Nachricht über die Verfaſſung der Landſchaft Maynas u. ſ. w. in Ch. G. von Murr, Reiſen einiger Miſſionarien der Geſellſchaft Jeſu in Amerika [Nürnb. 1785]. S. 79) rechtfertigt die Annahme der Einwanderung von Süden auf den großen Flüſſen. Die Omaguas haben ehedem eine viel größere Verbreitung gehabt als gegenwärtig, wo ſie als dieſen Namen führendes Volk am Marañon im Dorfe Omaguas und Pevas oberhalb und in San Paulo unterhalb der braſitiſchen Grenze vorkommen, denn noch zu P. Texeira's Zeit (1637, vgl. *Acuna* bei *Gomberville*, Rélat. de la rivière des Amazones [Par. 1682]. cap. 51) wohnten ſie bis zum Juruá hinab. Bei den Portugieſen heißen ſie Cambevas, was gleichbedeutend mit Omaguas (Plattköpfe, „Indias cabezas chatas“ der früheren ſpaniſchen Geſchichtſchreiber) ſein ſoll. Condamine (a. a. O. S. 72) verſichert zwar, es herrſche, dem Klange nach, keine Verwandtſchaft zwiſchen der Omagua- und Tupisſprache, allein dieſem widerſpricht die Erfahrung, die wir erwähnten, die Leichtigkeit nämlich, mit welcher die Yurimaguas ſich mit Braſilien verſtändlichen. Über die Verbreitung der Tupis ſchrieb umſtändlich Martius (Reiſe. III. S. 1096 und S. 1194) und gab eine Karte der muthmaßlichen Wanderungen am Ende der oben angeführten Abhandlung; Vater a. a. O. III. S. 599, wo auch die hierher gehörenden Citate aus Hervas' Werken zu finden ſind.

ausgegangen. Sie halten ſich für Stammverwandte, obgleich ſie häufig in gegenſeitige Kriege verwickelt ſind. Ihre Sprachen ſtimmen ſehr überein[30]), und ausgemacht iſt es, daß die nomadiſchen Horden der Gebirge und öſtlichen Pampas, die Pehuenches, mit den eigentlichen Araucanos und den Ackerbau treibenden Huilliches, die bis jenſeit Chiloë wohnen, ohne Schwierigkeit ſprechen. Die Chilenen verſichern, daß zwiſchen der Sprache der Pehuenchen und Moluchen ein ſo beträchtlicher Unterſchied nicht herrſche, wie zwiſchen dem Spaniſchen und Portugieſiſchen[31]).

Die Beantwortung der zweiten Frage über die Urſachen dieſer Wanderungen bis zur äußerſten Zerſplitterung und des gänzlichen Verfalls der amerikaniſchen Menſchheit iſt noch ungleich ſchwieriger, als die eben abgehandelte erſte der Verbreitung. Vermag man Gegenden mit einiger Sicherheit nachzuweiſen, wo die Bevölkerung einſt gedrängt wohnte, und ſogar geſittet war, ſo iſt es vollkommen unbegreiflich, warum dieſe in Horden aufgelöſt nach allen Richtungen ſich zerſtreute. Man kann nicht bei der Einwirkung europäiſcher Colonien ſtehen bleiben, denn wenn auch an vielen Orten, wie einſt am Amazonas, Völkerſchaften in große Fernen zurückgewichen ſind, ſo ſtehen ſolche Ereigniſſe doch in keinem Verhältniſſe zu der ſchon von den Entdeckern mit Verwunderung erwähnten Menge kleiner Nationen und verſchiedener Sprachen. Die Geſchichte der alten Welt bietet kein Beiſpiel einer ähnlichen Zertrümmerung der Bevölkerung eines großen Landes. Ob ein unerrathbarer Ausbruch von Naturkräften ein ſo allgemeines Wehe über die Amerikaner gebracht, daß ſie alle Bande des öffentlichen Lebens zerſprengten, und von Grauen erfaßt in kleinen Geſellſchaften in die Einöden entflohen, ob eine jener Peſten, wie die war, welcher vielleicht die Tolteken erlagen, mehrfach hereingebrochen iſt, ob vielleicht ungeheuere Maſſen in Kriegen gegen einander wütheten, bis nur geringe, heimathloſe, verwilderte Reſte übriggeblieben, denen ſelbſt das Andenken des Urſprungs entſchwunden war — wer mag dieſes enträthſeln? Soll man annehmen, daß in Folge dieſer entſetzlichen Kataſtrophe der allerfrüheſten Zeit, ſelbſt die Geiſtesfähigkeiten der Indier ſich ſo abſtumpften, daß ſie nicht einmal im Stande waren, auf den Trümmern ihres Volksthumes ein neues zu errichten, und in jenen Zuſtand der Ungeſelligkeit, der gegenſeitigen Feindſchaft und der ſtets zunehmenden Neigung zu neuen Trennungen verfielen, der mehr als irgend etwas anderes für den Amerikaner bezeichnend iſt? Aufgelöſt, wie jene geſammte Menſchheit jetzt daſteht, ohne Liebe zum Boden, ohne Volksgefühl, unverträglich und theilnahmlos, melancholiſch und träge, gleichgültig gegen die Zukunft, glaubt man in ihr ein altersſchwaches Geſchlecht zu ſehen, das, als es ſich überlebt hatte, die geſelligen Bande löſte. Seitdem mit gegenſeitiger Aufreibung beſchäftigt, oder lebenverkürzenden Laſtern verfallen, bietet es vielleicht die Hand zur Vollſtreckung jenes Naturgeſetzes, welches am Ende von des Lebens Kreislauf, ebenſo für das Einzelne, als das Ganze, Tod und Auflöſung geſetzt hat, damit für eine neue Schöpfung Raum werde, und dieſe auf den bald verſchwindenden Reſten kräftig emporwachſe. Können wir die Anſicht nicht von der Hand weiſen, daß im Moraliſchen der amerikaniſchen Menſchheit der Ausdruck der Greiſenhaftigkeit deutlich vorherrſche, ſo ſehen wir in der Geſammtheit ihrer Zuſtände zum erſten Male das Verfahren, deſſen die Natur ſich bedient, um die uralte Bevölkerung ganzer Welttheile langſamen aber ſicheren Schrittes aus der Reihe der Weſen zu entfernen. Wer mag ſagen, ob dieſes uns mit Grauen erfüllende Schickſal nicht auch den weitverbreiteten kaukaſiſchen Stamm nach Durchlaufung ſeiner Bahn dereinſt erwarte?

In phyſiſcher Hinſicht trägt der Amerikaner ebenſo einen unterſcheidenden Charakter, als er in Hinſicht ſeiner geſelligen Zuſtände und der Räthſel ſeiner Geſchichte unter den Völkern der übrigen Welt iſolirt daſteht. Es iſt ein altes, aus der Zeit der Entdecker Amerika's herſtammendes, aber immer wieder aufgefriſchtes Vorurtheil, daß alle Bewohner der neuen Welt ſich ſo ähnlich ſeien, daß es genüge, Einen geſehen zu haben, um Alle zu kennen. Wie unter den kaukaſiſchen Völkern, ſo herrſcht auch unter den amerikaniſchen ein großer Unterſchied, der nicht ſelten an benachbarten Stämmen ſcharf hervortritt, ſich nicht allein auf Geſichtsbildung, ſondern auch auf Hautfarbe, Körpergröße und Conſtitution erſtreckt. Der Eingeborene der peruaniſchen Anden iſt klein und ſchwach gebaut; unmittelbar neben ihm wohnen die Cholonen, Xibitos, Cocamas und Yurimaguas, die hoch und gut gewachſen, großer Anſtrengungen fähig ſind, und öſtlich reiht ſich an dieſe der kleinere, unanſehnliche und oft häßliche Schlag der halbciviliſirten Indier der braſiliſchen Niederlaſſungen. Ähnliche Beiſpiele ſind in Menge ge-

30) Thomas Falkner, Beſchreibung von Patagonien. Aus dem Engl. (Gotha 1775.) S. 124. 31) Die armſeligen Bewohner des Archipels des Feuerlandes ſind noch zu wenig gekannt, vielleicht aber Überreſte eines aus großer Ferne dahin verſprengten Volkes. Nach der von Falkner gegebenen ethnographiſchen Überſicht würden ſie jedoch einen Zweig der Patagonier ausmachen. Wir können die Frage der Verbreitung, die mit der Eintheilung in große Völkergruppen verbunden iſt, nicht verlaſſen, ohne kürzlich die Anſichten zu erwähnen, welche über dieſen Gegenſtand Alc. d'Orbigny vorläufig bekannt gemacht (a. a. O.) und in einem beſondern Werke ſpeciell zu behandeln verſprach. Er nimmt drei Racen an: I. Die ando-peruaniſche, welche in drei Zweige zerfallen würde, 1) den peruaniſchen (vier Nationen, von Atacama wahrſcheinlich bis Cundinamarca verbreitet, indem unter dem Namen der Quichuas wol die Bewohner des alten Incareiches verſtanden ſein dürften); 2) den andiniſchen, fünf Nationen (Antiſien; ſcheint Oberperu zu begreifen); 3) den araucaniſchen, zu welchem die Feuerländer, zwei Nationen. II. Die Pampas-Race. 1) Zweig der eigentlichen Pampas; ſieben Nationen (Patagonen, und die Völker ſo weit nördlich als die Abiponer und Lenguas); 2) Zweig der Chiquitos; zwölf Nationen; 3) Zweig der Moxos; ſieben Nationen. III. Braſiliſch-Guaranitiſche Race. Ein Zweig; zwei Nationen. Es ſind den Racen und Zweigen Diagnoſen nach zoologiſcher Sitte hinzugefügt, allein ſie entbehren jene Schärfe, die man von ſolchen Phraſen verlangt, und die ſchwerlich da zu erreichen ſein wird, wo die phyſiſchen Charaktere ſo in einander übergehen, daß es unmöglich wird, die Grundform anzugeben. Der Theilungen ſcheinen zu viel und einige nicht natürlich zu ſein; es würde darauf ankommen, ſie durch etymologiſche oder hiſtoriſche Gründe zu rechtfertigen, in dieſem Falle der Naturforſchung die einzigen und ſichern Mittel.

ſammelt worden, und werden um ſo auffallender, je entlegener von einander die Wohnſitze der in Vergleichung gebrachten Nationen ſind [32]). Iſt es auch nicht in Zweifel zu ziehen, daß ein Typus herrſche, ſo ſcheint dieſer doch mehr in dem geiſtigen Ausdrucke der Indierphyſiognomie, als in den materiellen Beſtandtheilen derſelben zu liegen. Überall ſpricht aus dieſen Geſichtszügen ein düſterer, theilnahmloſer Ernſt; ſie tragen das Gepräge der Trauer und Gedrücktheit, ohne auf Wildheit zu deuten, beleben ſich unter dem Einfluſſe gewöhnlicher Erregungen auf kaum bemerkliche Weiſe, und werden völlig ſtumpf oder finſter, ſelbſt bei Männern von kriegeriſchen und freien Stämmen, ſobald bei Mangel äußerer Reizung jener Zuſtand des Hinbrütens eintritt, in welchen der Indier leicht verfällt, und der ihm ſtets willkommen zu ſein ſcheint. Je gedrückter oder roher die Stämme ſind, je mehr ſie durch erbliche Feindſchaften anderer oder durch die Verfolgung der Weißen gelitten haben, um ſo ſcheuer und unſtäter iſt ihr Blick, um ſo niedriger der Ausdruck ihrer Geſichtsbildung. Selbſt das Gefühl der Unabhängigkeit drückt dieſer keinen edleren Stempel auf, ſondern ſpricht ſich nur in ſtrengen, rohen Zügen aus, denen aber oft ein gewiſſer Anſtrich von Gutmüthigkeit ſich zugeſellt. Bei den in Dienſtbarkeit lebenden Stämmen verſchwindet dieſes Charakteriſtiſche, und wird von einer melancholiſchen Miene vertreten [33]). Die Feſtſtellung einer Definition des Racencharakters begegnet ſomit manchen Schwierigkeiten, wenn man Einzelnheiten in derſelben berückſichtigt verlangt, die bei der großen Verſchiedenheit der Stämme nothwendig nicht überall dieſelben ſein können. Gegen den bekannten von Blumenbach angegebenen Charakter: „Menſchen, lohfarb oder zimmtbraun (bald wie Eiſenroſt oder angelaufenes Kupfer) mit ſchlichtem, ſchwarzem Haare und breitem, aber nicht plattem Geſichte, ſondern ausgewirkten Zügen,“ würde nichts einzuwenden ſein, wäre auf die feſtſtehende und auszeichnende Bildung der Stirne Rückſicht genommen, die bei keinem andern Stamme der großen Menſchenfamilie ſo ſehr nach Hinten eingedrückt und kurz erſcheint, bei keinem äußerlich durch den tief herabgehenden Haarwuchs ebenſo beſchränkt iſt. Die Haare ſind lang, ſtraff, von ſtärkerem Durchmeſſer, als im braunhaarigen Europäer, ſtehen dicht, und haben wirklich bei einigen Stämmen, z. B. den chileniſchen, etwas an die Pferdemähne Erinnerndes. Sie unterliegen der Abänderung faſt gar nicht, während die Hautfarbe ſehr ſchwankt, und dürfen daher mehr für typiſch bezeichnend gelten, als dieſe. Unbeſtändiger iſt das ehedem als ausnahmlos angeſehene Hervorragen der Jochbögen, und Gleiches gilt von der ſchiefen Stellung und geringen Weite der Augenliderſpalte, indem große und runde Augen in Südamerika häufig bei den noch unabhängigen Völkern gefunden werden, während jene mongoliſche Bildung im Nordweſten die vorherrſchende zu ſein ſcheint. Die Augenbrauenbögen ſtehen weit hervor, die Augenhöhle iſt tief, und die Hirnſchale erſcheint ſeitlich etwas abgeplattet [34]). Die Farbe der Iris iſt dunkel, denn was von blauäugigen Indiern ehedem häufiger als jetzt gemeldet worden, bedarf noch ſehr der Unterſuchung. Abweichender von der Mongolenbil-

---

32) *Humboldt*, Essai polit. II. p. 381. 382. Die große Unähnlichkeit der Phyſiognomien der Braſilier erläuterte W. C. v. Eſchwege (Journal von Braſilien [Weim. 1818]. I. S. 165), und auf dieſelbe Weiſe ſprach ſich über die Nord- und Südamerikaner Lavayſſé aus. (Reiſe nach Trinidad u. ſ. w., überſ. von E. A. W. v. Zimmermann [Weim. 1816]. S. 187.) Es dürfte wol keinen Reiſenden geben, der nach längerem Aufenthalte in Amerika das Urtheil völliger Gleichartigkeit der Amerikaner unterſchreiben möchte, wie es Cieza, Garcia, und ſpäter ſogar noch Ulloa (Notic. améric. p. 308) fällten. Auch Molina (Storia naturale del Chili [Bologna 1781]. p. 47) ſagt, daß die Völker des außertropiſchen Südamerika gegenſeitig ſehr unähnlich ſeien, und zwar mit allem Rechte, denn während Rengger (Reiſe in Paragnay [Aarau 1835]. S. 104) die Phyſiognomie der vorherrſchenden Völker Paraguay's für entſchieden mongoliſch erklärt, können wir verſichern, daß ſolche Bildung unter den chileniſchen Indiern nicht oder ſehr undeutlich vorkommt. Eine gewiſſe Familienähnlichkeit der Horden deſſelben Landes, z. B. des öſtlichen Peru's oder Guyana's, iſt nicht zu verkennen. Die Ausbildung und Fortpflanzung derſelben wird (Humboldt a. a. O. S. 192) von der Abgeſchiedenheit der Stämme, ihrer gegenſeitigen Feindlichkeit und der daher entſtehenden Unmöglichkeit des Heirathens außerhalb des verwandten Kreiſes hergeleitet. Die Thatſache und die aus ihr gezogene Folgerung ſtimmen mit dem, was man über Indier weiß, und mit den phyſiologiſchen Erfahrungen, allein die letzteren lehren auch die auf ſolche Weiſe entſtehenden Ausartungen kennen. Vielleicht liegt grade in dieſem Verhältniſſe der Grund der geiſtigen Bedeutungsloſigkeit und Verwilderung der Amerikaner. 33) Die Phyſiognomie der nordamerikaniſchen Eingeborenen hat Volney (a. a. O. II.) zum Gegenſtande einer ſehr treffenden Beſchreibung und Unterſuchung gemacht, indeſſen dürfte dieſes Bild auf die Südamerikaner nur beſchränkte Anwendung erhalten. Rengger liefert das Portrait der Stämme von Paraguay (a. a. O.), und verbeſſert manche Angabe Azara's (Reiſe nach Südamerika [Berl. 1810]) Schilderungen der Puri's (Neuwied, Reiſe. I. S. 137) Miranhas (Martius III. S. 1243) Caraiben (Humboldt, Reiſe. III. S. 401. 493 u. ſ. w.), Bewohner der Nordweſtküſte (Forſter a. a. O. III. S. 63, um die Identität aller Racen nachzuweiſen), der Paraguayer (melancholiſcher Ausdruck, Azara a. a. O. S. 177. 211. 229), der braſiliſchen Völker (Eſchwege a. a. O.), der Peruaner (*Ulloa*, Notic. amér. II.), der Chaymas (Humboldt, Reiſe. II. S. 189) beweiſen die Verbreitung der oben als allgemein angeführten Geſichtsbildung.

34) Wenn überhaupt kein zu großes Gewicht auf geringere Abweichung der Schädelbildungen, Behufs anthropologiſcher Vergleiche, gelegt werden ſollte, ſo gilt dieſes beſonders von den amerikaniſchen, die von ihrer urſprünglichen Form theils durch große Kreuzungen weit von einander wohnender Stämme, zu Abweichungen gebracht, theils durch willkürliches Eingreifen der Menſchen verändert worden iſt. Die Wanderungen der Autochthonen laſſen ſich dort als erſtaunlich weite nachweiſen. Da jede Nation der Erde, zumal im wilden Zuſtande, ſich beſtrebt, den Charakter ihres Körpers oder ihrer Geſtaltung hervorzuheben, durch künſtliche Mittel ſogar zu erhöhen bis zur Übertreibung, ſo darf es nicht in Verwunderung ſetzen, daß Amerikaner die Abplattung ihres Schädels durch jene gewaltſamen Mittel ſchon an Säuglingen hervorzubringen verſuchen, welche ſeit dem Anfange des 16. Jahrh. vielfach beſchrieben worden iſt, und großen Völkern zu beſondern Namen (z. B. Omaguas) verhalf. (Gomara, Cieza, Condamine [Mém. acad. scienc. 1745. p. 247]. Abbildung der hierzu gebrauchten Inſtrumente von Artand im Journ. de physique. 1791. August. p. 32.) Dieſer lange fortgeſetzte Gebrauch kann es wol hervorgebracht haben, daß Kinder mit natürlich deformirten Schädeln geboren wurden, ebenſo wie Verſtümmelungen der Hausthiere, mehre Generationen hindurch fortgeſetzt, endlich als erbliche auftreten. Vater (a. a. O. III. S. 316) macht aufmerkſam auf die, in Folge der Vermiſchungen zeitig ſtattgefundene, Abweichung des Schädels der alten Griechen von der Urform.

Digitized by Google

bung, als irgend ein anderer Theil, iſt die Naſe, die ſtets hervorragt, oft fein gebildet iſt, aber darum nicht bei der Mehrzahl der Stämme, jener Form des Habichtſchnabels folgt, die man aus Gewöhnung als die typiſche der nordamerikaniſchen Völker annimmt. Der Raum zwiſchen der Naſenwurzel und Oberlippe iſt kurz, der Mund meiſtens groß, bei den roheſten Völkern, z. B. den Botocuden, auch dann noch thieriſch geſtaltet, wenn man die gewaltſame Erweiterung durch Lippenpflöcke in Abzug bringt; die Lippen aber ragen nie halb ſo wulſtig hervor, als am Neger, nnd in ihrem Umkreiſe liegt häufig ein gutmüthiger oder freundlicher Ausdruck, der mit dem trüben oder kalten Blicke der Augen im unterjochten Zuſtande, der Rohheit im Anſehen des freien Indiers wenig harmonirt. Die Zähne ſtehen dicht, ſind gleichförmig und erhalten ſich geſund und ziemlich vollzählig bis in das Alter, ſo lange nicht durch Nationalſitten, z. B. durch Ausziehen einzelner, durch Spitzfeilen oder Färben, Verderbniß gewaltſam herbeigeführt wird; ob dieſes aus dem einfachen Leben reſultire, oder der Race ebenſo als Charakter angehöre, als das Feſtſtehen des Kopfhaares und ſpäte Ergrauen deſſelben, mag unentſchieden bleiben. Die Creolen erleiden in demſelben Klima ſehr frühzeitig Verluſte von Zähnen, ebenſo in Braſilien als auf den Anden, und in den Vereinigten Staaten beſitzen Frauen von mehr als 30 Jahren ſelten erträgliche Zähne. Das Kinn iſt klein und rund; indem es bedeutend zurücktritt erhält das nach Oben ebenfalls zurückweichende Profil eine ſtarke Krümmung und gleichſam etwas dem Vogel Ähnliches. Die Hände und Füße ſind bei den meiſten Indiervölkern auffällig klein, beſonders die erſteren; die letzteren behalten wie bei allen Menſchen, die keine Fußbekleidung tragen, eine ungewöhnliche Biegſamkeit und Beweglichkeit der Zehen; es iſt jedoch ungerecht, hierin eine Annäherung des Indiers an die Quadrumanen zu muthmaßen. Die Schenkel ſind ſtark, die ganzen untern Extremitäten etwas gekrümmt, jedoch beiweitem nicht ſo auffällig wie im Neger, oder wie in den alten Ägyptern, deren Misgeſtaltung ſchon Ariſtoteles beſprach. Die Bruſt tritt rund und hochgewölbt hervor, der ganze Körperbau iſt unterſetzt, die Formen ſind rund, die Muskeln zwar wol ausgebildet, allein eine Neigung zur übermäßigen Fettbildung außerordentlich ſelten. Die Geſchlechtstheile der Männer ſind kleiner, als am Neger, wie ſchon Blumenbach erwähnt hat, und daher herrſcht in den ſittenloſen Landſtrichen des Südens, wo ſelbſt Weiße im polygamiſchen Verhältniſſe leben, der Glaube, daß der Vorzug, den die Indierweiber den Weißen geben, zunächſt aus Sinnlichkeit entſpringe. Weiter die allgemeine Schilderung des Körperbaues der Amerikaner auszudehnen, verbietet die große, obenerwähnte Mannichfaltigkeit in der Bildung der Stämme. Bleiben wir bei einigen der auffallendſten Abweichungen ſtehen, ſo ergibt ſich die Unmöglichkeit, ihrer bei einer allgemeinen Schilderung zu gedenken. Das gemeinhin mit der Bezeichnung einer Kupferfarbe belegte Colorit der Haut iſt im Indier, eben weil es dunkel iſt, einer weit größeren Abſtufung unterworfen, als das weiße des Europäers. Der Abſtand der Färbung zwiſchen einem ſonnengebräunten ſiciliſchen Landmann und einem Stadtbewohner Englands drückt nicht den Unterſchied aus, der zwiſchen einem ſchwärzlichen Botocuden und einem lichtbraunen, faſt weißen Paſſé herrſcht. Die in der Mitte liegenden Abſtufungen ſind um ſo unmöglicher zu verfolgen, als ſie von dem Klima nicht bedingt, keineswegs in regelmäßiger Ordnung ſich an einander reihen. Der Mexicaner iſt ſchwarzbräunlich, der auf gleicher Höhe lebende Indier von Quito ungleich heller; in Goatemala und um Acapulco, deſſen Klima von Humboldt für das wärmſte der Welt erklärt wurde, wohnt ein helles, auf den ſüdlichſten Inſeln von Chile ein brannes Volk. Es ſcheint, daß nach den Polen hin die Färbnng beſtimmter werde, denn während ſie ohne deutlichen Grund bei den dem Äquator näher lebenden Stämmen hin- und herſchwankt, treten die Autochthonen des Feuerlandes und der Ufer des Kupferfluſſes in dem dunkeln Naturkleide auf, welches ſonſt allen Indiern als das eigenthümliche zugeſchrieben wurde. Den vorherrſchenden Ton der Färbung der Amerikaner mit Worten zu beſchreiben, iſt nicht leicht, und nicht mit Unrecht iſt der Ausdruck kupferfarben getadelt worden. Es iſt ein Braun, welches auf der einen Seite in das Gelbliche, auf der andern in das Schwärzliche übergeht, und allerdings nicht mit der Kupferfarbe verglichen werden ſollte. Am unpaſſendſten iſt hinſichtlich der Mehrzahl dieſer Völker der ſchon im 16. Jahrhunderte gemachte Vergleich ihrer Hantfarbe mit einer „reifen Quitte." Das Vorkommen ganz heller oder ſogar völlig weißer Stämme wird häufig erwähnt, allein theils beruht es auf Übertreibung der Spanier, die als olivenfarbene Menſchen zu einem Urtheile nicht geſchickt waren, theils auf Misverſtändniß von Stellen der älteſten Berichte [35]). Nicht minder einſeitig ſind die Anſich-

35) Es kommen innerhalb eines kleinen Umkreiſes nicht ſelten große Abſtufungen dieſer Farbe vor (*Gumilla*, Hist. de l'Orenoque, trad. franç. [Avign. 1758]. I. p. 102); aber man muß den Ausdruck nicht unbedingt nehmen, wenn Miſſionaire der Vorzeit von weißlichen Indiern ſprechen; es ſoll das nur ſo viel als minder braun bedeuten. Die früheſten Beſchreiber Amerika's reden von weißen Eingeborenen der Küſte von Paria (*Petr. Martyr*, Ocean. Dec. I. L. VI. [ed. Basil. 1533. p. 15. vers. §. C. et p. 16. rect. §. B.] *Gomara* c. 74), wahrſcheinlich, wie Humboldt zuerſt bemerkte (Reiſe. III. S. 246), in Folge eines Misverſtehens eines Berichts des Ferdinand Columbus (in *Churchill*, Collect. II. p. 636. 584). Die alten von Vibaurre, Molina (Saggio etc. ed. 2. p. 293) u. A. aufgefriſchten Sagen eines weißen Volkes im Südoſten von Valdivia, den Boroanos, ſind als Mährchen anzuſehen. Es ſollte dieſe weiße Bevölkerung mitten unter den Araucanen durch Holländer entſtanden ſein, die zu der Zeit, wo Expeditionen, nach Art der Flibuſtier ausgerüſtet, die Weſtküſte beſuchten (Ende des 16. bis Ende des 17. Jahrh.), geſcheitert und gefangen worden wären. Weiber ſollen blaue Augen haben in Guyana (Barbot nach Neuwied a. a. O. II. S. 4), daſſelbe beobachtete auch Azara (Voyage. II. p. 76), jedoch nur an einzelnen Individuen des Volkes der Guyanas am Uraguay. Major Z. Pike ſchildert (Voyage au nouveau Mexique etc. traduit par *Breton* [Par. 1812]. II. p. 145) die Lipanis, ein Volk der Nordweſtküſte, als ſchön, weiß und blondhaarig; und ebenſo die Menomener. (I. S. 151.) Dieſe letzteren Autoritäten ſind allerdings von Gewicht, allein ſie beweiſen nur ein ſehr beſchränktes Vorkommen ſo hell gefärbter Indier. Martius (III. S. 1204) findet in den

ten, die man ehedem hatte von dem Einfluſſe der Luft, der atmoſphäriſchen Temperatur und der Lebensweiſe auf die braune Farbe der Indier. Daß Färbung bei ganzen Racen erblich ſei, nie im Ganzen derſelben, wol aber an Individuen Veränderungen erleiden könne, iſt durch Beobachtungen außer Zweifel geſtellt. Es fällt ſomit die Menge jener Discuſſionen zu Boden, in welcher beſonders ältere Schriftſteller ſich gefielen, um Hautfarbe der Amerikaner als etwas Zufälliges, durch äußere Einflüſſe Hervorgebrachtes geltend zu machen. Man iſt genöthigt, dieſes braune Colorit der amerikaniſchen Race, trotz ſeiner Abſtufungen, als bezeichnend und dem Typus angehörend zu erkennen. Kälte bleicht daſſelbe ebenſo wenig, als Bedeckung der Körperoberfläche gegen Einwirkung der Sonnenſtrahlen. Wenn die Kinder der Indier weiß zur Welt kommen, was von mehren zwar erzählt wird, aber entſchieden bei den tropiſchen Stämmen nicht der Fall iſt, indem die Kinder derſelben Anfangs ſehr gelb ſind, und ſchon nach acht bis zehn Wochen den Ältern völlig gleichen, ſo nimmt die Intenſität ihrer Färbung nicht durch äußere Einflüſſe, ſondern in Gemäßheit des angeſtammten Charakters nach und nach zu[36]). Die Oberfläche der Haut iſt fein und weich, bei Weibern nicht ſelten ſo ſammetartig, wie bei den Negern, nirgends mit Haar bewachſen, minder trocken, als im Europäer, aber nicht ſo ölig, wie am Afrikaner. Zwar ſpricht man von einer eigenthümlich riechenden Hautausdünſtung der Amerikaner, jedoch iſt dieſe kaum ſo auffällig, als an ſtarken, ſchwarzhaarigen Männern europäiſcher Herkunft, und daher nicht mit jener der Neger zu vergleichen. An den Genitalien entſteht zwar mit Eintritt der Pubertät, welcher bei der ganzen Race ſowol in den warmen als kalten Gegenden zeitig fällt, die gewöhnliche Bekleidung von Haaren, allein ſie wird überall durch Auszȝiehung entfernt. Die in warmen Klimaten doppelt große Nothwendigkeit körperlicher Reinlichkeit mag dieſe Sitte veranlaßt haben, indem ſie auch auf die weißen Weiber in Braſilien und Peru übergegangen iſt; indeſſen wird ſie auch bei den Eingeborenen der kältern Gegenden Nordamerika's gefunden. Das durch die erſten Spanier verbreitete Vorurtheil, daß die Indier bartlos ſeien, hat lange vollen Glauben er-

Paſſés vom Japurá bedeutende Annäherung an das kaukaſiſche Vorbild. Blaue Augen kommen als große Seltenheit (wol kaum mit heller Färbung verbunden), ſelbſt unter den ſchwärzlichen Botocuden vor. (Neuwied II. S. 4.) Weißliche Völkerſchaften wurden an der Nordweſtküſte gefunden von Portlock (Reiſe nach der Nordweſtküſte in der angeführten Sammlung von Forſter im 3. Theile), Dawidoff (Chwoſtoff und Dawidoff, Reiſe nach Amerika; teutſch von Schutz [Berlin 1816]) und Marchand (Voyage autour du monde. [Par. an VI.] Vol. II. p. 167. 170). Eine beſonders weiße Färbung zeichnet die Guaicas, Guaharibos, Guaynares und Mariquitares aus, Völker, die ſämmtlich die oberſten Gegenden des Orinoko bewohnen, ſonſt aber alle Racencharaktere der Indier tragen, weder Schwächlinge noch Albinos ſind. (Humboldt, Reiſe. IV. S. 492.) Ähnliches wird bemerkt von den Cumangotos, Maypures, Mapoſes und einigen Tamanakenhorden. Beſonders ſtarke Abweichungen von der ſogenannten kupferrothen Farbe, die man die amerikaniſche Livree nennen könnte, iſt ſchon zeitig als etwas Beſonderes von den Indiern angeſtaunt worden. Unter den vielen Ausartungen des Menſchengeſchlechts, die Cortez in des Montezuma Palaſt gezeigt wurden, „den Rieſen, Buckligen, Verkrümmten und Misgeformte," erfüllten „Albinos, Männer, Weiber und Kinder, die ganz weiß waren, und ebenſolche Augen und Haare ſeit ihrer Geburt beſaßen" mehre große Säle. (*Herrer.* Dec. II. L. VII. c. 10.) Der Eindruck, den die erſten Spanier durch ihre weiße Farbe und Bärte auf die Amerikaner überall machten, iſt an hundert Orten der alten Schriftſteller erwähnt.

36) Gegen die oben verworfene Überſchätzung klimatiſcher Einflüſſe hat ſich ſchon Ulloa (Notic. améric. p. 307) richtig und überzeugend ausgeſprochen. Zwei bis drei Monate alte Kinder haben genau die Erzfarbe der Indier, und zwar in den klimatiſch am meiſten verſchiedenen Theilen Amerika's. (Humboldt, Reiſe. III. S. 250.) Wir können hinzuſetzen, zwar aus mehrmaliger perſönlicher Erfahrung, daß einen bis zwei Tage alte Kinder der Indier, ſowol am Biobio als Amazonas, einen Grad von dunkelgelber Färbung entwickelten, den man an einem geſunden Kinde kaukaſiſchen Stammes wol nie geſehen hat. Sie glichen den Meſtizen, wurden aber ſchnell braun. Ob die Farbe zuerſt an den Geſchlechtstheilen, der Handfläche und den Fußſohlen zu dunkeln beginne, wie von den Negern geſagt wird, iſt noch unentſchieden. Die Eskimos und Lappen (als fremder Race angehörend, ſchon erkannt von Linné [Fauna suecica. Lugd. Bat. 1746. ed. sec. Holm. 1761] bei Aufzählung der ſkandinaviſchen Bevölkerung) ſollen nach Miſſionsberichten weiß geboren, erſt zur Zeit der Pubertät dunkelbraun werden, gehören aber einem andern Menſchenſtamme an. Daß Kleidung keinen Einfluß übe, ſagt Humboldt (a. a. O.), wogegen der Prinz v. Neuwied (II. S. 66) ſogar einen mit der Jahreszeit in Verbindung ſtehenden Wechſel der Hautfarbe bei einem Botocuden anführt. Wenn Volney (Tableau etc. II. p. 435) ſagt, daß Indier von Canada durch eingeriebene Kräuterſäfte ſich bräunen, ſo darf dieſes nur als örtliche Sitte gelten, die auf die Nationalfarbe nicht dauernd einwirkt, ſondern wie jede Beize u. ſ. w. der Zeit nicht widerſteht. Beſonders dunkle Völker, die gleichſam negerartig ſind, hat ſchon Gomara (p. 84 b.) erwähnt; ſie waren Sklaven des Häuptlings von Quareca, und ſind nirgends weiter angetroffen worden; von demſelben Stamme (es waren Wilde, „truces et feroces") meint P. Martyr (Ocean. Dec. III. L. I. edit. 1533. p. 44. vers. §. C.); geſcheiterte afrikaniſche Seeräuber hätten ihn begründet. Alle wilde Stämme der neuen Welt pflegen ihre Haut zu bemalen, ſeltener zu tättowiren. Man leitet dieſe Sitte nicht ſowol aus Nothwendigkeit, ſondern aus Gefallſucht her. Bisweilen dient aber der Anſtrich der Haut als Wehr gegen Inſectenſtiche, z. B. die blaufärbende Brühe der Genipa americana in Maynas und Nordbraſilien. Roth iſt die vorzugsweiſe angewendete Farbe (Humboldt, Reiſe. III. S. 447 fg.), namentlich die Bereitungen des Orleans und der Bignonia chica *HBK.* Blau wird zum Schmuck ſelten angewendet, doch tättowiren ſich die Juris am Japurá blau. Bunte Thonarten vertreten oft die Stelle vegetabiliſcher Farben. Der Zweck dieſer Malerei iſt oft der, ſich den Feinden furchtbar zu machen; ſo bei allen kriegeriſchen Stämmen vom Eismeere bis zur Magelhaensſtraße. Tättowirung nach Art der Polyneſier iſt ſeltener; bei den Horden der Nordweſtküſte fanden jedoch Vancouver und Perouſe dieſelbe ſehr ausgebildet; da ſie unverwiſchlich iſt, ſo erſetzt ſie Nationalcocarden, und dient unter nackten Völkern, um den Freund vom Feinde zu unterſcheiden. (Martius III. S. 1279.) Dieſen Verſchönerungsverſuchen gehören noch die vielfachen Verſtümmelungen und künſtlichen Misbildungen an, die der Indier an ſeinem Leibe zeigt; Pflöcke in Lippen und Ohren bei den Botocuden; löffelförmige Hölzer zwiſchen Lippe und Zahnfleiſch bei den Wilden des Nutka-Sundes; Durchbohren der Naſe bei den canadiſchen Stämmen, der Naſenflügel bei den Miranhas, der Lippen, um Hauer von Wildſchweinen hineinzuſtecken, bei den Muras; Verlängerung des Ohrlappens bei den Ticunas und alten Peruanern; Binden, um die Waden hinabzudrücken, bei den Caraiben; einſchneidende Schnüre um Hand- und Fußgelenke bei den Peruanern und den Puris; Abſchneiden eines Fingergliedes u. ſ. w. Eine andere Bedeutung haben aber die Suspenſorien und Hülſen des Penis (die Tacanhobas) bei Camacans, Botocuden u. ſ. w., oder das Zuſammenbinden der Vorhaut bei Patachos.

Digitized by Google

halten. Es entſtand theils aus der Sitte, das Barthaar auszurupfen, theils iſt wirklich der Bartwuchs der zwiſchen den Wendekreiſen lebenden Stämme nicht ſo ſtark, als bei dem Kaukaſier, entwickelt ſich namentlich nie als Backenbart, und die einzelnen Haare ſind im Vergleiche zu dem Kopfhaare dünn und weich. Es gibt jedoch Völker, bei welchen ein kleiner Bart über den Lippen gepflegt wird, z. B. in der Umgegend der Stadt Mexico und an der Nordweſtküſte. Aus dieſer Beſchaffenheit des männlichen Kinnes eine allgemeine Schwäche der Organiſation folgern zu wollen, wie es ehedem wol geſchah, iſt zu weit gegangen, indem die Erfahrung das Gegentheil beweiſt, und außerdem zahlreiche aſiatiſche Völker, z. B. die Tataren, bei unbeſtreitbarer Kräftigkeit wenig Bart beſitzen [37]). Die Körperconſtitution der Amerikaner iſt im Allgemeinen eine gute. So weit ſich bei dem Mangel genauer Verzeichniſſe urtheilen läßt, die übrigens immer nur von dem in der Mitte der Weißen, unter Druck und unnatürlichen Einflüſſen lebenden Indiern gelten würden, iſt die Lebensdauer kürzer, als in den gemäßigten Gegenden Europa's, und am kürzeſten unter den wilden Stämmen, von welchen daſſelbe, wie von den größern Thieren der von Menſchen dicht bewohnten Gegenden gilt, daß ſelten eins derſelben den naturgemäßen Tod im phyſiologiſchen Sinne des Wortes erleide. In hohen Gebirgen, z. B. in den Anden Peru's, ſind einzelne Fälle von Alter über 100 Jahre bemerkt worden, und im Allgemeinen lebt der Bewohner dieſer Gebirge länger, als jener, der ſich in den Miſſionen der heißen Waldregion aufhält. Die Lebensdauer würde weit länger ſein, ohne die zahlreichen Ausſchweifungen, beſonders im Trunk, die des Indiers höchſten Genuß ausmachen. Gegen klimatiſche Abwechſelungen iſt er viel empfindlicher, als der Europäer, was vielleicht aus ſeinem Hautſyſtem ſich ableiten läßt, ebenſo wie eine höchſt auffällige Neigung zu Hautkrankheiten, zum Theil von ganz eigenthümlicher Art, die trotz der größten Reinlichkeit und beſonders des häufigen Badens ihn ergreifen, hin und wieder zu den endemiſchen Plagen gehören. Es erklärt ſich hierdurch, warum er gewiſſen Feldarbeiten ſo leicht erliegt, und die Verſetzung nach Europa um ſo ſchwerer verträgt, je wärmer ſein Vaterland war. Abgehärteter ſind die nordamerikaniſchen Völker gegen ſolche Einflüſſe, und die Anwohner der nordweſtlichen Küſte und des Magelhaenslandes mögen in ihrem Schmuze Schutz finden [38]). Die Körperſtärke der Amerikaner iſt mit Unrecht herabgeſetzt worden, na-

37) Volney (Tableau I. p. 447) meint, daß die Nordamerikaner ſchwächer ſeien, als die in demſelben Lande geborenen Weißen. Es dürfte dies aber gewiß nicht von der Fähigkeit, anhaltende Entbehrungen zu erdulden, zu verſtehen ſein. Schwächliche Conſtitution wird den Indiern (Südamerika's) zugeſchrieben von Robertſon (Geſchichte von Amerika [Leipzig 1777]. I. S. 333) auf die Autorität des Biſchofs Las Caſas (Breve Relacion. p. 4), die in dieſem Falle nichts entſcheidet, des Oviedo (Hist. gener. de las Indias. L. III. c. 6, wo aber zur Erklärung der großen Sterblichkeit der Eingeborenen ganz andere Urſachen, namentlich die ſpaniſchen Bedrückungen, angeführt werden), und *Herrer.* D. I. L. IX. c. 5, wo allein geſagt iſt, daß ein Neger mehr Arbeit zu leiſten vermöge als drei Indier. Zu der Zeit, wo es noch gebräuchlich war, jede Naturerſcheinung mechaniſch zu erklären, wurde der Mangel an Bart als Folge gewiſſer Nahrungsmittel angeſehen. Sowie nun aber der Amerikaner auch in dieſem Falle ſich bemüht, die ihm charakteriſtiſch zukommenden Zeichen künſtlich hervorzuheben, indem er ſeinen dünnen Bart auszieht, ſo pflegt er um ſo ſorgfältiger den eigenthümlich ſtarken Wuchs des Haupthaares. Die meiſten ſüdamerikaniſchen Stämme tragen es lang, und ſind auf daſſelbe ſtolz, ein Gefühl, welches ſich auch unter den in Civiliſation Lebenden erhält, die man nicht mehr beſchimpfen kann, als durch das Abſchneiden des Haares. (*Ulloa*, Viage. L. V. c. 5. §. 659.) Die patagoniſchen Stämme befolgen denſelben Gebrauch; die Pehuenchen werfen im Gefecht das lange losgebundene Haar über das Geſicht, um dem Feinde furchtbarer zu werden; langes Haar und ſelbſt langen Bart fanden ältere Reiſende auch bei den Anwohnern der Magelhaensſtraße. (*Galeno*, Viage al Estrecho de Magelhaens. p. 331 nach Maltebrun.) Die Botocuden tragen das Haar nach Unten glatt verſchnitten, oben als Krone. Nur die nordamerikaniſchen Stämme raſiren den Kopf, ſo weit das Skalpiren unter ihnen Sitte iſt, laſſen aber auf dem Wirbel einen Schopf ſtehen, um dem ſiegreichen Feinde jenes Geſchäft zu erleichtern. Rothe Haare ſind wol noch nicht unter echten Amerikanern beobachtet worden. Hinſichtlich der „Indios barbudos,“ welche Miſſionaire bald hier, bald da gefunden haben wollen, dürfte wol das oben über die weißen Indier Geſagte Anwendung verdienen. Zu den unzweifelhaft bärtigen Völkerſchaften ſind die Yapibais in Mexico zu rechnen (*Humboldt*, Essai polit. II. p. 410), die Guaranis nach Azara und die Chepewyans nach Mac Kenzie.

38) Mehre Individuen von mehr als hundertjährigem Alter (Peruaner oder Quiteños) kannte Ulloa (Viage. L. VI. c. 6. §. 962). Unter den epidemiſchen Krankheiten ſtehen die Pocken oben an, die in Mexico bereits 1518 die furchtbarſten Verheerungen anrichteten. (*Herrer.* D. II. L. III. c. 14.) Auf Hiſpaniola war dieſes Übel ſchon ein Jahr früher als periodiſch wiederkehrendes beobachtet worden (Ebend. D. II. L. II. c. 15), ergriff aber in jenen Zeiten keinen Europäer (Ebend. a. a. O. und D. II. L. X. c. 20), weshalb Cortes von den Mexicanern als ein Weſen angeſtaunt wurde, welches von der Vorſehung zu höheren Zwecken aufgeſpart werde, und die früheſten Geſchichtſchreiber die Krankheit als amerikaniſche, nicht von Europa eingeführte, anſahen. (Ebend. D. II. L. X. c. 20.) Zur Zeit Herrera's, welcher 1596 ſein großes Geſchichtswerk auf Befehl Philipp's II. von Spanien zu ſchreiben anfing (Carta dedicatoria an Philipp III. vom 20. Oct. 1601, die aber in der Ausgabe von Nic. Franco [Madrid 1725] nur in der Einleitung ſteht), folglich nur einhundert Jahre nach der Entdeckung hatten die Pocken (in Verbindung mit andern Krankheiten?) bereits die Ufer des Golfs von Mexico und die Antillen faſt ganz entvölkert. (D. I. L. I. c. 5.) Sie haben ſich ſeitdem über ganz Amerika verbreitet, und ſind in manchen Gegenden endemiſch. In die Wälder des Amazonas drangen ſie, nach Rodriguez, ſpät ein, wahrſcheinlich dahin verpflanzt durch Indier der Anden, welche die Miſſionaire begleiteten. Eine der furchtbarſten Epidemien decimirte die Indierſtämme im Weſten des Miſſiſippi im J. 1838. Viele ſtarben ganz aus. Nach Pará kam ſie vielleicht erſt gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts. (Martius, Reiſe. III. S. 921.) Die Einimpfung der Kuhpocken iſt außerhalb der Vereinigten Staaten überall noch ſehr nachläſſig betrieben worden, und kann ſich nicht auf die wilden Stämme ausdehnen. Die braſiliſche Regierung hat mehre Male ſchwache Verſuche zur Abſperrung angeſteckter Diſtricte gemacht. Die ſonderbare Fleckenkrankheit der Purus beſchreibt und bildet ab Martius (III. S. 1147). Übrigens ſind Bruſtkrankheiten überall häufig (*Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 364. *Lafitau*, Moeurs des Sauvages. II. p. 360), ebenſo entzündliche Nervenfieber (Chavalongo in Peru genannt), Wechſelfieber, Leberverhärtungen (die am Japurá die Mehrzahl befallen), Augenübel von Verletzungen, mehr aber bei Wald- als Steppenvölkern (Neuwied II. S. 56), Hämorrhoidalleiden in allen wärmeren Gegenden Südamerika's (bicho da cu der Braſilier), und in ungeſunden Gegen-

Digitized by Google

mentlich in den Zeiten, wo die Goldgier der Conquiſtadoren ihnen unmenſchliche Anſtrengungen zumuthete, und ſpäter, als es darauf ankam, die Einführung der Negerſklaven zu rechtfertigen. Betrachtet man die Schwierigkeiten, welche das überaus rohe Verfahren beim Bergbaue den Arbeitern in Amerika entgegenſetzt, und die Ausdauer und Anſtrengung, die ihre Überwindung erfodern, ſo ſieht man ſich gezwungen, in dieſer Beziehung den eingebornen Bergleuten, die meiſtens Indier ſind, größere Fähigkeit zuzugeſtehen, als den europäiſchen. Schwach kann man gewiß einen Menſchen nicht nennen, der wie der nordamerikaniſche Krieger, ohne Nahrung erſtaunliche Entfernungen in Eilmärſchen durch wegloſe Wälder zurücklegt, oder wie der Pampasindier acht Tage hinter einander täglich 15 teutſche Meilen reitet, oder endlich wie der Anwohner des Amazonas und Orenoko Stromfahrten unternimmt, die ihn zwingen, bei unzureichender und wenig nahrhafter Koſt, während zwei bis drei Monaten gegen die raſchen Gewäſſer zu rudern. Man iſt ſogar ſo weit gegangen, zu behaupten, daß die Amerikaner „mehr Beſtändigkeit als Stärke beſäßen,“ „mehr zu Raubthieren als arbeitenden Menſchen geſchaffen ſchienen,“ ohne zu bedenken, daß die fortwährende Ausübung irgend einer mit der Lebensweiſe zuſammenhängenden Anſtrengung den betroffenen Gliedern eine beſondere Geſchmeidigkeit geben muß. Während die Männer der Stämme, die jetzt bis weit hinter den Obernſee gedrängt ſind, als Fußgänger ſich auszeichnen, entwickelt der Bewohner von Paraguay und Chile eine jenem fremde, aber außerordentliche Geſchicklichkeit im Reiten, wird aber im Klettern mit affenartiger Schnelle es den Horden vom Ucayale nicht gleichthun. So ſollen nach alten, aber viel wiederholten, Angaben die amerikaniſchen Autochthonen wenig eſſen, und dieſes eine Folge der Leichtigkeit ſein, mit welcher ſie in den tropiſchen Gegenden die Nahrungsmittel erlangen [39]). Aus der geringern Stärke des Geſchlechtstriebes der meiſten dieſer Völker iſt ebenfalls große Schwächlichkeit gefolgert worden, obgleich die Erfahrung zeigt, daß Zeugungsluſt keinesweges vom Klima und ähnlichen Einflüſſen allein bedingt wird, ſondern nach ihren verſchiedenen Modificationen einen Theil des typiſchen Charakters der Racen ausmacht. Im Allgemeinen iſt auch das monogamiſche Verhältniß das vorherrſchende, jedoch läßt ſich eine Zunahme der Neigung zur Vielweiberei im Maße, wie die Wärme der Heimathsländer zunimmt, nicht nachweiſen, und die größere Leichtigkeit der Selbſterhaltung in geſegneten Gegenden hat keinen Einfluß auf häufigere Zeugung, indem die Indier des nördlichen Braſiliens, ebenſo wie die von Kanada, ſelten mehr als drei Kinder aus einer Ehe erhalten. Die Verirrungen des Geſchlechtstriebes, von welchen beſonders die ältern Schriftſteller viel erzählten, und die nicht in Abrede zu ſtellen ſind, kommen ebenſo unter ſehr rohen und im Mangel lebenden Horden, als denjenigen vor, welche in entgegengeſetzter Lage ſich befinden. Wir begegnen ihnen in Canada, auf den Bergen von Quito und in den Wäldern am Amazonas und Paraguay [40]). Im Widerſpruche

---

den dieſelben Krankheiten, die auch den Europäer befallen, folglich beweiſen, daß der Indier nicht von dem verderblichen Einfluſſe gewiſſer Örtlichkeiten oder Klimaten ſeines Welttheils ausgenommen ſei. Nach neuen Forſchungen ſcheint das gelbe Fieber, oder eine ihm verwandte Krankheit ſchon lange vor der Eroberung in Mexico einheimiſch geweſen zu ſein. Das Alter bringt dieſer Race weniger Gebrechen, als dem unſern, und ſpricht ſich auch ungleich weniger durch Veränderung im Äußern aus. So fand es auch Martius (a. a. O. III. S. 1152) bei den Stämmen des Japurá, Humboldt (III. S. 192) bei den Chaymas, Long bei den Kanzas u. ſ. w.; nur Rengger (a. a. O. S. 106) verſichert, daß die Paraguayer ungemein häßlich würden.

39) Robertſon (I. S. 334) wiederholt nach Herrera (D. I. L. II. c. 16), daß ein Spanier mehr Nahrung bedürfe als zehn Eingeborene. Es müßte in der That der Appetit der Conquiſtadoren ſo grenzenlos geweſen ſein, als ihre Goldgier, denn an Gefräßigkeit thut es einem Indier unſerer Zeit gewiß kein Weißer gleich. Sie erkennt keine Grenzen als die völlige Erſchöpfung aller Vorräthe; die bis zur Bewegungsloſigkeit angefüllten Botocuden laſſen ſich zur Erleichterung mit den Füßen treten. (Neuwied II. S. 21. 26. I. S. 144.) Keiner verſteht zu ſparen, ſchwelgt heute, darbt morgen. Als eine krankhafte Ausartung dieſes Appetits iſt das Erdeſſen anzuſehen. (Neuwied II. S. 55. Humboldt, Anſichten der Natur. S. 143. Reiſe. IV. S. 557. Martius, Reiſe. III. S. 1149. Analyſe der eßbaren Thonarten. Ebend. S. 1777.) Dieſem gegenüber ſteht das Vermögen, lange zu faſten, z. B. bei Kriegszügen, oder wenn die Enthaltung von Speiſen eine freiwillige iſt, z. B. aus religiöſen Gründen, wie ſchon bei den alten Mexicanern, wo die Prieſter fünf Tage lang nur einmal täglich eſſen durften, vor Begehung großer Feſte (*Acosta* L. V. c. 28. p. 386), welches auch in Peru gewöhnlich war (Ebend. L. V. c. 17. p. 343), wo aber das Faſten bis zur Erſchöpfung getrieben wurde, und zur Zeit des Feſtes Ytu ſich über das ganze Volk erſtreckte (a. a. O. p. 344) und die Stelle jeder andern Speiſe von Yuyos (Seegräſern, Laminarien) vertreten wurde (*Herrer.* D. V. L. IV. c. 6); oder wenn es geſchieht, um Proben männlichen Muthes und Ausdauer abzulegen, wie bei den Indiervölkern Nordamerika's, wo nach dem einſtimmigen Berichte alter und neuer Reiſender jeder mannbare Jüngling unter vielen andern Qualen auch Hunger leiden muß, um zur Aufnahme unter die Krieger ſich zu qualificiren, was auch bei den Mexicanern durch ſechszigtägiges Faſten allein erreicht werden konnte (*Herrer.* D. II. L. VI. c. 17); endlich wenn Aberglaube, z. B. um Jägerglück zu erlangen, veranlaßt zur entkräftenden Enthaltung von Speiſen, wie bei den Cholonen am Huallaga; oder ohne irgend einen nachweisbaren Grund, wie bei den Yurus. (Martius III. S. 1175.) Wir müſſen Martius (III. S. 1318) völlig beiſtimmen, wenn er ſagt, daß die Indier auch ohne Fleiſchnahrung kräftig bleiben; es gilt dieſes nicht allein von den Botocuden (Neuwied I. S. 336), ſondern von allen tropiſchen Horden, die der Jagd weniger ergeben ſind als die den Polen genäherten, und können Charlevoix' (Nouv. France. III. p. 179) Muthmaßung nicht billigen, wenn er die angebliche Schwäche canadiſcher Völker vom Mangel animaliſcher Nahrung ableitet. Eine Ungereimtheit iſt es beiläufig noch, wenn den Indiern ſogar Unfähigkeit zu gewiſſen Körperbewegungen angedichtet wurde, z. B. daß ſie nicht ſchwimmen können, was Southey (Hist. of Brazil. [Lond. 1810]. I. p. 282) von den Aymorés (Botocudos) erzählt.

40) Daß die Indier im Allgemeinen weniger Neigung zum geſchlechtlichen Umgange an den Tag legen, als andere Menſchenracen, iſt an ſo vielen Orten behauptet worden, daß es genügen mag, zwei Autoritäten (*Hennepin*, Descript. de la Louisiane et moeurs des Sauvages [Par. 1683]. p. 32 und *Falkner*, Descript. of Patagonia [Hereford 1775]. p. 125) anzuführen, um zu beweiſen, daß dieſelbe Erſcheinung an beiden Enden Amerika's beobachtet worden iſt. Die Geſchlechtsreife tritt frühzeitig ein, bei Mädchen mit dem eilften bis zwölften Jahre in Peru und Braſilien, nicht minder aber auch an der kalten Nordweſtküſte, und es iſt ein Widerſpruch

Digitized by Google

gegen die behauptete körperliche Unvollkommenheit der Indier haben aber die Schriftſteller aller Zeiten von der großen Seltenheit von Krüppeln unter ihnen mit Verwunderung geſprochen. Eine ſo auffällige Erſcheinung hat viele Erklärungsverſuche veranlaßt. Piſo meinte, daß das Aufwachſen im freien Zuſtande und entfernt von jenen übeln Einflüſſen, denen die Civiliſation unſere Kinder ausſetzt, regelmäßige Ausbildung des Körpers befördere; Robertſon ſucht in dem von jeher angegebenen Tödten misgeſtalteter Neugeborner und in der durch rohe Lebensverhältniſſe herbeigeführten Sterblichkeit ſchwacher Kinder die Erklärung. Am wahrſcheinlichſten leitet man aber die Seltenheiten von Misgeſtalten aus dem Umſtande ab, daß Neigung zur Erlangung derſelben nicht erblich übergetragen werden kann, wo alle die Rückſichten wegfallen, die in Europa einem verwachſenen oder kränklichen Mädchen einen Mann verſchaffen, und den Grund zum Entſtehen ganzer Generationen misformter Weſen legen[41]. Die Sitte, Neugeborene zu tödten, mag hin und wieder vorkommen, iſt aber jedenfalls ungerechterweiſe als allgemeiner Zug aller Indiervölker angenommen worden.

Mit dem Übergange zu der geiſtigen Beſchaffenheit der amerikaniſchen Autochthonen betreten wir ein Feld der Unterſuchung, auf welchem ſchon ſeit Entdeckung des Welttheils ſich Meinungen geltend zu machen geſucht haben, die nicht leicht ſchroffer entgegenſtehend ſein können. Wir finden bei einigen der früheſten der amerikaniſchen Geſchichtſchreiber den Eingebornen einen Charakter angedichtet und eine Unfähigkeit zugeſchrieben, die ſie nicht allein auf die unterſte Stufe der Menſchheit, ſondern ſogar noch tiefer, als diejenigen Thiergeſchlechter ſetzen würde, bei welchen ſcharfer Inſtinct und Abrichtungsfähigkeit vorhanden ſind, und bei andern ſpricht wiederum eine humane, bisweilen wol eine allzugünſtige, Anſicht ſich aus. Allgemein bekannt iſt es, daß eine päpſtliche Bulle den Zweifel löſen mußte, ob die Indier überhaupt zum Menſchengeſchlechte zu rechnen ſeien[42]. Iſt es ſchwer, die verſchiedenen Angaben älterer und neuer Zeiten über die Körperlichkeit jener Race zur Erlangung eines allgemeinen Bildes zu vereinigen, ſo iſt die Schilderung des Pſychiſchen faſt unmöglich, wo Vorurtheil, Unwiſſenheit oder Nebenabſicht abwechſelnd die verſchiedenſten Meinungen über einen Gegenſtand hervorriefen, deſſen richtige Erfaſſung unter allen Verhältniſſen einen klaren Blick und tiefe Forſchung erfoderten. Die große Ausdehnung des Welttheils hat in der phyſiſchen Beſchaffenheit jener Menſchheit ſo manche Verſchiedenheit hervorgebracht, daß die Zahl der Allen gemeinſamen körperlichen Eigenthümlichkeiten keine ſehr große iſt, jeder

gegen die über ſehr viele amerikaniſche Völker geſammelten Nachrichten, wenn Benj. Ruſh (Medical inquiries etc. [Philad. 1789]. 1.) behauptet, es würden die Mädchen der nordamerikaniſchen Stämme erſt mit dem 18. bis 20. Jahre mannbar. Der Verluſt der Zeugungsfähigkeit fällt bei peruaniſchen Indiern noch vor das 40. Jahr. Gegen Buffon, de Pauw u. A. hat beſonders Robertſon (I. S. 339) die Anſicht vertheidige, daß jene geringe geſchlechtliche Neigung Folge äußerer Verhältniſſe ſei. Der Glaube an thieriſche Ausſchweifungen der Amerikaner iſt unter den älteren Geſchichtſchreibern ſo allgemein, daß man faſt in jedem Stellen finden kann, wo Sodomie und Beſtialität als Züge der Volksſitten aufgeführt werden. Eine der merkwürdigſten ſteht bei Oviedo (L. III. c. 6 in der ſeltenen, mit gothiſchen Buchſtaben zu Salamanca von Juan de Junta 1547 gedruckten Ausgabe Fo.xxvii): „Nach der Verſicherung Aller, welche das ganze Indien oder einen Theil deſſelben kennen, fehllen und fehlen in keiner Provinz der Inſeln oder des Feſtlandes Sodomiten, die, abgeſehen von ihrer Götzendienerei, vielen ſo häßlichen Laſtern ergeben ſind, daß man ſie wegen ihrer Schändlichkeit nicht ohne Ekel und Scham erwähnen hören kann, und ich ſie wegen ihrer Zahl und Schmuzigkeit nicht zu beſchreiben vermag." Es wird dort auf die Indier die Stelle der Geneſis, Cap. 6, angewendet, ihre Unterjochung als nothwendige und verdiente Folge der allgemeinen Verderbniß angeſehen, für ein Gottesgericht erklärt, indeſſen auch auf ſehr treuherzige Weiſe der Kampf der Mönche um die Herrſchaft über die Eingeborenen beſchrieben. Sodomie war Volkslaſter bei den Bewohnern von Quito (*Cieza* c. XLIX. p. 99), wo die Conquiſtadoren Olmos und Pacheco mit härteſter Strafe das Laſter verfolgten; ein fürchterliches Strafgericht verhing Vasco de Balboa über funfzig ergriffene Sodomiten (putos) des Landes Quareca, die er von Hunden zerreißen (aperrear) und dann verbrennen ließ (*Gomar.* p. 84. b.); wir finden Sodomie ferner in Braſilien (Collecção de noticias para a historia e geografia das nacoẽs ultramarinas que vivem nos dominios portuguezes [Lisboa 1825]. III, 1. p. 282); bei der rieſengroßen Bevölkerung der Punta Sa. Elena, die deshalb durch himmliſches Feuer verzehrt ward, wie die benachbarten Stämme erzählten (*Cieza* c. LII. p. 104. b.); ferner in verſchiedenen Provinzen von Mexico, wo, während man in Tlascala dieſes Verbrechen mit dem Tode beſtrafte, daſſelbe in Izcatlan öffentlich und ſtraflos verübt wurde (*Herrer.* D. II. l. 6. c. 16 und D. III. l. 3. c. 15); ſo auch in Tierra firme, in Cali, auf Hiſpaniola (ebend. D. VI. l. 3. c. 16. D. I. l. 3. c. 4). Die Muyscas beſtraften Sodomie, ebenſo die Nicaragnas (ebend. D. III. l. 4. c. 7. *Gomar.* p. 264), die Letzteren mit Steinigung, darum, weil es im Lande eine Kaſte anerkannter Freudenmädchen gab. Von dieſen finden ſich auch Spuren in der peruaniſchen Geſchichte; die Pampayrunas waren ſolche Geſchöpfe, aber ſehr verachtet. (*Garcil.* Comm. real. L. IV. c. 14.) Unter den Indiern der Andengegenden Peru's iſt Sodomie noch jetzt gewöhnlich, übrigens wol kaum mehr als unter den Weißen jenes Landes, wo die von ſolchen Unthaten ein Geſchäft machenden Menſchen, die man Freudenjünglinge nennen könnte, durch gewiſſe Merkmale ſich auszeichnen, und mit dem Namen Maricones belegt werden. Die Conquiſtadoren fanden in Coro eine Kaſte von Männern, die zu ſolchen Zwecken dienten, aber dafür auch im Häuslichen die Weiberrolle zu übernehmen gezwungen waren (*Herrer.* D. IV. l. 4. c. 1), oder durch Kleidung ſich auszeichnen mußten (*Oviedo* L. III. c. 5). Auch unter den nördlichen Indiervölkern kommen ſehr wollüſtige Sitten vor (*Charlev.* III. p. 423) und Lafitau (a. a. O. I. p. 52 suiv.), der hierin eine Ausartung religiöſer Anſichten erblickt.

41) *Piso.* Histor. natur. Brasil. (Lugd. Bat. 1648). p. 6. Robertſon (I. S. 341), der aber der Theorie wegen einer Stelle bei Ulloa (Viage. L. V. c. 5. §. 659), wo von blinden, ſtummen und lahmen Indiern die Rede iſt, eine viel zu ausgedehnte Bedeutung gibe. Kindermord erwähnen Herrera (D. VII. l. 9. c. 4), Azara (a. a. O. II. p. 93. 116. 152. 156), Abtreiben der Leibesfrucht viele der älteren Quellenſchriftſteller; Martius (Rechtszuſtand S. 68) leitet daher die Kränklichkeit der Weiber roher Stämme am Japurá. Nach Rengger (a. a. O. S. 153) veranlaßt beſonders der Nahrungsmangel die Weiber wilder Horden Paraguay's zur künſtlichen Hervorbringung der Fehlgeburt. Die geringe Fruchtbarkeit der Indierehen meint derſelbe Reiſende den Männern beimeſſen zu müſſen, da die Weiber, als Concubinen von Weißen, viele Kinder bekommen. 42) Die Bulle Paul's III. vom 4. Jun. 1537 beſiehlt, die Indier „utpote veros homines" anzuſehen und zu behandeln. Sie fehlt im Bullarium magnum romanum (Rom. 1730 sq.) und wurde wahrſcheinlich gegen die Mönche erlaſſen. (*Herrer.* D. II. L. II. c. 15. *Torquemada*, Monarquia indiana [Madrid. 1723]. III. p. 198. *Azara*, Voy. II.)

Digitized by Google

Verſuch einer allgemeinen Schilderung aber um ſo mehr dem Widerſpruche ausgeſetzt ſein muß, je weniger durch ihn die zahlreichen Abweichungen berückſichtigt werden. Wie ungleich ſtärker müſſen aber dieſe Verſchiedenheiten in pſychiſcher Hinſicht hervortreten! Faſt möchten wir es für unmöglich erklären, eine Charakteriſtik der geſammten kupferfarbenen Menſchenrace zu geben, und halten es, der Gerechtigkeit wegen, für angemeſſen, diejenigen Züge allein hervorzuheben, welche, ſo weit dieſes der Zuſtand der ethnographiſchen Kenntniſſe unſerer Zeit zu behaupten erlaubt, dem Indier von den Quellen des Miſſouri ebenſo zukommen, wie dem heimathloſen Patagonen. Wir müſſen hierbei die Frage zur Seite liegen laſſen, ob die eigenthümliche Entwickelungsſtufe der geiſtigen und gemüthlichen Eigenſchaften des Indiers auf Unvollkommenheit eines jugendlichen Alters, oder Abſtumpfung der greiſenhaften Periode des Lebens deute, ob jene ganze Bevölkerung als Keime, welche in der Zukunft zu kräftigen Stämmen heranzuwachſen beſtimmt waren, oder als Trümmer anzuſehen iſt. Im Allgemeinen iſt der Unterſchied zwiſchen den Indiernationen gemäßigter und äquatorialer Klimaten nicht zu verkennen. Es gilt auch, da die viel beſprochene Beobachtung, daß diejenigen Länder, in welchen die Selbſterhaltung keine Anſtrengung vorausſetzt, der pſychiſchen Entwickelung minder günſtig ſind. Daher zeigten ſtets die Eingebornen Chile's, der peruaniſchen Anden, der Hochebene von Merico und der Länder am Miſſiſippi und St. Lorenz einen kräftigern Charakter und mehr Empfänglichkeit für Cultur, als die Völker Braſiliens. Es iſt von je her Sitte geweſen, die Verſtandeskräfte der Indier in Zweifel zu ziehen. Man ging wol meiſtens von falſchen Beobachtungen aus, oder nahm den zum Sklaven gemachten Wilden zum Muſterbilde, der dem Drucke der Verhältniſſe nicht jene pſychiſche Kräftigkeit entgegenzuſetzen hatte, die den Kaukaſier auch im Unglücke nicht leicht völlig verläßt. Da, wo in dieſem muthiger Widerſtand ſich entwickelt, und in dem Maße, wie die Hinderniſſe ſich mehren, die Geiſteskräfte ſich anſpannen, ſelbſt bis zur Alles wagenden Verzweiflung, hüllt ſich der Indier in ſtarre Gleichgültigkeit und ergibt ſich einer Lethargie, die in der That den Beobachter zu allgemeinen Zweifeln an ſeiner Verſtändigkeit führen kann. Können wir nun auch ebenſo wenig das Urtheil unterſchreiben, welches die Indier mit den Kaukaſiern in geiſtiger Beziehung auf dieſelbe Stufe ſtellen will, ſo erfodert es die Gerechtigkeit anzugeben, welche ihrer intellectuellen Fähigkeiten geringer ſind. Sie vermögen mit abſtracten Begriffen ſich nicht vertraut zu machen, und daher erklärt ſich ihre ſehr große Gleichgültigkeit gegen höhere Religionslehren, ſowie die rohe Beſchaffenheit ihrer kosmogoniſchen Anſichten, von welchen uns viele aufbehalten ſind. Unter den Eingebornen der höhern, den Stürmen des 16. Jahrh. in Peru entkommenen, Familien haben Einzelne zwar die Wiſſenſchaften ergriffen, ſogar Schriften geliefert, allein nicht ein Beiſpiel iſt verzeichnet von Leiſtungen im Felde der Mathematik [43]). So beſchränkt ſich auch die Beurtheilungskraft dieſer Menſchen auf ein begrenztes Feld, und erklärt, was man von ihrem Stumpfſinne und ihrer Gleichgültigkeit geſagt hat. Wer unfähig iſt zur Bildung einer langen Reihe von Schlüſſen, oder ſie nur mittels ungewöhnlicher Anſtrengungen herſtellt, der wird auch nur in der Gegenwart leben, um die Zukunft, ſie mag nun Freuden oder Leiden verheißen, ſich nicht bekümmern, wenn er ihre mögliche Geſtaltung aus den Vorgängen des Augenblicks abſtrahiren ſoll. Es kommt allerdings noch Mangel an Phantaſie hinzu, aber aus dieſer Vergeſellſchaftung entwickelt ſich ein Grad von Unerregbarkeit, der der Sittigung um ſo mehr entgegen iſt, als er die Mittel, wodurch Einwirkung möglich wäre, beſchränkt. Wenn die mahnenden Bedürfniſſe des Augenblicks befriedigt ſind, ſo verſchwindet das Andenken an den folgenden Tag, und nur die Völker machen eine Ausnahme, die durch die Gewißheit eines langen Winters und Hungers während deſſelben zur Sammlung von

43) D'Orbigny (a. a. O. S. 569) achtet die Geiſtesfähigkeiten der Amerikaner denen aller andern Völker gleich. Unfähigkeit für abſtracte Begriffe erwähnte ſchon Condamine (Voyage p. 54), Zahlenverhältniſſe werden ſehr ſchwer oder gar nicht begriffen, z. B. Chaymas (Humboldt II. S. 205); indeſſen beruht es auf einem Misverſtändniſſe, wenn behauptet wird (Condamine S. 67), es gebe Völker, die nicht über drei zählen könnten, oder denen die Zahl Zwanzig die höchſte ſei. (*Herrer.* D. I. L. III. c. 3.) Humboldt hat ſich weitläufig über dieſen Gegenſtand verbreitet. (Monum. americ. II. p. 229 sq. Vgl. auch Adair a. a. O. S. 77, rückſichtlich der ſonſt beſſer begabten Nordamerikaner.) Für den Begriff Gott fanden die ſpaniſchen Miſſionaire nirgends ein Wort, wol aber ſehr viele, den Weltenregierer bezeichnende, auf augenfällige Eigenſchaften bezügliche Epitheta, weshalb auch das ſpaniſche „Dios“ in allen, in den Landesſprachen geſchriebenen Gebeten u. ſ. w., aufgenommen werden mußte. Reiſende ſind ſelten aus Amerika wiedergekehrt, ohne die Überzeugung erlangt zu haben, daß die Eingeborenen mindeſtens beſchränkter ſind an Fähigkeiten, als unſer Stamm. Es fehlt ihnen die ſchnelle Auffaſſung und geiſtige Beweglichkeit der Weißen. Einen unumſtößlichen Beweis liefert die Geſchichte ſelbſt, indem aus Allem, was mit Genauigkeit beobachtet worden, hervorgeht, daß die Starrheit der Indier ſtets dieſelbe geweſen ſein müſſe, denn wenigſtens innerhalb eines Jahrtauſends iſt nirgends höhere Bildung bleibend einheimiſch geweſen, vielmehr ergeben ſich auch da ſtets erneuete Rückfälle zur Wildheit, wo Ausländer, der Heroenzeit angehörend, Manco Capac, Bochica, Quetzalcohnatl und der Amalivaca der Tamanakenhorden, theils gütlich, öfters aber mit Gewalt, Civiliſation eingeführt, Reiche begründet hatten. Es iſt eine bemerkenswerthe Erſcheinnng, daß unter den Häuptlingen unzählbarer Horden, während einer bis zur dunkeln Urzeit hinaufreichenden Periode, keiner als großer Eroberer aufgetreten iſt, und keiner ein geſchichtliches Andenken ſich begründet hat. Die gleichförmige Fortdauer dieſer wilden Urzuſtände kann nicht allein von der phyſiſchen Beſchaffenheit der neuen Welt abgeleitet werden, denn wenn auch der gewaltige Einfluß auf die Bildung bürgerlicher Geſellſchaften nicht verkannt werden kann, welchen der Mangel an Pferden und Hornvieh haben mußte, ſo beweiſt doch die Erfahrung, daß die unabhängigen Horden weder in bürgerlicher noch ſittlicher Beziehung Fortſchritte gemacht, noch höhere Fähigkeiten entwickeln, ſeit ſie im Beſitze von Heerden ſich befinden. Reiſende, welche die Eingeborenen Amerika's und Polyneſiens aus Erfahrung kannten, haben nicht angeſtanden, den letzteren den Vorzug unbedingt einzuräumen, indem ſie eine viel höhere Culturfähigkeit zeigen. (*R. Aug. Searle*, Narrative of a nine months residence in New-Zealand [Lond. 1832].) Lange vor Ankunft der Europäer beſaßen jene Völker geordnetes Verfahren des Landbaues. Die raſchen Fortſchritte zur Civiliſation, welche die Sandwichinſulaner in nur vierzig Jahren gemacht, ſind bekannt.

Digitized by Google

Vorräthen im Sommer gezwungen ſind. Daher entwickelt der braſiliſche Indier noch weit mehr, als irgend ein anderer, den Zug des Leichtſinns, und iſt am wenigſten zum Bürgerthume geeignet, deſſen er als des Verbandes Vieler zu gegenſeitiger Unterſtützung im Übrigen nicht bedarf. Wer aber die Zukunft nicht zu erfaſſen vermag, den wird auch ihre Nichtgewährung wenig bekümmern. Daher die Ruhe, oder richtiger das dumpfe Hinbrüten, mit welchem der ſchwer erkrankte oder tödtlich verwundete Indier den Tod herannahen ſieht, und zum Theil die Gleichgültigkeit des Kriegsgefangenen bei nordamerikaniſchen und chileniſchen Stämmen, der jedoch auch aus Stolz und Anſichten von männlicher Würde, wie ſie ſich unter rohen Nationen überall wiederholen, dem unvermeidlichen Untergange ohne einen Laut der Klage entgegentritt. Nothwendig ergibt ſich aus dieſer Beſchränktheit auch Widerwillen gegen alle Beſtrebungen, die erſt in ſpäterer Zeit ihre Früchte verheißen und irgend vermieden werden können. Die Faulheit der Indier iſt ebenſo ſprüchwörtlich, als ihre Sorgloſigkeit, und ſie trägt ſogar nicht ſelten den Sieg über die Neigungen davon, deren Befriedigung eine größere Anſtrengung erheiſcht. So mächtig der Reiz des Branntweins auf jene Menſchen iſt, ſo entſagen ſie doch ſeinem Genuſſe, wenn er durch mehrtägige Arbeit allein erlangt werden kann, und keine Ausſicht vorhanden iſt, das Getränk vor Erfüllung der Aufgabe zu erhalten. Wir leiten aus derſelben Quelle der Kurzſichtigkeit das Schwelgen im Überfluſſe, dem Alle ergeben ſind, die Ruhe, mit welcher der darauf folgende herbe Mangel ertragen wird, und die Gleichgültigkeit gegen Verbeſſerung der eigenen Lage, gegen Eigenthum und bürgerliche Verfaſſung. Man kann ihnen lebhafte Einbildungskraft ebenſo wenig zuſchreiben, als ſcharf richtenden Verſtand. Die Sagen von der Weltanſchauung und die religiöſen Begriffe ſind einfach und ohne poetiſchen Schwung bei der Mehrzahl jener Völker; ſie waren ſelbſt in Mexico und im Reiche der Incas von keiner der übrigen Bildung angemeſſenen Bedeutung [44]), und was in den Liedern braſiliſcher Völkerſchaften ſich ausſpricht, mahnt an die Regungen einer unbehilflichen, immer zu dem Gewöhnlichſten zurückſinkenden Phantaſie. Nur die nordamerikaniſchen Stämme machen, wenn anders ihren aufgezeichneten Reden Glauben beizumeſſen iſt, eine Ausnahme; an den, die Äquatorialgegenden bewohnenden, Völkern gehen ſelbſt Naturerſcheinungen unbemerkt vorüber, ſo lange ſie nicht die Veranlaſſung zu Leiden geben, und die niedrigen, oft ſchmuzigen, Vergleiche, die ſie mit ihnen anſtellen, beweiſen die ſtumpfe und unpoetiſche Auffaſſung. Aus dieſer Starrheit reſultirt aber auch ein hoher Grad von Geduld, und die Fähigkeit, das einförmigſte Leben ohne Verſtimmung zu ertragen. In Südamerika nennt man die Arbeiten, die, indem ſie ſehr gleichförmig ſind und den Geiſt nicht beſchäftigen, dennoch lange Zeit erfodern, Indierarbeiten, z. B. jene Gewebe aus Wolle, die in den Anden verfertigt werden, jene mühſamen Schnitzwerke, mit welchen die wilden Stämme ihre Waffen verzieren, jene künſtlichen Geflechte aus Pferdehaut, die der Patagoniee und Pampasindier an ſeinem Reitzeuge anbringt [45]). Da das Bedürfniß der Beendigung der Arbeit und des Überganges zu etwas die Geiſteskräfte mehr Beſchäftigendem nicht gefühlt wird, ſo iſt auch die Unvollkommenheit der gebrauchten Inſtrumente ſehr gleichgültig, und auf die zeitraubendſte Art wird dasjenige endlich zu Stande gebracht, was der bewegliche Europäer nicht zum zweiten Male unternehmen würde, ohne vorher ſeinen Scharfſinn zur Entdeckung der Mittel angeſtrengt zu haben, die ihm eine raſchere Vollendung und größere Vollkommenheit ſeines Werkes verheißen. Die Vergleichung der älteſten und neueſten Berichte beweiſt, daß die Eingebornen Amerika's innerhalb der drei letzten Jahrhunderte in ihrem Verfahren, ſei es im Ackerbau oder in Verfertigung ihrer Geräthſchaften, keine erhebliche Veränderung eingeführt haben, und daß ſie ſelbſt da ihrer altgewohnten Weiſe den Vorzug laſſen, wo ſie, von Weißen umgeben, Gelegenheit zur Vergleichung beſaßen. Die einzigen nachweisbaren Unterſchiede zwiſchen ihrem ehemaligen und heutigen Leben haben die Einführung von Feuergewehren in Nordamerika, die Verbreitung von Viehheerden in Südamerika hervorgebracht, indem die erſtere die Art

44) Ungeachtet gewiſſer Übereinſtimmung in den Sagen ſelbſt, iſt doch ihre einfache, um nicht zu ſagen rohe, Weiſe der Ausſchmückung auffällig, wenn man ſie mit den glänzenden Phantaſiebildern öſtlicher Völker und der Griechen vergleicht. Die Bewohner von Tlascala glaubten, daß die nach der erſten Zerſtörung der Erde überlebenden Menſchen zu Affen verwildert wären, und die Sprache verloren hätten. (*Herrer.* D. II. L. VI. c. 15.) In Mechoacan herrſchte die Meinung, das erſte Menſchenpaar ſei aus Lehm gemacht geweſen, ſei beim Baden zerſchmolzen und wäre von Neuem aus Aſche verfertigt worden. (Ib. D. III. L. III. c. 10.) Die Weltenerbauer Amalivaca und Bochi der Tamanaken verſuchten, jedoch umſonſt, die Gewäſſer des Orinoko zugleich in doppelter Richtung fließen zu machen (Humboldt, Reiſe. IV. S. 519); erſterer zerſchlug ſeinen Töchteen die Beine, um ſie zum ſitzenden Leben und zur Bevölkerung der Welt zu zwingen. Es ſind nicht dieſe Begebenheiten es ſelbſt, aus welchen man die ſtumpfe Einbildungskraft der Indier abnimmt, ſondern die örtliche Färbung, die ihnen gegeben wird. Nur bei den Peruanern finden ſich Spuren einer zeitig wieder untergegangenen Idee höherer Art über die Erdrevolutionen. Ihre Mamacocha iſt das Meer (*Garcil.* Comment. real. L. VI. c. 30), und ſie beteten daſſelbe an, da ſie es für das Alles erzeugende Element anſahen, aus dem ſie ſelbſt entſtanden wären. Der peruaniſche Urgott Con (*Gomara* p. 168. b.) iſt vielleicht eben auch das Meer, und Symbol der Zerſtörung der Erdoberfläche durch das Waſſer. In der Sage vom Überfluſſe großer Reptilien (Ebend. S. 169) möchte man eine Erinnerung entdecken an jene untergegangene Schöpfung rieſiger Saurier, die in einer früheren Periode die Erde bewohnten; vielleicht auch in der Meinung der Tlascalteſen, daß einſt Rieſen die Erde bevölkerten, deren Knochen verſteinert gefunden werden. Die Sage einer Sündfluth wiederholt ſich überall in Amerika, was ſchon Acoſta (L. VI. c. 19. p. 431) bemerkt hat. Jedes Volk hält ſich aber für das Urvolk und ändert die Erzählung von der Zahl, Rettungsart und Anſiedelung der entkommenen Individuen. In den bergigeren Gegenden iſt der Landungspunkt immer der höchſte Berg, bei den Botocuden, den Bewohnern eines ebenen Landes, ſind es die höchſten Palmen. (*Vasconcellos*, Noticias curiosas do Brasil. p. 52 gibt Überſicht der braſiliſchen Überlieferungen.)

45) *Ulloa*, Viage. L. VI. c. 6. §. 934.

der Kriegführung und Jagd, die letztere die Lebensweiſe inſofern verändert hat, als ſie die heimathloſen und ehedem wahrſcheinlich im größten Elende lebenden, Jägerhorden im Süden des Wendekreiſes, zu Nomaden umgeſtaltete. Es wird ſomit erklärlich, warum ſelbſt die beſſer geleiteten Verſuche der Civiliſation ſo wenig Erfolg gehabt haben, denn Beiſpiele einer freiwilligen Emporſchwingung, wie ſie die nunmehr ausgetriebenen Stämme Georgiens geben, ſind äußerſt ſelten. Selbſt die Jeſuiten fanden es zweckmäßig, die Bewohner ihrer Miſſionen bei der gewohnten Weiſe zu laſſen, und gewöhnten ſie nur mit größter Mühe zu einer den Umſtänden nach unerläßlich gewordenen verſchiedenen Betreibung gewiſſer Geſchäfte. Geringe und langſame Erregbarkeit charakteriſiren den Indier. Auch er liefert den Beweis, wie ungegründet das Vorurtheil ſei, welches den Eingebornen kalter Gegenden für minder leidenſchaftslos als den der warmen Himmelsſtriche erklärt. Wir mögen die Indier, ſo weit ſie noch im urſprünglichen Zuſtande verharren, der Maſſe nach als Bewohner milder oder warmer Klimaten anſehen, denn gegen die Stämme des äquatorialen Amerika's gehalten, ſind die im höhern Norden und Süden lebenden Nationen wenig zahlreich. Mag es ſein, daß bei dem iſolirten Leben kleiner Horden in der Mitte der Wälder ſich ungleich weniger Berührungen ergeben, als im Stande der Civiliſation und der Exiſtenz unter zuſammengedrängten Tauſenden, ſo iſt dennoch die Seltenheit großer Gemüthsbewegungen am Indier augenſcheinlich und auffallend. Nur der höchſte Grad des Schmerzes erpreßt von ihm eine Klage, und die plötzliche und ſtarke Beleidigung bringt ihn allein zur Aufwallung, die aber keine Dauer hat. Gleichſam als fühlte er, daß dieſe Unerregbarkeit ihn ebenſo typiſch bezeichnet, als manche ſeiner körperlichen Eigenthümlichkeiten, ſucht er ſie durch künſtliche Gewöhnung und Selbſtbeherrſchung noch entſchiedener auszubilden. Den kriegeriſchen Stämmen Canada's gilt jede laute Aufwallung als ein Zeichen weibiſcher Leidenſchaftlichkeit, und ſie empfehlen den in den Männerbund aufgenommenen Jünglingen vor allen den ſtarren, unbeweglichen Ernſt des Mannes unter allen Umſtänden ſich zu bewahren. So geſchieht es, daß der Indier theils aus wirklicher Unempfindlichkeit, theils aus Grundſatz, ſelten weint; er friſt, wie ein Häuptling vom Japura ſagte, ſeine Thränen [46]). Hat aber einmal die Idee erlittenen Unrechts ſich ſeiner bemächtigt, ſo verläßt ſie ihn bei aller anſcheinenden äußern Ruhe nicht wieder, bis ſeine rege gewordene Rachſucht Befriedigung gefunden. Er verliert das Ziel dann nicht aus den Augen, verfolgt den Beleidiger mit Unermüdlichkeit und mit der ſchlauen Heimlichkeit des Raubthieres, und iſt um ſo ſchwerer zu verſöhnen, je feſter ſein Geiſt den einmal ergriffenen Eindruck hält, und je weniger er fähig iſt, zwiſchen der Form einer Handlung und der Abſicht und Veranlaſſung derſelben zu unterſcheiden [47]). So bedarf es auch auf der andern Seite der kräftigſten Reize, wenn an die Stelle gleichgültiger Ruhe Fröhlichkeit treten ſoll. Je gewaltſamer aber die Mittel ſind, um ſo wilder und gemüthloſer iſt dieſe Freude, ſodaß ihr Anblick wol ſchon zu der Meinung Veranlaſſung gab, daß auf den Indier ſelbſt im Augenblicke des Genuſſes ein dunkles Bewußtſein ſeiner geiſtigen und gemüthlichen Unvollkommenheiten laſte, das ihn wie ein unverſcheuchbares Geſpenſt verfolge, und nur den bis zur Betäubung geſteigerten Reizen weiche [48]). Ein

46) Martius a. a. O. III. S. 1319. Unempfindlichkeit mag in Fällen unabwendbaren Leidens oft die Urſache des dumpfen Hinbrütens ſein (ebend. III. S. 1274), aber die herausfodernde Kälte, dem ſiegreichen, in Martern ſich erſchöpfenden Feinde gegenüber, hat oft ihren Grund in Eitelkeit, die ſich zwar nicht ſo ſtark ausſpricht, wie im Neger, aber ſelbſt im Miſſionsleben den Zwang erträglich macht, ein den Jeſuiten wohlbekannter und von ihnen benutzter Zug.

47) Die grauſamen Hinrichtungen der Kriegsgefangenen unter nordamerikaniſchen Völkern ſind in allen ältern Werken bis zum Überdruſſe geſchildert worden. Jene werden erſt geprügelt und geſteinigt (*Lafitau* II. p. 256), dann getödtet; von den Cherokeſen bei langſamem Feuer gebraten (ebend. II. p. 274); in Mexico wurden ſie ein Jahr lang wohl verpflegt und mußten dann unter ſehr ungleichen Bedingungen um ihr Leben kämpfen. Die rachſüchtige Neigung der Indier hat Blutrache unter ihnen zum herrſchenden Syſtem erhoben. Daher auch ihre endloſen Kriege, bei welchen eigentlicher Muth nicht vorausgeſetzt werden kann, da ſie Buſchkriege ſind, und jede Liſt erlaubt iſt. Auch den Weibern theilt ſich dieſe Geſinnung mit; unter den Braſiliern beſtrichen dieſe die Kinder mit dem Blute geſchlachteter Gefangener (*Lery* ap. *de Bry* et *Merian*, Collectio peregrination. in Indiam etc. [Francof. 1590]. III. p. 210), in Nordamerika vermehren ſie die Martern deſſelben; ſie ziehen ſogar in den Krieg, daher die Sage von Amazonen (*Condamine*, Voy. Zuſammenſtellung derſelben; *Gili*, Saggio etc. I. p. 145—154; *Acuña* c. 71; *Herrer.* D. VI. L. IX. c. 2; *Grynaeus*, Nov. orb. p. 69; Kritik derſelben: Martius III. S. 1092; Humboldt IV. S. 336) entſtanden iſt. Die greuliche Gewohnheit der Anthropophagie iſt mehr aus einer thieriſchen Rachſucht als aus Appetit und Nahrungsmangel herzuleiten. Sie iſt nicht ſo ſehr verbreitet, wie alte Schriftſteller wollen, mehr in warmen als kalten Gegenden einheimiſch. Oft ſchämen ſich die Völker derſelben, geſtehen ſie ungern ein (Botocuden, Neuwied II. S. 52; nicht ſo die Miranhas, Martius III. S. 1249), und mitten unter Kanibalen gibt es Völker, welche dieſe Sitte verabſcheuen (Humboldt IV. S. 369), daher auch alte Geſetze, welche die erſteren zu Sklaven machen, dieſe für Freie erklären. Menſchenfreſſer ſind außer den genannten Völkern noch die Umauas an den Quellen des Japura, die Puris in Braſilien, die Caliſecas und Capachos am Ucayale. Auch über die Tödtung hinüber erſtreckt ſich die Rachſucht, denn das Andenken ihrer Befriedigung ſucht der Botocude (Neuwied II. S. 51) und der Mundrucu (Martius III. S. 1314) durch den mumiſirten Kopf des Feindes ſich zu bewahren; nicht ganz dieſelbe Bedeutung hat der Scalp für nordamerikaniſche Krieger. 48) Die Indier ſind große Trinker in allen Gegenden (*Gumilla* I. p. 275), und zwar wol nicht allein in Folge des Umganges mit Weißen, denn ſchon die Incas gaben Geſetze gegen Trunkenheit, und alle Andenvölker kannten die Bereitung der Chicha aus Mais. Indeſſen fand Humboldt (IV. S. 134) an den Guahibos ein den Branntwein zurückweiſendes Volk, gewiß eine Seltenheit! Auch die Roheſten des tropiſchen Amerika verſtehen berauſchende Getränke zu bereiten; ſei es aus der Wurzel der Jatropha, der Frucht der Banane, dem Zuckerrohr oder Palmenfrüchten, z. B. der Mauritia. Meth aus Honig machen die Camacans (Neuwied II. S. 232). Nicht zufrieden mit dieſen Reizungen haben ſie die Coca erſonnen (umſtändlich Pöppig, Reiſe. II. S. 209 fg.), bringen durch verſchluckten Rauch von Tabak mit narkotiſchen Blättern vermengt, Raſerei hervor (*Oviedo*, Chron. de las Indias. L. V. c. 2. fol. XLVII.), ſchnupfen das „teufliſche Pulver des Niopo“ (*Gumilla* I. p. 202. Humboldt, Reiſe. IV. S. 576), oder tödten ſich ſogar durch den in die Naſe geblaſenen Wahnſinn erregenden

Digitized by Google

warmes und tieſes Gefühl haben ſelbſt die entſchiedenſten Vertheidiger an den Indiern vermißt. Nicht allein unter dem egoiſtiſch machenden Drucke der Weißen, ſondern auch in der Mitte ſeiner uneroberten Forſte, zeigt er wenige oder keine Theilnahme an den Leiden der nächſten Verwandten, ſelbſt nicht der Glieder ſeiner Familie, und dieſer Zug der Hartherzigkeit nimmt an ihm in dem Maße zu, wie die Natur ſeines Vaterlandes ärmer iſt, und dem Einzelnen die Erhaltung erſchwert. Wenn die Unverſöhnlichkeit des ſchwer Begreifenden dort Blutrache als das einzige Mittel der Ausgleichung anſieht, und den Gefangenen unter tauſend Martern hinrichtet, ſo verhängt Unempfindlichkeit gegen fremdes Wehe hier das traurigſte Loos über den Sklaven, der das Unglück hatte, ſeinem auf Menſchenraub ausziehenden Nachbar in die Hände zu fallen. Wollte man es verſuchen, mit wenigen Worten das Bezeichnende am Geiſt und Charakter des Amerikaners hervorzuheben, ſo müßte, um Ungerechtigkeit zu vermeiden, ein Unterſchied gemacht werden zwiſchen dem, was als Eigenthümlichkeit der Race anzuſehen iſt, und dem, was als Folge der Lebensverhältniſſe ſich ausgebildet hat. Es dürfte ſich dann ergeben, daß das Begreifungsvermögen der rothen Race beſchränkter und langſamer, die Phantaſie ſtumpfer, das Gemüth viel weniger erregbar iſt, als im kaukaſiſchen Stamme, und daß man leicht dahin kommen kann, ans dieſen unverſchuldeten Zuſtänden die Mehrzahl der Züge zu erklären, die, abgeriſſen hingeſtellt, es oft veranlaßt haben, daß einem ganzen Zweige unſeres Geſchlechts urſprüngliche Verdorbenheit zugeſchrieben, und ihm, den gleichſam von des Weltregierers Hand abſichtlich Erniedrigten, die Geſammtheit jener Eigenſchaften des Verſtandes und Herzens abgeſtritten worden, welche dem ewigen Willen gemäß, die Scheidelinie zwiſchen dem Menſchen nnd der Thierheit darſtellen ſollten.

Die Schilderung der **geſellſchaftlichen und bürgerlichen Zuſtände** der rothen Menſchenrace wird wegen der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände die Allgemeinheiten nicht überſchreiten dürfen, die aus den gemeinſamen Zügen geiſtiger Beſchaffenheit bei allen Stämmen ſich ähnlich darlegen. Einer vergleichenden Ethnographie Amerika's müßte es anfbehalten bleiben, die Einzelnheiten zu berückſichtigen, die abweichenden Erſcheinungen zn erwähnen, und ihre Urſachen zu enthüllen. Der politiſche Zuſtand der Amerikaner, gegenüber den erobernden Weißen, bedingt das Hervortreten oder die Verwiſchung der nationalen Eigenthümlichkeiten. Die Spanier nnd Portugieſen theilten als Beſitzer der größten Länderſtrecke alle Eingeborene in drei Claſſen: Indier, die mit den Weißen verſchmolzen ſind, wie in den Anden von Peru, in Mexico und einigen Provinzen Braſiliens, die aber ebendeswegen hinſichtlich ihrer Sprache, Sitten und Denkart bedeutend vom eigentlichen Typus abweichen, von den Fremden Vieles angenommen haben, obgleich kaum jemals das Gute: Indier, die ſich dem Zwange unterworfen haben, der ſie an Wohnorte bindet, wo Weiße regieren, ſei es als bürgerliche Beamte oder als Miſſionaire, und wenigſtens dem Namen nach, obgleich nicht ausnahmslos, Chriſten ſind (Indios reducidos, aldeiados): Indier, die im unabhängigen Zuſtande meiſt in größern Entfernungen von den europäiſchen Colonien wohnen, und daher an Charakter und Sitten die wenigſte Veränderung erlitten haben (Indios infieles, bugres). Die letztern mögen wieder in ſolche getheilt werden, die ſich feſte Niederlaſſungen begründet haben, und nicht leicht aus einem gewiſſen Bezirke herausgehen (Infieles domiciliados), und andere, welche heimathlos herumirren, (de corso). Die beiweitem größte Zahl der unabhängigen Stämme iſt aber domicilirt, und bauen dieſe auch keine Dörfer, wie Arickaras, Mandans und ähnliche, durch das Klima gezwungene, Stämme des innerſten Nordamerika, oder wie die Horden am Ucayale, am Madeira und in Guyana, wo dem roheſten aller geſellſchaftlichen Zuſtände, dem Herumirren verſtreueter Familien, wenigſtens der Himmel nicht entgegen iſt, ſo behaupten ſie doch ein Gebiet als unverletzliche Heimath. Unaufhörlich herumſtreifende, land- und beſitzloſe Nationen ſind ſelten, werden von den übrigen entweder als geächtet betrachtet und mitleidlos verfolgt, wie ein armſeliger Stamm des Felſengebirges, oder ungern geſehen und vielleicht ſogar gefürchtet, wie die Muras am Amazonas, die Payaguas, die Peſt von Paraguay, oder die Miſchlingshorden in den ſüdlichen Pampas. Bei allen amerikaniſchen Völkern herrſcht dieſelbe Neigung zum unabhängigen Leben, und da dieſes um ſo leichter zu erlangen ſteht, je kleiner die Geſellſchaften, je entfernter die Nachbarn ſind, ſo ſpalten ſich die Stämme in das Unendliche, die kleinen Haufen leben dann ohne Berührung mit andern, und auf ſolche Weiſe mag ſogar durch Vergeſſen und Umwandeln des ererbten Idioms im Laufe der Zeit die merkwürdigſte aller Sprachverwirrungen entſtanden ſein. Indem dieſe Sinnesweiſe nicht aller Orten durch natürliche Beſchaffenheit des Landes gleichmäßig unterſtützt wird, modificirt ſich auch die Neigung zur Ungeſelligkeit und zum heimathloſen Leben. Es ergeben ſich daher weniger Trennungen unter den außertropiſchen Stämmen, und ſogar Verſuche zur Bildung einer Nationalität, während die größten Zerſtückelungen in den äquatorialen Wäldern beobachtet werden [49]). Das Maß der Liebe zur Unabhängigkeit beſtimmt die Wahl der Lebensweiſe, durch welche jene geſichert wer-

Staub der Paricá, des Samens einer Inga. (Martius III. S. 1074. 1193.) Man hat in dieſer unglücklichen Neigung einen Grund der Entvölkerung zu ſuchen, was auch von nordamerikaniſchen Stämmen in ihren Unterhandlungen mit der Regierung der Ver. Staaten mehrfach ausgeſprochen worden iſt.

49) Der Bund der fünf Nationen in Canada war eins der wenigen Beiſpiele von Verbindung auf politiſchen Grundlagen. Er beweiſt die größere Tüchtigkeit des Charakters und die höheren Fähigkeiten jener Völker (Lavayſſé S. 154), die zur Anſicht ihrer verſchiedenen Abſtammung Veranlaſſung gab. In Südamerika wird Auflöſung der Völker durch Bewahrung erblicher Feindſchaften vermehrt, wie ſie exiſtiren zwiſchen Botocuden und Patachos (Neuwied II. S. 44. 45), Muras und Mundrucus (Martius III. S. 1070), verſchiedenen Stämmen Paraguay's u. ſ. w., eine von Humboldt (IV. S. 366) erklärte Erſcheinung.

den mag, und daher treiben die ununterjochten Völker Braſiliens, obgleich unter einem günſtigen Himmel lebend, wenig Ackerbau, ſondern pflanzen vorzugsweiſe diejenigen Gewächſe, die ſich nach Entfernung des Beſitzers nicht ſogleich verlieren, vielmehr auch in verwildertem Zuſtande noch einige Zeit lang Früchte tragen; in den kalten Regionen überlaſſen ſich die Eingebornen ganz der Beſchäftigung als Jäger und Fiſcher. Wo das Wanderleben mit der Erhaltung zuſammenhängt, und nicht allein aus dem Streben nach dumpfer Abgeſchiedenheit herrührt, entwickelt ſich im Kampfe mit den zahlreichen Hinderniſſen und einer unfreundlichen Natur das Gefühl des Stolzes und der Selbſtändigkeit, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir beide bei canadiſchen und patagoniſchen Völkern finden, ſie aber bei dem Braſilier vermiſſen, auf welchen das Leben in feindlicher, aber müheloſer Einſamkeit nur nachtheilig wirkt, indem es das Einſchlafen der urſprünglich beſchränkteren Fähigkeiten geſtattet. Doch läßt ſich eine geographiſche Grenze für das Vorherrſchen dieſer nomadiſchen Neigung nicht feſtſetzen; neben den ſtets wandernden und daher auch räuberiſchen Pehuenches wohnen die Huilliches in ſteinernen Häuſern und von ſorgfältig cultivirten Feldern umgeben [50]). Nur die Kenntniß der früheſten Geſchichte könnte über ſolche Erſcheinungen Aufklärung geben, indem ſie uns zeigte, was jene Völker geweſen, ehe die Ankunft der Weißen ſie in Beſitz der Pferde verſetzte, auf welchen ſie jetzt die Steppen des Diamante durchfliegen, oder den Krieg von Buenos Ayres bis über die Anden verbreiten. Im Übrigen möchte die Eintheilung der geſammten rothen Race in Fiſcher, Jäger und das Land bauende Völker nicht zuläſſig ſein, denn mit Ausnahme der beiden äußerſten Enden des großen Continents iſt nirgends ein Volk gefunden worden, dem Ackerbau vollkommen fremd geweſen wäre, vielmehr beweiſt das Beiſpiel der nordamerikaniſchen Völker, daß Jagd und Agricultur zugleich getrieben werden, indem der Mann der erſten ſich allein unterzieht, die Weiber aber der letztern vorſtehen. Da bei einem ſo rohen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft auf fremde Hilfe nicht zu rechnen iſt, ſo gelten auch die beſten Beſtrebungen des Indiers jenen auf die Erhaltung gerichteten Arbeiten; er entwickelt vielen Scharfſinn bei Verfolgung von Thieren, hat in allen Klimaten Methoden erdacht, um den Fang zu erleichtern [51]), und bildet auf den Ruf eines guten Jägers ſich nicht wenig ein; aber im Feldbaue iſt er nachläſſig, und hat durchaus keine Neigung, die Zahl ſeiner Nahrungspflanzen zu vermehren; noch weniger mag er durch perſönliche Anſtrengung ſeinen Feldern die Geſtalt einer feſten Anſiedelung geben, durch gleichmäßige Bearbeitung ſich ihrer fortdauernden Ertragsfähigkeit verſichern, oder gar ſie zu einem werthvollen Erbe erheben, denn die Art der im tropiſchen Amerika allgemein gültigen Cultur [52]) bringt häufiges Verlaſſen des angebauten und Urbarmachung eines neuen Landſtückes mit ſich. Die Idee des Eigenthums iſt darum aber jenen Völkern nicht fremd, wie ehedem wol behauptet worden [53]), denn ſelbſt das Jägervolk betrachtet ſein Gebiet als unverletzlich und bekriegt den auf ihm erſcheinenden fremden Stamm; allein ſie hat in Bezug auf den Einzelnen die Feſtigkeit noch nicht erlangt, welche den Begriff von arm und reich erzeugen, und ſomit Veranlaſſung zur genaueſten Verbindung Aller geben müßte, die etwas zu verlieren haben. Dieſe Gleichſtellung Aller und die Abweſenheit eines eigentlichen Intereſſe hat der Begründung von Staaten, oder doch der Vereinigung Vieler zu einer Geſellſchaft entgegengeſtanden. Nur perſönliche Eigenſchaften vermögen zur Würde des Häuptlings zu erheben, doch iſt deſſen Macht weder unbedingt, noch ſehr groß, obwol ihm, wenn er an der Spitze nordamerikaniſcher Stämme ergrauete, in den Rathsverſammlungen eine entſcheidende Stimme zuſteht. Ungeachtet der Abweſenheit einer der häufigſten Veranlaſſungen zum Unfrieden, eines Intereſſes nämlich, welches auch vom Abſichtloſen leicht zu verletzen wäre, ſind Kriege überaus häufig, und ſcheinen, beſonders im Norden, nicht zu den Übeln, ſondern den nothwendigen Ergebniſſen der Exiſtenz gerechnet, und als Bedürfniſſe geſucht zu werden. Erbliche Feindſchaften ergeben ſich an vielen Orten; ihre als heilige Pflicht angeſehene Bewahrung iſt einer der traurigſten Züge im Gemälde der amerikaniſchen Menſchheit. Sucht die Natur auf dieſe Weiſe ſich einer ihr zur Bürde gewordenen Race zu entledigen, oder ſind dies dunkle, zum Inſtinct gewordene Erinnerungen an ein vor undenklichen Zeiten erfahrenes Unrecht, das vielleicht der Zertrümmerung einer alten Cultur vorherging, und beide Partien in den Abgrund ſtürzte? Mag es nun das Geſchick ſein, welches den Amerikaner zur Selbſtausreibung drängt, oder nur die Laune und das Gefühl einer rohen Kraft, ſo hat

50) Eigentliche Nomaden finden ſich nur auf den großen Steppen zwiſchen den Arkanſas und den Felſenbergen; ſie ſind im Beſitze von Pferden allein; Nomaden, welche Pferde, Rindvieh und Schafe beſitzen, gibt es in Südamerika nur in Paraguay, Chaco, den ſüdlichen Pampas und den Anden von Chile. Vor dem 16. Jahrh. konnte es aus Mangel brauchbarer Thiere keine Hirtenvölker geben; die von den Peruanern ſogar verehrten Lamas (*Garcilasso*, Comm. real. L. I. c. 10 L. II. c. 19) ſind Schafen oder Rennthieren in jener Hinſicht nicht zu vergleichen. Die roheſten Stämme haben nur ein Thier zum Gefährten gewählt, den Hund, halten dieſen für das nützlichſte Thier (die Camacans nach Cazal), in Peru (Huanca) wurde er einſt ſogar göttlich verehrt, und neuerdings im Archipel des Feuerlandes bemerkt. 51) Als ſinnreiche Erfindungen erwähnen wir mit Übergehung der Fallen für wilde Thiere u. ſ. w. beſonders das Blasrohr (Cerebatana) im äquatorialen Amerika und die vergifteten Pfeile (über dieſe Gegenſtände vgl. die neueren Berichte bei Humboldt [IV. S. 447 fg.], Martius [in Buchner's Repertorium der Pharmacie. XXXVI. 3. Heft], Pöppig und Reichel [in Weinlich, Pharmaceutiſches Centralblatt. (Leipzig 1836). II. S. 671], wo auf ältere Schriftſteller verwieſen iſt); den Laſſo und die Bolas der Pampasindier; das Berauſchen der Fiſche durch Vergiften der Bäche mit Pflanzenſäften (*Piso* L. IV. c. 88. *Bancroft*, Nat. hist. of Guyana. p. 108. Martius III. S. 1063).

52) *Geoffroy St. Hilaire*, Sur l'agriculture des Brésiliens in Ann. Mus. Tome XIV. 53) Robertſon I. S. 389. Das Eigenthum iſt aber oft gemeinſchaftlich (*Gumilla* I. p. 265); Ernten werden wenigſtens bei den Peruanern gemeinſchaftlich aufbewahrt (*Acosta* L. VI. c. 15. p. 422).

Digitized by Google

Religion mit dieſen Uneinigkeiten nichts zu thun, indem der fremde Glaube gleichgültig iſt, und in der Hauptſache die religiöſen Anſichten ſich unter allen jenen Völkern gleichen. Nur die Rohheit der Vorſtellungsweiſe macht den Unterſchied. Völliger Mangel an aller Religion iſt bisher nur bei einem Stamme, den Miranhas im nördlichen Braſilien, angegeben worden; man hat ihn für unmöglich gehalten, ſelbſt im niedrigſten Zuſtande bürgerlicher Bildung; freilich hat man aber die Spuren abergläubiſcher oder furchtſamer Ahnung einer höhern Macht, die bei einigen Völkern Alles ausmachen, was an höheres Bewußtſein erinnern könnte, eben auch als Religion betrachtet. Im Allgemeinen ſteht es feſt, daß nur wenige jener Nationen vermocht haben, ſich zu der Idee eines, das Gute liebenden und unermüdlich wohlthätigen Princips, dem keine der menſchlichen Unvollkommenheiten anhängt, emporzuſchwingen. Vielmehr ſpielt ein böſer Geiſt häufig die erſte Rolle, ſteht nach jener rohen Mythologie in ewigem Kampfe mit dem guten, und bei einigen Völkern Südamerika's, z. B. den Pehuenches, den Horden des Ucayale, den Botocuden ꝛc., erſcheint ſelbſt der höchſte Weltregierer als ein launiſches und Furcht erregendes Weſen, deſſen Gunſt durch Opfer erhalten, und deſſen nur gedacht wird bei Gelegenheit eines erlittenen Unglücks. Eine vollkommene Ähnlichkeit des Glaubens findet übrigens innerhalb enger phyſiſcher Grenzen dort ebenſo wenig ſtatt, als Übereinſtimmung der Sprachen. Auch hier gibt ſich die Zerſplitterung der ganzen Race, der Mangel an Volksthümlichkeit der Gruppen kund, und zumal da am Meiſten, wo die unbegreiflichſte Spaltung geſchehen iſt, und die Neigung zu ihr noch fortdauert, nämlich in Südamerika. Die Ticunas ſind dem roheſten Götzendienſte ergeben, die Paſſés ſind Deiſten. So zeigt ſich auch eine merkwürdige Verſchiedenheit in den Anſichten von einer Unſterblichkeit der Seele, von Seelenwanderung oder einem Zuſtande künftiger Belohnung und Beſtrafung, und hierauf beruhen die ſehr abändernden Ceremonien des Begräbniſſes. Eine völlige Nichtachtung des Leichnams eines Verwandten dürfte kaum irgendwo unter jenen Völkern beobachtet worden ſein; allein von dem einfachen Begraben des Körpers bis zu der Sitte, die Skelette mit ſich zu führen, oder wol gar die pulveriſirten Knochen in Getränken zu genießen, wo nicht (was kaum glaublich) die ganzen Körper zu verzehren, gibt es unendlich viele Abſtufungen [54]). Je mehr die Religion auf Furcht vor feindlichen Weſen begründet iſt, um ſo wichtiger iſt die Rolle der Mittelsperſonen, welche die Verſöhnung herbeiführen, oder den höchſten Willen errathen können. Daher iſt keine Horde ohne eine ſolche, die aber nicht in der tröſtenden und menſchlichen Geſtalt des ſich ſelbſt nicht erhebenden Prieſters, ſondern in der eines Zauberers auftritt, der ſich des Verkehrs mit den feindlichſten Mächten der Geiſterwelt rühmt, auf ſeine Landsleute den größten Einfluß ausübt, und oft ſelbſt an eigne hohe Macht glaubt [55]). Gemeiniglich ſind dieſe Menſchen zugleich die Ärzte der Horde, denn überall iſt die Idee verbreitet, daß innere Krankheit nur Werk der Zauberei ſei, und nur durch ſolche bekämpft werden könne. Es wird dieſen Zauberern, ſo lange ſie die Meinung für ſich zu erhalten verſtehen, eine bedeutende Achtung erwieſen, oft Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten des ganzen Stammes geſtattet. Als höchſte Erhebung dieſes Syſtems, jedoch mit bedeutenden Annäherungen an die Formen civiliſirter Nationen der alten Welt, mag die Theokratie der Incas gelten; ein Verſuch, dieſelbe Höhe zu erreichen, legt ſich dar im Syſteme der Mexicaner, welches aber darum nicht über Polytheismus gelangte, und nie eine moraliſche und menſchliche Form gewann, weil der kräftigere und unabhängigere Volkscharakter die Prieſter zwang, zu Furcht und grenzenloſem Blutvergießen ihre Zuflucht zu nehmen, um ſich den alten Einfluß zu erhalten. An dieſe Überſicht des im öffentlichen Leben ſich manifeſtirenden Charakters des Indiers reihet ſich naturgemäß die Schilderung ſeines durch gleiche Motiven beſtimmten häuslichen Lebens. Die einfachſte Form der Geſellſchaft, der Hausſtand, durch regelmäßige Verbindung der Geſchlechter iſt zwar überall vorhanden, obgleich die älteſten Schriftſteller von Völkern erzählen, die in thieriſcher Polygamie gelebt haben ſollen, allein ihre Entwickelung zeigt viele Abſtufungen, und ſelbſt da, wo ſie als Monogamie am geſteigertſten auftritt, bleibt ſie immer noch hinter dem Ehen- und Familienleben der europäiſchen Völker moraliſch zurück. Der Grund dieſer Erſcheinung iſt die Ungleichheit der Berechtigung beider Geſchlechter, die unbeſchränkte, ſogar auf Meinung einer höheren Abſtammung beruhende Au-

54) Hinſichtlich der Beurtheilung der religiöſen Meinungen der Indier iſt auf die Schriftſteller des 16. und 17. Jahrh., die meiſtens Spanier und Portugieſen ſind, kein Vertrauen zu ſetzen. So bigott war der Tadel, daß man zur eigenen Beruhigung jenen Urvölkern eine dunkle Kenntniß des Chriſtenthums unterſchob (vgl. oben Anmerk. 8 und *Torquemada* II. p. 445. *Garcia* p. 122. *Herrer.* D. IV. L. IX. c. 7. D. V. L. IV. c. 7). Völliger Mangel an Religion iſt niegends gefunden worden (*Walkenaer* ad *Azara*, Voy. II. p. 34 Note), aber meiſt wurde nur ein böſes Weſen verehrt (*Oviedo* L. III. c. 1. *Bancroft* p. 309. Renwleb II. S. 68. Cieza und Gomara an ſehr vielen Orten); dabei herrſcht aber große Ungleichheit der Anſichten in allen minder weſentlichen Punkten (z. B. in Nordamerika [*Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 343], in Südamerika [Martius III. S. 1196]); denn wenn auch Unſterblichkeit der Seele allgemein angenommen wird, ſo ſind doch die Ideen der Seelenwanderung und der Art des Lebens nach dem Tode bei jedem Stamme anders, und führen folglich zu einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Begräbnißceremonien, auf die wir nicht einmal durch Citate zu verweiſen Raum haben, deren größte Ausartung aber das von Rodriguez geſchilderte Verfahren der Cocamas war, die Knochen der Verſtorbenen zu verzehren. Es hängt hiermit die Tödtung hinterlaſſener Weiber (vgl. d. Art. Incas und *Oviedo* L. V. c. 3. *Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 421. *Herrer.* D. I. L. III. c. 3) oder der erkrankten Verwandten (bei den Majorunas, Monteiro §. 148) zuſammen.

55) Schilderung ſolcher Zauberer bei Gomara (p. 115. b.); ſie berauſchten ſich in Mexico, um Orakelſprüche zu geben (*Acosta* L. V. c. 25. p. 272); einflußreich in Peru (*Garcil.* Comm. real. L. I. c. 14); ihre Stellung unter den braſiliſchen Horden iſt eigenthümlich (Martius, Rechtszuſtand. S. 50); waren Ärzte in Hiſpaniola (*Oviedo* L. V. c. 1) und zugleich Auguren in Nordamerika (*Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 361).

torität des Mannes, und die Verachtung des Weibes als eines unvollkommenern, natürlich untergeordneten Weſens. Die Weiber der Indier erſcheinen überall als Sklavinnen, denen der größte Theil der zur Erhaltung des Hausſtandes nöthigen Arbeit aufgebürdet wird, und denen hierbei weder eine Stimme zuſteht, noch als Belohnung Theilnahme an den Vergnügen des Mannes geſtattet wird. Sie ſind nicht nur den Befehlen des Mannes unbedingt unterworfen, ſondern allen Ausbrüchen ſeiner rohen Laune ausgeſetzt, und finden dabei in dem Herkommen keinen Schutz, ſollten ſie es wagen, öffentlich gegen den Mann vor dem Haupte oder den Älteſten der Horde klagend aufzutreten. Es wiederholt ſich dieſes Verhältniß im Allgemeinen bei allen Völkern da in der widrigſten Form, wo überhaupt die menſchliche Cultur am weiteſten zurückſteht; aber ſelbſt unter den Stämmen des Miſſouri, wo eine gegenſeitige Neigung der Geſchlechter, die auf beſſern als einfach thieriſchen Motiven beruht, in der Jugend vorzukommen ſcheint, auch unter dieſen iſt die Ehefrau eine arbeitende Sklavin. Bei der Mehrzahl jener Völkerſchaften ergibt ſich keine Spur der Liebe im höhern Sinne, und Martius hat die völlig gegründete Bemerkung gemacht, daß der Kuß, „die Ergießung menſchlicher Gefühle," unter den braſiliſchen Eingebornen völlig unbekannt ſei. Die Zuneigung der Familienglieder iſt nicht groß, indem das kalte und rohe Verhältniß zwiſchen Mann und Weib die Grundfeſten zeitig zerſtört, auf welchen das Gebäude eines glücklichen und geregelten Familienbandes ſich allein erheben kann [56]). Die Kinder ſind ſelten als Segen anzuſehen, und werden hin und wieder mit größter Gleichgültigkeit verkauft [57]). Wenn die Pflege der Kranken im Allgemeinen vernachläſſigt wird, ſo iſt dieſes jedoch nicht als Beweis einer vollkommenen Gefühlloſigkeit gegen die Regungen anzuſehen, die der Wilde aus Gewöhnung für ſeine nächſten Umgebungen, wenigſtens nicht minder empfindet, als der ungebildete oder durch Verhältniſſe gehärtete Europäer, ſondern wir erblicken hier die Folgen des wilden Lebens überhaupt; Hilfloſigkeit, und daher Hoffnungsloſigkeit, die in Verbindung mit frühzeitig erlangter Nichtachtung des eigenen Schmerzes auch den fremden gleichgültig anzuſehen geſtatten und ſogar rathen. Die Tödtung altersſchwacher Individuen verliert, obgleich völlig unvereinbar mit unſern Begriffen, einen Theil ihrer Gräßlichkeit, wenn ſie unter ſolchem Geſichtspunkte betrachtet wird. Stets bleibt jedoch das Bild einer Indierhaushaltung, wäre es auch unter den mindeſt unciviliſirten Stämmen, weit entfernt von dem dichteriſchen Ideal eines Naturzuſtandes. Das Elend der Uncultur tritt ſtets irgendwo hervor, und ohne zu dem Extreme der Bewohner des Magelhaenslandes zu greifen, finden ſich in dem häuslichen Leben der Creeks und Choctaws, und der Indios manſos von Peru und Braſilien, ſo civiliſirt auch dieſe zu nennen ſein mögen, dennoch ſo viele Beiſpiele von Rohheit und Willkür, von Ausſchweifungen und gelegentlichem Darben, von genußloſer oder oft gefährdeter Exiſtenz, von Mangel an herzlicher Zuneigung und egoiſtiſcher Abſchüttelung der Sorge für Andere, daß man mit ſchwerem Herzen von dieſem Schauſpiele ſich abwendet.

56) Die Ehe hat unter den braſiliſchen Horden keine bürgerliche Bedeutung, entzieht ſich alſo auch dem richterlichen Ausſpruche des Häuptlings (Martius, Rechtsbegr. S. 52); denn wenn auch das Weib gekauft wird von den Ältern (bei den Chilenen Pöppig I. S. 383; in Nordamerika *Lafitau* I. p. 560; *Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 285; bei den roheſten Horden Braſiliens Martius I. S. 387; bei den Abiponen Dobrizhofer, Geſch. der Abiponer [Wien 1784]. II. p. 214; in Florida, für den Jagdertrag des Bräutigams, *Herrer.* D. IV. L. IV. c. 7), ſo gilt ſie nachher um ſo mehr als Eigenthum des Mannes, mag von dieſem verkauft werden, iſt verachtet (*Gumilla* I. p. 153), darf an den Vergnügungen der Männer nicht Theil nehmen, wird von ihrem Gatten für Lohn an Andere proſtituirt (Martius, Rechtsbegr. S. 66), im Verdachte der Untreue aber verſtümmelt (*Charlevoix*, Nouv. France. V. p. 420) oder ſonſt verwundet (Neuwied II. S. 38), in Peru getödtet (*Acosta* L. VI. c. 18. p. 427). Es iſt kein Wunder, daß die Weiber oft ihre weiblichen Kinder tödteten, um ihnen ein ähnliches Loos dereinſt zu erſparen (*Gumilla* II. p. 233. 238. *Herrer.* D. VII. L. IX. c. 4). Ein treffendes Bild des Haushaltes wilder Horden entwarf Martius (III. S. 1071), aber um ſo erfreulicher iſt es, ſich von dieſen düſtern Darſtellungen des Indiergemüths zu den ſchönen, aber ſeltenen Zügen wenden zu können, wie ſie derſelbe Reiſende (III. S. 1002) von Benancia, Humboldt von einer Indierin des Atapabo erzählt. Von Polygamie der Caraiben ſpricht Oviedo (L. V. c. 3); Monogamie herrſche vor im Norden und auch in warmen Gegenden Amerika's; Vielweiberei fand bei Botocuden Pr. Neuwied (II. S. 83). 57) Die Liebe zu den Kindern iſt nirgends groß, wenigſtens nicht bei den Männern; denn wenn Gumilla (I. p. 211) dieſes behauptet, ſo geht aus der ſogleich nachher angeführten (p. 212) Sorgloſigkeit um das Treiben der Kinder, gewiß Gleichgültigkeit hervor. (*Lafitau* I. p. 602.) Auf der einen Seite verkauft der Vater ſeine Nachkommenſchaft bei den Botocuden (Neuwied I. S. 143) und ähnlichen Stämmen, war ehedem dazu ſogar berechtigt (in Mexico wegen der geringfügigſten Veranlaſſung [*Herrer.* D. IV. L. VI. c. 9], in der Provinz Tepeaca, wenn ihn Mangel drückte [ibid. D. IV. L. IX. c. 8], in Nicaragua, wie es ſcheint, in der greulichen Abſicht, Menſchenopfer für die Tempel zu liefern [ibid. D. III. L. IV. c. 7], ein auch in Mexico und Peru [*Garcilasso*, Comm. real. L. I. c. 11. *Acosta* L. V. c. 19. p. 349] gewöhnliches Verbrechen), und auf der andern Seite ſehen wir wieder den größten Mangel an Ehrerbietung, Nichtachtung und Gleichgültigkeit der Kinder gegen die Ältern (*Gumilla* I. p. 212. *Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 309. Martius III. S. 1268), die es erklärlich macht, wie am Ende die Söhne dahin kommen können, daß ſie die alterſchwachen Väter, wenn auch auf deren Bitte, tödten. (Die Majorunas und Mundrucus [Martius III. S. 1195 und 1310]; die Algonquins [*Volney*, Tableau. p. 403]; die Tupis verzehrten dieſe Erſchlagenen [*Vasconcellos*, Chronica do Brazil. p. 87]; ebenſo die Cocamas [*Rodriguez*, Amazonas y Marañon. p. 109] und der Sage nach auch die Callfecas am Ucayale.) Die Weiber, die wie überall unter den rohen Völkern ſtets einen milderen Charakter entwickeln (Martius III. S. 1247), nehmen ſich dagegen der Kinder meiſt mit vieler Liebe an, und wo dieſes weniger geſchieht, liegt der Grund in der ſklaviſchen Abhängigkeit der Frauen, die auf jede Weiſe den Männern gefällig zu ſein gezwungen ſind. Ein merkwürdiges Beiſpiel von Schonung der Frau durch den Mann, und von Liebe zu den Kindern, die ſogar bis in das zwölfte Jahr geſtillt wurden, gibt dagegen die Sittengeſchichte der alten Floridaner. (*Herrer.* D. VI. L. I. c. 2.) Es wäre zu weit gegangen, wenn man den Indiern in dieſen Beziehungen alles menſchliche Gefühl abſprechen wollte, allein ausgemacht iſt es, daß eben dieſes nicht ſo hervortritt, wie im Europäer, theils weil überhaupt eine große Unempfindlichkeit dem Amerikaner eigen iſt, theils auch weil die bürgerlichen und geſelligen Verhältniſſe der Entwicklung der ſchönſten der häuslichen Tugenden entgegen ſind.

Digitized by Google

Die Erziehung der jüngern Kinder iſt der Mutter ganz überlaſſen, um den Sohn fängt der Vater nur dann ſich zu bekümmern an, wenn er erwachſen genug iſt, um an den Kriegszügen oder den Jagden Theil nehmen zu können. Die Mutter benutzt die Töchter zu Gehilfinnen ihrer ſchweren Mühen, und weiht ſie zeitig in die traurige Beſtimmung ein, die ihrer nach geſchehener Verheirathung wartet. Wenn man erwägt, daß die Kinder ihren Neigungen allein folgend, ohne Leitung und Beſchränkung von Seiten der Ältern aufwachſen, ſo ergibt es ſich leicht, daß von der angeblichen Ehrerbietung der erſtern gegen die letztern nicht viel zu halten ſein könne. Unter den nordamerikaniſchen Stämmen bezeugt allerdings der junge Mann dem ältern große Achtung, und ordnet ſich ihm unter, indeſſen iſt dieſes nicht die Sache des Herzens oder kindlicher Pietät, ſondern des Herkommens, welches dem erfahrenen Krieger einen höhern Rang einräumt, als dem jungen, und jede Voreiligkeit des letztern als des Mannes unwerth betrachtet, wol gar mit entehrender Strafe belegt, weil Tapferkeit unter ſo kriegeriſchen Völkern die geſchätzteſte, für das Ganze nothwendigſte, Eigenſchaft iſt. In allen übrigen Beziehungen herrſcht aber unter den Mitgliedern eines Stammes völlige Gleichheit; alle Indier gleichen ſich darin, ein Joch, wäre es auch das der geregeltſten Regierung, ungern zu ertragen, und ſich ihm, wo es irgend möglich iſt, zu entziehen. So tyranniſch der Mann in der Mitte ſeiner Familie auftritt, ſo widerwärtig iſt ihm die Beſchränkung des eigenen Willens. Man hat gewiſſen Stämmen des Nordens republikaniſche Verfaſſung und Sinnesweiſe wol mit Unrecht zugeſchrieben; ſie finden ſich entſchiedenerweiſe im Süden nicht, denn Alles, was von der künſtlichen Staatsmaſchine der Araucanos gefabelt worden iſt, läßt ſich zurückführen auf Bündniſſe, welche raubgierige Horden ihres Vortheils wegen ſchließen, die aber, wie die Erfahrung ſattſam bewieſen hat, nach Laune oder Umſtänden ſchnell wieder gelöſt werden. Vielmehr iſt die Regierung der Häuptlinge nicht ſelten despotiſch, und veranlaßt das weitere Zerfallen des ſchwachen Stammes in Äſte, die bald darauf ſich als Feinde behandeln lernen, oder doch als Fremde ſich anſehen, ſodaß alles Unerfreuliche, was in den häuslichen Verhältniſſen der einzelnen Familien beobachtet wird, auch im Zuſtande ganzer Nationen und im Großen ſich wiederholt, ihren Untergang beſchleunigt, oder doch ihre Erhebung verhindert [58]).

Wir übergehen alle fernere Erörterung der Lebensweiſe, der Sitten, des Kunſtfleißes, der öffentlichen und häuslichen Einrichtungen der vielen Völker, welche, in ſich wenig zahlreich, mit ihren Namen große ethnographiſche Verzeichniſſe erfüllen, indem dieſe Eigenthümlichkeiten vom Klima und von örtlichen Verhältniſſen bedingt, nur bei Schilderung der einzelnen Hauptſtämme, auf die wir verweiſen müſſen, an ihrer Stelle ſind. Indeſſen bleibt noch übrig, die *gegenwärtige Lage der amerikaniſchen Menſchheit* beſonders da, wo ſie mit Weißen in naher Berührung iſt, zu betrachten, und die wahrſcheinliche Zukunft der ganzen Race kurz zu erwägen. Seit der Entdeckung Amerika's hat der Ureinwohner ſelten den Zoll einer menſchlichen Theilnahme, von den immer weiter um ſich greifenden Weißen empfangen. Wurden zeitig genug die Stimmen beſſerer Männer laut zu Gunſten des grauſam Unterdrückten, ſo finden wir in dieſen Darlegungen mehr den Unwillen über Verletzung alles göttlichen und menſchlichen Rechts, als den Ausdruck des innigen menſchlichen Mitleids; denn das düſtere, wortloſe Leiden des Indiers iſt nicht geeignet, den abgehärteten Zeugen zu rühren; es wird entweder nicht bemerkt, oder gering geachtet, weil man innern Schmerz mit äußerer Gleichgültigkeit nicht vereinbar meint. Häufig, wo nicht überall, blickt an ſolchen Orten die Überzeugung durch, daß der Indier ein Mittelding zwiſchen Menſch

58) Wem perſönliche Erfahrungen über die ſüdamerikaniſchen Indier zu Gebote ſtehen, der kann auch nicht umhin, dem von Martius (III. S. 934. 935) über ſie ausgeſprochenen Anſichten beizupflichten. Die amerikaniſche Menſchheit ermangelt der Perfectibilität, und die Eigenthümlichkeiten ihres geiſtigen Weſens müſſen ſomit im Beobachter Bedauern hervorrufen, dürfen aber nicht jene Ausbrüche des bitterſten Widerwillens, der Gehäſſigkeit und der Ungerechtigkeit veranlaſſen, denen wir in den ſpaniſchen Schriftſtellern überaus häufig begegnen, wenn von Beurtheilung des Indiers die Rede iſt. Als ein ſolches Beiſpiel geben wir die Schilderung der Amerikaner, wie ſie gegen 1520 der Dominikanermönch Thomas Ortiz entwarf: „Die Indier des Feſtlandes eſſen Menſchenfleiſch, und ſind wilder, als irgend eine Menſchengattung. Unter ihnen gibt es kein Recht. Sie gehen nackt einher, haben keine Liebe, keine Scham. Sie gleichen den Eſeln, ſind dumm, närriſch, verrückt; legen ebenſo gleichgültig die Hand an ſich ſelbſt, als ſie andere tödten. Die Wahrheit ſagen ſie nur, wenn ſie ihnen nützen kann. Sie ſind unbeſtändig und wiſſen nichts von Überlegung, ſind undankbar im höchſten Maße und Freunde der Veränderung. Auf Trunkenheit bilden ſie ſich viel ein, denn ſie machen Weine aus Kräutern, Wurzeln, Früchten und Körnern; berauſchen ſich mit Rauch und gewiſſen Kräutern, wodurch ſie in Wahnſinn verſetzt werden. Sie üben beſtiale Laſter; Gehorſam und Höflichkeit wird den Gealterten und den Vätern durch Jüngere und Söhne nie erwieſen. Für Belehrung haben ſie ebenſo wenig Empfänglichkeit als für Züchtigung; verrätheriſch, grauſam und rachſüchtig verzeihen ſie niemals und verfolgen die Religion mit erbitterter Feindſchaft. Faul und lüderlich, diebiſch, lügneriſch, von beſchränkten Fähigkeiten und niedriger Denkart, haben ſie weder Treue noch Glauben und keinen Sinn für Ordnung. Der Mann iſt der Frau nicht treu, und die Frau nicht dem Manne. Der Hexerei, Zauberei und Schwarzkunſt ergeben, feig wie die Haſen, ſchmuzig wie die Schweine, eſſen ſie Läuſe, Spinnen und rohe Würmer, wo ſie dergleichen finden, und haben weder die Geſinnung noch das Benehmen von Menſchen. Wenn ſie die eben erlernten Lehren unſeres Glaubens vergeſſen haben, ſo ſagen ſie, daß ſolche Dinge für die Caſtilier ſeien, nicht für ſie, und daß ſie weder ihre Götter noch ihre Sitten zu verändern Luſt hätten. Sie haben keinen Bart, und wächſt ja ein ſolcher, ſo reißen ſie ihn aus. Mit Erkrankten haben ſie kein Mitleid, denn wären es auch Verwandte und Nachbarn, ſo verlaſſen ſie dieſelben in der letzten Stunde, oder tragen ſie in den Wald, geben ihnen einige Brodrinden und Waſſer, und überlaſſen ſie da dem Tode. Je älter ſie werden, um ſo ſchlechter werden ſie auch; denn wenn ſie auch bis zum zehnten oder zwölften Jahre ausſehen, als wollten ſie einige Sitten und Tugenden erlangen, ſo werden ſie von dieſem Alter an zu rohen Thieren. Mit einem Worte, Gott hat nie ein Volk erſchaffen, welches ohne allen Zuſatz von Herzensgüte und Vernünftigkeit, ebenſo wie dieſes in Laſtern verſtockt, im viehiſchen Weſen verſunken war. Mag die Welt nun urtheilen, was das Loos einer Rebe von ſolcher Beſchaffenheit ſein ſolle." (*Gomara* p. 291.)

und Thier ſei, und durchaus keine Fähigkeit beſitze, Civiliſation, wenn auch im geringſten Grade, ſich anzueignen. Dieſe Geſinnung iſt es, die unter den Roheren der Coloniſten ſtets die allein geltende war, und alles Unglück herbeiführte, dem wir die Race unterliegend erblicken. In der geſetzloſen Zeit der erſten Eroberung, wo Europa die Hefen ſeiner Bevölkerung über das Meer ſendete, verbanden ſich die roheſte Unwiſſenheit, religiöſer Fanatismus und unbegrenzte Habgier, um das Sklavenloos über die Bevölkerung zu verhängen, um das Urtheil der Ausrottung über Alle auszuſprechen, die ſich dem Schickſale zu folgen weigerten. Unſtreitig ſind urſprünglich die Indier nicht ſo bösartig geweſen, wie ſie auf den Grenzen der Colonien ſpäter erſchienen, denn aus der Geſchichte geht hervor, daß die erſten Weißen faſt überall freundlich oder ſogar mit Ehrfurcht empfangen wurden, und daß ſelbſt unter kriegeriſchen Völkern dem Ausbruche des Kampfes gemeiniglich Reizungen oder leicht vermeidliche Misverſtändniſſe vorausgegangen waren. Die wahrhaft unglaubliche Barbarei der Eroberer unterliegt leider keinem Zweifel, wenn auch die Zahl ihrer Opfer übertrieben worden ſein mag. Es wurden dieſe Zuſtände nach und nach in Europa bekannt, und ungeachtet der an ſich geringen Humanität des 16. Jahrh. erhoben ſich einflußreiche Männer für die Indier und verſchafften ihnen Schutzgeſetze, die aber jenſeit des Meeres wenig geachtet wurden. Ein Kampf der ſchlechteſten Leidenſchaften erhob ſich, und durch einen Sieg des Unrechts verloren die Indier die ihnen vorher ausdrücklich zugeſprochene Freiheit. Den bekannten großen Beſtrebungen des Biſchofs von Chiapo, Bart. las Caſas, gelang es zwar, die Aufhebung dieſer Sklaverei herbeizuführen, aber auf Koſten der ſeitdem doppelt unglücklichen Afrikaner. Seitdem (1517) ſind die Eingebornen zwar nicht mehr als Sklaven angeſehen worden, allein durch Einführung beſonderer Bevorrechtungen (Encomiendas) gelang es, mit Umgehung des Geſetzes, eine Leibeigenſchaft zu begründen, die nur dem Namen nach von Negerſklaverei unterſchieden, über die nichts als einen Eroberungszug koſtenden Indier eine viel ſchonungsloſere Behandlung brachte, als über die theuer bezahlten Schwarzen. Zwar hoben ſpätere Geſetze, die überhaupt, ſoweit ſie von Spanien ausgingen, die Indier zu ſchützen beſtimmt waren, und von menſchlicher Theilnahme zeigten, die Knechtſchaft der Eingebornen auf, allein unter dem Vorwande des Staatsdienſtes dauerten die Mishandlungen fort bis zum Falle der ſpaniſchen Macht. Nicht allein die Bewohner der alten Monarchien von Peru und Mexico wurden durch dieſes Loos betroffen, ſondern auch die Völker, die ſich gegen die Eingriffe dieſer Nachbaen vorher zu vertheidigen verſtanden hatten, oder von dieſen ungeſtört geblieben waren. Die Begierde nach Sklaven veranlaßte von allen Colonien aus Einfälle in das Innere, die unter gewiſſen Formen geſetzlich unternommen, es zeitig dahin brachten, daß die auf ſolche Beute ausgehenden Eroberer, von beiden Meeren her im Innern Südamerika's auf einander trafen. Man verſtand dieſe Raubzüge mit der Religion ſcheinbar zu verbinden, und daher haben ſie ungerügt bis in verhältnißmäßig neue Zeiten fortgedauert[59]). Den weltlichen Eroberern folgten

---

59) Die Sklaverei der Indier begründete ſich im Anfange keinesweges auf königliche Befehle. Es war vielmehr die Willkür der rohen und gierigen Coloniſten, welche an allen Orten die angetroffenen Eingeborenen zu Leibeigenen machte, und über ſie ein Loos brachte, welches viel trauriger war, als das der Neger zu irgend einer Zeit. Zum erſten Male wurde Sklaverei geſetzlich ausgeſprochen über die Caraiben im J. 1504, „weil ſie der Sodomie, Abgötterei und dem Menſchenfreſſen ergeben waren.“ Sie hatten ein Paar Klöſter der Dominikaner und Franziskaner in Cumana zerſtört und viele Spanier getödtet. Andere Indier waren aber ausdrücklich von dieſem Spruche ausgenommen (*Gomara* p. 290 b.), jedoch den Coloniſten zum Frohndienſte überwieſen, und die erſte von der Regierung ſelbſt ausgegangene Vertheilung der Eingeborennen zu ſolchen Zwecken war die durch Rodrigo de Albuquerque im J. 1514 auf Hiſpaniola vorgenommene. (*Herrer.* D. I. L. X. c. 12 weitläufig.) Er verfuhr dabei mit größter Grauſamkeit, und hatte nur den Zweck eigener Bereicherung im Auge. Es entſtand ein Streit über dieſe Sache, indem die Dominikaner ſich der Indier annahmen (der erwähnte Ortiz macht keine Ausnahme, denn er ſpricht nicht von allen Indiern, ſondern den Caraiben der Tierra firme,) und deshalb mit den Franziskanern ſich veruneinigten. (*Herrer.* D. I. L. VIII. c. 11. *Oviedo* L. III. c. 6.) Ferdinand ſtatuirte 1513 die Sklaverei der Indier, tadelte die Dominikaner wegen Einmengung und billigte die Repartimientos. (*Herrer.* D. I. L. IX. c. 14.) Las Caſas hat in ſeinen Schriften ein Denkmal ſeines feurigen Eifers für die Indier, aber auch ſeiner ſanguiniſchen Unbeſonnenheit hinterlaſſen. Nach manchem harten Kampfe und wechſelnden Hoffnungen ſtarb er als Dominikanermönch auf Hiſpaniola, von den Zeitgenoſſen theils gehaßt, theils als ein unglücklicher Planmacher betrachtet, und von gleichzeitigen Geſchichtſchreibern (Oviedo und Gomara) nichts weniger als mild beurtheilt. Der Plan des las Caſas, eine Colonie auf friedlichem Wege in der Mitte der Indier von Cumana zu begründen, hatte im J. 1521 ein trauriges Ende gefunden, und die Gegenpartei war um ſo thätiger, ihren Zweck zu erreichen. Man ſtützte ſich auf den Ausſpruch des Ortiz und anderer Mönche, und legte dieſe Anſichten durch Garcia Loayſa, Beichtvater Karl's V., der Regierung vor. Der Kaiſer, der im Geſetze von Valladolid vom 26. Jan. 1523 ſogar verboten hatte, Krieg gegen die Eingeborenen zu führen, um ſie zu bekehren, befahl nun aus Madrid im J. 1525, die Indier als Sklaven anzuſehen. Die übrigen Dominikaner fuhren aber fort, von den Kanzeln herab gegen dieſe Verordnung zu eifern. Es wurde 1531 ein neuer Bericht verlangt, und Fray Rodrigo Minaya wirkte die oben erwähnte Bulle Paul's III. aus. Der Kaiſer hatte den Dr. Figueroa beauftragt, den Stand der Dinge zu erforſchen, Gelehrte und Beamte in Amerika zu befragen. Dreizehn Räthe gaben nun ein Gutachten, welches Karl V. bewog, von Neuem die Freiheit der Indier auszuſprechen. Wie gekränkt in ihrem Intereſſe ſich die Eroberer hierdurch fühlen mochten, erhellt theils aus ihren Vorſtellungen an die Regierung des Mutterlandes, theils aus dem offenen Widerſtande gegen die Ausführung des Geſetzes, wie denn unter andern die Manifeſte der Partei des Pizarro, zur Zeit des peruaniſchen Bürgerkrieges, die Emancipation der Indier ganz beſonders als den Grund des Abfalles angeben, und ſie für ſchreienden Undank erklären. Es wurden nun zwar Auswege getroffen, die Sklaverei aber von Philipp II. von Neuem verboten. Auch dieſes Edict mußte 1611 zurückgenommen werden, und die Indier galten nun als rechtmäßige Sklaven, die man in den Wäldern zu entführen vermochte, während es verboten war, die Eingeborenen der ältern Colonien und ihre zwiſchen den Weißen geborene Nachkommenſchaft ihrer Freiheit zu berauben. Von dieſer Zeit an häufen ſich die Verordnungen außerordentlich, denn je menſchlicher die Abſichten der europäiſchen Regierung ſich darlegten (z. B. Geſetz Philipp's III. den 10. Oct. 1618), um ſo mehr ſuchte man ſie in den Colonien zu umgehen, und daher die ſich immer erneuernden Vorſchriften und Einſchärfungen, die ſich in den *Leyes de las Indias* und überſicht-

Digitized by Google

die Mönche, deren Niederlaſſungen, was man auch im Allgemeinen gegen ſie einwenden mag, unſtreitig eine Wohlthat für das arme Geſchlecht des innern Amerika's waren, wenn man ſie mit den Encomiendas vergleicht. Der zwiſchen den zwei Parteien der Weißen ausgebrochene Kampf entſchied ſich meiſtens zu Gunſten der einflußreichen Prieſter, und daher befand ſich mindeſtens die Bevölkerung des tiefern Innern lange Jahre unter dem milden Kirchenregimente. Die Vertreibung der Jeſuiten (aus Braſilien 1759, aus den ſpaniſchen Colonien 1776) führte eine neue Umwandlung der Verhältniſſe herbei. Eine Civilregierung herrſchte von nun an ebenſo über die Miſſionsländer, wie ſie ſchon lange in den ältern Provinzen allein gegolten hatte, brachte aber in ihrem Gefolge theils Bedrückungen, theils Misgriffe, durch welche die eingeborene Bevölkerung an Zahl abnahm, ſei es, indem ſie phyſiſch unterlag, oder ſich in die Wildniſſe zerſtreuete. Die neuen Regierungen haben außer den Namen an dieſen Verhältniſſen wenig geändert, dehnen aber aus Schwäche und innerer Zerriſſenheit ihr Gebiet nicht nur nicht aus, ſondern laſſen alljährlich große Diſtricte in den Zuſtand urſprünglicher Wildheit zurückſinken. Auf die Stämme, welche zur Zeit des Falles der europäiſchen Macht ihre Unabhängigkeit in Südamerika behaupteten, iſt ſeitdem nicht weiter eingewirkt worden, mindeſtens nicht in der Abſicht, um ſie zu geſitteten Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft zu machen; vielmehr würde, wären die äußern Mittel dieſelben, das Syſtem der Entradas vollkommen wieder aufleben, indem die braſiliſchen Grenzbewohner, auf den anarchiſchen Zuſtand des Reiches geſtützt, kleinere Raubzüge gegen die unabhängigen Völker von Neuem vorgenommen haben. Dieſe häufigen

---

lich (bis 1650) in den Werken der ſpaniſchen Publiciſten, beſonders Solorzano's, finden, auf welche wir verweiſen müſſen. Dr. *D. Juan de Solorzano Pereira*, Politica indiana (Madrid 1648, auch edit. Amberes 1703) und lateiniſch: De Indiarum occidentalium inquisitione, acquisitione, retentione et gubernatione (Lugd. Bat. 1672. fol.) II Vol. *Antonio de Ulloa*, Noticias secretas de America etc. publicadas por *D. Dav. Barry* (Londres 1826) an vielen Orten. *Humboldt*, Essai politique. I. Man verſtand die Geſetze zu umgehen, indem man Mita und ähnliche berüchtigte Frohndienſte über die Eingeborenen verhing, die ungeachtet aller dieſe Verhältniſſe regelnden Vorſchriften der ſpaniſchen Regierung dennoch mit grauſamer Willkür und Gewiſſenloſigkeit behandelt wurden, wie aus der Beſchwerdenſchrift des Tupac Amaru, die bei Gelegenheit des gefährlichen Aufſtandes von 1783 erlaſſen wurde, deutlich hervorgeht. Später wurde zwar der Einfluß der Mönche ſehr mächtig, und harte Kämpfe wurden, meiſtens zum Beſten der Indier, ausgefochten zwiſchen den Miſſionairen und Coloniſten; allein die glücklich gedeihenden Schöpfungen der Jeſuiten fielen nach Austreibung des Ordens in die Hände der Civilregierung, und von dieſer Zeit datirt eine neue Periode der Unterdrückung, denn wenn man auch keine Encomiendas gab, wie im 16. und 17. Jahrh., d. h. Abenteurern geſtattete, Landſtriche zu erobern, die Einwohner zu Sklaven zu machen, und als Lehensmann der Regierung über die Unterjochten zu ſchalten, wenn man ſogar Einfälle mit bewaffneter Hand in das Gebiet freier Horden verbot und zu beſtrafen drohte, ſo vermochte man doch jene zahlloſen Misbräuche nicht zu beſeitigen, die alle auf Bedrückung des Indiers zielten, und mit der ſchlaffen und ſchlechten Adminiſtration gleichſam verwachſen waren. Zwar haben die Revolutionen der ſpaniſchen Colonien gleich Anfangs die Gleichſtellung der rothen und weißen Einwohner ausgeſprochen, allein nur in der Form, denn in Peru, Colombien und Mexico iſt der Indier heutzutage faſt ebenſo bedrückt, als einſt unter den Spaniern. In den portugieſiſchen Beſitzungen iſt man von jeher faſt noch grauſamer mit den Indiern umgegangen, und namentlich dauert ungeachtet aller Gegenbefehle in den abgelegenen Provinzen der Buſchkrieg, Menſchenraub und Sklavenhandel, von den Creolen geführt und betrieben, ebenſo fort, wie im 17. Jahrh., wo die Pauliſtas vom Meere bis zum Paraná und von Minas bis zum Guaporé zogen, um Eingeborene zu rauben. (Über dieſe Verhältniſſe Braſiliens berichtet umſtändlich Martins III. S. 925—934.) Die Behandlung der Eingeborenen glich ſich überall in den erſten zwei Jahrhunderten; die friedliche Anſiedelung William Penn's macht eine der wenigen Ausnahmen. In Nordamerika, wo die Engländer menſchlicher verfuhren und Sklaven zu machen nicht verſuchten, gab das Beſitzrecht des Landes zu ſehr blutigen Kriegen Veranlaſſung. Die Ver. Staaten ſind zwar nach ſehr gerechten Geſetzen verfahren, und haben es ſich ernſtlich angelegen ſein laſſen, auf die Urbevölkerung wohlthätig einzuwirken, allein durch Tractate und Kauf haben ſie die Indier jetzt über den Miſſiſſippi zu wandern gezwungen, wo ſie, ungeachtet der Anſtellung beſonderer Commiſſaire, die ſogar die Kriege der Stämme unter einander zu verhüten ſuchen, raſchen Schrittes der Auflöſung entgegengehen. Mit Ausnahme früherer Kriege hat in Canada meiſtens ein gutes Verhältniß zwiſchen Coloniſten und Indiern geherrſcht, deren kriegeriſcher Charakter übrigens jeden Verſuch der Unterjochung im ſpaniſchen Sinne unmöglich gemacht hätte. Seit Errichtung der großen Pelzhandelgeſellſchaften dienen die Indier ſich vermiethend theils als Jäger, theils verkaufen ſie wenigſtens den Ertrag ihrer unabhängigen Jagden, und ſind ſonſt vollkommen frei, aber in gutem Vernehmen mit den Nachbarſtaaten. Hinſichtlich der Behandlung der Nationen, die noch immer ihre Unabhängigkeit in der Nähe der ehemaligen ſpaniſchen Colonien behaupten, z. B. in Neumexico, Neucalifornien, Darien, an den Confluenten des Amazonas, in Chile und Patagonien, ſollten zwar die noch nicht widerrufenen ſpaniſchen Geſetze gelten, allein das Verfahren wird ganz von den Umſtänden des Augenblicks beſtimmt. Kriege ſind von den Republiken des Plata und Chile mit kurzen Unterbrechungen gegen ihre unabhängigen Nachbarn geführt worden, hin und wieder werden Übereinkünfte getroffen, die Kaziken werden Bundesgenoſſen, ihre Stämme erhalten alljährlich ein Geſchenk, aber ſelten dauert der Friede lange Zeit. Führt man auch den Krieg auf ſehr ſchonungsloſe Weiſe, ſo hat man doch nicht mehr verſucht, die Gefangenen zu Sklaven zu machen. Der Unmenſchlichkeit der Spanier iſt die Entvölkerung Amerika's zugeſchrieben worden, zum Theil mit großer Übertreibung. Ein neuer Berichterſtatter, Juan Miller (Memorias del general Miller etc. [Londres 1829]. II. p. 194), behauptet, daß Peru zur Zeit des Vicekönigs Toledo (1551) eine Bevölkerung von 8,280,000 Seelen beſeſſen habe, indem er auf die Angabe jener Zeit von 1,560,000 Seelen nur auf die reifen Männer bezogen wiſſen will. Ähnliche Behauptungen hat hinſichtlich der ſchnellen Austilgung der Eingeborenen der großen Antillen, beſonders aber Cuba's, ſchon las Caſas aufgeſtellt, deren Unrichtigkeit aber nachgewieſen worden iſt. (*Humboldt*, Essai politique. I. Reiſe. VI. S. 104.) Man kann ſich auf die ſtatiſtiſchen Angaben Gomara's u. A. m. ebenſo wenig verlaſſen, denn ſie widerſprechen ſich. Während der Dominikaner Fr. Luis Bertran (1555—1569) noch von 200,000 Indiern Cuba's ſpricht, läßt ſie Gomara 1553 ſchon völlig ausgerottet ſein. Indeſſen iſt die grauſenhafte Barbarei der Conquiſtadoren nicht in Abrede zu ſtellen, obgleich ſpaniſche Geſchichtſchreiber ſie geleugnet (Humboldt a. a. O. S. 107) oder wol gar mit Lob erhoben haben (*Garcia* p. 162). D'Orbigny (a. a. O.) ſchätzt die ganze Indierbevölkerung Amerika's (1838) ohne genauere Angabe auf zwei Millionen; dieſe niedrige Zahl führt aber zu der Vermuthung, daß nur die Ureinwohner Südamerika's gemeint ſein können, obgleich auch dann noch jene Angabe, die auf einer uns ganz unbekannten Berechnung beruht, nicht genügen könnte. Humboldt (Reiſe. VI. S. 219) ſchätzt im J. 1829 ſämmtliche Menſchen der amerikaniſchen Race auf mehr als 8½ Millionen.



Digitized by Google

Veränderungen ihres Looſes hat über die Indier der ehemaligen Miſſionen ebenſo viel Unheil gebracht, als über die nicht unterjochten Stämme. Die erſtern ſind in eine Menge von Laſtern verfallen, und ſeit Generationen unfähig zur Rückkehr in das unabhängige Leben der Wälder, ſchleppen ſie ihre Exiſtenz bei ſteter Abnahme ihrer Zahl hin, mit allen ſittlichen Gebrechen der Weißen beladen, und ohne eine Tugend ihrer wilden Landsleute. Dieſe erliegen nicht minder den neuen Verhältniſſen; wo ſie es ſelbſt wünſchen, vermögen ſie ſich in Berührung mit den Weißen der äußerſten Grenzen zu ſetzen, die ſonſt durch Geſetze überwacht wurden, und empfangen von dieſen bisher unbekannte Laſter, oder werden zu Sklavenhändlern, wie am Japurá und an andern Flüſſen Braſiliens, abgeſehen von ihrer Schutzloſigkeit gegen die Willkür ihrer Nachbarn. In Nordamerika hat ſich von je her der Indier dem Weißen entſchiedener entgegengeſetzt; allein es war natürlich, daß der ungleiche Kampf ihn endlich aus ſeiner Heimath vertreiben mußte. Wo Raleigh vor **300** Jahren mit Häuptlingen unterhandelte, denen er Macht und Glanz im freilich übertriebenen Maße zuſchreibt, da erheben ſich jetzt Städte der Weißen, an Schönheit und Reichthum den berühmteſten Europa's gleich. Unſere Zeit ſah die letzten Reſte der Hunderte von untergegangenen Nationen ihre Heimath verlaſſen, und über den Miſſiſippi nach Weſten wandern. Wo die Europäer viel ſpäter ihre Herrſchaft begründeten, an der Nordweſtküſte, zeigen ſich ähnliche Erſcheinungen. Zwar iſt da der Vertilgungskrieg des 16. Jahrh. nicht geführt worden, allein die Nähe der Europäer genügt, um die Stämme auch ohne Einführung neuer Laſter und Entzündung innerer Kriege zu vertilgen. Nur da, wo große örtliche Hinderniſſe den Zugang erſchweren, Armuth des Bodens und Unfreundlichkeit des Klima's die Weißen zurückſchrecken, erhalten ſich die Ureinwohner noch im ungeſtörten Beſitze ihres Landes, und leben in gewohnter, meiſt ſehr wilder, ihrer Vermehrung nicht zuträglicher Weiſe. Der Widerſtand der wenigen kriegeriſchen Nationen, die ſich in fruchtbaren Gegenden ununterjocht behaupten, der Araucanos, der die nördlichſten Provinzen Mexico's und die Ebenen am Fuße der Felſenberge bewohnenden Stämme, wird leicht beſiegt werden, wenn es den Colonien an Raum für die Bevölkerung zu gebrechen beginnt, und dieſe ernſtliche Anſtrengungen nöthig finden. Die letzten freien Reſte werden ſich im Magelhaenslande und nach dem Eismeere zu erhalten, da dorthin die Coloniſten durch nichts gelockt werden. Alle Übrigen werden nach und nach unter die Herrſchaft des fremden Geſchlechts gerathen, aber ebendeswegen ihrem Untergange mit um ſo ſchnellern Schritten entgegengehen. Es iſt eine unbezweifelte Thatſache, daß der kupferfarbene Menſch die Verbreitung europäiſcher Civiliſation in ſeiner Nähe nicht verträgt, ſondern in ihrer Atmoſphäre, ohne durch Trunk, epidemiſche Krankheiten oder Kriege ergriffen zu werden, dennoch wie von einem giftigen Hauche berührt, ausſtirbt. Die zahlreichen Verſuche der Regierungen haben Sitte und Bürgerthum unter jener Race nie einheimiſch machen können, denn ihr fehlt die nöthige Perfectibilität. Dieſer Mangel macht die durchdachten und menſchenfreundlichen Plane der Erziehung zu nichte, die in den Schriften geiſtreicher oder wohlwollender Männer niedergelegt ſind, und rechtfertigt den Vergleich jener Menſchheit mit jener, eine eigenthümliche Phyſiognomie tragenden, aber niedrigern Vegetation, die das dem Meere entſtiegene Land zuerſt in Beſitz nimmt, aber in dem Maße, wie höher ausgebildete und kräftigere Pflanzen ſich entwickeln, ſich vermindert und zuletzt auf immer verſchwindet. Wie ſehr das menſchliche Gefühl ſich gegen eine ſolche Annahme auch ſträube, ſo glauben wir doch in den Amerikanern einen, von der Natur ſelbſt dem Untergange geweihten Zweig unſeres Geſchlechtes zu ſehen. In den leergewordenen Raum tritt eine geiſtig vorzüglichere, bewegliche, aus dem Oſten ſtammende große Familie. Wie dieſe, ihrer Beſtimmung zur allgemeinſten Verbreitung gehorſam, ſich ausdehnt und die entlegenſten Wildniſſe ſich unterwirft, ſo legt die Urbevölkerung ſich zum Todesſchlafe nieder, und verſchwindet ſelbſt aus dem Gedächtniſſe des neuen Volkes. In weniger als einem Jahrhundert wird vielleicht die Forſchung über die erſten Bewohner eines ganzen Welttheils dem Gebiete der Archäologie überwieſen werden müſſen, und dann erſt wird das Tragiſche und Räthſelhafte ihres Schickſals begriffen und tief empfunden werden. (*E. Pöppig.*)

**INDIFFERENTISMUS** oder **INDIFFERENZ** bezeichnet im weitern Sinne überhaupt die Denkungsart, welche keinen Unterſchied (*Differenz*) in Bezug auf die Wahl zwiſchen mehren verſchiedenartigen Gegenſtänden der Beurtheilung annimmt, ihren Werth mithin dahingeſtellt ſein läßt, und für keinen ein beſonderes Intereſſe hat. In dieſem Sinne bezeichnet Indifferenz ſo viel wie *Gleichgültigkeit*, *Theilnahmloſigkeit* überhaupt. Im engern Sinne wird der Indifferentismus gewöhnlich auf die *religiöſe* Denkungsart bezogen, welche entweder *theoretiſch* die Verſchiedenheit von ſogenannten poſitiven Religionen als bloßen ſtatutariſchen Inſtitutionen für unerheblich, auch wol ſie für gleich wenig begründet erklärt, indem das Weſentliche der Religion doch nur in dem ſogenannten Denk- oder Vernunftglauben (ſ. **Rationalismus**) enthalten ſei, oder welche *praktiſch* die Beobachtung des ſogenannten äußern Gottesdienſtes ſelbſt, z. B. Beſuch der Kirche, Abendmahlsfeier u. dergl. m., für unweſentlich und gleichgültig erklärt (ſogenannter kirchlicher Indifferentismus, Unkirchlichkeit). Übrigens kann man ſehr verſchiedene Arten des Indifferentismus unterſcheiden, z. B. einen *philoſophiſchen* Indifferentismus, wie derſelbe ſich in der Ataraxie oder Beifallszurückhaltung der alten Skeptiker (ſ. d. Art. und **Pyrrhon**) und in der Skepſis überhaupt zeigt; einen *moraliſchen* Indifferentismus, der den Unterſchied zwiſchen gut und böſe für eine bloße Täuſchung oder politiſche Erfindung erklärt, wie z. B. die ſogenannten Encyklopädiſten und andere franzöſiſche Philoſophen thaten (vgl. **Krug**, Ethik S. 16); einen *politiſchen* Indifferentismus, der *alle* Verfaſſungen für gleichgültig hält, nach **Pope's** bekanntem und neuerdings mit Vorliebe von der bekannten Partie der Reaction gepredigtem Spruch: „**for forms of**

government let fool's contest, the best administred is the best;" einen phyſiſchen, der keinen Unterſchied zwiſchen Luſt und Unluſt, einen äſthetiſchen, der keinen zwiſchen dem Schönen und Häßlichen annimmt, oder gegen beides gleichgültig iſt (ſ. d. Art. Apathie); auch einen ſcientifiſchen, der gegen alle Syſteme oder Theorien gleichgültig iſt, und ſich beſonders unter den ſogenannten Empirikern und Routiniers findet. Philoſophiſch betrachtet erſcheint eigentlich jeder Indifferentismus als etwas Unnatürliches, ſowie moraliſch als etwas Verwerfliches. Bei einem geiſtig geſund organiſirten und gehörig entwickelten Menſchen kann überhaupt eigentliche Indifferenz als bleibender Gemüthszuſtand nicht vorkommen, und in ihm können keine gleichgültigen Gefühle entſtehen (Th. E. Schulze, Pſych. Anthropol. S. 296. 3. Ausgabe); jeder ſolche wird nothwendig unter zwei verſchiedenen Gegenſtänden der Erkenntniß, des Glaubens u. ſ. w., dem Einen einen größern Werth beilegen, als dem Andern, und rein gleichgültig in jeder Beziehung kann einem Menſchen eigentlich nichts ſein, ſondern Alles iſt Gegenſtand der Neigung oder Abneigung in unendlich verſchiedenen Modificationen oder Graden. Was wir gleichgültige Dinge nennen, ſind eigentlich uns unangenehme Dinge, deren Widerwärtigkeit jedoch nicht in ſo hohem Grade in unſerm Bewußtſein vorkommt, daß wir ihre Entfernung wünſchen (vgl. Schulze a. a. O. S. 297). Für die höhere geiſtige Ausbildung iſt Entſchiedenheit für das als ſolches erkannte Wahre, Schöne und Gute nothwendige Grundbedingung, mithin aller Indifferentismus in dieſen Beziehungen immer Zeichen eines geiſtigen Mangels. „Wer nicht mit mir iſt, iſt wider mich!" „Wer weder warm noch kalt, wird ausgeſpien!" „Des echten Mannes Weſen iſt Parteilichkeit" (Göthe in der Pandora). So verordnete auch mit Recht das Solon'ſche Geſetz Ehrloſigkeit als Strafe für den politiſchen Indifferentismus (die Apragmoſyne), der, wenn Parteien im Staate entſtänden, nur ruhig zuſehen und nicht ſelbſtthätig mit eingreifen würde. Selbſt bei dem ſogenannten kirchlichen Indifferentismus zeigt ſich zugleich immer wenigſtens ein Mangel an politiſchem Gemeingeiſte und Vaterlandsliebe; denn, da kein Staat ohne Religion und Kirche beſtehen kann, ſo müßte jeder Bürger ſchon aus Patriotismus (theils um Andern nicht ein böſes Beiſpiel zu geben, theils um ſich der höchſten Gemeinſamkeit des Lebens mit ſeinem Volke, der religiöſen, fortwährend lebendig bewußt zu bleiben) alle Unkirchlichkeit vermeiden, und, falls die beſtehenden äußern Formen ihrer Unvollkommenheit wegen ihm nicht zuſagten, dahin mit allem Eifer wirken, daß beſſere an ihre Stelle treten, durchaus aber nicht in vornehmem Indifferentismus ſich von ihnen ganz losſagen (vgl. Fries, Religionsphiloſ. am Schluſſe. Bretſchneider, über Unkirchlichkeit u. A.). (*K. H. Scheidler.*)

**INDIFFERENZ**, 1) Philoſ., ſ. Indifferentismus; 2) Phyſik. Indifferenz nennt man ein neutrales Verhalten eines Körpers gegen gewiſſe, von andern Körpern herrührende, Einwirkungen. So iſt z. B. Glas indifferent gegen die Einwirkungen eines Magneten. Chemiſch indifferent iſt ein Körper in Beziehung auf einen andern, wenn beide keine chemiſche Verwandtſchaft zu einander haben, und deshalb auch nicht chemiſch auf einander einwirken können. (*J. Müller.*)

**INDIG.** Indigo, Pigmentum indicum. Anil. Engl. The indigo; holl. Indigo; franz. L'indigo; ſpan. Indigo, Anil; port. Aniliera, Anil; ital. Indaco; arab. Nile und Nir, Malnj, Tarron, Malab Ameri; jav. Tom; chin. Lun-tsao; cochinchin. cham nho la Lour, iſt eine im Handel vorkommende Pflanzenfarbe, die in ihren Eigenſchaften nicht allein von den übrigen Pflanzenfarben, ſondern auch von den Pflanzenſtoffen im Allgemeinen abweicht, und vorzüglich in Oſt- und Weſtindien aus mehren Arten daſelbſt wachſender Indigopflanzen durch eine künſtliche Darſtellung abgeſondert und als Farbenmaterial gewonnen wird.

Blaufärbende Indigopflanzen, darunter vorzüglich der Waid, waren in Europa ſchon ſeit den älteſten Zeiten im Gebrauche, obgleich der Indig erſt ſpäter in ausgeſchiedenem Zuſtande aus ihnen bereitet wurde. Schon die Griechen und Römer kannten den Waid und brachten ihn, durch eine leichte Gährung verändert, wie dies noch jetzt bei uns der Fall iſt, in Handel. Indiſchen Indig erhielten die Römer aus Indien, gebrauchten ihn aber blos als Malerfarbe, da ſie ihn nicht aufzulöſen verſtanden. Plinius erwähnt deſſelben unter dem Namen Indicum. Die Eigenſchaften, die er von ihm gibt, paſſen auf unſern Indig. Er ſagt davon, daß er ſchwarz ausſähe, gerieben mit Waſſer verdünnt aber eine Miſchung von Blau und Purpur zeige, im Feuer mit purpurfarbiger Flamme verbrenne und häufig mit Taubenmiſt verfälſcht ſei.

Nach dem Verfalle des römiſchen Reichs ſcheint er geraume Zeit blos in einigen Theilen Italiens bekannt geweſen zu ſein. Er kam damals über Ägypten und Syrien vornehmlich nach Venedig. Die frühern Vorſtellungen und Umſtände, welche Dioskorides, Galen, Paulus Ägineta und Andere mittheilten, veranlaßten Caneparius in ſeinem Werke „de Atramentis etc.," welches im J. 1619 zu Venedig erſchien, des Indigs zu gedenken. Er ſagt: Dieſe Subſtanz heißt in der gemeinen Sprache „Endego," und wird von den Kaufleuten aus Indien nach Alexandrien in Ägypten und nach Syrien gebracht, von woher ſie nach Venedig, dem Marktplatz der ganzen Welt, wie er ſich ausdrückt, übergeführt wird. Von Venedig aus verbreitete er ſich nach den Städten Teutſchlands. Giovanni Ventura Roſetti, welcher unter dem Namen Plietho im J. 1549 ſeine Färbekunſt herausgab, gedenkt darin des Indigs gar nicht. Allgemeiner wurde der Gebrauch deſſelben in Europa betrieben, als der Weg nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufgefunden wurde, wo die Holländer in der Mitte des 16. Jahrh. denſelben aus Oſtindien zu uns brachten, aber erſt zu Anfange des 17. Jahrh. allgemeiner bekannt wurde. Im J. 1631 brachten die Holländer aus Batavia auf fünf Schiffen 333,345 Pfund Indig, welcher über fünf Tonnen Goldes geſchätzt ward.

In Teutſchland fand der Gebrauch des Indigs An-



Digitized by Google

fangs vielfachen Widerſpruch, beſonders von Seiten der Schwarzfärber, welche die neuen Kunſt- und Schönfärber, die ihn einführten, und die Anfangs theils aus Italien, theils aus den Niederlanden eingewandert waren, mit Zunftzwang verfolgten. Der Reichstag zu Regensburg und mehre Regierungen verboten ihn. Der Kurfürſt Johann Georg I. von Sachſen wurde um das J. 1650, ſowie der Herzog von Gotha, Ernſt der Fromme, um das J. 1666 bewogen, denſelben bei willkürlicher Strafe an Gut, Ehre und Leib als eine ſchädlich freſſende Teufelsfarbe zu verbieten. In Nürnberg mußten die Färber ſogar jährlich ſchwören, nur mit Waidblau zu färben. Nicht beſſer erging es ihm in Frankreich, wo Heinrich IV. im J. 1609 ſeinen Gebrauch bei Todesſtrafe unterſagte, woſelbſt noch unter dem großen Colbert die Anwendung deſſelben einige Zeit ganz verboten, nachher nur mit dem hundertfachen Gewicht Waid geſtattet wurde, bis Duffay's Verſuche im J. 1737 deſſen Gebrauch freigaben, wodurch dieſes ſchätzbare Farbmaterial von Tag zu Tag mehr Eingang in den europäiſchen Färbereien gewann, ſodaß jetzt der Waid dadurch faſt ganz verdrängt wurde.

Die verſchiedenen Pflanzen, aus welchen der Indig als Satzmehl gefällt wird, ſind: a) Indigofera tinctoria, Färberindig, Anil oder gemeine Indigpflanze in Oſtindien, und vorzüglich in Hayti mit Sorgfalt und in großer Menge gebaut. Dieſe Pflanze erreicht eine gewöhnliche Höhe von zwei Fuß, und wenn ſie nicht beſchnitten wird, trifft man ſie zuweilen auch Mannes hoch an. Der Stengel iſt in viele aufrechtſtehende Zweige getheilt, an welchen gefiederte Blätter ſitzen, welche eiförmig, bläulich angelaufen und einander gegenüber geſtellt ſind. Aus den Blumenwinkeln ſchießen kurze Blumenröhren hervor. Der Kelch iſt einblätterig, weit und fünffach eingeknebt. Die Blumen ſind gelb und rothbunt, und wachſen in Trauben, die kürzer ſind, als die Blätter, in deren Winkeln ſie ſtehen; auf ſie folgen ſichelförmig gekrümmte, mit kurzen ſilbergrauen Härchen bedeckte, gefiederte Hülſen. Der Same iſt dunkelgrün oder ſchwärzlich. Die Flügel der Blumen ſind roth, das Schiffchen hingegen gelb. Die Pflanze verbreitet des Abends einen ſtarken Geruch. b) Indigofera disperma *Linné*, wilde oder zweiſamige Indigpflanze, wächſt in Oſtindien und Amerika. Sie wird weit größer als die vorige; der Stengel iſt aufrecht, die Blätter ſind gefiedert, mit ovalen, ſtumpfen und ſchönen grünen Blättchen, welche, wie jene der Indigofera tinctoria, etwas mit der Hand gedrückt, ſteif werden, und unter einigem Geräuſch zerbrechen. Die zerſtreuten Blumen haben einen ſüßlichen Geruch, die rundlichen, unterwärts liegenden Schoten enthalten fünf bis ſechs Samen. Die Pflanze enthält mehr Indig, als Indigo tinctoria, und ſoll nach glaubwürdigen Verſicherungen den Guatimaloindig liefern. c) Indigofera Anil, Anil, Sichelfruchtige Indigpflanze ſtrauchartiger Natur, wächſt in Oſtindien und Amerika wild und angebaut. Linné nennt ſie deswegen Anil, weil ſie mit der Indigo tinctoria, Indigo disperma und Indigo argentea viele Ähnlichkeit beſitzt, von welchen Sorten ſie ſich außer der Figur der Blätter noch dadurch unterſcheidet, daß ſie überhaupt kleiner iſt. Die Hülſen ſind krumm und ſpitzig, die Blätter gefiedert, ihre Blättchen lanzenförmig und unten haarig. Die Blumentrauben ſind kurz. d) Indigofera argentea *Linné*, ſilberfarbene Indigpflanze, auch Beſtandindigpflanze, wächſt in Ägypten, Arabien, Oſtindien, und iſt in Amerika einheimiſch. Die Pflanze hat mit der Indigo tinctoria viele Ähnlichkeit, unterſcheidet ſich aber von derſelben dadurch, daß ihre Blätter ſowol, als ihre Zweige, mit einem ſilberfarbigen Filze bedeckt ſind, und die Samenſchoten nur drei Samenkerne enthalten. Man hält dieſe Pflanze für reichhaltiger an blaufärbenderm Pigment, als die Indigo tinctoria. e) Indigofera hirsuta, weißhaarige, zottige Indigpflanze, in Oſtindien, Ceylon, Ghaſundupyali, Guyana ꝛc., häufig vorkommend. Dieſe Pflanze iſt hochſtämmig, haarig, ſtarkäſtig, mit wollenen, weißlichen, umgekehrt ovalen, außen größern Blättchen verſehen, welche borſtenförmige Anſätze haben, mit ſpannenlangen, wolligen Blumenähren, und viereckigen, wollenen Schoten mit kleinen weißlichen Samen. f) Indigofera pseudo-tinctoria, Färberindigpflanze, wächſt in Oſtindien, wo, nach Dr. Heyne, daraus der beſte Indig bereitet wird. g) Indigofera cinerea, aſchgraue Indigpflanze, wächſt in Oſtindien. h) Indigofera sericea, ſeidenartige Indigpflanze, und Indigofera erecta, aufrechtſtehende Indigpflanze, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen wird. i) Indigofera angustifolia, ſchmalblätterige Indigopflanze, in Oſtindien und Südafrika. k) Indigofera glabra, glatte Indigopflanze, iſt in Oſtindien, Malabar und Ceylon urſprünglich zu Hauſe, und daſelbſt unter dem Namen Anil von Madras bekannt. l) Indigofera enneaphylla, kleine fünfblätterige Indigpflanze, die in Oſtindien vorkommt, und auf den Bergen des Vorgebirges der guten Hoffnung einheimiſch iſt. m) Indigofera arcuata, krummfrüchtige Indigpflanze, in Oſtindien zu Hauſe. n) Indigofera caudicans, weißliche oſtindiſche Pflanze. o) Indigofera mexicana, mexicaniſche Pflanze, die durch Südamerika verbreitet iſt. p) Indigofera coerulea *Roxburgh*, himmelblaue Pflanze, in der Telingasſprache Caruili, die einen ſchönen Indig gibt. q) Indigofera Cytisoides, cytiſusartige Indigpflanze, und Indigofera angustifolia, ſchmalblätterige Pflanze, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen werden. In demſelben Lande kommen noch vor: Indigofera psoraloides, pſoralartige, und Indigofera procumbens, liegende Indigpflanze. Indigofera trifoliata, dreiblätterige Indigpflanze, wächſt in Oſtindien. In Europa, namentlich in Teutſchland und Frankreich, benutzt man für gleichen Zweck Isatis tinctoria, Waid (ſ. Isatis tinctoria). Mit den hier angegebenen gibt es gegen 60 Arten der Indigpflanzen. Die obengenannten ſind jedoch diejenigen, welche in den Colonien in Oſtindien und Amerika am häufigſten angebaut werden. Im Allgemeinen lieben die Indigpflanzen einen guten, aber nicht zu fetten Boden, und enthal-

Digitized by Google

ten in heißen Klimaten und in warmen Jahren mehr Farbeſtoff, als in minder warmen. Die Indigpflanze iſt perennirend, dauert **10** Jahre und länger aus; da aber nur die Blätter der jungen Pflanzen viel blaues Pigment enthalten, ſo erneuert man die Pflanzen in Oſtindien alle Jahre. Le Gaux de Flaix bemerkt ausdrücklich, daß ſchon zweijährige Pflanzen weniger Indig geben, als einjährige. Die Blätter der ältern Pflanzen geben zwar mehr Saft, aber weniger Farbeſtoff, als die der jüngern. Es werden jährlich drei Schnitte vorgenommen, wovon der erſte den beſten, der letzte hingegen den geringſten Indig liefert. In Ländern hingegen, wo das Klima nicht ſehr heiß iſt, entwickelt ſich der Farbegehalt in der Pflanze in einem Jahre nicht vollkommen, daher die Ernte erſt im zweiten Jahre vorgenommen werden kann. In Mexico wird die Indigpflanze in einem leichten, wohl durchgearbeiteten Boden, der keiner Überſchwemmung ausgeſetzt iſt, cultivirt. Man wählt lieber abhängige Orte, weil dieſe Lage der Felder dem Regenwaſſer keinen Aufenthalt geſtatten, welches die Indigpflanze verderben würde und die Überſchwemmungen verhindert, welche ſie mit einem ſchädlichen Schlamm bedecken würden. Übrigens kann das niedere und platte Land auch zu dieſem Anbau benutzt werden, wenn man Rinnen und Gräben zur Ableitung des Waſſers anbringt, und wenn man die Vorſicht gebraucht, erſt nach der Regenzeit, welche die Überſchwemmungen veranlaßt, den Anbau vorzunehmen. Man legt den Samen in kleine Gräben, welche mit der Haue zwei bis drei Zoll tief, einen Fuß von einander entfernt, und ſo gerade als möglich gemacht ſind. Man muß beſtändig Sorge tragen, das Unkraut auszurotten, welches die Indigpflanze ſehr leicht erſticken würde. Ob man ſie ſchon zu jeder Jahreszeit anſäen kann, ſo zieht man doch gemeiniglich den Frühling vor. Die Feuchtigkeit macht, daß die Pflanze in drei oder vier Tagen aufgeht. Sie erlangt in zwei Monaten ihre Größe. Man ſchneidet ſie mit ſichelförmigen Meſſern ab, wenn ſie zu blühen anfängt, und dieſer Schnitt geſchieht von ſechs zu ſechs Wochen. Die Pflanze dauert für den Gebrauch zwei Jahre, nach dieſer Zeit rottet man ſie aus und pflanzt ſie friſch. Da die Indigpflanze das Erdreich bald entkräftet, weil ſie nicht Luft und Thau genug durch ihre Blätter anzieht, um die Erde zu befeuchten, ſo iſt es für den Pflanzer vortheilhaft, einen weiten Raum zu beſitzen, der mit Bäumen beſetzt bleibt, bis man für nöthig findet, ſie umzuhauen und ihren Platz mit dem Indig zu beſetzen, denn man muß ſich die Bäume wie Saugröhren vorſtellen, durch welche die Erde und die Luft wechſelsweiſe ihre Nahrungskräfte mittheilen, als Saugröhren, wodurch die Dünſte und die Säfte ſich wechſelsweiſe anziehen und in ein Gleichgewicht ſetzen. Wenn demnach der Baumſaft durch die Wurzeln aus der Erde bis an die Zweige ſteigt, ſo ziehen die Blätter die Luft und Dünſte an ſich, welche durch die Faſern des Baumes umlaufen und wieder zur Erde kehren, und ihm an Thau wieder geben, was ſie an Nahrungskraft verlieren. Dieſem wechſelſeitigen Einfluß zufolge geſchieht es, daß man neben Anlegung von Bäumen, welche die Felder fruchtbar erhalten, um Indig darin zu ſäen, diejenigen Felder, die zu dieſer Pflanze gebraucht worden, mit Kartoffeln bedeckt, deren kriechende Zweige die Erde friſch erhalten, und deren Fäulniß die Fruchtbarkeit erhält und erhöhet. Die Indigpflanze iſt in ihrem erſten Wachsthume manchen Zufällen ausgeſetzt: zuweilen verbrennt ſie die Sonnenhitze, zuweilen erſtickt ſie in dieſen Gegenden Amerika's ein eigner Wurm, der ſie umſpinnt; es finden ſich auch manche, deren Stiel durch den Stich eines andern ſehr gemeinen Wurms vertrocknet und zuſammenfällt, oder deren Blätter, die den eigentlichen Werth ausmachen, in **24** Stunden durch die Raupen abgefreſſen werden. Dieſer letzte häufig vorkommende Übelſtand hat zu dem Sprüchwort Anlaß gegeben, „daß die Indigpflanzer *reich* ſchlafen gehen und *arm* aufſtehen.“

Raynal beſchreibt noch ein Verfahren, wie die Indigpflanze in jenem Theile von Amerika gebaut wird. Er ſagt: „In dieſen ſchönen Gegenden, wo jede Beſitzung eine Ausdehnung von **15—20** Meilen hat, wird alle Jahre ein Theil dieſes großen Raumes für den Indigbau benutzt. Um dieſe Abſicht zu erreichen, muß man blos die Geſträuche, welche die Felder bedecken, verbrennen, und dann den Boden ein einziges Mal ohne eben viele Anſtrengung umackern. Dieſe Arbeiten geſchehen im Monat März, einer Jahreszeit, in der es unter dieſem herrlichen Himmelsſtriche ſehr ſelten regnet. Ein Mann zu Pferde wirft hierauf den Samen auf die nämliche Art, wie man das Getreide in Europa ſäet, aus. Bis zur Ernte beſchäftigt ſich Niemand mehr mit der Pflanze; daher geſchieht es auch, daß ſie auf dem einen Orte aufgeht, an anderm aber nicht, oft durch das umſichgreifende Unkraut erſtickt wird, während ſie durch fleißiges Ausputzen erhalten worden wäre.“ Dieſes iſt auch die Urſache, weswegen die Spanier, als ſie noch im Beſitze ihrer amerikaniſchen Beſitzungen waren, auf einem Platze von drei oder vier Meilen weniger Indig, als andere Nationen auf ebenſo viel Jauchert, gut zubereiteten Boden, erhielten. Raynal ſchätzt den Ertrag, welcher jährlich von Mexico nach Europa gebracht wird, auf **6000** Centner Indig.

In Guyana und der amerikaniſchen Terra firma wird **Indigofera hirsuta** vorzüglich cultivirt, weil das dortige Klima dieſer Pflanze am meiſten zuſagt, indem andere von zarterer Natur nicht gedeihen würden. Die Blätter werden vom erſten und zweiten Schnitte verwendet. Sie können ſechs Wochen, ja zwei bis drei Monate alt ſein, ohne Nachtheil an Färbeſtoff. Die Einſammlung kann ſowol bei trocknem Wetter, als in der Regenzeit vorgenommen werden; auch können die Blätter und jungen Zweige mehr oder weniger längere Zeit ſchon geſchnitten, der Sonne oder dem Regen ausgeſetzt ſein, oder auch im Schatten gelegen haben. Übrigens enthalten die jungen Blätter weniger Pigment, als die ältern, wenn dieſe nur nicht zu hart ſind. Im trockenen Jahr enthalten dieſe Pflanzen mehr Farbeſtoff, als im naſſen. Auf alle dieſe Umſtände müſſen die Indigbereiter Rückſicht nehmen, und die Pflanze nach Beſchaffenheit derſelben bald längere, bald kürzere Zeit in der Gährungskufe laſſen. Die jungen Pflanzen gähren früher, als diejeni-

Digitized by Google

gen, die ſchon härter und zäher ſind, daher müſſen die erſtern auch kürzere Zeit in der Gährungskufe gelaſſen werden. Wollte man z. B. Pflanzen von zwei Monaten mit viermonatlichen zuſammen in die Kufe bringen, würden dieſe noch nicht fermentiren, wenn jene ſchon über die Grenzen der Gährung hinaus wären. Die friſch geſchnittenen Pflanzen gähren ſpäter als ſolche, welche einige Tage alt ſind. Es iſt ſogar zu bemerken, daß ſich bei den verſchiedenen Theilen der Pflanze derſelbe Unterſchied auch an den Tag legt, man ſieht, daß die Ausziehung der Blätter ſchneller, als der der Zweige erfolgt.

In Oſtindien, China, Japan, Java, den Inſeln Madagascar u. ſ. w., wo der Indig aus verſchiedenen Indigpflanzen erhalten wird, erfodern die Pflanzen im Allgemeinen ein warmes Klima, einen mehr feſten, etwas feuchten Boden, der ganz vom Unkraute gereinigt iſt. In Furchen oder Löcher, die etwa einen Fuß von einander entfernt liegen, werden immer zehn bis zwölf Samenkörner geworfen, und äußerſt vortheilhaft iſt es, wenn bald nach der Ausſaat ein gelinder Regen die junge Pflanze bewäſſert.

In Oſtindien ſäet man die Pflanze, nachdem im October, November und Anfang December gepflügt worden, in der letzten Hälfte des März, Anfang April, wenn der Boden weder heiß, noch trocken iſt, was für die Pflanze nachtheilig ſein würde. Der Boden muß leicht ſein, es darf nur wenig Regen von Zeit zu Zeit fallen, dagegen iſt Sonnenſchein weit nöthiger. Man rechnet 12 Pfund Samen für einen Acre Land. Die Pflanze wächſt ſchnell und kann Anfangs Juli zum erſten Male geſchnitten werden, ja in einigen Gegenden geſchieht es ſchon Mitte Juni. Die Kennzeichen, ob die Reife eingetreten, ſind: das Hervorbrechen von Blüthenknospen; brechen dieſe auf und entfaltet ſich die Blüthe, ſo enthält die Pflanze die größte Menge Pigment und liefert das reichlichſte Product. Ein anderes Zeichen entnimmt man von den Blättern; biegt man nämlich ein Blatt um, ſodaß es doppelt gelegt wird, und es bricht, ſo iſt die Pflanze reif, doch iſt dieſes Zeichen zu ſehr von der Beſchaffenheit des Bodens abhängig, ob nämlich die Pflanze ein üppiges oder verkümmertes Wachsthum hat. Fällt viel Regen, ſo wächſt die Pflanze ſchneller, enthält aber weniger Indig, dagegen vermehrt Sonnenſchein die Production ſehr. Der erſte Schnitt iſt der beſte, nach zwei Monaten wird der zweite, hierauf ein dritter, ja vierter Schnitt gemacht, von ſtets abnehmender Beſchaffenheit der Productionsfähigkeit an Indig. Die Blätter werden mit einem Winzermeſſer oder einer Sichel vorſichtig gewendet, damit der Indigſtaub, welcher auf denſelben ſitzt, nicht abgeſtreift wird. Der größte Feind der Indigpflanze in Oſtindien ſind die Raupen, die öfters ganze Plantagen in einigen Stunden abfreſſen.

Das Nerium tinctorium, **färbender Roſenlorbeer** des Dr. Roxburgh, welches in Oſtindien zu Hauſe iſt, iſt ein Baum von mittlerer Größe. In der Sprache der Hindus heißt er Tsit encallo. Er hat einen nicht geraden Schaft, der an einem ausgewachſenen Baume 1—1½ Fuß im Durchmeſſer hält, und eine Höhe von 11—15 Fuß erreicht; er trägt viele Blätter, die an kurzen Stielen einander gegenüberſtehen, eine ovale zugeſpitzte Form haben, ſchon blaß und blaßgrün gefärbt ausſehen. Jedes Blatt iſt ſechs bis zehn Zoll lang und drei bis vier Zoll breit. Das Nerium wächſt in Oſtindien gemeiniglich in wüſten bergigen Gegenden, wo man oft nichts als Klippen und Stein findet. Die Blätter ſind für die Indigbereitung ſchon im Monat April tauglich, allein die beſte Farbe geben ſie im Mai und Juni. Zu Ausgang des Auguſtes hört der Baum auf zu treiben, die Blätter bekommen ein falbes Ausſehen und fallen nach und nach ab, ohne daß in demſelben Jahre friſche auswachſen. Die Zeit, wo man Indig machen kann, dauert daher nur vier bis fünf Monate. Wenn man die Blätter pflücken läßt, und nur die beſten nimmt, ſo gewinnt man einen viel ſchönern Indig, als wenn ſie unter einander, wie ſie ſind, gebraucht, und auch die Spitzen der jungen Zweige dazu genommen werden. Die Blätter laſſen ſich friſch, aber auch dann gebrauchen, wenn ſie welk und beinahe trocken geworden ſind. Am beſten ſind ſie aber den erſten oder zweiten Tag nach dem Abnehmen. Läßt man ſie zu welk oder gar dürr werden, ſo liefern ſie im erſten Falle nur einen ſchlechten Indig, und im zweiten nur eine ſchmuzigbraune Maſſe; hierdurch unterſcheidet ſich das Nerium von den Indigpflanzen, welche unbeſchadet ihres Farbeſtoffs aufbewahrt und in getrocknetem Zuſtande dieſelbe Quantität Indig, als friſche Blätter geben. Die Blätter des Neriums unterſcheiden ſich auch dadurch, daß ſich ihr Farbeſtoff nicht durch kaltes Waſſer ausziehen läßt, hingegen mit heißem Waſſer das Ausziehen deſſelben leicht von ſtatten geht. Es gehören indeſſen dazu ganz andere Anſtalten, als bei der gewöhnlichen Indigpflanze, und das, worauf hier das Meiſte ankommt, iſt die Feuerung. Dieſe muß man ſo wohlfeil als möglich einrichten können, beſonders da es nicht genug iſt, die Blätter blos abzubrühen. Die Blätter, welche Tags zuvor geſammelt worden, bringt man in kupferne Keſſel, ſodaß ſie damit voll werden, und wenn die Blätter leicht auf einander liegen, füllt man die Keſſel einige Zoll hoch vom Rande mit kaltem Waſſer, wozu ſich hartes Quellwaſſer am beſten eignet, welches theils zur Vermehrung, theils zur Güte des Indigs beiträgt. Hierauf macht man Feuer unter den Keſſel, gibt eine lebhafte Hitze und erhält dieſe ſo lange, bis die Brühe auf der Oberfläche dunkelgrün ausſieht, beim Ausgießen aber eine ſchöne hellgrünlichgelbe Farbe zeigt, die Blätter anfangen gelb zu werden, und die Hitze ungefähr 150—160° Fahrenheit beträgt. Während der Zeit müſſen die Blätter — ungeachtet des blauen Schaumes auf der Brühe — in einem fort durch einander gerührt werden, damit ſie eine gleichförmige Hitze bekommen. Das Rühren dient auch, um das kohlenſaure Gas aus der Brühe fortzuſchaffen, denn je mehr ſich dieſes entwickeln kann, um ſo beſſer geht der ganze Proceß von ſtatten. Das Feuer unter den Keſſeln muß man hervornehmen, ehe noch die angeführten Merkmale völlig eintreten, und wenn man mehre Keſſel voll Blätter hat, ſo müſſen ſie in den Stand geſetzt werden, daß man die Brühe daraus zu

Digitized by Google

gleicher Zeit in die Rührküpe ſchaffen kann. Beim Ablaſſen der Brühe in die Rührküpe läßt man ſie durch ein härenes Tuch gehen, damit alles von den Blättern zurückbleibt, und ſowie dies geſchehen iſt, wird ſie nun auf die gewöhnliche Weiſe gerührt oder geſchlagen, damit ſich der Indig körnen kann. Zu dieſer Manipulation bedarf man höchſtens 30 Minuten. Man ſetzt jetzt das Kalkwaſſer hinzu, während die Flüſſigkeit noch warm iſt. Auf das Ganze nimmt man ungefähr $^{1}/_{75}$ und miſcht es gehörig darunter, wodurch ſich der Indig bald körnt und ein zeitiger Niederſchlag gebildet wird. Die obenſtehende Flüſſigkeit, welche in der Regel wie ein reiner Maderawein ausſieht, wird davon abgelaſſen, und im Übrigen, wie bei der gewöhnlichen Indigbereitung verfahren. Zu einem Pfund Indig ſind im Allgemeinen 2—300 Pfund Neriumblätter erfoderlich, doch kommt es immer auf die Jahreszeit und Witterung an, wann ſie eingeſammelt worden.

D. Roxburgh ſetzt einen höhern Werth auf das Nerium, als auf die Indigoferapflanzen. Es findet ſich daſſelbe nicht nur auf der ganzen Küſte von Coromandel — und die Gegend, wo es wächſt, iſt im Umkreiſe größer, als St. Domingo (Hayti) — ſondern auch auf der malabariſchen Küſte, und wird häufig, da dieſe ſehr gebirgig iſt, dort angetroffen. D. Scott entdeckte es auf der Inſel Salſel. Übrigens hat das Nerium vor den Indigpflanzen noch den großen Vortheil, daß es keinen ſo gut gebauten Boden und keinen ſo mühſamen und theuern Anbau bedarf. Die Pflanze iſt weniger Anfällen ausgeſetzt, und wird, ſo viel bis jetzt bekannt, auch durch keine Krankheit, noch durch Inſekten oder andre Thiere beſchädigt.

Indig aus Polygonuin tinctorium. Die franzöſiſche Regierung hatte aus China ſchöne Indigproben erhalten, welche aus der Pflanze Polygonum tinctorium gezogen worden. Stanislaus Julien, Profeſſor der chineſiſchen Sprache am Collège de France, überſendete der Akademie die Überſetzung einiger chineſiſchen Werke, worin die Art des Verfahrens, das man in China anwendet, um den Indig aus der Pflanze „Län,“ ſo nennt man dort P. t., zu gewinnen, weitläufig beſchrieben wird. Alle verſchiedenen Varietäten von Län werden in China durch Samen fortgepflanzt, mit Ausnahme der Pflanze, die man Tscha-lau nennt und deren Fortpflanzung durch Wurzelreißer geſchieht.

Im ſechsten Monat fängt man an, die Samenkörner zu ſammeln und im ſiebenten Monat ſchneidet man die Körper der Pflanze ab, um die blaue Farbe zu bereiten, die in China „Tien“ genannt wird. Hat man viele Blätter und Stengel, ſo legt man alle zuſammen in ein Baſſin, das in die Erde gegraben iſt, und gut verkittet ſein muß. Hat man dagegen wenige Blätter, ſo legt man ſie in hölzerne Eimer und läßt ſie mit Waſſer ſieben Tage lang einweichen, die blaue Farbe ſtrömt dann von ſelbſt heraus. Man miſcht dann unter die klebrige Waſſermaſſe eine gewiſſe Quantität Kalk und rührt darauf die ganze flüſſige Maſſe mit einem Bambusſtock, worauf die blaue Farbe ſich abſondert. Der Schaum auf der Oberfläche der Gefäße wird ſorgfältig geſammelt, man läßt ihn an der Sonne trocknen und heißt ihn „Tienhoa“ oder „Blume des Blaus.“ Das ſchönſte Blau, das man aus dem Polygonum gewinnt, hat den Namen „Piao-Kang.“ Die Darſtellung dieſes Verfahrens iſt aus dem berühmten Werke „Thien-Kong-Kai-We“ gezogen, welches ſich in der pariſer Bibliothek befindet. Die aus China angekommenen Saamenkörner des Polygonum tinctorium wurden in Montpellier geſäet und in der Sitzung der Akademie vom 28. Oct. 1838, theilte Berard aus Montpellier Proben von Indig mit, die er aus dieſer auf franzöſiſchen Boden verſetzten Pflanze China's gewonnen hatte. Der von Berard gewonnene Indig ſcheint von ſehr ſchöner Qualität zu ſein.

Bereitung des Indigs in den Indigofabriken. Man befolgt, um den Indig aus den Pflanzen darzuſtellen, zwei Verfahren: entweder ſcheidet man denſelben aus den Blättern der friſch geernteten durch Gährung, oder aus den getrockneten, durch Aufguß. Letzteres Verfahren gewährt manchen Vortheil.

In Weſtindien bedient man ſich zur Indigbereitung dreier Gefäße, der Weich- oder Gährungskufe, der Schlagkufe und der Setzkufe. Sie ſtehen ſo neben einander, daß die Flüſſigkeit von den erſten größern in die zweite kleinere abgelaſſen werden kann. Meiſtens ſind ſie von Backſteinen gebaut und gut verkittet. Das Schlagen oder Rühren in der Schlagkufe geſchieht mittels einer Walze, an der Schaufeln, Rührlöffel oder Rührkaſten befeſtigt ſind, welche letztere vorgezogen werden, da ſie die Flüſſigkeit mehr in die Höhe heben und mit der Luft in Berührung bringen. Neger-, Pferde- oder Waſſerkraft dienen als Treibkraft.

Will man die Arbeit beginnen, ſo füllt man die Weichkufe $^{2}/_{3}$ voll reines Flußwaſſer, trägt ſo viel in Bündel gebundene Indigpflanzen ein, daß das Waſſer noch einige Zoll hoch über ihnen ſteht, und beſchwert ſie etwas. Es erfolgt bald eine lebhafte, mit Luftentwickelung begleitete Gährung, die man ungehindert fortgehen läßt, bis die oben grün gewordene Flüſſigkeit kupferfarben anläuft, ein etwas ſchwachſäuerlicher Geruch wahrnehmbar wird, und man bemerkt, daß der Farbeſtoff Neigung zeigt ſich zu fällen. Gewöhnlich erfolgt dieſes nach 9, bei ganz heißer Witterung aber nach 6, bei kalter nach 20 Stunden. Man unterſucht die unten aus dem Hahn ablaufende Flüſſigkeit, da dieſe ſchneller gährt als die obere. Die Flüſſigkeit wird jetzt in die Schlagkufe abgelaſſen, wo ſie anhaltend geſchlagen oder gerührt wird, bis röthlich blaue Flecken entſtehen. An den meiſten Orten gießt man vor dem Schlagen Kalkwaſſer zu, um die gebildete Kohlenſäure zu ſättigen und den Indig beſſer zu fällen. Wenn der Zeitpunkt eingetreten, wo die Farbetheile ſich mit blauer Farbe ausſcheiden, hört man mit Schlagen auf, läßt die Flüſſigkeit nach ungefähr zweiſtündiger Ruhe in die Setzküpe ab, wo ſich die farbigen Theile niederſetzen, und nachdem man ſpäter die obenſtehende Flüſſigkeit abgelaſſen hat, in Seihbeutel oder leinene Säcke zum Abtropfen gefüllt, zuletzt in Kaſten ausgebreitet und im Schatten getrocknet werden.

Digitized by Google

Kurz vor dem völligen Austrocknen knetet man den Satz, um ihm mehr Feſtigkeit zu geben, und ſchneidet ihn in längliche Vierecke. Will man reinen Indig haben, ſo wäſcht man den Bodenſatz vor dem Trocknen einmal oder mehrmals mit Waſſer aus, wodurch viele gelbe Theile entfernt werden.

Der an der Luft vollkommen getrocknete Indig würde ſich aber beim Verpacken in die Fäſſer nicht halten, da er noch immer Feuchtigkeit zurückhält; um dieſe zu entfernen, läßt man ihn ſchwitzen. Zu dieſem Zweck wird er in Fäſſer geſchichtet, mit Baumblättern oder Tüchern gut bedeckt, und ſo drei bis vier Wochen an einem mäßig warmen Orte ſtehen gelaſſen. Schon nach einigen Tagen verbreitet er einen angenehmen Geruch, ſpäter bedeckt er ſich mit weißen Punkten, oder mit einem dünnen Anfluge von Schimmel. Man nimmt ihn nach Verlauf dieſer Zeit heraus, reibt den Schimmel ab und läßt ihn an der Luft vollends trocknen. Er iſt dann ſchön blau und ſammetartig. Kupferfarbig wird er erſt, wenn er noch etwas mehr austrocknet.

In den oſtindiſchen Factoreien, wenn der Indig aus friſchen Blättern bereitet wird, befinden ſich zwei große Ciſternen, die Sohle der einen über der der andern, ſodaß man die Flüſſigkeit aus erſtrer in letztere ablaſſen kann. Die obere heißt Gährungskufe, iſt 20 Fuß lang und breit, 3 Fuß tief; die untere Schlagkufe, ebenſo breit als erſtere, aber ¼ länger.

Eigentlich gehören zu dem Beſtande einer Indigmanufactur zuerſt mehre große gut ausgemauerte Gruben oder Kufen, um die Indigpflanze darin einzuweichen, wodurch dann der Niederſchlag des Farbeſtoffs hervorgebracht wird, ferner ein Siede- und ein Trockenhaus und das Wohnhaus des Pflanzers. Eine Einrichtung dieſer Art von 10 Paar ſolchen Gruben, wie man ſie jetzt häufig in Bengalen antrifft, die ungefähr 12,500 Pf. Indig liefert, welcher an Ort und Stelle einem Werthe von 2500 Pf. St. gleicht, koſtet gegen 1500 Pf. St. Die abgeſchnittenen Pflanzen, wie ſie vom Felde kommen, werden in die Gährungsküpe geſchichtet, ſodaß letztere bis auf 5 oder 6 Zoll vom Rande damit gefüllt wird. Damit bei der Gährung das Kraut nicht über die Ränder des Behälters gehalten werde, indem ein bedeutendes Steigen ſtattfindet, werden Geflechte von Bambus quer über die Oberfläche der Stengel gelagert und durch einfache mechaniſche Vorrichtungen angedrückt, hierauf das nöthige Waſſer hinzugepumpt, jedoch nur bis auf eine Höhe von 3—4 Zoll unter dem Rand der Kufe. Sehr bald tritt eine Gährung ein, die in 11 bis 15 Stunden vollendet iſt, jedoch hängt dieſe Zeit von der äußern Temperatur ab, von dem herrſchenden Wind, dem Waſſer und der Reife der Pflanzen. Der Weſtwind, ſowie jeder heftige Wind, kühlt ab, heiterer Himmel begünſtigt die Verdünſtung, bewirkt alſo daſſelbe. Neun bis 10 Stunden nach dem Einſchütten des Krauts wird der Zuſtand der Kufe unterſucht, es zeigen ſich Schaumblaſen, die ſich in Form kleiner Pyramiden erheben; Anfangs ſind ſie weiß, ſie werden aber binnen kurzem graublau, dann tief purpurroth. Die Gährung wird nun heftiger, die Flüſſigkeit ſteigt ſehr, iſt gleichſam im Kochen, zahlreiche Blaſen ſteigen auf, ein kupferfarbener dicker Schaum bedeckt die Oberfläche. So lange die Flüſſigkeit noch ſteigt, unterbricht man die Gährung nicht, wenn dieſelbe aber nicht mehr zu ſteigen ſcheint, zapft man ſie in die untenſtehende Schlagkufe ab. Ganz beſonders iſt aber nöthig, die Flüſſigkeit nicht länger über dem Kraut gähren zu laſſen, lieber eher die Gährung zu unterbrechen, freilich verliert man dann etwas an Product, aber die Qualität fällt beſſer aus. Die Flüſſigkeit hat eine glänzend gelbe Farbe, welche, wenn die Ausſcheidung des Indigs anhebt, grün wird. Die mittlere Temperatur iſt durchſchnittlich 85° — F. = 29,5° C., das ſpecifiſche Gewicht der Flüſſigkeit an der Oberfläche 1,0013, am Boden 1003.

Sowie die Flüſſigkeit in die Schlagkufe gezapft worden, arbeiten 10 Mann mit ſchmalen, vier Fuß langen Schaufeln dieſelbe durch einander, ganz ſo wie beim Rudern (man hat auch Schaufelräder angebracht); zwei andre Arbeiter räumen die Rüſtbäume, die Bambusgeflechte von der Gährungskufe weg, ſchaffen das Kraut aus derſelben, welches getrocknet als Brennmaterial gebraucht wird, reinigen die Kufe und legen friſches Kraut ein. Das abgegohrene Kraut ſieht noch grau aus, hat aber mehr als ¼ des Gewichts bei der Gährung verloren, im Ganzen 12 bis 14% an feſten Beſtandtheilen. Eine und eine halbe Stunde lang wird die Flüſſigkeit in der Schlagkufe ſtark durchgearbeitet, dann fängt der Indig an, ſich in Krümchen zu ballen und abzuſcheiden; dies iſt der Zeitpunkt, um beurtheilen zu können, ob bei der Gährung ein Fehler ſtattgefunden, wonach der Grad des Durcharbeitens der Flüſſigkeit ſich richten muß. Sind nämlich Fehler vorgefallen, ſo ſchäumt dieſelbe beim Schlagen mehr, ein Löffel voll Öl macht aber den Schaum verſchwinden; ſie zeigt dann beim Beginn der Arbeit eine rothe Farbe; bilden ſich rundliche große Körner, ſo wird mit dem Schlagen fortgefahren und genau aufgemerkt, ob dieſelben kleiner werden; werden ſie dann ſo klein wie kleiner Sand, das Waſſer klar, ſo läßt man den Indig ſich abſetzen. Hat eine Küpe zu lange gegohren, ſo bedeckt eine dicke fettige Schaumkruſte die Flüſſigkeit, welche ſelbſt durch eine Flaſche Öl nicht verſchwindet; in einem ſolchen Falle muß weniger heftig geſchlagen werden. Sobald die Körnchen rund werden und ſich abzuſetzen beginnen, das Waſſer ſich klärt, muß mit der Arbeit aufgehört werden. Der Schaum zertheilt ſich von ſelbſt in einzelne kleine Partien, die auf der Oberfläche der Flüſſigkeit treiben, alles Kennzeichen, daß die letztere zu lange gegohren hat. Dagegen iſt eine Kufe, die gehörig gegohren hat, leicht zu bearbeiten, es ſchäumt zwar die Flüſſigkeit auch bedeutend, allein der Schaum verſchwindet alsbald, wenn die Körnchen ſich bilden. Die Farbe der Flüſſigkeit, welche aus der Gährungskufe in die Schlagkufe abgelaſſen wurde, iſt hellgrün; ſobald aber die Körnchen groß und rund zu werden anfangen, nimmt das Waſſer die Farbe von Maderawein an. Darauf, nachdem noch eine kurze Zeit lang geſchlagen worden, bildet ſich ein kleines

Digitized by Google

rundes Korn, welches ſich aus dem Waſſer klar abſcheidet, keine Trübung oder Schaum iſt noch vorhanden.

Der Zweck des Schlagens iſt ein dreifacher, erſtlich wird dadurch eine große Menge Kohlenſäure enlfernt, die ſich in der Flüſſigkeil befindet, zweitens wird der ſich entwickelnde Indig dadurch mit dem Sauerſtoff der atomoſphäriſchen Luft in möglichſt große Berührung gebracht, wodurch er ſich oxydirt und blau färbt, drittens werden die Indigtheilchen zu Körnern oder Flocken geformt. Um die Ausſcheidung zu beſchleunigen, ſetzt man wol Kalkwaſſer hinzu, welches aber durchaus nicht umumgänglich nöthig und meiſtens jetzt nicht mehr angewendet wird.

Vor der Schlagkufe iſt vorn ein Pfoſten eingeſetzt, in welchem ſich 3 bis 4 Zoll weite Löcher in verſchiedener Höhe befinden, die während der Arbeit mit Pflöcken verſehen ſind. 2 bis 3 Stunden nach Beendigung des Schlagens hat ſich der Indig ziemlich vollſtändig niedergeſchlagen, worauf der oberſte Pflock 18 Zoll unler dem Rand gezogen und das Waſſer abgelaſſen wird, darauf der folgende u. ſ. w.; die Beſchaffenheit des Waſſers wird unterſucht, denn aus ihr kann ein ſicherer Schluß auf die Ausführung beider Proceſſe gemacht werden. Iſt das Waſſer abgelaufen, ſo ſteigt ein Arbeiter in die Kufe, kratzt allen Niederſchlag nach einer Ecke und ſchöpſt den Brei in eine Rinne, die denſelben nach einem Gefäß neben dem Waſſerkeſſel leilet, welches 20 Fuß lang, 3 breit und tief iſt. Aus demſelben wird, wenn aller Brei beiſammen iſt, derſelbe in den Keſſel gepumpt, ein Beutel vor dem Pumprohr hält alle fremde Körper, die in das Gefäß gefallen ſein könnten, auf. Sobald als die Flüſſigkeit im Keſſel kocht, verſchwindet der Schaum, ſie nimmt ein ölartiges Anſehen an. Durch das Kochen wird der Indig nicht allein von dem gelben Extractivſtoff möglichſt befreit und dichter gemacht, ſondern gewinnt auch noch an Feuer. Hierauf läßt man dieſelbe etwa nach 3 bis 4 Stunden in den Sammelkaſten, welcher für 12 Paar Küpen in den Factoreien eine Größe von 20 Fuß Länge, 10 Fuß Breite und 3 Fuß Tieſe hat und mit einem falſchen Boden, 2 Fuß tief, unter dem obern Rand verſehen iſt. Dieſer Kaſten ſteht in einem gemauerten Baſſin, deſſen Sohle nach einer Ecke geneigt iſt, um das abträufelnde Waſſer bequem ablappen zu können; im Innern iſt derſelbe mit einem dichten baumwollenen Zeuch ausgeſchlagen, um den Indig zurückzuhalten, während das Waſſer durchläuft. So lange als das Waſſer trüb durchläuſt, wird es mittels einer Handpumpe zurück in den Kaſten gepumpt, bis es ganz klar läuft. Man bedeckt dann den Indig mit einem andern Stück Zeuch, um Schmuz abzuhalten. Am andern Morgen thut man die abgetropfte Maſſe in einen ſtarken Preßbeutel und preßt alles Waſſer aus. Darauf wird der Preßbeutel ſorgfältig entfernt, das Stück gepreßten Indig von 3 Zoll Stärke in Stücke von 3 Zoll ins Gevierte mittels eines Meſſingdraths geſchnitten, auf Herden in einem Trockenhauſe getrocknet, alle 2 bis 3 Tage gewendet, während des Trocknens ſetzt ſich leicht ein weißlicher Anſlug an, welcher abgebürſtet wird. Hier und da, beſonders an der Küſte Coromandel, läßt man die Indigwürfel ſchwitzen, um die im Innern verhaltenen Waſſertheile herauszutreiben. Nach drei Monaten ſind ſie dann trocken und zur Ausfuhr geeignet.

Nach angeſtellten Verſuchen erhielt die Luft, welche gegen die Mitte des Gährungsproceſſes ſich entwickelt, 27,5 kohlenſaures Gas, 5,8 Sauerſtoffgas, 66,7 Stickſtoffgas, beim Aufhören der Gährung 40,5 kohlenſaures Gas, 4,5 Sauerſtoffgas, 55,0 Stickſtoffgas. Wahrſcheinlich verwandeln die gährenden Blätter den Sauerſtoff der Luft in kohlenſaures Gas, daher die große Menge des Stickſtoffgaſes; übrigens erzeugt ſich auch aus den Blättern ſelbſt kohlenſaures Gas. Kohlenwaſſerſtoffgas findet ſich nicht in der während der Gährung entbundenen Luft. Daß beim Schlagen der Flüſſigkeit in der Schlagkuſe, wodurch der Indig in blauen Flocken und Körnchen ſich abſcheidet, Sauerſtoffgas aus der Luft abſorbirt wird, iſt durch Verſuche ermittelt; ebenſo hat man gefunden, daß Sonnenſchein die Ausſcheidung des blauen Indigs beſördert. Aus 1000 Gewichlstheilen der Flüſſigkeit aus der Gährungskufe, deren ſpec. Gewicht 1003 betrug, war der blaue Niederſchlag 0,75 Theile; eine ſolche Ausbeute wird bei der Fabrication im Großen für eine reichliche gehalten, die gewöhnliche beträgt nicht über 0,3; wendet man aber Kalk als Füllungsmittel an, ſo iſt natürlich das Gewicht des Niederſchlags bedeutender, herrührend von einem Niederſchlag eines gelben Extractivſtoffs der etwa 20 bis 47 Tauſendtheile der Flüſſigkeit beträgt, und eine dunkelbraune Farbe, ein kleberähnliches Ausſehen, unangenehmen Geruch, dittern Geſchmack beſitzt; er wird an feuchter Luft feucht und löſt ſich in Waſſer auf, ohne Zerſetzung zu erleiden. Dieſe Subſtanz wird durch Alkalien, Kalk, Galläpfelaufguß und Bleizucker gefällt. Demnach enthält meiſt aller Indig, auch wenn zur Ausſcheidung kein Kalk angewendet würde, etwas Kalk, indem die Pflanzen ſelbſt, oft auch das Waſſer, etwas Kalk enthalten.

Das zweite Verfahren beſteht darin, den Indig aus den getrockneten Blättern darzuſtellen. Man trocknet die reiſen Pflanzen 2 Tage lang im Sonnenſchein von 9 bis 4 Uhr, driſcht ſie, um die Blätter von den Stengeln zu trennen, und bewahrt erſtere, bis zur Anſtellung der Einweichkuſen, geſammelt in Magazinen auf. Die friſch getrockneten Blätter müſſen ohne Flecken ſein und ſich zwiſchen den Fingern leicht zerreiben laſſen. Im getrockneten Zuſtande erleiden die Blätter innerhalb vier Wochen eine materielle Veränderung, die ſchöne grüne Farbe derſelben hat ſich in ein lichtes Bleigrau umgewandelt, und bevor dieſe Farbenoeränderung eingetreten, geben die Blätter kein Pigment ans Waſſer ab, dagegen die möglichſt größte Menge, wenn die bleigraue Farbe ſich zeigt; ſpäler nimmt die Menge der Ausbeute immer mehr ab.

Um aus den trocknen Blättern Indig zu bereiten, verfährt man folgender Geſtalt: Man weicht in der Einweichkufe dieſelbe mit einem ſechsmal größern Vo-



Digitized by Google

lumen Waſſer ein, und läßt unter ſtetem Umrühren, um die ſchwimmenden Blätter niederzudrücken, zwei Stunden lang weichen. Nach Verlauf jener Zeit wird das ſchön grüne Waſſer in die Schlagkufe abgezapft; denn läßt man es länger über den Blättern ſtehen, ſo ſchlägt ſich Indig nieder und wird dadurch verloren. Heißes Waſſer, welches Einige empfohlen haben, iſt nicht nöthig. Das Verfahren mit trockenen Blättern hat den Vortheil, daß man aus den in Vorrath zur günſtigen Zeit eingeſammelten, unabhängig von der Witterung, Indig bereiten kann, daß ferner die leicht zum Nachtheil ausſchlagende Gährung durch eine weit kürzere Digeſtion erſetzt wird.

Der oſtindiſche Indig wird in der Präſidentſchaft Bengalen und den von derſelben abhängigen Provinzen von 20 bis 30 Grad nördlicher Breite in der Provinz Tinnevelly und dem Gouvernement Madras gebaut. Der aus Bengalen eingeführte zerfällt in zwei Hauptſorten, der wirkliche Bengal- und der Oude- oder Audh-Indigo; der erſtere iſt das Product der ſüdlich gelegenen Provinzen Bengalen und Bahar, letzterer der der nördlich gelegenen Gegenden. In dem Delta, welches die Mündungen des Ganges bilden, wird der beſte und meiſte Indig gebaut. Die Pflanze dauert dort nur ein Jahr, indem die jährlichen Überſchwemmungen ſolche jedesmal zerſtören. In den höher gelegenen innern und weſtlichen Provinzen werden von der Pflanze zweimal Ernten genommen, wodurch den erſtern Provinzen hinlänglich Same zugeführt werden kann.

Der Anbau des Indigo iſt übrigens ſehr unſicher zu nennen, nicht allein was Wachsthum der Pflanze von Jahr zu Jahr betrifft, ſondern weil dieſe Maſſe Indigpflanzen nicht jedes Jahr dieſelbe Quantität und Qualität des Farbeſtoffs hergibt. So betrug z. B. das 1825—1826 erzeugte Quantum Indig 10,730,000 Pf., während das Jahr darauf nur 6,700,000 Pf. gewonnen wurden. Im J. 1828 wurden 11,000,000, 1829 nur 7,500,000 Pf. erzeugt. Das Durchſchnittsquantum dieſer letztgenannten Jahre iſt daher 9,000,000 Pf. und kann vorläufig als Jahreserzeugniß der Provinz Bengalen betrachtet werden. Madras iſt mit einer jährlichen Durchſchnittsquantität von 438,275, Manilla mit 367,200 und Batavia mit 152,000 Pf. anzunehmen.

Übrigens wird in den britiſchen Colonien, namentlich in Bengalen, die Zubereitungsart des Indigs ſeit mehren Jahren mit mehr Sachkenntniß, Geſchicklichkeit und hinlänglichem Capital betrieben, wodurch außerordentliche Vortheile gewährt werden, ſodaß die Cultur und Zubereitung dadurch zur höchſten Wichtigkeit gelangte und jetzt in dieſem Lande einen der erſten, wo nicht den erſten, Handelsartikel ausmacht.

Über den afrikaniſchen Indig gibt Adanſon in ſeinen Reiſen an, daß die Eingeborenen die Blätter mit ihren Zweigen, wenn ſie noch zart ſind, zerſtoßen und Kuchen daraus machen, welche an der Sonne getrocknet werden. Wenn ſie davon beim Färben Gebrauch machen wollen, zerſtoßen ſie die Kuchen, geben das Pulver in Gefäße und kochen es mit Waſſer beim Feuer. Hierauf nehmen ſie denſelben weg, tauchen ihre zu färbende Baumwolle und Seide ein, wodurch ſie blau werden. Mungo Park ſagt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Afrika, daß die Negerinnen, um ihre Kleider dauerhaft blau zu färben, die Blätter der Indigpflanze einſammeln, friſch in einem hölzernen Mörſer zerſtoßen und in einem großen irdenen Krug mit einer ſtarken Holzaſchenlauge, wozu man bisweilen auch Urin nimmt, vermiſchen. In dieſes Gemiſch wird hernach das Zeuch eingetaucht und ſo lange darin gelaſſen, bis es die rechte Schattirung angenommen hat. Wenn der Indig beſonders reichlich gedeiht, ſo ſammelt man die Blätter und trocknet ſie an der Sonne, beim nachherigen Gebrauch wird eine hinreichende Menge der getrockneten Blätter in Pulver verwandelt und mit der eben angeführten Lauge vermiſcht.

Die verſchiedenen im europäiſchen Handel vorkommenden Indigarten ſind:

a. **Indigo Guatimalo.** Die beſte amerikaniſche Sorte; ſie wird in lederne Suronen von ungefähr 100 Pf. verpackt. Man unterſcheidet flores sobre saliente und Cortex, die ſich an Werth ungefähr wie 5 zu 7 und 10 verhalten. Eine die flores an Güte übertreffende Sorte, die aber ſelten vorkommt, wird Tisant genannt. Der Caracas-Indig, auch La Guayra, wird größtentheils über letztern Hafen ausgeführt. Er kommt jährlich dort dreimal zu Markte und zwar im Ganzen 20,000 Suronen zu 100 Pf. Netto mit 10 Pf. Thara. Der Preis wird nach Prima flores, secunda und tertia Sorte beſtimmt. Ein beeideter Mann unterſucht die Waare bei der Ablieferung und beſtimmt den Preis denjenigen, welche geringer ausfällt. Caracas-Indig wird ſehr geſchätzt. Nach der von Hrn. v. Humboldt gegebenen Nachricht betrug die Ausfuhr aus Guatimalo im Jahr 1825 1,800,000 Pf.

b. **Indig von Domingo (Hayti).** Er ſteht dem Guatimalo in der Qualität etwas nach, iſt aber ebenfalls leichter als Waſſer. Die beſte Sorte, der blaue Indig, hat ein etwas weniger reines, ſondern mehr ins Bräunliche gehendes Blau als Guatimalo flor. und iſt härter. Die Inſel liefert jetzt nicht mehr viel nach Europa. Der Domingo-Indig, welcher vorzüglich im nördlichen Teutſchland unter allen amerikaniſchen Sorten am häufigſten verbreitet wurde, kam über Bordeaux, Havre de Grace, Nantes, Marſeille und Hamburg in den deutſchen Handel. Er wurde in den franzöſiſchen Häfen erſt ſortirt und unter verſchiedenen Namen verkauft: als Florindig, fein blau Indig, ordinairer Indig, gefeuerter Indig, Stückchen Indig u. ſ. w. Unter dieſen Sorten iſt der Florindig der vorzüglichſte. Er gleicht dem Guatimalo, iſt ſpecifiſch leichter als Waſſer; dieſem folgt der Feuerblaue. Der kupferige wurde ſo genannt, weil er auf ſeinem Bruche eine kupferrothe Farbe beſitzt; die Rinde deſſelben hat ein ſchieferähnliches Blau, er iſt dichter und ſpecifiſch ſchwerer als Waſſer. Außer dem blauen und kupfrigen Indig bereitet man auf Domingo noch zwei

andere Sorten, die die Eigenſchaften der Hauptſorten mehr oder minder getheilt beſitzen. Es iſt dieſes der violette und der taubenhalsfarbige Indig, welche beide den kupferigen übertreffen. Der violette hat etwas mehr Conſiſtenz als der blaue. Der taubenhalsfarbige zeigt auf ſeinem Bruche ein Gemenge von mehren Farben, ſeine Schattirung iſt purpurviolett. Endlich unterſcheidet man auf dieſer Inſel noch den ſchieferfarbenen und den matten weißgedupften Indig als die beiden geringſten Sorten. Im Jahr 1770 lieferte St. Domingo zwei Millionen Pf. Indig.

c. Carolina-Indig iſt graublau, hart und oft ſandig. Er gehört zu den ſchlechteſten Sorten und wird ſelten nach Europa gebracht, da Südcarolina mit Weſtindien und Südamerika nicht Preis halten kann. Louiſiana ſteht dem Indig von Cuba nach und kommt ſelten in Handel, ebenſo Lauro, der früher Curaſſo-Indig genannt wurde. Im ſüdlichen Theile der Vereinigten Staaten hat in neuern Zeiten der Anbau des Indigs abgenommen, die Plantagen wurden für Baumwollenbau zuträglicher gefunden. In Braſilien geht es ebenſo, der mehr verbreitete Kaffeebau verdrängte den des Indigs.

Der in Weſtindien und dem übrigen Amerika erzeugte Indig wird durch die Engländer, Franzoſen, Nordamerikaner, Spanier, Holländer und Dänen zu uns nach Europa gebracht.

d. Oſtindiſcher Indig. Er wird theils aus Bengalen, theils aus Madras, den philippiniſchen Inſeln und Java zu uns nach Europa gebracht. Bengalen hat den Haupthandel in dieſem Artikel und verſorgt einen Theil Aſiens, ſowie Europa damit. Seit mehren Jahren wurden auch nicht unbeträchtliche Sendungen nach Amerika gemacht. In einem Schreiben vom Jahr 1823 wurde Bengalens Ausfuhr auf 100,000 Maunds geſchätzt, in einem Werth von 3 Millionen Pf. Str., wovon 70,000 Maunds nach England gingen. Bei einem größern Begehr könnten jährlich 200,000 Maunds erzeugt werden. Einer andern Nachricht zufolge erzeugt Bengalen jährlich 18—20,000 Kiſten Indig. Der bengaliſche Indig kommt aus den Provinzen Richnayor, Jeſſore und Caſſim-Cazar, der aus Tirhut und Oude wird Indig aus dem Oberland genannt. Der beſte bengaliſche Indig nähert ſich dem Guatimalo. Die verſchiednen im Handel vorkommenden Sorten ſind in ihrer Reihenfolge der Güte nach: blauſchwimmend, fein fein violett, gut violett, feinrothzart, gut melirt, gut roth, ordinair gefeuert und gering ordinair.

Der oſtindiſche Java-Indig iſt eine vorzügliche Sorte, welche von der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie zu uns nach Europa gebracht wurde. Er kommt in Tafeln vor, wird in Ballen, Fradeln, Katten von den Holländern genannt, gepackt und verſchickt. Seiner Güte nach unterſcheidet man ihn in Java-Jacatra, Java-cheribon, Java-Joana und Jappara-Indig, welcher der geringſte iſt.

Manilla-Indig, von den philippiniſchen Inſeln, iſt geringer als der bengaliſche. Noch unterſcheidet man den Kaſtanien-Indig aus Agra. Der oſtindiſche Indig wird rückſichtlich ſeiner Güte in nachſtehender Benennung in den Handel gebracht, als: Feinblau, Blau, Feinviolett und Blau, Feinviolett, mittel und gut violett, violett und gefeuert, gut und fein gefeuert, gefeuert und ordinär.

Der ſogenannte Platt-Indig wird erſt in Holland aus Indigſtaub zubereitet. Er macht ein Gemeng von verſchiednen Indigſorten aus, wozu geſchlämmte Kreide genommen wird. Seine Farbe iſt heller in viereckigen Tafeln, ſchwerer und in der Wollen-, Baumwollen-, Leinen- und Seidenfärberei nicht anwendbar. Man bedient ſich ſeiner zum Bläuen der Wäſche, Beſtreichen der Wände u. ſ. w.

Da das reine blaue Indigpigment in den verſchiedenen Indigpflanzen ſich ſtets analog erweiſt, ſo kann mit Beſtimmtheit angenommen werden, daß die Menge und Güte des eigentlichen Pigments viel von der Sorgfalt bei der Bereitung des Indigs abhängig iſt, wodurch die im Handel ſo mannichfaltig vorkommenden Sorten erklärlich werden.

Quantität der Einfuhr. Wir liefern im Auszuge aus Mac-Culloch's Handbuch für Kaufleute die Quantität des aus Oſtindien und Amerika nach Europa eingeführten Indigs.

Calcutta Ausfuhr 1829—1830 für 9,616,800 Sicca Rupien Zollhauswerth (alſo wenigſtens 10,000,000 Fl. Conventionsmünze).

| Liverpool führte ein in den Jahren: | 1828 | 1829 | 1830 |
|---|---|---|---|
| Suronen . . | 360 | 500 | 960 |
| dann aus Oſtindien Kiſten . . . | 2220 | 2050 | 1430. |

Von den 1829 in Großbritannien eingeführten 6,728,281 Pfund Indig kamen aus Oſtindien . . . . 5,957,939 Pf.
aus britiſch Weſtindien . . 212,021 „
aus Guatimalo . . . . . . 166,139 „
aus Columbien . . . . . . 76,211 „
davon wurden wieder ausgeführt . . . . . 4,500,000 Pf.

Der Werth des geſammten eingeführten Indigs betrug in den Jahren 1828 801,393 L. 18 Sh. 4 D. 1829 1,349,315 L. 10 Sh. 7 D. 1830 876,425 L. 5 Sh. 4 D.

Hiervon nach andern Ländern ausgeführt: 1828 591,405 L. 3 Sh. 10 D. 1829 879,528 L. 13 Sh. — D. 1830 821,642 L. 5 Sh. 4 D.

In Hamburg eingeführt:

| | Kiſten. | Fäſſer. | Suronen. | Töpfe. |
|---|---|---|---|---|
| 1827 . . . . . | 4074 | — | 842 | — |
| 1828 . . . . . | 6793 | 9 | 336 | 200 |
| 1829 . . . . . | 5491 | — | 306 | — |
| 1830 . . . . . | 5856 | 4 | 648 | — |
| 1831 . . . . . | 4720 | — | 471 | — |
| 1832 . . . . . | 8068 | 1 | 263 | — |
| 1833 . . . . . | 5325 | 5 | 236 | 13. |

In Frankreich im Jahre 1827 eingeführt:

| zum innern Verkauf: | zur Wiederausfuhr: |
|---|---|
| 745,089 Kilogr. | 994,745 Kilogr. |
| Werth 14,881,504 Francs. | Werth 19,620,886 Francs. |



Digitized by Google

In Antwerpen eingeführt:

| | Kiſten | Suronen. |
|---|---|---|
| 1827 . . . . | 925 | 407 |
| 1828 . . . . | 857 | 220 |
| 1829 . . . . | 1102 | 398. |

St. Petersburg führte ein im J.
1827 19,640 Pud, 1828 17,882 Pud, 1829 18,435 Pud,
1 Pud = 30 Pfund wiener Gewicht.

Trieſt führte ein im J.
1827 329 Packen, 1828 766 Packen, 1829 499 Packen.

Den neueſten Handelsberichten aus Bombai zufolge wurde die Indigo-Ernte im verfloſſenen Jahre (1836) auf 112 bis 113,000 Maunds im Betrag von 3½ Millionen Pf. St. geſchätzt. Man erwartet, daß die Indigausfuhr folgende ſein würde: 76,000 Maunds nach Großbritannien, 21,000 M. nach Frankreich, 8000 M. nach Amerika und 4500 M. nach dem Golf.

Erkennung der Güte des Indigs. Je reiner der Indig iſt, deſto leichter brennt er mit Hinterlaſſung weniger Aſche und Ausſtoßen rother Dämpfe; er iſt äußerlich dunkelblau, feurig, lebhaft, glänzend und ſpielt ins Röthlichblaue, oder die ſogenannte blaue Farbe. Beim Zerbrechen zeigt ſich die Farbe noch feuriger und lebhafter, als die Außenſeite iſt; nachdem er zerrieben, ſpielt ſeine Farbe mehr ins Röthliche. Etwas angefeuchtet gibt er auf weißem Papier einen Strich, der, wenn er mit dem naſſen Finger aus einander zerrieben wird, ganz dunkel, rein und ſchön blau ausfällt. Im Schmelztiegel glühend verbrannt, muß er einen bläulichrothen Rauch von ſich geben, Blaſen werfen, weiß glühen, bei verſtärktem Feuer eine weiße Flamme über die Oberfläche hinſpielen und nur wenig roſtfarbene Aſche zurücklaſſen, die bei einer geringern Sorte grau ausfällt. Er muß leicht ſein, auf dem Waſſer ſchwimmen, mittelmäßig dick, unbeſtäubt, weder zu weich noch zu hart, ganz trocken und zerbrechlich ſein. Im Bruche darf er nicht körnig, ſondern muß gleichförmig, blau oder violettblau ſein. In concentrirter Schwefelſäure muß er ſich vollkommen auflöſen, einen ſchwarzblauen Liquor darſtellen, der auch mit noch ſo viel Waſſer verdünnt, immer eine bläuliche und nie eine andere Farbe annehmen darf. Die Kalien dürfen ſeine Farbe nicht verändern. Übrigens muß man darauf ſehen, daß er trocken iſt, da er an feuchten Orten 10—15 Procent Feuchtigkeit anzieht.

Verfälſchungen des Indigs. Es iſt nicht ſelten, daß wir den Indig auch verfälſcht ſchon aus Oſt- und Weſtindien erhalten. Die dortigen Indigbereiter verfälſchen ihn öfters aus Gewinnſucht mit Aſche, Erde, Schiefermehl, Sand, geſchlämmter Kreide und zerriebenen Ziegelſteinen. In Oſtindien geſchieht dieſes beſonders häufig, wo der Indig mit ſchleimigen Theilen und Gummi verfälſcht wird. Man erkennt dieſes dadurch, daß er ſich leicht im Waſſer erweicht, ſchleimig wird, und das Waſſer viel ſchleimige Theile auszieht. Häufiger geſchieht aber die Verfälſchung in Europa ſelbſt, wo man ſich außer dieſen Zuſätzen gewöhnlich noch der Stärke, des Neublaus, der feingeſtampften wollenen und ſeidenen Lappen bedient. Der mit Stärke verfälſchte Indig wird mit heißem Waſſer kleiſterartig und mit Schwefelſäure ganz ſchwarz, da dieſe das Stärkmehl verkohlt und die Maſſe erſtarrt. Iſt der Indig mit Berlinerblau verfälſcht, ſo erkennt man dieſes daran, daß die Farbe durch Kalilauge geſchwächt wird. Ruß und Harze erkennt man beim Verbrennen durch den Geruch. Die Verfälſchungen des Indigs durch Thon, Kalk, Sand, Schiefer u. ſ. w. ſoll man leicht ausmitteln, wenn man den Indig auf einem Eiſenblech, welches nicht ganz bis zum Rothglühen erhitzt iſt, der Wirkung des Feuers ausſetzt. Die erdigen Theile bleiben auf dem Eiſenblech zurück, während der Indig nur Kohle zurückläßt, welche zuletzt eingeäſchert wird. Gewinnſüchtige Handelsleute legen den Indig auch ſehr oft an feuchten Orten nieder, wo ſie denſelben kurz vor der Verſendung ſo lange laſſen, bis er an Gewicht beträchtlich zugenommen hat. Betrug dieſer Art hat ſeit mehren Jahren auf dem Continent ſo ſehr überhand genommen, daß man nicht vorſichtig genug beim Einkauf ſtarker Partien zu Werke gehen kann. Weniger nachtheilig, aber doch empfindlich in Hinſicht auf Gehalt an wahrem Indig iſt die Mengung der feinen Sorten mit geringern. Dahin gehören: a) die ſchlechten Beſtandſorten, welche aus dicken, ſchweren, ſchwärzlichen, mit Schneckenindigſtaub eingepuderten wie weiß beſchlagenen Klumpen beſtehen, aber ſich ſchon durch ihren körnigen Bruch, der noch dazu bläſig ſein kann, und durch Vergleichung deſſelben mit der äußern Tünche leicht unterſcheiden laſſen; b) die gefeuerten oder kupferigen Indigſorten, welche feſter und dunkelglänzender ſind, ſodaß man an ihrem Äußern und Innern ein Kupferroth bemerkt; c) der melirte Stückchen-Indig, der Indigſtaub und Plattindig.

Das ſogenannte Steinen oder Verkleiden iſt ebenfalls eine ziemlich häufig vorkommende Verfälſchung; man erkennt dieſelbe leicht, wenn man die Indigſtückchen zerbricht und das Innere gegen das Äußere betrachtet.

Mittel, den Indig zu reinigen. Der im Handel vorkommende Indig enthält gewöhnlich ſehr viele unreine Theile, die theils erdiger, theils pflanzenartiger Natur ſind, und zuweilen über den dritten Theil ſeines Gewichts betragen. Von dieſen Beimengungen ſind beſonders ein gelber, im Waſſer auflöslicher Stoff, und die erdigen Theile dem Glanze der Farbe nachtheilig, und es iſt daher für den Fabricanten und Färber wichtig, die Mittel zu kennen, ſchlechten Indig zu reinigen, vornehmlich, wenn derſelbe für die Auflöſung in Schwefelſäure beſtimmt iſt. Man kennt bis jetzt folgende Verfahren:

1) Kochen mit Waſſer. Der fein geſtoßene Indig wird in Säckchen gebunden, und ſo lange mit von Zeit zu Zeit erneuertem Waſſer kochend ausgelaugt, bis die Flüſſigkeit nicht mehr gelb gefärbt erſcheint. Dadurch werden die auflösbaren Pflanzentheilchen und ein Theil der inhärirenden Salze aufgelöſt. Man läßt den gereinigten Indig ſetzen, ſüßt ihn aus und trocknet ihn.

2) Behandlung mit Salzſäure. Man über-

Digitized by Google

gießt den geſtoßenen Indig mit Salzſäure, und laugt ihn, wenn die Säure nichts mehr aufzulöſen im Stande iſt, mit Waſſer aus. Dieſes von Hermbſtädt angegebene Verfahren dient vorzüglich dazu, alle erdigen Theile aus dem Indig abzuſcheiden. Vorzüglicher erfolgt die Reinigung, wenn man den in Waſſer gereinigten Indig dieſer Operation unterwirft.

3) **Behandlung mit verdünnter Schwefelſäure**, welche durch Coſſigny und Dr. Roxburgh bei dem friſchgefällten Indig empfohlen wurde, um ſeine Farbe zu erhöhen.

4) **Behandlung mit Lauge.** Noch wirkungsvoller als Waſſer iſt die ätzende Kali- und Natronlauge, wenn damit wie mit Waſſer verfahren wird. Nach der Operation wird der Indig mit reinem Waſſer ausgeſüßt. Die alkaliſche Lauge löſt den gelben Stoff, den harzigen und viele andere Theile auf, und läßt den Indigfarbſtoff unverändert, obgleich er zuweilen durch dieſe Behandlung an Glanz verliert, was einem Hervortreten der erdigen Theile zuzuſchreiben iſt, und dem abgeholfen werden kann, wenn man den Indig zuletzt mit etwas Salzſäure behandelt, welche die erdigen Theile auflöſt. Das Kochen wird bei dieſem Verfahren eine Stunde gelinde unterhalten, der ſchleimige Schaum, welcher entſteht, und etwas Indig enthält, wird beſonders geſammelt, ausgewaſchen und als geringer Indig verwendet. Bei friſchgefülltem Indig löſt die Lauge auch etwas Pigment auf. Dr. Roxburgh hat dieſes Verfahren auch in Oſtindien angewendet.

5) **Durch Desoxydation**, ein Verfahren, welches Roard angegeben, den unreinen Anil- und Waidindig zu reinigen. Man löſt den Indig in einer mit Kali verſetzten Eiſenvitriolauflöſung auf, gießt die klare Auflöſung ab, und ſchüttelt ſie an der Luft, wodurch der aufgelöſte Indig Sauerſtoff abſorbirt, in reducirten Zuſtand übergeht, durch Salzſäure gefällt und nachher mit Waſſer ausgewaſchen wird. Man erhält auf dieſe Art einen ganz reinen Indig, da indeſſen das Verfahren ſehr mühſam iſt, und noch nicht ermittelt worden, ob die Dauerhaftigkeit des Indigs nicht leidet, ſo ſind die vier erſten Verfahren dieſem vorzuziehen.

**Indig auf den Gehalt an eigentlichem Pigment zu prüfen.** Den Indig auf ſeinen wahren Gehalt an blaufärbendem Pigment zu unterſuchen, und mehre Sorten hinſichtlich ihrer Qualität zu vergleichen, iſt ſehr ſchwer, indem die anzuſtellenden Prüfungen Sachkenntniß und Genauigkeit verlangen, und dennoch kein ganz ſicheres Reſultat gewähren. Nach Berzelius prüft man denſelben am zweckmäßigſten: a) mit Chlorwaſſer, b) mit Eiſenvitriol, folgendermaßen:

**Chlorprobe.** In ein gläſernes Gefäß bringt man eine beſtimmte Quantität Chlorwaſſer, und gibt in kleinen Antheilen von einer abgewogenen Portion feingeriebenen, durch die Reduction gereinigten Indigblau ſo lange hinzu, als deſſen blaue Farbe in eine gelbe umgeändert wird; auf dieſe Weiſe erfährt man, wie viel das Chlorwaſſer Indigblau zu zerſtören vermag. Man bringt nun ebenſo viel von dem Chlorwaſſer in das Glasgefäß, und gibt in kleinen Antheilen von dem zu prüfenden Indig ſo lange hinzu, bis das Chlorwaſſer darauf zu wirken aufhört. Die hierzu verbrauchte Quantität Indig zeigt dann, daß ſich in derſelben eine gleiche Menge Indigblau befand, als erfoderlich war, um bei der erſten Probe das Chlor wegzunehmen. Dieſe Prüfung gibt immer ein ſcheinbar beſſeres Reſultat, als es in der That iſt, indem nämlich dabei ſowol der Pflanzenleim als das Indigroth und Indigbraun auf das Chlor wirken; indeſſen iſt dieſe Wirkung unbedeutend und kann überſehen werden. Größere Fehler begeht man leicht dadurch, daß man zuletzt zu viel zuſetzt. Man muß jedoch jedesmal die vergleichende Probe mit dem reinen Indigblau machen, weil der Chlorgehalt des Chlorwaſſers Veränderungen unterworfen iſt, und, um ſich wegen Anwendung einer zu kleinen Probe nicht zu irren, kann man die Probe mit dem unreinen Indig mit einem fünf- bis zehnmal größern Volumen Chlorwaſſer, als man bei dem gereinigten Indig nimmt, anſtellen.

**Vitriolprüfung.** Man reibt den Indig zu feinem Pulver, und wiegt ein Quentchen davon ab. Zugleich wiegt man ein Quentchen ganz reinen, aus Muſchelſchalen oder weißem Marmor gebrannten Kalk ab. Hierauf bringt man in ein graduirtes Glasgefäß ein bis zwei Pfund Waſſer, mit einem Theil von dieſem Waſſer löſcht man den Kalk zum Hydrat; mit einem Theil reibt man den Indig ganz fein ab, und mit dem übrigen ſpült man den Reibſtein und Läufer ab. Nun bringt man das Ganze mit Vorſicht, damit nichts verloren geht, in eine Flaſche, dieſe Flaſche ferner in ein Gefäß mit heißem Waſſer, und erhält ſie mehre Stunden bei 80—90° C. in Digeſtion. Bei dieſer Digeſtion vereinigt ſich die Kalkerde mit dem Indigbraun, und der blaue Farbeſtoff wird frei. Darauf ſetzt man etwas feingeriebenen kupferfeinen Eiſenvitriol zu, verkorkt die Flaſche, ſchüttelt ſie wohl um, und läßt ſie in dem Waſſerbade erkalten. Die Maſſe hat ſich alsdann geſetzt; man zieht nun die klare Flüſſigkeit mit dem Heber ab, läßt ſie in das graduirte Glas bis zu einem gewiſſen Maße fließen, und läßt den aufgelöſten Färbeſtoff ſich oxydiren. Man ſetzt Salzſäure hinzu, um die Kalkerde aufgelöſt zu erhalten und die Oxydation zu beſchleunigen. Nachdem die Flüſſigkeit ſich geklärt hat, wird ſie auf einem gewogenen Filtrum filtrirt, der Niederſchlag aufgenommen, wodurch man nach dem Auswaſchen und Trocknen bei + 100° C. die Menge des Indigblaues erhält. Hatte man zur Probe 200 Theile Waſſet genommen, und nun zu der Operation z. B. 50 Theile abgezogen, die zehn Gran Indigblau geben, ſo enthielt die angewendete Probe 40 Gran davon. Dieſe Probe iſt weit zuverläſſiger als die erſtere, gibt jedoch ſtets ein etwas unvortheilhafteres Reſultat, als wirklich da iſt, weil eine kleine Menge reducirten Indigs vom Kalk, von welchem immer ein kleiner Überſchuß da ſein muß, zurückgehalten wird.

**Beſtandtheile des Indigs. Chemiſches Verhalten.** Schon Bergmann zeigte, daß der im Handel vorkommende Indig eine gemengte Maſſe ſei, und ſchrieb

vor, er müſſe, um rein erhalten zu werden, mit Waſſer, Säuren und Alkohol ausgelaugt werden, worauf zuletzt nur 47 Procent übrigblieben, welche reines Indigpigment ſeien. Er fand, daß Waſſer 0,12 Extractivſtoff, Alkohol 0,06 Harz, Eſſigſäure 0,22 Kalkerde, und Salzſäure 0,13 Eiſenoxyd ausziehe. Bergmann glaubte, die blaue Farbe des Indigs rühre von einer Verbindung des Eiſens mit dem Färbeſtoffe der Pflanze her, gleichwie die Farbe der Tinte aus einer Verbindung jenes Metalls mit dem Farbeſtoffe der Galläpfel und die Farbe des Berlinerblaus aus einer Verbindung des Eiſens mit der Blauſäure entſteht.

Nach der Unterſuchung von Chevreul zogen Waſſer 0,12, Alkohol durch Kochen 0,30, Salzſäure aus dem Rückſtande 0,10 nicht zu dem Weſen der blauen Farbe gehörige Subſtanzen aus dem Indig. Die übrigen 48 Theile hinterließen nach dem Verbrennen 0,03 von dem Gewicht des Indigs Kieſelmehl, weshalb alſo das Gewicht des reinen Färbeſtoffes nur 0,45 betrug. Er fand, daß der Guatimaloflor, mit welchem er die Prüfung anſtellte, unter allen Indigſorten, die er analyſirte, der reichſte an einem blauen Farbſtoffe ſei.

Die intereſſanten Verſuche, welche Berzelius angeſtellt, um die nähern Beſtandtheile des im Handel vorkommenden Indigs kennen zu lernen, ergeben vier beſondere Stoffe von charakteriſtiſchen Eigenſchaften. Dieſe Stoffe beſtehen: 1) in einem eigenthümlichen Stoffe, der in ſeinem Verhalten am meiſten dem Pflanzenleim gleicht; 2) in einem braunen Stoffe, den er Indigbraun nennt; 3) in einem rothen Stoffe, Indigroth; und 4) dem eigentlichen blauen Pigment, dem Indigblau. Von dieſen ſind die drei erſten nicht ganz auflöslich; im Waſſer, bei + 60° C. digerirt, erhält man eine gelbgrüne Flüſſigkeit, welche einen ſehr geringen Rückſtand hinterläßt; aber man kann den Indig mit einer ungemein großen Menge Waſſer auslaugen, ohne daß dieſes aufhört, gefärbt zu werden.

1) Der Indigleim wird erhalten, wenn man feingeriebenen Indig mit einer durch Waſſer verdünnten Säure, z. B. Schwefelſäure, Salzſäure oder Eſſigſäure, digerirt, welche zugleich einige Kalk- und Talgſalze auszieht. Das Ungelöſte wird ein Paar Mal mit Waſſer ausgekocht. Man erhält eine braungelbe Auflöſung, und gewöhnlich wird der meiſte Indigleim durch das Waſchwaſſer ausgezogen, da er ſich weniger löſt, wenn das Waſſer ſehr ſauer iſt.

2) Das Indigbraun iſt in größerer Menge als der Indigleim vorhanden. Es iſt im Indig bisweilen mit Kalkerde, von der es ſich durch Säuren trennen läßt, und bisweilen mit einer Pflanzenſäure verbunden. Das Indigbraun wird aufgelöſt, wenn der mit Säuren behandelte Indig mit einer concentrirten Kalilauge übergoſſen und gelind erhitzt wird. Die Maſſe wird augenblicklich ſchwarz, und der Indig ſchwillt in dem Maße, als das Alkali das Indigbraun auflöſt, zu einem lockern Magma auf. Die Flüſſigkeit geht ſchwer durch das Filtrum, und iſt ſo dunkel, daß ſie nur in dünnen Kanten gegen die Flamme einer Kerze durchſcheinend iſt. Wenn man den auf dem Filtrum gebliebenen Indig mit Waſſer ausſüßt, ſo wird das Durchgehen grün oder blaugrün, geht aber äußerſt langſam durch. Die Urſache dieſer Füllung iſt, daß ein Theil Indig in einer verdünnten alkaliſchen Löſung vom Indigbraun aufgelöſt wird; wenn man vor der Filtration die Flüſſigkeit mit Waſſer verdünnt, ſo geht ſie nur grün durch und enthält überdies den Indig ſo fein zertheilt, daß ſie in längerer Zeit nicht klar wird. Aus der ſchwarzbraunen alkaliſchen Löſung fällen Säuren einen ſchwarzbraunen oder faſt ſchwarzen Stoff als eine voluminöſe, halbgallertartige Maſſe. Die ſchwarzbraune Farbe derſelben rührt von dem Indigblau her, welches mit derſelben vereinigt iſt. Dies ſcheidet man ab, indem man den gewaſchenen Niederſchlag in kohlenſaurem Ammoniak löſt, die Löſung zur Trockne verdunſtet, darauf den Rückſtand in ſehr wenig Waſſer auflöſt und filtrirt, wobei das Indigblau mit einer Portion Indigbraun auf dem Filtrum bleibt, ſich aber, wenn man es auszuwaſchen verſucht, mit blaugrüner Farbe auflöſt, wodurch endlich eine Portion reines Indigblau ungelöſt zurückbleibt.

3) Das Indigroth (früher rothes Indigharz genannt). Es wird erhalten, wenn man den mit Säure oder Alkali behandelten Indig mit Alkohol von 0,83 kocht. Es iſt in Alkohol ſehr ſchwer löslich, ja ſo lange dieſer kalt iſt, faſt unlöslich; daher iſt ein öfteres Kochen mit neuen Portionen Alkohol erfoderlich, wenn man den Indig ganz davon befreien will. Am Ende wird der Alkohol ſtatt dunkelroth hellblau und erhält nun Indigblau aufgelöſt. Die erhaltenen Auflöſungen des Indigroths in Alkohol ſind ſo tief dunkelroth, daß ſie kaum durchſichtig ſind.

4) Indigblau, welches das eigentliche blaufärbende Pigment des Indigs iſt, bleibt nach der Behandlung mit Alkohol zurück, iſt aber dann noch nicht völlig rein, ſondern enthält theils einen Rückſtand von den zuvor genannten Stoffen, welche die angewandten Reagentien nicht bis auf die letzten Portionen auszuziehen vermochten, theils Sand und andere Unreinigkeiten. Um daraus das Indigblau ganz rein zu erhalten, miſcht man das Unreine noch feucht, oder nach dem Trocknen zum höchſt zarten Pulver zerrieben, mit dem doppelten Gewichte des rohen Indigs an ungelöſchtem Kalke, welcher kurz vor der Zumiſchung in Kalkhydrat verwandelt iſt. Darauf bringt man die Maſſe in eine Flaſche, die an Waſſer ungefähr das 150fachſte Gewicht des Indigs aufnehmen kann, füllt ſie mit ſiedendheißem Waſſer und ſchüttelt um. Nun ſetzt man $^2/_3$ vom Gewichte des Kalkes an ſchwefelſaurem Eiſenoxydul hinzu, welches in wenig ſiedendem Waſſer gelöſt worden iſt, pfropft die Flaſche und ſchüttelt ſie wohl um. Man läßt ſie einige Stunden an einem warmen Orte ſtehen, allmälig wird die Maſſe grün, das Eiſenoxydul, welches vom Kalkhydrat niedergeſchlagen worden iſt, oxydirt ſich zu Eiſenoxyd auf Koſten des Indigblaus, und dieſes, ſeines Sauerſtoffes

Digitized by Google

zum Theil beraubt, verbindet ſich mit dem Kalke zu einem im Waſſer löslichen Körper, wobei die Flüſſigkeit, in Maſſe ihrer Concentration, eine citronengelbe oder ſogar brandgelbe Farbe annimmt. Statt des Kalkhydrats kann man auch kauſtiſches Kali oder Natron bei dieſem Verſuche anwenden. Nachdem ſich die Flüſſigkeit geklärt hat, nimmt man das Klare mit einem Heber ab, laugt den Rückſtand mit warmem Waſſer aus, und filtrirt es durch Fließpapier. Sobald dieſe Löſungen die Luft berühren, ſetzen ſie augenblicklich Indigblau ab, das ſich durch Aufnahme von Sauerſtoff aus der Luft wieder gebildet hat, und das die Salzbaſe, durch welche es aufgelöſt war, mit ſich fällt. Dabei nimmt es wenigſtens zum Theil die fremden Stoffe mit, die zugleich aufgelöſt geweſen ſein können. Dem kann man aber zuvorkommen, wenn man die gelbe Löſung in ein mit Salzſäure gemiſchtes Waſſer fallen läßt; dieſes hält dann die fremden Stoffe zurück, nimmt dadurch eine gelbe Farbe an, und hinterläßt nach dem Verdunſten ein Wenig eines extractähnlichen Stoffes, welcher nicht vom Queckſilberchlorid oder vom Gärbeſtoffe gefällt wird. Setzt man die Säure nicht im Überſchuſſe zu, ſo iſt die Flüſſigkeit, aus der ſich das Indigblau niederſchlägt, farblos, und die Säure wird nicht von dem gefällten Indigblau gefärbt. Den umgebildeten Farbeſtoff ſchüttelt man mit Waſſer, bis er wenig blau geworden iſt, bringt ihn dann auf ein Filtrum und wäſcht die freie Säure und das Chlorcalcium aus. Seine Farbe iſt nunmehr nicht rein blau, ſondern hat einen Stich ins Purpurrothe, welches beſonders nach dem Trocknen merkbar iſt, und von einem beſondern metalliſchen Glanze herrührt, der beim Drücken und Reiben ganz metalliſch, faſt dem des Kupfers ähnlich wird. Reibt man es zu Pulver, am liebſten mit einem ungefärbten Stoffe, ſo wird es wieder blau. Aus dieſem Grunde zeigt der größere oder geringere Stich ins Purpurfarbene beim Indig, den verſchiedenen Reichthum deſſelben an Blau. Das Indigblau beſitzt in dieſem gereinigten Zuſtande folgende Eigenſchaften: Es iſt ohne Geruch und Geſchmack, äußert durchaus keine Reaction einer Säure oder Baſe und gehört, hinſichtlich ſeiner chemiſchen Verwandtſchaften, zu den indifferenteſten Körpern. Es iſt unlöslich im Waſſer. Siedender Alkohol färbt ſich darin blau, wird aber gewöhnlich nach einiger Zeit farblos, nachdem er eine Spur von Indigblau abgeſetzt hat, weder verdünnte Säuren noch Alkalien löſen es auf. Chlor zerſtört das Indigblau augenblicklich und macht es roſtgelb. Jod wirkt auf naſſem Wege nicht darauf; wenn es aber in trockener Form mit ihm gemiſcht und erhitzt wird, ſo zerlegt es den Indig. Mit Schwefel und Phosphor kann das Indigblau nicht vereinigt werden. Alle Körper, welche eine große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff haben, und welche in Berührung mit einem Alkali oder einer alkaliſchen Erde das Indigblau treffen, oxydiren ſich auf Koſten deſſelben und verſetzen es in farbloſen Zuſtand, wobei es ſich mit dem Alkali oder der alkaliſchen Erde verbindet und in Waſſer löslich wird. Von concentrirter Schwefelſäure, beſonders von der rauchenden, wird das Indigblau augenblicklich aufgelöſt, mit Wärmeentwickelung aber ohne Entwickelung von ſchwefelichter Säure. Das Indigblau wird hierbei auf eine eigenthümliche Weiſe verändert. Es behält zwar ſeine Farbe, die Löſung iſt ſtark und rein blau, und theilt einer ſehr großen Menge Waſſer bedeutend Farbe mit, aber es hat ſich nun ganz und gar in eine Saftfarbe verwandelt. Von Salpeterſäure wird das Indigblau mit großer Leichtigkeit zerſetzt, und gibt die eigenen ſehr merkwürdigen Producte, welche man Indigſäure und Indigbitter genannt hat.

Das reine Indigblau auf vorſtehende Weiſe gewonnen, hat eine ins Purpurrothe ſtechende Farbe, zeigt den charakteriſtiſchen Kupferglanz im hohen Grade. Bei 290° gibt es einen purpurnen Rauch, ſublimirt ſich in glänzenden purpurnen Blättchen, zarten Nadeln in Apparaten, wo die Luft Zutritt hat, wobei jedoch ein nicht unbedeutender Theil zerſtört wird, es bleibt Kohle zurück; raſches Erhitzen liefert mehr Sublimat. Letzteres enthält eine ölige, braune Subſtanz, die man in warmem Alkohol auflöſen und dadurch beſeitigen kann; das ſpecifiſche Gewicht iſt 1,35 nach Crum. Das Indigblau beſteht nach Dumas aus 72,34 Kohlenſtoff, 11,13 Stickſtoff, 3,93 Waſſerſtoff und 12,60 Sauerſtoff.

Es wurde auch von andern Chemikern zerlegt. Nachſtehendes iſt das Ergebniß ihrer Analyſen:

| | Sublimirter Indig nach Walter Crum | Nach Ure | Kryſtalliſirter gefällter | Sublimirter nach Le Royer |
|---|---|---|---|---|
| Kohlenſtoff . | 73,22 | 71,37 | 73,26 | 74,81 |
| Sauerſtoff . | 12,60 | 14,25 | 10,43 | 7,88 |
| Stickſtoff . . | 11,26 | 10,00 | 13,81 | 13,98 |
| Waſſerſtoff . | 2,92 | 4,38 | 2,50 | 3,33 |
| | 100 | 100 | 100 | 100. |

Nach der neueſten Analyſe von Dumas:

| | |
|---|---|
| Kohlenſtoff . . . . | 73 |
| Sauerſtoff . . . . | 12,2 |
| Stickſtoff . . . . . | 10,8 |
| Waſſerſtoff . . . . | 4 - |
| | 100,0. |

Reducirter Indig. Der reducirte Indig wird durch leicht oxydirbare Stoffe, bei Vorhandenſein von Alkalien oder alkaliſchen Erden mit Indigblau erhalten, z. B. durch unvollkommen oxydirte Körper, welche ein Beſtreben haben, ſich vollſtändiger mit Sauerſtoff zu verbinden, als durch ſchwefelige phosphorige Säure und deren Salze, durch Eiſenoxydul (bei der Vitriolküpe, Fayenceblau), Zinnoxydulſalze und die dieſen entſprechende Chlorverbindungen, als Zinnchlorür, Eiſenchlorür, Zinnoxydulkali (Schilderblau, Kaſtenblau). Findet in ſolchen Fällen, bei Vorhandenſein von freiem Alkali, eine Reduction des Indigblaus ſtatt, ſo oxydiren ſich die genannten Materien auf Koſten des Sauerſtoffes des Indigblaus, Eiſenoxydul, Zinnoxydul werden Oxyde, ſchwefligſaure Salze werden zu ſchwefelſauren Salzen u. ſ. w. Außer den genannten Stoffen wirken auch noch mehre

Digitized by Google

Schwefelmetalle auf Indigblau unter denſelben Bedingungen reducirend, ſowol + als — elektriſche, als Schwefelkalium, Schwefelcalcium, Schwefelſpießglanz, Schwefelarſenik (Opermentküpe, Schilderblau), auch Schwefelſalze, beſonders ſolche, die das gelbe Schwefelarſenik enthalten. Eine gleiche Wirkung äußern gährende vegetabiliſche Subſtanzen auf das Indigblau, als Waid, Krapp, Kleie, Melaſſe, Stärkeſyrup, wahrſcheinlich durch Erzeugung von Kohlen- und Eſſigſäure auf Koſten des Sauerſtoffes des Indigblaus, die Eſſigſäure und eſſigſaure Salze finden ſich in der Flüſſigkeit der warmen Waidküpe, wo man den Indig durch Krapp, Waid, Kleie reducirt.

*Das farbenloſe reducirte Indigblau* darzuſtellen, wird gereinigtes Indigblau mittels Eiſenvitriol und Kalk aufgelöſt, die ganz klare, hellweingelbe Flüſſigkeit mittels eines Hebers in eine Flaſche gebracht; jetzt gibt man einige Tropfen ausgekochte luftfreie Eſſigſäure oder concentrirte Schwefelſäure hinzu und verſtopft die Flaſche völlig gefüllt. Es ſchlägt ſich nun der aufgelöſt geweſene reducirte Indig in weißen Flocken, Kryſtallſchüppchen, nieder. Man ſüßt die Maſſe auf einem Filter mit luftfreiem ausgekochtem Waſſer aus, preßt ihn zwiſchen ungeleimtem Papier aus, und trocknet denſelben im luftleeren Raum. Man kann auch mittels ſchwefelſauren Ammoniaks das Indigblau reduciren und auflöſen, und den aufgelöſten Indig mit Salzſäure niederſchlagen. Der reducirte Indig iſt theils weiß im Moment der Ausſcheidung, theils grünweiß von Farbe, ſeidenglänzend, wird ſehr leicht grünlich und blaugrün an der Luft, ſodann blau, wobei er nach Liebig 11,5 Proc., nach Berzelius 4,2 Proc. Sauerſtoff aufnimmt. Er iſt geruch- und geſchmacklos, in Waſſer auflöslich, ausgekochtes, völlig luftfreies Waſſer verändert ihn nicht, aber friſches lufthaltendes färbt ihn blau; er löſt ſich in Alkoholäther mit gelber Farbe nicht in verdünnten Säuren, aber in concentrirter Schwefelſäure, wobei wahrſcheinlich eine theilweiſe Zerſetzung dieſer, und Bildung von Unterſchwefelſäure ſtattfindet; die Farbe der Auflöſung iſt blau. Ätzende Alkalien, auch die kohlenſauren Salze derſelben und alkaliſche Erden löſen den reducirten Indig leicht mit weingelber Farbe auf, allein in Berührung mit Luft werden dieſe Löſungen ſogleich verwiſcht, es oxydirt ſich der reducirte Indig und ſcheidet ſich als Indigblau aus, einen purpurnen, ins Kupferrothe gehenden Schaum bildend, welcher ſich auf der kalten und warmen Indigküpe zeigt und andeutet, daß die Küpenflüſſigkeit reducirten löslichen Indig enthält; je ſchöner dieſe Blumen der Oberfläche ſich zeigen, deſto mehr Indig hat ſich bereits aufgelöſt.

Der reducirte Indig läßt ſich auch mit andern Baſen durch doppelte Wahlverwandtſchaft verbinden, ausgenommen mit Kupfer-, Zink- und Queckſilberoxyd, welche ihn oxydiren; dieſe Verbindungen ſind weiß, zum Theil kryſtalliſch, werden an der Luft ſchnell blau, und geben bei der Sublimation Indigblau. Berzelius hat mit Kalk eine zweifache Verbindung entdeckt, eine im Waſſer leicht lösliche, und eine ſchwerlösliche citronengelbe, welche einen Überſchuß an Kalk enthält. Sie bildet ſich in der kalten und warmen Indigküpe, in letzterer bei einem zu reichlichen Zuſatz von Kalk. Dieſe Verbindungen des reducirten Indigs mit Baſen kann man nicht als Salze betrachten, da die alkaliſche Reaction der letzteren dadurch nicht aufgehoben iſt.

Das farbenloſe reducirte Indigblau (weißer Indig) wird entweder dadurch erzeugt, daß dem Indig Sauerſtoff entzogen oder Waſſerſtoff an ihn abgegeben wird. Die directe Analyſe zeigt nach Dumas, daß er aus 32 Atomen Kohlenſtoff, 12 Atomen Waſſerſtoff, 2 Atomen Stickſtoff und Atomen Sauerſtoff beſteht, alſo 2 Atome Waſſerſtoff mehr enthält als der blaue Indig.

*Auflösliches Indigblau.* Coerulin, Phoenicin. Behandelt man reines ausgeſchiedenes Indigblau mit rauchender Schwefelſäure, ſo löſt es ſich dann leicht unter Wärmeentwickelung auf, gewöhnliche Schwefelſäure, ſelbſt ganz concentrirte, löſt es nicht ſo gut auf. Man rechnet ſechs Theile rauchende Schwefelſäure auf einen Theil Indigblau, eine Erhöhung der Temperatur iſt zur Beſchleunigung der Auflöſung dienlich. Durch die Einwirkung der Säure wird die Natur des blauen Pigments auf eine ausgezeichnete Art verändert, ohne daß aber die Intenſität der Farbe beträchtlich leidet. Es entſteht eine blaue Verbindung mit Schwefelſäure, zweitens eine ſolche mit erzeugter Unterſchwefelſäure, und drittens eine Verbindung von Schwefelſäure mit Indigpurpur (Phönicin). Dieſe drei Verbindungen ſind in einem Überſchuß von Schwefelſäure aufgelöſt. Je concentrirter die Schwefelſäure iſt, je mehr ſie waſſerleere Säure enthält, deſto mehr erzeugt ſich blaue Unterſchwefelſäure. Die Löſung des reinen Indigblaus in Schwefelſäure färbt 500,000mal ſo viel Waſſer deutlich blau, ſie erſcheint nach Döbereiner als eine prächtig purpurrothe, in den Kanten durchſichtige Flüſſigkeit, welche in der Kälte zu einer carmoiſinrothen Maſſe erſtarrt, an der Luft raucht und im Waſſer ohne Rückſtand und mit tiefdunkelblauer Farbe gelöſt wird.

Sättigt man die Säure in der ſchwefelſauren Indigauflöſung durch Kali, oder verſetzt man ſie mit Salmiak, Kochſalz, Glauberſalz, Alaun oder Weingeiſt, ſo bleibt ſie blau, läßt aber ein blaues Pulver fällen, das man bis jetzt als durch Schwefelſäure veränderten Indig betrachtete, und mit dem Namen *blauer Carmin, gefällter Indig* bezeichnete, das aber nach den Verſuchen von Walter Crum eine Verbindung von verändertem Indig mit einem ſchwefelſauren Salze iſt, welche er *Cärulin* nennt. Walter Crum betrachtet es als chemiſch mit 4 Atomen Waſſer verbundenen Indig, oder Kohlenſtoff 57,18, Stickſtoff 8,79, Sauerſtoff 29,32, Waſſerſtoff 4,71. Phönicin, welches nach Crum nur 2 Atome Waſſer, oder Kohlenſtoff 64,62, Stickſtoff 9,91, Sauerſtoff 21,94, Waſſer 3,98 enthält, iſt von dem Cärulin ganz verſchieden. Es wird gebildet, wenn die Wirkung der Schwefelſäure auf den Indig in einer gewiſſen Periode unterbrochen wird; die Darſtellung deſſelben iſt folgende: Man reinigt den Indig von ſeiner Unreinigkeit durch Kochen mit Schwefelſäure, die mit drei The-

Digitized by Google

len Waſſer verdünnt iſt, und ſchüttelt einen Theil des ſo gereinigten Indigs mit ſieben bis acht Theilen ſtarker Schwefelſäure in einer verſtopften Flaſche, bis er eine bouteillengrüne Farbe angenommen hat, verdünnt die Flüſſigkeit dann mit viel deſtillirtem Waſſer und bringt ſie aufs Filtrum; ſo läuft ſie Anfangs farblos, ſpäter blau durch, und nach einiger Zeit geht der umgeänderte Indig gänzlich durchs Filtrum. Man verſetzt die blaue Auflöſung mit etwas ſalzſaurem Kali, worauf das Phönicin als ein ſchön purpurrother Körper (Indigpurpur) gefällt wird. Phönicin iſt nach dem Trocknen bräunlichſchwarz, wird durch alle ſalzigen Körper purpurroth gefällt, indem es ſich mit dieſen verbindet. Es ſcheint nach Crum zwiſchen Indig und Cärulin in der Mitte zu ſtehen. In dem Phönicin iſt der Indig modificirt, daß zwei Atome deſſelben nur eins ausmachen. Dumas nennt dieſe Verbindung Schwefelpurpurſäure, welche mit Kali ein in reinem Waſſer lösliches purpurrothes Salz bildet.

Das Indigblau verhält ſich gegen Säuren nicht wie eine Salzbaſe, ſondern eher wie eine Säure.

Indigſäure, Iſatinſäure und Indigharz. Doctor Buff gibt in Schweigger's Jahrbuch der Chemie und Phyſik (1827. Heft 9. S. 38—59) eine ſehr ausführliche Unterſuchung über Indigſäure und Indigharz, woraus hier das Wichtigſte mitzutheilen iſt. Indigſäure wird bereitet, wenn zu kochender ſehr verdünnter Salpeterſäure feingepulverter Indig in kleinen Portionen gebracht wird. Der Indig zerſetzt ſich augenblicklich, ſowie er mit der Säure in Verbindung kommt, unter heftigem Aufſchäumen; ſo lange Aufbrauſen bemerklich iſt, wird fortwährend Indigpulver hinzugeſetzt, und von Zeit zu Zeit etwas heißes Waſſer zugegoſſen, damit bei fortgeſetztem Kochen die Flüſſigkeit nicht zu ſehr concentrirt. Das ſich dabei entwickelnde Gasgemenge beſteht aus ſalpetriger Säure und Kohlenſäure zu gleichen Theilen. Die nach Beendigung der Operation erhaltene gelbe Flüſſigkeit wird heiß von der zugleich gebildeten harzigen Materie abgegoſſen und erkaltet, worauf undeutliche Kryſtalle von Indigſäure anſchießen. Wenn man dieſe in heißem Waſſer auflöſt und mit Kali neutraliſirt, ſo zeigt ſich ſelbſt beim Erkalten kein Niederſchlag, daher die Flüſſigkeit keine Kohlenſtickſtoffſäure enthält, wenn hinreichend ſchwache Salpeterſäure angewendet wird. Die ſo bereitete Indigſäure iſt jedoch durch einen harzigen Körper (Indigharz), welcher ſich zugleich erzeugt, verunreinigt. Sie wird daher in Waſſer aufgelöſt, mit Bleiglätte gekocht und von dem entſtandenen gelben Niederſchlag abfiltrirt. Die abfiltrirte gelbe Flüſſigkeit, welche ſüßlichbitter ſchmeckt, wird mit Schwefelſäure neuerdings zerſetzt und kochend filtrirt. Aus dem blaßgelben Filtrate ſetzen ſich beim Erkalten weißliche, ins Gelbe ſpielende Nadeln von Indigſäure ab. Sie werden in heißem Waſſer aufgelöſt, mit kohlenſaurem Baryt neutraliſirt und concentrirt. Nach dem Erkalten ſchießen gelbe, glänzende, ziemlich harte Nadeln von indigſaurem Baryt an. Die Mutterlauge wird abgegoſſen, die Kryſtalle mit wenig kaltem Waſſer gewaſchen, von Neuem in heißem Waſſer aufgelöſt und durch Säure zerſetzt, wodurch ſchneeweiße concentriſch gruppirte Nadeln von Indigſäure erhalten wurden. Die Mutterlauge und das Waſchwaſſer des indigſauren Baryts liefern durch fortgeſetztes Concentriren noch eine bedeutende Menge von kryſtalliſirtem indigſaurem Baryt. Die dargeſtellte Indigſäure zeichnet ſich durch folgende Eigenſchaften aus: Die kryſtalliſirte Säure, welche im Waſſer ſehr voluminös erſcheint, ſchwindet getrocknet außerordentlich zuſammen, und verliert faſt ganz ihr kryſtalliniſches Anſehen. Sie beſitzt eine glänzendweiße Farbe und Seidenglanz, ſchmeckt ſchwach ſäuerlich und bitter, röthet Lakmuspapier ſehr ſchwach, iſt in heißem Waſſer und Alkohol in jedem Verhältniſſe, im kalten aber nur ſchwierig auflöslich. Sie iſt flüchtig, denn in einer Glasröhre erhitzt, ſchmilzt ſie und ſublimirt ſich, ohne zerſetzt zu werden, und ſelbſt bei gewöhnlicher Temperatur verbreitet ſie einen ſäuerlich ſtechenden Geruch. Geſchmolzene Indigſäure kryſtalliſirt in deutlichen ſechsſeitigen Tafeln. In offenen Gefäßen erhitzt, entzündet ſie ſich ſehr leicht und brennt mit einer viel Kohle abſetzenden Flamme. Mit concentrirter Salpeterſäure gekocht, wird ſie in Kohlenſtickſtoffſäure verwandelt. Die Indigſäure geht mit allen Salzbaſen Verbindungen ein, und treibt aus kohlenſauren Salzen die Kohlenſäure aus. Die Salzverbindungen ſind meiſtens von gelber Farbe. Einige erhitzen ſich, ohne zu detoniren, und brennen wie Pulver ab. Die Indigſäure beſteht nach Buff's Analyſe aus 7,223 Stickſtoff, 46,244 Kohlenſtoff und 46,531 Sauerſtoff. Sie beſitzt einerlei Sättigungscapacität mit der Kohlenſtickſtoffſäure, und ihr ſtöchiometriſcher Werth iſt 247,2.

Indigharz wird zu gleicher Zeit mit der Indigſäure gebildet. Buff erhielt aus 10 Theilen des feinſten oſtindiſchen Indigs nicht ganz einen Theil des braunen Indigharzes.

Verhalten des gewöhnlichen Indigs gegen chemiſche Agentien. Der gewöhnliche im Handel vorkommende Indig, als ein Gemenge von Indigblau, Indigroth, Indigbraun und Indigleim betrachtet, zeichnet ſich in Beziehung gegen chemiſche Agentien durch folgende charakteriſtiſche Kennzeichen aus:

Waſſer löſt den Indig nicht auf, zieht aber ſehr viele gelbe extractivſtoffhaltige Theile aus. Erhitzter Alkohol löſt etwas Indig auf, und wird dadurch ſchön blau gefärbt, das aufgelöſte Pigment präcipitirt ſich aber in der Kälte wieder vollkommen, übrigens löſt der Weingeiſt zuerſt den gelben, dann einen rothen und zuletzt einen braunen Stoff aus. In Äther, flüchtigen und fetten Ölen iſt er unauflöslich. Wäſſerige Kaliauflöſungen wirken nicht auf den Indig, ſtärkere zerſetzen einen Theil und färben ſich gelblich. Verdünnte Säuren, mit Ausnahme der Salpeterſäure, die ihn zerſetzen, indem ſie ihn Anfangs gelb, ſpäter roſtbraun macht, wirken nicht auf ihn. Salzſäure zerſetzt ſelbſt in der Siedhitze nur ganz wenig Indig, und färbt ihn gelblich. Eſſig-, Citronen-, Weinſtein-, Phosphor-, Fluß-, verdünnte Schwefel- und andere Säuren löſen nur die erdigen Theile auf. Eine ſehr verdünnte Miſchung von Schwefel-, Salz- und Salpeterſäure löſt den Indig langſam auf, und verwandelt ihn in ein ſchönes Gelb. Waſſerfreie Schwefelſäure löſt



Digitized by Google

den Indig unter Wärmeentwickelung mit gelber Farbe auf, wobei ſich ſchweflige Säure entwickelt. Gießt man Waſſer zu dieſer Auflöſung, ſo färbt ſie ſich augenblicklich blau. Leitet man den aus waſſerfreier Schwefelſäure beſtehenden Dampf aus zerſtücktem Indig, ſo bildet ſich nach Döbereiner unter Erhitzung von Blaſenwerfen eine ſchöne purpurrothe Flüſſigkeit, die zu einer feſten carmoiſinrothen Maſſe erſtarrt, und ſich in Waſſer unter Abſcheidung von etwas Kohle mit blauer Farbe auflöſt. Fourcroy und Vauquelin erhielten Benzoeſäure, als ſie den Indig in der Wärme mit Schwefelſäure behandelten, die Flüſſigkeit von dem darauf befindlichen Harze befreiten und zur Kryſtalliſation hinſetzten. Vauquelin hat die Desoxydation des Indigs auch durch Schwefelwaſſerſtoff dargethan. Dieſer Verſuch beweiſt zwei merkwürdige Umſtände: 1) daß der Sauerſtoff oder ein Theil deſſelben im Indig gewiſſermaßen vom Daſein der andern Beſtandtheile unabhängige Exiſtenz hat, weil man ihn willkürlich dem Indig entziehen oder zurückgeben kann, ohne die Natur des Färbeſtoffes zu zerſtören; 2) daß der Kohlenſtoffgehalt mit der Farbe des Indigs in keiner Beziehung ſtehe, weil er am meiſten Kohlenſtoff in jenem Zuſtande enthält, in welchem er ungefärbt erſcheint. Queckſilber ſoll nach Brugnatelli und Döbereiner mit Indig ein Amalgam bilden.

Intereſſant iſt bas Verhältniß des Indigs zum Kreoſot. Sowol reines Indigblau als auch gewöhnlicher, im Handel vorkommender Indig wird im Kreoſot in der Wärme aufgelöſt. Bis zur Zeit ſind aber noch keine entſcheidende Verſuche mit dieſer Auflöſung in der Druck- und Färbekunſt unternommen worden; es läßt ſich aber vermuthen, daß die Kreoſotindigauflöſung theilweiſer Anwendung fähig ſein dürfte.

Grüner Indig. Baraſitgrün. Ein im Handel vorkommender grüner Indig, wovon Bancroft im J. 1790 unb unter der Benennung Baraſitgrün im J. 1793 Proben aus Oſtindien erhielt, entſprachen der gehegten Hoffnung nicht, echt grüne Indigfarbe damit darzuſtellen. Auch ich erhielt im J. 1801 zu einer Zeit, wo mir die erſte Ausgabe von Bancroft's Werk noch nicht bekannt war, eine Probe dieſes olivengrün gefärbten Indigs über Holland, den ich der ſorgfältigſten Prüfung unterzog. Aus meiner Unterſuchung ging hervor: 1) daß der grüne Indig im aufgelöſten Zuſtande (zum Färben verwendet) dieſelben Eigenſchaften beſitze, als der gewöhnliche blaue; 2) daß er ein Gemenge von blauem Indig und einer gelbfärbenden Subſtanz ſei, welche letztere aus ber Indigpflanze ausgezogen und burch die Operation der Schlagküpe mit demſelben zugleich als Körper niedergeſchlagen worden; 3) daß bie Farbe, wenn ſie auch nach der Austragung in die olivenfarbige Schattirung ſich neigt, durch das Auswaſchen blau werde; 4) daß der gelbfärbende Stoff, welcher dem blauen Indig beigemengt iſt, von keinem Nutzen ſei, im Gegentheil den Werth des blauen Indigs hinſichtlich des Gewichts benachtheilige. Um ſich von 2) und 3) hinreichend zu belehren, brachte ich einen Theil des grünen Indigs in feingepulvertem Zuſtande in einen leinenen Beutel, und kochte denſelben ſo lange in friſchem Waſſer aus, bis keine gelbe Subſtanz mehr ausgezogen wurde. Bei Eröffnung des Beutels fand ich einen blauen Indig vor, der nicht ſo lebhaft als der käufliche Indig ausſah. Getrocknet hatte er beinahe $^1/_3$ ſeines Gewichts verloren. Der ſo ausgekochte Indig wurde in der Färberei zur topiſchen Farbe verwendet. Die Auflöſung zeigte dieſelbe Farbe, wie die des blauen; auf baumwollenes Gewebe getragen, hatte die Farbe keinen Olivenſchein mehr, und erſchien nach dem Auswaſchen rein blau.

Im J. 1837 erhielt die Société industrielle zu Mühlhauſen von Herrn Céſard aus Batavia einen olivengrünen Indig, welchen der Ausſchuß für Chemie dem Herrn Guſtav Schwarz zur Unterſuchung übergab. Schwarz fand denſelben in ſeinen Eigenſchaften als Farbmaterial ganz analog mit dem von Bancroft und mir unterſuchten Baraſitgrün. Aus ſeiner Unterſuchung reſultirt noch: 1) daß das Baraſitgrün keinen grünen Färbeſtoff enthält, ſondern daß ſeine grünliche Farbe burch die Vereinigung der gelben, in Waſſer löslichen Subſtanz, des Pflanzenleims und Indigbraun mit dem Indigblau entſteht; 2) daß dieſe grüne Subſtanz weder für die Färberei noch für die Druckerei von Nutzen iſt; 3) daß ſie im Gehalt an Indigblau den ſchlechteſten im Handel vorkommenden Indigſorten nachſteht, indem ſie davon blos zehn Procent enthält.

100 Theile Baraſitgrün beſtehen nach Schwarz aus:

| | |
|---|---|
| 10,4 | gelber Materie, |
| 35,5 | Pflanzenleim und Salzen, |
| 39,2 | Indigbraun, |
| 5,1 | ſchleimiger Materie, |
| 1,0 | Indigblau, |
| 100,0. | |

Darſtellung der Körperfarben aus dem Indig. Unter dieſen zeichnen ſich im Handel der Indigcarmin und das Neu- oder Waſchblau aus. Indigcarmin, Cärulin, auch präcipitirter Indig und Wunderblau genannt. Man löſt Indigblau in zehn Theilen concentrirter Schwefelſäure auf, verdünnt die Auflöſung nach 24 Stunden mit dem zehnfachen Gewicht Waſſer, filtrirt und ſetzt kohlenſaures Kali, die Säure unvollkommen neutraliſirenb, hinzu, wodurch ein blaues Pulver niederfällt. Es iſt ein bunkelblaues, kupferglänzendes Pulver, löſt ſich in 140 Theilen kaltem, weit leichter in kochendem Waſſer auf. Aus käuflichem Indig bereite ich dieſen Indigniederſchlag nachſtehender Weiſe: 16 Loth feingepulverten blauen oſtindiſchen Indig rühre man mittels eines Glasſtäbchens portionenweiſe in einen in kaltes Waſſer geſtellten ſteinernen oder porzellainenen Topf mit 2 Pfund rauchender Schwefelſäure zuſammen, laſſe das Gemiſch 24 Stunden lang ruhig ſtehen, und ſetze 6 Pfund helles Flußwaſſer nach und nach hinzu, ſodaß die Indigauflöſung nur nach und nach erwärmt wird. Es werden nun $3^1/_2$ Pfund gute Potaſche in 6 Pfund Waſſer gelöſt, die Löſung durch Leinwand geſeiht, ſtehen gelaſſen, bis die Lauge ganz erkaltet iſt, und ſo lange von der waſſerhellen Kalilauge der Indigauflöſung unter beſtändigem Umrühren zugegeben, bis kein Aufbrauſen mehr bemerkbar

iſt. Das Verhältniß der Kalilauge richtet ſich übrigens nach der Stärke einer guten oder geringern Potaſche. Zu viel Kalilauge zerſtört die Farbe und macht ſie grünlich. Man hat auch beſonders darauf zu ſehen, daß die Potaſche möglichſt rein und weder Kieſelerde noch Schwefelwaſſerſtoff enthält, weil letzteres insbeſondere die Farbe ſchmuzig, gräulich oder grünlichgelb macht. Wenn die Schwefelſäure der Indigauflöſung durch Kalilauge vollkommen geſättigt iſt, filtrirt man das Ganze durch einen dichten Spitzbeutel von weißem Filz. Im Anfange des Filtrirens, ſo lange der Spitzbeutel Indigniederſchlag durchläßt, gießt man die Flüſſigkeit wieder auf, welches vier- bis fünfmal wiederholt wird. Die ablaufende gräulichblaue Flüſſigkeit enthält das ſchwefelſaure Kali, der Indigniederſchlag bleibt im Spitzbeutel zurück. Um letztern möglichſt ſatzfrei zu bekommen, laugt man ihn noch einige Male mit heißem Waſſer aus. Dieſen purpurfarbenen Präcipitat in Form eines Teiges verwahre man in hermetiſch geſchloſſenen Gefäßen, weil er große Neigung beſitzt, leicht zu ſchimmeln, oder man trockne denſelben ſorgfältig ab, und verwahre ihn in geſchloſſenen Schachteln. In Waſſer zertheilt, ſtellt er ein äußerſt ſchönes lebhaftes Blau von außerordentlicher Ergiebigkeit dar, indem nur wenig davon eine beträchtliche Quantität Waſſer überaus reichlich blau färbt. Man verwendet dieſes Blau zum Bläuen weißgebleichter baumwollener und leinener Stoffe und zur Darſtellung des ſogenannten Neu- oder Waſchblau.

Neu- oder Waſchblau wird bereitet, wenn Stärkmehl mit dem Indigniederſchlage vermiſcht und trocken gemacht wird. Die Vermiſchung des Blauen geſchieht durch Reiben der mit etwas lauwarmem Waſſer angemachten Stärke. Sobald die Miſchung gleichförmig iſt, breitet man ſie in hölzernen Kiſten auf Glasplatten oder auf Weißblech aus, ſchneidet ſie ſpäter in kleine viereckige Tafeln, und läßt ſie dann im Schatten an einem dunkeln ſtaubfreien Orte, weil das Licht auf die Schönheit der Farbe nachtheilig einwirkt, trocknen. Das Verhältniß des Cärulins zur Stärke iſt nach der Farbe, welche das Neublau erhalten ſoll, verſchieden; zu feinem nimmt man gewöhnlich 5 Pfund, zu mittelfeinem 4, und zu geringem 3 Pfund auf 100 Pfund Stärkmehl. Das Stärkmehl muß rein und vollkommen weiß ſein. Zuweilen beſtreicht man die Oberfläche des in dem Trockenkaſten ausgebreiteten Neublaues auch noch mit einer Auflöſung von gefälltem Indig, um ihm ein dunkleres Anſehen zu geben. Als Verfälſchung des Neublaues iſt zu betrachten, wenn es mit fein zertheiltem oder auch blauſaurem Kali durch Eiſenſalze gefälltes Berlinerblau enthält. Ebenſo wird das mit Blauholz oder Heidelbeeren verfälſchte Neublau nachtheilig beim Bläuen der Wäſche wirken, wofür es vorzüglich verwendet wird. Es wird auch für ſeidene Strümpfe, Bänder, baumwollene und leinene weiße Gewebe, ſeltener aber unter Anſtreichfarben genommen. Beim Bläuen dieſer verſchiedenen Stoffe übergießt man das Neublau in einem Glaſe mit reinem Waſſer. Der Indig löſt ſich in Waſſer auf, und das Stärkmehl ſetzt ſich weiß zu Boden. Die obenſtehende blaue Flüſſigkeit gebraucht man, und zieht ſie der Schmalte beiweitem vor, weil ſie ſich feiner vertheilen läßt. Bei dem ſogenannten Stärken der Waare macht man auch von dem Neublau Gebrauch, indem man den Stärkmehlkleiſter damit blau färbt. Einige andere blaue Waſchfarben aus Indig ſind nachſtehende:

Himmelblaue Waſchkugeln. Man ſtößt ein Kilogramm Indig, reinigt ihn mit zehn Litre Weingeiſt, und dann mit ſehr verdünnter Salzſäure, ſüßt ihn aus, läßt ihn trocknen und dann in ſechs Kilogrammen Schwefelſäure von 67° auflöſen. Zu der Auflöſung ſetzt man von einer mit Waſſer angemachten ſyrupdicken Miſchung von 15 Kilogr. weißer Potaſche und ein Kilogr. weißer Seife ſo viel, bis alle Säure geſättigt iſt, und gibt nach 24 Stunden 8 Litre ſiedendes Regenwaſſer, in dem man ½ Kilogr. Alaun auflöſen läßt, zu. Dieſe Angabe iſt von Way in Fontenay, der am 27. Oct. 1811 dafür ein franzöſiſches Patent erhielt.

Engliſchblau nach der Angabe von Eſterve in Vließingen, der am 22. März 1811 dafür ein franzöſiſches Patent erhielt. Man löſt ein Pfund geſtoßenen Indig in der hinreichenden Schwefelſäure auf, ſetzt Kreide zu, bis die Säure geſättigt iſt (ein Pfund); miſcht dann ſechs Pfund feingeriebene Stärke und vier Pfund weißen Marmor zu, macht einen gleichförmigen Teig daraus, reibt dieſen zwiſchen zwei Steinen und ſetzt dabei ſo viel Ochſenblut zu, als der Tiefe der zu erhaltenden Farbe zuträglich befunden wird. Iſt der Teig weich, ſanft und ganz gleichartig, ſo formt man ihn in Tafeln und läßt dieſe trocknen.

Anwendung des Indigs in der Druck- und Färbekunſt. In der Druck- und Färbekunſt nimmt der käufliche Indig eine überaus wichtige Rolle ein, ja er wird faſt ausſchließlich nur dafür verwendet. Seine Anwendung umfaßt die Schafwollen-, Seiden-, Baumwollen-, Leinen- und Lederdruck- und Färberei in nachſtehenden von einander abweichenden Verfahrungsarten:

Anwendung in der Wollen-, Druck- und Färberei. In dieſem Gebiete bedient man ſich des Indigs zum Blaufärben der Wolle und in Verbindung gelbfärbender Pigmente für echt oder ſolidgrüne Farbenabſtufungen:

A. Der Waidindigküpe (ſ. Isatis tinctoria, Waid, Waidküpe).

B. Der Potaſchküpe, welche folgendergeſtalt bereitet wird: Man erwärmt in einer hierzu paſſenden Küpe Flußwaſſer auf 50°, ſetzt auf 100 Kubikfuß deſſelben 12 Pfund Indig, 8 Pfund Krapp, 8 Pfund Kleie und 24 Pfund Potaſche; nach 24 Stunden werden wieder 12 Pfund Potaſche, und nach 12 Stunden abermals 12 Pfund hinzugeſetzt. Nach einem Zeitraume von 72 Stunden zeigen ſich Merkmale der Reduction und Auflöſung des Indigs, ſodaß die Gährung durch Zuſatz von Kalk unterbrochen werden muß. Die Flüſſigkeit beſitzt eine klare ſatte Farbe, mit ſchöner kräftiger Blume. Beim Nachſpeiſen dieſer Küpe wird ein gleiches Gewicht Krapp und das Doppelte an Potaſche gegeben. Der Geruch iſt im milden und ſcharfen Zuſtande der Küpe von dem der

Waidküpe verſchieden, weil kein Waid, der eine bedeutende Menge Ammoniak entwickelt, vorhanden iſt. Bei dieſer Potaſchküpe iſt das Vergrünen ſtärker, als bei der Waidküpe, und der Bodenſatz geringer, weil die große Menge Waid wegfällt. Der durch die eingeleitete Gährung reducirte Indig iſt in dem kohlenſauren Kali gelöſt, während der geringe Zuſatz von Kalk das Indigbraune niederſchlägt. Die Potaſchküpe färbt ſchneller als die Waidküpe. Wolle und Tuche werden von der Farbe faſt um die Hälfte der Zeit geſchwinder durchdrungen, als in der gewöhnlichen warmen Waidküpe; auch färben ſich letztere beſſer und gleichförmiger durch, und verlieren beim nachherigen Waſchen mit Alkalien und Seife weniger Pigment, welche gute Eigenſchaft ſich nach mehren Monaten der Küpendauer in gleichem Maße verhält. Eine ſolche Küpe iſt für den Färber auch leichter zu führen, als eine Waidküpe, und keinen Unfällen ausgeſetzt, auch wegen der faſt gänzlichen Abweſenheit von Kalk der Weichheit der Wollenfaſer nicht nachtheilig. Vergleichende Verſuche, welche in Berlin gegen die Waidküpe angeſtellt wurden, haben erwieſen, daß die Potaſchenküpe zwar etwas theurer kommt, allein die ſo gefärbten Tücher beim Waſchen vor dem Walken ein halbes Pfund Seife weniger bedürfen, auch nach der Appretur gar nicht abrußen; ſelbſt ſtarke Tücher, Militairtücher, erſcheinen vollkommen durchgefärbt. In Frankreich zu Elbeuf und Louviers werden dieſe Küpen ausſchließlich angetroffen. Die Potaſchküpe eignet ſich auch zum Färben der Seide, der Baumwolle und des Leinen.

Die Potaſchenküpe des Kunſt- und Schönfärbers Schraber in Hamburg, der ſie auf Veranlaſſung des königl. preußiſchen Miniſteriums in der Färberei von Nobiling in Berlin zuerſt einführte, gewährt alle Vortheile einer guten Indigküpe für die Schafwollenfärberei. Anſtatt der Waidküpe bedient ſich Schrader derſelben ſchon ſeit 25 Jahren mit dem beſten Erfolg. Die Küpe ſetzt er folgendermaßen an: Eine Küpe, die ungefähr 6000 Pfund Waſſer faßt, wird bis auf einen halben Fuß mit Waſſer angefüllt, Feuer gegeben und bis auf 50° R. erwärmt. Beim Anfüllen werden 20 Pfund guter Krapp, 20 Pfund Weizenkleie und 30 Pfund gute Potaſche gereicht. In dieſem Zuſtande rührt man die Küpe einige Male auf, damit die Flüſſigkeit gleichmäßig erwärmt wird, ſetzt 14 bis 16 Pfund gut abgeriebenen Indig zu, rührt auf und deckt mit einem hölzernen Deckel zu. Jetzt läßt man ſie ruhig ſtehen, ſieht nach 18 Stunden nach, ob ſich auf der Oberfläche eine Kupferhaut zeigt; bemerkt man dieſe, ſo ſchüttet man mit einem Löffel aus, ob ſie Blumen zeigt; wenn dieſes der Fall iſt und die Blumen ziemlich feſt ſtehen, gibt man wieder Feuer, bis die obere Flüſſigkeit warm wird, und rührt auf. Zeigt ſich hingegen beim Aufdecken der Küpe noch keine Blume, ſo bleibt ſie noch ſo lange ruhig ſtehen, bis ſie angekommen iſt; iſt ſie aber in der Beſchaffenheit, daß ſie Blume hält, und aufgerührt worden, läßt man ſie noch drei bis vier Stunden ſtehen, und gibt ihr nochmals 15 Pfund Potaſche, rührt ſie abermals auf, erwärmt und läßt ſie wieder drei bis vier Stunden ſtehen, wonach ſich die Blumen beſſer halten werden.

Die Küpe wird jetzt wieder aufgerührt, ſtehen gelaſſen, bis es Zeit iſt, ſie wieder aufzurühren, wonach ſich die Blumen faſt vollkommen halten und die Auflöſung ſchon heller grün ſein wird. Haben ſich alle Zeichen eingeſtellt, daß die Blumen ganz weich und feſt ſtehen, gibt man noch 15 Pfund Potaſche zu. Man rührt ſie jetzt gehörig auf, läßt ſie wieder drei bis vier Stunden ſtehen und reicht ungefähr anderthalb Pfund Kalk, rührt ſie zur gehörigen Zeit auf, und gibt noch ſo lange Kalk, als man es für gut findet. Anfänglich wird die Küpe nicht ſo ganz gelb wie die Waidküpe ausſehen; ſie muß im Ausſchütten bräunlich gelb, dick ſein und ſtark auffärben. Bei einer ſolchen Küpe rechnet man jedesmal auf ein Pfund Indig fünf Pfund Potaſche. Dieſe Potaſchenküpe iſt keiner Krankheit wie die Waidküpe ausgeſetzt; ſie kann nur entweder zu ſcharf oder zu ſüß ſein. Fühlt ſie ſich zwiſchen den Fingern rauh und ſpröde an, dann iſt ſie zu ſüß; fühlt ſie ſich hingegen glitſcherig oder glatt an, dann iſt ſie für den Gebrauch ſcharf genug; ſollte ſie ſelbſt etwas zu ſcharf ſein, färbt ſie doch gut ſchön und dauerhaft Blau. Allzu ſtark überſchärft wird die Küpe trübe über dem Blauen, und bekommt einen alkaliſchen Laugengeruch. Wenn die Küpe durch andauerndes Färben an Pigment entkräftet iſt, ſpeiſt man ſie mit Indig. Man gibt auf jedes Pfund Indig ein Pfund Krapp, ein Pfund Weizenkleie, und drei bis vier Pfund Potaſche und ſchärft mit der angemeſſenen Portion Kalk.

Gewinnung der Potaſche aus den benutzten Potaſchenküpen. Wenn die Potaſchenküpen nach längerem Gebrauche, daher öfters mit Alkali und Indig geſpeiſt werden, bildet die Wollfaſer vermöge ihrer feinen Subſtanz mit dem alkaliſchen Salz endlich eine Art Seife, die das Alkali unfähig macht, neuerdings desoxydirten Indig aufzulöſen, wodurch man genöthigt wird, die Küpenflüſſigkeit durch ganz friſche zu erſetzen. Dadurch entſteht ein großer Verluſt an Alkali oder Potaſche. Um dieſen zu verhindern und das alkaliſche Salz aus den benutzten Potaſchenküpen zu gewinnen, gibt Copplet, ein alter Fabrikant in Elbeuf, ein früher geheim gehaltenes Verfahren an, mittels deſſen er in ſeinem mit Bebe zu Elbeuf errichteten Etabliſſement im Verlaufe von 15 Monaten 15,950 Kilogr. Potaſche erſparte. Dieſes Verfahren beſteht darin, daß man die alte Küpenflüſſigkeit in Keſſen bringt, und mit gebranntem Kalk im Überſchuß ſchwach ſättigt. Die entſtandene unauflösliche Kalkverbindung läßt man auf dem Boden ſich abſetzen, und zieht die Flüſſigkeit durch Hähne in einem gemauerten Behälter ab, worin ſie ſich noch vollends klärt; endlich treibt man ſie mit einer Pumpe in ein Local, welches ſich 20 Fuß über dem Boden der Färberei befindet, und wo die Filtrirapparate aufgeſtellt ſind. Eine große Röhre vertheilt die Flüſſigkeit in allen Filtrirapparaten; jeder derſelben beſteht aus drei Reihen, und jede Reihe 1) aus einem horizontalen Troge, der mit Sand ausgefüllt und mit einem Tuche bedeckt iſt, welches die Flüſſigkeit von den Behältern aufnimmt; 2) aus vier Filtrirkufen, welche mit Schichten

Digitized by Google

von Stroh, Aſche, Sand und geſtoßener Kohle verſehen, und mit einem Tuche bedeckt ſind; 3) aus vier kleinen, mit Sand gefüllten, Bottichen, die über jeder Kuſe und unter den Hähnen des Troges angebracht ſind; ihr Boden iſt wie ein Seiher durchlöchert; 4) aus einem Kaſten, der unter der Filtrirreihe angebracht iſt, und die Flüſſigkeit aufnimmt, welche aus dieſer abläuft.

Die mit Ätzkalk behandelte Flüſſigkeit, welche in den Behältern anlangt, wird in die erſte Reihe der Filter geleitet; nachdem ſie hier durch den Sand im Troge und durch die Schichten der Filter gedrungen iſt, ſammelt man ſie in einem Kaſten; von dieſem wird ſie mittels einer Druckpumpe in die zweite, und endlich in die dritte Filtrirreihe getrieben. Von dem dritten Kaſten kommt die Flüſſigkeit in den Hauptbehälter, der ſich in der Mitte des Färbehauſes befindet. Die ſo behandelte Küpenflüſſigkeit hat den faulen Geruch, welchen ſie Anfangs beſaß, ganz verloren, iſt klar und nur noch ſchwach röthlich gefärbt. Jedes Filter functionirt drei Wochen oder einen Monat. Wenn die Färberei in Thätigkeit iſt, während die Filter der erſten Reihe erneuert werden, ſo bringt man die Küpenflüſſigkeit ſogleich auf die zweite, dann auf die dritte Filtrirreihe, und zuletzt auf die erſte zurück, von da aus ſie gereinigt in den Hauptbehälter gelangt. Wenn man den aus den Filtern genommenen Sand auswäſcht, iſt er wieder zu neuen Operationen anwendbar. Auch die Kohle könnte man wieder benutzen, wenn man ſie in einem gußeiſernen Cylinder oder Keſſel der Rothglühhitze ausſetzen würde.

Die nach Copplet's Verfahren gereinigte Küpenflüſſigkeit liefert ebenſo gute Reſultate, als eine mit käuflicher Potaſche friſch angeſetzte, und es iſt erwieſen, daß man auf **100** Kilogr. Indig, die man zum Anſetzen einer Küpe anwendet, **61** Franken erſpart, wenn man eine nach dieſer Methode regenerirte Küpenflüſſigkeit benutzt.

Dieſes Verfahren bietet in großen Blaufärbereien, wo viele Potaſchenküpen im Gange ſind, eine weſentliche Erſparniß an alkaliſchem Salze dar.

C. Die Urinküpe, deren man ſich früher bediente, von welcher man jetzt aber ganz zurückgekommen iſt, ſtellt man dar, wenn fein abgeriebener Indigo mit gefaultem Urin digerirt wird, welcher durch ſeinen Ammoniakgehalt das durch die faulenden Stoffe Reducirte auflöſt. Gewöhnlich ſetzte man der Urinküpe auch etwas Krapp und Potaſche zu.

D. Die ſchwefelſaure Indigauflöſung. Sie wurde zuerſt im Jahr **1740** durch den Bergrath Barth zu Großenhain in Sachſen zum Färben der Wolle für ſächſiſch Blau und ſächſiſch Grün verwendet. Für dieſen Behuf wird der beſte Guatimalo-Indig zum feinſten Pulver zerrieben und an einem warmen Orte getrocknet, damit alle hygroſkopiſche Feuchtigkeit daraus entfernt wird. Der Indig wird nun in kleinen Antheilen nach und nach in concentrirte Schwefelſäure eingerührt. Von der rauchenden wird hierzu, je nach dem ungleichen Färbeſtoffgehalt im Indigo das vier- bis ſechsfache Gewicht erfoderlich. Von der engliſchen nicht rauchenden Säure nimmt man das acht- bis zwölffache Gewicht des Indigs; ſie muß dabei in ihrem höchſten Concentrationspunkte ſein, weil ſonſt der Indig gar nicht, oder nur unvollkommen aufgelöſt wird. Nach gänzlich erfolgter Auflöſung gießt man die blaue ſaure Indigauflöſung in eine beliebige Menge Waſſer, welche beiläufig dem **20** fachen Volumen der Auflöſung entſpricht, und filtrirt ſie. Es bleibt auf dem Filtrum eine Subſtanz zurück, die, nachdem die blaue Säure abgelaufen iſt, beim Auswaſchen das Waſſer blau färbt. Dieſe Subſtanz bildet ein Gemenge von ſchwefelſaurem Indigbraun, ſchwefelſaurem Indigopurpur, Purpurgyps nebſt Sand und Kieſelerde.

Um Schafwolle oder ſchafwollene Tücher blau zu färben, ſiedet man dieſelben zuvor mit 4 bis 5 Theilen Alaun und einem Theil Weinſtein an. Hierauf werden ſie in ein Bad gebracht, welches bis auf 60° erhitzt wird, in welches man eine hinlängliche Menge Indigauflöſung gebracht hat, um demſelben die Schattirung zu geben, welche man wünſcht. Die hellen Farben müſſen in einem neuen Bade gemacht werden. Um dunkle Farben zu bekommen, gibt man die Auflöſung in Zwiſchenräumen in das Bad und zieht das Tuch jedesmal heraus. Iſt dies geſchehen, ſo wäſcht man es in fließendem Waſſer aus. Setzt man dem Bade Zinnauflöſung zu, ſo fällt das Anſieden mit Alaun und Weinſtein weg.

Wegen der Unbeſtändigkeit der Farbe findet die ſchwefelſaure Indigauflöſung keine Anwendung mehr zur blauen Farbe, wol aber in Verbindung mit gelbfärbenden Pigmenten zur Darſtellung der ſächſiſch-grünen Farbe.

In der Lederfärberei wird die ſchwefelſaure und eſſigſaure Indigauflöſung für blaue und grüne Farben verwendet.

In der Schafwollen-Druckerei, wo die Farben durch kochende Waſſerdämpfe entwickelt und befeſtigt werden, wird die eſſigſaure Indigauflöſung zur Erzielung blauer und in Verbindung mit gelbfärbenden Pigmenten für grüne Farbenabſtufungen häufig verwendet.

Anwendung in der Seidendruck- und Färberei. Hier bietet der Indig faſt ganz dieſelben Verhältniſſe dar, wie in der Schafwollenfärberei. Man kennt echtes Dunkel-, Mittel- und Hellblau, welche durch die warme Potaſchindigküpe dargeſtellt werden. Grüne Farbenabſtufungen werden in Verbindung mit gelbfärbenden Pigmenten erzielt.

Um Seide mit ſchwefelſaurer Indigauflöſung zu färben, weicht man ſie in heißem Waſſer ein und färbt ſie in einem ſolchen Wärmegrad, daß man die Hand gut darin erleiden kann; hierauf klopft man ſie ein oder zwei Mal und wäſcht ſie gut aus.

In der Seidenzeuchdruckerei wird die eſſigſaure Indigauflöſung für blaue und in Verbindung mit gelbfärbenden Pigmenten für grüne Farbenabſtufungen verwendet. Die aufgedruckten Farben werden durch kochende Waſſerdämpfe theils entwickelt, theils befeſtigt.

Anwendung in der Baumwollen- und Leinendruck- und Färberei. Ausgebreitet iſt das Feld, welches der Indig in dieſem Induſtriezweige, ſowol beim Färben als in den Druckereien einnimmt. Die erſte wichtige

Digitized by Google

Rolle ſpielen die ſogenannten kalten Indigküpen, die ihrer Reihenfolge nach beſtehen: in der heiterblauen Vitriolküpe, der heiterblauen Perl- oder Potaſchenküpe, der heiterblauen Zinnoxydulküpe, der mittelblauen Küpe, der Lapisküpe und der Indigoküpe zum Färben dunkelblauer Artikel. Zur Bemeſſung eines richtigen Verhältniſſes der Waſſermaſſe zum Indig und deſſen Auflöſung wird erfoderlich die Tiefe und Weite der Küpen anzugeben, um gleiche Volumenverhältniſſe für die voegezeichneten Anſätze feſtzuſtellen. Die Küpen, deren ich mich bediene, ſind rund und alle von gleicher Größe, ſind im Lichten 5 Schuh 8 Zoll tief; der innere Durchmeſſer beträgt unten am Boden 4 Schuh 10 Zoll, oben hingegen 4 Schuh 5 Zoll pariſer Maß. Die Dauben ſind $2\frac{1}{4}$ Zoll dick. Sie ſind mit gut ſchließenden Deckeln verſehen, um den Zutritt der atmoſphäriſchen Luft abzuhalten, wenn mit Färben aufgehört wird. Diejenigen Küpen, in welchen mittels einer Maſchine gefärbt wird, damit dieſe angemeſſen placirt werden kann, ſind von viereckiger Form, 9 Fuß lang, $4\frac{1}{2}$ Fuß breit und 8 Fuß tief.

A. Heiterblaue Vitriolküpe. 6 Pf. Guatimalo-Indig werden in einer Reibeſchale mittels Kanonenkugeln und Waſſer zum feinſten Saſt abgerieben und in das Anſatzfaß gegeben. Es werden jetzt 18 Pf. friſcher kupfer- und zinkfreier Eiſenvitriol in heißem Waſſer gelöſt, zugleich in einem andern Gefäß 24 Pf. friſch gebrannter Kalk zum Kalkbrei gemacht. Den Indig rühre man mit der Eiſenvitriolauflöſung zuſammen, bringe alsbald den Kalkbrei hinzu, rühre die Maſſe eine halbe Stunde lang durch einander, decke das Gefäß zu, wiederhole das Umrühren nach einer Stunde, und ſetze die Operation den Tag über noch 2 bis 3 Mal fort. Den andern Morgen gebe ich die Indigauflöſung zum Waſſer in die Küpe, laſſe ſie gleich, und denſelben Tag noch 3 Mal, jedes Mal eine Viertelſtunde, aufrühren, wonach ſie ſchon den darauf folgenden Tag zum Färben verwendet werden kann.

Der Darſtellung einer ſchönen und lebhaften heiterblauen Farbe iſt nichts hinderlicher, als das in der Küpe zugleich mit aufgelöſte Indigbraun; es macht zwar die Farbe dunkler, raubt aber den ſchönen eigenthümlichen Lüſtre, welcher beim Heiterblau vorzüglich geſchätzt wird. Es iſt daher nothwendig, um eine ſchöne hellblaue Farbe zu erhalten, das aufgelöſte Indigbraun aus dem Liquiden ſo viel als möglich zu beſeitigen. Dieſes kann durch einen angemeſſenen Zuſatz von Kalkhydrat bezweckt werden. Man muß indeſſen auch bei dieſem Zuſatze vorſichtig zu Werke gehen, weil zu viel vorhandner Kalk das Indigblau als eine unauflösliche Verbindung fällt. Am zweckmäßigſten düefte beim Anſetzen einer ſolchen heiterblauen Küpe folgender Geſtalt verfahren werden. Man gibt den fein abgeriebenen Indigo in das zum Anſetzen beſtimmte, mit warmem Waſſer angefüllte Gefäß, ſetzt von dem beſtimmten abgewogenen, zuvor mit Waſſer gelöſchten Kalk (Kalkhydrat) die Hälfte hinzu und durchrührt es einige Zeit, dann ſetzt man unter gutem Rühren einen Theil von dem beſtimmten mit heißem Waſſer aufgelöſten Eiſenvitriol hinzu, durchrührt es gut, und fährt nun ſofort nach und nach unter gutem Ruhren abwechſelnd von dem Kalk und der Eiſenvitriolauflöſung zuzuſetzen, bis der Indiganſatz vollkommen gut angekommen iſt. Hierauf bringt man denſelben in die nicht ganz mit Waſſer angefüllte Küpe, und gibt unter gutem Umrühren abwechſelnd, ſo lange von dem gelöſchten Kalkbrei und der Eiſenvitriolauflöſung hinzu, bis die Auflöſung nach 12ſtündigem Ruhen und öfterm Durchrühren das angemeſſene grünlich gelbe Anſehen erlangt hat. Bei einem ſolchen Veefahren dürfte ſich das aufgelöſte Indigbraun nach und nach mit dem Kalk verbunden ausſcheiden, und alsdann die fernere Auflöſung von dem Indigblau erfolgen, ohne nutzlos durch die Einwirkung vom überſchüſſigen Kalke, wenn man nämlich zu viel anwendet, niedergeſchlagen zu werden.

Die Wechſelwirkungen, welche die verſchiednen angewendeten Subſtanzen bei dem Anſetzen der kalten Indigküpe mittels Kalks und Eiſenvitriols auf einander ausüben, beſtehen darin: Ein Theil von dem Kalkhydrate bemächtigt ſich der Schwefelſäure von dem aufgelöſten Eiſenvitriol, es bildet ſich ſchwefelſaurer Kalk (Gyps), welcher zu Boden fällt. Das freigewordene Eiſenoxydul desoxydirt den Indig, nimmt deſſen Sauerſtoff auf und verändert ſich in Eiſenoxyd, welches ſich ebenfalls ausſcheidet. Ein andrer Theil von dem Kalk geht mit dem größten Theil von dem Indigbraun eine unauflösliche Verbindung ein, und der Überreſt von dem Kalk löſt das Indigblau auf, wobei zugleich eine Portion Indigroth mit aufgelöſt wird. Der Indig oder Pflanzenleim befindet ſich ebenfalls aufgelöſt in dem Indigliquidum. Ein kleiner Überſchuß von dem Kalke, welcher vorhanden ſein muß, geht mit einem kleinen Theil von dem reducirten Indigblau eine unauflösliche Verbindung ein, und fällt mit gelber Farbe zu Boden.

Wendet man zu viel Eiſenvitriol an, ſo bildet ſich Eiſenoxydoxydul; die Maſſe erſcheint dunkler gefärbt, die Schwefelſäure iſt nicht vollſtändig beſeitigt, wirkt nachtheilig auf die auf das Zeuch gedruckten Pappmaſſen und löſt dieſelben auf. Bei dem Färben ſolcher Zeuche, die mit keiner Pappmaſſe bedruckt worden ſind, leiſtet jedoch eine Küpe, welche nicht ſo ſcharf in Kalk ſteht, gute Dienſte, der Grund färbt ſchneller und egaler an, und die ſchon auf den Zeuchen befindlichen Farben aus Krapp, Blauholz u. ſ. w. werden dadurch nicht alterirt. Ein vermehrter Zuſatz von aufgelöſtem Eiſenvitriol iſt auch ein gutes Mittel, das aufgelöſte reducirte Indigblau in der hellen Flüſſigkeit zu erhalten und am Ende aus dem Bodenſatze herauszuziehen.

Bei der Anwendung von zu vielem Kalke halten zwar die auf dem Zeuche gedruckten Pappen das Färben ſehr gut aus, man erhält auch eine gute blaue Farbe, allein das Zeuch färbt ſehr langſam, und wenn es nicht ſehr gut gereinigt worden iſt, ungleich und oft weißſprenklicht an. Die ſchon auf den Zeuchen befindlichen Farben aus Krapp, Blauholz ꝛc. werden theilweiſe zerſtört, und wie ſchon bemerkt worden iſt, fällt ein Theil von dem Indigblau in unauflöslicher Verbindung mit

Digitized by Google

dem überſchüſſigen Kalke wirkungslos zu Boden, wodurch der Küpenſatz ein ſehr gelbes oder weißgelbes Anſehen erhält.

Wenn man dagegen zu wenig vom Eiſenvitriol oder gebrannten Kalk in Anwendung bringt, ſo wird in dem erſten Falle das Indigblau nicht vollſtändig desoxydirt, und kann ſich nicht vollkommen auflöſen; im zweiten Falle fehlt es an dem Auflöſungsmittel und es bleibt demnach unaufgelöſter Indig in dem Küpenliquidum vorhanden. Während des Färbens, vorzüglich der mit Pappen bedruckten Zeuche, wird, indem dem reducirten Indig dadurch Sauerſtoff dargeboten wird, ebenfalls unaufgelöſtes Indigblau gebildet. Aus dieſem Grunde iſt es nothwendig, daß man nach der jedesmaligen Beendigung des Färbens das Küpenliquidum nebſt dem Bodenſatze gut aufrührt, daſſelbe unterſucht und das etwa Fehlende an Kalkhydrat und aufgelöſtem Eiſenvitriol, nebſt ſo viel von dem Indigſpeiſeanſatz unter gutem Rühren hinzugibt, als man glaubt herausgefärbt zu haben. Hierdurch erhält man eine gut angeſetzte Küpe, die nicht nur in einem guten und tauglichen Zuſtande iſt, ſondern dieſelbe wird auch durch die Zeit noch verbeſſert.

In allen ſolchen in Verbindung mit gebranntem Kalk zweckmäßig dargeſtellten Indigküpen iſt in der Flüſſigkeit nebſt dem reducirten Indigblau und der dabei angewendeten Baſis, Pflanzenleim, Indigroth und eine geringe Spur von Indigbraun aufgelöſt worden. Bei dem Färben der Zeuche darin tritt nebſt dem aufgelöſten reducirten Indig auch Indigroth und Indigbraun, wenn das letztere nicht beſeitigt worden iſt, mit demſelben in Verbindung, und werden bei der Wiederbildung von dem Indigblau durch die Einwirkung des Sauerſtoffs aus der Luft mit darauf niedergeſchlagen und befeſtigt; dieſes führt nun dem Verfahren, welches man bei dem Anſtellen der Indigauflöſung und Inſtandhaltung derſelben beobachtet hat, angemeſſen, eine beſſere oder ſchlechtere Farbe herbei, und iſt wahrſcheinlich die Veranlaſſung, daß man manchmal, anſtatt einer ſchönen blauen Farbe, eine graublaue Nuance erhält, welches ſich vorzüglich bei dem Blaufärben der Lapisartikel ereignet, und nach dem Färben ſolcher Zeuche mit Krapp ſehr bemerkbar iſt, durch das nachherige Färben mit Quercitronrinde ſich aber ziemlich wieder verliert. Der aufgelöſte Indig oder Pflanzenleim bleibt in der Küpenflüſſigkeit zurück und färbt dieſelbe gelb.

B. Heiterblaue Perlküpe. Auf 6 Pf. abgeriebenen Guatimalo-Indig bringe man in dem Anſatzfaſſe nach obiger Weiſe 18 Pf. Eiſenvitriol, 24 Pf. Kalk und zuletzt die helle kauſtiſche Lauge von 6 Pf. Potaſche und 6 Pf. Kalk. Nach vollkommner Auflöſung des Indigs wird die Maſſe zum Waſſer in die Indigoküpe gegeben, und wie oben gezeigt verfahren.

Zum Heiterblaufärben bedient man ſich für gewiſſe Artikel auch noch nachſtehender Indigküpe: Man füllt die Küpe $^3/_4$ voll Flußwaſſer, ſetzt 230 Maß kauſtiſche Lauge 12° Reaum. ſtark zu, und gibt die Auflöſung von 5 Pf. oſtindiſchem Indig, 20 Pf. Eiſenvitriol und 20 Pf. Kalk hinzu, oder man bringe in 1000 Maß Waſſer 155 Maß kauſtiſche Lauge, 10° ſtark mit 5 Pf. 10 Loth Eiſenvitriol, und ſetze die Auflöſung von $2^1/_2$ Pf. Indig 10 Pf. Eiſenvitriol und 10 Kalk hinzu.

Die heiterblauen Perlküpen mit Zuſatz von Kali- oder Natronlauge liefern ein ſchöneres Hellblau als die gewöhnlichen Küpen mit Eiſenvitriol und Kalk, laſſen ſich aber nicht für dunkelblaue Artikel verwenden, weil die auf das Zeuch gedruckte Reſervagen (Paſtenpappe) durch das öftere Einſenken in die Küpe alterirt und aufgelöſt werden. Eine Indigküpe mit Kali oder Natron ohne Kalk wird gewöhnlich ſchmuzig, weil das Kali und Natron auch Indigbraun auflöſt, wodurch die Auflöſung eine dunkelbraune Farbe annimmt. Wird dann das Indigblau wieder hergeſtellt, ſo ſchlägt es einen Theil Indigbraun auf dem Zeuche mit nieder, wodurch die Farbe an Glanz und Schönheit verliert, obgleich es dazu beiträgt, die Farbe dunkler zu machen. Wird dagegen Kalk und Kali zugleich angewendet, ſo behält der Kalk das meiſte Indigbraun unaufgelöſt zurück. Aus dieſer Urſache ſetzt man bei den Perlküpen die alkaliſche Löſung auch zuletzt zu.

Tillaye gibt eine heiterblaue Indigoküpe an, in welcher ganz helle Nuancen, die in einer gewöhnlichen ſchwachen Küpe nicht ganz gleichförmig erhalten werden können, ſowol für Unigrunde als für mit Reſerven gedruckte Waare an.

Es werden 2 Pf. mit Waſſer zum feinſten Saft abgeriebenen Indigs der mit Waſſer gefüllten Küpe zugeſetzt. Jetzt werden 15 Pf. Ätzkalk zu Pulver gelöſcht und geſiebt, portionweiſe unter beſtändigem Umrühren zugegeben, dann eine Auflöſung von 5 Pf. Eiſenvitriol hinzugebracht und zuletzt 2 Pf. Soda oder Potaſche zugegeben, mehre Male des Tags aufgerührt, wonach den andern Tag gefärbt werden kann.

Zeigt die Küpe nach dem Aufrühren eine gelbliche Farbe, ſo hat ſie zu viel Kalk, man ſetzt ihr $^1/_2$ Pf. abgeriebenen Indig und 3 Pf. Eiſenvitriol zu. Setzt ſich der Satz oder das Mark nach dem Umrühren ſchnell nieder, ſo iſt Mangel an Kalk vorhanden, und man ſetzt 3 bis 4 Pf. zu.

Färbt die Küpe zu licht, ſo ſpeiſt man mit 1 Pf. Indig, 5 Pf. Kalk, $1^1/_2$ Pf. Eiſenvitriol und 1 Pf. Potaſche oder Soda, wonach den andern Tag gefärbt werden kann.

C. Heiterblaue Zinnoxydulküpe. 8 Pf. des feinſten Guatimalo-Indigs werden mit 10° ſtarker kauſtiſch-alkaliſcher Lauge zum feinſten Saft abgerieben, die abgeriebene Maſſe in einen geräumigen eiſernen Keſſel gebracht, 90 Pf. 10° ſtarke kauſtiſche Kalilauge und 54 Pf. in Teigform friſch bereitetes Zinnoxydul zugegeben, über dem Feuer bei 75° R. ſo lange unter ſtetem Umrühren erhalten, bis die Auflöſung des Indigs vollkommen erfolgt iſt. Man gibt jetzt der mit Waſſer gehörig angefüllten Küpe ſo viel kauſtiſch-alkaliſche Lauge zu, bis das Waſſer ſtark alkaliſch reagirt, bringt die Indigauflöſung hinzu, und behandelt das Indigliquidum auf vorbeſchriebene Weiſe. Der Zuſatz von kauſtiſcher Kali- oder Natronlauge zum Waſſer in der Küpe, um letzteres alka-

liſch zu machen, dient dazu, um jede Diſpoſition zur partiellen Zerſetzung der Auflöſung des Indigs zu verhindern.

In einer ſolchen kalten Indigoküpe erſetzt das Zinnoxydul den Eiſenvitriol, es desoxydirt den Indig, und veranlaßt dadurch deſſen Auflöſung in der Ätzlauge. Wendet man Zinnchlorür an, ſo tritt die Salzſäure deſſelben mit einem Theil von dem Kali in Verbindung, bildet ſalzſaures Kali und das freigewordene Zinnoxydul desoxydirt den Indig und macht ihn in dem überſchüſſigen Ätzkali auflöslich.

Die Zinnoxydulküpe beſitzt außer der guten Eigenſchaft, ein überaus lebhaftes Heiter- oder Hellblau darzuſtellen, noch außerdem den Vortheil, daß die Waare ohne ſogenannte weiße Sprengel ganz gleichförmig durchgefärbt aus der Küpe kommt. Eine ſolche Küpe benutze ich für Mouſſeline und ganz feine baumwollene Stoffe, die mit Papp oder Paſte bedruckt, himmelblau gefärbt werden ſollen, und zwar unausgeſetzt ſo lange, als der Papp oder die Paſte noch ſcharf ſtehen, ohne einen Fluß anzudeuten. Tritt dieſer Zuſtand ein, ſo erſchöpfe ich das blaue Pigment in der Küpe durch uniblau zu färbende Waare, welche nachgehends theils für Blau, theils für Solidgrün verwendet wird. Die mit Papp oder Paſte bedruckte Waare laſſe ich ſanft in die Küpe einſenken, geſpannt ohne Bewegung des Sternrahmens, 2 bis 3 Minuten in dem Küpenliquidum, wonach gelüftet und die Waare zuletzt am Fluß ausgewaſchen und gereinigt wird. Aus der alkaliſchen Zinnoxydulküpe färbe ich regelmäßig bis zur gänzlichen Erſchöpfung an Pigment 155 bis 160 Stücke $^{6}/_{4}$ Ellen breite und 50 Ellen lange baumwollene Gewebe, theils mit Papp oder Paſte aufgedruckte, theils zum gänzlichen Ausziehen der Farbe uniblau zu färbende Stoffe.

Hin und wieder bediene ich mich auch einer Zinnoxydulküpe, welcher ich noch Eiſenvitriol und Ätzkalk in proportional angemeſſenen Verhältniſſen zuſetze. Das ſchwefelſaure Manganoxydul, welches zur Desoxydation des Indigs vorgeſchlagen wurde, bietet durchaus kein günſtiges Reſultat in den Indigofärbereien dar.

D. Die Indigoküpe für Mittelblau. 10 Pf. oſtindiſcher Indigo, 30 Pf. Eiſenvitriol, 40 Pf. Kalk.

E. Indigo-Lapisküpe. Bei der kalten Indigoküpe für den ſogenannten Lapisartikel in der Zeuchdruckerei beobachte ich nachſtehendes Verhältniß: 12 Pf. des beſten oſtindiſchen Indigs, 36 Pf. Eiſenvitriol und 48 Pf. Kalk. Dieſe Küpe muß jeden Abend, wenn das Färben beendigt iſt, in Verhältniß der daraus gefärbten Waaren, mit aufgerührtem Küpenliquidum der Speiſeküpe nachgeſpeiſt werden.

F. Indigoküpe für dunkelblaue Artikel. In einem Verhältniß von 14 Pf. oſtindiſchem Indig, 42 Pf. Eiſenvitriol und 56 Pf. Ätzkalk.

Das quantitative Verhältniß des Indigs, des ſchwefelſauren Eiſens und Ätzkalks zum Anſatz und die Führung der Indigoküpen ſelbſt wird in den verſchiednen Färbereien und techniſchen Lehrbüchern noch verſchieden angetroffen, als: für Hellblau 8 Pf. Indig, 32 Pf. Kalk, 28—30 Pf. Eiſenvitriol, für Mittelblau 10 Pf. Indig, 30 Pf. Kalk, 20 Eiſenvitriol; für Lapis 20 Pf. Indig, 80—90 Pf. Kalk, 65—70 Pf. Eiſenvitriol; für Dunkelblau 10 Pf. Indig, 56—64 Pf. Kalk, 48—52 Pf. Eiſenvitriol; 30 Pf. Indig, 80 Pf. Kalk und 70 Pf. Eiſenvitriol. Ich ziehe jedoch das von mir beobachtete Verhältniß allen andern Vorſchriften vor.

Bei einer großen gut eingerichteten kalten Indigofärberei iſt es zweckmäßig, wenn zu dem Färben von einer und der nämlichen Waarengattung mehre Küpen vorhanden ſind, damit, wenn eine nicht in gutem Zuſtand ſein ſollte, man die andere benutzen, oder, wie es bei dem Färben der Zeuche für dunkelblau ſehr dienlich iſt, die Stücke in einer ſchwächern zu dem Ausfärben beſtimmten Küpe vorfärben, und alsdann in einer ſtärkern vollends gut färben kann. Gewöhnlich hat man auch die ſogenannten Speiſeküpen, mit welchen die gangbaren erfriſcht, und eine Ausſüßküpe, in welcher die ausgenutzten Küpen ausgelaugt und das Küpenliquidum beim Anſetzen einer friſchen Küpe verwendet wird. Eine ganz ausgefärbte, zum Färben nicht mehr taugliche Küpe läßt man nach gutem Durchrühren mehre Tage ruhig ſtehen, ſchöpft die helle Flüſſigkeit von dem Bodenſatze ab und bringt ſie in die Ausſüßküpe. Auf den Küpenſatz gibt man nun friſches Waſſer, worin einige Pfund Eiſenvitriol aufgelöſt worden ſind, durchrührt es gut, läßt es abſetzen, bringt das helle Liquidum wieder in die Ausſüßküpe und wiederholt dieſes ſo oft, bis aller aufgelöſte Indig aus dem Küpenſatze herausgezogen iſt.

Außer dieſem beobachtet man in den Färbereien beim Färben dunkelblauer Artikel mit weißen Objecten in ökonomiſcher Hinſicht noch das Verfahren, die dunkelblau gefärbte Waare in Ständer, welche mit Schwefelſäure angeſäuertem Waſſer verhältnißmäßig angefüllt werden, durch Stampfen auszuwaſchen, wodurch eine beträchtliche Quantität Indig gewonnen wird, welche ſich nicht mit den Faſern verbunden hat. Man pflegt den dadurch gewonnenen Indig in der Färberſprache Suppe zu nennen. Um denſelben wieder für's Färben zu verwenden, wird die blaue Flüſſigkeit mit einem angemeſſenen Verhältniß von Kalk und Eiſenvitriol den dunkelblauen Küpen zugeſetzt.

In Betreff der anzuwendenden quantitativen Verhältniſſe vom Eiſenvitriol und Kalk zum Indig bei Darſtellung der kalten Indigküpen läßt ſich übrigens mit Gewißheit nichts genau beſtimmen, indem dieſes von der Qualität des Indigs und Kalks abhängt. Man richtet ſich dabei am Beſten nach dem Anſehen und der Beſchaffenheit der Indigauflöſung, und nachdem man ein angemeſſenes beſtimmtes Quantum von Kalk und Eiſenvitriol dem Küpenliquidum gegeben, und daſſelbe unter öfterm Durchrühren einige Zeit ſtehen gelaſſen hat, wird nach genauer Prüfung von dem fehlenden Gegenſtand oder abwechſelnd von beiden, unter gutem Rühren nach und nach ſo viel hinzugegeben, bis die aufgerührte Küpe das nöthige Anſehen gewonnen hat.

Die in den Lehrbüchern angegebenen quantitativen Verhältniſſe differiren von einander und man findet faſt allgemein gegen die techniſche Angabe zu wenig Ätzkalk oder

Digitized by Google

Eiſenvitriol vor. Selbſt Berzelius gibt gegen 1 Theil Indig nur 3 Theile Kalkhydrat und 2 Theile Eiſenvitriol an, mit welchem man in der techniſchen Anwendung im Großen nicht ausreicht. Manche Techniker geben wieder gegen 1 Theil Indig 5 Theile Kalk und 4 Theile Eiſenvitriol an, welches, wenn die Qualität von dieſen Materialien gut iſt, zu viel iſt. Die Anwendung von 1 Theil gutem Indig gegen 3, höchſtens $3\frac{1}{2}$ Theile Eiſenvitriol und $3\frac{1}{2}$ bis 4 Theile Kalk zum Brei gelöſcht, kann in den Indigfärbereien ſtets als das beſte und ſicherſte Verhältniß im Zuſammenſatze betrachtet werden.

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit einem ſehr intereſſanten Verfahren, welches als Erfindung der jüngſten Zeit angehört, nämlich der Methode, der Waare zuerſt einen manganbraunen Grund zu ertheilen, wozu ſich 9 bis 10 grädiges, ſalzſaures Mangan am Beſten eignet. Die braune Grundfarbe wird durch 12 grädige kauſtiſche Kali= oder Natronlauge entwickelt, nachher aber die Waare durch Auswaſchen von der alkaliſchen Dispoſition gereinigt und abgetrocknet. Man druckt jetzt auf dergleichen unigefärbte Waare, weiße Reſervage, dann Enlevage und Orange=Reſerve, und färbt nur bei einer Einſenkung 20 bis 25 Minuten in einer gut ſtehenden kalten Indigoküpe Blau, ſenkt nach dem Vergrünen, den Haſpel darauf in ein zur Seite ſtehendes Kalkmilchbad, wäſcht und zerſtört die Manganfarbe durch ein mit Schwefelſäure geſäuertes ſchwefelſaures Eiſenbad, reinigt gut und färbt bei 78° Reaum. in einem hellen Chromkalibade mit Ätzkalk, ſo erhält man durch dieſen Weg im dunkelblauen Grunde weiße, hellblaue und chromorange Figuren mit einem Male. Will man im dunkelblauen Grunde blos hellblaue und weiße Objecte haben, läßt man die Chromreſerve und das Färben im Chromkalibade weg und reinigt die Waare, nachdem der Mangangrund durch das geſäuerte Eiſenvitriolbad zerſtört iſt.

Es laſſen ſich durch dieſen Weg ſchöne feurige dunkelindigoblaue Böden, mit weißen hellblauen und auch chromorange Figuren durch bedeutende Erſparniß von Indig herſtellen. Der dunkelblaue Boden erſcheint in einem eigenthümlich glänzenden Lüſtre.

Die Prüfung für einen guten Indigoküpenanſatz beſteht in Folgendem: 1) Wenn man den Indiganſatz aufgerührt hat, ſo müſſen die Adern, welche ſich auf der Oberfläche formiren, ſofort blau werden; 2) wenn man mit der Krücke (Rührer) einen Schlag auf die Oberfläche der Küpenflüſſigkeit gibt, und betrachtet dieſelbe durch Transmiſſion, ſo muß ſie von einer glänzenden Taubenhalsfarbe erſcheinen; 3) der in der Küpe befindliche Satz darf ſich nicht zu ſchnell ſetzen; 4) wenn die Küpe aufgerührt und einige Zeit in Ruhe gelaſſen wird, und man mit dem Munde darauf bläſt, ſo muß der Kreis, welcher ſich bildet, mit einer blauen Blume eingefaßt ſein und ſich ſchnell wieder vereinigen.

Durch folgende Kennzeichen bemerkt man, daß die Küpe einer Zuſpeiſe bedarf: 1) Wenn die Küpe, nachdem ſie aufgerührt worden iſt, ein gelbes Anſehen hat, dann kann man annehmen, daß ſie einen Überſchuß an Kalk enthält. Man gibt alsdann derſelben $\frac{1}{2}$ Pf. fein abgeriebenen Indig und 3 Pf. Eiſenvitriol; 2) wenn im Gegentheil, nachdem die Küpe aufgerührt worden iſt, der Satz ſich ſogleich niederſchlägt, ſo kann angenommen werden, daß derſelben Kalk fehlt. Man ſetzt dann 3 bis 4 Pf. zu Pulver gelöſchten Kalk zu.

Die Preisfrage, welche die Société industrielle zu Mühlhauſen in Beziehung auf das Färben der Baumwolle mit Indig ſtellte, wurde kürzlich durch Philipp Schwarzenberg aus Caſſel der Foderung ganz entſprechend gelöſt. Als Auszeichnung wurde demſelben von dem Ausſchuß für Chemie die bronzene Medaille zuerkannt. Die Preisfrage verlangte, daß durch genaue Verſuche ausgemittelt werden ſoll, „welche Rolle beim Blaufärben der Baumwolle die verſchiedenen außer dem Indigblau in dem käuflichen Indig enthaltenen Stoffe ſpielen;“ ferner „ob dieſe Stoffe beim Blaufärben nothwendig oder ſchädlich ſind, oder ob der eine oder andere von ihnen unumgänglich nöthig iſt, um ein ſolides und lebhaftes Blau zu erhalten.

Schwarzenberg bereitete ſich zuvörderſt für die gegenſeitig vergleichenden Verſuche, reines Indigblau, Indigbraun, Indigroth und Indigleim. Die Küpen, welche er Behufs ſeiner Verſuche anſetzte, beſtanden: a) in einer Kalk= und Eiſenvitriolküpe mit käuflichem Indig; b) in einer dergleichen mit reinem Indigblau; c) in mehren dergleichen mit reinem Indigblau, denen Indigleim, Indigbraun und Indigroth zugeſetzt wurden, um die Wirkung jener Stoffe, jeden einzeln für ſich in Verbindung mit reinem Indigblau beim Blaufärben der Baumwolle unterſuchen zu können.

Die intereſſanten Verſuche Schwarzenberg's haben das Reſultat feſtgeſtellt, daß der käufliche Indig in der kalten Indigküpe mittels Kalk und Eiſenvitriol aufgelöſt, beim Färben der Baumwolle ebendaſſelbe ſchöne und dauerhafte Blau zu liefern im Stande iſt, als das rein aus dem Indig geſchiedene Indigblau mit jenen Auflöſungsmitteln darzubieten vermag. Wenn die blaugefärbten Zeuche nach dem Färben durch ein ſchwefelſaures Bad von 5° Reaum. bei 40° R. baſirt werden, erſcheint die Farbe unter allen Umſtänden rein und dauerhaft blau.

Die Schwarzenberg'ſchen Reſultate werden durch nachſtehende Punkte in ein klares Licht geſtellt.

Der Pflanzenleim des Indigs befindet ſich in der mit Kalk, Eiſenvitriol und käuflichem Indig angeſetzten Blauküpe größtentheils aufgelöſt, der Reſt deſſelben bleibt im Bodenſatze der Küpe, und beim Färben befeſtigt ſich nichts davon auf den Baumwollenfaſern, da der Pflanzenleim aufgelöſt bleibt, während das Blau ſich oxydirt und niederſchlägt, ſo verhält er ſich wirkungslos auf das Reſultat.

Alles Indigbraun bildet mit dem Kalk eine unauflösliche Verbindung, es iſt davon nicht die geringſte Spur in der Küpenflüſſigkeit aufgelöſt, und es kann folglich auch keinen Einfluß beim Färben, wenn man in der klaren Küpe färbt, haben. Es läßt ſich auch nicht erwarten, daß es einen Einfluß hat, wenn man trüb färbt, denn die Verwandtſchaft des Indigbraun zum

Kalk iſt ſo groß, daß dieſer es ſogar aus ſeiner Auflöſung in Kali niederſchlägt. Muſter., welche in trüber Küpe gefärbt wurden, enthielten nicht die geringſte Spur von Indigbraun.

Das Indigroth, für ſich dargeſtellt, verbindet ſich nicht mit den Alkalien, es iſt in ihren Löſungen, ſowie im Kalkwaſſer unauflöslich. Schwarzenberg ſetzte eine Küpe mit Kalk, Eiſenvitriol und ausgeſchiednem Indigroth an, es zeigte ſich nicht die geringſte Spur von Roth aufgelöſt, als er aber Indigroth mit reinem Indigblau vermengte, löſte ſich von jenem eine bedeutende Quantität mit dieſem in der Küpe auf, während der Reſt Indigroth im Satz blieb. In dieſem Falle verhalten ſich die beiden Stoffe wie in Küpen, welche mit ungereinigtem Indig angeſetzt worden ſind. Es iſt alſo einzig das Indigblau, welches das Roth löſbar macht. Das in der Küpe aufgelöſte Indigroth fällt mit dem Blau bei deſſen Oxydation nieder, und befeſtigt ſich während des Färbens mit ihm auf der Baumwollenfaſer. Dieſer Stoff erhöht jedoch weder die Schönheit noch Haltbarkeit der Farbe, weil er ſich nur in ſehr geringer Menge auf dem Zeuche befindet; er iſt alſo nicht nöthig, um ein haltbares und lebhaftes Blau zu erzielen.

Reines Indigblau liefert in der Kalk- und Eiſenvitriolküpe weder ſchönere noch haltbarere Farben, als der käufliche Indig, ein Beweis, daß das in letzterm enthaltene Indigroth beim Färben ebenſo wenig als die andern Stoffe einen nachtheiligen Einfluß hat. Auch iſt die Menge des Indigroth, welche ſich in der Küpe auflöſt, und dann mit dem Blau auf dem Zeuche niederſchlägt, ſo gering, daß man ihr keinen bemerkenswerthen Einfluß zuſchreiben kann.

Der ſublimirte Indig (kryſtalliſirter Indig, Indigotin) verliert durch die Sublimation nichts in ſeinem Färbevermögen; er verhält ſich beim Blaufärben in der Kalk- und Eiſenvitriolküpe analog mit dem käuflichen und gereinigten Indig.

Wiedergewinnung des Indigs aus dem Satz der kalten Blauküpen. In der Kattundruckerei des Herrn Walther Crum bei Glasgow, wo viel Indig zum Dunkelblaufärben verbraucht und daher eine Maſſe von Satz, der viel Indig enthält, abfällt, wird der Färbeſtoff aus demſelben zum Anſetzen neuer Küpen ausgezogen, welches auf folgende Weiſe geſchieht: „Der Satz wird in großen Kufen mit ein wenig gelöſchtem Kalk und Eiſenvitriol verſetzt. Man füllt dann mit kaltem Waſſer auf, und rührt die ganze Maſſe gut um, worauf man ſie bis zum andern Tage ſich abſetzen läßt, um alsdann die klare Flüſſigkeit abzuziehen, und durch weitbinlaufende und breite Rinnen in eine Kufe auslaufen zu laſſen; auf dieſem Wege kommt die Flüſſigkeit mit der atmoſphäriſchen Luft in vielfache Berührung, daher ſich ſchon in den Rinnen viel Indig niederſchlägt. Er ſammelt ſich endlich in bedeutender Quantität auf dem Boden der Kufe an.

Die Operation wird mit demſelben Satz 4 bis 5 Wochen lang wiederholt, indem man immer nach zweimaligem Ausſüßen, oder alle zwei Tage ein wenig Eiſenvitriol und Kalk zuſetzt, um den Indig ſtets desoxydirt und löslich zu erhalten. Nachdem der Satz auf dieſe Art 30 mal ausgewaſchen worden iſt, gibt er endlich keinen Farbeſtoff mehr an das Waſſer ab, und wurde in dieſem Zuſtande früher als erſchöpft weggeworfen. Erſt ſeit kurzem hat man beobachtet, daß, obgleich dieſe erſchöpften Rückſtände an das Waſſer nichts mehr abgeben, ſie doch noch viel Indig zurückhalten, und der Beweis dafür iſt, daß ein in dieſen Rückſtand getauchtes Baumwollenzeuch ſich blau färbt. Selbſt der durch Baumwollenzeuch erſchöpfte Satz enthält aber doch auch noch Indig, und man braucht ihn nur einige Tage mit einer geringen Menge einer desoxydirenden Subſtanz ſtehen zu laſſen, um neuerdings ebenſo gut wie das erſte Mal darin färben zu können.

Echter Indigoblau und ſolid grüner Grund mit weißen Figuren. Dieſes ſchöne Fabricat wird in Blau dargeſtellt, wenn die Waare in der heiterblauen oder mittelblauen Indigoküpe hell oder mittelblau gefärbt, nachgehends in neutralem chromſaurem Kalibade imprägnirt, und mit ſauren Reſervagen die weißen Objecte dargeſtellt werden. Grüner Grund mit Weiß, wenn die blau gefärbte Waare mit eſſigſaurer Thonerde imprägnirt, nachgehends im neutralen Chromkalibade durchgenommen, ſaure Reſervage aufgedrückt, gut gereinigt, und im Wau- oder Quercitronbade ausgefärbt wird. Die ſauren Salze und Säuren zerlegen das chromſaure Kali, die frei gewordene Chromſäure entmiſcht ſich in Chromoxydul, welches ſich mit den angewandten Pflanzenſäuren (Sauerkleeſalz und Weinſteinſäuren) zu Doppelſalzen verbindet, wodurch Sauerſtoff frei wird, welcher auf den Indig im Augenblicke der Entbindung einwirkt nnd denſelben weiß bleicht (zerſtört), wobei ſich kohlenſaures Gas entwickelt.

Solid grüner Grund mit weißen und bunten Reſervagen. Erſt ſeit kurzer Zeit kennt man in der Baumwollenzeuchdruckerei ein intereſſantes Verfahren, ſowol weiße als mit Krapp und Blauholzfarben in angemeſſenen Deſſeins vorgearbeitete Zeuche in ſolidgrünem Grunde darzuſtellen. Für dieſen Behuf placirt man neben einer Indigoküpe, die mit 10 Pf. oſtindiſchem Indigo, 30 Pf. Eiſenvitriol und 40 Pf. Kalk angeſetzt iſt, eine zweite gleich große Küpe, in welcher 150 Pf. Bleizucker mit 160 Pf. Ätzkalk zur Kalkmilch bereitet, in eine baſiſch eſſigſaure Bleizuckerküpe verwandelt wird.

Die auf Rahmen geſpannten Zeuche werden 5 Minuten lang, ohne bewegt zu werden, in das baſiſch-eſſigſaure Bleiliquidum eingeſenkt, vorſichtig in die Höhe gezogen und nach einigem Ablaufen der Flüſſigkeit 2 bis 3 bis 5 Minuten, je nachdem die grüne Farbe heller oder dunkler ſein ſoll, in die Indigküpe gebracht. Nach dem Vergrünen wird die Waare vom Rahmen genommen, am Fluß oder Bach vorſichtig gewaſchen, gereinigt und in einem ſauren, chromſauren Kalibade grün gefärbt. Dieſer ſchöne echtfarbige Modeartikel kann außer weißen und andern gefärbten Gegenſtänden auch mit gefärbten Reſervagen (gefärbten Pappen, Paſten) ausgearbeitet werden. Die ſolidgrüne Grundfarbe mit illuminirter Auf-

Digitized by Google

arbeitung wird auch noch erhalten, wenn die Waare zuerſt in der Indigoküpe blau gefärbt, von da unmittelbar in eine Küpe mit einer angemeſſenen eſſigſauren Bleiauflöſung gebracht, und dann in einer zur Seite ſtehenden Kalk-, Kochſalz- oder Salmiakküpe das Bleiſalz auf dem Gewebe fixirt und in baſiſchen Zuſtand verſetzt wird. Die ſo behandelten Zeuche werden ſorgfältig gereinigt, im ſauren, chromſauren Kalibade grün gefärbt, wieder gereinigt und können zur Belebung der Farbe in einem ganz ſchwachen, ſalzſauren Bade durchgenommen werden; ſie werden nachgehends wieder gewaſchen und im Schatten abgetrocknet.

Fayenceblau. Fayenceblaufärberei. Das Fayenceblau, auch Chineſiſch- und Engliſchblau genannt, wird bereits ſeit längerer Zeit in den meiſten Kattundruckfabriken ausgeführt, wo man es zu einer hohen Vollkommenheit gebracht hat. Zur Darſtellung und Befeſtigung dieſer blauen Farbe in einigen Abſtufungen hat man verſchiedene Methoden, indem man dieſelben theils mit 4 und 6, theils mit 2 und auch nur mit 1 Küpe mehr oder minder ſchön erreicht. Ich gebe der Anlage mit 4 Küpen allen andern den Vorzug und verfahre dabei folgender Geſtalt:

Bereitung der Indigmaſſe für den Druck. 5 Pf. des beſten oſtindiſchen Indigo werden mit 1 Pf. Schwefelarſen (gelbes Arſenik) und Waſſer in einer Reibſchale mittels eiſerner Kanonenkugeln zum feinſten Saft abgerieben, das abgeriebene mit hellem Flußwaſſer bis auf 112 Maß (das Maß Waſſer 2 Pf.) geſtellt. Es werden jetzt 10 Pf. friſcher kupfer- und zinkfreier Eiſenvitriol in 4 Maß heißem Waſſer gelöſt, und mit 5 Maß ſich im Minimum der Oxydation befindlicher eſſigſaurer Eiſenauflöſung, nebſt 15 Pf. fein geſtoßenem arabiſchem Gummi hinzugebracht, und in einem Keſſel über dem Feuer bei gelinder Temperatur ſo lange erhalten, bis der Gummi vollkommen gelöſt iſt. Die ſo bereitete Druckfarbe wird durch Leinwand paſſirt, wonach ſie ſich für den Handdruck ſowol als für den Walzendruck qualificirt. Will man hellere Eindruckfarben erzielen, nämlich 2 und 3 Blau, ſo nehme man für das zweite Blau 1 Theil Farbe mit 1 Theil Gummiwaſſer, für das dritte hingegen 1 Theil Farbe mit 2 bis 3 Theilen Gummiwaſſer verſetzt.

In einigen Fabriken wird der blauen Druckfarbe in angemeſſener Portion noch Zinnſalz (ſalzſaures Zinn) zugeſetzt, welches ich für Erzeugung einer ſchönen und lebhaften blauen Farbe nicht für rathſam finde.

Zur Entwickelung und Befeſtigung der Farbe bediene ich mich 4 verſchiedner Küpen, welche dem Geſchäft angemeſſen in ihrer Reihenfolge aufgeſtellt ſind, als: 1) der Kalkküpe, die mit 200 Pf. Ätzkalk zur Kalkmilch bereitet wird; 2) der Eiſenvitriolküpe, welche in mit Waſſer aufgelöſtem Eiſenvitriol bis auf 9° Reaum. geſtellt wird; 3) der kauſtiſchen Kaliküpe, 15° Reaum. ſtark, die mit heller kauſtiſcher Kalilauge aus 2 Theilen guter Potaſche und 1 Theil friſchgebranntem Ätzkalk hergerührt wird; 4) der ſchwefelſauren Küpe, welche 3—4 bis 6° Reaum. willkürlich ſauer erhalten wird.

Die Operation des Färbens beginnt folgender Weiſe: die auf Sternrahmen geſpannte Zeuche werden 10 Minuten hindurch in die zuvor leicht aufgeſtoßene milchartige Kalkküpe eingeſenkt, in die Höhe gezogen, 10 Minuten in der Eiſenvitriolküpe, von da wieder 10 Minuten in die Kalkküpe, wieder 10 Minuten in die Eiſenvitriolküpe und dann 10 Minuten in die kauſtiſche Kaliküpe eingelaſſen, zuletzt aber ſo lange in die ſchwefelſaure Küpe gebracht, bis der weiße Grund vollkommen hergeſtellt und die Farbe, ſchön Blau, entwickelt iſt.

Die Waare wird jetzt vom Rahmen abgenommen, am Fluß gut gewaſchen, zweimal gedroſchen, geſchweiſt, aufgehangen und abgetrocknet. Für koſtbare, ganz feine Waaren, um das Blau ganz brillant und den Grund möglichſt weiß zu erhalten, laſſe ich dergleichen Stoffe noch einmal in einem ſeparat hergerichteten friſchen ſchwefelſauren Bade ſäuern, und das Waſchen und Dreſchen wiederholen. Der ſchwefelſauren Küpe, deren Säure bald erſchöpft wird, laſſe ich von Zeit zu Zeit friſche Säure reichen, um das Abziehen möglichſt gut zu erreichen.

Bei jedem Einſenken in die Kalkküpe wird erforderlich, dieſelbe mäßig aufzurühren, damit die Waare mit der Kalkmilch in gleichförmige Berührung geſetzt wird, weil ſonſt Fluß der Farbe zu befürchten iſt.

Nachdem 30 bis 35 Stücke, $^7/_4$ breite und 50 Ellen lange Calicowaaren die Küpen paſſirt, wird ein Nachſatz gegeben, um ſie hinſichtlich ihrer Concentration auf den frühern Normalſtand zurückzuführen. Nach dem Färben von 300 bis 350 Stücken erſcheinen die Küpen entkräftet; ſie werden daher ausgeleert und wieder friſch angeſetzt.

Hier, wo der Indig mit Schwefelarſen und ſchwefelſaurem Eiſenoxydul aufgedruckt wird, desoxydirt ſich der Indig zum Theil theilweiſe durch dieſe Zuſätze. Das abwechſelnde Eintauchen in die Kalk- und Eiſenvitriolküpe desoxydirt den Indig ſo, daß er im reducirten Zuſtande ſich mit der Faſer verbinden und befeſtigen kann. Vollkommen erſcheint die Desoxydation und Auflöſung desſelben in der kauſtiſch-alkaliſchen Lauge, wonach die Farbe mit dem Zeuche verbunden an der Luft blau erſcheint. Bei dieſer Manipulation örtliches echtes Blau zu erhalten, fällt jedoch eine beträchtliche Menge Eiſenoxyd auf dem Zeuche nieder, welches nur durch anhaltendes Behandeln im ſchwefelſauren Bade beſeitigt werden kann, wodurch das Blau rein und der Boden weiß erſcheint.

Das Gelingen in der Fayence-Färberei, um ſich ſtets gleichförmiger Reſultate zu verſichern, bedingt: a) daß, je feiner der Indigo zum Saft abgerieben iſt, die Farbe um ſo reiner und intenſiver erſcheint; b) daß man die gedruckte Waare 5 bis 6 Tage liegen läßt, bevor die Farbe in den Küpen entwickelt und befeſtigt wird; c) daß die Kalkküpe, bevor die Stücke eingeſenkt, mäßig aufgerührt werde, damit ſich kein dicker Kalkſatz in den Falten der Waare anhäuft, die durch das Aufrahmen theilweiſe entſtehen, wodurch die blaue Farbe auf denſelben Stellen abgeriſſen, ja ſogar zerſtört wird. Die Kalkküpe darf auch weder zu viel, noch zu wenig aufgerührt



Digitized by Google

werden; ſie muß ſich ſtets in einer Beſchaffenheit befinden, daß das Liquidum als lockere Kalkmilch ohne beträchtlichen Satz zu betrachten iſt. Zu wenig ſchwebende Kalktheilchen veranlaſſen hingegen das Ausfließen der Farbe. Da die Kalkküpe diejenige iſt, in welche die Waare trocken eingeſenkt wird, ſo entzieht ſie derſelben eine beträchtliche Quantität Flüſſigkeit, weßwegen man ſie öfters mit Kalkmilch nachſpeiſen muß; d) daß die Zeuche nach dem Säuren aus dem ſchwefelſauren Bade ſo ſchnell als möglich zum Auswäſſern gebracht werden, weil ſonſt leicht Eiſenroſtflecke zu befürchten ſind, die, wenn ſie einmal entſtanden, nicht wieder wegzuſchaffen ſind; e) daß die Eiſenvitriol- und kauſtiſche Kaliküpe durch zweckmäßige Zuſpeiſe in ihrem möglichſt ſpecifiſch ſchweren Normalſtande erhalten werde.

Fayencegrün. Faſt ganz übereinſtimmend mit der Fayenceblaufärberei iſt die Darſtellung der höchſt ſoliden fayencegrünen Farbe. Sie erfodert übrigens genaue Sachkenntniß und eine große Aufmerkſamkeit, wenn ſtets gleichgünſtige Reſultate erzielt werden ſollen, und wird daher auch weit ſeltner in unſern Kattundruckereien angetroffen. In dieſem Gebiete der Colorie waren die Engländer die Erſten, welche mit fayencegrün gedruckter Walzendruckwaare auf den Continent kamen. Dingler ſtellte die Farbe im Jahr 1809 zuerſt in der Kattundruckerei der Herren Dollfus, Mieg und Comp. zu Mühlhauſen im oberrheiniſchen Departement her.

Zur Erzielung dieſer grünen Farbe wird ſtatt des Eiſenvitriols das neutrale ſchwefelſaure Zinn zur Druckfarbe verwendet. Man rechnet auf 2 Pf. Indig 4 Pf. ſchwefelſaures Zinn, wodurch ein ſattes dunkles Grün erhalten wird. Will man die Farbe dunkler nuanciren, ſo nimmt man von dem ſchwefelſauren Zinn im Verhältniſſe etwas weniger, und will man heiteres, mehr ins Gelbe neigendes Grün haben, ſo hat man von dem ſchwefelſauren Zinn etwas mehr zu nehmen. Zum Behuſe der Druckfarbe wird, wenn der Indig mit Waſſer zum feinſten Saft abgerieben iſt, das ſchwefelſaure Zinn hinzugeſetzt, und die Farbe mit Gummi in druckförmigen Zuſtand verſetzt.

Die Zeuche werden nach dem Aufdruck mittels Hand- oder Walzendruckes gleich den andern Tag in den Fayenceküpen, grade wie das Fayenceblau ſelbſt behandelt, wobei nur zu beobachten iſt, daß das ſchwefelſaure Bad öfters friſch bereitet werden muß, weil ſich ſonſt zu viel Unreinigkeiten in den weißen Grund einziehen und beim nachherigen Grünfärben ſich zu viel Pigment in den weißen Grund einzieht, ein Umſtand welcher auf Koſten der Schönheit der Farbe ein unangenehmes Bleichen nach ſich zieht. Die Farbe erſcheint, nachdem ſie die Fayenceküpen-Paſſagen durchgegangen, blau. Sie wird im Quercitron- oder Waubade in Grün umgeändert.

Das von Thomſon neuerlich angegebene Verfahren, ein ſolides Indigogrün für den Walzendruck darzuſtellen, beſteht in Folgendem: „Es werden 13 Loth fein gepulverter Indig mit 4 Pf. Waſſer, 13 Loth Schwefelarſenik (gelber Arſenik) und 13 Loth friſch gebrannter Kalk, ſo lange über dem Feuer erhalten, bis die Auflöſung des Indigs vollkommen erfolgt iſt. Die Auflöſung wird über 20 Loth gebrannte Stärke ausgegoſſen und in einem marmornen Mörſer mit Piſtill ſo lange abgerieben, bis die Farbe geſchmeidig dünn und druckrecht geworden. In $^{10}/_{8}$ Maß ſalzſaure Zinnauflöſung von 75° Reaum., die in einem bleiernen Gefäß erwärmt, werden 2 Pf. fein gepulverter Alaun aufgelöſt, und in die Indigofarbe eingerührt. Zur Entwickelung und Befeſtigung der Farbe wird die gedruckte Waare auf Rahmen geſpannt, eine Viertelſtunde lang in eine Küpe eingeſenkt, worin im Verhältniß auf 2 Pf. Waſſer 5 Loth kohlenſäuerliches Kali (Potaſche) und 6½ Loth Kuhkoth zertheilt ſind.

Nach dem Färben muß jeden Tag der Kuhkoth aus der Küpe herausgenommen und durch friſchen erſetzt werden, welches dadurch geſchieht, daß die Flüſſigkeit in eine zur Seite ſtehenden Küpe durch Heber abgelaſſen und der Satz weggeworfen wird. Die Anwendung des Kuhkothes iſt weſentlich erfoderlich, um das Einſchlagen in den weißen Grund vollkommen zu verhindern, wenn die Farbe durch ein Quercitron- oder Waubad hergeſtellt wird.

Walzendruckgrün ohne Küpenpaſſage. Das ſogenannte topiſche Grün für den Walzendruck bereite ich folgendergeſtalt: „Die mehrmals mit heißem Waſſer ausgeſüßte Thonerde, welche aus 10 Pf. Alaun mittels Kalilauge gefällt worden, wird in 5 Maß 36° Reaum. ſtarker Ätzkalilauge aufgelöſt und für den Gebrauch ſorgfältig verwahrt."

Bereitung der grünen Druckfarbe. 2 Pf. Zucker werden in 4 Pf. Waſſer gelöſt, und damit 4 Pf. gebrannte Stärke angerührt. Es werden jetzt 4 Maß Kalithonerde und zuletzt 2 Maß Indigoauflöſung zugegeben. Dieſe Farbe verarbeitet man erwärmt und zwar ſo dünn als möglich bei ſchnellem Walzenumgange auf der Maſchine, läßt die gedruckte Waare 5 bis 6 Tage hängen, bringt ſie an den Fluß oder Bach, reinigt ſie, zieht ſie durch ein ſchwaches, mit Eſſig geſäuertes Waſſerbad, von wo ſie wieder gut gereinigt und im Quercitron- oder Waubade grün gefärbt wird. Die hierfür benöthigte Indigauflöſung wird in folgendem quantitativen Verhältniſſe bereitet:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 48 | Pf. | Waſſer | Der Indig wird über dem Feuer in einem eiſernen Keſſel in der kauſtiſchen Lauge mittels des Schwefelarſeniks aufgelöſt. |
| 10 | „ | Potaſche | |
| 4 | „ | Ätzkalk | |
| 4 | „ | Guatimaloindig | |
| 4 | „ | rother Arſenik | |

Auflöſung des Indigs in Schwefelarſen. Schilderblau. Pinſelblau. Malerblau. In der Druck- und Färbekunſt können wir dieſe Indigoauflöſung als eine der älteſten betrachten, wodurch dauerhaftes Blau vermittels des Pinſels aufgemalt, erhalten wird. Es beſitzt die Farbe jedoch die unangenehme Eigenſchaft, vermöge ihrer Schwefelarſenausdünſtung nachtheilig auf die Geſundheit der Fabrikarbeiter, welche ſich mit dem Aufmalen derſelben beſchäftigen, einzuwirken, daher man in neuerer Zeit meiſtens davon abgekommen und ſich jetzt vorzugsweiſe der Indigauflöſung in alkaliſcher Lauge durch

Digitized by Google

Zinnoxydul bedient. Das Schilderblau mit Schwefelarſen aufgelöſt, bereite ich auf nachſtehende Weiſe: 1 Pf. des beſten Guatimaloindig wird mit kauſtiſcher Kalilauge zum feinſten Saft abgerieben; die abgeriebene Indigmaſſe mit 9 Maß 16° Reaum. ſtarker kauſtiſcher Kalilauge und 1 Pf. gelbem Schwefelarſen (gelber Arſenik) in einem eiſernen Keſſel über dem Feuer ſo lange erhalten, bis die Auflöſung des Indigs vollkommen erfolgt iſt. Es werden jetzt 8 bis 9 Pf. fein gepulverter Gummi hinzugebracht, und ſo lange gerührt, bis das Ganze eine homogene Maſſe bildet. In den meiſten Vorſchriften Anderer findet man ſtatt gelben, rothen Arſenik; auch hat man ſtatt des Operments Schwefelſpießglas vorgeſchlagen, welchem jedoch Schwefelarſen vorzuziehen iſt. Bancroft beſchäftigte ſich viel damit, den Indig für dieſen Gebrauch durch raffinirten Zucker und ſpäter durch braune Caſſonade in Auflöſung zu bringen. Das Schwefelarſen reducirt den Indig, indem es demſelben ſeinen Sauerſtoff raubt, wodurch er in der alkaliſchen Lauge aufgelöſt erſcheint. Das Schilder- oder Malerblau bildet eine grüngelbe Maſſe, die an der Luft blau wird, daher man es ſorgfältig vor dem Zutritt der atmoſphäriſchen Luft verwahren muß. Die mit dem Pinſel auf das Zeuch getragene Farbe wäſſert man nach 24 Stunden in Flußwaſſer, wodurch ein ſchönes, ganz dauerhaftes Blau erhalten wird.

In frühern Zeiten bediente man ſich auch der Operimentküpen zum Blaufärben der Zeuche, von welchem Verfahren man aber jetzt abgekommen iſt.

Für den Walzendruck ſtelle ich ein echtes Waſchblau, nämlich ein Blau dar, welches nach 24 Stunden ausgewaſchen, für viele Fabricationsartikel weſentlich erforderlich wird. Ich bereite daſſelbe, indem 3 Pf. 16 Loth feiner oſtindiſcher Indig mit 20° ſtarker kauſtiſcher Kalilauge abgerieben in einen Keſſel gebracht und 14 Maß derſelben Lauge mit 3 Pf. Sal gemme hinzugeſetzt und das Ganze über gelindem Feuer ſo lange erhalten bleibt, bis das Steinſalz aufgelöſt iſt. Es werden jetzt 3½ Pf. gelbes Schwefelarſen hinzugebracht, und ſo lange über dem Feuer erhalten, bis die Auflöſung des Indigs erfolgt iſt. Man gießt die heiße Auflöſung in einen hölzernen Ständer über 14 Pf. geſtoßene gebrannte Stärke und paſſirt ſie durch Leinwand.

Thillaye bereitet dieſe Farbe nachſtehender Art: 2 Maß Waſſer erhitzt man bis auf ungefähr 50° C. und ſetzt dann hinzu 16 Loth fein gepulverten Indig, 16 Loth rothen Schwefelarſenik (Operment), 16 Loth gebrannten Kalk, unterhält das Erhitzen bis zum Sieden, nimmt es vom Feuer und läßt es bald erkalten, dann ſetzt man hinzu 12 Loth unterkohlenſaures Natron, rührt es und läßt es bis zum zweiten Tag abſetzen. Man ſeiht dann das helle Liquidum ab, und verdickt es pr. Maß mit ½ Pf. fein gepulvertem Gummi.

Auflöſung des Indigs mittels Zinnoxyduls, Schilderblau, Kaſtenblau. Um dem Nachtheil zu begegnen, welchen die Ausdünſtung des Schwefelarſens auf die Geſundheit der Fabrikarbeiter ausübt, hat man mit ausgezeichnetem Erfolg als Erſatz für das Opermentblau das Zinnoxydulblau ſubſtituirt, und daſſelbe auch für den Pinſel als das ſogenannte Kaſtenblau faſt allgemein in Anwendung gebracht. Die Bereitungsart iſt folgende: 2 Maß kauſtiſche Natronlauge, à 20° Reaum., wird erwärmt, dann hinzugegeben 24 Loth friſchgefälltes und ſorgfältig ausgeſüßtes Zinnoxydul, 16 Loth beſter feingepulverter Guatimaloindig. Man erhitzt die Zuſammenſetzung bis zum Sieden, indem man ſie 2 bis 3 Mal vom Feuer wegnimmt und wieder hinſetzt. Man nimmt ſie alsdann vom Feuer und verdickt die Farbe mit 3 Pf. Rohzucker, oder man bringt in einen Keſſel 10 Maß 15° ſtarke kauſtiſch-alkaliſche Lauge, gibt 1 Pf. mit 4 Pf. Waſſer abgeriebenen beſten oſtindiſchen Indig und 2 Pf. friſch bereitetes Zinnoxydul, alsdann 1 Pf. friſch gebrannten Kalk mit Waſſer zum Kalkbrei bereitet, hinzu und behandelt das Ganze über dem Feuer, bis die vollkommene Auflöſung des Indigs erfolgt iſt. Nach gänzlicher Auflöſung ſetzt man, als Verdickungsmittel für die Farbe, 8 Pf. ordinairen Kandiszucker und zuletzt 6 Pf. fein geſtoßenen Senegalgummi hinzu.

Das mittels Zinnoxyduls dargeſtellte Blau qualificirt ſich nicht allein für den Pinſel, ſondern auch mit der Druckform für den ſogenannten kalten und warmen Kaſtenblaudruck. Die blaue Farbe erſcheint nach dem Auswaſchen reiner und lebhafter als das Opermentblau. Um ſie mit der Druckform als Kaſtenblau zu arbeiten, wendet man die Farbe theils kalt, theils erwärmt an, und bedient ſich dazu eines eigends dafür hergeſtellten Apparats, der in den meiſten Druckfabriken bekannt iſt. Nach 24 Stunden wird die gemalte oder gedruckte Waare in Fluß eingehangen, und ſo lange gewaſchen, bis die Farbe vollkommen rein erſcheint.

Nach Thillaye kann man dieſes Blau noch bereiten, wenn man in ein Maß kauſtiſcher Natronlauge von 20° Reaum. 8 Loth fein gepulverten Indig mit 10 Loth Zinnoxydul zuſammen langſam kochen läßt, und lauwarm 1 Pf. liquide ſalzſaure Zinnauflöſung (in 2 Pf. Salzſäure 1 Pf. Zinnſalz auflöſt) portionenweiſe hinzurührt. Wenn das Aufbrauſen vorüber iſt, rührt man die Farbe kalt, und verdickt ſie hierauf mit 1 Pf. fein gepulvertem Gummi, ſetzt alsdann noch 1 Maß Gummiwaſſer, ½ Pf. Gummi enthaltend hinzu. Die Farbe muß, bevor man ſie in Arbeit nehmen kann, zweimal durch dichtes Zeuch durch paſſirt werden.

Sowol für den Hand- als Maſchinendruck wird auch eine gute echtblaue Farbe erzielt, wenn, wie bei der vorigen Behandlung, 16 Loth Indig und 20 Loth Zinnoxydul in 2 Maß 20° R. ſtarker kauſtiſcher Lauge zur Auflöſung gebracht, derſelben 1½ Pf. ſalzſaure Zinnauflöſung zugegeben und das Ganze mit 2½ Pf. Gummi in druckförmigen Zuſtand verſetzt wird. Die mit dieſer Farbe bedruckten Zeuche werden eine Stunde nach vollendetem Aufdruck auf Rahmen geſpannt und unter Bewegung 10 Minuten hindurch in eine Küpe eingeſenkt, die mit aufgerührtem Kalkliquidum angeſetzt wird. Nach dem Auswäſſern im Fluß nimmt man die Waare durch ein heißes Seifenbad, um die blaue Farbe zu beleben.

Dieſes Blau bietet gegen manch Anderes den Vor-

theil dar, daß es ſich lange Zeit in Desoxydation erhält; man kann es daher auf die nämliche Weiſe wie andre Farben-arbeiten laſſen. Wenn die Farbe gut iſt, muß ſie ein weißgräuliches Anſehen beſitzen. Wenn man dieſes Blau mit der Druckform vordruckt, und das Vorhergegangene mit zwei Drittheilen Gummiwaſſer verſetzt, eindruckt, kann man zweiblau darſtellen, welches das Fayenceblau erſetzt.

**Echte blaue und grüne Aufdruckfarben mittels reducirten Indigs.** Gleich nach Bekanntwerdung der höchſt intereſſanten Verſuche, welche Berzelius mit dem Indig angeſtellt, fand ich mich veranlaßt, den reducirten Indig im Großen für den Aufdruck von Solidblau und Solidgrün zu verwenden. Ich ſtellte für dieſen Gebrauch nachſtehende Verſuche an, die meiner darüber gehegten Erwartung vollkommen entſprochen haben. Die Indigauflöſung, aus welcher ich den reducirten Indig fällte, bereitete ich aus 1 Pf. des beſten Guatimaloindigs, 3 Pf. ſchwefelſauren Eiſen (Eiſenvitriol) und 4 Pf. Kalk mit ſo viel entſprechendem Waſſer, als erfoderlich war, um ein helles Küpenliquidum zu erhalten. Die helle Küpenflüſſigkeit wurde in drei gleiche Theile getheilt, und der reducirte Indig durch nachſtehende Säuren gefällt: A. Kryſtalliſirte Weinſteinſäure in 2 Theilen abgekochtem Flußwaſſer aufgelöſt. B. Reine Salzſäure mit ihrem doppelten Gewicht abgekochtem Flußwaſſer verdünnt. C. Starker Weineſſig. Dieſe Säuren brachte ich in Zwiſchenräumen langſam und nur in ganz kleinen Portionen tropfenweiſe ſo lange hinzu, als noch ein weißlicher Niederſchlag erfolgte. Nach gänzlicher Ausſcheidung des reducirten Indigs wurde die obenſtehende Flüſſigkeit mittels Heber abgelaſſen, der reducirte Indig durch zuvor abgekochtes Flußwaſſer ſorgfältig ausgeſüßt, auf ein Filtrum gebracht und alsbald in teigartiger Form in hermetiſch geſchloſſenen ſteinernen Gefäßen, mit 2 Theilen zur Syrupsconſiſtenz eingedickter Zuckercaſſonade gemengt, für den Gebrauch aufbewahrt.

Man hat die ganze Operation hindurch, vorzüglich aber beim Filtriren des reducirten Indigs, darauf zu ſehen, denſelben möglichſt vor dem Zutritt der atmoſphäriſchen Luft zu verwahren, weil das reducirte Product begierig Sauerſtoff abſorbirt, und dadurch in regenerirten Indig übergeführt wird.

Will man nun Blau für den Aufdruck haben, ſo bringe man von dem reducirten Indig ſo viel in druckförmigen Zuſtand verſetztes Gummizuckerwaſſer, als man die Farbe dunkler oder heller zu haben wünſcht. Beim Drucken der Farbe iſt zu beobachten, daß der Drucker ſchnell und unausgeſetzt arbeitet, alle 2 Stunden die Farbe vom Sieb abnimmt, dieſelbe durch friſche erſetzt und auf dieſe Weiſe fortfährt zu arbeiten. Die von dem Siebe abgenommene Farbe wird zur arbeitenden Farbe ins Gefäß gegeben; auch iſt es rathſam, den Drucker täglich 3 Mal mit friſchbereiteter Farbe zu verſehen. Sobald das Stück gedruckt und ganz trocken iſt, wird die Waare auf den Rahmen geſpannt, 2 Minuten in das trübaufgeſtoßene Kalkliquidum und von da unmittelbar 2 Minuten in die Chlorkalkküpe eingeſenkt, abgehaſpelt und am Fluß gut gereinigt.

Um ſolides Grün darzuſtellen, ſetzt man der blauen Farbe eine verhältnißmäßige Portion ſalpeterſaures Blei zu, und färbt ſie nach der Kalk- und Chlorkalkpaſſage und gutem Reinigen am Fluß im ſauren chromſauren Kalibade grün.

Als Füllungsmittel für den reducirten Indig ziehe ich die Weinſtein- und Salzſäure dem Eſſig vor.

Thillaye gibt ein Verfahren an, das reducirte Indigblau für den blauen Handdruck auf nachſtehende Weiſe darzuſtellen: „Man bereitet eine Indigoküpe aus 6 Pf. Indig, 18 Pf. Eiſenvitriol, 24 Pf. Kalk und 200 bis 250 Maß Waſſer.

Von dieſer hellen Küpenflüſſigkeit nimmt man 14 Pf. genau abgewogen, und den Schaum ſo viel wie möglich davon entfernt, gibt daſſelbe in einen ſteinernen Topf zu einer darin befindlichen Auflöſung von 2 Pf. Zinnſalz in 4 Maß Waſſer, rührt es 5 Minuten gut unter einander, verwahrt dann den Topf gegen jeden Zutritt der Luft, und läßt es 12 Stunden ruhig ſtehen. Man richtet nun ein Gefäß mittels eines großen Tuchlappens als Filtrum vor, gibt das mit der Zinnauflöſung vermiſchte Indigliquidum darauf, ſpült den Topf mit 4 Maß Waſſer rein, gibt dieſes ebenfalls auf das Filtrum und verwahrt es gut vor dem Zutritt der Luft. Nach 12 Stunden, wenn die Flüſſigkeit ſämmtlich abgelaufen iſt, bringt man den auf dem Tuchlappen zurückgebliebenen reducirten Indig mittels eines Löffels in ein gläſernes oder irdenes Geſchirr und bewahrt es, vollkommen gegen den Zutritt der Luft geſichert, zum Gebrauch auf.

Die Druckfarbe wird zuſammengeſetzt, indem man 8 Loth reducirten Indig in 12 Loth Gummiwaſſer und 12 Loth Zuckerwaſſer einrührt. Man gibt dem Drucker nicht mehr von dieſer Farbe, als er zum Bedrucken von einem Stück Waare nöthig hat. Während des Drucks muß die Farbe von dem Streichkinde oft aufgerührt werden, und der Aufdruck muß raſch hinter einander vollzogen werden. Für die Entwickelung der Farbe richtet man a. eine Kalkküpe und b. eine Chlorkalkküpe her. Die Kalkküpe, einer gewöhnlichen Blauküpe gleich, füllt man $^3/_4$ mit Waſſer an, gibt 20 Pf. gelöſchten Kalk hinzu und durchrührt gut. Sie zeigt in ſolchem Zuſtande nach dem Areometer $^1/_2$°. Die Chlorkalkküpe von derſelben Größe wird mit Waſſer $^3/_4$ angefüllt, und das helle Liquidum von 55 Pfund Chlorkalk hinzugegeben und gut durchrührt.

Die gedruckten auf Sternrahmen geſpannten Zeuche bekommen unter ſteter Bewegung einen Zug von 3 Minuten in der trübaufgerührten Kalkküpe. Man läßt die Flüſſigkeit, nachdem die Waare in die Höhe gezogen, eine Minute ablaufen, ſenkt ſie dann 2 Minuten in die Chlorkalkküpe ein, hängt ſie nach dem Abnehmen eine Stunde in Flußwaſſer, panſcht 2 mal und trocknet ſie ab.

Sehr vortheilhaft und mit weniger Umſtänden, dabei weit ſicherer im Gelingen, bereite ich ein ſolides Aufdruckblau und Grün, indem ich den fein gepulverten Indig mittels reguliniſchen Zinns und kauſtiſcher Natron-

Digitized by Google

lauge auflöſe, von der Auflöſung in mit Weinſteinſäure geſäuertes Gummizuckerwaſſer für Blau ſo viel zugebe, als die Farbe heller oder dunkler begehrt wird. Für Grün wird ſalpeterſaures Blei dabei in Anwendung gebracht, und die damit gedruckte Waare, nachdem ſie die Kalk- und Chlorkalkküpe paſſirt und gut ausgewaſchen iſt, im ſauren chromſauren Kalibade ausgefärbt.

Bei dieſem Verfahren entzieht das metalliſche Zinn dem Indig ſeinen Sauerſtoff, indem es denſelben desoxydirt und in der alkaliſchen Lauge auflöslich macht, während das Zinn ſich auf Koſten des Sauerſtoffs im Indig oxydirt und ein großer Theil desſelben in der farbigen Auflöſung enthalten bleibt.

Mit geeigneten Verdickungsmitteln angewendet laſſen ſich durch dieſen Weg ſehr ſchätzbare ſchöne blaue und grüne Farbenabſtufungen auch mittels des Walzendrucks darſtellen.

Ein anderes ſchönes ſolides Aufdruckblau und Grün erhält man auch durch nachſtehendes Verfahren:

9 Maß kauſtiſche Natronlauge 20° werden bis auf 20° Reaum. erwärmt, 7½ Pf. Zinnoxydul darin aufgelöſt, alsdann 6 Pf. fein gepulverter Indig eingetragen und ſo lange bei gelindem Feuer erhalten, bis der Indig vollkommen aufgelöſt iſt. Man gießt die Auflöſung in ein ſteinernes Gefäß, läßt ſie ganz erkalten, rührt nach und nach 9 Pf. Salzſäure 22° ſtark ein, bis die Auflöſung ſauer reagirt.

Die ſo bereitete Indigauflöſung ſtellt den Anſatz für ſolidblaue und grüne Farbe dar. Bei dieſer Operation verbindet ſich die Salzſäure mit dem Natron und bildet Kochſalz, welches ſich zum Theil kryſtalliniſch fällt, während ſich der Indig mit dem Zinnoxydul und einer angemeſſenen Portion reines Natron in der Auflöſung desoxydirt erhält. Beim Gebrauche wird die Auflöſung aufgerührt.

Für Blau werden auf 1 Pf. dickes Gummiwaſſer 12 Loth Blauanſatz gerechnet.

Für Grün, in 1 Maß ſtarkem Gummiwaſſer 16 Loth Bleizucker aufgelöſt, und auf das Pfund Bleizucker Gummiwaſſer 12—13 Loth Blauanſatz genommen.

Die gedruckte Waare wird durch ein Kalkmilchbad paſſirt und das Grün nachher im ſauren chromſauren Kalibade ausgefärbt.

Ein ſehr heiteres, ſchönes und ſolides Walzendruckblau, welches mir das Fayenceblau reichlich erſetzt, erhalte ich auch dadurch, wenn der Indig aus der abgeklärten Flüſſigkeit einer ſehr ſtarken kalten Indigoküpe durch in Salzſäure zu gleichen Theilen aufgelöſtes Zinnſalz gefällt, und der auf dem Filter erhaltene teigartige Präcipitat mit durch Tauſchverwandtſchaft bereitetem ſalpeterſaurem Eiſen und Gummi zur Druckfarbe hergerichtet wird. Die damit gedruckte Waare erhalte ich 3 Minuten lang im Kalkmilchbade, laſſe ſie eine Stunde in Fluß einhängen, nachher durch ein kaltes, 2° ſtarkes ſchwefelſaures Bad zur Zerſtörung der vorhandenen Eiſenbaſis nehmen, und zuletzt durch ein 60° Reaum. heißes Seifenbad paſſiren. Bei dieſem Blau hat man die Helle oder Tiefe der Farbe ganz in ſeiner Gewalt, je nachdem man weniger oder mehr Indig-Präcipitat der Druckfarbe reicht.

Das durch Tauſchverwandtſchaft bereitete ſalpeterſaure Eiſen ſtelle ich folgendermaßen dar: In 12 Pf. heißem Waſſer werden 4 Pf. 10 Loth ſalpeterſaures Blei durch 4 Pf. ſchwefelſaures Eiſen (Eiſenvitriol) zerſetzt, und die helle ſalpeterſaure Eiſenauflöſung in Anwendung gebracht.

Echte blaue Indigaufdruckfarben, von Eduard Leitenberger in Reichſtadt. In 18 Pf. des hellen Liquidums aus einer ſtarken kalten Indigküpe gibt man nach und nach ½ Pf. Zinnſalz, das reducirte Indigblau ſchlägt ſich aus der Flüſſigkeit nieder. Man filtrirt das Liquidum vorſichtig und bei möglichſter Vermeidung des Zutrittes der Luft davon ab, und löſt dann den erhaltenen Niederſchlag in Zuckerkalk auf. Den Zuckerkalk bereitet Leitenberger, indem 1 Theil gebrannter Kalk mit 4 Theilen Waſſer gelöſcht und 5 Theile geſtoßner Zucker darin aufgelöſt werden. Vor dem Waſchen der damit bedruckten Zeuche im Flußwaſſer behandelt man ſie in einer ſchwachen Salmiakauflöſung. Wenn man die Zeuche vor dieſer Operation dämpft, ſo erſcheint die blaue Farbe echter und brillanter.

Ausgezeichnet reine und höchſt brillante blaue Farbenabſtufungen bietet der durch Salz- oder Weinſteinſäure aus dem kalten Indigküpenliquidum niedergeſchlagene reducirte Indig dar, wenn man ſich denſelben in hinreichender Quantität verſchafft, und das reducirte Indigblau der atmoſphäriſchen Luft ſo lange ausſetzt, bis es in wiederhergeſtellten Indig verwandelt iſt. Dieſes reine, frei von Indigroth, Indigbraun und Pflanzenleim erhaltene blaue Pigment für echte druckblaue und fayenceblaue Farben mit den bekannten Auflöſungsmitteln verwendet, liefert die reinſten Farben, die durch den Weg mit käuflichem Indig nie ſo ſchön erhalten werden können. Es eignet ſich vorzugsweiſe zum Bedrucken ganz feiner Stoffe, als Mouſſelin, Pergalin, Batiſte und baumwollenen Atlaſe.

Auflöſung des Indigs in Schwefelſäure. Schwefelſaure Indigauflöſung. Indigliquor, Indigtinctur und eſſigſaure Indigauflöſung. Zur Auflöſung des Indigs in Schwefelſäure bedient man ſich vorzugsweiſe der concentrirten rauchenden Schwefelſäure (Vitriolöls), welche rein von Salpeterſäure ſein muß, weil dieſe Säure einen Theil des Indigs zerſtören und die Auflöſung verunreinigen würde. Die Verhältniſſe der Schwefelſäure und des Indigo trifft man in den Färbereien verſchieden an, ebenſo in den ältern chemiſchen Schriften eines Bergmann, Quatremere, Pörner u. a. m. Bergmann empfiehlt 8 Theile concentrirte Schwefelſäure auf 1 Theil Indig, Quatremere 6 Theile Säure auf einen Theil Indig, Pörner 4 Theile Säure auf einen Theil Indig. Bancroft und Vitalis ziehen Pörner's Verhältniß den andern vor, auch hat man in neuerer Zeit daſſelbe in allen rationellen Färbereien angenommen. Bei der Auflöſung wird folgender Geſtalt verfahren: Man gibt die rauchende Schwefelſäure in einen Topf von

Digitized by Google

Steingut, welcher im Sommer, um die zu ſtarke Erwärmung zu beſeitigen, in kaltes Waſſer geſtellt wird, den ganz fein gepulverten Guatimalo-Flor oder oſtindiſchen Indig rührt man in getheilten Portionen ſo lange ein, bis aller Indig eingerührt iſt. Durch eine Erhitzung der Maſſe wird ein Theil des Indigblaus in Verbindung mit Indigroth zerſtört, ſchwefelige Säure entwickelt und Indiggrün gebildet. Sobald aller Indig zugeſetzt worden, läßt man das Gefäß bedeckt 48 Stunden lang ſtehen, und verdünnt die Flüſſigkeit alsdann mit dem doppelten Gewicht Waſſer. Die unverdünnte Maſſe iſt ſchwarzblau von Farbe, undurchſichtig, dick und zieht an der Luft Waſſer an.

Die ſchwefelſaure Indigauflöſung bildet mit den mineraliſchen Baſen blaue Salze, welche Berzelius als Lake betrachtet, während Mitſcherlich annimmt, daß der Indig darin die Rolle des Kryſtallwaſſers ſpielt. Dumas betrachtet dieſe blauen Salze als denjenigen analog, welche man bei Behandlung der Schwefelſäure mit Alkohol und Baſen erhält, ſodaß alſo der Indig dem Alkohol und Holzgeiſt analog wäre. Dumas fand durch genaue Analyſe, daß ſich 1 Atom Indig mit 2 Atomen Schwefelſäure zu der unter dem Namen Sächſiſchblau bekannten Säure verbindet, für welche er die Benennung Schwefelindigoſäure vorſchlägt. Das Salz, welches die Säure mit Kali bildet, iſt in Waſſer auflöslich, und kryſtalliſirt in feinen ſeidenartigen und ſehr dunkelblauen Schuppen. Von dem Barytſalz löſt ſich in der Kälte wenig, in der Wärme mehr auf. Die Analyſe dieſer beiden Salze ergibt nach Dumas für den Zuſammenſatz des Indigs, 32 Atome Kohlenſtoff, 10 Atome Waſſerſtoff, 2 Atome Stickſtoff und 2 Atome Sauerſtoff.

In den meiſten Fällen wird die ſchwefelſaure Indigauflöſung bei Verwendung in der Baumwollendruck- und Färberei mittels hierfür geeigneter Subſtanzen neutraliſirt, um die corroſive Eigenſchaft, welche dieſelbe auf die Faſer der Baumwolle und des Leinen ausübt, zu beſeitigen. Man bedient ſich hierfür nachſtehender Indigauflöſungen:

1) Die Auflöſung von 1 Pf. Indigo in 4 Pf. rauchender Schwefelſäure wird mit 30 Pf. Flußwaſſer gemengt und die freie Säure mit 4 Pf. fein geſtoßener Kreide neutraliſirt. Nachdem ſich der gebildete ſchwefelſaure Kalk in der Flüſſigkeit geſetzt, wird das Liquidum filtrirt und für den Gebrauch aufgehoben. Um die Indigauflöſung noch neutraler zu erhalten, ſetzt man derſelben nach und nach ſo viel geſtoßene Kreide hinzu, als noch ein Aufbrauſen erfolgt, filtrirt, ſüßt den Rückſtand mit Waſſer aus, und dampft das Indigliquidum bis auf 60 Pf. ein. Statt der Kreide kann man ſich zum Neutraliſiren des fein geſtoßenen Marmors (kohlenſauren Kalkes) bedienen.

2) Ein Pf. Indig in 4 Pf. rauchender Schwefelſäure aufgelöſt, werden mit einer Auflöſung von 14 Pf. Bleizucker in 24 Pf. Waſſer zuſammengebracht und filtrirt. Die Schwefelſäure verbindet ſich hierbei mit dem Bleioxyd des Bleizuckers, fällt als ſchwefelſaures Blei nieder, wogegen die obenſtehende Flüſſigkeit die eſſigſaure Indigauflöſung darſtellt. Anſtatt des Bleizuckers kann man auch den eſſigſauren Kalk anwenden, wobei der Niederſchlag aus ſchwefelſaurem Kalk (Gyps) beſteht. Übrigens üben die eſſigſauren Indigauflöſungen, wenn die Schwefelſäure auch vollkommen vermittels Bleizuckers oder eſſigſauren Kalkes zerſetzt worden, dennoch eine zerſtörende Wirkung auf die gelbe Farbe aus, und man hat daher für beſſer befunden, die Schwefelſäure mit Kreide oder Marmor und Bleizucker zugleich zu beſeitigen.

3) Ein Pf. Indig in 4 Pf. rauchender Schwefelſäure aufgelöſt, die Auflöſung mit 20 Pf. Flußwaſſer verſetzt, und mit 2 Pf. Kreide oder Marmor abgeſtumpft, dann die Auflöſung von 4½ Pf. Bleizucker in 10 Pf. Waſſer nach und nach hinzugebracht.

4) Werden in einer Indigauflöſung aus 1 Pf. Indig und 4 Pf. rauchender Schwefelſäure nur 8 Pf. Bleizucker in 24 Pf. Waſſer aufgelöſt hinzugebracht, ſo erhält man eine ſchwefel-eſſigſaure Indigauflöſung. Wendet man hingegen nur 4 Pf. Bleizucker in 24 Pf. Waſſer gelöſt, ſo wird ſaure, ſchwefeleſſigſaure Auflöſung gebildet.

5) Ein Pf. Indig in 4 Pf. rauchender Schwefelſäure aufgelöſt, dann 33 Pf. Flußwaſſer zugeſetzt mit Marmor oder Kreide neutraliſirt, das Helle abgeläutert, der Satz mit Waſſer ausgeſüßt und alle Flüſſigkeit bis auf 8 Pfund eingedampft, dann 2½ Pfund Alaun, 10 Loth Salmiak, 1½ Pf. Bleizucker darin aufgelöſt uud das Helle filtrirt, ſtellt eine alaunhaltige eſſigſaure Indigauflöſung dar.

6) Ein Pf. Indig in 4 Pf. rauchender Schwefelſäure aufgelöſt, dann 22 Pf. Flußwaſſer und die friſch durch Kali gefällte Thonerde von 6 Pf. Alaun hinzugeſetzt, unter öfterm Umrühren 24 Stunden ſtehen gelaſſen, alsdann 3 Pf. Bleizucker in 10 Pf. Waſſer gelöſt eingerührt und das Ganze filtrirt, ſtellt ebenfalls eine alaunhaltige eſſigſaure Indigauflöſung dar.

7) Man rührt in die Indigauflöſung von 1 Pf. Indig in 4 Pf. Schwefelſäure 12 Pf. eſſigſaures Natron in 28 Pf. Waſſer gelöſt nach unb nach ein, ſpült das Indiggefäß mit 4 Pf. Waſſer aus, unb wendet dieſe dickliche Indigtinktur gleich an. Sie bildet ein Gemenge aus eſſigſaurem Indig und ſchwefelſaurem Natron. Man kann auch eſſigſaures Kali ſtatt eſſigſauren Natrons in Anwendung bringen.

8) Eſſigſaurer Baryt eignet ſich ebenfalls gut für die Darſtellung einer eſſigſauren Indigauflöſung, indem dieſes Salz durch die Schwefelſäure zerſetzt, ſchwefelſauren Baryt bildet, und die ausgeſchiedene Eſſigſäure den Indig in Auflöſung erhält.

9) Indigo-Lappen-Tinctur. In der ſchwefelſauren und mehr oder weniger eſſigſauren Indigauflöſung befindet ſich, außer dem eigentlichen Indigblau (Cörulin) auch Indigroth, Indigbraun und Indigpflanzenleim gelöſt, durch welche die ſchöne blaue Farbe des erſtern unrein wird und ins Grüne oder Braune ſticht. Um dieſe daher zu entfernen und die Farbe überdies ganz ſäure- und ſalzfrei zu erhalten, bindet man das blaue Pigment in dem ſchwefelſauren Indig an Schafwolle, von welcher

Digitized by Google

es wieder abgezogen wird. Man ſchüttet die klare ſchwefelſaure Indigauflöſung in einen Keſſel mit Flußwaſſer gefüllt, bringt rein gewaſchene Flock- oder Aſterwolle hinzu, befördert die Flüſſigkeit zum Sieden und läßt ſie 24 Stunden lang ruhen. Die Wolle färbt ſich faſt ſchwarzblau, nimmt die indigblaue Schwefelſäure und indigblaue Unterſchwefelſäure auf, während die Flüſſigkeit grünlich blau gefärbt bleibt; läßt man die Wolle länger darin liegen, ſo erſcheint die Flüſſigkeit ſchmuzig gelb. Nachdem die Wolle alles Indigblau aufgenommen, nimmt man ſie heraus, wäſcht ſie am Fluß in Weidenkörben ſo lange aus, bis das Waſſer farblos abfließt und die Wolle rein dunkelblau erſcheint. Durch das Auswaſchen wird nicht allein alle Unreinigkeit weggenommen, ſondern auch die Schwefelſäure entfernt.

Die Wolle wird jetzt in einem Keſſel mit Waſſer, welchem ein wenig Potaſche, kohlenſäuerliches Natron oder kohlenſaures Ammonium zugeſetzt wird, etwa $\frac{1}{3}$ vom Gewicht des Indigs, eine Viertelſtunde lang gekocht, wodurch die blaue Farbe abgezogen wird. Die Wolle, welche ſchmuzig rothbraun zurückbleibt, indem ſie durch das Indigroth, welches ſich in Alkali ſchwer löſt, gefärbt iſt, wird herausgenommen, gewaſchen und für fernere Operationen verwendet. Die blaue Flüſſigkeit wendet man zum Färben an, oder man dampft ſie für Druckfarben ſo weit ein, als man ihrer bedarf. Alle Farbentöne erſcheinen dadurch reiner und haben ſchönere Lüſter, weil Pflanzenroth, Pflanzenbraun und Pflanzenleim zum größten Theil davon entfernt, und reines Cörulin dargeboten wird. Setzt man der abgezogenen blauen Flüſſigkeit etwas Schwefelſäure zu, ſo ſchlägt ſich eine grünlich braune Subſtanz nieder, ſchwefelſaures Indigbraun, welches vom Alkali zu einem geringen Theil aus der Wolle ausgezogen war.

Ein ſolches ſäurefreies Indigliquidum eignet ſich ganz vorzüglich für äußerſt lebhafte dampfblaue Farbenabſtufungen nnd für Darſtellung der beliebten Seladon- oder Frühlings-grünen Farbe.

### Literatur.

Bancroft, Engliſches Farbebuch, herausgegeben durch D. Dingler und D. v. Kurrer. 1. Bd. — Vitalis, Grundriß der Färberei; herausgegeben von D. Dingler und D. v. Kurrer (1824). — Elemente der Chemie von D. Schubart. 2. Bd. (1835). — Polytechniſches Journal von D. Dingler. — Walter Crum in den Annales of Philosophy. New Series. No. 26. — Berzelius, Handbuch der Chemie. — Allgemeine Handlungszeitung. 1815. 1818. 1820. 1822. 1823. 1824. — Hermbſtädt, Grundriß der Färbekunſt. — Leuchs, Beſchreibung der färbenden und farbigen Körper (1825). — Leuchs, Anleitung zur Bereitung aller Farben. — Kreyſig's Zeuchdruck. 1. u. 2. Bd. — Berthollet's Handbuch der Färbekunſt. — *Thillaye*, Manuel du Fabricant d'indiennes (Paris 1824). — Mac Culloch, Handbuch für Kaufleute, und viele andere Schriften. (*v. Kurrer.*)

**Indigbitter, Indigblau, Indigbraun, Indiggelb** ſ. im Art. Indig.

**INDIGENAT** bezeichnet den Inbegriff der Vorzugsrechte, welche die einheimiſchen Bewohner eines Landes vor den Ausländern genießen. Grade in Teutſchland haben dieſe Vorzugsrechte von jeher eine große Rolle geſpielt; und obſchon der ehemalige Unterſchied zwiſchen dem Reichs-, Kreis- und Landes-Indigenat ſeit Aufhebung der ältern teutſchen Reichsverfaſſung (1806) unpraktiſch geworden, ſo beſteht doch der allgemeine Begriff ſelbſt nach der teutſchen Bundesacte Art. 18 an ſich noch fort. Nur wird der teutſche Indigenat im weitern Sinne jetzt ſchon durch die Geburt in irgend einem teutſchen Bundesſtaate überhaupt erworben, und es kann, obwol Teutſchland kein Bundesſtaat, ſondern ein Staatenbund iſt, im engern Sinne nur ein Provinzial- und Localindigenat unterſchieden werden. Dabei iſt weder der Provinzial- noch der Localindigenat ſchlechthin an die Geburt, oder an ausdrückliche Verleihung gebunden, ſondern auch die Erwerbung von Grundſtücken, die Gelangung zu öffentlichen Ämtern, die Anlegung von Fabriken und Manufacturen und dergl. bewirkt, dem jetzigen Herkommen gemäß, dieſe Art von Indigenat, inſoweit nicht beſondere Landesgeſetze und dergl. entgegenſtehen[1]).

Der Art. 18 der teutſchen Bundesacte lautet wörtlich folgendermaßen: „Die verbündeten Fürſten und freien Städte kommen überein, den Unterthanen der teutſchen Bundesſtaaten folgende Rechte zuzuſichern: a) Grundeigenthum außerhalb des Staates, den ſie bewohnen, zu erwerben und zu beſitzen, ohne deshalb in dem fremden Staate mehren Abgaben und Laſten unterworfen zu ſein, als deſſen eigene Unterthanen; b) die Befugniß: 1) des freien Wegziehens aus einem teutſchen Bundesſtaate in den andern, der erweislich ſie zu Unterthanen annehmen will, auch 2) in Civil- und Militairdienſte deſſelben zu treten; beides jedoch nur, inſofern keine Verbindlichkeit zu Militairdienſten gegen das bisherige Vaterland im Wege ſtehen; und damit wegen der dermal vorwaltenden Verſchiedenheit der geſetzlichen Vorſchriften über Militairpflichtigkeit, hierunter nicht ein ungleichartiges, für einzelne Bundesſtaaten nachtheiliges Verhältniß entſtehen möge, ſo wird bei der Bundesverſammlung die Einfüh-

---

1) Das alte teutſche Recht war hierin beiweitem ſtrenger. Schon im Sachſenſpiegel Bch. III. Art. 61 heißt es in dieſer Beziehung: „Es mag niemand Schultheiß ſeyn, er ſey denn frey, und geboren von dem Lande, wo das Schultheißthum oder Gerichte innen liegt." Auch die zahlreichen Stadtrechte des Mittelalters gingen von gleichen Anſichten aus, und Vieles davon erhielt ſich bis zum Erlöſchen der teutſchen Reichsverfaſſung im J. 1806. Genau genommen unterſchied man nicht nur zwiſchen dem Reichs- und Particulärindigenate, ſondern man theilte auch den Particulärindigenat noch beſonders in Kreis-, Provinzial-, Territorial- und Localindigenat; ja es beſtand neben dieſen noch ein beſonderer reichsritterſchaftlicher Indigenat, welcher ſich aber blos auf die Reception und Immatriculation bei der unmittelbaren Reichsritterſchaft bezog. Vgl. J. L. Klüber's Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff des teutſchen Staatsrechts (Erlangen 1803). §. 93. S. 137 fg. Über die Urſachen der urſprünglichen großen Begünſtigung der Einheimiſchen vor den Fremden und die praktiſchen Nachwirkungen davon vgl. das Programm von Gottfr. Mich. Pfündel: De principio, omnem peregrinum esse hostem, ejusque effectibus passim in jure obviis. (Erlangen 1745. 4.) Die in Bezug auf das Subjectionsverhältniß der Unterthanen des teutſchen Reichs ſehr wichtige Unterſcheidung zwiſchen Reichsunmittelbaren und Mittelbaren äußerte ſich auch rückſichtlich des Indigenats in mehrfachen praktiſchen Folgen.



Digitized by Google

rung möglichſt gleichförmiger Grundſätze über dieſen Gegenſtand in Berathung genommen werden; c) die Freiheit von aller Nachſteuer (jus detractus, gabella emigrationis), inſofern das Vermögen in einen andern teutſchen Bundesſtaat übergeht, und mit dieſem nicht beſondere Verhältniſſe durch Freizügigkeitsverträge beſtehen; d) die Bundesverſammlung wird ſich bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck beſchäftigen.“

Hiernach ſind mehre weſentliche Stützpunkte für den frühern Unterſchied zwiſchen den Rechten der Eingeborenen und der Fremdlinge ohne Weiteres beſeitigt; namentlich in Bezug auf Erwerb von Grundeigenthum, Nachſteuer und Abzugsgeld, und es reducirt ſich in der That jetzt der juriſtiſche Unterſchied zwiſchen den Eingeborenen und Fremdlingen in den einzelnen teutſchen Bundesſtaaten auf den Inbegriff deſſen, was die beſondere Landesgeſetzgebung darüber vorſchreibt. Da nun aber dieſes Letztere am wenigſten *hier* einzeln aufgezählt werden kann, ſo muß hier von einer weitern Auseinanderſetzung der in den einzelnen teutſchen Staaten *jetzt* darüber beſtehenden Vorſchriften abſtrahirt werden. Gleichwol haben die frühern geſetzlichen Beſtimmungen ſowol, als die herkömmliche Praxis ſo viele noch jetzt bemerkbare *Nachwirkungen* zurückgelaſſen, daß es ganz angemeſſen ſcheinen muß, wenigſtens vom *hiſtoriſchen* Geſichtspunkte aus über das in dieſer Beziehung geltende frühere Recht hier noch etwas zu ſagen.

Daß in Teutſchland ſchon ſehr zeitig zu der natürlichen Erwerbungsart des Indigenats durch die *Geburt* auch die Erwerbung durch *Aufnahme* in die Geſammtheit der *Landeskinder* hinzukam, iſt Thatſache. Doch ſah man urſprünglich in Bezug auf dieſe Landeskinder blos auf den Ort, wo der Vater derſelben zur Zeit ihrer Geburt Bürger war, nicht aber auf den, wo der Geborene das Licht der Welt erblickte, bis zuerſt einige *ſtatutariſche* Geſetzgebungen den vernünftigen Grundſatz ausſprachen, das Factum der Geburt an Ort und Stelle ſolle für die Indigenatsrechte auch dann entſcheiden, wenn der Vater der fraglichen Kinder damals an einem andern Orte wohnte und daſelbſt Bürger war; was denn auch jetzt durch die meiſten neuern teutſchen Territorialgeſetze über die Heimathsangehörigkeit als Regel anerkannt iſt [2]).

Die Erwerbung des Indigenats durch *Aufnahme* in die Geſammtheit der Landeskinder wurde ſchon früher in Teutſchland nicht nur als ein *ausdrücklicher*, durch ſogenannte Naturaliſationsbriefe bethätigter Regierungsact ſtatuirt, ſondern man nahm mit der Zeit auch eine *ſtillſchweigende* Aufnahme an, indem man der Beförderung zu einer öffentlichen Bedienung, der Gewinnung des Bürger- oder Meiſterrechts, der verſtatteten Niederlaſſung an einem beſtimmten Orte, und dem Ankaufe von Grundſtücken daſelbſt, die Kraft der Indigenatserwerbung zuſchrieb. Perſonen, die das Indigenatsrecht auf dieſe ſtillſchweigende Art erlangt hatten, nannte man vorzugsweiſe *Einkömmlinge* und ihr Befugniß das *Einzöglingsrecht* oder den Indigenat im engern Sinne. Übrigens läßt ſich gar nicht leugnen, daß ſelbſt philoſophiſch genommen, der Grund des Indigenatsrechts in dem unbeſtreitbaren Factum liegt, wonach jeder Staat eine geſchloſſene Geſellſchaft ausmacht, die, ihrem Begriffe nach, wider ihren Willen nicht gezwungen werden kann, Fremde und Ausländer in ihre Gemeinſchaft aufzunehmen.

Im Allgemeinen iſt das Befugniß, den Indigenat zu verleihen, oder neue Bürger aufzunehmen, ein ausſchließliches Vorrecht der höchſten Gewalt im Staate. Der Regent hat darauf zu ſehen, daß ſich keine dem Staate gefährlichen oder läſtigen Leute in demſelben niederlaſſen. Sobald er dies zu befürchten hat, kann und muß er die Eindringlinge zurückweiſen; glaubt er dagegen durch Aufnahme fremder Bürger dem Staate Vortheil zu verſchaffen, ſo iſt er auch berechtigt, ihnen Zutritt zu gewähren. Bei alle dem pflegt die Aufnahme *einzelner* Bürger oder Unterthanen den Magiſtraten jeder Stadt und den Gutsherren auf dem Lande verſtattet zu werden: unter der Vorausſetzung, daß ſie ſich dieſes Rechtes ohne alle Gefährde für die landesherrliche Oberhoheit und die beſtehenden Geſetzesvorſchriften bedienen. Übrigens dürfen Unterobrigkeiten die Zulaſſung zum Bürgerrechte und Unterthanenverbande ohne erhebliche Gründe nicht verſagen, ſobald einmal die allgemeinen Vorſchriften der darüber beſtehenden Landesgeſetze und ſtatutariſchen Gebräuche erfüllt ſind.

Während des Beſtandes der frühern teutſchen Reichsverfaſſung wurden in vielen Gegenden Teutſchlands Fremde entweder ganz von dem eigenthümlichen Erwerbe unbeweglicher Grundſtücke ausgeſchloſſen, oder man gewährte wenigſtens gegen ſie den Einheimiſchen das Retractsrecht, d. h. das Befugniß, in dem Falle, wenn ſie, die Fremden, obwol dem Staatsverbande nicht zugehörig, innerhalb deſſelben ein Grundſtück an ſich gekauft hatten, dieſe Käufer nach wirklich geſchehenem Kaufe zur Wiederherausgabe des Grundſtücks gegen Erfüllung aller Kaufsbedingungen und Erſatz des Intereſſe zu zwingen.

Auch durften ſonſt in mehren teutſchen Territorien entweder zu allen, oder doch zu einigen landesherrlichen Bedienungen nur Landeskinder befördert werden, was oft

2) Immer war aber hierbei nur von *ehelich geborenen* Kindern die Rede, da die außerehelichen ſtets blos die Heimathsangehörigkeit der Mutter erwarben, in der Weiſe, wie dieſe zur Zeit der Geburt des Kindes ſtattfand. Viel gute Bemerkungen über ältere und neuere Rechtsideen in dieſer Beziehung finden ſich in der Abhandlung von G. A. W. *du Roi*: Qui filii sint legitimi ex jure novissimo, ad Capita Juris Napoleonei (Heidelberg 1812), während im Allgemeinen noch verglichen werden mag die Abhandlung von G. *Schubart* — resp. *J. D. Kraus* — de statu liberorum dubio et illegitimo (Wittenberg 1693. 4.), und in Bezug auf die ſogenannten *Brautkinder* eine andere von R. *Grimmeiſen*: De liberis ob deficientem in parentibus benedictionem sacerdotalem non legitimis (Altorf 1731. 4.), ſowie das Specimen X. der Dispunctiones juris von C. A. *Brehm*: Jus succedendi nato ex sponsa semel quaesitum repudio parentum haud infirmatur. (Lips. 1828. 4.)

Digitized by Google

ausdrücklich in den ſtändiſchen Verträgen ausbedungen war [3]).

Ebenſo wurde nach einigen Stadt- und Landrechten bei entſtandenem Concurſe der Fremde dem Einheimiſchen nachgeſetzt; auch legte man ſonſt auf die Eingeborenheit derer, die als Zeugen in einem Proceſſe auftraten, beſondern Werth [4]).

Daß übrigens die Fremden ehemals auch für weniger erbfähig gehalten wurden, als die Einheimiſchen, geht ſchon aus den Grundſätzen über das jus albinagii oder Fremdlingsrecht hervor, dem zufolge ſonſt in den meiſten fränkiſch-germaniſchen Ländern der Fiscus das Befugniß hatte, den Nachlaß, welchen ein im Lande verſtorbener Fremder bei ſich führte, mit Ausſchluß aller auswärtigen Teſtaments- und Inteſtaterben an ſich zu nehmen; wofern nicht inländiſche Inteſtaterben ſich zu dieſer Verlaſſenſchaft melden konnten, als welche hierbei, auch wenn ſie vom entfernteſten Grade waren, dem Fiscus vorausgingen. Doch kommen Beiſpiele in der Geſchichte vor, daß bereits die fränkiſchen Könige eigene Exemptionsprivilegien gegen dieſes beſchwerliche Recht des Fiscus verliehen; und ſpäter wußten ſich beſonders Biſchöſe, Äbte, Städte u. ſ. w. nicht ſelten ein Geſammtprivilegium darüber zu verſchaffen, wonach innerhalb ihrer Territorien entweder alle Fremde, oder doch die fremden Leibeigenen und Knechte von der fiscaliſchen, aus dem jus albinagii hervorgehenden Anfoderung losgeſprochen wurden; woraus ſich um ſo eher erklärt, weshalb dieſes, ſo ſehr mit den Grundſätzen der Gaſtfreundſchaft ſtreitende Recht nach und nach überall wieder in Wegfall kam.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

**Indiges**, ſ. unt. Aeneas.

**Indigestion**, ſ. Dyspepsia.

**Indigetes** (Indicetes), ſ. Indicetae.

**INDIGETIS JOVIS LUCUS.** Unter dieſer Bezeichnung führt Plinius (H. N. III, 5) einen Hain des einheimiſch gewordenen Jupiter's in der Nähe der Stadt Laurentum und des Fluſſes Numicius an. Es iſt nach Sickler ein Hügel zu verſtehen, der in Geſtalt eines Tumulus ſich am Fluſſe Numicius, eine halbe teutſche Meile von Ardea, erhebt und mit Laubholz bewachſen iſt. In demſelben, wie Dionyſius Halicarn. (I. p. 52) angab, ſoll Äneas verſchwunden, begraben und als einheimiſche Landesgottheit verehrt worden ſein. Danach ſind die Stellen bei Virgil (Aen. XII, 794) und Tibull (II, 5. Eleg. ad Aeneam) zu verſtehen. Plinius dachte nicht mehr an Äneas, ſondern ſubſtituirte den Jupiter ſelbſt. In der Nähe der Ruinen von Aricia, die jetzt la Riccia heißen, befindet ſich ein Hain, der jetzt Campo Selva heißt. Dieſen hält man für den Lucus Jovis Indigetis.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

**Indiggrün, Indigharz, Indig in Täfelchen** (Neublau, Waschblau), ſ. im Art. Indig.

**INDIGIRKA**, ein bedeutender Fluß in Sibirien in der irkutzkiſchen Statthalterſchaft. Er entſteht am Gebirge Stannowoi-Jablonnoi unter dem 57. Gr. der Br. aus einigen kleinen Bächen, fließt ganz nordwärts und ergießt ſich, nach Aufnahme mehrer kleinen Flüſſe und einem Laufe von 180 Meilen, unter dem 71. Breitengrade, durch vier Mündungsarme, die eine Menge kleiner Inſeln einſchließen, in das Eismeer. Zu ſeinen vornehmſten Nebenflüſſen gehören der Omekow, der Ulakon, der Selowiach, die Mama, Arga und Ujandina.

(*J. C. Petri.*)

**Indigitamentum**, ſ. Pontificiales libri.

**Indigleim, Indigliquer**, ſ. im Art. Indig.

**Indigmesser**, ſ. Bertholllimeter.

**Indigmetall**. ſ. Indigometall.

**INDIGNATION, INDIGNIRTSEIN** (vom lateiniſchen dignus, würdig — ein, wie es ſcheint, erſt neuerdings Mode gewordenes Fremdwort, da Adelung es nicht mit aufführt) drückt die Gemüthsſtimmung deſſen aus, welcher über eine unſchickliche, ſeiner nicht würdige, Behandlung unwillig oder empört iſt. Die Indignation gehört zu den ſogenannten Affecten (inſofern darunter die heftigen, ſich körperlich kundgebenden Gefühle verſtanden werden), und zwar zu den beſondern Modificationen des Verdruſſes (d. h. der Kränkung über eine unerwartete Hemmung unſerer Lebensthätigkeit oder des Begehrungsvermögens), namentlich des Zornes (d. h. des heftigen Unwillens über eine angethane Beleidigung, ein erlittenes Unrecht). Zum Grunde liegt der Indignation nothwendig das Bewußtſein der Würde oder der Stolz, d. h. ein ſtarkes Selbſtgefühl wirklich vorhandener (wenn auch nur nach Vorurtheilen dafür geltender) Vorzüge, und zwar ſogenannter edler Stolz, deſſen äußerliche bei unwürdiger Behandlung hervortretende Kundgebung eben die Indignation iſt; denn dadurch unterſcheidet ſie ſich von dem „Aufgebracht" oder „Entrüſtet" ſein, welches ebenfalls Aufwallungen des Zornes ſind, die jedoch nicht immer aus „Beleidigungen" zu ſtammen brauchen. Indignation iſt daher als ein edler Affect zu bezeichnen, und ihrer nicht fähig zu ſein, als Zeichen einer unedlen Geſinnung. In dieſem Sinne ſagt ſchon Platon (im Gorgias): „Es läßt ſich kein Edler Unrecht thun, ſolches thut nur der Sklave!" Noch beſtimmter erklärt Ariſtoteles (Ethik IV, 11. p. 68. ed. *Duval*) diejenigen, welche über Dinge, die Unwillen verdienen, nicht zürnen, für gefühlloſe und ſtumpfſinnige Menſchen und Schwächlinge, denn „ſich oder die Seinigen von Andern ohne Zorn und Rache mishandeln laſſen, iſt das Zeichen einer feigen und niederträchtigen Sinnesart" (nach Garve's Überſetzung. II, 144). Verwandt mit dem „Indignirtſein" iſt auch das „Ungehaltenſein," als Unwille oder Verdruß, beſonders in dem Verhältniſſe der Superiorität gegen Untergeordnete, die nicht ihre „Schuldigkeit" gethan, woge-

3) Mehre beſondere Belege hierzu liefert C. G. Kleeius in ſeinem Spicilegium juris germanici (Gotting. 1750). S. 648—650, in Bezug auf Böhmen, Baiern, die Pfalz und Brandenburg.
4) Vgl. die ſchöne Abhandlung von J. K. H. Dreyer, über die Wirkungen der Genoſſenſchaft, Comparität und Ebenbürtigkeit; in deſſen Sammlung vermiſchter Abhandlungen zur Erläuterung der teutſchen Rechte (Roſtock 1763). Bd. III. S. 1131 fg., ſowie die Diſſertation von C. F. Walch: De testis reo paris praestantia in jure germanico (Jen. 1757. 4.), und in deſſen Opusculis Tom. II. (Halle 1786. 4.) S. 329 fg.



Digitized by Google

gen bei der Indignation immer mehr ein Verhältniß der Rangsgleichheit vorausgeſetzt wird. (*K. H. Scheidler.*)

**INDIGNATORIUS** heißt manchmal der äußere gerade Augenmuskel (Rectus oculi externus), der den Augapfel nach Außen wendet, weil im Affecte des Zornes das Auge wol durch dieſen Muskel nach Außen gezogen wird. Er entſpringt im Grunde der Augenhöhle neben dem Sehloche, läuft an der äußern Wand der Augenhöhle nach Vorn, und heftet ſich durch eine dünnere breite Sehne an den äußern Umfang der Sclerotica, einige Linien vom Rande der Hornhaut entfernt.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

**INDIGNITÄT.** Schon die römiſchen Pandecten haben einen Titel de his, quae ut indignis auferuntur (XXXIV, 9), worin von Erbſchaften und Vermächtniſſen die Rede iſt, welche denen, die ſich derſelben unwürdig gemacht, wieder entzogen werden ſollen; und die einzelnen 25 Fragmente dieſes Titels führen eine Menge Beiſpiele von ſolcher „Unwürdigkeit" (indignitas succedendi) genauer an. Von ähnlicher Beſchaffenheit iſt der gleichnamige Titel des Codex (VI, 35). Syſtematiſch aber iſt dieſer Gegenſtand, mit beſtimmter Rückſicht auf das römiſche Recht beſonders im Napoleon'ſchen Geſetzbuche behandelt. Denn hier heißt es Buch III. Tit. I. Cap. 2 bei der Lehre von den zur Erbfähigkeit erfoderlichen Eigenſchaften in Bezug auf die Unwürdigkeit zur Erbfolge §. 727—730 ausdrücklich: „Der Erbfolge ſind unwürdig, und als ſolche von Erbſchaften ausgeſchloſſen: 1) derjenige, der deshalb verurtheilt worden iſt, weil er den Verſtorbenen ums Leben gebracht, oder ihm nach dem Leben getrachtet hat; 2) derjenige, der den Verſtorbenen eines Capitalverbrechens angeklagt hat, und für einen Verläumder erklärt worden iſt; 3) ein volljähriger Erbe, der, obgleich ihm bekannt war, der Verſtorbene ſei ermordet worden, dieſes dennoch nicht bei den Gerichten angezeigt hat. Die Unterlaſſung dieſer Anzeige kann aber den Aſcendenten und Deſcendenten des Mörders nicht (als Grund der Erbunfähigkeit) entgegengeſetzt werden, und ebenſo wenig denjenigen, die in ebendieſen Graden mit ihm verſchwägert ſind, noch auch deſſen Ehegattin, deſſen Brüdern oder Schweſtern, deſſen Oheimen oder Tanten, deſſen Neffen und Nichten. Wird der Erbe von der Erbfolge, als deren unwürdig, ausgeſchloſſen, ſo muß er alle ſeit dem Erbanfalle genoſſenen Früchte und Einkünfte herausgeben. Kinder des Unwürdigen, die kraft eigenen Rechts und nicht vermöge des Repräſentationsrechts zur Erbfolge gelangen, ſind durch das Vergehen ihres Vaters nicht ausgeſchloſſen; doch kann dieſer auf keinen Fall ſich, in Anſehung der Erbſchaft, des den Ältern am Vermögen ihrer Kinder geſetzlich zugeſtandenen Nießbrauches anmaßen" [1]).

Übrigens hat es auch die teutſche Rechtspraxis ihrerſeits nicht verſchmäht, die Beſtimmungen des römiſchen Rechts über die Art und Weiſe, wie in gewiſſen Fällen einzelne Perſonen als Unwürdige von Erbſchaften und Vermächtniſſen ausgeſchloſſen werden ſollen, ſich als Richtſchnur dienen zu laſſen. Dieſen Beſtimmungen zufolge fällt das, was dem unwürdigen Erben oder Legaten ex capite indignitatis zu entziehen iſt, entweder an den Staatsfiscus, oder an die übrigen Theilnehmer der fraglichen Erbmaſſe, oder an dritte Perſonen. Die Fälle, wo der Fiscus dieſe Acquiſition macht, ſind folgende: 1) Wenn der fragliche Erbe oder Legatar den Erblaſſer dolo vel culpa getödtet, oder ihm wenigſtens nach dem Leben getrachtet hat; 2) wenn er einen Proceß wider des Teſtators letzten Willen angefangen, und dieſen darin als testamentum inofficiosum oder corruptum angefochten, gleichwol aber den Proceß verloren hat. Hierbei ſoll ſelbſt den Zeugen des ſo unterliegenden Klägers oder ſeinen Bürgen, ja ſogar den Richter, der widerrechtlich das fragliche Teſtament für ungültig erklärt hat, und deſſen Entſcheidung durch die höhere Behörde umgeſtoßen wird, — wenn dieſe Perſonen bei dem fraglichen Teſtamente betheiligt ſind — die Strafe der Indignitas treffen [2]). 3) Wenn der fragliche Erbe den Eintritt der bonorum possessio *contra* tabulas anerkannt, und nachher doch etwas aus dem fraglichen Teſtamente angenommen hat. 4) Wenn er heimlicher Weiſe

---

1) Schon nach den Grundſätzen der ältern franzöſiſchen, namentlich durch ein Arrêt vom 7. Aug. 1604 beſtätigten Rechtspflege konnten die Kinder aus einer verbrecheriſchen Handlung ihres Vaters niemals Gewinn ziehen; es war daher ſehr natürlich, daß man dieſe auf fr. 7. §. 4. D. de bonis damnatorum (48, 20) geſtützte Lehre auch auf die Grundſätze über die Unwürdigkeit zur Erbfolge übertrug. Vgl. hierzu namentlich die Abhandlung von N. Pletain: De incapacitate et indignitate succedendi, secundum legislationis Gallicae principia. (Gent 1827. 4.) Übrigens gab es ſchon im ältern römiſchen Rechte zwei beſondere Geſetze über dieſen Fall: nämlich das im J. 10 nach Chriſti Geburt unter dem Conſulate des P. Corn. Dolabella und des C. Junius Silanus erſchienene Senatus consultum Silanianum, wonach über die Hausſklaven (familia) eines Herrn, der ermordet worden war, noch vor Eröffnung des Teſtaments eine gerichtliche durch die Folter zu unterſtützende Unterſuchung verhängt werden ſollte, und ein, zwei Jahre ſpäter unter dem Conſulate des T. Statilius Taurus und Marcus Ämilius Lepidus erſchienenes Ergänzungsgeſetz dazu, worin beſtimmt wurde, daß das Recht zur vorerwähnten gerichtlichen Unterſuchung gegen die Sklaven nach Ablauf von fünf Jahren verjähren ſolle, wenn nicht von einem unter beſonders erſchwerenden Umſtänden vollzogenen Morde (parricidium) die Rede wäre. Die const. 11 u. 12 C. de his, quibus ut indignis etc. (VI, 35) beziehen ſich ſpeciell auf den Inhalt des Senatus consultum Silanianum. Der Pandectentitel de Senatus consulto Silaniano (29, 5) handelt ausführlich über das erſtgenannte Geſetz, und liefert eine ſehr reichhaltige, darauf bezügliche Caſuiſtik. Kritiſche Bemerkungen zu dieſem Titel in Bezug auf einige Lesarten liefert unter andern J. W. Hoffmann in ſeinen Meletematibus ad Pandect., Disp. 24 et 25. (Francof. ad Viadr. 1734. 4.) Das Zuſatzgeſetz zu dem Senatus consultum Silanianum wird vom Tacitus in den Annalen XIV, 42 erwähnt. Übrigens möchte man aus einer Stelle bei Cicero (Epist. ad diversos IV, 12) beinahe ſchließen, daß die durch das Senatus consultum Silanianum angeordneten Quaestiones per tormenta gegen die Sklaven ſchon zur Zeit der freien Republik nicht unbekannt und unangewendet geweſen wären.

2) Vgl. fr. 13. §. 9. D. de jure Fisci (49, 14), fr. 5. §. 1 u. 6. D. de his, quae ut indign. (34. 9) u. fr. 8. §. 14. D. de inofficioso test. (5. 2). Ganz natürlich aber wird hierbei vorausgeſetzt, daß der Erbe den Proceß in ſeinem eigenen Namen angefangen und bis zum Urtheil fortgeführt habe. Vgl. §. 5. Inst. de inoff. test. (2, 8) u. fr. 22, ſowie fr. 5. §. 12. D. de his, quae ut indign. (34. 9).

Digitized by Google

an dazu nicht befähigte Perſonen Legate ausgezahlt hat. 5) Wenn er ſeinen Erblaſſer durch Betrug oder Zwang vom Teſtamentmachen oder von der Abänderung des letzten Willens zurückhielt. Jeder, zu deſſen Gunſten dieſer Zwang oder Betrug ausgeübt wurde, verliert dann ſeinen Antheil. 6) Wenn das fragliche Legat einem Vormunde von ſeiner Pflegebefohlnen beſtimmt iſt, mit welcher er ſich gegen die geſetzliche Vorſchrift verheirathet hat. 7) Wenn der fragliche Erbe oder Legatar ſich mit dem Erblaſſer in einer wegen Ehebruchs oder Blutſchande widergeſetzlichen Ehe befunden hat, oder wenn die Erbin oder Legatarin mit einem Soldaten in geſetzloſer Ehe lebt. 8) Wenn der Erbempfänger gegen den Erblaſſer eine quaestio de statu civili oder de statu familiae angeſtellt hat. 9) Wenn der Erbe verabſäumt hat, die Unterſuchung gegen den Mörder des Erblaſſers anzuſtellen. 10) Wenn er über die künftige Erbſchaft bei Lebzeiten des Erblaſſers Verträge abgeſchloſſen hat. 11) Wenn der Teſtator abſichtlich den Namen des Erben durchſtrichen, und eine andere Perſon nicht als Erben angegeben hat [3]).

Über die Fälle, wo wegen eingetretener Unwürdigkeit der fraglichen Perſon nicht der Fiscus, ſondern andere Perſonen auf den Erbtheil Anſpruch machen, iſt Folgendes beſtimmt: 1) Subſtituirte Perſonen, Miterben, Inteſtaterben, oder bei einem Legatar ſolche Collegatare, die mit einem legatum onerosum belegt wurden, erhalten das fragliche Theil, wenn die eigentlich bedachte Perſon den Auftrag, die Kinder des Erblaſſers zu erziehen, unerfüllt läßt, oder die ihr auferlegte Beerdigung des Erblaſſers verabſäumt, oder die ihr übertragene Vormundſchaft über die Kinder ohne geſetzlichen Grund ausſchlägt, oder überhaupt andere letztwillige Aufträge nicht vollzieht. 2) Wenn der bedachte Erbe die Pflicht, einen Vormund für die Kinder zu erbitten, verabſäumt hat, ſo treten die nächſten zur Erbſchaft berechtigten Perſonen an ſeine Stelle. 3) Wenn ein Bruder oder eine Schweſter des Erblaſſers dieſem nach dem Leben getrachtet, oder eine peinliche Klage gegen ihn erhoben, oder ihn ſeines Vermögens zu berauben geſucht hat, ſo gilt eine ſolche Perſon als persona indigna, und es wird ihr die Erbſchaft zum Beſten der übrigen Geſchwiſter entzogen. 4) Kinder oder Ältern, die den zu Beerbenden in feindlicher Gefangenſchaft umkommen ließen, werden zum Beſten der Kirche als personae indignae behandelt. 5) Ebenſo geſchieht den Inteſtaterben eines Wahnſinnigen, die ſich deſſen nicht angenommen, zum Beſten des Verpflegers. 6) Wer als Legatar die ihm vermachte Sache entwendete, oder das Teſtament argliſtig verheimlichte, wird zum Beſten des Collegatars, der ein legatum onerosum bekam, als indignus behandelt. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Indigo, Indigobaum, Indigobitter, Indigoblau, Indigocultur, ſ. im Art. Indig.

INDIGOFERA, eine von Linné (Gen. n. 889) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Clitorieen der Gruppe der Papilionaceen der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch fünfzähnig oder fünfſpaltig; der Wimpel der Schmetterlingscorolle rundlich, ausgerandet, der Kiel auf beiden Seiten mit einem pfriemenförmigen Sporn verſehen und zuletzt oft elaſtiſch abwärts gebogen; der Griffel fadenförmig, glatt; die Hülſenfrucht drehrundlich, oder flachgedrückt, oder vierkantig, ſelten eiförmig, viel- oder wenig-, ſelten einſamig; die Samen an beiden Enden abgeſtutzt, in der Hülſe oft durch zellige Querſcheidewände von einander getrennt. Candolle (Prodromus II. p. 222—233) hat 121 Arten dieſer Gattung aufgenommen; hierzu kommen noch 32 neue, welche Wallich (Cat. herb. n. 5444—5491) aufzählt. Sie wachſen als einjährige oder perennirende Kräuter oder Halbſträucher mit gefiederten, ſelten fingerförmig-getheilten oder einfachen Blättern, kleinen, freien Afterblättchen und in den Blattachſeln ſtehenden purpurrothen, blauen oder weißen Blüthentrauben, allermeiſt in Oſtindien und am Vorgebirge der guten Hoffnung, aber auch in China, Arabien, Perſien, Ägypten, im tropiſchen Afrika und Amerika und in Neuholland. Die Haare, mit denen ſie meiſtens bedeckt ſind, liegen flach an und ſind in ihrer Mitte angeheftet. Vorzüglich drei Arten ſind wichtig, weil ſie den beſten echten Indigo liefern, einen Farbeſtoff, welcher zwar ſchon den Alten bekannt war (Indicum *Plin.* H. N. 35. 12 u. 25, *ἰνδικὸν Dioscor.* Mat. med. 5. 107), ohne daß ſie jedoch ſeinen Urſprung wußten. 1) Ind. tinctoria *L.* (Sp. pl. 1061. Ind. indica *Lamarck.* enc. III. p. 245), ein aufrechter Halbſtrauch, mit gefiederten, vier- oder fünfpaarigen Blättern, elliptiſchen, unten feinbehaarten Blättchen, violetten Blüthentrauben, welche kürzer als die Blätter ſind, und drehrundlichen, knotigen, bogenförmigen, herabhängenden Hülſen. Es ſind zwei Abarten bekannt: α) Macrocarpa *Cand.* (l. c. p. 224. *Sloane* jam. II. t. 179. f. 2. Ameri *Rheede*, Malab. I. p. 101. t. 54. Indicum *Rumph.* amb. V. p. 220. t. 80. Ind. sumatrana *Gärtner*, De fruct. II. p. 317. t. 148. *Lamarck*, Ill. t. 626. f. 1. ? Ind. coerulea *Roxburgh.* Cat. calc. 57), mit langen acht- bis zehnſamigen Hülſen, und β) Brachycarpa *Cand.* (l. c. Ind. Guatimala *Lun.* hort. jam. I. p. 420), mit kurzen, dicken, drei- oder vierſamigen Hülſen. Wächſt wahrſcheinlich urſprünglich in Oſtindien wild und wird in beiden Indien, China, Cochinchina, im tropiſchen Afrika und Amerika, und auf den dahin gehörigen Inſeln, die erſte Abart vorzüglich in Oſt-, die zweite in Weſtindien cultivirt. 2) Ind. Anil *L.* (Mant. 272), wie die vorhergehende Art, aber die Blätter drei- bis ſiebenpaarig, kaum behaart, die Hülſen zuſammengedrückt, mit ſchwieligen Näthen, aber ohne Knoten. Kommt in drei Abarten vor: α) Oligophylla *Cand.* (l. c. 225. *Sloane* l. c. f. 3. *Lam.* ill. t. 626. f. 2), mit drei- bis vierpaarigen Blättern und bogenförmigen Hülſen; β) Polyphylla *Cand.* (l. c.), mit fünf- bis ſiebenpaarigen Blättern und bogenförmigen Hülſen; γ) Orthocarpa *Cand.* (l. c.), ebenſo, aber mit geraden

3) Für den Fall, daß der Erbe die Legate verheimlicht, oder von der Erbſchaft weggebracht hat, beſtimmt das römiſche Recht, daß der Fiscus zwar nicht Alles erben, aber doch den Betrag der Quarta Falcidia erhalten ſolle.

Digitized by Google

Hülſen. Scheint im tropiſchen Amerika einheimiſch zu ſein, und wird dort, ſowie auf den oſtafrikaniſchen Inſeln und in Oſtindien angebaut. 3) Ind. argentea *L.* (Maut. 27. ***Héritier***, Stirp. t. 79. Ind. articulata ***Gouan***, ill. 49. Ind. tinctoria ***Forsk.*** aeg. p. 138. Ind. glauca ***Lam.*** enc. III. p. 246), mehr ſtrauchartig, glänzend-ſeidenhaarig, mit ein- oder zweipaarigen Blättern, umgekehrt-eiförmigen Blättchen und herabhängenden, etwas zuſammengedrückten, knotigen, zwei- bis vierſamigen Hülſen. In Oſtindien, Arabien, Ägypten und in der Berberei. Die genannten Indigopflanzen verlangen zu ihrer Cultur einen fetten, feuchten, geſchützten Standort. Man ſäet ſie in Amerika, obgleich ſie perenniren, alle Jahre zur Regenzeit, weil die jungen Pflanzen, welche aus friſchem Samen in drei bis vier Tagen aufgehen, mehr und größere Blätter treiben. Nachdem die Pflanzung fortwährend von Unkraut gereinigt und gegen Inſekten und Dürre möglichſt geſchützt worden iſt, ſchneidet man die Stengel, wenn die erſten Blüthen ſich zeigen, gewöhnlich im dritten Monat nach der Ausſaat, und kann den Schnitt in Zwiſchenräumen von ſechs bis ſieben Wochen mehrmals wiederholen. In Ägypten, wo man die Pflanzen drei bis vier Jahre ſtehen läßt, macht man jährlich vier Ernten. Um den Indigo zu gewinnen, wendet man verſchiedene Methoden an. Auf St. Domingo bedient man ſich dazu eines kleinen Gefäßes und drei großer Kübel, welche einer über dem andern angebracht ſind; der oberſte heißt trempoir, der zweite batterie und der dritte reposoir; zwiſchen dem zweiten und dritten befindet ſich das kleine Gefäß bassinot oder diablotin. In den erſten Kübel bringt man die Stengel nebſt den Blättern, ohne ſie zu ſtark zu preſſen, bedeckt ſie drei bis vier Zoll hoch mit reinem, weichem Waſſer und befeſtigt Breter darüber. Je nach der Luftwärme tritt die nothwendige Gährung früher oder ſpäter ein, deren erfoderlichen Grad man prüft, indem man aus verſchiedenen Tiefen des Kübels mit einer ſilbernen Taſſe die Flüſſigkeit ſchöpft. Wenn ſich dann ein Niederſchlag von Farbekörnchen zeigt, ſo läßt man die Flüſſigkeit in den zweiten Kübel abfließen und rührt ſie in dieſem mit Stöcken (buquets) fortwährend um. Nach zwei bis drei Stunden hat ſich der Farbeſtoff genügend niedergeſchlagen, die darüber ſtehende Flüſſigkeit iſt dann ambrafarben und vollkommen klar; nun öffnet man den oberſten, ſpäter den mittlern Hahn, um das Waſſer ruhig in den dritten Kübel abfließen zu laſſen, und endlich läuft der Farbeſtoff durch den unterſten Hahn in das bassinot. Aus dieſem füllt man die breiartige Maſſe in ſpitze Zeuchſäckchen, um das zurückgebliebene Waſſer ablaufen zu laſſen, dann in flache Käſtchen, in denen ſie einige Zeit dem Luftzuge ausgeſetzt bleibt; hierauf zertheilt man die Farbekuchen in kleine Parallelogramme und trocknet ſie in der Sonne. Anſcheinend trocken müſſen indeſſen dieſe Täfelchen einen nochmaligen Gährungsproceß erleiden; ſie erhitzen ſich, ſchwitzen große Waſſertropfen und einen unangenehmen Geruch aus, und bedecken ſich endlich mit einem feinen, weißen Staube. Nach Ablauf eines Monats werden ſie von Neuem getrocknet und können dann, ungefähr ein halbes Jahr ſpäter, in den Handel gebracht werden. An der Weſtküſte von Afrika formt man die zerquetſchten Stengel und Blätter zu Kugeln und läßt dieſe im Schatten trocknen. In Ägypten kocht man die Stengel und Blätter mit einer hinlänglichen Menge Waſſer in großen Keſſeln drei Stunden lang, läßt die Flüſſigkeit in andere Gefäße abfließen, in denen ſie mit großen Schaufeln umgerührt wird, bis der Farbeſtoff ſich niederſchlägt, läßt dann das abgeklärte Waſſer ablaufen und trocknet den breiartigen Rückſtand. Bei dieſer Verfahrungsweiſe ſpart man Zeit und Koſten, und darf nicht die unſichere Gährung abwarten. Der Indigo (den die Araber und Spanier Anil nennen) iſt bekanntlich einer der geſchätzteſten Färbeſtoffe; auch bedient man ſich ſeiner als Arzneimittel gegen Wechſelfieber und langwierige Durchfälle. Nach Loureiro (Fl. cochinch. p. 560) werden in Cochinchina die Blätter von Ind. tinctoria äußerlich bei Quetſchungen, Entzündungen, Geſchwüren und gegen die Krätze angewendet; nach Ainslie (Mat. med. I. p. 179) die gepulverten Blätter von Ind. Anil in Oſtindien innerlich gegen Leberentzündung. (*A. Sprengel.*)

Indigogène, ſ. Indigometall.

Indigogrün, Indigoküpe, ſ. im Art. Indig.

Indigomesser, ſ. Berthollimeter.

INDIGOMETALL. INDIGOGÈNE. Nach Brugnatelli (Gilb. Ann. XIX, 391), Döbereiner (Schweigger's Journ. XII, 424) und J. Murray (Tilloch's philoſoph. Magaz. Juni. 1816), ſoll ſich der Indig mit Queckſilber amalgamiren laſſen, daher ſie ihn als eine Art Pflanzenmetall betrachteten und mit obigem Namen belegten. Buchholz, Gieſe, Crum, Berzelius und Gmelin, welche den Verſuch nach den verſchiednen von den erſtgenannten Chemikern eingeſchlagnen Wegen wiederholten,, konnten jedoch zu keinem ähnlichen Reſultate gelangen und die Metallität des Indigs iſt bis dahin nur noch Hypotheſe, wiewol allerdings, nachdem anderſeits im Ammonium unzweifelhaft ein zuſammengeſetztes Metall erkannt worden, ſich a priori nichts gegen die Möglichkeit einer ſolchen Metalliſirung einwenden läßt (vgl. den Art. Metall). Mit Brugnatelli's Indigogène iſt übrigens nicht das Indigogène von Giobert (Journ. de Phys. etc. LXXVIII, 462) zu verwechſeln: der Letztere bezeichnet damit das Indigotin oder den reducirten Indig. (***Duflos.***)

Indigopflanze, ſ. im Art. Indig u. Indigofera.

Indigoroth. Indigosäure, ſ. im Art. Indig.

INDIGOTERIE, der Name jener Anſtalten, in welchen der Indig bereitet wird. Sechs Arten der Indigpflanze (Indigofera) werden zur Darſtellung dieſes wichtigen Farbeſtoffs angewendet: I. anil. allgemein auf den Antillen cultivirt; I. tinctoria, in Ile de France, Madagascar und Malabar, viel Indig, aber nicht von feinſter Qualität liefernd; I. glauca. neuerlich ſtark in Ägypten angebaut; I. hirsuta. in Oſtindien; I. trita, ebendaſelbſt; I. argentea, welche den feinſten Indig, jedoch in geringerer Menge gibt. Die Cultur der Indigpflanzen iſt oft ſehr lohnend, unterliegt aber auf der andern Seite auch oft Unfällen, welche das Mislingen

Digitized by Google

der Ernte herbeiführen, da die Pflanzen ſehr zart ſind. Sogleich nach den großen Regengüſſen, welche in den tropiſchen Gegenden im December zu fallen pflegen, wird der Boden leicht bearbeitet und der Same ausgeſtreut, den man nur leicht mit Erde bedeckt (öfters blos dadurch, daß man eine Schafheerde auf dem Acker umhertreibt). Nach drei Tagen kommen gewöhnlich ſchon die Pflanzen hervor, denen man in den meiſten Gegenden von Oſtindien wenig Sorgfalt widmet, bis die Ernte eintritt, welche durch Abſchneiden mit einer kleinen Sichel (3 bis 4 Zoll über dem Boden) verrichtet wird. Da die Pflanzen bald wieder neue Schößlinge treiben, ſo kann der Schnitt mehrmals wiederholt werden. In Südamerika werden regelmäßig nur zwei Schnitte gemacht, in Oſt- und Weſtindien dagegen drei bis vier. Der erſte Schnitt geſchieht im März, wo die Pflanzen in die volle Blüthe getreten ſind, und ihre Blätter beim Biegen leicht brechen; er iſt, ſowol was Quantität als Güte des Indigs betrifft, der beſte. Die ſpätern Schnitte erfolgen von zwei zu zwei Monaten. Der zweite iſt im Allgemeinen in jeder Beziehung von geringem Ertrage, wenn nicht etwa zufällig Regen fällt, was aber in dieſer Jahreszeit eine Seltenheit iſt. Dagegen treten faſt immer ziemlich bedeutende Gewitterregen zu Ende Juni oder Anfangs Juli ein, und dann iſt der dritte und ſelbſt der vierte Schnitt ſehr vortheilhaft, weniger zwar hinſichtlich der Menge als der Güte des Farbeſtoffes.

Die Bereitung des Indigs geſchieht theils aus den friſchen Pflanzen, theils erſt nach dem Trocknen. Im letztern Falle (der z. B. in einem Theile Oſtindiens allgemein iſt, werden die abgeſchnittenen und in Bündel gebundenen Pflanzen ſo ſchnell als möglich an der Luft getrocknet (weil ſie ſonſt verderben), darauf die Blätter durch Dreſchen mit Stangen abgeſondert, und endlich zum vollſtändigen Trocknen ausgebreitet. Grob zerſtoßen werden ſie von den Landbauern an die Indigoterien geliefert.

### A. Bereitung des Indigs aus getrockneten Pflanzen (auf der Küſte Coromandel).

Die, wie ſchon erwähnt, von den Stengeln befreiten und zerkleinerten Blätter werden einen Tag lang an der Sonne nachgetrocknet, dann in ein ſehr trockenes Magazin gelegt, ſtark zuſammengedrückt, und mit Matten bedeckt, um Luft und Feuchtigkeit abzuhalten. Wenn ſie hier wenigſtens 24 Stunden verweilt haben, fängt man mit der Verarbeitung an. Man gießt in einer Kufe die vierfache Raummenge kalten Waſſers auf die Blätter, rührt gut durch und läßt ſie zwei Stunden lang weichen, worauf man die dunkelgrüne Flüſſigkeit durch einen lockern Zeuch von Ziegenhaar in eine andere Bütte (die Schlagbütte) filtrirt. Hier wird ſie zwei Stunden lang tüchtig gerührt oder geſchlagen, bis ſie tief blau erſcheint, dann mit klarem Kalkwaſſer (40 bis 50 Pf. auf 100 Pf. Blätter) vermiſcht und der Ruhe überlaſſen. Der Indig ſetzt ſich zu Boden, wird nach dem Abgießen der Flüſſigkeit mit einer geringen Menge heißen Waſſers ausgewaſchen, auf Leinwand zum Abtropfen gebracht, gepreßt, und in Würfel von etwa 6 Loth Gewicht zerſchnitten, die man an der Luft trocknen läßt. Der ſo bereitete Indig iſt gewöhnlich dicht, ſchwer, hellblau, wenig kupferig (von wenig Feuer), auf dem Bruche krümelig, mit weißen Kalkpunkten und Reſten der Pflanze gemengt.

Nach Plagne, dem man eine genaue Unterſuchung über dieſen Gegenſtand verdankt, wären mehre bedeutende Verbeſſerungen des beſchriebenen Verfahrens nothwendig, die ſchon bei der Cultur der Pflanze anfangen müßten. In letzterer Beziehung iſt eine ſorgfältige Bearbeitung des Bodens, eine gute Düngung deſſelben (am Beſten mit den Rückſtänden der verarbeiteten Blätter ſelbſt), und ein wiederholtes fleißiges Jäten von Wichtigkeit, ſowie nöthigen Falles eine künſtliche Bewäſſerung, da nebſt der Wärme die Feuchtigkeit ſo vortheilhaft auf die Pflanze einwirkt. In Bezug auf die Verarbeitung empfiehlt Plagne zunächſt, die getrockneten Blätter 20 bis 40 Tage lang im Magazine liegen zu laſſen, wobei ſie eine Gährung erleiden, welche ſich durch eine geringe Erwärmung, ſowie durch Entwickelung von kohlenſaurem Gas, Kohlenoxydgas und Kohlenwaſſerſtoffgas kund gibt, und nicht nur die Ausbeute an Indig vermehrt, ſondern auch deſſen Güte erhöht. Der Stoff, durch welchen der Aufguß der Blätter filtrirt wird, darf nicht zu loſe ſein, um keine Blättertheile durchzulaſſen, und auch nicht durch ſeine eignen Faſern die Flüſſigkeit zu verunreinigen. Der ausgewaſchene Indigbrei wäre noch durch lockern Muſſelin zu filtriren, um zufällig hineingekommene Theilchen der Blätter ꝛc. abzuſondern, dann mit Waſſer in einem Keſſel unter Abſchäumen bis zum Kochen zu erhitzen; endlich nach dem Abtropfen zu preſſen und zu trocknen.

### B. Bereitung des Indigs aus der friſchen Pflanze.

a) In Oſt- und Weſtindien. Der hier angewendete Apparat beſteht hauptſächlich aus drei in verſchiedener Höhe angebrachten Bütten oder Kufen, welche ſo geſtellt ſind, daß der Inhalt der erſten in die zweite, und der Inhalt dieſer in die dritte abgelaſſen werden kann. Die erſte und oberſte Bütte wird die Weich-, Gährungs- oder Faulbütte genannt, die zweite Schlagbütte und die dritte Setzbütte. Sobald die an einem Tage geſchnittenen Pflanzen eingebracht ſind, wird mit deren Verarbeitung der Anfang gemacht. Man füllt die Weichbütte bis auf 6 Zoll vom Rande damit an, gießt Waſſer darauf, bis dieſes zwei Zoll hoch über den Pflanzen ſteht und verhindert das Aufſteigen durch darüber gelegte Breter und Stangen. Bald tritt eine lebhafte Gährung ein, welche ſich durch Entwickelung von Gasblaſen (Kohlenwaſſerſtoffgas, kohlenſaurem Gas ꝛc.) äußert, aber keine durchaus nothwendige und den Erfolg bedingende Erſcheinung iſt, ſondern als ein Nebenproceß betrachtet werden muß, der unter den Umſtänden, bei welchen die Extraction der Indigpflanze vor ſich geht, unvermeidlich iſt. Die Gährung wirkt Anfangs nur auf die neben dem Indig vorhandenen und leichter zerſetzbaren fremden Stoffe, wird ſie aber nicht zur rechten Zeit unterbrochen, ſo wird nach und nach auch der Farbeſtoff ſelbſt zerſtört. Man erkennt

Digitized by Google

den richtigen Zeitpunkt daran, daß eine herausgenommene Probe der ſmaragdgrünen Flüſſigkeit beim Schwanken oder Schütteln ſchnell blaue Flocken abſcheidet, die ſich bei einiger Ruhe gleich zu Boden ſetzen, und das überſtehende Flüſſige nur gelblich gefärbt zurücklaſſen. Hat man ſich überzeugt, daß dieſer Zuſtand in allen Theilen der Gährungsbütte gleichmäßig eingetreten iſt, ſo läßt man ohne Säumen den flüſſigen Inhalt derſelben durch Ausziehen eines Zapfens in die darunter befindliche Schlagbütte ablaufen. In dieſer letztern wird die Flüſſigkeit mit Schaufeln aus freier Hand, oder durch einen angemeſſenen, von Waſſer, mit Pferdekraft ꝛc. bewegten Mechanismus, anhaltend gerührt und geſchlagen, bis ſie eine ſchöne dunkelblaue Farbe angenommen hat. Man bemerkt hierbei, daß der Indig ſich zuerſt in kleinen zarten Theilchen ausſcheidet, welche hernach zu größern Körnchen ſich vereinigen, und Neigung zeigen, ſich von der Flüſſigkeit abzuſondern. Wird das Schlagen zu lange fortgeſetzt, ſo zertheilt ſich der Indig wieder mehr, ſetzt ſich dann ſchwer und langſam ab und nimmt beim Trocknen nicht den gehörigen Zuſammenhang an. Bei gutem Gelingen der Arbeit reichen in der Regel zwei bis drei Stunden zur vollſtändigen Abſetzung des Indigs hin, zu welchem Behufe die Flüſſigkeit aus der Schlagbütte in die Setzbütte abgelaſſen wird. Wenn ſie hier ganz klar geworden iſt, zieht man ſie vorſichtig und langſam durch Hähne, die in verſchiedener Höhe angebracht ſind, ab, ſchöpſt den Bodenſatz in Säcke zum Abtropfen, und gibt ihn dann in hölzerne Kaſten, worin man ihn langſam an der Luft trocknet, damit er nicht viele Sprünge bekommt. Um dieſe noch beſſer zu verhindern, und die ſchon entſtandenen wieder zu vertilgen, ſtreicht man von Zeit zu Zeit mit einer Kelle über die Oberfläche. Zuletzt zerſticht man die Maſſe in würfelförmige Stücke, und vollendet die Austrocknung in der Sonne, beſſer aber fortwährend im Schatten.

b) In Ägypten. Die friſch abgeſchnittenen Indigpflanzen werden drei Stunden lang in einem Keſſel mit Waſſer gekocht, oder auch nur mit faſt kochend heißem Waſſer mazerirt; man gießt die Flüſſigkeit in andere Gefäße ab und ſchlägt ſie hier mit breiten Schaufeln bis zur Abſcheidung des Indigs, der dann ferner auf die obige Weiſe behandelt wird.

Die Theorie der Indigbereitung iſt im Weſentlichen ſehr einfach. In dem Safte der Pflanze iſt der Indig in demjenigen farbloſen Zuſtand enthalten, wo er desoxydirter Indig oder Indigweiß genannt wird, und ſich von dem blauen Indig (Indigblau) durch geringern Sauerſtoffgehalt unterſcheidet. Durch Mazeriren oder Kochen der Pflanze mit Waſſer löſt ſich, nebſt andern Stoffen, das Indigweiß auf. Das nachfolgende Rühren oder Schlagen bewirkt, durch vermehrte Berührung der Flüſſigkeit mit der Luft, eine Verbindung des Indigweiß mit atmoſphäriſchem Sauerſtoff, und hierdurch die Umwandlung in Indigblau, welches als unauflöslich ſich abſcheidet. Der Zuſatz von Kalkwaſſer ſcheint nur zur Erleichterung der Abſcheidung zu dienen und iſt daher nicht unumgänglich nothwendig: wie er denn auch bei der Verarbeitung friſcher Pflanzen nur in dem Falle angewendet wird, wenn die Abſcheidung nicht von ſelbſt leicht genug erfolgen will. Hundert Pf. trockner Indigpflanze, oder 3500 Pf. Flüſſigkeit aus der Gährungsbütte (bei der Anwendung friſchen Krautes) liefern $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$, höchſtens 2 Pf. Indig. (***Karmarsch.***)

**INDIGOTIN**, Indigoweiß, desoxydirter Indig, reducirter Indig, Indigſtoff von Liebig, Indigogène von Giobert, Indigotine von Dumas, **Indigotine incolore** von Robiquet, **Indigo reduit, white or desoxygenired indigo.** Das Indigotin iſt der weſentliche Beſtandtheil der ſogenannten Indigküpe, es iſt im rohen Indigo nicht farbig gebildet enthalten, ſondern wird erſt aus dem, mit dem Namen Indigblau (Indigotine von Robiquet und Guibourt) bezeichneten Beſtandtheile desſelben erzeugt beim Zuſammenbringen entweder des rohen Indigs oder beſſer des iſolirten Indigblaus mit Sauerſtoff abſorbirenden Subſtanzen, als ſchwefeligſauren und phosphorigſauren Salzen, Phosphor, Schwefelalkalimetallen, Schwefelantimon und Schwefelarſenſalzen, Zinnoxydul-, Eiſenoxydul- und Manganoxydulſalzen, gährenden oder faulenden organiſchen Körpern u. ſ. w. bei gleichzeitiger Gegenwart von freien Alkalien, und es beruht eben hierauf der techniſche Bereitungsproceß der verſchiedenen Indigküpen Behufs der Blaufärberei.

Zur Darſtellung des Indigotins in möglichſt reinem Zuſtande gibt Berzelius (Lehrbuch der Chemie 4. Ausgabe VII, 199), dem wir die ausführlichſte und gediegenſte Arbeit über den Indigo verdanken, nachſtehendes Verfahren an. Zwei Theile käuflicher Indigo werden zum feinſten Pulver zerrieben; ſodann ſucceſſiv mit verdünnter Salzſäure und Waſſer, ferner mit gelind erwärmter concentrirter Ätzkaliflüſſigkeit und Waſſer, endlich wiederholt mit kochendem Alkohol von 0,83 ſpec. Gew. extrahirt. Der getrocknete Rückſtand wird hierauf von neuem zum höchſt zarten Pulver zerrieben, mit 4 Theilen Ätzkalk, welcher kurz vor der Zumiſchung mit Waſſer zu Pulver gelöſcht worden iſt, gemiſcht, das Gemeng in eine Flaſche, die an Waſſer ungefähr das 150fache des Indigs aufnehmen kann, gebracht, letztere mit ſiedendheißem Waſſer faſt angefüllt, wohl umgeſchüttelt, dann noch eine Auflöſung von 3 Theilen kryſtalliſirtem ſchwefelſaurem Eiſenoxydul in etwas wenigem kochenden Waſſer zugeſetzt, die Flaſche endlich wohl zugepfropft und umgeſchüttelt. Man läßt ſie nun einige Stunden lang an einem warmen Orte ſtehen, unter zuweiligem Umſchütteln; allmälig wird die Maſſe grün, das Eiſenoxydul, welches vom Kalk niedergeſchlagen worden iſt, oxydirt ſich zu Eiſenoxyd auf Koſten des Indigblaus, und dieſes ſeines Sauerſtoffs zum Theil beraubt, verbindet ſich mit einem andern Antheile des Kalkes zu einem im Waſſer löslichen Körper, wobei die Flüſſigkeit, je nach ihrer Concentration eine citrongelbe oder brandgelbe Farbe erhält. Man läßt ruhig abſetzen, bringt dann mittels eines Hebers die klare Flüſſigkeit in eine andere ganz trockne Flaſche, bis zu deren Boden der längere Arm des Hebers reicht, ſo daß die Luft ſo wenig als möglich Gelegenheit hat, die Flüſſigkeit zu berühren, und füllt die Flaſche ſo vollſtän-

Digitized by Google

dig, daß die obere blau gewordene Schicht der Flüſſigkeit ausfließt. Darauf gießt man einige Tropfen friſch ausgekochte Schwefelſäure oder Eſſigſäure hinein und verſchließt alsdann die Flaſche ſogleich mit einem gut ſchließenden Pfropfen, ohne Luft darin zu laſſen. Die Säure bewirkt einen reichlichen, weißen, flockigen Niederſchlag, welcher im Anfang aus ſchimmernden Kryſtallſchuppen beſteht, die beſonders beim Umſchütteln oder im Sonnenlichte, ſchön glänzend ſind. Bei Überſchuß von Säure, oder durch Ruhe gehen ſie zu weißen Flocken zuſammen, ohne allen Glanz, welche langſam niederſinken und nach einiger Zeit an der Oberfläche anfangen ſich ins Graugrüne zu ziehen. Dies iſt nun reducirter Indigo oder Indigotin. Je reiner die Löſung war, deſto langſamer ſinkt der Niederſchlag zuſammen, dagegen ſinkt er ganz zuſammen, wenn die Löſung von einem zuvor nicht gereinigten Indig bereitet war. Sobald, nach 12 oder 24 Stunden, die Maſſe nicht mehr zuſammenfallen will, gießt man das Klare ab und bringt den Niederſchlag auf ein Filtrum, wo man ihn ausſüßt, mit lange gekochtem und in einer gefüllten und verſchloſſenen Flaſche erkaltetem Waſſer, bis das Durchgehende nicht mehr auf freie Säure reagirt. Die gewaſchene Maſſe wird zwiſchen Fließpapier ausgepreßt und in luſtleerem Raum über Schwefelſäure getrocknet. Beim Hineinbringen zieht er ſich gewöhnlich ſehr ins Grüne, aber durch das Trocknen wird er beinahe weiß oder grauweiß, in kleinen Quantitäten kann es ſogar an der Luft, an einem + 24° C. warmen Orte, ohne ſich zu verändern, getrocknet werden.

Das alſo gewonnene Indigotin iſt zuſammenhängend, gräulich weiß, mit einem gewiſſen Seidenglanze, welcher deutlich etwas Kryſtalliniſches an den Theilen zeigt, es iſt geſchmack- und geruchlos, ohne Wirkung auf Reagenspapiere, unlöslich in Waſſer, löslich in Alkohol und Äther mit gelber Farbe, die alkoholige Löſung trübt ſich an der Luft und ſetzt Indigblau als ein zartes und leicht niederſinkendes Pulver ab, die ätheriſche Löſung wird an der Luft grün, dann ins Purpurne ſchielend, ſetzt aber nicht eher Indigblau ab, als bis der größte Theil des Äthers verdunkelt iſt, und zwar in purpurfarbigen Kryſtallſchuppen.

Wenn man friſch gefälltes Indigotin mit lufthaltigem Waſſer vermiſcht, ſo wird es augenblicklich blau, auch wenn freie Säure vorhanden iſt. Setzt man es ausgewaſchen, aber noch feucht einige Stunden lang dem Zutritt der Luft aus, ſodaß es nicht trocknen kann, ſo wird es durch und durch purpurfarben. In trocknem Zuſtande oxydirt es ſich weit langſamer; erſt nach einigen Tagen iſt es völlig blau geworden. Nach dem Trocknen wird es anfänglich hellblau, aber nicht grün, und zuletzt wird es tief dunkelblau, aber nicht purpurfarben. Dasſelbe geſchieht auch in verſchloſſenen Gefäßen, weil es in ſeinen Poren hinreichende Luft einſchließt, um blau zu werden. Erhitzt man trocknes Indigotin in offner Luft, bei einer ſehr behutſam verſtärkten Hitze, ſo kommt ein Punkt, wo die ganze Maſſe in einem Augenblicke dunkel und purpurfarben wird, und dies iſt ganz dem Anlaufen eines Metalls ähnlich uud eine wirkliche Verbrennung zu Indigblau. Es wird darauf bei der geringſten Zuſammendrückung metalliſch glänzend, und wenn man die Temperatur noch etwas mehr erhöht, bildet ſich ein purpurfarbenes Gas von ſublimirtem Indigblau. Erhitzt man Indigotin in luſtleerem Raum, ſo wird es entmiſcht, ein wenig Waſſer abgeſchieden, von dem es ungewiß iſt, ob es neu gebildet oder nur entbunden worden, eine Portion Indigblau wird ſublimirt und Kohle bleibt reichlich zurück. Ein bleibendes Gas wird nicht entwickelt.

Mit den Säuren geht das Indigotin keine Verbindungen ein. Von concentrirter rauchender Schwefelſäure wird es unter Entmiſchung augenblicklich mit ſo dunkler Purpurfarbe aufgelöſt, daß die Löſung nur in dünnen Schichten durchſcheinend iſt; verdünnt iſt ſie blau. Die gebildete lösliche blaue Subſtanz befindet ſich mit der Säure chemiſch verbunden und wird durch Salzbaſen nicht abgeſchieden. Von Salpeterſäure wird das Indigotin aus ſeiner alkaliſchen Auflöſung zwar weiß niedergeſchlagen, aber ein geringer Überſchuß von Salpeterſäure färbt das Gefällte augenblicklich blau und ein größerer Zuſatz zerſtört auch dieſen. Die Angabe von Giobert, daß freie Säure, ſelbſt Kohlenſäure, das Blauwerden des Indigotins in der Luft hindere, fand Berzelius, wie bereits oben angegeben, nicht beſtätigt.

Mit Baſen verbindet ſich das Indigotin ſehr begierig, und es wird ſowol von kohlenſauren, als von kauſtiſchen Alkalien, als auch von den Hydraten der alkaliſchen Erden gelöſt, mit rein gelber Farbe, wenn die Flüſſigkeit kalt iſt, und mit brandgelber, wenn ſie warm oder ſchon concentrirt iſt. Die Auflöſung in Ammoniak iſt nicht ſelten grün von eingemengtem Indigblau. Dieſe Löſungen abſorbiren augenblicklich Sauerſtoff aus der Luft und erzeigen wiederum Indigblau, welches ſich niederſchlägt, ſodaß keine von dieſen Verbindungen rein in trockner Form erhalten werden kann. Auch während der Verdunſtung im luſtleeren Raum werden ſie hinreichend blau, um ihr wahres Anſehen zu verſtecken, und durch Weingeiſt können ſie nicht ausgefüllt werden, da ſie darin auflöslich ſind. Mit der Kalkerde geht übrigens das Indigotin, bei vorhandener überſchüſſiger Baſis, auch eine Verbindung ein, welche unlöslich und von citrongelber Farbe iſt. Sie bildet ſich bei der Reduction, wenn zu viel Kalkerde angewandt worden iſt, und fällt mit ſolcher Leichtigkeit zu Boden, daß man den entſtandenen Gyps und das Eiſenoxyd abſchlemmen kann. Auf dieſe Bildung von unlöslichem Indigotinkalk hat man beſonders bei Anſtellung der Vitriolküpe zu achten und dieſerhalb die Anwendung von überſchüſſiger Kalkerde zu vermeiden, wenn man nicht Gefahr laufen will, einen großen Verluſt an Farbeſtoff zu erleiden. Auch mit Talkerde gibt das Indigotin eine lösliche Verbindung, welche jedoch weit mehr Waſſer zu ihrer Auflöſung bedarf, als die Kalkverbindung, und deshalb zum Theil mit weißer Farbe gefällt wird, wenn Kryſtalle von ſchwefelſaurer Talkerde in eine Auflöſung von Indigotin gelegt werden. Ein andrer Theil bleibt aufgelöſt und färbt die Flüſſigkeit gelb. Beide werden an der Luft blau. Mit andern Baſen läßt ſich das Indigotin verbinden, wenn man

eine Flaſche mit einer möglichſt geſättigten Auflöſung von reducirtem Indigo gänzlich fällt, dann ein kryſtalliſirtes Salz derjenigen Baſe, welche man mit dem Indigotin verbinden will, hineinbringt, die Flaſche luftdicht verſchließt und umſchüttelt. Die Thonerde gibt eine weiße Verbindung, die auf dem Filtrum augenblicklich blau wird und nach dem Trocknen ein ſchön dunkelblaues Pulver gibt, welches im Sonnenlichte flimmert, gleich als wenn es voll kleiner kryſtalliniſcher Theilchen wäre. Überhaupt werden die unlöslichen Verbindungen des Indigotins mit Baſen an der Luft weit ſchneller blau, als das Indigotin für ſich, wahrſcheinlich wegen des zertheiltern Zuſtandes des letztern. Die Salze von Eiſenoxydul, Zinnoxydul und Bleioxyd fällen aus der Indigotinlöſung weiße Verbindungen, welche an der Luft ebenfalls ſogleich blau werden. Die Verbindung mit Bleioxyd, welche etwas kryſtalliniſch iſt, wird beim Erhitzen mit einer gelinden Verpuffung zerſetzt, wobei die Theile umhergeworfen werden und Blei reducirt wird; die mit Eiſenoxydul gibt kein Indigblau bei der Sublimation, wol aber die mit Zinnoxydul. Neutrales ſchwefelſaures Eiſenoxyd fällt eine ſchwarzbraune Verbindung, welche ſich in der Flüſſigkeit nicht verändert, ſo lange nicht aller reducirte Indigo ausgefällt wird. Kommt aber ein Überſchuß von Oxydſalz hinzu, ſo verwandelt ſich dieſes ſogleich in Oxydulſalz und der braune Niederſchlag wird blau. Salze von Manganoxydul und Kobaltoxyd geben grüne Niederſchläge; der erſtere iſt ſchmuzig grün, vielleicht durch etwas eingemengte Manganoxydverbindung, der letztere iſt grasgrün. Keins von beiden gibt nach dem Trocknen Indigblau durch Sublimation. Salpeterſaures Silberoxyd fällt eine Anfangs durchſcheinende braune, ſpäterhin ſchwarze Verbindung, welche ſich an der Luft nicht verändert. Erhitzt gibt ſie eine Spur von Verpuffung; es wird Indigblau ſublimirt und metalliſches Silber bleibt zurück. Salze von Kupferoxyd ſtellen, nach einer lange bekannten Erfahrung, Indigblau augenblicklich wieder her. Wenn noch eine Salzbaſis zugegen iſt, ſo wird das Kupferoxyd in Oxydul verwandelt, hat man aber eine Säure, beſonders Schwefelſäure, in Überſchuß zugeſetzt, ſo wird es zu Metall reducirt. In beiden Fällen iſt das gefällte Indigblau innig damit vermengt. Von dieſen von Berzelius herrührenden Angaben weichen die Reſultate, welche Runge (Trommsdorf's Neues Journ. VII, 72) erhielt, etwas ab, was wahrſcheinlich davon herrührte, daß Letzterer ſich eines nicht gereinigten Indigs zur Darſtellung der Indigotinlöſung bediente.

Was die Zuſammenſetzung des Indigotins anlangt, ſo enthält es dieſelben Beſtandtheile wie das Indigblau, nämlich Kohlenſtoff, Stickſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, aber die quantitativen Verſchiedenheitsverhältniſſe haben noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt werden können. Berzelius und Liebig (Schweigger's Journ. LI, 60) ſind der Anſicht, daß das Indigotin oder Indigweiß als Indigblau minus einer gewiſſen Menge von Sauerſtoff anzuſehen iſt, und haben beide unabhängig von einander Verſuche angeſtellt, um die Menge dieſes Sauerſtoffs zu ermitteln. Bei den Verſuchen von Berzelius wurde gereinigtes Indigblau in dem einen Verſuche mit Kalk und Vitriol, in dem andern mit Ätzkali und Vitriol reducirt und mit der klaren gelben Löſung zwei Flaſchen gefüllt. Es wurden dann Kryſtalle von ſchwefelſaurem Kupferoxyd hineingelegt und die Flaſchen ſo verſchloſſen, daß keine Luft eingeſchloſſen blieb. Nachdem die Füllung erfolgt war, wurde friſchgekochte Schwefelſäure in großem Überſchuſſe zugegoſſen, und die gefüllten und verkorkten Flaſchen einer gelinden Digeſtion ausgeſetzt. Die Schwefelſäure verwandelte das durch den Indig gefällte Kupferoxydul in unaufgelöſt bleibendes Metall und in ſich auflöſendes Oxyd. Das Gemiſch wurde filtrirt und aus dem ausgewaſchenen Indig mit einem Gemiſch von kauſtiſchem und kohlenſaurem Ammoniak das Kupfer ausgezogen, welches hierauf mit Schwefelſäure geſättigt, mit Eiſen reducirt und dann gewogen wurde. Das niedergeſchlagene Indigblau wurde nach dem Trocknen und Wägen verbrannt, und die dabei zurückbleibende Spur Kupferoxyd mit in Rechnung gebracht. Auf dieſe Art waren auf 100 Th. bei + 100° C. getrockneten Indigblaues in beiden Verſuchen 18,35 Theile metalliſches Kupfer erhalten worden, die 4,65 Sauerſtoff entſprechen, welche dieſe 100 Th. Indigblau beim Übergehen in Indigweiß oder Indigotin verloren hatten, was mit Zugrundlegung der bekannt gemachten Analyſen des Indigblaues, die für letzteres zwiſchen 12 und 14 Proc. Sauerſtoff angeben, $^{1}/_{3}$ vom ganzen Sauerſtoffgehalt des Indigblaues entſpricht. In dem Verſuche von Liebig wurde ein beſtimmtes Gewicht bei + 100° C. getrocknetes Indigotin, das eine geringe Menge wieder hergeſtelltes Indigblau enthielt, mit Ätzammoniak übergoſſen; das zurückbleibende Indigblau von dem urſprünglichen Gemiſch abgezogen gab 0,404 Grmm. aufgelöſtes Indigotin. Die klare Flüſſigkeit wurde, ohne mit der Luft in Berührung zu kommen, unter eine mit Queckſilber gefüllte Glasglocke gebracht, und nach und nach Sauerſtoff hinzugelaſſen. Dieſes Gas wurde zum Theil abſorbirt, und ſowie ſein Volumen ſich nicht mehr veränderte, wurde der oxydirte Indig, welcher ſich niedergeſchlagen hatte, mit der Flüſſigkeit abgedampft und ſcharf getrocknet. Er wog 0,451 Gramm., was ſonach eine Zunahme von $11^{1}/_{2}$ Proc. ergibt. Dieſe als von aufgenommenem Sauerſtoff allein herrührend zu betrachten, iſt mit den obigen Reſultaten von Berzelius unvereinbar, daher unzuläſſig, jedenfalls rührte die Gewichtsvermehrung zum Theil von aufgenommenem Waſſer her, wobei es freilich unentſchieden bleibt, ob dieſes Waſſer als ſolches, oder als Sauerſtoff und Waſſerſtoff in die Zuſammenſetzung des Indigblaues eingegangen ſei. Es wäre indeſſen wol möglich, daß Indigweiß und Indigblau ſich zu einander verhielten, wie Manganoxydul und Manganoxydhydrat oder Manganhyperoxydhydrat. Giobert (Journ. de Phys. LXXVIII, 462) glaubte, daß das Indigotin = Indigoblau + Kohlenſtoff ſei; und daß es durch Abgabe von Kohlenſtoff an den Sauerſtoff der Luft in den gefärbten Indig übergehe. Dieſe Anſicht, welche ſich beſonders auf die beobachtete reichliche Entwickelung vom Kohlenſäuregas beim Indig-Bereitungsproceſſe ſtützt, iſt mit den obigen Re-

Digitized by Google

ſultaten ſowol von Berzelius als auch von Liebig noch weniger vereinbar, da ſie vielmehr einen Gewichtsverluſt als eine Gewichtszunahme vorausſetzt. Noch eine andre von der vorhergehenden ganz abweichende Meinung iſt von Döbereiner (Schweigger's Journ. XXVI, 268) und neuerdings wieder von Dumas (Ann. de Chem. et de Phys. LXVIII, 265 fg. Berzelius' Lehrbuch 4. Ausg. VII, 235) aufgeſtellt worden. Dieſer zufolge ſoll das Indigotin eine Verbindung von Indigblau mit Waſſerſtoff ſein, und zwar nach Döbereiner eine Art Waſſerſtoffſäure, die ſich unter Einfluß der Alkalien durch Waſſerzerſetzung erzeuge, den Waſſerſtoff aber leicht wieder an den Sauerſtoff der Luft abgebe, wobei der blaue Indig wieder ausgeſchieden werde; dieſen letztern nannte Döbereiner Iſatine, und den reducirten, Iſatinſäure. Dumas unterſtützt ſeine Anſicht mit der Angabe, daß er das Indigotin genau ſowie das Indigoblau plus 0,47 Proc. Waſſerſtoff zuſammengeſetzt gefunden habe; allein dies iſt durchaus unvereinbar mit den oben angeführten Verſuchen ſowol von Berzelius als auch von Liebig, denn es ſetzt 1) eine Reduction von nur 14,9 Kupfer für 100 Indigblau voraus, während Berzelius 18,35 erhielt, und 2) eine Gewichtszunahme von höchſtens 4,25 Proc. angenommen, daß das bei der Oxydation entſtandene Waſſer als Hydratwaſſer mit dem regenerirten Indigblau verbunden bleibt, während die von Liebig beobachtete Gewichtszunahme faſt das Dreifache betrug. Die Ermittelung der wahren Zuſammenſetzung des Indigotins und ſeines richtigen Beziehungsverhältniſſes zum Indigblau muß ſonach neuen Verſuchen überlaſſen bleiben, und ebenſo auch die Erforſchung des eigenthümlichen Verbindungszuſtandes, in welchem das Indigotin ſich in den Indig liefernden Pflanzen befindet. Schließlich dürfen wir aber in letzterer Beziehung eine Bemerkung von Robiquet (Ann. de Ch. et de Phys. LVIII, 334) nicht übergehen, welche gewiß alle Beachtung verdient. Derſelbe beobachtete nämlich, daß das von ihm in Variolaria dealbata entdeckte Orcin eine farbloſe, ſublimirbare, kryſtalliniſche, ſüße in Waſſer, Alkohol und Äther auflösliche ſtickſtofffreie Subſtanz, durch Einfluß des Ammoniaks, des atmoſphäriſchen Sauerſtoffs und des Waſſers in einen freien, ſtark gefärbten, unkryſtalliſirbaren, in Waſſer kaum löslichen, ſtickſtoffhaltigen Körper (Flechtenroth) ſich umwandele, und fragt nun, ob es nicht möglich ſei, daß es mit dem natürlichen Indigſtoff ſich ähnlich verhalte. In der That, wenn auch alle Erſcheinungen darauf hinweiſen, daß der natürliche Indigſtoff urſprünglich ungefärbt ſei und die blaue Farbe erſt im Momente ſeiner Ausſcheidung aus der Pflanzeninfuſion erlange, in dieſer Beziehung alſo mit dem künſtlichen Indigotin übereinſtimme, ſo ergibt ſich doch andererſeits darin ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen beiden, daß die natürliche Auflöſung des Indigſtoffes evident ſauer iſt, während die Auflöſung des künſtlichen Indigotins nicht anders als alkaliſch ſein kann. Es wäre alſo wol möglich, daß wir das eigentliche Indigoradical gar noch nicht kennen und daß es von dem reducirten Indig und dem Indigblau ebenſo verſchieden ſei, als das Orcin vom Flechtenroth, d. h. daß es urſprünglich eine ſtickſtofffreie, im Waſſer auflösliche, farbloſe Subſtanz ſei, welche im Verlaufe des die Bildung des Indigs begleitenden Gährungsproceſſes unter dem Einfluß des ſich dabei erzeugenden Ammoniaks und Aneignung eines Theils von den Beſtandtheilen des Letztern zu Indig werde. Hiergegen iſt indeſſen doch zu erinnern, daß, nach Chevreul's Verſuchen, Gährung kein weſentliches Erfoderniß der Indigbildung ſein ſoll, und daß Roxburgh kein flüchtiges Alkali in den während der Gährung ſich entwickelnden Gasarten entdecken konnte (Bancroft's engliſches Färbebuch, überſ. von Buchner I, 231). Andererſeits wäre es übrigens auch ebenſo gut denkbar, daß das natürliche in dem ſauren Pflanzenſtoffe enthaltene und das künſtliche durch Reduction des Indigblaus gewonnene, in alkaliſcher Auflöſung befindliche Indigotin nur iſomeriſche Varietäten einer und derſelben quantitativen Zuſammenſetzung wären und ſich zu einander verhielten etwa wie Benzoëölwaſſerſtoff und Benzoin (vgl. den Art. **Mandelöl, ätherisches**). (*Duflos.*)

**Indigpurpur, Indigroth, Indigsäure, Indigtinktur** ſ. im Art. **Indig.**

**Indigweiss,** ſ. **Indigotin.**

**Indikolith,** ſ. **Turmalin.**

**Indios Aldeados,** ſ. im Art. **Para** (S. 256).

**Indios Pampas,** ſ. **Pampas.**

**Indiscernabilia,** ſ. **Nichtzuunterscheidendes und Leibnitz.**

**Indisch, Indische Sprachen,** ſ. im Art. **Indien,** S. 245 u. S. 345, u. **Indogermanische Sprachen.**

**Indische Alterthumskunde,** ſ. **Indien.**

**Indische Astronomie,** ſ. im Art. **Indien,** S. 265.

**Indische Baukunst,** ſ. im Art. **Indien,** S. 300 u. 351.

**Indische Bildhauerei,** ſ. im Art. **Indien,** S. 303 u. 351.

**Indische Compagnien,** ſ. **Indische Handelsgesellschaften.**

**Indische Dichtkunst, Indische Poesie,** ſ. im Art. **Indien,** S. 275.

**Indische Erdbeschreibung,** ſ. im Art. **Indien,** S. 271.

**Indische Fabeln,** ſ. im Art. **Indien,** S. 287.

**Indische Geschichtschreibung,** ſ. im Art. **Indien,** S. 272.

**Indische Götterlehre,** ſ. im Art. **Indien,** S. 158.

**Indische Grammatik, Indische Philologie,** ſ. im Art. **Indien,** S. 248.

**INDISCHE HANDELSGESELLSCHAFTEN.** Der Urſprung der ältern, den Handel nach andern Welttheilen betreibenden, Vereine fällt faſt immer in die Zeiten, wo Europa's Macht jenſeit der Meere noch nicht begründet war, und die Fürſten entweder die Mittel oder die Neigung entbehrten, ihren Unterthanen zureichenden Schutz bei kaufmänniſchen Unternehmen zu gewähren. Man glaubte mit mehr oder weniger Recht, daß ohne Factoreien, Forts und Kriegsſchiffe ein ſicherer Verkehr mit den unabhängigen Völkern außerhalb Europa's nicht mög-



Digitized by Google

ſich ſei, und ſchloß Vereine, indem die Kräfte des Einzelnen zu ſolchen Zwecken nicht ausreichten. Die Regierungen konnten nicht umhin dieſen Geſellſchaften Privilegien, die oft bis zum unbeſchränkteſten Monopol ſtiegen, zu bewilligen, und hierdurch ihnen Sicherheit gegen die Einmengung von fremden Speculanten zu gewähren, die an den urſprünglichen Opfern und Anſtrengungen keinen Theil gehabt hatten. So wenig ſich gegen dieſes Princip im Allgemeinen einwenden läßt, welches auch Smith mit der Ertheilung eines Privilegiums für neue Entdeckungen vergleicht[1]), ſo wird das Fortbeſtehen eines monopoliſtiſchen Vereins ebenſo ſehr eine Ungerechtigkeit gegen das Volk als ein Nachtheil für den Staat ſein, ſobald in dem überſeeiſchen Lande, welches die Thätigkeit der Geſellſchaft zunächſt anzog, die Umſtände ſich ſo geändert haben, daß auch der einzelne Kaufmann Sicherheit findet. Noch mehr iſt dies der Fall, wenn das Mutterland (wie im britiſchen Oſtindien), nach und nach eine feſte Macht von hinreichender Stärke begründet hat, um das Intereſſe der Unterthanen kräftig beſchützen zu können. Es iſt nicht zu verkennen, daß die großen Handelsgeſellſchaften das Verdienſt der Begründung von Colonien und der Eröffnung neuer Wege gehabt haben, allein ſie ſind in allen Ländern von den Unbetheiligten als drückende und ungerechte Monopole betrachtet worden, ſobald Schiffahrt, nautiſche Kenntniß, Macht, Vermögen und Unternehmungsgeiſt eine höhere Stufe erreicht hatten. Überall, wo nicht Geldmangel der Regierungen den Geſellſchaften die Erlangung neuer Freibriefe erleichterte, hat man gradweis die Vorrechte ſolcher monopoliſtiſchen Vereine beſchränkt, und gefunden, daß in demſelben Verhältniſſe, wie dieſes geſchah, der allgemeine Handel zunahm. Die Compagnien ſelbſt haben um ſo weniger gewonnen, je mehr ſie zu politiſchen Mächten wurden, indem ſie ſich Reiche eroberten, ſei es, daß dieſes Anfangs aus Begehrlichkeit geſchah, oder ſpäter zur nothwendigen Maßregel wurde. Die Verwaltung aller großen mit Landbeſitz verſehenen Handelsgeſellſchaften iſt nie eine ſorgfältige, noch redliche geweſen, ihre Unterthanen haben ſtets über Bedrückungen zu klagen gehabt, und ihr blindes Streben zur Aufrechthaltung des Monopols, dem ſie in Hoffnung künftigen Erſatzes oft die größten Summen opferten, zerſtörte häufig ihre Finanzen. Keine von ihnen beſteht in unſern Zeiten noch als mächtiger politiſcher Körper, als Staat im Staate, wie einſt die Compagnien der Holländer oder Briten in Indien, und deshalb haben die Meiſten der weiterhin zu erwähnenden nur ein hiſtoriſches Intereſſe. Indem wir unter dieſem Artikel die Handelsvereine europäiſcher Völker nach Oſtindien, Afrika, Weſtindien und den Ländern des Pelzhandels in Nordamerika zuſammenfaſſen, ſind wir freilich genöthigt, eine große Menge zu übergehen, die nie eine Bedeutung erlangten, oft bis auf die Namen vergeſſen ſind, oder wie die engliſch-amerikaniſchen Bergbaugeſellſchaften (1824, 25) eine fremdartige Tendenz hatten. Zur Zeit des berüchtigten Südſee-Projectes der Engländer ſollen in wenigen Monaten an zweihundert Aſſociationen aufgetaucht ſein, von welchen der dritte Theil den Handel mit fremden Welttheilen beabſichtigte; alle entſtanden und vergingen wie Seifenblaſen. Wenn aber auch die vorzugsweiſe feſtbegründeten Vereine theils durch Umſtände, theils durch Regierungen gezwungen, ſeit den letzten funfzig Jahren ſich aufgelöſt haben, und dennoch der Welthandel ſeitdem eine früher nicht geahnte Größe erreichte, ſo beweiſt dieſes, wie wenig jene Verbindungen mit der gegenwärtigen Civiliſation, dem Verkehr, den Bedürfniſſen und den Anſichten der Völker vereinbar ſein würden, und wie wenig die Wiederentſtehung der großen und mächtigen Corporationen von Kaufleuten, die über Welttheile wie Könige herrſchten, erwartet werden kann.

## I. Engliſche Handelsgeſellſchaften.

**Britiſch-oſtindiſche Compagnie.** Unter allen urſprünglich rein kaufmänniſchen Unternehmungen iſt keine im Laufe der Zeiten zu ſo koloſſaler Größe angewachſen, keine hat aus freiem Willen oder theilweiſe durch Umſtände gezwungen, ſich ein ſo ausgedehntes Reich unterworfen, aber auch keine ſo viele Wechſel des Schickſals erfahren, und den drohenden Untergang ſo oft vermieden, als die britiſch-oſtindiſche Compagnie. Ihre Geſchichte übertrifft an Bedeutſamkeit die mancher Monarchie von viel höherm Alter, und kann daher an dieſem Orte nur in Umriſſen dargeſtellt werden[2]). Den erſten Freibrief ertheilte die Königin Eliſabeth den 31. Dec. 1600 einer Geſellſchaft, deren Mitglieder zwar in gemeinſamen Schiffen, aber mit getrennten Capitalien ihre Speculationen unternahmen, alſo eigentlich nach dem techniſchen Ausdrucke eine „regulated company“ bildete. Der Mangel einer Beſtätigung von Seiten des Parla-

1) *Smith*, Wealth of nations. III. p. 285.

2) Die Literatur über die engliſch-oſtindiſche Compagnie iſt außerordentlich groß. Die Acten des Parlaments zeugen ſeit anderthalbhundert Jahren von der Wichtigkeit dieſes Inſtituts, welches zahlloſe Debatten und Schriften hervorrief. Wichtige Quellenwerke, unentbehrlich für das ſpecielle Studium, ſind: East India Charters and Treaties. 4 Voll. und East India Papers. 12 Voll. fol. Papers published by authority of the East India Company in 1813. Reports of the select committees of both Houses. 1823. 1830—1833. *Grant*, Sketch of the History of the East India Company. *Mill*, History of british India. 5 Voll. Asiatic Journal. London. Außerdem: *Heber*, Journey through the upper provinces of India. *Hamilton*, India gazetteer. 2d. Edit. *Jacquemont*, Voyage aux Indes, Thibet et Cachemire (Par. 1834). *Montgomery Martin*, History of the british Colonies (Lond. 1835). *Colquhoun*, Wealth of the british empire. *Mac Culloch*, Dict. of Commerce. 2d. edit. (Lond. 1837). Art. *East India Company*. History of the English East India Company in the modern Universal History. Vol. X. *Hamilton*, A geogr., histor. and statistic. descript. of Hindostan (Lond. 1820). II. M. Björnſtjerna, Das britiſche Reich in Oſtindien (Stockholm 1839). Über die Verwaltung und ihre Mängel unter der Compagnie, die ſocialen Verhältniſſe der Engländer in Indien ꝛc. gibt ſehr werthvolle Nachrichten *John Fk. Shore*, On Indian affairs (Lond. 1837). 2 Voll., eine Sammlung von Aufſätzen, die urſprünglich in den Blättern von Calcutta, unterzeichnet „A friend of India,“ erſchienen ſind. Hierher gehören ferner: Asiatic researches by Sir *Wm. Jones*. Transactions of the (London) asiatic society u. ſ. w. Ältere Schriften bei Toze, Europäiſche Staatskunde (Schwerin 1790). I. S. 602.

Digitized by Google

ments verminderte die Rechtsgültigkeit dieſes Privilegiums keineswegs. Erſt 1612 verbanden die Mitglieder ihre Privatfonds zu einem Ganzen von 750,000 L. St.; die Actien hatten damals nur 50 L. St. Werth. Ungeachtet der Anfeindungen und bisweilen der offnen Angriffe der holländiſchen Compagnie warf das Unternehmen keine unbedeutenden Früchte ab. Mit der Zeit entſtanden aber Zweifel am Rechte der Geſellſchaft zum Monopol, indem man glaubte, daß dieſes von der Regierung allein nicht bewilligt werden könnte, und daher ſendeten reiche Privatkaufleute zum großen Nachtheile der Compagnie, ihre Schiffe nicht ſelten nach Indien. Unfähig oder ungeneigt dem Beiſpiele der Holländer und Portugieſen zu folgen und erobernd aufzutreten, fand ſich die Geſellſchaft bald im Nachtheile. Jacob I. verweigerte ihr jeden Beiſtand, und zwang ſie durch eigene Kräfte ſich in Indien feſten Fuß und Achtung zu verſchaffen. Nach manchem Zuſammentreffen mit den Holländern (ſ. holl. oſtind. Comp.) wurde ein Tractat unterzeichnet, der ihr einen Antheil am Gewürzhandel zuſicherte, aber bald von der feindlichen Compagnie gebrochen, über einige engliſche Anſiedler ein furchtbares Schickſal brachte (1622). Auch die Regierung Karl's I. vernachläſſigte die Geſellſchaft; verſuchte ſie gelegentlich auf dem Wege der diplomatiſchen Unterhandlung Sicherſtellung des britiſch-indiſchen Handels zu erlangen, ſo verſtanden die Holländer die Bedingungen der Verträge zu umgehen. Während der Bürgerkriege vergaß man die Compagnie. Cromwell hob ſie i. J. 1655 auf, geſtattete Anfangs allgemeine Handelsfreiheit nach Indien, fand ſich aber bewogen die Geſellſchaft drei Jahre ſpäter wieder mit allen ihren Privilegien herzuſtellen, ungeachtet der ſichtbaren Vortheile des freien Verkehrs. Während jener kurzen Periode hatte man in England nicht nur indiſche Waaren zu ſehr billigen Preiſen gekauft, ſondern der Handel hatte überhaupt einen ſo bedeutenden Schwung erhalten, daß die Holländer mit größter Beſorgniß in dieſer von zahlreichen Privatleuten entwickelten Thätigkeit bereits die Vorboten des Falls ihres eignen Monopols ahneten. Im J. 1661 erlangte die Geſellſchaft einen Freibrief von Karl II., durch welchen zu den alten Vorrechten noch die neuen hinzukamen, über Krieg oder Frieden unabhängig von der Staatsregierung entſcheiden zu dürfen, ſo weit jene ſich auf nichtchriſtliche Völker bezogen; Bau von Feſtungen und zollfreie Ausfuhr von Kriegsvorräthen ſollten der Geſellſchaft freiſtehen, und ihr geſtattet ſein, jeden ohne Erlaubniß in ihrem Gebiete handeltreibenden britiſchen Unterthan gefangen nach England zu ſenden. Da jedoch dieſe Berechtigungen ſich nicht bis auf Wegnahme der in unerlaubtem Handel begriffenen Schiffe erſtreckten, ſo war das Monopol auch keineswegs ein vollkommenes, ſondern erlangte erſt nach der Revolution eine lange Jahre fortbeſtandene Sicherung durch Einſchreiten des Parlaments. Der Krieg mit Holland fügte der indiſchen Schiffahrt manchen empfindlichen Schaden zu, der jedoch zum Theil durch den Beſitz der von Karl II. der Compagnie abgetretenen Inſel Bombaï (1668) wieder ausgeglichen wurde. Der Beginn des Theehandels fällt in jene Zeit. Die erſten einhundert Pf. dieſer Waare kamen 1668 nach England. Um 1681 zählte die Compagnie 556 Mitglieder, beſaß 36 Schiffe von 100—775 Tonnen Gehalt; allein ſie machte verhältnißmäßig nur geringe Geſchäfte, denn die Summe ihrer an die Regierung gezahlten Einfuhrzölle belief ſich nur auf 60,000 Pf. St. im Jahre, und ebenſo viel oder wenig mehr betrug der Werth der durch ſie exportirten Erzeugniſſe Englands. An der Spitze der Verwaltung der Compagnie ſtanden die Brüder Sir Joſiah und Sir John Child. Der erſte begründete die Anſicht, daß eine Handelsgeſellſchaft ohne Landbeſitz nicht mit Vortheil beſtehen könne, verurſachte aber durch ihre praktiſche Ausführung einen gefährlichen Krieg mit dem Mogul, der zum großen Nachtheile der Compagnie verlief, und einen wenig ehrenden Friedensſchluß unvermeidlich machte. Der Krieg mit Frankreich brachte neue große Verluſte und die Compagnie genoß ſchon länger kein öffentliches Zutrauen, als Samuel Shepherd und andere reiche Kaufleute der damals von äußerſter Geldverlegenheit gedrückten Regierung einen Vorſchuß von 2 Millionen Pf. St. zu 8 Proc. unter der Bedingung des ausſchließlichen Handels mit Indien anboten. Man nahm den Antrag unbedenklich an, ſo ſehr auch die öffentliche Meinung gegen Monopole ſich ausſprach, die von der Maſſe um ſo mehr gemisbilligt wurden, je mehr man in den Perioden des freien Handels ihre Nachtheile erkannt hatte. Die Parteien bekämpften ſich mit größter Hartnäckigkeit, das Syſtem der Beſtechung erhielt eine bisher noch ungekannte Ausdehnung und fand die öffentlichſte Anwendung in d. J. 1685—98, oder der Zeit des Verfalls der erſten Compagnie. Die gegenſeitige Misgunſt der beiden Geſellſchaften und ihre häufigen Reibungen bedrohten ſogar den allgemeinen Frieden und zwangen die Regierung ſich einzumengen und eine Vereinigung vorzuſchlagen. Nicht ohne große Schwierigkeiten kam dieſe 1702 unter Lord Godolphin's Miniſterium zu Stande. Eine Parlamentsacte (i. J. 1708) regelte die neuen Verhältniſſe dieſer „Vereinigten Geſellſchaft der von England nach Indien handelnden Kaufleute," denn die frühern Geſetze waren ſo mangelhaft in der Form, daß einige Privatleute deren Geſammtcapital kaum 7200 Pf. St. erreichte, eine Art von dritter Geſellſchaft errichtet hatten, der es nunmehr freigeſtellt wurde, bis Michaelis 1711 ihren Handel auf eigene Hand fort zu betreiben und ſich dann aufzulöſen, oder ſich mit der privilegirten Compagnie zu vereinigen. Dieſelbe Acte vermehrte das Stammcapital (2 Mill. Pf. St.) um 1,200,000 Pf. St., welche die Regierung ohne Intereſſen geliehen und durch Verkauf neuer Stocks herbeigeſchafft wurden. Bis zum J. 1711 nahmen die Angelegenheiten der Geſellſchaft eine ſehr glückliche Richtung. Ohne Nebenbuhler in Indien oder England dehnte ſie ihre Geſchäfte mit Erfolg aus, und zahlte alljährlich eine mäßige Dividende. Im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts erreichte indeſſen dieſer Handel keineswegs eine ſolche Höhe, daß ſein Fortbeſtand oder Untergang für das Mutterland hätte zur Lebensfrage werden können. Von 1714—24 betrug der Werth der jährlichen Ausfuhr britiſcher Erzeugniſſe nur 92,410

Pf. St., die der edlen Metalle 518,102 Pf. St., alſo überhaupt nur 617,512 Pf. St. Das Publicum entbehrte aber genaue Einſicht in dieſe Verhältniſſe und hielt den Gewinn der Geſellſchaft für ausſchweifend groß. Daher ſchrieb ſich auch der heftige Widerſtand, welchen es leiſtete, als 1730 das bis auf drei Jahre abgelaufene Privilegium erneuert werden ſollte; Vereine verſuchten, von großen Capitalien unterſtützt, den Handel mit Indien zum Gemeingute zu machen, mußten aber den trügeriſchen Beweisführungen der Compagnie weichen, welchen das Parlament um ſo eher Glauben beimaß, je williger die Geſellſchaft ſich bewies die Intereſſen des der Regierung geliehenen Capitals von 5 anf 4 Proc. herabzuſetzen. Zwar ereignete ſich nichts Erhebliches in Indien zwiſchen 1730—49, und der Handel der Compagnie hätte unter ſorgfältiger Leitung damals einen außerordentlichen Umfang gewinnen können, allein es wird von den beſten engliſchen Statiſtikern unſerer Zeit in Zweifel gezogen, ob zwiſchen 1730—48 jährlich für 150,000 Pf. St. engliſche Producte nach Indien ausgeführt worden ſind. Die Ausfuhr edler Metalle nach Indien betrug in der angegebenen Epoche jährlich im Durchſchnitt 548,711 Pf. St. Im J. 1756 trat die Compagnie zum erſten Male als politiſche Macht in Indien auf. Sie gab ihre bisherige Rolle zum nicht geringen Nachtheil der Intereſſenten auf. Eroberungsſucht ergriff die höhern Beamten, die, vielleicht eingeladen durch den zerrütteten Zuſtand der indiſchen Reiche, ſich nicht länger mit der friedlichen Begründung von Factoreien begnügten und anſtatt wie durch Tractate bisher Sicherheit und Landbeſitz zu erwerben, zur Gewalt ſchritten, und große Staaten zu erobern unternahmen. Aus dieſer veränderten Politik entſprang eine Reihe von Kriegen, welche zwar das Gebiet ſehr erweiterten, aber die Einkünfte nur nominell erhöhten, während die Koſten des Staatshaushalts unverhältnißmäßig anwuchſen und finanzielle Verlegenheiten entſtanden, die man nie wieder vermocht hat vollſtändig zu beſeitigen. Die umſtändliche Erzählung der Begebenheiten des langen Krieges, welchem die engliſche Compagnie unter andern großen Eroberungen auch ihren erſten Länderbeſitz in Bengalen verdankte, gehört nicht hierher. Nur ſo viel iſt zu erwähnen, daß der gegenſeitige Haß der franzöſiſchen und engliſchen Compagnie ebenſo viel Einfluß hatte auf den Ausbruch eines langen Kampfes in Indien, als der beſondre Zuſtand des Reichs des Moguls, welches in viele Theile zerfallen und zur Beute rebelliſcher und geſetzloſer Häuptlinge geworden war, die unter ſich uneinig, die angeſiedelten Europäer der eignen Sicherheit wegen zum Einſchreiten nöthigten, oder auf mancherlei Weiſe ihren Beiſtand zu erlangen ſuchten. Nach dem Ergreiſen einer Partei hörten Rückſchritte auf möglich zu ſein, und wie gradweis die alte Abneigung der Compagnien gegen einander lebendiger auftauchte, vergaß man die urſprüngliche Frage und ging auf einen langen Kampf ein, um zu entſcheiden, ob die Oberherrſchaft in Indien den Franzoſen oder Engländern künftighin zuſtehen ſollte. Man focht mit wechſelndem Glücke, doch verloren die Briten endlich Madras, damals die wichtigſte Niederlaſſung in Indien und erhielten ſie erſt durch den aachner Frieden zurück. Das Glück blieb den Franzoſen nicht treu; ſo tüchtige Führer auch an ihrer Spitze ſtanden, ſo erlagen ſie doch dem militairiſchen Talent und der Energie des Oberſten Clive, der mit unverhältnißmäßig geringen Mitteln, aber ebendarum nie die äußerſte Vorſicht vernachläſſigend, das Größte unternahm und durchſetzte. Mit einem kleinen Heer von noch nicht 3000 Mann, deſſen eine Hälfte obenein aus Eingebornen beſtand, ſchlug er in der Schlacht von Plaſſey die unzählbare Armee des Soubahdar von Calcutta und gewann durch dieſen Sieg Bengalen. Während des Kriegjahrs 1755 eroberte die Compagnie ein ausgedehntes und reiches Gebiet, deſſen öffentliche Einkünfte damals auf jährlich 3 Mill. Pf. St. geſchätzt wurden. Sie blieb mehre Jahre im ruhigen Genuſſe derſelben, allein i. J. 1767 machte die britiſche Regierung auf ſie Anſprüche unter der Behauptung, ſie kämen der Krone ſchon darum zu, weil jene Gebietsvergrößerungen nicht ausſchließlich durch die Compagnie, ſondern vielmehr zum größten Theile durch die Truppen und Flotten Englands erkämpft worden wären. Um nicht zur förmlichen Abtretung von Ländereien genöthigt zu werden, verſtand ſich die Compagnie zur Zahlung einer jährlichen Summe von 400,000 Pf. St. Sie hatten nach und nach die Dividenden von ihrem Capital (3,200,000 Pf. St.) von 6 auf 10 Proc. erhöht und zahlte alſo jährlich 320,000 Pf. St. anſtatt 192,000 Pf. St., und war im Begriff die Dividenden von 10 zu 12½ Proc. zu vermehren, als ſie durch zwei Parlamentsacten verhindert und genöthigt wurde, alle über die legal feſtgeſetzte 10 Proc. Dividende ſich ergebenden Überſchuſſe für eine neubegründete Amortiſationscaſſe oder für öffentliche Zwecke in Indien zu beſtimmen. Das Betriebscapital belief ſich i. J. 1756 auf 6 Mill. Pf. St. und war auf 6000 Actien zu gleichen Antheilen vertheilt. Wegen des reinen Gewinns von 12—15 Proc. (ſeit 1760) ſtieg der Werth jenes Capitals auf das Doppelte. Nach der erwähnten Beſchränkung der Dividenden konnte der Werth der Actien freilich nicht weiter ſteigen, allein ſie behielten fortan mit geringen Abwechſelungen den Werth von 2000 Pf. St. bis auf die neueſte Zeit. Zwölf Millionen bildeten alſo das Stammcapital eines großgewordenen Reichs, deſſen jährlicher Ertrag auf 19 Mill. geſtiegen iſt. Die völlig reine Summe der Einkünſte wurde 1768 zu 2,048,747 Pf. St. angegeben, ausſchließlich von Zollgefällen und Bodenabgaben, welche 439,000 Pf. St. eintrugen. Der Handelsgewinn belief ſich nach der amtlichen Ausſage des Vorſitzenden auf 400,000 Pf. St. jährlich, und die geringſten Schätzungen erklärten die Höhe dieſes Gewinns völlig gleich der höchſten je ausgezahlten Dividendenſumme. Ungeachtet dieſes ſcheinbar unerſchöpflichen Reichthums geriethen von dieſer Zeit an die Angelegenheiten der Compagnie in ſtets zunehmende Verwirrung. In der Verwaltung Indiens hatten im Laufe der Jahre eine erſtaunliche Menge von Misbräuchen Wurzel gefaßt, Unterſchleif, Beſtechlichkeit und Vernachläſſigung erhaltener Befehle hatten ebenſo wie die allzugroße Ausdehnung des

Gebietes darauf hingewirkt, Unordnungen ſo gewöhnlich zu machen, daß die ehemaligen Hilfsquellen an allen Orten verſiechten. Die Schulden der Compagnie mehrten ſich 1773 um 1,200,000 Pf. St. durch Nichtzahlen der obenerwähnten jährlichen Abgabe von 400,000 Pf. St., durch unbezahlte Zölle, aus der Bank entliehene Summen und laufende in Indien gezogene Wechſel. Nicht nur mußten die Dividenden ſogleich auf 6 Proc. herabgeſetzt werden, ſondern die Directoren konnten es nicht vermeiden, die Regierung um ein Anlehen anzugehen. Dieſe benutzte die Gelegenheit und gewann einen früher unbekannten Einfluß auf die Angelegenheiten Indiens. Wichtige Veränderungen erfolgten in der Verwaltung, ſowol in Europa als in Aſien; die drei Niederlaſſungen von Madras, Calcutta und Bombai verloren ihre ehemalige Unabhängigkeit von einander und kamen unter die Aufſicht eines vom Parlament ernannten Generalgouverneurs, dem ein Collegium von vier Räthen zur Seite ſtand. Dem Gerichtshofe von Calcutta entzog man die allgemeine Jurisdiction, und beſchränkte ihn auf kaufmänniſche Proceſſe. Ein neuer Wahlmodus der 24 Directoren und häufigerer Wechſel derſelben wurden eingeführt, in der Hoffnung, die Verwaltung der Compagnie zu einer mehr geregelten und mit dem Glück der indiſchen Bevölkerung mehr verträglichen umzubilden. In Folge des Beſchluſſes des Unterhauſes ſollte es erſt nach Abtragung von 3,100,000 Pf. St. Schulden (wovon 1,600,000 Pf. St. von der Regierung vorgeſchoſſen wurden) geſtattet ſein, die Dividenden auf 8 Proc. zu erhöhen, der Überſchuß zu ¼ in eine Amortiſationscaſſe deponirt, zu ¾ für öffentliche Zwecke verwendet werden. Allein dieſe Vorkehrungen verbeſſerten weder die Verwaltung der Finanzen noch die Grundſätze der indiſchen Regierung hinſichtlich ihrer Unterthanen. Die großen Veränderungen des Jahres 1773 verfehlten gänzlich ihren Zweck, denn ſelbſt der Handel mit Indien ſank immer mehr und würde als Verluſt bringend aufgehört haben, hätte ſich der Verbrauch des Thees nicht vermehrt und das Monopol mit demſelben anſehnliche Summen abgeworfen. Zwiſchen 1771—1773 war der Werth aller nach Indien und China exportirten britiſchen Producte einſchließlich der Kriegsvorräthe 1,469,411 Pf. St. oder 469,803 Pf. St. im Jahre, die Summe des innerhalb jener drei Jahre ausgeführten Geldes betrug nur 84,933 Pf. St., die Zahl der abgeſendeten Schiffe war jährlich nur 23 (M'Culloch). Der Wunſch, das Theemonopol auch auf die nordamerikaniſchen Colonien ausdehnen zu dürfen, fand Gewährung. Der Zoll von vier Pence auf das Pfund ſteigerte die wegen der Stempeltaxe dort bereits herrſchende Unzufriedenheit bis zum offnen Ausbruch von Unruhen und gab eine der wichtigſten Veranlaſſungen zum Abfalle jener Provinzen. Die Errichtung eines oberſten Gerichtshofes zu Calcutta hatte eine Menge von übeln Folgen, indem die Parlamentsacte den Richtern eine Gewalt gewährte, welche im Widerſpruche zu den Grundgeſetzen Englands ſtand und dem Volke unerträglich ſcheinen mußte. Der Misbrauch dieſer Macht verſetzte nicht allein die britiſchen und eingeborenen Bewohner Indiens in eine mit offnem Ausbruche drohende Aufregung, ſondern erzeugte bald die verderblichſte Uneinigkeit zwiſchen den Richtern und dem Generalgouverneur, dem bürgerlichen Tribunal und der militairiſchen Oberbehörde. Die Verwaltung des Marquis Haſtings verſtrich faſt ganz unter dieſen heftigen Kämpfen, die auch in Europa Parteien hervorriefen und zum Gegenſtande parlamentariſcher Unterſuchungen geworden, einen koloſſalen Proceß nach ſich zogen, der ein endloſes Gewebe von Intriguen enthüllte. Indien gewann nicht unter ſolchen Umſtänden, und ſo viele die indiſche Verwaltung ſchändende Thatſachen kamen an das Licht, daß Fox, damals Staatsſecretair, glaubte es verſuchen zu können, die Compagnie als unabhängige Corporation durch einen Schlag zu vernichten. Die von ihm am 18. Nov. 1783 dem Parlament vorgelegte Bill entzog den Directoren und Actionairs die Verwaltung nicht nur ihres Gebietes, ſondern ſogar ihrer Handelsangelegenheiten, nahm ihnen ihr Haus in London, ihre Bücher, Papiere und Documente, und legte die geſammte Adminiſtration, die Anſtellung aller Beamten, Krieg und Frieden, ſowie die Beſtimmung über die Verwendung aller Einkünfte in die Hände einer Commiſſion. Fox entwickelte die ganze Macht ſeiner Beredſamkeit gegen die Compagnie und ſchilderte ihre innern Zuſtände und gewiſſenloſe Regierung in den grellſten, jedoch nicht unwahren Farben. Der Verdacht, daß perſönlicher Ehrgeiz und Abneigung den Miniſter mehr zu dieſem großen Angriffe beſtimmt, als innere Überzeugung, bewog ſelbſt diejenigen Parlamentsmitglieder, welche ſonſt zur Regierungspartei gehörten, die Bill zu bekämpfen. Für die Oppoſition führte beſonders Pitt das Wort, während Fox an Burke, dem alten Feinde des indiſchen Monopols, einen furchtbaren Bundesgenoſſen fand. Burke griff beſonders die entſetzliche Unmoralität der indiſchen Regierung an. Er warf ihr vor, daß ſie mit keinem der dortigen Fürſten in Berührung gekommen ſei, ohne ihn zu verrathen, daß ſie jeden derſelben, der ihr Vertrauen geſchenkt, ruinirt, niemals geſchloſſene Verträge unverletzt erhalten habe. Zahlreiche Beiſpiele bewieſen die Wahrheit dieſer Anklage. Der Mogul, die Rohillas, der Nabob von Bengalen, die Mahrattenfürſten, der Subah von Deccan waren nach einander verkauft worden; der Mahrattenkrieg ſei ein Gewebe von Verräthereien, und um ſo ſicherer den Ruin von Aude herbeizuführen, habe man während der dort 1779 ausgebrochenen fürchterlichen Hungersnoth jede Hilfsleiſtung abgelehnt. Die aſiatiſchen Eroberer wären milder und menſchlicher geweſen als die britiſchen Kaufleute, die nur an perſönliche Bereicherung dächten, wegen der Mittel nie Bedenken trügen, wie unerlaubt ſie auch ſein möchten, in keiner Art für das Land wirkten, in Indien weder Schulen noch Werke allgemeiner Nützlichkeit, Heerſtraßen, Brücken, Kanäle angelegt hätten, ſondern das Vorgefundene zerſtörten, und wenn ſie heute vertrieben würden, nichts zum Andenken laſſen könnten, als ein verarmtes Land, in Unkraut untergegangene Felder und Heerden von ungeſtört hauſenden Raubthieren. Die Bill ging dennoch nicht durch, wird aber immer hiſtoriſch merkwürdig bleiben, durch die von ihr hervor-

Digitized by Google

gebrachten wichtigen Debatten, welche mit Auflöſung des Parlaments und Veränderung des Miniſteriums ſchloſſen, indem der König ſelbſt den vorgeſchlagenen Maßregeln abgeneigt und eine bedenkliche Aufregung durch dieſen hitzigen Kampf in England entſtanden war. Die Compagnie gab am 24. Mai 1784 eine Petition an das Unterhaus ab, in welcher ſie um Unterſtützung bat. Pitt, der neue Miniſter, brachte eine Bill in das Unterhaus zur unmittelbaren Unterſtützung der Geſellſchaft und Regulirung ihrer Verhältniſſe in der Zukunft. Als leitender Grundſatz galt die Entziehung der ſouverainen Gewalt, die fortan in den Händen der conſtitutionellen Regierung Großbritanniens liegen ſollte. In der Verwaltung ihrer mercantilen Angelegenheiten ſollte die Compagnie ſo frei als möglich bleiben, aber gehalten ſein, alle willkürliche Eingriffe in die Grundgeſetze Englands ſtreng zu vermeiden. An die Stelle einer Commiſſion der Executive, die ſchon ſeit 1773 eine Aufſicht über die indiſchen Angelegenheiten übte, ſollte ein förmliches Tribunal treten (Board of control), welches aus dem Staatsſecretair für das Innere, dem Kanzler des Schatzes und einigen Mitgliedern des geheimen Raths beſtehen würde. Mehre Sätze ordneten das Verhältniß zwiſchen Directoren und Actionairen, und führten Verantwortlichkeit ein in Bezug auf die in Indien durch die Beamten der Geſellſchaft angeordneten Maßregeln. Die Letztern ſollten unter ſolcher Aufſicht ſtehen, daß ihnen Willkür unmöglich würde, und im Falle von ſchweren Vergehen nach England gebracht, von einem Special-Gerichtshofe gerichtet werden, gegen welche keine Appellation gelten dürfe. Der Widerſtand gegen dieſe Bill, von welcher hier nur die Hauptpunkte mitgetheilt werden können, war ſehr groß, namentlich von Seiten der Partei von Fox, und erzwang allerdings einige Ammendements, die aber im Weſentlichen wenig änderten. Sie ging am 28. Jul. 1784 durch das Unterhaus und ungeachtet neuer Angriffe am 8. Aug. auch durch das Haus der Lords. Einige weitere Anordnungen folgten i. J. 1786; unter ihnen zeichnet ſich beſonders diejenige aus, welche dem Generalgouverneur das Recht gibt, gegen die Majorität ſeiner Räthe zu entſcheiden, und ihn zum commandirenden Chef der indiſchen Militairmacht erhebt. Zugleich erhielt die Compagnie die Erlaubniß ihr Capital durch 800,000 Pf. St. in neuen Actien zu vergrößern, welche zu 155 Proc. verkauft, die Summe von 1,240,000 Pf. St. abwarfen. Im J. 1789 erfolgte wiederum Erlaubniß zur Ausgabe von einer Mill. neuer Actien, welche zu 174 Proc. ſchnell untergebracht und vorzugsweiſe an ältere Actionairs abgegeben wurden. Der unter der Verwaltung des Lord Cornwallis ausgebrochene Krieg koſtete Tippo Sahib, dem Sohne Hyder Ali's, die Hälfte ſeiner Beſitzungen, und vermehrte die Territorial-Einkünfte der Compagnie um 6 Mill. Pf. St., zu welchen noch 2 Mill. durch Subſidien einheimiſcher Fürſten u. ſ. w. hinzukamen. Allein dieſe Vortheile verbeſſerten im Weſentlichen die Lage der Finanzen nicht, die in immer größere Verwirrung geriethen. Zwar legte die Geſellſchaft der Nation von Zeit zu Zeit Berechnungen vor, deren Reſultate nicht allein ſehr günſtig ſchienen, ſondern für die Zukunft die außerordentlichſten Vortheile verhießen, und das Parlament gab mehre Geſetze über die Verwendung der Überſchüſſe, aber alle dieſe Ausſichten ſind unerfüllt geblieben. Unter andern wurde verordnet, daß jährlich 500,000 Pf. St. zur Tilgung der Schulden in Indien verwendet werden ſollten, bis dieſe auf 2 Mill. vermindert wären, daß andre 500,000 Pf. St. jährlich in den Staatsſchatz gezahlt und nach Gutbefinden des Parlaments für öffentliche Zwecke beſtimmt, nach Abzahlung der Schulden aber ein Sicherungsfonds angelegt werden ſollte, deſſen Ertrag den Actionairs zu Gute kommen würde, wenn das Capital ſelbſt 12 Mill. erreicht hätte. Auch Pitt hatte ſchon 1790 ſich täuſchen laſſen, als er das Parlament dahin brachte, die Compagnie zu einer Anleihe von 1,200,000 Pf. St. zu berechtigen, denn er ſprach die Meinung aus, die letztere werde ſchon im nächſten Jahre fähig ſein ihre Schulden zu bezahlen und noch 3 Mill. Überſchuß behalten. Anſtatt dieſen Vorausſagungen zu entſprechen, machte die Geſellſchaft 1795 und 1796 neue Schulden, die des letztern Jahres angeblich, um ihrem Handel größere Ausdehnung zu geben. Zwei Mill. in 20,000 neuen Actien zu 173 Proc. verkauft, brachten damals 3,460,000 Pf. St. ein. Im nächſten Jahre geſellten ſich zu dieſer Summe 1,417,000 Pf. St. in neuen Bonds, und dennoch wurde im Unterhauſe am 13. März 1799 amtlich erklärt, daß das Deficit der letzten Jahre 1,319,000 Pf. St. betragen habe. Während der Jahre 1790—93 hob ſich der Handel mit Indien, ſank dann um Etwas, und hatte eine zweite günſtige Periode um 1796. Indeſſen waren dieſe Zunahmen nur ſcheinbar und entſtanden nicht ſowol durch vermehrte Production der Beſitzungen in Indien, als durch größern Verbrauch von Thee, der ſeit 1784 mit geringerm Zoll belegt, bis auf die neueſten Zeiten den allein ſichern und ergiebigen Handelszweig der Geſellſchaft ausgemacht hat. Dieſe erlangte 1793 eine fernere Verlängerung ihres Freibriefs auf 20 Jahre, vom erſten März 1794 gerechnet. Drei Jahre vor Ablauf dieſer Zeit ſollte das Privilegium durch das Parlament gekündigt, 1814 der indiſche Handel jedem britiſchen Unterthan geſtattet werden, indeſſen der Compagnie erlaubt ſein nach Abzahlung ihrer öffentlichen Schulden als Corporation fortzubeſtehen, und Handel, jedoch ohne ausſchließendes Privilegium, zu betreiben. Während dieſer zwanzigjährigen Periode ſollte ſie aber jedem Privatmann Theilnahme am indiſchen Handel vergönnen, doch müßten alle Verſendungen mittels ihrer Schiffe geſchehen; ſie ſollte im Frieden an Fracht nach Indien 5 Pf. St., von Indien 15 Pf. St. für die Schiffstonne zu erheben berechtigt ſein; der Handel mit Kriegsbedarf, Maſten, Takelwerk, Pech, Theer, Kupfer, ſoweit dieſe britiſche Erzeugniſſe waren, und mit indiſchen Baumwollenwaaren und Stückgütern, blieb ihr jedoch vorbehalten. Wenige Kaufleute bedienten ſich je dieſer ſehr beſchränkten Gelegenheit, um einen Handel mit Indien einzuleiten, der mächtigen Monopoliſten gegenüber kein Gedeihen verſprach. Das britiſch-indiſche Reich erhielt unter der Verwaltung des Marquis Wellesley (1797

Digitized by Google

—1805) einen großen Zuwachs ſeines Gebietes. Delhi fiel in die Hände des britiſchen Heerführers, und der Tod Tippoo Sahib's brachte das Land, welches dieſem unglücklichen Fürſten ſeit dem vorigen Kriege noch übriggeblieben war, unter die Botmäßigkeit der Compagnie, deren Einkünfte 1805 ſich auf 15,403,000 Pf. St. vermehrt hatten. Die Erwerbung dieſer Vortheile und dieſes Kriegsruhms erfoderte ſo bedeutende Anſtrengungen, daß am Ende die Mittel nicht zureichten, und indem die Ausgaben die wirkliche Vermehrung der Einkünfte noch überſchritten, 1805 ein Deficit von 2,269,000 Pf. St. ſich herausſtellte. Die Anſichten über Handel hatten ſich bereits in England ſehr geändert, als 1813 die Zeit nahte, welche dem Freibriefe von 1794 zufolge, dem Monopol auf immer ein Ende machen ſollte. Es entſtanden kaufmänniſche Vereine, die eifrig gegen Verlängerung des gehäſſig gewordenen Privilegiums arbeiteten und, die Compagnie, belehrt durch frühere Erfahrungen über die Gefahren des drohenden Kampfes, ſparte weder Mühen noch Koſten, um ihm gerüſtet entgegengehen zu können. Ihr Einfluß war immer noch groß genug, um den Sieg der Gegenpartei zum unvollkommnen zu machen. Sie behielt das ausſchließende Recht des Chinahandels bis zum 10. Apr. 1831 und die Regierung über Indien; jedoch wurde der Handel nach dem letztern Lande unter Beſchränkung auf Calcutta, Madras, Bombai und Penang allen britiſchen Unterthanen freigegeben. Von der Küſtenfahrt und dem chineſiſchen Handel ausgeſchloſſen, alſo im bedeutenden Nachtheile, entwickelten die Privatkaufleute dennoch eine ſo große Thätigkeit, daß ſie in kurzer Zeit an allen Orten das Übergewicht erlangten. Der Handel der Compagnie, der im J. 1780 nur den 32. Theil des geſammten fremden Handels von Großbritannien ausgemacht und von da bis 1814 ſich nur langſam und unbemerklich gehoben hatte, wurde nun in weniger als vier Jahren durch die Speculationen von Privaten um das Dreifache übertroffen. Im J. 1814 betrug der Werth der von England nach Indien exportirten Waaren 870,177 Pf. St., im Jahre 1819 hingegen 3,052,741 Pf. St. In dem Bericht einer Commiſſion des Oberhauſes über den Außenhandel Englands vom Mai 1821 wird bemerkt, daß die Ausfuhr von Baumwollenwaaren nach Indien um das Fünf- bis Sechsfache zugenommen (nach M' Culloch 1836 um das 60 fache), ſeit durch den freien Handel die Eingeborenen jene Waaren in Überfluß und zu billigen Preiſen zu erhalten pflegten. Die Compagnie that das Möglichſte, um den Privathandel zu zerſtören, vermochte durch ihren großen Einfluß allerdings ihm manches Hinderniß zu bereiten, allein der Schaden fiel endlich auf ſie ſelbſt zurück. Die Anſicht gewann immer mehr Beifall, daß die Fortdauer der Compagnie als einer mit Handel beſchäftigten mit den herrſchenden Zuſtänden unverträglich ſei, und daß ſie durch ihr Verfahren ſich nicht minder, als den Privatkaufleuten ſchade, daß ſie wenig oder nichts im Laufe vieler Jahre gewonnen habe, und daß der Theehandel allein ihre Stütze geweſen [3]), erkannte ſie endlich nicht minder als das Publicum und leiſtete daher keinen Widerſtand von Dauer oder Erheblichkeit, als 1832 vor dem Parlament die Frage der Verlängerung ihres Freibriefs erörtert und hinſichtlich ihrer mercantilen Bevorrechtung verneint wurde. Die Parlamentsacte 3 und 4 William IV. c. 85 hebt die Compagnie als Handelsgeſellſchaft auf, verordnet, daß der Handel derſelben mit China am 22. Apr. 1834 erlöſche, und daß ſie ihre Geſchäfte darauf ſo bald als möglich ſchließe. Seit dieſer Zeit beſteht die britiſch-oſtindiſche Compagnie nur als politiſcher Körper und hat als ſolcher Beſtätigung erhalten, um bis zum 30. Apr. 1854 unter Aufſicht des Boards of control die Regierung Indiens zu führen. Laut den Bedingungen des neuen Freibriefs iſt der Handel mit Indien und China jedem britiſchen Unterthan freigegeben, indem die Compagnie dem ausſchließenden Monopol mit Ausnahme weniger Producte Indiens entſagt. In ihren, früher den Anſiedlern verſchloſſenen, Beſitzungen darf jeder britiſche Unterthan ſich niederlaſſen, den Actionairs wird ein fortwährendes Einkommen von $6\frac{1}{2}$ Proc. auf das Stammcapital von 6 Mill. Pf. St. zugeſichert, welches aus den Einkünften Indiens bezahlt, aber nach England in Waaren geſendet wird; ein Fonds wurde errichtet, um nach und nach die Stocks aufzukaufen, deren Handelswerth an 12 Mill. beträgt. Da dieſes in 40 Jahren geſchehen ſein wird, ſo ſoll das Parlament dann entſcheiden, ob der Freibrief zu erneuern, oder das indiſche Reich zu den Colonien Großbritanniens zu ſchlagen ſei; alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Compagnie am 24. Apr. 1854 wird der Krone über-

3) Der Theehandel mit England iſt von ſeiner Entſtehung bis 1834 ſtreng bewahrtes Monopol der Compagnie geweſen. Da dieſe die Preiſe ganz nach Gutdünken feſtſetzen konnte, ſo ſuchte die Regierung ſchon 1745 durch Statuten die nachtheiligen Folgen des Alleinhandels zu beſchränken, vermochte aber nicht Gehorſam auf die Dauer zu erlangen. Andere Verordnungen von Georg III. (1784) bezweckten Herbeiſchaffung eines zu allen Zeiten ausreichenden Vorraths und Verhinderung unbilliger Erhöhung des Preiſes; allein man fand Mittel, um auch ſie zu umgehen. Einer der Hauptkunſtgriffe beſtand darin, nie hinlängliche Mengen auf den Markt, d. h. in die großen Auctionen des oſtindiſchen Hauſes, zu bringen, und hierdurch die Preiſe ſo hinaufzutreiben, daß ſie in manchen Fällen 72 Proc. über das Angebot ſtiegen. Der Thee war ſo viel theurer in England als in Nordamerika und in Hamburg oder Amſterdam, daß man berechnete, der in England conſumirte Thee habe jährlich um 1,500,000 Pf. St. mehr gekoſtet, als daſſelbe Quantum von gleicher Beſchaffenheit in jenen Häfen gekauft. (Mac Culloch.) Im J. 1822 ſoll dieſes monopoliſtiſche Verfahren der Nation ſogar 2,218,000 Pf. St. gekoſtet haben. (Observat. on the trade with China. Edinb. Rev. Jan. 1824.) Der Verbrauch von Thee war in 20 Jahren (1807—1826) für Großbritannien und Irland durchſchnittlich 21,515,408 Pfund. Vom 5. April 1834 bis dahin 1835 betrug nach Freigebung des Theehandels die Importation in England 35,580,000 Pfund. In dem weit ärmern Frankreich beläuft ſie ſich nur auf eine halbe Million Pfund. Die Compagnie zahlte der Regierung jährlich die runde Summe von 400,000 Pf. St. als Abfindung für Zölle auf Thee, eine Summe, die jetzt durch Zölle auf Privatunternehmen nach China reichlich erſetzt wird. Der Gewinn des Monopols betrug nach amtlicher Darlegung der Compagnie in den Jahren 1826—1828 = 2,542,569 Pf. St., oder jährlich 847,523 Pf. St., ſoll aber nach Vieler Meinung ihr wenig geholfen haben, da zu Folge ſchlechter Verwaltung die Koſten des Monopols ſich faſt ebenſo hoch beliefen.



Digitized by Google

tragen, und für dieſelbe von der Compagnie verwaltet, haftet aber für alle ältere oder zukünftig nachweisbare Anſprüche; alle Schulden und Verbindlichkeiten der Geſellſchaft werden auf Indien übergetragen, über die Waarenlager der Compagnie, welche 1835 den Werth von 21 Mill. Pf. St. hatten, wurde beſtimmt, daß 2 Mill. zur Begründung der erwähnten Amortiſationscaſſe, 9 Mill. zur Einlöſung der 6 Proc. Stocks der Compagnie, 10 Mill. zum Vortheile der oſtindiſchen Beſitzungen (durch Anlegung von öffentlichen Werken allgemeiner Nützlichkeit, Landſtraßen, Hoſpitälern, Schulen u. ſ. w.) verwendet werden ſollten. Die innere Verwaltung der Compagnie hat oftmalige und bisweilen ſehr eingreifende Veränderungen erlitten. An der Spitze ſteht gegenwärtig ein Directorium von 24 durch Wahl der Actionaire eingeſetzten Mitgliedern, die, um wahlfähig zu ſein, 2000 Pf. St. in Actien beſitzen müſſen, durch Verkauf oder Verluſt ihrer Actien unfähig werden ihren Poſten zu bekleiden, und in London wohnen ſollen. Von dieſen 24 Directoren ſcheiden alljährlich ſechs aus und werden durch neu erwählte erſetzt, können aber nach Verlauf eines Jahres auf eine andere Periode von 4 Jahren gewählt werden. Beſchlüſſe erfolgen durch Stimmenmehrheit, bedürfen aber zur Ausführung der Sanction des Boards of control. Zur Beſetzung des Poſtens eines Generalgouverneurs ſchlägt das Directorium der Regierung drei Männer zur Auswahl vor, beſetzt aber alle niedere Ämter nach eignem Dafürhalten, ſowol im Civil als in dem Militair. Das Directorium theilt ſich in drei Committeen für die Finanzen, den Krieg und das Auswärtige, und die öffentliche Juſtiz. Gewiſſe Fragen müſſen den Actionairs vorgelegt werden, die ſich viermal im Jahre zu verſammeln haben. Um zulaßfähig zu ſein, muß der Actionair wenigſtens 500 Pf. St. in Stocks beſitzen, doch kann er nur votiren, nachdem er 12 Monate 1000 Pf. St. in Stocks beſeſſen; nach Maßgabe des Antheils an den Stocks mehrt ſich die Zahl der Stimmen, welche der Actionair abgeben kann, 10,000 Pf. St. und darüber berechtigt zu vier Stimmen[4]). Das Board of control beſteht aus 9—11 Perſonen, unter welchen die Miniſter der Finanzen, des Innern und des Äußern neben 6—8 von der Regierung ernannten Commiſſarien ſich befinden, die meiſtens eine Stellung in der britiſchen Staatsverwaltung haben. Den Vorſitz hat einer der Cabinetsminiſter. Alle indiſchen Angelegenheiten werden dieſem Departement zuerſt vorgelegt, von ihr unterſucht und dann den Directoren zur Faſſung eines Beſchluſſes mitgetheilt, der jedoch von dem Board, gegen welches eine Appellation nicht ſtattfindet, nach Gutbefinden abgeändert werden kann und deſſen Zuſtimmung haben muß, um Geſetzeskraft zu erlangen. Die Macht des Generalgouverneurs iſt außerordentlich groß und ſehr wenig beſchränkt. Furcht vor Misbrauch der ſehr großen Mittel, welche dem Miniſterium zu Gebote ſtehen würden, wenn ganz Indien in das Verhältniß einer nicht repräſentirten und von der Regierung ausſchließlich abhängigen Colonie treten ſollte, hat bisher die vollſtändige Aufhebung der Rechte der Compagnie verhindert, und wird vielleicht dereinſt eine Verlängerung ihres Freibriefs auf die jetzt beſtehenden Bedingungen hervorbringen. Die Beſoldung des Generalgouverneurs beträgt zwar nur 36,000 Pf. St. im Jahre, indeſſen werden ihm noch beſondre Mittel geboten, um einen fürſtlichen Hof zu halten, und mit einer im Orient vorzugsweiſe nöthigen Pracht aufzutreten[5]). Bjornstjerna hat mit vieler Richtigkeit zwiſchen der Regierung Indiens durch das Board und die Directoren und zwiſchen der Regierung durch den Generalgouverneur unterſchieden. Die erſte iſt mehr collegialiſch berathet und geſtattet Gegenvorſtellungen, die zweite iſt executiv und abſolut, und verdankt ihren übrigens geſetzlich feſtgeſtellten Charakter den Umſtänden, der Entfernung Europa's und der Unmöglichkeit bei dringenden Fällen auf europäiſche Verhaltungsmaßregeln zu warten. Die Compagnie gilt als ein nothwendiges Mittelglied zwiſchen der britiſchen Regierung und ihren indiſchen Unterthanen, kann aber nicht als ſouveraine Macht angeſehen werden. Da nur 5½ Proc. Zinſen gezahlt werden dürfen vom ganzen Capital der 12 Mill. Pf. St., ſo iſt auch nicht Gewinnſucht die ſtärkſte Motive der Actionairs, ſondern vielmehr der Einfluß, den Einzelne durch die Directoren auf Beſetzung der niedern Stellen ausüben können, und den ſie zur Verſorgung ihrer Verwandten und Freunde benutzen. Die Schilderung der Verwaltung des indiſchen Reichs gehört zwar nicht hierher, indeſſen iſt zu erwähnen, daß die höhern Ämter im Allgemeinen in den Händen ſehr tüchtiger Perſonen, ſowol in Europa als in Aſien ſich befinden, indem vielleicht in keinem Lande der Welt ſo mannichfaltige und mühſam zu erlangende Eigenſchaften von den Candidaten zu einem öffentlichen Amte verlangt werden, als in Indien. Daß aber ungeachtet der großen Strenge der Prüfungen und der Vortrefflichkeit vieler adminiſtrativen Einrichtungen noch Manches zu wünſchen übrigbleibt, ſowol hinſichtlich der Perſönlichkeit der Angeſtellten, als gewiſſer Verwaltungszweige, ergibt ſich aus einem neuen Werke[6]). Indeſſen ſcheint, zumal in neuern Zeiten, das Mögliche gethan worden zu ſein, um die unendlich ſchwierige Aufgabe zu löſen, die in allen

4) Die Zahl der Beſitzer von Stocks war nach Claſſen, wie folgt: Im J. 1775 britiſche Actionairs mit 1000 Pf. St. und darüber 487, zuſammen 1,018,398 Pf. St.; fremde Actionairs mit 1000 Pf. St. und darüber 325, zuſammen 890,940 Pf. St.; britiſche Actionairs mit 500 Pf. St. und darüber 1246, zuſammen 634,464 Pf. St.; fremde Actionairs mit 500 Pf. St. und darüber 95, zuſammen 50,226 Pf. St. Im J. 1825 Actionairs (2003 überhaupt) mit 1000 Pf. St. und darüber 1494, zuſammen 1,494,000 Pf. St.; Actionairs (2003 überhaupt) mit 3000 Pf. St. und darüber 392, zuſammen 1,176,000 Pf. St.; Actionairs (2003 überhaupt) mit 6000 Pf. St. und darüber 69, zuſammen 414,000 Pf. St.; Actionairs (2003 überhaupt) mit 10,000 Pf. St. und darüber 48, zuſammen 480,000 Pf. St. Im J. 1835 Actionaire 2579.

5) Nach Jacquemont wurde Lord Wm. Bentinck, bei einer im J. 1831 nach den nördlichen Provinzen unternommenen Reiſe, von 4000 Perſonen, 30 Elefanten, 700 Kameelen, 1000 Pferden begleitet. Nicht minder großartig war die Erſcheinung Lord Auckland's während des Feldzuges am Indus 1839, nach Briefen im Asiatic Journ. Jahrg. 1839. 6) Shore's oben angeführte Bemerkungen über Indien.

Beziehungen von ihren Gebietern verſchiedene Bevölkerung eines weit entlegnen und ſehr ausgedehnten Reichs auf gerechte und zweckmäßige Art zu regieren. Einzelne Fälle von Misbrauch der Gewalt können da nicht ganz fehlen, wo Ausländern eine ziemlich unbeſchränkte Macht anvertrauet werden muß, ſtrenge Verantwortlichkeit nicht ſtattſindet, die öffentliche Meinung keinen Einfluß hat, und die Preſſe nicht wagen darf einen ſtarken Tadel auszuſprechen. Die Einkünfte der Compagnie begründen ſich gegenwärtig zum größten Theil auf Abgaben ihrer indiſchen Beſitzungen, Landtaxen, Zölle, Stempel, Münze, Poſtverwaltung und drei ihr vorbehaltene Monopole. Die Generalſumme betrug (nach M' Culloch) 22,992,821 Pf. St. im Jahre 1828. Als größte Poſten figuriren dabei: Landtaxen mit 13,784,032 Pf. St., Opium-Monopol [7]) 2,051,620 Pf. St., Salz 2,755,728 Pf. St., Zölle 1,795,370 Pf. St. Die Bodenabgaben ſind unverändert dieſelben, wie unter den ehemaligen Muhamedaniſchen Herrſchern des Landes, und ſo hoch, daß ſie dem Landmann kaum die Mittel der Selbſterhaltung übriglaſſen, woher ſich auch die große Armuth dieſer Claſſe erklärt. Im Ganzen ſtellen ſich die Einkünfte der Compagnie den der größten europäiſchen Reiche gleich, und ſind nur geringer als jene von Großbritannien und Frankreich. Im Jahre 1830 war die Einnahme der Compagnie auf dem Feſtlande und den Inſeln Indiens nebſt dem (ſeitdem der Regierung ganz abgetretenen) St.-Helena 21,662,310 Pf. St., die Ausgaben 22,270,452 Pf. St., folglich ein Deficit von 608,142 Pf. St. Die Ausgaben ſtanden unter drei Abſchnitten, 1) in Indien und den Inſeln 18,514,019 Pf. St., 2) Intereſſen von den Schulden der Compagnie 2,007,693 Pf. St., 3) Ausgaben in England, Kriegsvorräthe, Penſionen u. ſ. w. 1,748,740 Pf. St. Für das Finanzjahr 1830—31 glaubte man hingegen auf einen Überſchuß von 520,020 Pf. St. rechnen zu können; wirklich blieb bei einer Einnahme von 18,677,942 Pf. St. und einer Ausgabe von 17,583,120 Pf. St. ein Überſchuß von 1,094,822 Pf. St. In den Jahren 1833, 1834, 1835 belief ſich die reine Einnahme durchſchnittlich auf 19,276,000 Pf. St. jährlich. Nach einer amtlichen in den engliſchen Blättern im Herbſte 1839 mitgetheilten Überſicht betrug der Überſchuß i. J. 1836 2 Mill. Pf. St.; i. J. 1837 2,470,000 Pf. St; für 1838 glaubte man 1,300,000 Pf. St. annehmen zu können. Die Schulden der Compagnie beliefen ſich am 1. Apr. 1837 auf 30,400,000 Pf. St. Die für verſchiedene Anleihen bezahlten Zinſen ſchwankten zwiſchen 4—10 Proc., im Durchſchnitt betragen ſie $4\frac{3}{4}$ Proc. Obgleich periodiſch die Einahme die Ausgabe bedeutend überſtieg, ſo hat ſich doch gradweis eine Schuldenlaſt angehäuft, welche 1837 die Summe von 61 Mill. übertrifft, die, wie man in England annimmt, durch alles an die Regierung durch die Compagnie übertragene Beſitzthum nicht zu decken iſt. Der Umfang und die Bevölkerung der Gebiete der Compagnie iſt meiſtens nur annähernd abzuſchätzen; von ihm ſind die in neueſter Zeit erlangten Vergrößerungen ebenſo wie Ceylon auszuſchließen, welche der britiſchen Krone direct unterworfen ſind. Nach Hamilton betrug gegen 1830 das Areal des britiſchen Indiens, mit Einſchluß der Länder der verbündeten, mehr oder weniger abhängigen oder tributpflichtigen Fürſten, 1,280,000 engl. □M., die Bevölkerung 134 Millionen. Die indiſchen Fürſten ſind 1) Subſidienfürſten, d. h. ſolche, die in ihrem Lande eine britiſche Garniſon und einen Reſidenten dulden müſſen, daher nur den Schatten von Souverainetät haben; ihrer ſind neun mit einem Geſammtgebiete von 288,000 engl. □M. 2) Fürſten unter Protection, die zwar unabhängiger als die vorigen, ihre Truppen dennoch zur Dispoſition des Generalgouverneurs ſtellen müſſen, ſobald es dieſer verlangt. Man zählt acht von dieſen. 3) Unabhängige Fürſten, die jedoch in der vollen Bedeutung des Wortes ſelten ganz frei vom Einfluſſe der engliſchen Regierung ſind, die ſo eben (1839) ſogar Afghaniſtan unter die Subſidienſtaaten zu bringen gewußt hat.

In Europa geborne britiſche Unterthanen befinden ſich höchſtens 40,000 in Hinduſtan, einſchließlich der Truppen. Im Jahre 1805 war ihre Zahl nur 31,000; gegen die Erwartung hat die europäiſche Bevölkerung nicht zugenommen, ſeit der Handel freigegeben, und die Mehrzahl der Beſchränkungen aufgehoben iſt, durch welche die Compagnie die Niederlaſſung von allen nicht in ihren Dienſten befindlichen Europäern von jeher zu verhindern geſucht hat. Die Kriegsmacht ſtellt nächſt der ruſſiſchen das größte ſtehende Heer dar, erreicht aber kaum den fünften Theil der Zahl, welche einſt den Thron des Moguls, des mächtigſten der indiſchen Fürſten, umgab. Im J. 1796 beſtand ſie aus 55,000 Mann, 1826 aus 274,000 Mann, 1827 aus 291,000 Mann, 1830 aus 223,476 Mann, 1837 aus 190,100 Mann, 1838 gegen Anfang des Feldzugs am Indus aus 281,000 Mann. Ein Theil der engliſchen Truppen in Indien ſteht im directen

7) Dieſes Monopol wurde der Compagnie bei der Ertheilung des lezten Freibriefes vorbehalten. Die größte Menge des um Malwa, in Centralindien und in den Provinzen Bahar und Benares, in Indien vorzugsweiſe erbauten Opium geht nach China; in den Jahren 1800—1810 jährlich 2500 Kiſten zu $139\frac{1}{2}$ Pfund; 1822 4628 Kiſten, 1831 20,000 Kiſten zum Werthe von 13,000,000 ſpan. Thlr. Die Importation in China iſt zwar von jeher ſtreng verboten geweſen, hat aber einen ſehr umfänglichen Schmuggelhandel hervorgebracht, der gegen Monat Mai 1839 die Regierung China's zu Gewaltmaßregeln (Wegnahme und Verbrennung von 15,000 Kiſten, Gefangennehmung aller Briten zu Canton u. ſ. w.) führte, aus welchen möglicher Weiſe ein Krieg entſtehen kann, nachdem ſie den Handel bereits ganz unterbrochen und die Fremden zur Abreiſe genöthigt haben. Über die Unmoralität dieſes Handels, der ein früher unbekanntes Laſter, troz der grauſamſten Beſtrafung der Schuldigen, in China überall verbreitete und unterhält, kann keine Meinungsverſchiedenheit herrſchen. Seine Einträglichkeit verführt jedoch eine ſtarke Partei in Indien, ihn zu vertheidigen, und die britiſche Regierung ſieht ſich jezt in der unangenehmen Nothwendigkeit, entweder das Recht der chineſiſchen Behörden, die Verkäufer ſolchen Giftes zu exiliren, anzuerkennen, und den ihrer Flagge angethanen Schimpf ruhig hinzunehmen, oder durch Vertheidigung der lezten die Principe der Monopoliſten indirect als ſtatthafte zu bezeichnen. Die Erbauer des Opium leiden nicht wenig, indem ſie der Compagnie zu einem von dieſer willkürlich feſtgeſezten Preiſe ihre Waare verkaufen müſſen. (Die Ereigniſſe in Canton 1839 ſ. Asiatic Journ. Jul. 1839.)



Digitized by Google

Dienſte der Compagnie, und wird von ihr vom Tage der Einſchiffung in England, bis zum Tage der Ausſchiffung in Europa beſoldet und erhalten, unter den 23,782 Mann engliſchen-Militairs, welches ſich 1837 in Indien befand, wurden von der Compagnie 2800 Mann erhalten. Im J. 1830 ſtanden 37,376 Europäer in Indien, von dieſen aber 17,084 im Dienſte der Compagnie. Die Armee von Eingeborenen beſteht aus Menſchen vieler Kaſten und verſchiednen Bekenntniſſes, iſt aber der Regierung vollkommen treu. Ihre Zahl betrug im J. 1837 zuſammen 157,758 Mann. Alle Officiere, bis zum Lieutenant herab, müſſen Europäer ſein; vom Sergeanten abwärts werden die Stellen mit Eingebornen beſetzt. Die weißen Officiere ſind ſämmtlich ſehr unterrichtete und gebildete Männer, indem jeder Anſtellung eine ſehr ſtrenge Prüfung vorausgeht. In England beſitzt die Compagnie zwei Militairſchulen, Haylesbury und Addiscourt College. Die aus ihnen entlaſſenen jungen Männer werden unter dem Titel von Cadetten nach Indien commandirt und dienen dort von Unten auf. Die indiſche Armee gilt nach dem Urtheil aller unparteiiſchen Zeugen für eine der am Beſten disciplinirten, und hat vielfache Beweiſe von außerordentlicher Ansdauer und Bewunderung verdienender Tapferkeit gegeben. Sie koſtete während einer vierzehnjährigen Periode (1820—33) durchſchnittlich 9,500,000 Pf. St. im Jahre; im J. 1835 nur 9,373,955 Pf. St. oder ungefähr zwei Drittheile mehr als das preußiſche Heer. Die Compagnie beſaß 1833 eine Flotte von 1 Fregatte, 6 Corvetten und Brigs, 4 Kuttern und 2 bewaffneten Dampfbooten, welche 500,000 Pf. St. im Jahre erfoderten.

Engliſch-Afrikaniſche Compagnien. Obgleich die erſten Reiſen der Engländer nach der Weſtküſte Africa's zwiſchen 1536—38 fallen, ſo findet ſich doch vor 1588 keine Spur einer Compagnie. In dieſem Jahre bewilligte Eliſabeth einer Geſellſchaft ein Privilegium auf 10 Jahre. König Jacob I. errichtete 1618 eine afrikaniſche Compagnie, Karl II. privilegirte eine andere im J. 1631, allein jene löſte ſich auf und dieſe machte ſchlechte Geſchäfte. Die vermehrte Nachfrage nach Negerſklaven für die weſtindiſchen Niederlaſſungen brachte eine vierte Compagnie 1662 hervor, deren Privilegium zu Gunſten des Herzogs von York ertheilt, dieſem den Handel aller Küſten und Inſeln, die nicht im länger begründeten Beſitze eines chriſtlichen Fürſten ſich befänden, von Cabo blanco bis zum Cap d. g. H. zuſicherte. Der Herzog gab den Freibrief in kurzer Zeit zurück, und löſte in Übereinſtimmung mit den übrigen Theilnehmern die Verbindung auf. Eine fünfte Compagnie erhielt 1672 einen Freibrief und den Titel der „Königlichen afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft." Mittels eines Stammcapitals von 111,000 Pf. St. gab dieſe ihrem Handel bald einige Ausdehnung, und begründete und befeſtigte Factoreien; allein die Revolution von 1689 eröffnete den afrikaniſchen Handel allen britiſchen Unterthanen. König Wilhelm zwang zwar die nach Afrika handelnden Privatkaufleute der Compagnie 10 Proc. abzugeben, um ihr die Erhaltung der Forts an der Guineaküſte zu erleichtern, allein ſie vermochte dennoch nicht die Concurrenz auszuhalten. Ihre Schulden nahmen ſo zu, daß das Parlament 1712 durch eine Acte die Verhältniſſe der Maſſe zu reguliren und Sicherheit ſowol für ſie als ihre Gläubiger herzuſtellen verſuchte. Im J. 1730 befanden ſich ihre Finanzen in ſolcher Erſchöpfung, daß ſie nicht einmal ausreichten, um die Forts in Africa im baulichen Zuſtande zu erhalten, und die Garniſonen zu bezahlen. Das Parlament, dem daran gelegen war, den afrikaniſchen Handel zu erhalten und die ihm zeither gebotene Sicherheit zu bewahren, unterſtützte von jenem Jahre an die Compagnie jährlich mit 10,000 Pf. St. Der Negerhandel nach Weſtindien hatte ihr ſeit vielen Jahren nur Verluſt gebracht. Sie gab ihn daher auf, legte ſich auf den Handel mit den Producten Afrika's, Goldſtaub, Elefantenzähne, Färbeſtoffe u. ſ. w.; allein verlor auch hierbei in ſolchem Maße, daß ihre Umſtände ſich mehr und mehr verſchlimmerten, und das Parlament gezwungen war, ſie als bankerott aufzulöſen und ihre Forts und Niederlaſſungen einer neuen Compagnie zu übergeben, welche den Namen der „Geſellſchaft von nach Afrika handelnden Kaufleuten" erhielt. Der im J. 1750 ertheilte Freibrief legt ihr die Verpflichtung auf, die Feſten und Garniſonen zwiſchen Cabo roxo und dem Cap der guten Hoffnung in gutem Zuſtande zu erhalten, und ſucht durch manche Beſtimmungen dem Monopol zuvorzukommen, deſſen Nachtheile man genau kennen gelernt hatte. Klagen wurden jedoch zeitig laut über die Umgehung dieſer Geſetze, und das Parlament hat ſich unter Georg III. häufig mit dieſer Angelegenheit beſchäftigt, und gradweis die Ausdehnung der Küſte vermindert, welche der Compagnie urſprünglich zur Bewachung und zum Handel überwieſen worden war. Die 13,000 Pf. St., welche ihr von der Regierung, Behufs der beſſern Erhaltung ihrer Forts, jährlich gezahlt wurden, ſind vielfach veruntreuet und ſchlecht verwendet worden. Gegenwärtig ſind alle Forts im directen Beſitze der engliſchen Regierung, und die Compagnie, obgleich noch vorhanden, kann nur als nominelle angeſehen werden, da Jedermann nach Afrika Handel treiben kann, gegen eine kaum bemerkliche Erhöhung der gewöhnlichen Zölle. Die Sierra-Leone-Compagnie wurde im J. 1791 mit einem Capitale von ungefähr 230,000 Pf. St. errichtet. Ihr lag die Abſicht zu Grunde, durch Einführung von Civiliſation in Afrika neue Handelswege zu eröffnen und die Producte dieſes Welttheils in größeren Mengen als zeither für europäiſche Märkte zu gewinnen. Sie begründete in Verfolgung dieſes Plans ihre erſte Niederlaſſung zu Sierra Leone, allein die Aufnahme von 1200 Negerſklaven aus Nova Scotia (März 1792), und der ihren Verkehr im nächſten Jahre unterbrechende Krieg bereitete ihr große Verlegenheiten. Die Franzoſen nahmen und zerſtörten die junge Colonie im J. 1794 und fügten hierdurch der Geſellſchaft einen Verluſt von 52,000 Pf. St. zu. Die Niederlaſſung erhob ſich indeſſen wieder und zählte 1798 ungefähr 1200 Einwohner, die auf verſchiedne Weiſe beſchäftigt, in nicht ungünſtigen Verhältniſſen lebten. Die nordamerikaniſchen Neger brachen 1800 in einen offnen Aufſtand

Digitized by Google

aus, und fügten hierdurch der Colonie faſt ebenſo viel Schaden zu, als ein 1801 erfolgter Angriff benachbarter Völker. Die Aufhebung des Sklavenhandels iſt ihr von keinem bedeutenden Nutzen geweſen, indem die aus Sklavenſchiffen befreiten und um Sierra Leone in ein Paar Niederlaſſungen vereinigten Neger hinſichtlich ihrer gewerblichen Leiſtungen den Erwartungen nur im geringen Grade entſprochen haben. Sierra Leone ſelbſt galt als britiſche Colonie, in welcher jedoch die Compagnie, wenn auch nicht ausſchließlich bevorrechtet, doch gewiſſe Vorzüge genoß bis zu ihrer Aufhebung durch die Parlamentsacten 1 und 2 Georg IV. c. 28. Der Handel dieſer Niederlaſſung iſt im Ganzen nicht groß. Im J. 1829 betrug die Ausfuhr von England nach der Weſtküſte Afrika's zuſammen 350,361 Pf. St., die Einfuhr von Producten dieſer Küſte in England 258,573 Pf. St. Die Niederlaſſung von Sierra Leone koſtet übrigens der britiſchen Regierung unverhältnißmäßig große Summen. Das Parlamentsglied Keith Douglas behauptete im Unterhauſe im Jul. 1831, daß bereits gegen 800,000 Pf. St. auf dieſe Colonie verwendet worden ſeien, ohne vollkommene Erreichung ihres eigentlichen Endzweckes, Unterdrückung des Sklavenhandels und Civiliſirung der Negervölker in den innern Landſtrichen [8]).

Engliſche Südſee-Compagnie. Während der langen Kriege zwiſchen Frankreich und England unter der Königin Anna reichten die Staatsmittel nicht aus zur Deckung laufender Ausgaben, und die Matroſen der Flotte, ſowie andere im öffentlichen Dienſte befindliche Perſonen, mußten ſich ſtatt baaren Geldes mit ſpäter zu zahlenden Scheinen begnügen, welche ſie, um dringenden Bedürfniſſen zu begegnen, an Wucherer unter dem Nennwerthe veräußerten. Der Geſammtbetrag dieſer Summe war 9,471,321 Pf. St. [9]). Der damalige Finanzminiſter Harley kam auf den Gedanken, den Staat von dieſer Laſt drohender Anſprüche dadurch zu befreien, daß er die Gläubiger zu einer privilegirten Handelsgeſellſchaft vereinigte, ihnen 6 Proc. Intereſſen verhieß, und die Ausſicht auf Dividenden eröffnete. Der Plan fand lebhafte Theilnahme, und der Verein empfing im J. 1711 die königliche Beſtätigung und den Namen: „Gouverneur und Compagnie der nach der Südſee und andern Gegenden Amerika's handelnden, ſowie die Fiſcherei betreibenden Kaufleute Großbritanniens." Harley erhielt, wie das Patent ausdrücklich bemerkt, als Belohnung ſeiner Verdienſte, den Titel eines Grafen von Orford. Der Schwindel und die betrüglichen Papierſpeculationen, welche ſich zu Folge dieſer Begebenheit des Volkes bemächtigten, gehören der Geſchichte nationaler Unglücksfälle an, und ſind von dieſer mit lesbaren und ſprechenden Zügen aufgezeichnet worden. Der Miniſter hatte nie die ernſte Abſicht, Handelsunternehmen mit der Geſellſchaft zu verbinden, noch Colonien in Südamerika zu begründen, allein der Plan ſchmeichelte der Eitelkeit des Volks und fand daher vielen Beifall. Für die Regierung war die Vereinigung einer ſo großen Menge von kleinen Schuldenpoſten, rückſtändigen Zinſen u. ſ. w. ein bedeutender Vortheil. Im J. 1715 vermehrte man das Capital der Compagnie bis zu 10,000,000 Pf. St., im J. 1719 brachte man es auf 11,746,841 Pf. St.; da aber die gezeichneten Summen alle aus öffentlichen Schulden beſtanden, welche aus den Händen von Privatleuten in die der Compagnie übergingen, ſo ſah ſich die letztere gezwungen, baares Geld auf Verſchreibungen zu borgen, um ihren eigentlichen Endzweck, den Handel mit Südamerika, verfolgen zu können. Das Statut 6 Georg I. geſtattet der Compagnie das Ganze oder Theile der von den Gläubigern des Staats gemachten Anſprüche aufzukaufen zu irgend einem auf Übereinkommen beruhenden Preiſe, und in dem Maße, wie dies geſchehen würde, Gelder zur Vergrößerung ihres Capitals aufzunehmen. Auf dieſen Beſchluß begründete ſich eine faſt beiſpielloſe und höchſt verderbliche Schwindelei; denn es iſt nicht abzuſehen, wie die Compagnie oder vielmehr die Direction derſelben hoffen konnte, daß ſolche Speculationen einen fortdauernden großen Gewinn und reichliche Dividenden abwerfen würden. Indeſſen verſtand man dieſes Project und die Ausſichten des Südſeehandels dem Publicum in ſo glänzenden Farben vorzumalen, daß dieſes in die Falle ging. Im Juli 1720 luden die Directoren zu neuen Subſcriptionen ein, erklärten, daß eine Actie von 100 Pf. St. Original Einzahlung jährlich 50 Pf. St. tragen werde, und erlangten hierdurch ein Steigen des Curſes bis zu 1000 Pf. St. für jede Actie. Schon vor Ende Septembers fielen aber die Actien wieder auf 150 Pf. St., ſodaß eine ſehr große Menge von Menſchen auf immer ruinirt wurde, und im ganzen Reiche ein ſchwer zu beſchreibendes Elend ausbrach, Geldnoth und Mißtrauen die Geſchäfte des Handels auf längere Zeit ſtörten, und hierdurch auch diejenigen in Noth brachten, welche ſo glücklich geweſen, von der allgemeinen Verblendung nicht ergriffen zu werden. Die Südſeecompagnie beſaß nie Forts und hatte nirgends koſtſpielige Niederlaſſungen oder Garniſonen zu unterhalten, allein ſie erforderte dennoch einen unglaublichen Aufwand. Ihr ungeheures Capital war unter zahlloſe Individuen verſtreut und wurde ſo nachläſſig, thöricht oder unehrlich verwaltet, daß ſie nie Gewinne gehabt hat. An ihre anfänglichen Coursſpeculationen oder vielmehr ihre Betrügereien — die übrigens eine Unterſuchung und harte Beſtrafung der Directoren veranlaßten — reiheten ſich endlich kaufmänniſche Unternehmen. Die Leitung derſelben war weder in beſſeren noch redlicheren Händen, als die früheren Geſchäfte, und ſomit ſtellte auch hier mehr als ein großer Verluſt ſich heraus. Die Compagnie unternahm es auf Contract und gegen Privilegium, die ſpaniſchen Inſeln mit Negerſklaven zu verſehen, und erhielt das Vorrecht, jährlich ein mit Waaren beladenes Schiff direct nach den Antillen ſenden zu dürfen, indem portugieſiſche und franzöſiſche Vereine, die früherhin die Neger-

8) Mac Culloch, Artikel Sierra Leone. Report of the select committee of the H. of Comm. on the trade of western Africa. 1830. 9) Nach andern Quellen 9,177,967 Pf. St., mit Einſchluß einer halben Million, die für die Staatsausgaben des Jahres 1711 aufgenommen werden waren.

Digitized by Google

zufuhr auf gleiche Bedingungen beſorgt hatten, nie ohne ſchwere Verluſte weggekommen waren. Unter zehn ſolcher Reiſen trug nur eine einigen Gewinn, alle andere brachten offenbaren Schaden, den man theils auf Rechnung der Bedrückung und Willkür der Spanier ſchrieb, theils dem unredlichen Verfahren der Agenten und Factoren der Compagnie Schuld gab. Dieſe entſagte 1734 dem Rechte der Importation durch ihr jährliches Schiff, und ſuchte dafür Entſchädigung vom ſpaniſchen Hofe zu erlangen. Zehn Jahre früher hatte ſie den Wallfiſchfang unternommen und vermöge ihres Privilegiums ohne Concurrenz betrieben, allein von acht Expeditionen brachte nur eine einzige Gewinn. Die achte beſchloß dieſes Unternehmen, welches nach Verkauf der Schiffe und Vorräthe immer noch die Summe von 237,000 Pf. St. ungedeckt ließ. Das Jahr 1748 machte aller kaufmänniſchen Thätigkeit der Compagnie ein Ende, denn ſie löſte den Vertrag mit Spanien (Assiento-Tractat) auf, und erhielt durch den aachener Vertrag eine Entſchädigung von 100,000 Pf. St. Seit jener Zeit begnügt ſie ſich mit Zahlung der Dividenden von ihren in drei Claſſen getheilten Fonds. Die Südſeeſtocks ſind übrigens immer werthvoll geblieben, ungeachtet die Projecte der Compagnie ohne Unterſchied ſcheiterten, denn das ganze Capital (nahe an 34 Mill. Pf. St.) befand ſich als Anleihe in den Händen der Regierung, und wurde von dieſer verzinſt. Schon 1722 ging ein Theil des Stammcapitals auf dieſe Weiſe an die Regierung über, und wurde den Zufälligkeiten des Handels und ſchlechter Verwaltung entzogen, 1733 geſchah daſſelbe mit einem andern Theile, und 1748 mit dem Reſte. Das Ganze hat daher jetzt dieſelbe Bedeutung, wie alle andere Stocks der Regierung. Die Verwaltung dieſer großen Summe führten drei Gouverneure und 21 Directoren; ſie iſt koſtſpielig und erfodert jährlich einen Aufwand von 14,713 Pf. St. Das Capital der Compagnie beſtand am 5. Jan. 1836 nur noch aus 10,144,584 Pf. St. und bildet einen Theil der britiſchen Staatsſchulden. Die Intereſſen waren von Georg I. bis 1727 auf 5 Proc. geſetzt, dann auf 4 Proc. erniedrigt worden, und ſind jetzt 3 Proc. [10]).

Engliſche Pelzhandel-Compagnien. Bald nach Begründung ihrer erſten Niederlaſſung in Nordamerika (Quebek, durch Samuel de Champlain, 1608) entdeckten die Franzoſen im Pelzhandel eine unvermuthete Quelle von Reichthum. Verminderung der wilden Thiere trat bald als Folge der allgemeinen Speculation ein, und bewog einzelne unternehmende Jäger, immer tiefer in das Innere einzudringen, wo neue Verbindungen mit den Eingeborenen angeknüpft wurden, und der Handel immer größere Ausbreitung erlangte. Solche Abenteurer gehörten aber meiſtens der niedrigſten Claſſe der Coloniſten an, und waren wenig geeignet, Apoſtel der Civiliſation zu ſein, oder die Ureinwohner mit Achtung und Zuneigung für ihre weißen Nachbarn zu erfüllen [11]). Die Miſſionaire und die Colonialbehörden unterſtützten daher zeitig das Project einer Compagnie, welche am Erſten verſprach, dieſen ungeregelten Streifzügen ein Ende zu machen. Unter dem Schutze der Regierung kam dieſe im J. 1626 in Frankreich zuſammen. Sie erhielt das Privilegium alles Land- und Seehandels auf 15 Jahre, mit Ausſchluß des Stockfiſch- und Wallfiſchfanges, den Pelzhandel auf ewige Zeiten, und noch manche bedeutende Begünſtigung [12]). Die Mitglieder, 700 an der Zahl, ſchoſſen ein Capital von 100,000 franzöſiſchen Thalern zuſammen, und machten ſich verbindlich, vom Jahre 1628 an jährlich eine große Zahl von Coloniſten nach Canada zu führen. Da die Regierung ſelbſt in dieſem Geſchäfte intereſſirt war, ſo fielen die gröbſten Unterſchleife vor, und die Verluſte ſtellten ſich als ſo anſehnliche heraus, daß unter verſchiedenen Miniſtern die Verwaltung immer wieder geändert, bisweilen auf längere Zeit unterbrochen wurde. Die europäiſchen Kriege, die Schlechtigkeit und Unvorſichtigkeit der Colonialregierung und beſonders die Nähe einer engliſchen Geſellſchaft, vereinten ſich, um dem franzöſiſchen Pelzhandel den größten Schaden zuzufügen. Zwiſchen den Agenten der Canadier und Engländer kam es häufig zu ernſten Streitigkeiten und zu offenen Gefechten, nachdem beide die Eingeborenen dahin gebracht hatten, Partei zu nehmen. Canada gerieth 1762 in die Hände der Engländer, und der Handel mit dem Weſten erlitt eine Unterbrechung bis 1766, wo die Speculation ſich wieder regte, Expeditionen in die Wälder auszogen, aber bald unter ſich, bald mit den Indiern in Streit geriethen. Man hat die letztern ſyſtematiſch zu verführen geſucht, und wenigſtens dem Laſter des Branntweintrinkens eine allgemeine und dem Volke überaus verderbliche Ausbreitung verſchafft. Die beſſere Claſſe der canadiſchen Kaufleute begann ſich dieſer Schandthaten zu ſchämen, alle fanden aber, daß ohne Beſchränkung der in den Wäldern herumziehenden Pelzkäufer der ganze Handel mit den Indiern ein Ende nehmen würde. Indeſſen lag es nicht in der Macht Einzelner, jenem Unfuge ein Ende zu machen, denn die Geſetze und der kirchliche Einfluß exiſtirten nicht mehr, welche unter der franzöſiſchen Regierung gewinnſüchtige und unmoraliſche Abenteurer von Expeditionen in das Indierland abhielten, oder ſie beſtraften. Viele Jahre vergingen unter ſolchen mislichen Verhältniſſen; einzelne Händler machten ihr Glück, viele kamen aber auch um unter den Händen der aufgereizten Indier, und um das Maß des Unheils voll zu machen, ergriff eine, wahrſcheinlich durch die Weißen eingeſchleppte Pockenſeuche mehre Volksſtämme, welche faſt erlagen. Erſt im J. 1783—84 vereinten ſich die bedeutendſten Häuſer

10) *Mac Culloch* p. 587. 11) Sie trugen den Namen „Coureurs des bois“ Die ältern franzöſiſchen Schriftſteller über Canada, z. B. Charlevoix, ſprechen von ihnen nur mit Tadel und Anklagen. Eine neue Schilderung hat verſucht Waſh. Irving (Astoria. ch. 1). Heutzutage gleichen ihnen die nordamerikaniſchen Jäger (Trappers) in den Wildniſſen am obern Miſſouri u. ſ. w., die von Irving (Tour to the prairies), Long und Say, und andern neuen Reiſenden eben nicht als moraliſche Menſchen beſchrieben werden.

12) z. B. zwei Schiffe als Geſchenk vom Konige, Adelsbriefe für 12 der bedeutendſten Intereſſenten, freie Einfuhr der canadiſchen Producte in Frankreich. *Raynal* VI. l. 15.

von Montreal zu einer Geſellſchaft, die, ohne großes Capital zu beſitzen, durch Zuſammenthun einer Quantität von Kaufmannsgütern des Pelzhandels mit den Eingebornen ſich zu bemächtigen und den zeither ſtattgefundenen Unordnungen ein Ende zu machen unternahm. An der Spitze ſtanden zwei wegen ſehr großer Reiſen durch das Innere bekannte Kaufleute, Joſeph Frobiſher und Simon Mac Taviſh; die Zahl der Theilnehmer war Anfangs nur 23, aber an 2000 Perſonen ſtanden als Bootsleute, Commis und Reiſende in ihren Dienſten. Die Geſellſchaft nahm den Namen der Nordweſt-Compagnie an, und vergrößerte ihre Geſchäfte in kurzer Zeit in ſolchem Maße, daß ſie, obgleich nicht durch ein Privilegium geſchützt, den Privathandel Einzelnen unmöglich machte und eine andere, aber kleinere Geſellſchaft veranlaßte ſich mit ihr im J. 1787 zu vereinigen. Die Summe, welche die Compagnie im J. 1788 auf ihren Handel verwendete, betrug 40,000 Pf. St. Die Verwaltung wurde aber ſo ſorgfältig und redlich betrieben, daß dieſes Capital 1798 bereits zu mehr als 120,000 Pf. St. angewachſen war. Die Untergebenen der Compagnie erfreuten ſich einer ſehr billigen Behandlung, und empfingen zum Lohn ihres Pflichteifers gewiſſe Antheile an dem Unternehmen, deſſen Förderung daher einem Jeden des eigenen Intereſſes wegen, wichtig ſein mußte. Der Pelzhandel mit den Eingeborenen erfoderte Niederlaſſungen bis in die entlegenſten Gegenden, einige der entfernteſten Stationen lagen 4000 engl. Meilen von Montreal, und konnten nur durch eine fünfmonatliche Reiſe erreicht werden. Den richtigſten Begriff von dem Umfange des Betriebs gab die jährliche Zuſammenkunft der Agenten und Reiſenden der Compagnie am Lake Superior, wo bei Grand Portage das Fort William errichtet worden war. An dieſem Orte treffen die aus dem Innern kommenden Züge auf die von der Küſte ausgegangenen Expeditionen. Die Erſtern, die durch die Länge ihres Weges gewöhnlich gezwungen werden vor Erreichung des Lake ſuperior zu überwintern, liefern an die Letztern ihre Pelzwaaren ab, erhalten neue Vorräthe von den unter den Indiern gangbaren Waaren, und kehren dann nach Weſten oder Nordweſten zurück[13]). Ehedem war Fort Chepewyan am Hügelſee (Lake of the hills) in 110° 26′ W. L. v. Greenw. eine der entlegenſten Stationen der Geſellſchaft; gegenwärtig beſitzt ſie aber Poſten vom Obernſee bis an die Küſte des großen Oceans. Das Geſchäft erhielt im J. 1798 eine veränderte Geſtalt, man vermehrte die Zahl der Actien auf 46, und durch Abgang alter und Zutritt neuer Mitglieder änderte ſich das Perſonal der Intereſſenten in ſolchem Verhältniſſe, daß endlich eine Spaltung in zwei Geſellſchaften erfolgte, die zwar mit der Zeit wieder ausgeglichen wurde, indeſſen veranlaßt haben mag, daß die Compagnie ihre ehemalige Größe kaum wieder erreicht hat. Weit früher als die Nordweſtcompagnie entſtand in den nördlichſten Gegenden von Amerika eine gleichfalls den Pelzhandel betreibende Geſellſchaft. König Karl II. gab 1670 dem Prinzen Ruppert und ſiebenzehn andern Perſonen vornehmer Herkunft einen Freibrief, der ſie ermächtigte den Handel nach der Hudſonsbai und den benachbarten Ländern als privilegirte Corporation zu betreiben. Sie begründete einige Forts und begann ihre Geſchäfte mit Vortheil, als die Franzoſen, beſorgt für ihren Handel in Canada, 1686 in der Hudſonsbai erſchienen, alle Factoreien und Forts der Engländer, mit Ausnahme von Fort Nelſon, eroberten und für Beſitz ihrer Nation erklärten. Sie wurden zwar 1693 gezwungen das Land wieder zu verlaſſen, allein ſie kehrten öfters zurück und fügten der Compagnie nicht unbedeutenden Schaden zu. Ein franzöſiſches Geſchwader zerſtörte unter la Perouſe im J. 1782 die Niederlaſſungen, die Forts und die Magazine, zog ſich aber nach Anrichtung eines Schadens von 500,000 Pf. St. wieder zurück. Gegen das J. 1800 betrug die Ausfuhr dieſer Geſellſchaft nach England 29,000 Pf. St., die Einfuhr (von meiſt britiſchen Erzeugniſſen) 16,000 Pf. St. im jährlichen Durchſchnitte, der Regierung zahlte ſie gegen 3700 Pf. St. an jährlichen Zöllen. Im Allgemeinen gewährte dieſer Handel den Unternehmern ſehr erhebliche Vortheile, und beſtimmte ſie lange Zeit nicht von dem urſprünglichen Verfahren und den Bedingungen des Freibriefs abzugehen. Die den Indiern verkauften Waaren gehörten zu den geringſten und wohlfeilſten, und würden unter civiliſirten Nationen ſchwerlich Käufer gefunden haben, während die Compagnie nur die beſten Pelzwaaren im Austauſche annahm, an welchen ſie ungemein viel gewann. Nachdem aber die Nordweſtcompagnie in das Leben getreten, fand ſich die Hudſonsbaigeſellſchaft immer mehr im Nachtheile, denn die äußerſt thätigen Agenten der erſtern drangen ſo weit nach Norden vor, und brachten Waaren von ſo viel beſſerer Beſchaffenheit, daß die Eingeborenen ihnen zum Handel den Vorzug gaben. Dieſe Veränderungen ſcheinen die Pelzhändler des Nordens zur größern Energie erweckt zu haben, indeſſen blieben ihre Bemühungen lange fruchtlos. Unter der Leitung des Grafen Selkirk, eines langjährigen Directors der Hudſonsbaigeſellſchaft, wurde eine Colonie als Station für den Pelzhandel am Red River, welcher ſich in den Winipeeſee ergießt, begründet; allein ſie brachte die größten Streite und zuletzt Gefechte zwiſchen den Agenten hervor, indem die Nordweſtcompagnie ſich in ihrem Rechte durch dieſe fremde Niederlaſſung in Weſten gekränkt glaubte. Beide Vereine erſchöpften ſich in fruchtloſem Kampfe, und waren völliger Verarmung nahe, als die Verſtändigern eine Verſöhnung und zuletzt die Verſchmelzung in eine einzige Compagnie zu Wege brachten, welche den Namen der Hudſonsbai Fur-Compagnie erhielt, und gegenwärtig den Pelzhandel des britiſchen Nordamerika faſt ganz in den Händen hat. Zwar iſt die Cor-

13) Eine ſehr umſtändliche Beſchreibung des von der Nordweſt-Compagnie beobachteten Verfahrens im Handel mit den Indiern, ihrer Organiſation, der Lebensweiſe und der Reiſen, zu welchen die Agenten ſich entſchließen mußten, gibt Mac Kenzie (Voyages from Montreal etc. to the frozen and pacific Ocean [London 1801]) in der Einleitung, welche die Geſchichte des nordamerikaniſchen Pelzhandels enthält. Dieſelben Einrichtungen beſtehen, abgeſehen von ganz unerheblichen Veränderungen, noch jetzt, wie aus vielen Orten der Reiſen von Franklin, Back u. A. hervorgeht.

Digitized by Google

porationsacte dieſer Geſellſchaft nicht vom Parlament beſtätigt worden und gibt daher auch kein ausſchließliches Privilegium, allein das ganze Geſchäft iſt von ſolcher Art, daß Privatconcurrenz ohne Erfolg bleiben müßte. An der Spitze ſteht ein Gouverneur, ein Vicegouverneur und ein Comittee von ſieben Mitgliedern; das Stammcapital ſoll nur 110,000 Pf. St. betragen, und befindet ſich in den Händen einer ſehr kleinen Anzahl von Actionairs. Die Compagnie unterhält an der Weſtſeite der Bai die Forts Prince of Wales, Churchill, Nelson, New-Severn und Albany, beſitzt eigene Schiffe und treibt nebenbei auch Walfiſchfang, deſſen Ertrag zu Anfang dieſes Jahrhunderts auf 49,000 Pf. St. geſchätzt wurde. Durch die Vereinigung mit der Nordweſtcompagnie kamen alle Factoreien und Forts hinzu, welche bis in die Nähe des Polarkreiſes auf der einen, bis an die Felſengebirge und den großen Ocean auf der andern Seite eine Kette von Handelsniederlagen bilden. Die Zahl der aus dem britiſchen Nordamerika, ohne Halifax und St.-Johns, alſo größtentheils durch die Hudſonsbai-Compagnie nach verſchiedenen Häfen exportirten Pelze betrug im J. 1831 = 593,583 Stück, welche zuſammen den Werth von 203,316 Pf. St. hatten, und von zwölf Thierarten herrührten. Unter denſelben befanden ſich 126,944 Biberfelle, im Mittelpreiſe zu 26 Sh. St. = 158,680 Pf. St. (Mac Culloch). Es ergibt ſich hieraus, daß die vereinigte Geſellſchaft gegenwärtig weit mehr bedeutende Geſchäfte macht, als die Nordweſtcompagnie allein in ihrer glänzendſten Periode, dem Jahr 1798, wo ſie (nach Mac Kenzie) 187,900 Pelze einſammelte, unter welchen ſich 106,000 Biberfelle befanden. Der Gewinn ſcheint aber ehedem verhältnißmäßig größer geweſen zu ſein als jetzt, denn gegen 1790 betrug derſelbe für die Hudſonsbaigeſellſchaft allein angeblich 203,000 Pf. St. [14]). Der Erfolg des britiſchen Pelzhandels reizte die Kaufleute der V. Staaten zur Nachfolge, da ſie mit Wahrſcheinlichkeit auf gleiche Vortheile in Weſt und Südweſt rechnen konnten, ſo ſuchten ſie ſich dahin Wege zu eröffnen. Die Regierung kam ihnen zuvor und ſchickte Agenten (im J. 1796) nach den äußerſten Grenzen, um Verbindungen mit den Indiern anzuknüpfen und ein regelmäßiges Geſchäft einzuleiten, hatte aber hierbei durchaus keinen Erfolg [15]). Ein in Newyork lebender Teutſcher, J. J. Aſtor, errichtete 1810 unter dem Namen Pacific Fur Compagnie eine Geſellſchaft, die Anfangs nur fünf Mitglieder zählte und ihr Originalcapital von 400,000 Dollars in 100 Actien theilte, von welchen die Hälfte auf den Unternehmer des Ganzen kam. Man entwarf den Plan einer Niederlaſſung an den Küſten des großen Oceans, die zunächſt die für den chineſiſchen Markt beſtimmten Felle einzuſammeln beauftragt war. Zum eigentlichen Sitz der Compagnie war Neu-York beſtimmt, von wo alljährlich einige Schiffe um Cap Horn nach der Nordweſtküſte gehen, die Pelzwaaren einnehmen, China beſuchen und mit Thee beladen nach den Ver. Staaten zurückkehren ſollten. Zugleich beabſichtigte man die Anlegung von einer Kette von Handelsposten vom Miſſouri bis zur Mündung des Columbia, um den Handel des Innern zu betreiben, deſſen Ergebniſſe direct nach Neu-York geſchickt werden ſollten. Sowol die zu Lande als zur See nach Columbia abgegangenen Expeditionen erlitten manchen großen Unfall, und die endliche Begründung des Forts Aſtoria verwickelte die Amerikaner nur in Kriege mit den Eingebornen. Die Engländer nahmen die Niederlaſſung in dem bald nachher ausgebrochenen Kriege weg, und haben ſie bis jetzt behalten, indem ſie jenen Theil der Nordweſtküſte als zu Canada gehörig anſehen, ein Verfahren, welches früher oder ſpäter einen Bruch zwiſchen ihnen und den Amerikanern herbeizuführen droht. Die Compagnie beſteht zwar noch fort, allein ohne viele Vortheile von ihrem Verkehr zu erlangen, indem öſtlich von den Rocky mountains Biber ſehr ſelten zu werden anfangen, und die engliſche Compagnie den Handel mit den Indiern in Weſt und Nordweſt der großen Seen ganz in Beſitz hat. Von Neu-York gehen neben Privatſchiffen jährlich mehre der Compagnie gehörende nach der Nordweſtküſte ab, um Tauſchhandel mit den Eingebornen zu treiben, allein dieſes Geſchäft iſt durch das Einſchreiten der ruſſiſchen Regierung ſehr beſchränkt worden, welche den Amerikanern nicht mehr geſtattet im Norden einer gewiſſen Breite des Handels wegen den Küſten ſich zu nähern. Die Geographie hat übrigens durch die Unternehmungen dieſer verſchiedenen Compagnien ungemein viel gewonnen; ohne ſie würde ein großer Theil der innerſten Gegenden Nordamerika's jetzt kaum erforſcht ſein, da nur ein wichtiges kaufmänniſches Intereſſe den civiliſirten Menſchen in jene Wildniſſe verlocken kann, die ſich zur Begründung Ackerbau treibender Colonien wenig eignen. Die ruſſiſch-amerikaniſche Handelsgeſellſchaft wurde im J. 1797 mit einem Stammcapitale von 2,750,000 Rubel gegründet. Sie hat ihre Hauptniederlaſſung zu Neu-Archangel auf der Inſel Sitcha an der Nordweſtküſte, unterhält aber Comtoirs in Ochotsk, Jakutsk, Irkuts, Tomsk, Kaſan und Moskau, und Stationen für die den Verkehr mit den Eingebornen betreibenden Agenten auf den Aleuten im Innern der ruſſiſch-amerikaniſchen Beſitzungen, und in Californien. Sie beſitzt eigene, die Meere zwiſchen Kamtſchatka und Sitcha, den Sandwichsinſeln und Canton ſelten verlaſſende Schiffe, betreibt faſt nur Pelzhandel, namentlich mit Seeotterfellen nach China, und gewinnt, indem ſie den beſondern Schutz der Regierung genießt, nicht unbedeutende Summen.

## II. Niederländiſche Handelsgeſellſchaften.

Holländiſch-oſtindiſche Compagnie. Der grauſame Despotismus Philipp's II. gab die nächſte Veranlaſſung, um den Bruch zwiſchen Spanien und den Holländern unheilbar zu machen. Die im J. 1566 entſtandenen Unruhen endigten mit der am 23. Jan. 1579

14) Sprengel, Geſchichte der Europäer in Nordamerika. I. S. 28 fg.

15) Eine ähnliche Abſicht, wenn auch nicht ganz ſo kaufmänniſcher Art, bewog die Regierung der Ver. Staaten zur Abſendung zweier Expeditionen, nach der nordweſtlichen Grenze und ſpäter nach den Rocky mountains unter Major Long, welchen mehre Naturforſcher begleiteten.

Digitized by Google

geſchloſſenen Union der ſieben Provinzen. Geraume Zeit vor dieſer ſtürmiſchen Periode, die zwar mehrmals den jungen Freiſtaat dem Untergange nahe brachte, aber doch mit Erringung der Unabhängigkeit ſchloß, hatte Holland unter den ſeefahrenden Völkern eine Rolle zu ſpielen begonnen, im J. 1434 große Schiffe zur Bekämpfung der Lübecker ausgeſendet und 1438 die nördlichen Handelsſtädte bekämpft [16]. Fiſchereien im großen Maßſtabe blühten dort noch weit früher; ſie nahmen zu, erregten die Eiferſucht der Nachbarvölker, wurden unter Andern von Sir Walter Raleigh zum Gegenſtand der genaueſten Forſchung gemacht, verſahen aber das Land mit einer großen Zahl von ſehr tüchtigen Seeleuten, die den Spaniern manche empfindliche Niederlage beibrachten. Zwiſchen Holland und Portugal, in der erſten Hälfte des 16. Jahrh. dem großen Stapelplatze des oſtindiſchen Handels, beſtand ein lebhafter Verkehr, bis Philipp II., nach Unterjochung des letztern Landes, im J. 1580 den Portugieſen alle Verbindung mit den abtrünnigen Niederländern verbot, die er durch Zerſtörung ihrer kaufmänniſchen Betriebſamkeit zur Unterwerfung zwingen zu können vermeinte. Das erſte im J. 1584 erfolgte Verbot wurde nach wenigen Jahren von den Holländern nicht mehr geachtet, und die Fahrten nach Liſſabon, welches an die Stelle Venedigs getreten war, nahmen an Häufigkeit zu, bis ein erneuetes Verbot der ſpaniſchen Regierung die Wegnahme von 50 holländiſchen Schiffen nach ſich zog [17]. Eine Menge von Seeleuten ſah ſich nun auf einmal ohne Brod, und war um ſo bereiter zu irgend einem Unternehmen, wie gewagt es auch ſcheinen mochte, die Hand zu bieten. Nach Oſtindien lockte theils die Erfahrung über die außerordentlichen Vortheile des aſiatiſchen Handels, den man in Holland bisher nur indirect betrieben hatte, theils die Vorſchläge eines muthigen und wohlunterrichteten Mannes, Cornelis Houtmann, der ſich in Liſſabon eine große Menge von Aufklärungen über indiſche Verhältniſſe zu verſchaffen gewußt hatte [18]. Man hatte bereits die Überzeugung gewonnen, daß nach Indien kein anderer Weg offen ſei, als der von den Portugieſen entdeckte, denn die Verſuche zu Auffindung einer nordöſtlichen Durchfahrt (durch Nay und Barenz 1594, Barenz und Hemskerk 1595) hatten bewieſen, wie wenig in jenen ewig gefrorenen Regionen zu hoffen ſei, freilich aber auch die Erdkunde nicht unbedeutend bereichert [19]. Houtmann's Vorſchläge fanden Beifall, obgleich es galt, entlegene Meere zu beſuchen, auf welchen die Portugieſen eine bedeutende Seemacht unterhielten und ſich als ausſchließliche Gebieter zu betrachten gewohnt waren; im J. 1594 trat in Holland eine Geſellſchaft unter dem Namen der „Compagnie der fernen Länder" (Compagnie van Veere) zuſammen, und ſchickte am 2. April 1595 die erſten vier Schiffe nach Indien mit dem Auftrage ab, Verbindungen anzuknüpfen und dabei die Berührung der portugieſiſchen Colonien möglichſt zu vermeiden. Nach zwei Jahren und vier Monaten kehrten drei dieſer Schiffe mit wenig mehr als guten Hoffnungen zurück, indeſſen hatte man doch Erfahrungen geſammelt und mit eingebornen Fürſten Java's Bündniſſe geſchloſſen, obgleich die Portugieſen verſtanden hatten, ihren Nebenbuhlern Feinde zu erwecken, die mit Waffengewalt beſiegt werden mußten [20]. Eine Zahl neuer Mitglieder vermehrte die Capitale der Handelsgeſellſchaft, die es nun vermochte, eine neue Expedition von acht Schiffen unter Jacob Cornelisʒoon van Neck im J. 1598 abzuſenden. Die Hälfte dieſer Fahrzeuge kehrte nach 15 Monaten zurück, der Reſt im Mai 1600; alle brachten reiche Ladungen, beſonders von den damals mehr als jetzt geſchätzten und verhältnißmäßig mehr verbrauchten Gewürzen nach Holland. Ein ſo glücklicher Erfolg mußte zur Theilnahme an dieſem Geſchäfte reizen, und an mehren Orten bildeten ſich Geſellſchaften, unter welchen beſonders eine aus Kaufleuten von Rotterdam beſtehende darum Nennung verdient, weil ſie zuerſt Schiffe durch die Straße des Magalhaens nach den Molukken zu ſenden unternahm, die jedoch mehr Kriegsruhm als wirkliche Vortheile erlangten [21]. Der Wettkampf nahm immer mehr zu zwiſchen der Geſellſchaft van Veere und den ſpäter entſtandenen, denen ſich auch eine brabantiſche anſchloß; allein die üblen Folgen dieſer Speculationen blieben nicht aus. Nicht nur litten die einzelnen Geſellſchaften in ihren Intereſſen, ſondern der Geſammtheit drohte Untergang durch die Angriffe der Spanier und Portugieſen, je weniger ſie im Stande oder geneigt ſein konnten, ſich gegenſeitig zu unterſtützen [22]. Unter Vermittelung der Generalſtaaten vereinten ſich die verſchiedenen Geſellſchaften zur Bildung der holländiſch-oſtindiſchen Geſellſchaft, deren Freibrief, vom 20. März 1602 batirt, das Privilegium ausſchließlichen Handels während der nächſten 20 Jahre und die Erlaubniß enthielt, im Namen der Generalſtaaten gewiſſe Rechte der Souverainetät zu üben [23]. So war der Grund einer Geſellſchaft ge-

16) A. F. Lüder's Geſchichte des holländ. Handels (Leipzig 1788). S. 17. 17) *Hug. Grotii* Annal. et hist. de rebus Belgicis (Amstel. 1658). L. IV. p. 231. 18) Er ſoll wegen Schulden in Liſſabon gefangen geſeſſen und ſeine Loskaufung den amſterdamer Kaufleuten zum Preis ſeiner Mittheilungen gemacht haben. *Raynal*, Hist. philos. L. L. 2. p. 256. Nach Andern ließ ihn die portugieſiſche Regierung aus Eiferſucht und Mistrauen feſtſetzen. *Franc. Valentyn*, Oud en Niew Oost-Indien (Amsterd. 1725). I. p. 171. F. Saalfeld, Geſchichte des holländ. Colonialweſens in Oſtindien (Götting. 1812). S. 16. 19) Eine dritte Reiſe des Barenz und Hemskerk 1596—1597 fällt ſpäter als die erſte directe Unternehmung der Holländer um das Cap der guten Hoffnung nach Indien, und endigte höchſt unglücklich. Die Ausdauer jener Seefahrer bei ihrer Forſchung iſt um ſo mehr zu bewundern, als die Engländer vor ihnen ſchon ähnliche misglückte Verſuche gemacht hatten, und die Erfahrung zweier Reiſen wol genügt haben würde, um die Unmöglichkeit einer Durchfahrt in jenen Gegenden zu beweiſen, an welcher, abgeſehen von den Unterſuchungen, welche Cook, Kotzebue und Beechey angeſtellt, ſeit den ruſſiſchen Reiſen der neueſten Zeit nicht mehr zu zweifeln iſt.

20) Bericht über Houtmann's Reiſe im Recueil des voy. qui ont servi a l'établiss. de la Comp. des Indes orient. (Amsterd. 1710). I. 21) Über die Reiſen des Jacob Mahu und Simon de Cordes (1598—1600) und Oliver van Noort (1598—1601) ſ. d. Art. Patagonien. 22) Saalfeld S. 32. Lüder S. 103. *Raynal* I. p. 152. *Grotius* L. XI. p. 429. *Valentyn* I. p. 185. 23) Bedingungen dieſes Freibriefes bei Lüder S. 108 und *Isaac le Long*, Koophandel van Amsterdam (Rotterd. 1780). II. p. 8.



Digitized by Google

legt, die während anderthalb Jahrhunderten eine bis dahin beiſpielloſe Größe behauptete, Seekriege führte, von der holländiſchen Regierung ſich faſt unabhängig zu machen verſtand, ein großes Reich begründete, und durch das Muſterhafte ihrer Einrichtungen allen ähnlichen Unternehmungen für lange Zeit als Vorbild diente. Ihr urſprüngliches Capital war nicht groß zu nennen, zumal wenn man erwägt, daß es darauf ankam, mächtige Feinde aus Indien zu vertreiben, welches ohne Kriege kaum ausführbar ſchien. Er beſtand aus ſechs und einer halben Million Gulden. Eine der bedeutendſten Anſtrengungen der neuen Compagnie beſtand in der Abſendung einer Flotte von 13 Schiffen unter Stephan van der Hagen (1603), welcher durch die Eroberung eines Theils von Amboina den Holländern zuerſt feſten Fuß in Indien verſchaffte, die Portugieſen an mehren Orten ſchlug und ihnen die Inſel Tidor und mit ihr den Handel mit Gewürznelken abnahm. Dieſes unerwartete Kriegsglück und das Gedeihen ihres Handels, der ſchon im J. 1606 die Zahlung einer Dividende von 75 Proc. geſtattete, verführten die Compagnie zum Angriffe auf Malacca, einem Unternehmen, dem ſie nicht gewachſen war, und deſſen Misglücken nicht nur den Verluſt ihrer bisherigen Eroberungen veranlaßte, ſondern ſie ſelbſt an den Rand des Unterganges brachte. Zum Glück der Holländer fühlten die Portugieſen das Joch Spaniens ſo ſehr, daß ſie nur lau gegen den Feind zu Werke gingen, der ſie in Indien angriff, und außerdem leiſtete der zur Hilfe der holländiſchen Niederlaſſung abgeſendete Director der Compagnie, Cornelis Matelief, ſo Außerordentliches — vielleicht in der Abſicht, ſeine frühern Fehler, wohin eben unzeitige Verſuche der Eroberung gehörten, gutzumachen — daß 1608 zwar die niederländiſche Herrſchaft noch keineswegs als befeſtigt angeſehen werden konnte, indeſſen doch die Molukken den Spaniern wieder entriſſen wurden. Die Compagnie befolgte fortan eine friedlichere Politik, und ſuchte Vortheile durch Schlauheit und Bündniſſe zu erlangen, die ihr Gewalt nicht verſchaffen konnten. Die im J. 1607 begonnenen Unterhandlungen mit Spanien endeten 1609 mit einem Waffenſtillſtande auf zwölf Jahre, nachdem die Spanier ſich umſonſt abgemüht hatten, auf dem Wege der Diplomatie den Niederländern nicht nur ihre indiſchen Eroberungen, ſondern ſogar die Freiheit des Handels dahin zu entreißen. Es blieb Spanien nichts übrig, als dieſen den letztern zu geſtatten, und zu verſprechen, ihn weder zur See, noch zu Lande zu ſtören; jedoch waren die Bedingungen von den contrahirenden Parteien ſo auf Schrauben geſtellt, daß es, bei Berückſichtigung der unverſöhnlichen Handelseiferſucht zwiſchen ihnen und der ſich mehr und mehr entwickelnden Macht der Compagnie unmöglich ſchien, den Frieden lange zu erhalten. Die letztere fuhr inzwiſchen fort, an den Küſten der öſtlichen Meere Niederlaſſungen zu begründen, denn wenn auch ein Angriff auf Mozambique mislang, ſo wurde doch die Gruppe der Bandainſeln durch Vertrag mit den Eingebornen in das holländiſche Intereſſe gezogen, und von den Häuptlingen der 1603 zuerſt beſuchten Küſte von Coromandel die Erlaubniß erhalten, an mehren Orten Factoreien anlegen zu dürfen. Auf ähnliche Weiſe erlangten die Holländer Handelsfreiheit auf andern Punkten des Feſtlandes und auf Borneo [24]). Das am meiſten verſprechende Ereigniß jener Periode war jedoch wol die Anknüpfung einer regelmäßigen Verbindung mit Japan, wo die Compagnie im J. 1610 völlige Handelsfreiheit erlangte und, von der Regierung zur Errichtung von Factoreien eingeladen, angenehmere Erfahrungen machte, als bei einer durch Matelief einige Jahre vorher nach China unternommenen Reiſe, deſſen Behörden ſchon damals denſelben ſtarren Widerwillen gegen Verbindung mit Fremden zu Tage legte, der ſie ſeitdem nicht wieder verlaſſen hat, ſeit 1640 aber auch auf Japan übergegangen iſt. So großes Glück in allen Unternehmungen machte die Holländer von Neuem übermüthig, die Spanier aber um ſo erbitterter gegen ſie. Ein ſehr thätiger Vicekönig der Philippinen, Don Juan de Silva, nahm drei reich beladene Kriegsſchiffe, welche unter Paul van Caarden die ſpaniſchen Flotten angegriffen hatten, und erſchien 1611 bei den Molukken, wo er mehre Factoreien zerſtörte und Befeſtigungen wegnahm [25]), von den Eingebornen aber Unterſtützung erhielt, weil dieſe bereits die Entdeckung gemacht, daß die Holländer ſich keineswegs als mildere oder uneigennützigere Gebieter erwieſen, als die von ihnen vertriebenen Portugieſen. Die Compagnie verlor unter allen dieſen ungünſtigen Begebenheiten ihren eigentlichen Endzweck, die Sicherung des Alleinhandels mit den indiſchen Gewürzen, nicht aus den Augen. Nicht nur waren ihre Bündniſſe mit den Eingebornen vorzüglich auf dieſen Punkt gerichtet, ſondern ſie unterhielt Wachtſchiffe, um den Schmuggelhandel mit den Engländern zu verhindern, und ſtrafte die Übertreter der Verträge mit Krieg und Unterjochung [26]). In der Abſicht einer wirkſamen Beaufſichtigung der Gewürzinſeln beſchloß man endlich, den Sitz des Handels und der Macht der Compagnie nach Java zu verlegen. Jan Pieterszoon Koen, Generalgouverneur von Indien (1618—1623), führte nach Überwindung mancher ſehr großer Schwierigkeiten nicht allein dieſen Plan aus, ſondern verſtand es auch, die Herrſchaft der Compagnie auf ſo feſten Unterlagen zu begründen, daß ſie ſeit ſeiner Adminiſtration an Macht wuchs, bis ſehr veränderte Verhältniſſe ihre Abnahme herbeiführten. England hatte ſeine oſtindiſche Compagnie ſo kräftig unterſtützt, daß ſie ſchon damals vermochte, der holländiſchen die Spitze zu bieten. Die Intereſſen dieſer Geſellſchaften waren in häufige und ſehr unangenehme Berührungen gerathen, und ernſtliche Uneinigkeiten zwiſchen den zwei Völkern drohten zu folgen, als ein Vertrag, zu London (2. Juni 1619) geſchloſſen, ſcheinbar die Gründe gegenſeitiger Anklagen entfernte. Die Holländer unterließen indeſſen nicht, ihren Gegnern in

24) *Luzac*, Hollands Rykdom (Leyden 1780). I. p. 287—292. 25) *Argensola*, Hist. de la conquista de las islas Malucas. L. XII. 26) Im J. 1616 ging eine Flotte von 12 Schiffen in dieſer Abſicht nach den Molukken; eine zweite folgte ihr im J. 1621 und eroberte mehre der Bandainſeln. *Luzac* I. p. 267.

Digitized by Google

Indien heimlich durch Aufreizung der Eingebornen entgegenzuwirken, ſodaß es endlich nach vielfachen Reibungen zu offenen Feindſeligkeiten auf Bantam und Java kam, bei welchen die Fürſten des Landes verſchiedene Seiten ergriffen, ohne jedoch ihren Parteien treu zu bleiben. Das Reſultat des langen und blutigen Kampfes war die Begründung der Stadt Batavia [27]) auf den Ruinen des Fleckens Jacatra (1619); die Beſiegung der benachbarten Völkerſchaften und ein im Juni 1620 zwiſchen beiden Compagnien getroffener Vertrag, durch welchen eine Art von Gemeinſchaft oder doch Übereinſtimmung in ihren Operationen bezweckt werden ſollte. Wie vorauszuſehen war, ſo fand es jede Partei unmöglich, dieſe Bedingungen zu beobachten, leiſtete der andern entweder keinen Beiſtand, wenn es darauf ankam, das Gebiet zu vergrößern, oder arbeitete ihr heimlich entgegen. Welche Größe der Compagnie, ungeachtet der theilweiſe ihr ungünſtigen Verhältniſſe, zeitig zu erlangen geglückt war, ergibt ſich aus dem Umſtande, daß ſie im J. 1616 ſchon 45 Linienſchiffe beſaß, und in ihren zahlreichen Forts und Flotten über 15,000 Mann Soldaten und Seeleute beſchäftigte. Der Ertrag ihrer Geſchäfte war ſo groß, daß die Summe der in den erſten 21 Jahren ihres Beſtehens gezahlten Dividenden ſich auf 425 Proc. belief. Solche Vortheile waren aber vorzüglich durch große Bedrückung der Eingebornen und ein mit ſo viel Strenge und rückſichtsloſer Selbſtſucht bewahrtes Monopol erlangt worden, daß in Holland viele Stimmen gegen die Compagnie laut wurden, als ſie im J. 1622 die Erneuerung ihres Privilegiums nachſuchte. Man verlangte von mehren Seiten Freigebung des indiſchen Handels, der in beſtehender Form getrieben, nur die Geſellſchaft bereicherte. Ein neuer Krieg mit Spanien ſchien es rathſam zu machen, der mächtigen Geſellſchaft die Beſchützung ihrer indiſchen Beſitzungen zu überlaſſen, damit die Regierung ihre Kräfte in Europa ohne Zerſplitterung anwenden könne, und verſchaffte jener eine fernere Verlängerung ihres Freibriefs [28]). Noch immer beſaßen die Engländer einen Antheil an dem Gewürzhandel der Molukken, auf deſſen ausſchließlichen Beſitz die Compagnie unabläſſig hinarbeitete. Ihre Agenten entſchloſſen ſich zur Begehung einer Greuelthat, welcher wahrſcheinlich ſelbſt der Generalgouverneur Pieter de Carpentier nicht fremd war, denn um mit einem Schlage der engliſchen Einmiſchung ein Ende zu machen, wurde eine kleine Zahl von britiſchen, auf Amboina angeſiedelten, Unterthanen angeklagt, verſchworen mit Chineſen und Eingebornen die Vertreibung der holländiſchen Macht beabſichtigt zu haben, und unter den unmenſchlichſten Martern hingerichtet. Dieſe Beſchuldigung lief aller Wahrſcheinlichkeit ſo ſehr entgegen, daß die Zeitgenoſſen nur ein Urtheil über dieſe entſetzlichen Morde (1623) fällten, die immerdar ein Denkmal der Gewiſſenloſigkeit und Unmenſchlichkeit bleiben werden, zu welcher Geiz und Handelseiferſucht ſelbſt zahlreiche Vereine in jenen rohen Zeiten verführen konnte, wo die Politik weniger in der Wahl ihrer Mittel vorſichtig zu ſein Urſache hatte, als heutzutage [29]). Auch nach andern Seiten hin ſuchte die Compagnie ihren Beſitz zu vergrößern. Ceylon, reich an Zimmt, hatte lange ihre Lüſternheit erregt, und würde ohne die Kämpfe mit den unruhigen Eingebornen der Molukken und ſelbſt Java's, wo 1628 ein ſehr ernſthafter Krieg gegen Mohammed, Fürſten von Mataram, ausbrach, wahrſcheinlich ſchon früher erobert worden ſein. Mit dem ihnen eigenthümlichen Takt verſtanden die Holländer ſich in das Vertrauen der Cingaleſen einzuſchleichen und ſie gegen die Portugieſen, zeither die einzigen Beſitzer von Niederlaſſungen auf jener Inſel, aufzureizen, bis im J. 1638 der offene Krieg ausbrach und den Holländern einen Theil der portugieſiſchen Colonien verſchaffte. Mehr durch Verrätherei, als durch eigene Tapferkeit unterſtützt, nahmen ſie im J. 1641 auch die Stadt Malacca, die ihnen früher glücklich Widerſtand geleiſtet hatte, den Portugieſen ab, denen nun allein geringe Trümmer ihres ehemaligen mächtigen Reiches in Indien übrigblieben. Ungeachtet aller dieſer Kriegsunternehmungen und gelegentlicher Niederlagen und Verluſte hatten ſich zur Zeit des weſtfäliſchen Friedens die Macht, die Beſitzungen und die Capitalien fortwährend ſo ſehr vergrößert, daß ſie unangreifbar erſchienen. Bis zum J. 1648 war an Dividenden im Ganzen die Summe von 63,537,510 holl. Gulden ausgezahlt worden, und die in Europa eingetretene Ruhe ſchien Ausſichten auf weit größern Gewinn zu eröffnen [30]). Der im J. 1652 gegen Cromwell ausgebrochene Seekrieg, der nach zweijähriger Dauer die Mittel des Staates mehr erſchöpft hatte, als alle frühern Kämpfe gegen Spanien zuſammengenommen, ſchadete dem indiſchen Handel im hohen Grade. Die Kriege zwiſchen Frankreich, England, Spanien und Portugal blieben ebenfalls nicht ohne Einwirkung auf die Niederlande, deren Kauffahrer den Corſaren häufig zur Beute wurden, während der Staat fruchtloſe Anſtrengungen machte, von den fremden Mächten Erſatz und Genugthuung zu erlangen. Karl II. von England griff die Niederlande an (1665), um die für die Bereitwilligkeit zu beſtrafen, mit welcher ſie, freilich in mislichen Zeiten, mit Cromwell Frieden geſchloſſen hatten. Im Verlaufe dieſer Kriege kam, ungeachtet aller Anſtrengungen und manches glänzenden Sieges, die holländiſche Seemacht gradweis ſo herunter, daß ſie zu Anfange des 18. Jahrh., obgleich verbunden mit engliſchen Flotten, kaum im Stande war, den Handel und die Colonien gegen ihre zahlreichen Feinde zu ſchützen. Die Compagnie wurde durch dieſe Umſtände weniger ſchnell berührt, als der Staat, von welchem ſie ihr eigenes Intereſſe ſtets zu trennen geſucht hatte; allein ſie litt dennoch allmälig, und verrieth die erſten ſichtbaren Spuren von Verfall gegen das Ende des erſten Jahrhunderts ihres Beſtehens. Vom J. 1648 bis gegen das Ende des Jahrhunderts dauerten jedoch die Eroberungen fort, obgleich nicht alle aus freier Abſicht unternommen, ſondern

27) Lüder S. 118. Saalfeld S. 72—92. 28) Lüder S. 124.

29) Sprengel, Hiſtoriſch-genealog. Kalender für 1786. S. 79—85. 30) Überſichten der Dividendenzahlungen von 1605—1648 bei Lüder S. 123 und 135.

zum Theil in Folge von Kriegen gemacht wurden, zu welchen häufige Aufſtände unterworfener oder tributpflichtiger Fürſten und Angriffe unabhängiger Staaten die Colonialverwaltung zwangen. Ternate, den Portugieſen abgenommen, ertrug, wie alle andere Inſeln, nur mit Ungeduld das holländiſche Joch, und mußte 1652 mit Gewalt unterworfen werden. Auf Ceylon brach der Krieg von Neuem aus, angeregt durch den Fürſten von Candy, der während eines Kampfes zwiſchen Holländern und Portugieſen ſich aller Fremden zu entledigen hoffte. Nach dreijähriger Dauer und manchem empfindlichen Verluſte endete er zu Gunſten der Holländer mit völliger Vertreibung der Portugieſen[31]), die länger als 150 Jahre auf jener Inſel wichtige Pflanzorte beſeſſen hatten, und mit Zurückweiſung der Angriffe des Kaiſers von Candy. Auch auf Java drohten Gefahren, denn der König von Bantam griff 1652 die Holländer an, und fand, obgleich geſchlagen, in dem ſogenannten Kaiſer von Mataram 1656 einen Nachfolger, der ſich mit einem Könige von Makaſſar verband. Eine geheim vorbereitete Expedition überfiel jedoch den letztern (1660), und zwang ihn und die Portugieſen zum Frieden, der aber ſchon 1665 von Neuem gebrochen, einen zweiten Kampf veranlaßte. Auch hier war das Glück der Compagnie günſtig, denn 1667 ſahen ſich die Makaſſaren zu einem Vertrage genöthigt, der ſie in Abhängigkeit verſetzte, und beſonders den Handel mit ihrem Lande ausſchließlich in die Hände der Holländer brachte; ein um ſo wichtigerer Vortheil, als die Beſiegten gewohnt geweſen, Gewürz auf den Molukken zu holen und an die Engländer zu verkaufen[32]). In dieſen Zeitraum fallen auch mehre Unternehmungen der Compagnie auf dem Feſtlande Indiens. Schon im J. 1616 hatte ſie mit dem Könige von Golconda einen vortheilhaften Vertrag geſchloſſen; im J. 1661 errichtete ſie in Golconda ſelbſt eine Factorei, und wußte es dahin zu bringen, daß ihr eine faſt vollſtändige Abgabefreiheit bewilligt wurde[33]). Indeſſen verlor ſie dieſe Vorrechte hier ebenſo wie auf vielen Punkten der Halbinſel, wo ſie Niederlaſſungen begründet, durch die Eroberungen Aurung-Zeb's, der die von den beſiegten Fürſten und ehemaligen Beherrſchern dieſer Provinzen ertheilten Privilegien anzuerkennen ſich weigerte. Der Einfluß der auf dem Continente mächtiger werdenden Engländer kam hinzu, um der Compagnie zu ſchaden, die auch ihren Handel mit Suratte dadurch einbüßte, daß ihre Verbindung mit Japan eine große Veränderung erlitten hatte, und das Silber ausgeblieben war, das bisher aus jenem Inſelreiche den Holländern zufloß. Die freundliche und vertrauensvolle Aufnahme und das Entgegenkommen der Japaner war einem ſehr entgegengeſetzten Verfahren gewichen; ſei es nun, daß man überhaupt den wahren Geiſt der Compagnie erkannt hatte, oder daß irgend ein fremder Einfluß gegen ſie ankämpfte. Der Handel mit den Inſeln erlag den größten Beſchränkungen, und die ſchon ſeit langer Zeit ſtreng beobachteten und auf eine kleine künſtliche Inſel in der Bai von Nangaſaki beſchränkten Holländer mußten ſich dem Syſteme der eiferſüchtigſten Bewachung unterwerfen, welches bis auf unſere Tage mit unverminderter Strenge durchgeführt worden iſt, ihren Verkehr, und folglich auch ihren Gewinn, in nicht unbedeutendem Maße verringerte. Empfindlich war der Compagnie der Verluſt der Inſel Formoſa, die ſie ſeit 1624 ungeſtört beſeſſen hatte. Ein chineſiſcher Seeräuber, Coringa, welcher die tatariſchen Eroberer China's zu bekämpfen verſuchte, allein ſein Unternehmen unausführbar fand, beſchloß die Wegnahme der Inſel Formoſa, als eines wichtigen Stützpunktes für künftige Angriffe. Die von Batavia zum Entſatze abgeſendeten Flotten kehrten unverrichteter Sache zurück, theils getäuſcht durch die ſcheinbare Ruhe Coringa's, theils durch ihn, nachdem er die Maske weggeworfen, in die Flucht geſchlagen. Am 1. Febr. 1662 fiel die Feſtung von Formoſa und mit ihr die einzige Beſitzung der Compagnie in jenen entlegenen, dem Handel aber ſehr wichtigen Meeren[34]). Zwei Verſuche, Formoſa wieder zu erobern (1663, 1664), mislangen, denn obgleich die aufgewendete Summe ſechs Millionen Gulden betrug, ſo war ſie doch der Größe des Unternehmens nicht angemeſſen. Im Übrigen zeigten ſich auch die Tataren abgeneigt, die Holländer in ihren Planen der Feſtſetzung zu unterſtützen, nachdem ſie ihrer Hilfe gegen die eigenen Feinde nicht mehr bedurften. Unter den Völkern von Java erwieſen ſich beſonders die Bantameſen als die unverſöhnlichſten Feinde der Compagnie. Oftmals geſchlagen und zum Frieden gezwungen, erneueten ſie, bald allein, bald in Verbindung mit der Regierung von Mataram, den Krieg. Vom J. 1653 bis 1683 gaben dieſe Unruhen der Compagnie viel zu thun, und verurſachten ihr wegen des Zuſammentreffens mit Kriegen gegen die Fürſten anderer Inſeln (z. B. der Molukken 1680) nicht ſelten große Verlegenheiten; von 1718—1723 ſtanden dieſelben Völkerſchaften wieder gegen die Holländer auf, welche man, wenn auch nicht als beſiegt, doch als beruhigt angeſehen hatte; im Ganzen bieten aber dieſe durch die Habſucht der Beamten herbeigeführten Kämpfe keine hervorragenden Begebenheiten, obgleich ſie nicht ohne große Verluſte an Menſchen und Geldmitteln beendigt wurden. Ein Blutbad, größer und ſchrecklicher als jenes von Amboina, dem die Engländer erlagen, und hinſichtlich ſeiner Veranlaſſungen weit mehr in Dunkel gehüllt, bezeichnet das J. 1740. Ungeachtet des ſchon 1717 erfolgten Verbotes der Regierung von Peking, welches die Verbindung zwiſchen chineſiſchen Fahrzeugen und Batavia zum Capitalverbrechen erhob, hatten ſich dennoch ſo viele Auswanderer der niedrigſten Stände nach und nach auf Java niedergelaſſen, daß man ihre Zahl allein in den Umgebungen der Hauptſtadt auf 40,000, auf der ganzen Inſel zu 90,000 anſchlug. An Sparſamkeit gewöhnt und von arbeitſamen Sitten, war es dieſer Bevölkerung nicht ſchwer gefallen, ſich zu bereichern, und ſogar gewiſſe Privilegien für ihr Geld zu erkaufen. Der Reiz des letztern

31) Saalfeld S. 126. 32) Valentyn (III. St. 2) gibt ausführlichen Bericht über dieſe Händel. 33) Lüder S. 228.

34) Recueil de voyages etc. X. Formose negligée. Valentyn IV, 2.

ſoll, nach den Berichten der einen Partei, den damaligen Generalgouverneur, Adrian Valkenier (1707—1741), vermocht haben, die Anklage ſtaatsverbrecheriſcher Verſchwörungen gegen die Chineſen zu erheben, die man zu exiliren und um ihr Eigenthum zu bringen wünſchte; nach andern Ausſagen hat aber die Habſucht der Behörden und das Syſtem von Bedrückungen, dem die Chineſen faſt erlagen, dieſe zu einem Aufruhr gedrängt, der ſchwerlich Vertreibung der Holländer bezweckte, und wahrſcheinlich unterblieben wäre, wenn man ſeine ſchrecklichen Folgen vorauszuſehen vermocht hätte. Wie dem auch ſein mag, ſo ſteht es als Thatſache feſt, daß nach Abſchlagung eines Angriffs auf Batavia von Außen, an 10,000 Chineſen innerhalb der Stadt erwürgt wurden, die man beſchuldigte, mit dem belagernden Heere gleiche Abſichten genährt zu haben. Ihre Schätze wurden den Holländern zu Theil, die an jenen Tagen (den 8. und 9. Oct.), nur 3000 Mann ſtark, kaum 100 Mann verloren [35]). Die Zeit der Blüthe war für die Compagnie ſeit jener Periode vorüber, denn ihre Angelegenheiten wurden immer verwickelter, und ſie ſank, ungeachtet des äußern Scheines, von Jahr zu Jahr. In Indien ſelbſt war kein Friede zu erlangen; auf Kriege mit eingebornen Fürſten folgten Streitigkeiten mit Spanien und England, die ſich in ihren Beſitzungen durch Übergriffe der Compagnie beleidigt hielten, endlich ſogar Reibungen mit der britiſch-oſtindiſchen Geſellſchaft (1759), welche zu einem Kriege zu führen drohten, und die Holländer um mehre einträgliche Handelszweige, namentlich auf dem Feſtlande, brachten. Der Krieg von 1783 gab der Compagnie den letzten Stoß. Sie befand ſich außer Stande, etwas Großes zum Schutze ihrer Beſitzungen zu unternehmen, und vermochte ſelbſt mittels eines Anlehens von acht Millionen Gulden ihre Angelegenheiten nicht wieder in Ordnung zu bringen. Die Schuldenlaſt nahm in einem ſchreckenden Maße zu. In dem Zeitraume von fünf Jahren (1786—1790) hatte die Ausgabe die Einnahme um 43,674,810 Gulden überſtiegen, ſodaß das jährliche Deficit ſich auf 8,734,962 Gulden ſtellte; fünf Jahre ſpäter ergab ſich bei dem am 31. Mai 1794 erfolgten Generalabſchluſſe ein Deficit von 112,265,447 Gulden [36]). Der Revolutionskrieg mußte nothwendig alle Hoffnung auf Rettung dieſes Geſchäfts vernichten. Durch ein Decret der proviſoriſchen Volksrepräſentanten vom 15. Sept. 1795 wurde die Direction der Compagnie aufgehoben und in die Hände eines Committé gelegt. Ihrem Weſen nach war ſomit die Geſellſchaft aufgelöſt, die ſeit ihrer Gründung bis 1780 an die Mitglieder als Dividende zuſammen 177,950,000 Gulden gezahlt hatte, und bald darauf ihre ſämmtlichen Beſitzungen in die Gewalt der Engländer fallen ſehen mußte. — Das Reich der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie zerfiel in Abtheilungen, die mit verſchiedenen Namen als Gouvernements, Directorien u. ſ. w. bezeichnet, je nach Umſtänden, Rang und Titel wechſelten. Als Generalgouvernement galt die Inſel Java, in deren Hauptſtadt, Batavia, der Generalgouverneur von Indien und die höchſten Behörden ihren Sitz hatten. Die Gouvernements waren: 1) Amboina; begriff dieſe und zehn benachbarte Inſeln; 2) Banda, zehn Inſeln, von welchen vier unbewohnt; 3) Ternate, oder die Molukken im engern Sinne; 4) Malacca, die Stadt mit mehren Nebencomptoiren auf der Oſtküſte von Sumatra, und Factoreien auf der Halbinſel; 5) Ceylon; 6) Makaſſar mit einem Comptoir auf der Inſel Sumbawa; 7) Cap der guten Hoffnung (eine durch den Schiffschirurgen Riebeek im J. 1652 gegründete Colonie), beſtand aus vier Diſtricten. Directorien hießen die Niederlaſſungen, wo die Compagnie keine Souverainetätsrechte ausübte; ſie waren folgende: 1) Coromandel; 2) Bengalen, deſſen Hauptſitz zu Hooghly am Ganges war, mit zehn Factoreien; 3) Suratte; 4) Perſien, deſſen Hauptcomptoir zu Bender Abaſſy gelegen, Factoreien in Ispahan, Schiraz, Baſſora und Mascate dirigirte. Eine dritte Claſſe machten die Commandantſchaften aus. Sie hingen unmittelbar vom Generalgouverneur zu Batavia ab; ihre militairiſchen Befehlshaber hießen Commandanten, wenn ſie dem Militair, Reſidenten, wenn ſie dem Civil angehörten. Solche Niederlaſſungen waren 1) Malabar, wo das Hauptcomptoir, in Cochin angelegt, über ſieben Factoreien der Küſte die Aufſicht führte. 2) Punto Gale und Jaffnapatam auf Ceylon. 3) Samarang auf der Nordoſtküſte von Java mit mehren Factoreien. Endlich gab es noch Hauptcomptoire, von einem Oberkaufmanne geleitet, 1) auf Bantam; 2) Padang auf Sumatra; 3) Japan, und Reſidenzen, die ſich wenig von den Hauptcomptoiren unterſchieden, zu Cheribon auf Java, in Siam und Mocha. Dieſe mannichfaltigen Niederlaſſungen waren weit entfernt davon, einen zuſammenhängenden und leicht regierbaren Staat zu bilden. Da die ausſchließliche Abſicht der Holländer auf Begründung von vortheilhaft gelegenen Handelsplätzen ſich richtete, ſo entſtand der unvermeidliche Nachtheil von Zerſtreutheit über weite Räume, aus welchem nothwendig eine größere Angreifbarkeit und bedeutender Aufwand zur Beſchützung entſpringen mußte. Lag auch einige Sicherheit in der inſularen Bildung des wichtigſten Theiles dieſes Reiches, ſo herrſchten doch die Holländer ſelbſt in den Archipeln nicht unumſchränkt, denn nur die Molukken waren ihnen ganz unterthan, während ſelbſt auf dem wichtigen Java allezeit unabhängige Fürſten ſich erhielten und häufige Kriege hervorbrachten. Über die Unterthanenzahl der Compagnie iſt nichts mit Sicherheit bekannt geworden, indem der Begriff ihrer Herrſchaft ein ziemlich ſchwankender war, ſehr viele der eingebornen Volksſtämme nur dem Namen nach zinspflichtig erſchienen, und die Zahl der Niederlaſſungen ſelbſt immerdar änderte, da neue angelegt, häufiger aber andere, aus der erſten Periode ſich herſchreibende Comptoire und Reſidenzen aufgegeben werden mußten. Die Verwaltung der in-

35) Saalfeld S. 172—179. Aus vielen Umſtänden ſcheint ſich mit ziemlicher Gewißheit zu ergeben, daß Valkenier der eigentliche Anſtifter jenes Blutbades war, und als ſolcher auch ſeinen Vorgeſetzten in Holland galt, wie aus Einziehung ſeines Vermögens von fünf Millionen Gulden hervorgeht. Er ſtarb in Batavia während der über ihn verhängten Unterſuchung, ſodaß ein Urtheil in dieſer Sache nicht gefällt worden iſt. 36) Saalfeld II, S. 198.

diſchen Beſitzungen ſtand unter der Oberaufſicht der Compagnie, die ſich je nach den Antheilen der holländiſchen Provinzen an dem Stammcapitale in vier Kammern theilte, aus deren 60 Vorſtehern 17 Directoren erwählt wurden, welchen die oberſte Leitung der Geſchäfte oblag. Die Generalſtaaten behielten ſich jedoch eine Art von Oberaufſicht vor. Jede der neun Verlängerungen des Privilegiums der Compagnie (1647, 1655, 1696, 1740, 1741, 1742, 1748, 1774) brachte Abänderungen in der Adminiſtration hervor, die jedoch das Weſentlichſte der urſprünglichen Einrichtungen unberührt ließen. Im J. 1748 ernannten die Kammern den Erbſtatthalter zu ihrem oberſten Director, und räumten ihm einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Leitung der Geſchäfte ein. Ein zu Batavia reſidirender Generalgouverneur repräſentirte in Indien die Compagnie und übte den Oberbefehl über Land- und Seemacht, präſidirte im Rathe von Indien und genoß fürſtliche Ehren. Alle in den Colonien der Compagnie ſich aufhaltenden Europäer ſtanden ebenſo wie ſämmtliche Beamte unter ſeinem unmittelbaren Befehle, und ſelbſt der Rath von Indien durfte in gewiſſen Fällen ſeinen Entſchließungen keinen Widerſtand leiſten. Eine ſo unumſchränkte Macht konnte leicht gemisbraucht werden, indem es für keinen Beamten räthlich ſchien, Einwendungen zu machen, zu deren empfindlicher Beſtrafung dem Gewalthaber ſo große Mittel zu Gebote ſtanden. Der nächſte Würdenträger war der Generaldirector des Handels, dem die oberſte Leitung der kaufmänniſchen Geſchäfte anheimfiel. Der Rath von Indien hatte mehr eine berathende als entſcheidende Stimme, zumal ſo lange ein Generalgouverneur an der Spitze ſtand. Einer der Räthe war Präſident des oberſten Gerichtshofes, der in bürgerlichen Proceſſen entſchied, ſeit 1710 unabhängiger gemacht, dennoch ſtets unter dem Einfluſſe des Generalgouverneurs blieb. Für geringere Civilproceſſe war ein Gericht der Schöffen vorhanden, und anderweitige öffentliche Angelegenheiten leitete ein Collegium von Waiſenaufſehern, ein Conſiſtorium und ein Collegium der Bauten. Land- und Seemacht der Compagnie befanden ſich nur in den erſten Jahrzehnten ihrer Exiſtenz im Achtung gebietenden Zuſtande. Je mehr ihre Reichthümer zunahmen, um ſo mehr waltete auch ein kaufmänniſcher Geiz, und man begnügte ſich, das Heer, deſſen Stärke an Europäern eigentlich 12,000 Mann betragen ſollte, mit dem ſchlechteſten Geſindel zu rekrutiren. Ungefähr 8—9000 Männer, die aus allen Ländern Europa's ſtammten, erreichten jährlich Oſtindien in Schiffen der Compagnie. Eine ſehr ſchlechte Behandlung und Garniſondienſte in den ungeſundeſten Gegenden richtete den größten Theil in wenig Jahren hin. Das Officiercorps beſtand gleichfalls aus rohen und unwiſſenden Menſchen, und erfuhr Vernachläſſigung und ſogar Verachtung. Die Flotte war aus gleichen Urſachen in ähnlichem Zuſtande, und ungeachtet der Zahl ihrer Schiffe nicht im Stande, es mit einem gleichſtarken Feinde aufzunehmen. Die Einkünfte der Compagnie beſtanden hauptſächlich in dem Ertrage der jährlichen Auctionen indiſcher Erzeugniſſe, außerdem in den Territorialabgaben der Colonien, in Zöllen, Ertrag des Zwiſchenhandels und zufälligen Einnahmen. Sie vermehrten ſich nicht in dem Maße, wie die Ausgaben, und daher entſtand ſchon im J. 1697 ein Deficit, welches immer, anwachſend, ungeachtet einer ſehr unbilligen Maßregel gegen die Gläubiger, die endliche Inſolvenz herbeiführen mußte. Der Geſammtertrag war in den J. 1648—1657 jährlich durchſchnittlich = 7,943,308 Gulden; 1770—1779 jährlich = 20,220,320 Gulden; 1782—1793 jährlich = 13,972,299 Gulden. Das jährlich wachſende Deficit kann um ſo weniger auffallen, wenn man ſieht, daß allein in den fünf Jahren 1786—1790 die Ausgabe die Einnahme um 43,674,810 Gulden überſtiegen hatte. Der ſchnelle Verfall der Compagnie findet ſeine Erklärung theils in den Einrichtungen ihrer Adminiſtration, theils in den Zeitumſtänden, die, abgeſehen von den nachtheiligen Seekriegen mit England, dem Alleinhandel der Compagnie immer ungünſtiger geworden waren, ſeit das britiſche Reich in Indien an Größe und Productivität zunahm. Schwerfälligkeiten im Gange der Verwaltung verbanden ſich mit der aus vielen Gründen nicht zu hindernden Unredlichkeit der Mehrzahl der Beamten vom Generalgouverneur bis zu dem Schreiber herab, und einer ſchamlos getriebenen Contrebande. Luxus der ausſchweifendſten Art untergrub den Wohlſtand der Familien, während die unaufhörlichen Kriege mit eingebornen Fürſten die öffentlichen Mittel erſchöpften und den Handel ſtörten [37]). Mancherlei Misgriffe vermehrten ſpäterhin die eingeriſſene Unordnung der Finanzen, und die Verbindung zerfiel, deren einziger Zweck Bereicherung der Mitglieder geweſen, um ſo ſchneller, je weniger ſie während des erſten Jahrhunderts ihres Beſtehens irgend etwas gethan, um ihr Reich auf feſten Grundlagen zu errichten und es nach Grundſätzen einer umſichtigen Politik, verſtändigen Staatswirthſchaft und echter Moral zu verwalten. — Eine neue niederländiſch-oſtindiſche Compagnie bildete ſich im J. 1815 und hat ihren Sitz zu Batavia. Sie beſitzt ein Capital von 23 Millionen Gulden und das Monopol des Thee- und Gewürzhandels, hat aber keine politiſchen Rechte, wie ihre große Vorgängerin. — Die große Handelsgeſellſchaft der Niederlande, welche im Mai 1824 auf 25 Jahre mit einem Capitale von 37 Mill. Gulden (verringert im J. 1827 auf 34 Mill.) errichtet wurde und ſich einen unbeſchränkten Wirkungskreis vorbehielt, hat Agenten in China und Java, und macht Geſchäfte in den Waaren, welche der vorhergehenden Compagnie nicht als Monopol zugeſichert ſind; ſchickt auch Schiffe nach Weſtindien und Südamerika, hat aber nirgends Landbeſitz.

Holländiſch-weſtindiſche Compagnie. Theils das Beiſpiel der oſtindiſchen Geſellſchaft und der Anblick ihres frühzeitigen Erfolges, theils wol auch der noch immer auf Holland laſtende Druck der Ausſchließung von manchen europäiſchen Märkten, riefen eine neue Com-

---

37) Über Finanzen, Adminiſtration u. ſ. w. der Compagnie ſ. die umſtändlichen Nachrichten nach den beſten Quellen bei Saalfeld II. M. C. Sprengel, Über die neueſten Veränderungen der oſtindiſchen Geſellſchaft der Ver. Niederlande (Halle 1796).

pagnie in das Leben, die im Weſten ihr Glück ſuchte. Der Weg dahin war den Holländern ſchon geraume Zeit bekannt, und ſie hatten manche Handelsunternehmen nach Weſtindien und der Weſtküſte von Afrika gemacht, waren ſogar ſchon erobernd dort aufgetreten, als Wilhelm Ußlinx, ein wegen religiöſer Verfolgung geflüchteter Brabanter, die Errichtung einer weſtindiſchen Handelsgeſellſchaft verſuchte, die jedoch von Seiten der Regierung Widerſtand erfuhr, und daher erſt im J. 1621 wirklich zu Stande kam. Der auf 24 Jahre gültige Freibrief gab der Compagnie das ausſchließende Recht des Handels an den Küſten Amerika's, von Neufundland um die Südſpitze des Continents bis an die Nordweſtküſte, in Polyneſien und in Afrika vom ſüdlichen Wendekreiſe bis zum Cap. Die Einrichtungen und die Privilegien dieſer Geſellſchaft glichen ſonſt ganz denjenigen der oſtindiſchen Compagnie. Das Stammcapital betrug 7,108,161 Gulden. Von der nachläſſigen Verwaltung und der Wehrloſigkeit der meiſten ſpaniſchen Colonien hatte man ſeit längerer Zeit Kunde, und verſuchte daher vor Allem die Eroberung einer der wichtigſten. Unter Admiral Willckens ſegelte die erſte Flotte von 23 Schiffen im J. 1624 nach Braſilien und eroberte faſt ohne Schwertſtreich die Stadt San Salvador. Philipp II. von Spanien, dem der Ruin der Portugieſen erwünſcht war, that abſichtlich nichts zur Wiedereroberung, foderte aber Portugal dazu auf. Ehe dieſe letzten großen Anſtrengungen eines ſinkenden Volkes gemacht worden, hatte ſchon der in Braſiliens Geſchichte berühmte Biſchof Miguel Texeira mit geringer Macht die Holländer angegriffen, ihre Feſtungen belagert und genommen. Glück zur See entſchädigte die letztern für dieſe Verluſte. Ihre Schiffe waren gut commandirt, mit ausgewählten Seeleuten bemannt, und galten der Geſellſchaft als das wichtigſte Mittel, den Spaniern, die faſt immer unterlagen, ihre Schätze abzunehmen. In dem kurzen Zeitraume von 13 Jahren (1623—1636) rüſtete jene mit einem Aufwande von 45 Millionen nicht weniger als 800 Schiffe aus, eroberte aber 545 Schiffe mit ihren Ladungen, die auf 90 Millionen angeſchlagen wurden. Daher war damals die Dividende nie unter 20 Proc. und ſtieg oft bis zu 50 Proc. Im Ganzen erſcheinen aber die Unternehmungen dieſer Compagnie wenig beſſer als Raubzüge einer wohlgeleiteten Verbindung von Flibuſtiers, denen es mehr um Plünderung, als um dauernden Beſitz zu thun war. Zahlreiche Angriffe auf unbewehrte Pflanzorte (z. B. auf Guayaquil durch P. l'Hermite 1624) beweiſen dieſes Urtheil, und ebenſo zeigt die Vertheilung des Gewonnenen ohne Vorbehalt einer Summe zur Begründung einer feſten Herrſchaft von dem ſeeräuberiſchen Charakter dieſes Unternehmens. Die Eroberung der Küſte von Pernambuco durch den Admiral Lonk im J. 1630 und die hierdurch erlangten Reichthümer verführten die Compagnie zu dem Verſuche, ſich ganz Braſilien zu unterwerfen. Sie fand im Grafen Moritz von Naſſau einen muthigen und geſchickten Obergeneral, dem ſich die erprobteſten der portugieſiſchen Heerführer, unter dieſen ſelbſt der berühmte Albuquerque, umſonſt entgegenſtellten. Sieben aus den vierzehn der Capitanien, in welche Braſilien damals getheilt war, geriethen in Beſitz der Holländer, deren Reich ſich von Bahia bis zum Oyapoc erſtreckte, und in Olinda, Porto ſeguro und Ceará wichtige Stützpunkte erhielt, während zugleich verſtändigere, von dem Directorium ausgegangene Maßregeln die Conſolidirung des Ganzen durch eine geregelte Regierung bezweckten. Sehr zu bezweifeln iſt es, ob man jemals dieſe Anordnungen mit Conſequenz durchgeführt haben würde, denn in der Richtung und Entſtehungsgeſchichte dieſer Compagnie lag etwas mit einer friedlichen Verwaltung und ruhigen Berechnung Unverträgliches. Das große Ereigniß, welches Portugal im December 1640 ſeine Unabhängigkeit zurückgab, machte den Untergang der Compagnie unvermeidlich, obgleich ein weiſeres Verfahren denſelben längere Zeit hätte aufhalten, oder aus ſeinen Trümmern Einiges retten können. Von den Generalſtaaten kam der Befehl der Einſtellung aller Feindſeligkeiten gegen die nunmehr mit Holland in einen Vertrag getretenen Portugieſen, die aber weder in Oſtindien noch in Amerika ſich gebunden achteten, und in beiden Welttheilen die Holländer fortdauernd bekämpften. Der Mangel an Feſtigkeit in den Einrichtungen und der Verwaltung des holländiſchen Braſiliens, die ſeit 1636 bemerklich gewordene Verwirrung in den Finanzen der Compagnie (ihre Schuldenlaſt betrug damals bereits 18 Mill. Gulden) mußten zu Verſuchen der Wiedereroberung einladen. Den Anſtrengungen der Portugieſen kamen die Braſilier zu Hilfe. Gedrückt und ausgeſogen durch die holländiſchen Behörden empörten ſie ſich an mehren Orten und überwältigten ohne Mühe die kleinen Garniſonen. Alle kehrten unter Portugals Herrſchaft zurück. Graf Moritz von Naſſau zog ſich, des Lebens in Amerika müde, nach Holland zurück, und mit ihm verließen die Tapferſten und Gebildetſten der Eroberer das Land, um daheim das meiſtens mit Ungerechtigkeit oder durch Gewaltſamkeit Gewonnene in Ruhe zu genießen. Eine verderbliche Verblendung verhinderte die Geſellſchaft, ihre Lage zu rechter Zeit zu erkennen, denn ſtatt ſich anzuſtrengen, um ihren Beſitz zu ſchützen, verſuchte ſie mit den unangemeſſenſten Mitteln die Eroberung neuer Provinzen, zerſplitterte ihre Kräfte (z. B. durch Abſendung Hendrich Brouwers nach Chile mit fünf Schiffen im J. 1641) an hoffnungsloſen Unternehmungen, und legte das Schickſal ihrer Pflanzorte in die Hände von rohen und unwiſſenden, oder betrügeriſchen und treuloſen Menſchen. Der Stand dieſer Angelegenheiten war in Europa vollkommen bekannt, aber dennoch wagte es die Compagnie der oſtindiſchen Geſellſchaft, eine Vereinigung anzutragen, und mußte ſich bei Wiederholung ihres Vorſchlags eine ziemlich ſchnöde Abweiſung gefallen laſſen. Inzwiſchen ſtellte ſich ein Portugieſe von unbekannter Herkunft, Juan Fernandez de Viera, an die Spitze der misvergnügten Coloniſten, verdrängte die Holländer aus vielen ihrer Poſten, und fuhr unbekümmert um den Gegenbefehl der liſſaboner Regierung fort, das Land in Aufruhr zu verſetzen und ſeine Zwingherren zu bekämpfen. In Verbindung mit Baretto, Vidal u. a. m. eroberte er Pernambuco und ſchlug eine aus Holland unter dem Oberſten

Digitized by Google

Schuppen angelangte Verſtärkung von 4000 Mann auf das Schimpflichſte in die Flucht. Rächten ſich nun auch die Holländer, wo ſie es irgend vermochten, durch Verwüſtung der Ortſchaften und unmenſchliche Beſtrafung ergriffener Inſurgenten, ſo verbeſſerte ſich hierdurch ihre Lage ebenſo wenig, als durch die Ankunft einer Flotte von 50 Schiffen mit 6000 Mann Hilfstruppen. Verwaltung und Finanzen befanden ſich im holländiſchen Braſilien in ſo großer Unordnung, und unter dem Heere herrſchte ein ſo entſchiedener Geiſt der Unzufriedenheit und Zuchtloſigkeit, daß es den Braſiliern nicht ſchwer wurde, ſich von ihren Unterdrückern zu befreien. Der Krieg mit England verhinderte die Generalſtaaten der Compagnie, die man nun gern gerettet hätte, zu Hilfe zu kommen, und ſo geſchah es dann, daß die wenigen, dem Schwerte und der Hungersnoth entkommenen Holländer, die 1648 nur noch drei Feſtungen in Braſilien beſaßen, durch eine Capitulation vom 28. Jan. 1654 jenes Land vollſtändig räumten. Man machte keine neuen Verſuche der Wiedereroberung, ſondern begnügte ſich durch den Tractat von 1661, welcher die Verhältniſſe zwiſchen Portugal und Holland regelte, das Verſprechen einer Entſchädigung von 8 Mill. Gulden zu erhalten, wogegen das portugieſiſche Recht auf den Beſitz Braſiliens anerkannt wurde. Solches war das Schickſal eines Anfangs durch das Glück ungemein begünſtigten Unternehmens, zu deſſen vorzeitigem Untergange aber der Keim in der Entſtehung ſelbſt gelegt war. Holland verlor ein Land, deſſen Wichtigkeit als Colonie vielleicht Oſtindien noch übertroffen haben würde, indem es einer Geſellſchaft geſtattete, ohne Aufſicht zu verfahren und der Habſucht zu fröhnen, die nur, für ſich ſorgend, um die Zukunft ſich nicht bekümmert und jeden öffentlichen Vortheil mit Gleichgültigkeit anſieht. Erwuchs dem Staate politiſcher Vortheil durch die Zerſtörung des ſpaniſchen Handels, welchen ſich die Compagnie in den erſten Jahren ihres Beſtehens mit vielem Erfolge angelegen ſein ließ, ſo litten dafür zahlreiche Bürger, die ihr Vermögen auch in den letzten und hoffnungsloſen Jahren des holländiſch-braſiliſchen Colonialreiches neuen Eroberungsplanen zu opfern nicht angeſtanden hatten. An den Verluſt der amerikaniſchen Niederlaſſungen knüpfte ſich der der afrikaniſchen Pflanzorte, die jedoch nie bedeutend geweſen waren. Eine zweite weſtindiſche Geſellſchaft bildete ſich im J. 1674 aus den ehemaligen Actionairs und ihren Gläubigern. Sie erlangte dieſelben Rechte, wie ihre Vorgängerin, beſaß 6 Mill. Gulden an Capital, hatte Niederlaſſungen am Cap Vert, der Goldküſte, auf Tabago und Curaſſao, machte aber nie große Geſchäfte oder Eroberungen, und hat ſich bis auf verhältnißmäßig neue Zeiten, obgleich in ſehr verfallenem Zuſtande, erhalten [38]). Die gegenwärtig beſtehende weſtindiſche Geſellſchaft hat einen Fonds von 10 Mill. Fl., der, auf 1000 Actien vertheilt, feſte Zinſen von 4 Proc. gibt.

Oſtende-Compagnie. Während der Zeit des zunehmenden Verfalles der niederländiſchen Handlung verſuchte Prinz Eugen von Savoyen durch Errichtung einer oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft den öſterreichiſchen Provinzen emporzuhelfen, und erlangte 1717 die Erlaubniß zur Abſendung von zwei Schiffen. Nach erfolgreicher Rückkehr derſelben gab die Regierung zu Wien der Compagnie ein ſehr ausgedehntes Privilegium. Das Stammcapital von 10 Mill. Gulden war auf 10,000 Actien vertheilt, und geſtattete unmittelbares Beginnen einer Thätigkeit, welche Holländer und Engländer nicht wenig beunruhigte. Die Geſellſchaft errichtete eine Factorei an der Küſte von Coromandel zu Coblon und eine andere am Ganges; allein ſie fiel als Opfer politiſcher Combinationen der europäiſchen Mächte gegen das Haus Öſterreich, welches die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction nur dadurch erlangte, daß es ſich 1727 verbindlich machte, das Privilegium der Geſellſchaft von Oſtende auf ſieben Jahre zu ſuspendiren. Die Actionaire erkannten hierin die Vorboten eines Befehls, ſich aufzulöſen, und kamen dieſem freiwillig zuvor, indem ſie ihr Geſchäft aufhoben und zum Theil nach Schweden auswanderten.

### III. Franzöſiſche Geſellſchaften.

Franzöſiſch-oſtindiſche Compagnie. Nach dem Untergange einer im J. 1642 geſtifteten Handelsgeſellſchaft, welche die Coloniſirung von Madagascar verſucht und dabei namhafte Summen verloren hatte, ſetzte Colbert den Plan einer oſtindiſchen Compagnie in das Werk, obgleich Ludwig XIV. ſich ihm abgeneigt gezeigt hatte. Das im J. 1664 bewilligte Privilegium lautete auf 50 Jahre und den Alleinhandel in den Meeren Oſtindiens, ſowie auf dem großen Ocean. Niemand ſollte weniger als 1000 Livres zeichnen dürfen, Ausländer mit 20,000 Livres in Actien ſollten Franzoſen gleichgeſtellt ſein; die Regierung verwilligte Zollverminderungen, verſprach Schutz durch Truppen im Falle europäiſcher Kriege, und machte ſich für Deckung der Verluſte in den erſten vier Jahren verantwortlich. Das zur Hälfte aus den den Regierungscaſſen gefloſſene Stammcapital betrug 7—8 Mill. Livres, hätte aber dem Plane nach 15 Mill. ausmachen ſollen. Man verfiel in den Irrthum der erſten Compagnie, und verſuchte mit Aufopferung einer großen Summe die Coloniſirung von Madagascar. In Indien kam die erſte Niederlaſſung der Franzoſen im J. 1668 unter Caron, einem geborenen Franzoſen und ehemaligen Beamten der holländiſchen Compagnie, zu Stande. Sie befand ſich zu Suratte, einem ehedem außerordentlich wichtigen Handelsplatze, den man aber bald mit Trincomale auf der den Holländern gehörenden Inſel Ceylon zu ver-

38) Ihre Dividenden waren nie erheblich. Von 1679—1779 betrugen ſie durchſchnittlich 2 Proc. jährlich. Die höchſte Dividende von 10 Proc. ergab ſich im J. 1678, allein drei Jahre vorher und vier Jahre nachher iſt keine Vertheilung vorgekommen. Bis 1734 genoß dieſe Compagnie den Alleinhandel an der afrikaniſchen Küſte, jedoch unter der Bedingung, jährlich wenigſtens 2500 Sklaven in Surinam zum Verkaufe zu bringen. Der Erbſtatthalter wurde auch von dieſer Geſellſchaft im J. 1766 zum Oberdirector gewählt. An der afrikaniſchen Küſte beſaß ſie ehedem 13 befeſtigte Factoreien. *Raynal* VI. p. 100. Lüder S. 289. Die Geſchichte der braſiliſchen Eroberungen findet ſich in *Barlaeus*, De Rebus gestis in Brasilia.

Digitized by Google

tauſchen eilte. Aus Furcht vor Widerſtand gab man dieſes Unternehmen auf, nahm den Portugieſen die Stadt St. Thomas ab (1672), verlor ſie aber zwei Jahre ſpäter an die Holländer. Die von einem Kaufmann Martin geſammelten Reſte dieſer Colonien ſiedelten ſich endlich in Pondichery an, welches zum Mittelpunkte des franzöſiſchen Handels erhoben und ſo ſorgfältig befeſtigt wurde, daß die Holländer während des europäiſchen Krieges gegen Ludwig XIV. ſich lange Zeit umſonſt bemühten, es zu erobern. Sie wurden durch den Frieden zu Ryswick 1693 zur Rückgabe genöthigt. Martin traf vortreffliche Einrichtungen und ſuchte nach allen Seiten Verbindungen anzuknüpfen, die zum Theil früherhin ſchon beſtanden hatten (z. B. mit Pegu, Siam, Cochinchina), aber durch Unvorſichtigkeit oder Arroganz der Franzoſen verloren gegangen waren. Mit dem Abgange dieſes verdienſtvollen und umſichtigen Mannes begann für die Compagnie eine Periode der üblen Verwaltung, die bald ihre Folgen in der Verwirrung der Finanzen verrieth. In Frankreich ſelbſt bekämpfte eine ſtarke Partei die Monopoliſten, und erlangte ſo vielen Einfluß auf die Regierung, daß dieſe der Compagnie mehre Vortheile, namentlich in der Verſteuerung ihrer Waaren, entzog. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg beſchleunigte den Ruin der Geſchäfte, und als die Compagnie 1708 ſich außer Stande ſah, eine Flotte auszurüſten, begann ſie Theile ihrer Vorrechte an Privatleute zu verkaufen, überließ 1712 den Kaufleuten von St. Malo den indiſchen Handel mit Ausbedingung gewiſſer Procente, und ſchloß ihre Rechnung mit einem Deficit von 10 Mill. Livres [39]. Die fernere Geſchichte dieſer Compagnie fällt mit der einer großen 1718—1720 aus Verſchmelzung mit andern entſtandenen Geſellſchaft zuſammen (ſ. unten Compagnie von Indien).

Franzöſiſch-weſtindiſche Compagnie. Franzoſen hatten ſich 1635 in Cayenne feſtgeſetzt. Eine Geſellſchaft von Kaufleuten zu Rouen ſchickte Pomet de Bretigny 1643 dahin, als Geſchäftsführer. Seine Grauſamkeit koſtete ihm das Leben. Eine neue Geſellſchaft trat 1651 zuſammen und brachte eine Colonie von 800 meiſtens pariſer Auswanderern zuſammen, deren Verhalten in Amerika aller Moral, und ſelbſt der gewöhnlichſten Klugheit, widerſprach, und den Untergang des größten Theils innerhalb 15 Monaten nach ſich zog. Unter der Direction des Präſidenten la Barre trat im J. 1663 eine neue Geſellſchaft mit dem geringen Capitale von 200,000 Fr. zuſammen. Der zugeſtandene Freibrief verlieh ihr die Oberherrlichkeit in Canada, Acadia, den Antillen und in Guyana von dem Orenoko bis zum Amazonas. Gleichfalls erlangte die Geſellſchaft das ausſchließliche Handelsrecht in allen jenen Gegenden nicht minder, als in Guinea für 40 Jahre, und ebenſo die Erlegung halber Zollgefälle in franzöſiſchen Häfen. Das Unternehmen fand ſo großen Beifall, daß die Unterzeichnungen ſich mehrten, und in ſechs Monaten 45 Schiffe ausgerüſtet werden konnten. Man nahm Beſitz von den überwieſenen Küſtenſtrichen und legte den Grund zu einem großen Handel, der aber nur neun Jahre beſtand. Die Regierung nahm 1674 den Freibrief zurück, vereinte die Niederlaſſungen wieder mit den Beſitzungen der Krone und kaufte die Actien auf. Theils entſtand dieſe Maßregel aus der Armuth der durch die Kriege mit England ſehr erſchütterten Geſellſchaft, die bereits eine Million zu borgen und ihr afrikaniſches Privilegium zu veräußern gezwungen worden war, theils auch aus der Überzeugung der Regierung, daß der Hauptzweck jener Verbindung, den Holländern den weſtindiſchen Alleinhandel zu entreißen, vollkommen erfüllt ſei, und die franzöſiſchen Kaufleute dieſe Geſchäfte nicht wieder aufgeben würden, auch wenn ſie zum ſelbſtändigen Handeln gezwungen wären.

Franzöſiſche Compagnie des Miſſiſſippi. Louiſiana war eben erſt (1673) von Canada aus entdeckt worden, und Niemand kannte noch den Ausfluß ſeines mächtigſten Stromes, als die franzöſiſchen Coloniſten bereits ſchloſſen, daß ſolche Waſſerwege die Herſtellung eines großartigen Handels mit dem mittlern Amerika befördern müßten. La Salle, ein geborner Normand, und ebenſo ehrgeiziger als gewinnſüchtiger Mann, ergriff mit größter Lebhaftigkeit dieſe Ideen, verließ ſeinen Wohnort in Canada und ging nach Frankreich, wo er den Hof für ſich und ſeine Plane zu gewinnen verſtand. Ohne ſich zu übereilen, begründete er im gegenwärtigen Staate Michigan und in Indiana einige Pflanzörter, und befuhr dann den Miſſiſſippi bis zu ſeiner Mündung als erſter Entdecker. Er erbaute daſelbſt 1683 das Fort Frontignac, ging über Quebeck nach Frankreich zurück, und erlangte dort vier Schiffe mit 150 Mann Beſatzung, um von der Seeſeite her den Miſſiſſippi aufzuſuchen. Die eigenthümliche Bildung jener Küſten entſchuldigt es, daß er die geſuchte Mündung verfehlte und im Januar 1685 in der Bai St. Bernard landete. Einige Glieder der Colonie ermordeten ihn endlich, denn durch Stolz und Hartnäckigkeit hatte er gradweis ſich ſeine Untergebenen zu Feinden gemacht. Die Anſiedler kamen um oder zerſtreuten ſich, und Louiſiana gerieth in Vergeſſenheit, bis D'Iberville, ein vielgewanderter und unternehmender Canadier, die franzöſiſche Regierung von Neuem für den Plan der Coloniſirung gewann, Schiffe erhielt, und im Juli 1699 die Mündung des Miſſiſſippi glücklich auffand. Ließen ſich nun auch Franzoſen dort, ſowie um Mobile und Penſacola, nieder, ſo gewannen dieſe Anſiedelungen doch ſo wenig Bedeutung, daß Crozat, ein zur Ausführung der großartigſten Unternehmen fähiger Mann, ohne Mühe die Erlaubniß des Alleinhandels mit Louiſiana für 15 Jahre erhielt.

Franzöſiſche Compagnie des Weſtens. Crozat wurde ſeines wenig einträglichen Monopols zeitig müde, und trat das Privilegium im J. 1717 an eine Geſellſchaft ab, die in Gemäßheit der koloſſalen Plane des Schotten Law geſtiftet wurde, als Theil eines Mechanismus, durch welchen er glaubte, den heillos verwirrten Finanzen Frankreichs wieder aufhelfen zu können. Zu den alten Privilegien kam noch das Recht des Biberfanges; allein mehr als dieſe wahrſcheinlichen Vortheile wirkte das ausgeſtreute Gerücht von der Entdeckung fabelhaft

39) *Raynal* II, L. 4.

reicher Bergwerke auf die Unterbringung und den Cours der Actien, deren Creirung mit der Einführung von Papiergeld und gewagten Finanzſpeculationen in enger Verbindung ſtand. Ungeheure Summen wurden auf ein Hirngeſpinnſt gewendet, Tauſende von Leben dem furchtbaren Klima Louiſiana's geopfert; ein an Wahnſinn grenzender Taumel hatte ſich der Nation bemächtigt. Zwar entſtand (1718) die Stadt Neuorleans und nach und nach mehre Flecken, die gegenwärtig zu großen Städten angewachſen ſind; allein aus der Verwaltung und dem Benehmen der Regierung ging es deutlich hervor, daß ihr das Schickſal der Colonie und der Handelsgeſellſchaft ſogleich nach Gelingen ihres politiſchen Betrugs völlig gleichgültig geworden war. Zahlreiche Fehler der Adminiſtration, wie ſie von den Franzoſen, dem zur Begründung von Colonien ſtets am wenigſten geeigneten Volke, überall begangen worden ſind, haben ſich ſpäter, als die Miſſiſippicompagnie in einer andern Vereinigung untergegangen war, hinzugeſellt, um das Aufblühen von Louiſiana zu verhindern, welches durch den Frieden von Verſailles an Spanien kam.

Franzöſiſche Compagnie von Indien. Als ein Theil des von Law entworfenen Syſtems erſcheint die Verſchmelzung der Compagnie des Weſtens mit denen von Senegal (1718) und Canada, welche beide nicht lange unabhängig exiſtirt hatten; mit der alten oſtindiſchen, der chineſiſchen und St. Domingogeſellſchaft (1719, 1720) zu einem einzigen Körper, der den Namen der Compagnie von Indien erhielt. Die Amalgamirung der oſtindiſchen Geſellſchaft war durch die Umſtände geboten, denn ſie hatte durch üble Wirthſchaft ſich faſt ganz um ihren Credit gebracht, und auch die andern Compagnien waren in keinem blühenden Zuſtande. Die Speculationswuth war ſo groß, daß nach geſchehener Vereinigung die vorher unter Pari befindlichen Actien der Compagnie des Weſtens ſogleich auf 300 Proc. ſtiegen, und man innerhalb eines Monats über 50 Mill. Fr. unterzeichnete, abgeſehen von den 100 Mill., die der Compagnie des Weſtens überlaſſen worden waren, und den erſten 25 Mill., welche der Compagnie von Indien bleiben ſollten, aber im Augenblicke Liebhaber gefunden hatten. Um dem Andrange zu genügen, ſah ſich die Regierung gezwungen, das Stammcapital bis zu 300 Mill. zu vergrößern, und da zugleich die Bank kaum genug Papiere ausgeben konnte, um der allgemeinen Verblendung zu genügen, ſo kam es endlich dahin, daß in Actien der Compagnie und Banknoten 6,183,243,590 Livres umlieſen, während die Summe alles in Frankreich vorhandenen Metallgeldes 1200 Mill. Livres nicht überſtieg. Die Actien ſtiegen auf 1200 Proc., die der alten Compagnie des Weſtens ſogar auf 1900 Proc.; ein in der Geſchichte des Geldhandels beiſpiellos gebliebener Fall. Unter ſolchen Umſtänden konnte die Compagnie im J. 1719 dem Könige den Vorſchuß von 1200 Mill. Fr. zur Bezahlung der Staatsſchulden anbieten, und außerdem noch um den Generalpacht der Domainen gegen jährliche 3,500,000 Livres anſuchen. Beides wurde genehmigt, und zur Ausgleichung erhielt die Compagnie alle Rechte der Geſellſchaften, die ſie in ſich aufgenommen, ſowie ein Privilegium bis 1770. Sie übernahm dagegen die Liquidirung der Schulden der alten oſtindiſchen Compagnie ohne Abzug, ſchoß zu den geliehenen 1200 Mill. innerhalb drei Monaten noch 3 Mill., welche in Verbindung mit einem ältern Vorſchuſſe die Summe von 1600 Mill. herſtellten, die der König mit 3 Proc. verzinſen ſollte. Schnell genug verſchwand dieſer trügeriſche Glanz, als auf Antrag des präſidirenden Herzogs von Orleans die Compagnie die Direction der königlichen Bank übernahm und Law (1720) zum Generalcontrolleur der Finanzen und Generalinſpector der Compagnie ernannt ward. Der Credit wurde auf einmal wankend, Actien und Banknoten fielen, Tauſende von Familien verarmten bei der Unmöglichkeit, ihre Papiere ſchnell zu realiſiren, und nachdem die Bank fallirt hatte, verdankte die Compagnie ihr Fortbeſtehen nur klugen Vorſichtsmaßregeln. Law mußte das Land verlaſſen und die zeitherigen Directoren andern Platz machen, der Compagnie verlangte man genaue Angabe ihres Status, ſowie Überſichten ihrer Geſchäfte ab, ſie mochten nun auf eigene oder der Bank Rechnung betrieben worden ſein; endlich ſuchte eine beſondere Commiſſion den Betrügereien der Actionaire der Miſſiſippicompagnie auf den Grund zu kommen, die es verſtanden hatten, ihre Papiere zur rechten Zeit in baares Geld oder Waaren umzuſetzen. Ungeachtet des allgemeinen Abſcheues gegen ein Syſtem, welches ſo endloſes Unglück über Frankreich gebracht und das Volk zuerſt mit Schwindelgeſchäften bekannt gemacht hatte, nahm ſich Fleury doch der Compagnie, dem Überreſte der Operationen Law's, mit Sorgfalt an. Unter dem Oberbefehle von Dumas gewannen die indiſchen Angelegenheiten bald ein vielverſprechendes Anſehen. Ein ſehr wichtiger Schritt zur Befeſtigung der franzöſiſchen Herrſchaft geſchah, indem die Regierung (1735) den berühmten de la Bourdonaie nach den mascareniſchen Inſeln abſchickte, die zwar ſchon ſeit 1665 von einigen Franzoſen bewohnt und ſeit 1718 im Beſitze des Kaffeebaus, doch vernachläſſigt und eigentlich ohne geregelte Verwaltung geblieben waren. In jene Zeit fällt die Coloniſirung von Isle de France, welcher durch die Engländer, ihre gegenwärtigen Beſitzer, den von den Holländern gegebenen Namen Mauritius zurückerhalten hat[40]). La Bourdonaie würde in dem bald darauf ausgebrochenen Kriege den Engländern in Indien empfindlichen Schaden zugefügt haben, wäre nicht die Compagnie, die ihn als königlichen und daher unabhängigen Officier anſehen mußte, bemüht geweſen, die Ausführung ſeiner Vorſchläge zu hintertreiben. Dupleix, Gouverneur der indiſchen Colonien, ſelbſt ein Mann von großem Verdienſt und Begründer einer ſehr blühenden Handelsniederlaſſung zu

40) Der Beſitz von Isle de France erlangte für die Compagnie ſpäter eine hohe Wichtigkeit. Bereits im J. 1763 belief ſich die Bevölkerung auf 4600 Weiſse und 15,000 Negerſklaven; der Ertrag an Producten war ſehr bedeutend; nur an Kaffee kaufte die Compagnie 2,535,000 Pfund zu 6 Sous auf. *Raynal* II. L. 4.

Digitized by Google

Chandernagore am Ganges, intriguirte gegen la Bourbonaie, der Anfangs die Engländer ſchlug, aber ſchlecht unterſtützt von der Compagnie, endlich erlag. Einen Angriff auf Pondichery wies Dupleix mit Glück zurück, und nach Schließung des Friedens verſtand er ſeinen Einfluß auf die einheimiſchen Fürſten ſo auszudehnen, daß mittels verſchiedener Abtretungen das Gebiet der Compagnie auf der Küſte von Coromandel über 600 Lieues ſich erſtreckte. Der nächſte große Krieg machte aber dieſer Macht ein Ende. Eine Beſitzung nach der andern ging verloren, und zuletzt fiel Pondichery (den 15. Jan. 1761) in die Hände der Engländer. Außerordentlich viele Misbräuche waren in der Verwaltung ſchon weit früher eingeriſſen, Unterſchleife faſt öffentlich betrieben und mancher politiſche Fehler begangen worden, während zugleich die lockern Sitten und die Verſchwendung der Coloniſten und Beamten den allgemeinen Wohlſtand untergruben. Die Finanzen befanden ſich in großer Verwirrung, obgleich ſchon 1747 die Regierung die Summe von 180 Mill. als ihre Schulden anerkannt und mit 5 Proc. der Compagnie zu verzinſen begonnen hatte. Ein vom 1. Juli 1764 datirter Abſchluß gab der Compagnie 82,136,538 Livres Schulden, hingegen ein Vermögen von 83,113,842 Livres. Ihr Grundeigenthum, ihre Gebäude, Schiffe, Negerſklaven und Vorräthe in den indiſchen Arſenalen waren einbegriffen und auf 20 Mill. angeſchlagen. Daß bei Berechnung der Activa manche allzugünſtige Vorausſetzung Geltung gefunden haben mußte, ergab ſich bald nachher, indem ſich im J. 1769 der Ruin und die Zahlungsunfähigkeit der Geſellſchaft auf einmal offenbarte. Freilich hatte ſie durch den Frieden von 1763 nur einen Theil ihrer indiſchen Beſitzungen wiedererhalten, und dieſen obenein im ſehr zerſtörten Zuſtande. Ihre Dividenden ſtiegen (1723—1745) auf 150 Fr. für jede Actie, erreichten aber dieſen Betrag nie wieder; im J. 1764 ſanken ſie auf 20 Fr. Der Werth der Actien war daher ungemein ſchwankend, fiel in einem Jahre von 2000 auf 1000 Livres, ſtieg wieder auf 1800 Livres und fiel von Neuem auf 700 Fr. Die Erklärung der Inſolvenz gab der Regierung Veranlaſſung, das Privilegium aufzuheben und den indiſchen Handel allen Unterthanen zu geſtatten, während die Miniſter den Befehl erhielten, die Angelegenheiten der Compagnie zu ordnen und ſie wo möglich wieder emporzubringen, was man jedoch bald als unausführbar erkannte und daher aufgab. Der Handelsſtand machte Anfangs geringen Gebrauch von der erlangten Freiheit, obgleich die Regierung Begünſtigungen bewilligte, die Niederlaſſungen in Indien aus der Staatscaſſe unterſtützte und auf gewohnte Weiſe zu verwalten fortfuhr. Erſt um 1785 hatte dieſer Handel ſich wiederum ſo gehoben, daß die Einfuhr von Indien größer war als je vorher. Vielleicht trauete man ihm keine Beſtändigkeit zu, oder man wünſchte das Beiſpiel der britiſch-oſtindiſchen Compagnie nachzuahmen, welche ſich ein förmliches Reich begründet hatte, als der Plan durchging zur Errichtung einer neuen, für ſieben Jahre privilegirten Geſellſchaft. Eine Verordnung vom 14. April 1785 führte als Grund dieſer königlichen Entſchließung die ungenügenden Reſultate des freien Handels nach Indien an, der keine regelmäßige Zufuhr hervorgebracht, ſchwankende Preiſe verurſacht, bald Mangel, bald Überführung der Märkte erzeugt habe, und in den Händen einer privilegirten Geſellſchaft allein auf eine allen Parteien gleich vortheilhafte Weiſe betrieben werden könne. Die Nation dachte anders über alle dieſe Punkte, tadelte das Verfahren der Regierung als unklug und ungerecht, und betrachtete es als Verletzung der Geſetze, indem das Edict aus dem Staatsrathe erlaſſen und nicht, wie bei ſo wichtigen Angelegenheiten ehedem ſtets geſchah, dem Parlament und höhern Gerichtshöfen zur Prüfung vorgelegt worden war. Die in Nachtheil verſetzten Parteien verloren durch dieſe Art der Willensverkündigung die Gelegenheit, ſich vor den höchſten Tribunalen öffentlich zu beklagen. Die Unzufriedenheit nahm um ſo mehr zu, je ſtrenger man verfuhr, um der neuen Geſellſchaft ihr Recht ungeſchmälert zu erhalten, zu welchem Zwecke unter andern drückenden Maßregeln auch die Durchſuchung der Privatmagazine durch Zollofficianten kam, die, ein vorher unerhörtes Beginnen, das Recht hatten, die verbotenen Waaren zu Gunſten der Monopoliſten zu confisciren. Das Stammcapital betrug ſo wenig, daß ein ernſthafter Betrieb des indiſchen Handels mit demſelben unausführbar erſcheinen mußte, und die Erfahrung lehrte, daß die Geſellſchaft einen ſolchen nicht beabſichtigte, ſondern ſich begnügte, ohne eigene Schiffe auszurüſten, alle von Indien direct oder aus irgend einem andern Lande Europa's importirte aus Indien ſtammende Waaren mit Beſchlag zu belegen und nach Abzug einer willkürlichen Vergütung an die Eigener auf eigene Rechnung zu verkaufen. Die bald darauf ausbrechenden erſten Unruhen der Revolution geſtatteten dieſer höchſt unpopulairen Geſellſchaft es nicht, ihre Thätigkeit zu vergrößern, und zwangen ſie vielmehr, ſich im J. 1790 aufzulöſen.

### IV. Nordiſche Geſellſchaften.

Däniſch-oſtindiſche Compagnie. So wenig der Mangel an großen Capitalen die ärmern Länder des Nordens befähigt, auf großartige Handelsunternehmen einzugehen, ſo haben Dänemark und Schweden es doch verſucht, durch Errichtung von Geſellſchaften einen Antheil an dem Handel Indiens zu erlangen. Boſchower, ein ehemaliger Factor der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie, der ſich, nach einigen Erzählungen, von ſeinen Vorgeſetzten beleidigt hielt, nach andern Berichten oder ein gewöhnlicher Abenteurer geweſen zu ſein ſcheint, ging 1617 nach Dänemark, bot, um ſich zu rächen, Chriſtian IV. ſeine Dienſte an, und verſprach, durch Kenntniß der indiſchen Verhältniſſe unterſtützt, auf Ceylon eine däniſche Niederlaſſung zu begründen. Eine Compagnie bildete ſich, und da die Regierung ſelbſt Theil nahm, ſo ſegelte Boſchower 1618 mit ſechs Schiffen ab. Der Plan mislang hinſichtlich Ceylons, und nothgedrungen gingen die Dänen nach Tanjaour auf dem Feſtlande (Küſte von Coromandel), wo die Eingebornen ihnen geſtatteten, Tranquebar und dann die Feſtung Danskeborg zu erbauen. Unangefochten von den größern Mächten,



Digitized by Google

die ſich damals den Handel Indiens ſtreitig machten, befeſtigten und vergrößerten die Dänen ihren, auf einem Stammcapital von 1,809,614 Speciesthalern begründeten Handel, bis das Übergewicht der Holländer ſie von den Märkten zu verdrängen begann, und die Folgen der langen Kämpfe, in welche ſich das Mutterland mit Schweden verwickelt hatte, auch in Tranquebar fühlbar wurden. Nachdem dieſe Geſellſchaft ſich aufgelöſt, entſtand im J. 1670 eine neue, welche die kleinen Niederlaſſungen übernahm, vom König Chriſtian V. begünſtigt und anſehnlich beſchenkt [41]), doch nur ein Capital von 162,800 Thalern zuſammenbrachte, und ſo ſchlechte Geſchäfte machte, daß die oſtindiſchen Niederlaſſungen aus Mangel an allen Mitteln faſt untergingen. Dieſe Compagnie erholte ſich nie wieder und wurde 1730 aufgehoben. Eine dritte Geſellſchaft bildete ſich im J. 1732. Sie erhielt ein Privilegium für 40 Jahre und zahlreiche Begünſtigungen, aus welchen die ernſte Abſicht der Regierung, ihr Beſtand zu verleihen, unverkennbar hervorging. Die letztere hatte ſich keinen Vortheil ausbedungen, außer den Zöllen, deren Geringfügigkeit in Erſtaunen ſetzt, denn aſiatiſche Waaren zahlten für den Durchgang nur 1 Proc., für inländiſchen Verbrauch $2\frac{1}{2}$ Proc. Steuern. Man theilte das Capital der Compagnie in zwei Fonds, unter dem Namen des beſtändigen und des laufenden; der erſte diente zum Ankaufe des ſämmtlichen Beſitzthums der ehemaligen Geſellſchaft, der andere entſtand durch alljährlich verlangte und nach Maßgabe der Bedürfniſſe abändernde Einzahlungen der Actionaire, denen es jedoch überlaſſen blieb, dieſelben zu leiſten oder nicht, je nachdem ſie an den eben zu unternehmenden Speculationen Theil nehmen, oder ſich von ihnen losſagen wollten. Da dieſe Einrichtung die Sicherheit der Geſellſchaft bedrohte, ſo hob man ſie bei Verlängerung des Privilegiums im J. 1772 auf. Der beſtändige Fonds gründete ſich anfänglich auf 400 Actien zu 250 Thalern, oder 100,000 Thlrn., wuchs im J. 1755 zu 1600 Actien, jede zu 375 Thlrn., alſo zu 660,000 Thlrn. an, und beſtand, da der Werth der Actien inzwiſchen auf 1650 Thlr. geſtiegen war, im J. 1772 aus 2,640,000 Thlrn. [42]). Zwar erreichten die Geſchäfte dieſer Geſellſchaft nie eine bedeutende Ausbreitung, allein ſie warfen den Intereſſenten hinreichenden Nutzen ab. Gegen 1772 gingen jährlich zwei Schiffsladungen europäiſcher Producte nach Tranquebar ab; von 1732—1746 hatte man 31 Schiffe nach Tranquebar geſendet, in den letzten 26 Jahren des erſten Privilegiums, d. h. von 1747—1772, war die Zahl derſelben auf 77 geſtiegen. Die Ausfuhr nach Indien hatte in jener Periode an Silber 15,692,940 Thlr., an Waaren 2,092,194 Thlr. betragen; der Werth der Einfuhr auf 73 Schiffen erhob ſich auf 34,415,833 Thlr., von welchen aber nur die Summe von 6,573,507 Thlr. auf den inländiſchen Verbrauch kam. Die Engländer nahmen Tranquebar während des letzten Krieges, gaben es aber 1815 an Dänemark zurück. Der Handel dorthin, ſowie nach Serampore, einer andern kleinen Niederlaſſung der Dänen in Bengalen, befindet ſich noch immer in den Händen der Compagnie (jetzt aſiatiſche Seehandlungsgeſellſchaft genannt), die aber viel gelitten hat und wenige Lebenszeichen von ſich gibt. Im J. 1831 und 1832 liefen zuſammen nur zwei ihr gehörende aus Indien kommende Schiffe in Kopenhagen ein.

Däniſch-weſtindiſche und afrikaniſche Compagnien. Eine Geſellſchaft bildete ſich 1659 in Kopenhagen zur Betreibung des Handels mit Guinea. Sie löſte ſich bald nachher wieder auf; allein neue Vereine ſind mehrmals an dieſelbe Stelle getreten, bis im J. 1792 auf königlichen Befehl der afrikaniſche Handel für frei erklärt wurde. Sklavenhandel gehörte mit zu den Betriebszweigen jener Compagnien brachte jedoch keine erheblichen Vortheile. Die erſte im J. 1671 errichtete weſtindiſche Compagnie verband ſich 1708 mit der afrikaniſchen. Dänemark erlangte die Inſel St. Croix im J. 1732, und der Geſellſchaft bot ſich eine ſichere Gelegenheit zum Handel, die ſie aber ſo monopoliſtiſch misbrauchte, daß die Regierung, um den Klagen der Coloniſten abzuhelfen, das Privilegium an ſich kaufte [43]). Eine neue Compagnie entſtand 1785, und hat ſich lange erhalten, war aber nie im Beſitze großer Mittel. Der Handel mit St. Thomas, welches jetzt eine der wichtigſten Zwiſchenniederlagen Weſtindiens iſt, ſteht allen Fremden frei.

Schwediſch-oſtindiſche Compagnie. Heinrich Koningk, ein reicher Kaufmann zu Stockholm, ergriff die von einigen ausgewanderten Capitaliſten der öſterreichiſchen Niederlande (der Oſtende-Compagnie) ausgegangene Idee der Errichtung einer Handelsgeſellſchaft, und erlangte von den ſchwediſchen Ständen im J. 1731 ein Privilegium für 15 Jahre zum Handel jenſeit des Cap der guten Hoffnung. Da die Geſchäfte meiſtens von Ausländern unter ſchwediſcher Flagge betrieben wurden, ſo legte die Regierung eine Abgabe von 1500 Thlrn. auf die Schiffslaſt, für jedes abſegelnde Fahrzeug, und als bei Erneuerung des Freibriefs im J. 1746 die wirklich bedeutenden Gewinne der Compagnie zur Sprache kamen, ſteigerten die Stände dieſe Abgabe ſogar auf 50,000 Thlr. Die dritte Verlängerung des Privilegiums geſchah im Juli 1762 und lautete auf 20 Jahre, von 1766—1786. Die Geſellſchaft war damals reich genug, um dem Staate 350,000 Thlr. ohne Intereſſen und ein anderes Capital von 700,000 Thlrn. zu 6 Proc. vorzuſchießen, obgleich ſie für jede Reiſe an die Staatscaſſe 75,000 Thlr. in Silber zu bezahlen ſich verbindlich gemacht hatte. Im J. 1782 wurde ihr Privilegium auf andere 20 Jahre (1786—1806) erneuert, und ihr auferlegt, für jede zurückgekommene Ladung die Abgabe von 12,600 Species zu erlegen. Über die Fonds dieſer in

41) Raynal (II. L. V.) gibt die Summe von 69,073 Thalern an, welche theils in Vorräthen, theils in Schiffen beſtanden haben ſoll. 42) Geſch. der europ. Handl. u. Pflanzörter in beiden Indien (Kopenhagen u. Leipzig 1774). II. S. 184. 191 fg., wo der ungenannte (däniſche) Überſetzer Raynal's eine Fortſetzung der …te jener Compagnie liefert.

43) Toze, Europäiſche Staatskunde. 1799. II. S. 209.

Gothenburg etablirten Geſellſchaft iſt lange Zeit nichts bekannt geworden, indeſſen gab ſie anfänglich eine im Durchſchnitt auf 25 Proc. anſteigende Dividende; in 24 Jahren hatte ſie 67 Reiſen veranſtaltet, von welchen nur zwölf einen ungünſtigen Ausgang hatten. Ihre Ausſuhr von indiſchen Waaren war 1774 = 3,587,237 Thlr. Silber; 1776 = 5,115,473 Thlr. Silber; 1781 = 2,793,428 Thlr. Silber; 1796 = 566,421 Spec.[44]). Sie exiſtirt noch, macht aber keine directen Speculationen nach Oſtindien. Eine weſtindiſche Geſellſchaft bildete ſich 1786 zu Stockholm, erhielt das Privilegium des Handels nach St. Barthelemy, welches ſie ſeitdem verloren hat; ſie beſteht noch.

## V. Teutſche Geſellſchaften.

Emdener Compagnie. Friedrich der Große veranlaßte die Errichtung einer oſtindiſchen Geſellſchaft zu Emden im J. 1750, zu deren Fonds von einer Million preuß. Thalern Engländer und Holländer mehr als preußiſche Unterthanen beitrugen. Die Bedingungen der Regierung waren äußerſt billig, allein die Geſchäfte entbehrten der Leitung von erfahrenen und den indiſchen Angelegenheiten vertrauten Männern. Sechs Schiffe brachten in Zeit von ſieben Jahren nur einen Gewinn von 7 Proc. auf das Stammcapital. Der ſiebenjährige Krieg machte dieſer Compagnie ein Ende. Im J. 1821 bildete ſich in Elberfeld eine rheiniſch-weſtindiſche Handelsgeſellſchaft, welche beſonders die Ausfuhr teutſcher Fabricate nach Amerika bezweckte. Innerhalb der erſten zehn Jahre ihrer Exiſtenz ſoll ſie an 8 Mill. Thlr. ſolcher Waaren exportirt haben; allein ſie wurde durch bedeutende, von den Zeitumſtänden herbeigeführte Verluſte gezwungen, ſich aufzulöſen. Ein gleiches Schickſal hatte die in Leipzig etwas ſpäter begründete elb-amerikaniſche Compagnie.

## VI. Spaniſche Geſellſchaften.

Die von jeher verrufene Handelspolitik Spaniens verbot allen Fremden die Annäherung an eine ſeiner vielen Colonien, und begründete hierdurch den Zuſtand von Uncultur, der bis in die neueſten Zeiten dieſe vor den Pflanzörtern anderer Völker ausgezeichnet hat, und noch jetzt in den unaufhörlichen bürgerlichen Unruhen ſich darlegt, welche die freigewordenen Staaten verhindert, eine feſte und wohlthätige Regierung einzuführen. In den erſten zwei Jahrhunderten nach Entdeckung der neuen Welt blieb der Handel nach den Colonien faſt ganz Monopol der Regierung, und ſeufzte unter einem Syſteme, welches nicht leicht verkehrter ſein konnte. Die unverkennbar nachtheiligen Folgen deſſelben, namentlich das Umſichgreifen eines an Größe noch unübertroffenen Schleichhandels, bewog die Regierung zu dem Verſuche, Compagnien gegen Erlegung beträchtlicher Pachtſummen den Alleinhandel nach gewiſſen Colonien zu überlaſſen. Philipp V. geſtattete einer Geſellſchaft das Monopol nach Cumana und Carracas. Sie nannte ſich nach der Provinz, in welcher ſie entſtanden war, Compagnie von Guipuzcoa. Die Reformen im amerikaniſchen Handel, die von Spanien im J. 1778 eingeführt, wegen Schlechtigkeit der öffentlichen Verwaltung ihre Zwecke faſt ganz verfehlten, zog die Auflöſung dieſer Geſellſchaft als amerikaniſche und ihre Vereinigung mit einer oſtindiſchen nach ſich. Eine Compagnie wurde 1757 in Barcelona errichtet, um der ganz heruntergekommenen Inſel St. Domingo wieder aufzuhelfen. Sie trat aber nie mit Ernſt auf, und ſchickte jährlich etwa zwei Fahrzeuge ab, die mit 6000 Häuten und geringen Colonialwaaren zurückkehrten.

Die Geſellſchaft der Philippinen erhielt am 10. März 1785 ihren Freibrief. Ihr Capital wurde auf 8 Millionen Piaſter feſtgeſetzt, welche in 32,000 Actien zu 250 Piaſter in verſchiedenen Verhältniſſen an den König, die Handelsgeſellſchaften von Havana (welche die Tabakverſchiffungen beſorgte), Caraccas (Quipuscoa) u. ſ. w. vertheilt wurden. Der Plan fand ſo vielen Beifall, daß alle Actien in Spanien ſelbſt gezeichnet wurden. Dem Plane nach mußten die Schiffe dieſer Compagnie um Cap Horn nach Peru gehen, wo ſie ihre Ladungen gegen Piaſter umtauſchten, mit welchen ſie in Manilla und China ihre Einkäufe für Europa machten. Die Privilegien der Geſellſchaft waren groß, und ſie trat in Peru mit vielem Glanze auf. Für die Südamerikaner war dieſes Syſtem immer eine große Erleichterung, verglichen mit den frühern Monopolen, und daher belebte ſich der Handel wenigſtens ſo weit, daß in den erſten Jahren der Compagnie namhafte Überſchüſſe verblieben. Allein die Verdorbenheit der Beamten, die von jeher in allen überſeeiſchen Verwaltungen der Spanier ſich verrieth, brachte bald Verwirrung in die Finanzen, die man zum Theil durch Luxus, zum Theil durch thörichte Speculationen, z. B. auf peruaniſche Silbergruben, verſchleuderte. Eine förmliche Inſolvenz beſchloß kurz nach Ausbruche der peruaniſchen Revolution die Exiſtenz dieſer Geſellſchaft in Lima. Der Handel mit Manilla iſt ſeit dem Kriege Spaniens gegen Frankreich, der die ganze Handelspolitik Spaniens umkehrte, allen Nationen freigegeben[45]). (*Pöppig.*)

**Indische Kasten**, ſ. im Art. Indien, S. 214.

**Indische Literatur**, ſ. im Art. Indien, S. 256 fg. S. 289 fg. und S. 349.

**Indische Lyrik**, ſ. im Art. Indien, S. 287.

**Indische Maasse**, ſ. im Art. Indien, S. 310.

**Indische Mathematik**, ſ. im Art. Indien, S. 268.

**Indische Medicin** und **Indische Naturwissenschaft**, ſ. im Art. Indien, S. 270.

**Indische Metrik**, ſ. im Art. Indien, S. 292.

**Indische Münzen**, ſ. im Art. Indien, S. 309.

**Indische Musik**, ſ. im Art. Indien, S. 292 und d. Art. **Indische Tonkunst**.

**Indische Mythologie**, ſ. im Art. Indien, S. 158.

**INDISCHE NUSS** oder **INDIANISCHE NUSS** (Nux indica s. Cocos) wird die Cocosnuß oder Ko-

44) Tozze II. S. 377.

45) Tozze I. S. 265. Mercurio peruano de 1787. *Bourgoing*, Voyage en Espagne, II. p. 176.

kosnuß genannt, welche die Cocospalme (Cocos nucifera) liefert; ſ. Cocos. (*Fr. Thon.*)

**Indische Pagoden**, ſ. im Art. Indien, S. 300 und Pagode.

**Indische Philologie**, ſ. im Art. Indien, S. 248.

**Indische Philosophie**, ſ. im Art. Indien, S. 258.

**Indische Poesie**, ſ. im Art. Indien, S. 275.

**Indische Prosodie**, ſ. im Art. Indien, S. 292.

**Indische Religionen**, ſ. im Art. Indien, S. 158 und S. 334.

**Indische Religionsschriften**, ſ. im Art. Indien, S. 256.

**Indische Säulenordnung**, ſ. im Art. Säule.

**Indische Schrift, Indische Schriftarten**, ſ. im Art. Indien, S. 256 und d. Art. Schrift.

**Indische Sitten**, ſ. im Art. Indien, S. 240 und S. 342.

**Indische Sprachen**, ſ. im Art. Indien, S. 248 und S. 345 und Indogermanische Sprachen.

**Indische Sprachlehre**, ſ. im Art. Indien. S. 248.

**Indische Theologie**. ſ. im Art. Indien, S. 158.

**INDISCHE TONKUNST oder Musik der Hindu.** Die Muſik der mannichfachen Hinduſtämme iſt ſchon an ſich anziehend, als einer der älteſten unter allen uns einigermaßen geſchichtlich bekannt gewordenen Völkern des Alterthums; ſie wird es doppelt für Alle, die den Gang der Muſik, als einer Kunſt von ihren erſten Anfängen an möglichſt verfolgen wollen. Denn ſind wir auch nach unſerer Überzeugung nicht berechtigt, den erſten Anfang aller zu einer menſchlichen Kunſt erhobenen Muſik in irgend einer Provinz Oſtindiens zu ſuchen, was wir ſogar dann nicht einmal thun würden, wenn die älteſten Zeugniſſe griechiſcher Schriftſteller noch weit beſtimmter dafür ſprächen, als ſie es bei ihrer Nichtkenntniß des Landes hinter dem Indus, das ſie ohne Unterſchied Indien nennen, wirklich thun, ſo haben wir doch ein Volk vor uns, deſſen Bildungsanfänge auch im Muſikaliſchen muthmaßlich älter ſind, als die erſten Geiſtesblitze der Ägypter und Phönicier, die ihnen nicht allein durch frühe Züge und Fahrten, ſondern auch durch Auswanderungen hinduſtaniſcher Maſſen, namentlich in die öſtlichen Küſtenländer Afrika's, wenigſtens Äthiopiens und des ſüdlichen Ägyptens zur Zeit der Blüthe Thebens, manche Förderung in Kunſt, Wiſſenſchaft und Lebenseinrichtung verdanken möchten. Selbſt wenn erwieſen wäre, was einige Gelehrte behaupten, daß ägyptiſche Colonien bereits 1122 v. Chr. Geb. nach China ſegelten und ſich dort auch die Anfänge ihrer Tonkunſt unmittelbar holen konnten, ſo iſt doch nicht zu überſehen, daß die Hindu nach der Erzählung ihrer Braminen ſelbſt ſchon in ihren vorgeſchichtlichen Mythenzeiten gleichfalls mit China in mehrfachen Verbindungen ſtanden und jenem öſtlichen Nachbarlande, außer der Einführung der Seide noch gar manche Kenntniſſe und Einrichtungen ſchuldig ſein könnten. In dem Koloſſalen der Tonkunſt, im Unförmlichen und meiſt nur allegoriſch Bedeutſamen ihrer Statuen und namentlich ganz beſonders im Gleichförmigen mit der Muſik der Chineſen zeigt ſich die Verbindung beider Völker ſo deutlich, daß ein Widerſpruch, der wahrhaft geſchichtlich nicht geltend gemacht werden kann, erfolglos bleiben müßte. Da aber Indien immer noch mehr mit der übrigen weſtlichen Welt in Verbindungen ſtand, als das abgeſchloſſenere China, ſo muß die Verbreitung der älteſten Kenntniſſe auch weit mehr nach den Veränderungen, die der Charakter der Hindu im Laufe der Zeit hervorbrachte, ſich gerichtet haben, als nach den ſteifen, beharrlichen Grundſätzen der Chineſen. Es iſt daher ſehr zu bedauern, daß der hauptſächlichſte Darſteller und Lobredner der altchineſiſchen Einrichtungen und Künſte, der bekannte Jeſuit Amiot, mehr Zeit und Mühe an die Durchführung ſeiner Aufgabe wenden konnte, als der um das Alterthum der Hindu verdiente Engländer William Jones, dem wir noch das Vorzüglichſte und Ausführlichſte über oſtindiſche Muſik ſchuldig ſind. Was uns der letztgenannte und für die Hindu ebenſo eingenommene Mann, als Amiot für ſeine Chineſen, von der oſtindiſchen Muſik berichtet, beweiſt augenſcheinlich, daß ihre beiderſeitige Tonkunſt auf gleichen Grundſätzen ruhete, ja daß die Anfänge dieſer Kunſt weit annehmbarer von den Chineſen als von den Hindu ausgingen, die ein viel unruhigeres Leben führten und die den Einfällen benachbarter wilder Horden viel früher und öfter ausgeſetzt waren, als jene beharrlichern und beſchaulichern und in den älteſten Zeiten von Außen weniger beunruhigten Chineſen *).

Stellen wir alſo zunächſt auf, was beiden alterthümlichſten Völkern, unter denen der menſchliche Geiſt ſeine erſten Übungen begann, gemeinſchaftlich war, ſo werden wir die erſten Anfänge der Muſik in allen andern Ländern Aſiens und des öſtlichen Afrika's, ja ſogar Europa's, zugleich erkennen, da diejenigen weſtlichern Völker, welche die unternehmendſten waren, ihre Kenntniſſe wie ihre Reichthümer dort holten und ſie weiter trugen. Vor allen Dingen ſtimmen Chineſen und Hindu in ihren Wundererzählungen von der ungeheueren Wirkſamkeit ihrer älteſten Muſik vollkommen überein; die Mythen, die jedes Volk für ſich nach Beſchaffenheit ſeines Landes und ſeiner Götter dichtet, ſcheint eins von dem andern abgelernt zu haben. Überall werden jedoch dieſe Wunder alterthümlicher Muſik, wie natürlich in vergangene Zeiten nirgends in die Gegenwart verſetzt. Darum behaupten Alle, wie aus einem Munde, daß die Himmelsklänge der Vorväter lang verklungen und aus dem Leben entſchwunden ſind. Selbſt die Kühnſten und Phantaſiereichſten wagen nur noch die Verſicherung, daß die alte Wunderkraft als heiliges Geheimniß blos noch in einigen Auserwählten zu finden ſei, die wie das Glück nimmer in der Nähe wohnen. Unter die Letztern gehören die Hindu. Selbſt die muſikaliſchen Inſtrumente beider Völker zeigen nicht blos in Trommeln und Pfeifen eine große Ähnlichkeit, ſondern auch im Gebrauche eines ſeltſamen Materials, das ſie zu einigen vaterländiſchen Inſtrumenten verarbeiteten. Am merkwürdigſten iſt die harte, glatte

*) Wenn die Ähnlichkeit in der That ſo bedeutend iſt, ſo könnte ſich die indiſche Muſik mit dem Buddhismus (etwa im 2. Jahrh. vor Chr.) nach China verbreitet haben. (*Th. Benfey.*)

Digitized by Google

und dünne Schale einer Calabaſſenart, welche die Chineſen zu einem Theil ihres Yu oder Tchao und die Hindu zu ihrer Vina verwendeten (s. chinesische Musik). Auffallen muß es, daß ein ähnlicher Flaſchenkürbis nicht nur in verſchiednen Gegenden Afrika's, ſondern auch in dem mexicaniſchen Reiche noch bis jetzt zur Verfertigung muſikaliſcher Inſtrumente dient.

Ferner ſtimmen auch beide Völker darin überein, daß ſie in ihrer Muſik auch nicht die entfernteſte Ahnung von der Mehrſtimmigkeit hatten, die wir vorzugsweiſe Harmonie nennen. Alle Inſtrumente gingen in der Regel mit dem Geſange im engſten Sinne des Worts unisono. Unter den Chineſen wurde zwar zuweilen von den begleitenden Inſtrumenten eine höhere Octave eingemiſcht; das geſchah jedoch nur ſelten, und noch ſeltener ließ ſich zuweilen wol auch eine tiefere Octave vernehmen; es traf ſich wol auch, daß bei Zuſammenſtellungen gewiſſer Inſtrumente, deren Stimmung es mit ſich brachte, zum gleichmäßigen Tone des Geſangs eine Inſtrumental-Quinte angegeben wurde, was beſonders dann der Fall war, wenn der Kin und der Ché gemeinſchaftlich zu gleicher Zeit ertönten, wo dann ſtets ein Inſtrument den Ton der Singſtimme und das andere die Quinte hören ließ. Das war aber auch Alles, was ſie im gleichzeitigen Zuſammenklang ertragen oder zuläſſig finden konnten. Im Grunde war es nur die Octave, die ſie als einen verjüngten Grundton anerkannten, deren ſymphoniſcher Gehalt ihnen nothwendig ſchon beim Zuſammenſingen männlicher und weiblicher Stimmen klar vor die Sinne treten mußte. Die Octavenverdoppelung mußte daher gleich Anfangs unter allen Völkern, die in der Tonkunſt nur den geringſten Anfang gemacht hatten, als völlig wohlklingend aufgefaßt und ins Leben geſtellt werden. Die Quinte hingegen war den Chineſen darum vor allen andern Tönen zunächſt bedeutend geworden, weil ſie aus der Quintenprogreſſion, veranlaßt durch ein Vorklingen derſelben auf irgend einem Erſtlingsinſtrumente, ihre Tonleiter zuſammengeſetzt und in ihr den nächſten Übergang in einen andern Grundton richtig ahnen gelernt hatten. In ſolchen ſeltenen Übergangsfällen, denn gewöhnlich blieb jeder Geſang ſeiner Grundleiter treu vom Anfang bis zum Ende, ließ man ein um eine Quinte höher intonirtes Inſtrument ſeinen eigentlichen Grundton, die Quinte, mit in den Geſang klingen, um auf die nahe Modulation aufmerkſam zu machen, oder ſie vorzubereiten. In der Regel verſchönten die Inſtrumente den durchaus uniſoniſchen Geſang nur durch uniſonen Beitritt in wechſelnden Tonfarben, wie ſie der Klang jedes Inſtrumentes gab. Dieſe Inſtrumente ſpielten dazu nicht auf einmal, ſondern eins trat nach dem andern ein, damit der Geſang nicht verdeckt, ſondern blos verſchieden im gleichmäßigen Uniſono veränderten Inſtrumentalklanges mannichfach umſpielt wurde. Selbſt tonloſe Trommelinſtrumente ließ man mit eigentlich klingenden wechſeln und nur ſehr ſelten zweierlei Gattungen auf einmal ertönen, es wäre denn, daß ein Blaſeinſtrument den herrſchenden Grundton vom Anfange bis zum Ende des Stücks fortgepfiffen und einige Schlaginſtrumente tonlos den Rhythmus dazu lebhafter gepaukt und geklingelt hätten. Niemand wird dergleichen Ton- oder vielmehr Klang- und Schallhandhabung im Entfernteſten für den Anfang einer fortlaufenden Mehrſtimmigkeit halten wollen oder können. Und doch ſtanden in dieſer Hinſicht die Chineſen mit ihrem mehr ſpeculativen und maſſenhaft ſteiferen Sinne noch höher als die veränderlichern, feiner organiſirten und lyriſch gebildeteren Hindu, welche ſich in ihrer Muſik noch ungleich weniger irgend eine leiſe Annäherung an muſikaliſch Harmoniſches, was wir in unſerm Sinne darunter verſtehen, erlaubten. Wenn noch in der neuern Zeit der engliſche Muſiker Bird, der ſich 19 Jahre lang in Calcutta aufhielt, ſich viel mit hinduſtaniſchen Nationalweiſen beſchäftigte und uns eine Sammlung dortiger Volksmelodien in unſere Noten übertrug, verſichert, daß er in der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts unter den Hindu niemals eine einzige Quinte oder Terz, welche letzte die Chineſen ebenſo wenig gelten ließen, in eine Melodie hineinklingen gehört habe, ſo darf mit Recht gefolgert werden, daß dies in den früheſten Zeiten der Hindu noch viel weniger angenommen werden könne. In der That findet ſich auch keine Spur in den alten Schriften der genannten oſtaſiatiſchen Völker, die auf einen Anfang muſikaliſch harmoniſcher Mehrſtimmigkeit ſchließen ließe. Alle jene Männer, die an Ort und Stelle mit der größten Vorliebe das Alterthümliche jener Völker unterſuchten und ihre Fertigkeiten und Kenntniſſe in das günſtigſte Licht zu ſetzen ſich beeiferten, unter welchen für die Chineſen Amiot, für die Hindu W. Jones obenan zu ſtellen ſind, waren dennoch nicht im Stande, ihren Lieblingen auch nur die leiſeſte Empfänglichkeit für gleichzeitige Harmonie verſchiedenartig mehrer Stimmen zuzuſprechen, im Gegentheile verſichern ſie alle ohne Ausnahme, daß jene Völker noch jetzt ihr Hangen am einſtimmig Melodiſchen für einen weſentlichen Vorzug ihrer Muſik vor der unſern erklären und mit Stolz bei Anhörung abendländiſch harmoniſcher Tonſätze rund heraus ſich dahin äußern, daß ihre Ohren für dergleichen Schönheiten durchaus nicht gemacht wären. Es iſt als ausgemacht anzunehmen, daß alle altorientaliſchen Völker, und die meiſten noch, nicht den geringſten Sinn für eigentliche Mehrſtimmigkeit haben. Gewiß wäre es unter die Wunder zu rechnen, wenn die Erfinder und erſten Inhaber muſikaliſcher Kunſt an eigentliche Mehrſtimmigkeit der Harmonie nur gedacht hätten, da ſie theils mit dem Melodiſchen und Rhythmiſchen, was viel näher liegt, genug zu thun hatten, um nur das Allernächſte verſtändig zu erörtern und möglichſt feſtzuſtellen, theils aber auch die Tonkunſt nicht als eine Kunſt für ſich betrachteten, ſondern ſtets im Verein mit der Dichtkunſt, der Mimik und dem Tanze zur Anſchauung und zu Gehör brachten. Dieſer Verband vieler Künſte, in welchem eine der andern diente zu erhöheter Wirkung des Ganzen, mußte ſelbſt der geringſten Geſangsmelodie, wurde ſie auch nur von einem ſchwachklingenden Inſtrumente auf die einfachſte Art begleitet, ein außerordentliches Leben geben, ſchon allein um des ſtärker und weit aushallendern Geſangtones willen, deſſen Reiz noch bedeutend durch die nicht genug anzuer-

Digitized by Google

kennende Kraft rhythmiſcher Schalle erhöht wurde. Der Rhythmus iſt es, der wie ein Zauberer zunächſt das ganze Menſchenweſen in unwillkürliche Bewegung ſetzt. Daher mußten denn auch Anfangs überall eine faſt zahlloſe Menge der mannigfaltigſten Schlaginſtrumente genügen und Füße, Arme und Geſicht höchſt lebhaft in ein ausdrucksvolles Spiel verſetzen, wodurch irgend eine innere Regung zu ſinnlicher Anſchauung gebracht wurde. Natürlich konnte der Tanz keinem Volke des Alterthums zu ihrer Erſtlingsmuſik fehlen. In China und Hinduſtan war es nicht anders. In beiden maſſenhaften Länderſtrichen ſehen wir ganze Geſellſchaften von Tänzerinnen vornehmerer und geringerer Art mit ganz ähnlichen, nicht ſehr ausgezeichneten Tonwerkzeugen aus einer Gegend in die andre ziehen, häusliche und Staatsfeſte verherrlichend. Wie hätte ſich die Religion irgend eines alterthümlichen Volkes dergleichen ſinnliche Erhebungen verſagen ſollen? Wir ſehen daher überall den Tanz mit der Tonkunſt im Bunde. In China ſchmückter ſich die Reihen der Tänzerinnen mit Fahnen und Klingeln, in Hinduſtan ſind die Bajaderen wie auf Java unerläßlich, Ägypten und Griechenland ſchloſſen ſolche Tanzzüge nicht aus, und die Juden tanzten um das goldene Kalb, wie David vor der Bundeslade. Dieſen mit Tönen und Klängen umſpielten Sinnenrauſch verſtärkte noch die Mimik, Pantomimik und jede Art der Action, zu deren näherer Erklärung bald dichteriſche Worte kamen, die durch Melodien ſchallender und tonkräftiger gemacht wurden. An das mehr oder weniger Rhythmiſche der Worte ſchloß ſich zunächſt überall die Melodie des Tons, die daher Anfangs nirgend völlig abgemeſſen taktiſch, ſondern nur ſprachlich rhythmiſch war. Nur eine gewiſſe dem Takte ſich annähernde Ähnlichkeit vielfach wechſelnder Zeitmaße fand auch unter den Oſtindiern ſtatt, keineswegs unſer ausgeprägter Takt in ſeiner normalen Gleichmäßigkeit. Dieſe völlige Taktmäßigkeit war auch in der That ihrer blos melodiſchen und declamatoriſchen Muſik lange nicht ſo nothwendig als der unſern, ja ſie wäre ihr und dem freien Wechſel der Empfindung ſogar nur nachtheilig geweſen. Dafür waren ihre Sprachen deſto geregelter in Allem, was die Proſodie betrifft. Dies gilt nicht blos von China und Hinduſtan, ſondern ſogar bekanntlich noch von den Griechen und Römern. Die Muſik richtete ſich alſo allein nach ihren ſorgfältig geregelten Sprachen und in mehr und weniger Schnelligkeit nach dem innern Weſen des Gefühls. Aus dieſem Grunde iſt das ſogenannte Taktſchlagen der Alten nichts weiter, als ein Rhythmikſchlagen, das auf die Einſchnitte ihrer Versabtheilungen fällt und deſto lärmender wurde, je wichtiger die Inciſionen ſich herausſtellten. Solche knallende Rythmenmeſſer gab es in China (z. B. den Tchung-tu) und in Indien (z. B. die Tal, eine gellende Pfeife), den Tamtam, die Glocken- und Schelleninſtrumente gar nicht zu erwähnen. Daher kommt es auch, daß viele alterthümliche Volksweiſen der verſchiedenſten Gegenden durchaus nicht ſich in unſre Taktarten zwängen laſſen. Daß es in Indien gleichfalls ſo war und größtentheils noch ſo iſt, beglaubigt nicht nur der ſchon genannte Bird, welcher in ſeiner Vorrede zu ſeiner Sammlung oſtindiſcher Melodien ausdrücklich ſagt: „Ich habe mich ſtreng an den Originalcharakter gehalten, obſchon es mir nicht geringe Mühe koſtete, dieſe Lieder in ein geregeltes Zeitmaß zu bringen, welches der indiſchen Muſik überhaupt ſehr mangelt,“ theils haben wir es nun, nachdem eine Art oſtindiſcher Bajaderen uns Europäer mit ihren aſiatiſchen Schönheiten beglückte, aus eigner Erfahrung. Dieſes taktiſch Mangelhafte findet ſich in aller alterthümlichen Muſik und dafür eine deſto friſchere Stärke des geregelt Rhythmiſchen, das bei allem Geſetzlichen dem Gefühl eine größere Freiheit im Allgemeinen und im Beſondern, nämlich für jeden Fall des augenblicklich ſubjectiven Empfindens ſichert. Auf dieſe Art mußte man nothwendige rhythmiſch geregelte Verhältniſſe auch in hinduſtaniſcher Muſik finden, die ſich mit unſern Begriffen von Takt gar nicht vereinigen ließen. Nur hüte man ſich, ſolche in unſere Taktarten ſchlechthin nicht zu zwängenden Melodien darum gleich alle Regel und Ordnung abzuſprechen, weil die alte rythmiſche Regel nicht grade unſere taktiſche iſt, noch ſein kann.

In dieſer allen alten Völkern eigenthümlichen Abweichung von unſrer Muſik, in dem Vorherrſchen des ſymmetriſch Rhythmiſchen, eines nur Taktähnlichen gingen die Hindu, lebhafter im Allgemeinen und im Lyriſchen begabter und reizbarer, noch weiter als ihre alterthümlichen Nachbarn. Ihre rhythmiſch eigenthümlichſten Geſänge, die ſchlechthin ſich gegen jeden Taktzwang ſträuben, ſind die Ragis oder Ragnis, an deren Aufzeichnung man ſich ebendeshalb nicht wagte, ob man ihnen gleich die größte Leidenſchaftlichkeit und einen wunderbaren Ausdruck nicht abſprach. Auch die Tonmodulationen erklärte man für überaus ſeltſam. Es waren freie Ergüſſe eines lebhaft eregten Gefühls, dem wol eine Melodie zu Grunde lag, die jedoch der declamatoriſche Sänger wie in einer freien Phantaſie mit ſeinen Tonſchattirungen ausſchmückte, die nur bei hervorragenden Abſchnitten und Hauptmelodietönen geſangrein wie Lichtpunkte in das wogende Meer der ſchaukelnden Tonähnlichkeiten hineinglänzten und die weitere Bahn bezeichneten, die der begeiſterte Sänger, durch nichts als durch den feinen Sinn des national Schicklichen und durch gegebene Interpunktionstöne in Schranken gehalten, ſeiner Inſpiration nach, bald ſchnell, bald langſam zu Ende führte. Solche Ausdrucksweiſen laſſen ſich, ungefähr wie unſer tempo rubato, freilich nicht in allen Dingen genau zu Papier bringen; man muß Ähnliches gehört haben und zwar von Meiſtern, wenn man eine Empfindungsvorſtellung davon erlangen ſoll. So viel ließe ſich jedoch zuverläſſig davon aufzeichnen, daß man mit Hilfe der Phantaſie ein ungefähres Bild dieſer Weiſen gewinnen könnte, wenn auch in einem ſehr verjüngten Maßſtabe. Denn grade dieſe Geſänge ſind es, von denen die Hindu ſelbſt behaupten, daß die rechte Art unter ihren Vorältern herrſchender Ausführung verloren gegangen ſei; zwar bewegt man noch jetzt damit Menſchenherzen, aber die Wunder, die ſolche Geſänge im Alterthume bewirkten, ſodaß ſelbſt die winterliche Natur vor Wonne ſich in eine frühlingblü-

hende umgewandelt habe, geſchähen jetzt nicht mehr. Wir wären aber vollkommen zufrieden, wenn gebildete Muſiker ſich an Ort und Stelle bemüheten, uns die vorzüglichſten dieſer noch herrſchenden taktloſen Geſänge mit möglichſter Beſtimmtheit ohne Taktſtriche, nur mit rhythmiſchen Einſchnitten und einigen erfundenen Zeichen für Tonſchwebungen in unſere Noten brächten. Daß hingegen die melodiſchen Töne ſelbſt nicht zu ſehr von der dort herrſchenden Ordnung ſich entfernen, ergibt ſich aus der Behauptung, daß auch dieſe Melodien den ſchwunghafteſten der altſchottiſchen ähneln. Da dies aber mit Recht von der ganzen hinduſtaniſchen wie von der chineſiſchen Tonkunſt behauptet wird, ſo kann die Abweichung dieſer Art Geſänge von den gewöhnlicheren nicht im Weſen des toniſchen Baues, ſondern hauptſächlich nur in der freiern, mehr leidenſchaftlich-recitativiſchen Vortragsart, alſo in gänzlicher Entfernung vom Taktiſchen, liegen. Es iſt demnach die Vortragsart dieſer Ragnis zwar allerdings eine nationale, ja ſelbſt in verſchiednen Perioden und Provinzen des dortigen Lebens vielfach umgewandelte Eigenthümlichkeit der leicht erregbaren Hindu, aber durchaus keine gänzliche Abweichung vom Tonweſen ihrer Art, welche ganz auf dem Grunde der chineſiſchen ruht, ſodaß beide dem innern Weſen nach gleich ſind. Dies beſtätigt auch die alterthümlichſte Tonleiter (Gamma, Scala) der Hindu, welche vollkommen mit der altchineſiſchen, altſchottiſchen ꝛc. übereinſtimmt. Die von F. H. v. Dalberg verteutſchte Abhandlung Sir Will. Jones „Über die Muſik der Indier," zu welcher noch verſchiedene andere Abhandlungen und Bemerkungen gekommen ſind, führt unter den mannichfachen Tonleitern der verſchiedenen Landesabtheilungen Hinduſtans und ganz gewiß auch in einer Vermengung früherer und ſpäterer Zeiten noch ſechſerlei Scalen an, die vollkommen altchineſiſch und altſchottiſch ſind. Wir ſetzen diejenige Tonleiter obenan, die ſelbſt den chineſiſchen tiefſten Grundton, den Ton aller Töne, beibehält, es iſt dies F. Nun beſtand die älteſte Tonleiter nur aus fünf verſchiedenen Tönen, deren ſechſter die Octave (nach unſerer Benennung) als Schluß der Scala war. Man ließ nämlich die beiden ſogenannten Halbtöne unſrer Tonleiter aus, nicht aus Unkenntniß derſelben, ſondern weil man es ſangbarer und ſchöner fand. Der ganze Beſtand der älteſten Tonleiter des Urgrundtons war alſo: F, G, A, C, D. Sollte dieſe Geſtaltung der Tonleiter auch auf andere Töne, die zum beliebigen Grundton erhoben werden ſollten, regelrecht beibehalten werden, wie es die Beharrlichkeit der Chineſen am gefundenen Geſetz wirklich that, ſo mußte dies auf die Bekanntſchaft mit allen Tonſtufen der Octave (nach unſerer Benennung) hinführen. Und ſo war es. Die Chineſen nannten die 12 Tonſtufen unſrer vollen Octave, die wir Halbtöne nennen, Lü oder Geſetz, und formten mit Hilfe derſelben alle ihre Scalen auf jedem Grundtone, immer nur fünftönig, auch dann noch, als ſie die beiden nächſten Hilfsquinten e und h ſchon eingeſchoben hatten. Man vergl. darüber den Art. Chinesische Musik. Dieſe beiden Hilfstöne wurden nun von den beweglichern Hinduſtämmen als Ergänzungen aufgenommen, und weil ſie weniger gern ſich in ſpitzfindige Unterſuchungen als ihre Nachbarn einließen, von den meiſten gleich mit in ihre Tonleiter gezogen, während andre Hinduſtämme bei irgend einer aus jenen ſieben Tönen gewählten fünftönigen Scala ſtehen blieben. Das letzte thaten folgende in angezeigter Ordnung:

Vélavati (vollkommen chineſiſch): F, g, a, c, d, — (f)
Carnati: g, a, c, d, e — (g)
Dhanyási:
Málavásri: } a, c, d, e, g — (a)
Góndaeri:
Maravi: c, d, e, g, a — (c)
Medhyamadi: d, e, g, a, c — (d)
Hindola: d, f, g, a, c — (d); oder auch: a, c, d, f, g — (nach dem Narayan).

Die übrigen Tonleitern, die in Dalberg's Überſetzung in den Notenbeilagen S. 45 nach dem Buche „Soma" ſämmtlich verzeichnet ſtehen, zuſammen 36, von denen jedoch einige fehlen, bilden zum Theil abweichende fünftönige Scalen, z. B. Mellári: f, a, h, d, e, und Bhupáli: c, e, f, a, h, andere geben ſechstönige, und die meiſten ſiebentönige, von welchen mehre unſerm Moll, blos nach der Vorzeichnung genommen, gleich ſind, z. B. a. h, c, d. e, f, g (a). Überhaupt werden nach dem Buche Soma keine weitern Halbtöne eingemiſcht, als die beiden in unſerm c dur, welche auf jedem veränderten Grundton wiederkehren, grade ſo als bei den Griechen, z. B.: f, g, a, h, c, d, c; — g, a, h, c, d, e, f ꝛc. Dabei muß angemerkt werden, daß unſer c dur (in der Ausübung ſelbſt jedoch mit einiger Abweichung) allein in der Tonleiter Tódi vorkommt, wie in der griechiſch-ioniſchen Tonleiter.

Die Tonleitern nach dem Narayan, welche in Dalberg's Überſetzung S. 51 folgen, ſtellen ſich unter demſelben Namen freilich bald mehr, bald weniger anders dar, als ſie in dem Buche Soma angegeben wurden. Sie hatten ſich alſo im Laufe der Zeiten in verſchiednen Provinzen verändert, was in den unruhigen Ländern Hinduſtans noch weniger als anderwärts auffallen kann. Manche Gegenden gingen zu einer vollern, andere zu einer verringerten Scala über, je nachdem die Sieger gebildet waren, die ſich zu Herrſchern machten. Hier wäre es nun freilich ſehr erwünſcht, wenn die Zeiten der Veränderung nur einigermaßen erörtert worden wären. Daran fehlt es zu einer nähern Geſchichte der indiſchen Muſik noch zu ſehr. Ebenſo wenig ſind andre dortige Syſteme, deren es nicht wenige gibt, gehörig unterſucht. Es iſt alſo noch immer viel zu thun übrig, bevor wir ſagen können, wir hätten den ganzen Gang des oſtindiſchen Muſikweſens völlig durchſchaut. Da unter dem Einfluſſe der Engländer ſchon viele europäiſche Virtuoſen jene Länder beſucht haben, ſo iſt es zu hoffen, daß ſich einmal auch wiſſenſchaftlich gebildete Europäer um die dortigen Muſikzuſtände noch näher bekümmern und über manches genauere Aufſchlüſſe geben werden. Bisher ſind aber ſo-



Digitized by Google

gar die gewonnenen Erkenntniſſe noch nicht allſeitig genug zu mancherlei Vergleichungen und daraus hervorgehenden Anſichten benutzt worden. Dalberg ſelbſt, ſo viel wir ihm hierin ſchuldig ſind, hätte beſſer gethan, wenn er die Tonleitern beider indiſcher Bücher unter einander geſtellt geliefert hätte, was weiter unten mit den vorzüglichſten geſchehen ſoll, weil daraus mancherlei geſchichtliche Verhältniſſe ſich näher beſtimmen laſſen möchten. Hier bemerken wir nur noch, daß alle hinduſtaniſchen Scalen mit den Unterſuchungen und Auffindungen der Chineſen vollkommen übereinſtimmen und aus ihren Grundſätzen hervorgingen. Nicht anders verhält es ſich mit der Vorliebe der Indier, alles Muſikaliſche allegoriſch darzuſtellen, in Mythen zu kleiden und mit allem Wiſſenſchaftlichen, ſo weit es ihnen bekannt war, namentlich aber mit dem Aſtronomiſchen, den Jahreszeiten u. ſ. w. in Verbindung zu bringen, was von hier aus gleichfalls auf alle andere Völker der alten Welt überging, wie auf die Ägypter, Babylonier, Phönicier u. ſ. w. Die Verbindung der Perſer mit den Hinduſtämmen ergibt ſich aus der nähern Darlegung des indiſchen Muſikweſens, zu welchem wir nun fortſchreiten, von ſelbſt. Bis jetzt iſt uns davon Folgendes bekannt:

Brahma, aus dem Alles hervorging, gab ihnen auch die Muſik durch die Göttin der Beredſamkeit, Saraswati, deren geſetzgebender und ſternkundiger Sohn Narada ihnen ihr vorzüglichſtes Inſtrument, die Vina, erfand. Der erſte Tonkünſtler unter den Menſchen war der weiſe Bharata, welcher ein nach ihm benanntes Tonſyſtem erfand und die Natac oder Dramen mit Geſang und Tanz. Nach der Angabe des perſiſchen Mirzakhan werden den Indiern vier Hauptſyſteme zugeſchrieben, deren erſtes ihnen Iswara oder Osiris (?) gegeben haben ſoll, das zweite Bherat, dann Pavan oder Pan und das vierte der weiſe Callinath. Alle dieſe und noch andere ſind in dem Buche Soma enthalten. Alle Königreiche, ja kleinere Länderſtriche hatten in der That ihre beſondern Tonleitern und Weiſen, von deren Verſchiedenheit das Bemerkenswertheſte bereits angezeigt wurde. Wir ſehen daraus, daß eine ſiebentönige Scala keineswegs allgemein, auch nicht die älteſte war; ebenſo wenig ſind die vier genannten Hauptſyſteme die älteſten, abgeſehen von der zweifelhaften Angabe eines perſiſchen Schriftſtellers. Die ſieben Töne der Leiter führten die Namen: Shadrja (im Sanſkr. Shad'g'a), Rishabba, Gandhara, Madhyama, Panchama, Dhaivata, Nishada. Den erſten nennen ſie Swara, d. h. Ton, alſo Grundton, auf welchen natürlich überall das Meiſte ankommt. Dieſe ſieben Töne werden nur mit folgenden Sylben verkürzt geſchrieben: Sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni. Werden lange Sylben ſtatt dieſer kurzen geſetzt, ſo verdoppelt ſich die Länge des Tons in der Zeitdauer, wofür es jedoch auch noch andre Zeichen gibt. Octaven herunter und herauf, die Geſchwindigkeit des Vortrags, Melismen und Verzierungen, werden durch ſchmale Kreiſe, Ellipſen, kleine Ketten, Curven, kürzere und längere Horizontal- und Perpendicularlinien in verſchiedenen Lagen ausgedrückt (alſo Anfang der ſo lange gebrauchten Neumenſchrift des Abendlandes). Zum Ende einer Periode ſteht eine Lotosblume. Den Rhythmus und das Zeitmaß beſtimmt die Proſodie des Verſes nach langen und kurzen Sylben, welche die Sänger im Abſingen der Töne zu beachten haben. Man findet auch noch die Wörter „langſam," „ſchnell," „Gusht oder ¼ Note theils über, theils unter die Tonſylben geſetzt; ferner wird mit Worten ausgedrückt, wo getrillert, geſchliffen und der Ton in die Octave höher verſetzt werden ſoll. Dies Alles iſt aber zuſammengeworfen aus ſehr verſchiedenen Zeiten, die leider nicht unterſchieden werden. Die Octave bezeichneten die Indier in ſpätern Perioden mit dem ſanſkritiſchen Worte Ashta, d. i. Achte, und nehmen zu ihrem ganzen Tonumfange drei volle Octaven. Die ſo genannten Halbtöne oder das chromatiſche Tongeſchlecht kannten ſie von den Chineſen, welche durch 12 Lii in den 13. Ton, der eben die diatoniſche Octave iſt, übergingen, ohne jedoch jene Lii in irgend einer ihrer Tonleitern des Alterthums zu benutzen; ſie brauchten ſie zu Verſetzungen in andere Grundtöne. Daſſelbe muß bei den Hindu der frühern Zeit der Fall geweſen und in der ausübenden Muſik ſehr lange geblieben ſein; man hätte ſonſt die Melodien beider Völker mit den altſchottiſchen nicht ſo übereinſtimmend finden können. In allen bis jetzt uns bekannt gemachten Lehrbüchern indiſcher Muſik bemerkt man auch nicht, daß ſie auf die chromatiſche Tonleiter einen beſondern Werth gelegt hätten: ſie haben nirgend eine Eintheilung der Leiter in 12 Stufen beſonders hervorgehoben, ob ſie gleich die Größe auf der Vina nach ſolchen Fortſchreitungen ordneten. Dagegen war ihnen die Eintheilung der Siebentonleiter in 22 Struti viel wichtiger, allgemein angenommen und hatte beſondere Benennungen erhalten, die in manchen muſikaliſchen Lehrdarſtellungen nach indiſcher Weiſe dichteriſch perſonificirt erſchienen. Dieſe 22 Strutti bildeten alſo eine Art enharmoniſches Syſtem oder enharmoniſches Klanggeſchlecht in Drittel- und Vierteltönen, die jedoch nicht mathematiſch genau berechnet, ſondern praktiſch als gleiche Tonabtheilungen angeſehen und verſchieden verwendet wurden. Man vertheilte dieſe Tontheilchen, welche den Namen verſchiedener Nymphen trugen, wol verſchieden, denn die Angaben auf S. 24 in Dalberg's Überſetzung widerſprechen einander auf einem und demſelben Blatte. Die erſte Vertheilung geſtaltet ſich ſo:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Sa | ri | ga | ma | pa | dha | ni |
| 4 Struti | 3 | 2 | 4 | 4 | 3 | 2. | |

Dagegen wird unmittelbar darauf die Vertheilung der vollen Octave, deren Halbtöne grade an derſelben Stelle wie in unſerer Tonleiter des Dur gelegen, angegeben werden (was aber offenbar ſich höchſtens nur auf einige Tonleitern, nicht auf alle beziehen kann, da ſie unter ſich ſelbſt ſo ſehr verſchieden ſind, wie wir ſchon ſahen), in folgender Geſtalt geſetzt:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Sa, | ri, | ga, | ma, | pa, | dha, | ni, | sa. |
| 4 Töne | 3 | 2 | 4 | 4 | 3 | 2. | |

Digitized by Google

Hier mag man eintheilen, wie man will, ſo erhält man doch weder unſer Dur, noch unſer Moll, ſondern nur Ähnlichkeiten. Vermittels der verſchiedenen Vertheilung dieſer Struti, wo bald dieſem, bald jenem Tone der Tonart oder der Tonleiter eines Landes eins mehr oder weniger gegeben wurde, kamen wol vielfache Modificationen heraus, was auch mit der Behauptung übereinſtimmt, es habe nur einige Tonleitern gegeben, in welchen die ſieben Töne unverändert geblieben wären. Die Modi oder Tonarten waren alſo in Anſehung der Tonhöhe mancher Intervalle nicht in allen Provinzen völlig gleich; eine Anſicht, die bei altvolksthümlicher Muſik nach unſerer Überzeugung weit feſter zu halten ſein dürfte, als es gewöhnlich geſchieht. Man ſieht aber auch daraus, daß uns die Angabe der Tonnamen weniger hilft, als man annimmt, weil die einzelnen Tonſchwebungen der ganzen Scala eine ſehr abweichende Natur geben mußten. Darauf führt uns die an ſich noch nicht völlig klare Lehre von den Struti's und ihren mancherlei Vertheilungen deutlich genug, weshalb ſie von beſonderer Wichtigkeit iſt. Ferner ſehen wir noch daraus, daß die Griechen für ihre enharmoniſche Scala hier in Indien ihr Vorbild fanden.

Im Laufe der Zeiten machte ſich aber ſonder Zweifel das früher in verſchiedenen Gegenden ſehr abweichende Scalenverhältniß der Intervallenreihe in fortſchreitender Übung gebildeter Tonkünſtler nach und nach gleichmäßiger; was eine beſtimmtere Ordnung und eine friſchere Wohlgefälligkeit für ſich hatte, ſuchte man möglichſt in die herrſchende Landesweiſe überzuſiedeln. Dafür mußten allerlei Hilfsmittel erſonnen werden, um die Neuerung Andern begreiflich zu machen und ſie dem gewohnten Stande der Dinge anzuſchmiegen. Dazu ſcheinen nun ſpäter die 21 Murchanas erfunden worden zu ſein, die mit den eben genannten 22 Struti nicht verwechſelt werden dürfen, wie das von indiſchen Muſikern ſelbſt nicht ſelten geſchieht. Sie ſind nichts anderes, als ſieben verſchiedene Veränderungen auf jeden neu genommenen Grundton der ſiebenfachen Tonleiter der Octave. Auf jedem neuen Grundtone dieſer ſieben Haupttöne wurden manche Intervalle bald größer, bald kleiner gemacht, um jede Scalenreihe auf jedem Grundtone gleichförmiger, mit andern übereinſtimmender zu machen. Da nun der ganze Tonumfang der Indier aus drei Octaven beſtand und dieſe Umwandlungen auf jede Octave übergetragen werden mußten, ſo kamen natürlich im Ganzen 21 heraus. Einfacher wäre es geweſen, wenn ſie überall das Weſen einer Octave als für alle gültig erklärt hätten. Dadurch würde in der ganzen alterthümlichen Muſik viel Weitläufigkeit erſpart worden ſein. Viele große Zahlangaben würden zu ſehr geringen geworden ſein, und manche Schwierigkeiten der Darſtellung des Weſens der Muſik und ihrer Erlernung hätten ſich von ſelbſt gehoben. Dieſer Fehler der Alten lag mit darin, daß ſie jede mögliche Abſchattirung der Töne durch ihre ſehr beliebten Schwankungen in einiger Erhöhung oder Verringerung der ſelbſtändigen Intervalle gleich als beſondere Arten anſahen und aus Hochachtung für die Kunſt zu feſſeln ſuchten. So war es auch mit ihren verſchiedenen Ragas oder Tonarten, deren jede eine beſondere Leidenſchaft erregen ſollte. Deshalb hieß auch ein Modus Raga, was Leidenſchaft bedeutet. In den indiſchen Mythenzeiten beſaßen daher, nach der Angabe des Narayan, die Indier nicht weniger als 16,000 Tonarten (wer denkt dabei nicht an ähnliche Übertreibungen der Griechen?), von denen jede Nymphe (Gopi) ſich eine wählte, um das Herz ihres Schäfergottes zu rühren. Dagegen hält der ſpätere Soma, welcher aus ſeiner Muſiklehre die Mythologie ausſchließt, nur 960 Veränderungen der Tonarten für möglich, unter welchen er wieder nur 23 praktiſch brauchbare als ſelbſtändig hinſtellt, von denen ſich alle andere ableiten laſſen. Wenn er, gewiſſermaßen zur Vertheidigung ſeiner Vereinfachung, noch hinzuſetzt, daß allerdings dieſe Moden durch Geſangesverzierungen und andere Hilfsmittel (z. B. die Struti, Murchanas und Weglaſſungen verſchiedener Töne in mancherlei Tonleitern) gleich den Wellen des Meeres in das Unendliche vermehrt werden können: ſo ſehen wir daraus nur zu deutlich, welche Bewandtniß es mit dieſen Tonarten hatte, und wie wenig man das Weſentliche vom Unweſentlichen noch zu trennen verſtand, obſchon man nur auf Melodie, keineswegs auf Harmonie, Rückſicht nahm und kaum nehmen konnte. Deſſen ungeachtet war Soma dem Rechten ſehr nahe gekommen, was auch mehr durchgegriffen haben würde, wenn das Wunderbare und Mährchenhafte auf die Menſchen jeder Zeit, wie vielmehr damals, nicht einen unvergleichlich tiefern Eindruck machte, als das einfach Begreifliche. Die Einmiſchung des Mythologiſchen und Aſtronomiſchen in das Weſen der Muſik, was überall ſo beliebt war, und ſelbſt unter den Griechen die Sphärenmuſik hervorrief, verſtärkte die myſtiſche Liebe für jene Dunkelheiten ungemein. Die Lehre mußte daher lange ſchwankend bleiben, ſo ſehr auch die Natur ſelbſt, die durch Töne verſinnlicht werden ſollte, ſie wieder zum Einfachen trieb. So liebte man es, jeder Jahreszeit, deren die Indier ſechs haben, beſonders wirkſame Melodien zuzutheilen, die nicht verwechſelt werden durften. Daher gibt das Syſtem der Tonkunſt, deſſen Erfindung dem Pavan beigemeſſen wird, ſechs Haupttonarten an, von denen alle andere abgeleitet wurden. Da nun jeder Raga, oder jede Haupttonart, nach ihrer Perſonificationsliebe als ein Halbgott angeſehen wurde, der mit fünf Raginis (Nymphen) vermählt war, deren jede acht Söhne hatte: ſo kamen im Ganzen 36 Tonleitern heraus, wie ſchon geſagt wurde. Die Hauptragas waren: **Bhairava, Malava, Sriraga, Hindola** oder **Vasanta, Dipaca** und **Magha.** Haben nun auch andere alte Darſteller andere und meiſt vermehrte Eintheilungen getroffen, z. B. Callinatha, Iswara, Pherat, ſo geht doch daraus nichts weiter hervor, als daß ſie ſelbſt noch nicht im Klaren waren, und daß ihre allegoriſchen Liebhabereien ſie am meiſten daran hinderten, ſo angenehme Phantaſiebilder dieſe auch in Dichtungen und Gemälden ins Leben riefen. Narada ſelbſt, der Gott auch der Muſik, ſoll ein Gedicht auf die Tonkunſt hinterlaſſen haben, wo jeder der ſechs vorſtehenden Götter der Haupttonleitern

mit ſeinen Nymphen ſcherzend dargeſtellt wird. Dieſe Götter und ihre Nymphen wurden dann von den Malern zu ſehr verſchiedenen Bildern verwendet, Ragamala genannt, von denen ſich eine große Zahl in Dalberg's Überſetzung vorfinden.

Stellen wir nun die ſechs Haupttonarten, wie ſie das Lehrbuch des Soma und des Narayan gibt, neben einander auf, um die Abweichungen, die ſich im Laufe der Zeit eingefunden hatten, beſſer zu überſchauen, und um Verſchiedenes theils zu erklären, theils zu bemerken, was dem Ganzen nothwendig iſt. Die vorgeſetzte I. bedeutet Soma, die II. Narayan.

| | | |
|---|---|---|
| **Bhairava** | I. | $\bar{f}$, $\overset{*}{g}$, a, h, $\overset{*}{c}$, d, e. |
| | II. | $\bar{f}$, g, a, h, $\overset{*}{c}$, d, e. |
| **Malava** | I. | $\bar{g}$, a, h, $\overset{*}{c}$, d, e, f. |
| | II. | $\bar{d}$, f, g, a, h, c. |
| **Sriraga** | I. | $\overset{*}{\bar{g}}$, a, $\overset{*}{h}$, $\overset{*}{c}$, d, e, $\overset{*}{f}$. |
| | II. | $\bar{a}$, h, $\overset{*}{cis}$, d, $\overset{*}{e}$, fis, gis. |
| **Hindola oder Vasanta** | I. | $\bar{d}$, f, g, a, c. |
| | II. | $\bar{a}$, c, d, f, g. |
| **Dipaca** | I. | $\bar{h}$, $\overset{*}{d}$, e, f, $\overset{*}{g}$, a. |
| | II. | fehlt in dieſem (vielleicht nur in dem gebrauchten Mſcr.) |
| **Mayha** | I. | fehlt im Soma. |
| | II. | $\bar{f}$, g, a, h, c, d, e. |

Die Striche auf dem Anfangstone der Scala haben wir nach unſerer Bezeichnungsart dazu geſetzt, damit den Anfang der eingeſtrichenen Octave zu bezeichnen. Über welchem Buchſtaben hingegen Mordanten oder Sternchen ſtehen, bedeutet, daß dieſe Töne in der Scala immer mit Verzierungen, nie einfach angegeben wurden, entweder mit Pralltrillern, wirklichen trillerähnlichen Bebungen und dergleichen. In dieſer veränderten Vortragsweiſe liegt z. B. der ganze Unterſchied der erſten Haupttonart in beiden genannten Lehrbüchern. Den erſten Ton, oder auch nach Andern den Leiteton, jeder Scala nannten die Indier Ansa. Vorzüglich muß bemerkt werden, daß der Ton aller Töne bei den Indiern A war. Ihm wird ſtets die Sylbe Sa (aus dem Worte Shadrja) in jeder Tonleiter untergelegt. Merkwürdig iſt es, daß auch der tiefſte Ton der Griechen lange Zeit das A war. Erſt ſpäter wurde noch ein tieferer Ton hinzugefügt. Fangen wir nun auf dieſem A eine Tonleiter nach den ſieben Tönen der Indier in ſpäterer Zeit an, ſo erhalten wir unſer A moll ohne große Septime, die in der alten Muſik überhaupt gar nicht nöthig war und nur in ſeltenen Tonreihen ſich zeigte. Im Narayan tritt in mehren Tonleitern bereits unſer Dur, alſo auch die große Septime, hervor, wie wir z. B. im vorigen Sriraga II. ſahen. Das zeigte ſich aber ſchon ſpäter; dabei fand man es nöthig, die Quinte (e) oder Nyasa um ein Struti zu vertiefen. In den meiſten Tonleitern dagegen verharrten die Stufentöne der Tonleiter in unveränderter Folge, es mochte von den ſieben Haupttönen, welcher nur wollte, zum Anfangstone der Scala genommen worden ſein. Das iſt abermals daſſelbe, was in den griechiſchen Tonleitern galt. Die ſpringenden Tonleitern der Indier, die von den Chineſen aus die erſten Normaltonleitern waren, lange blieben, und ſich, geſchichtlich erwieſen, ſogar bis auf die Hebriden und bis nach Amerika verbreiteten, und ihre Struti oder Drittels- und Viertelstheilchen eines Tones, womit die Leitertöne bald größer, bald kleiner gemacht wurden, gaben zuſammen das enharmoniſche Klanggeſchlecht der Griechen, ſodaß die ſogenannte Erfindung des Olympos zum mindeſten gar nicht hoch angeſchlagen werden kann; vielmehr waren ſolche Erſcheinungen Zeugniſſe von falſchen Begriffen, die durch Untereinandermengung verſchiedener, Anfangs verſtändiger Annahmen für jene Fälle, wozu ſie gebraucht wurden, aber nicht für die neuen Fälle, wozu man ſie misbrauchte. Dies enharmoniſche Klanggeſchlecht der Griechen war ein Miſchling von indiſchen Viertelstönen und von Sprungintervallen, ſodaß ſie ebenſo wenig, ja noch weit weniger eine Tonleiter genannt zu werden verdient, als einige der Tonleitern, die ihren Nymphen zugeſchrieben wurden. Bemerken wir nun noch den in verſchiedenen Zeiten veränderten Grundton in den oben angegebenen und unter einander geſtellten Tonleitern Malava und Hindola nach den beiden Lehrbüchern des Soma und Narayan, ſo ſehen wir daraus, daß die erſte eine Unterquarte tiefer, die zweite eine Oberquinte höher beginnt. Daraus ergibt ſich abermals nicht nur, daß die Indier die Progreſſionen der Quinte von den Chineſen, die darauf gleich Anfangs baueten, angenommen hatten, ſondern es zeigt ſich auch, daß ſie das Umkehrungsverhältniß beider Intervalle, und alſo die Einerleiheit der Oberquinte und der Unterquarte kannten und in gewiſſen Fällen davon Gebrauch machten. Es ſtimmt dies aber mit den von Gregor dem Großen viel ſpäter zu den vier kirchlichen Haupttönen, die St. Ambroſius im Abendlande der Chriſtenheit einführte, gefügten vier plagaliſchen Kirchentönen, die eine Unterquarte tiefer begannen, zuſammen, daß man ſehr gut berechtigt iſt, eine Fortpflanzung dieſes altindiſchen Gebrauches der Veränderungen der Tonleitern anzunehmen, ſodaß jene ſogenannte Erfindung Gregor's nur zu einer Wiederaufnahme eines ſchon Dageweſenen und in das chriſtliche Tonweſen Übergetragenen und dadurch weit Verbreiteten wird, wenngleich der genau geſchichtliche Zuſammenhang mit dem altindiſchen Gebrauche aus Mangel an fortlaufenden ſichern Nachrichten nicht mit voller Sicherheit nachgewieſen werden kann. Denn daß im Allgemeinen das offenbar mit dem chineſiſchen zuſammenhängende indiſche Tonſyſtem ſich ſehr weit verbreitete, iſt zuverläſſig gewiß. Dies würde ſich ſchon daraus

Digitized by Google

hinlänglich erhärten, wenn wir auch nur wüßten, daß die Tonkunſt der Meder eine und dieſelbe mit der indiſchen war, und daß ſie in gleicher Weiſe ſich völlig auf die Perſer übertrug, deren nachmalige Verbindungen, namentlich auch mit den Griechen, hier als bekannt vorausgeſetzt werden dürfen. In Hinduſtan ſelbſt finden ſich nicht wenige Abſchriften indiſcher Muſikanweiſungen, deren ſanſkritiſche Werke mit perſiſchen Buchſtaben und von Perſern und andern Ausländern mongoliſchen Stammes geſchrieben worden ſind. Die perſiſchen Namen der ziemlich allgemein in den Muſikwerken feſtgeſetzten ſieben Haupttöne der Tonleiter, die jedoch in der orientaliſchen Praxis der Muſik in vielen Gegenden, ja in feierlichen alten Melodien überall fort nach der älteſten fünftönigen Scala geſungen und geſpielt wurden, waren folgende: 1) Karedsch, gewöhnlich Ser oder Sur genannt, das indiſche Swara, d. i. Grundton; 2) Rekheb (die Secunde); 3) Kendar; 4) Medhem; 5) Pentschem; 6) Dehwot; 7) Nikhab, und ſind die indiſchen nur in dialektiſcher Ausſprache ein wenig umgeſtaltet. Dieſe Tonleiterfolge wird ebenſo wie in Indien durch Abkürzungen bezeichnet mit den Anfangsbuchſtaben jener Wörter; der erſte oder Grundton immer mit S (Ser), um ihn von der Terz, die gleichfalls, hätte man Karedsch beibehalten, mit K bezeichnet, und alſo mit dem Grundtone verwechſelt werden müßte. Die Perſer überſetzten ſich aber auch mehre indiſche Anweiſungen der Muſik in ihre Sprache. Man ſieht, daß die Namen der Töne theils mit Sylben der eigentlichen Wörter, theils mit einzelnen Buchſtaben, als den Anfängen der Namen, angedeutet wurden. Ja die Araber, die mit den Perſern in mannichfachem Verkehr ſtanden, haben ſogar frühzeitig ſchon die erſten ſieben Buchſtaben ihres Alphabets genommen. Dies Alles hat ſich im Abendlande in der chriſtlichen Zeit nur wiederholt, ſodaß es keine eigentlich neue Erfindung genannt werden kann. Ja die Chineſen hatten ſich in den älteſten Zeiten ſchon der Cirkel bedient, in welche ſie längliche Quadrate zogen und dieſe durch Linien abtheilten, zwiſchen welche ſie die Namen ihrer Töne ſetzten. Daſſelbe thaten auch die Indier ꝛc. Namentlich iſt nicht nur daſſelbe Verfahren von den Arabern angewendet worden, ſondern ſie gaben auch dieſen Abtheilungslinien ſieben verſchiedene Farben, um ſie deſto leichter zu unterſcheiden. Wer weiß aber nicht, daß in der chriſtlichen Zeit dieſe Linien ebenfalls wieder angewendet und die Tonbezeichnungen dazwiſchen geſetzt; ja daß auch die farbigen Linien wieder gebraucht wurden? So wird denn aus allen dieſen Angaben es deutlich ſein, wie Vieles von China und Hinduſtan aus von den Anfängen der älteſten Muſik, als einer Kunſt, von Oſten nach Weſten wanderte, und ſelbſt von den Chriſten benutzt wurde. Weiteres iſt davon in meinem Buche: Erſte Wanderung der älteſten Tonkunſt (Eſſen 1831) berichtet worden.

Dennoch war die geſammte Tonkunſt des Alterthums kein Werk eines tiefen Eindringens in das Weſen der Töne, vielmehr nur gute Anfänge, die lange nicht ſehr gefördert wurden, auch von den ſonſt ſo gebildeten Griechen nicht, am wenigſten von den Indiern, die ſeit Alexander's des Großen Einfall in ihr Reich von Empörungen und zerrüttenden Kriegen ſo viel zu leiden hatten, daß an eine Vervollkommnung der Kunſt gar nicht zu denken war. Namentlich blieben alle alte Völker einzig nur bei dem Melodiſchen ſtehen, und kannten das Mehrſtimmige oder vorzugsweiſe ſogenannt Harmoniſche der Tonkunſt ſo wenig, daß ganz Aſien noch jetzt keinen rechten Sinn dafür hat, am mindeſten China und Indien, die noch bis jetzt das Mehrſtimmige der neuen abendländiſchen Harmonie für einen Tonwirrwarr erklären und es durchaus nicht ſchön finden können.

Von den muſikaliſchen Inſtrumenten der Indier ſehe man den Art. Instrumente, vorzüglich jedoch unter den beſondern Artikeln der Eigennamen.

Die mancherlei Geſangesarten der Indier, als Rekhtahs, Teranas, Tuppahs und Kaaynies, geben wir deshalb nicht an, weil ſie noch viel zu wenig genau in unſere Noten gebracht worden ſind. Viele ſind nicht echt, und die Zeiten, wann ſie galten, ſind faſt gar nicht beachtet. Es muß ungleich mehr dafür gethan werden, bevor man mit Zuverſicht mehr glaubwürdig finden kann, als was ſich durch Unterſuchungen der Muſik anderer alten, mit den Indiern verbundenen, Völker einigermaßen annehmbar macht. Dennoch iſt der Einfluß der Indier auf die Muſikbildung des Alterthums ſo groß und außer allem Zweifel, daß eine ſorgfältige Ergründung ihrer verſchieden zeitigen Muſikſyſteme und eine beſtimmtere Notirung ihrer rhythmiſch eigenthümlichſten Geſänge höchſt wünſchenswerth iſt. An den in dem vorigen und in dieſem Jahre Frankreich, England und Teutſchland durchziehenden Bajaderen und ihren drei zu denſelben gehörenden Muſikern, einem Sänger, einem Pfeifer, der ſtets forttönend einen grellen Grundton, wie auf einer Kleinkindertrompete piepte, und einem Rhythmenpauker, hat Niemand etwas Beſonderes weiter geſehen und gehört, als daß ihre Melodien declamatoriſch-rhythmiſch, nicht eigentlich taktiſch ſind, und daß ſie Moll und Dur haben, was in längern Geſängen auf einem und demſelben Grundtone wechſelt, im erſten Theile vom Grundtone bis zur Terz ſich hebt und ſenkt und im andern ſich auf die Quinte hebt, mit ihr und der Sexte am häufigſten, dazu noch mit der Octave des Geſanges ſpielt. Daſſelbe geſchieht in der Dur-Abtheilung. Man hat in Leipzig die Tänze und Geſänge der Bajaderen und ihrer Muſiker täuſchend nachgemacht und ſelbſt die weiße Taube im Schnelldrehen auf einem Flecke zu Stande gebracht.

(*G. W. Fink.*)

Indische Wissenschaft, ſ. im Art. Indien, S. 245.

Indische Zeitrechnung, ſ. im Art. Indien, S. 268.

INDISCHER ARCHIPELAGUS. Dieſer begreift bei einigen Geographen, z. B. bei Gaſpari und Haſſel, alle im Oſten der beiden Indien und China zwiſchen dem indiſchen und dem Auſtralocean in Gruppen zuſammen oder einzeln liegenden Inſeln und Eilande, ſodaß er ſich etwa von 110° bis etwas über 140° öſtlicher Länge er-

ſtrecken würde. Haſſel rechnet zu ihm a) die großen Sundainſeln, b) die kleinen Sundainſeln, c) die Molukken oder Gewürzinſeln, d) die Suluhinſeln, e) Magindanao, f) die Philippinen; daſſelbe thut auch Gaſpari, welcher jedoch noch die im indiſchen Archipel im Süden belegenen Inſeln hinzugerechnet wiſſen will. Andern Geographen iſt dieſer Ausdruck fremd, und wirklich ſcheint er auch nicht ganz paſſend gewählt zu ſein, da mehre dieſer Inſeln ebenſo gut einen chineſiſchen wie einen indiſchen Archipel bilden könnten. (*G. M. S. Fischer.*)

**Indischer Argus**, ſ. **Ephippus** *Cuvier* im Art. **Chaetodon.**

**INDISCHER BALSAM oder INDIANISCHER BALSAM** (**Balsamus indicus**), auch peruvianiſcher Balſam (**B. peruvianus**), wird von dem wohlriechenden Balſamholzbaume (**Myroxylon peruiferum**), welcher im ſüdlichen Amerika wächſt, in zwei verſchiedenen Sorten, weiß und ſchwarz, erhalten. 1) Der weiße indiſche oder weiße peruvianiſche Balſam (**B. indicus albus s. B. peruvianus albus**) fließt von ſelbſt aus der Rinde oder aus den verwundeten Zweigen, iſt gelblichweiß, dünnflüſſig, hell, von ſehr angenehmem, der Benzoe und dem Storax ähnlichem Geruche und ſcharfem, balſamiſchem Geſchmacke, aber ſelten echt und unvermiſcht in dieſer Form zu bekommen. Meiſtens erſcheint derſelbe im Handel in trockener Geſtalt unter dem Namen: **Opobalsamus siccus, seu B. peruvianus siccus, s. Indicus siccus**, als ein gelbes, angenehm nach Benzoe riechendes, durchſichtiges Harz von ſtarkem Geſchmacke, in kleinen, ausgehöhlten Kürbisſchalen, mit einer beſondern Materie zugeklebt, iſt oft mit dem Balſam von Tolu vermiſcht, oder letzterer wird in trockener Geſtalt gradezu dafür verkauft. Dieſer letztere iſt nicht ſo ſcharf und bitter als der echte weiße peruvianiſche, der außerdem nicht mit dem **Opobalsamum verum** verwechſelt werden darf. 2) Der ſchwarze indiſche oder ſchwarze peruvianiſche Balſam (**B. indicus niger s. B. peruvianus niger**) wird durch das Kochen der Balſamholzzweige gewonnen, hat die Conſiſtenz eines Honigs, läßt ſich in Fäden ziehen und beſitzt eine dunkle, röthlichbraune, in kleinen Tropfen durchſichtige, ſich in das Schwarze neigende Farbe, einen angenehmen, der Vanille ſehr ähnlichen Geruch und einen durchdringenden, zwar bitterlichen, aber angenehmen Geſchmack. Dieſer Balſam iſt wegen ſeines ziemlich hohen Preiſes vielen Verfälſchungen ausgeſetzt. Man kann ſich aber gegen Betrug leicht in Sicherheit ſtellen; denn der echte peruvianiſche Balſam löſt ſich im höchſt rectificirten Weingeiſte vollkommen auf, welches nicht geſchieht, wenn er mit Behenöl, Benzoeöl, Mandelöl, Pappelknospenöl u. ſ. w. vermiſcht iſt. Grobe Nachkünſtelungen entdecken ſich leicht durch den Geruch und Geſchmack. Man gebraucht dieſen Balſam äußerlich als ſchmerz- und krampfſtillendes Reizmittel, bei Verwundungen der Flechſen und Nerven, zur Reinigung unreiner, ſchlaffer Geſchwüre, unter Heilpflaſter u. ſ. w. (*Fr. Thon.*)

**Indischer Bohnenbaum**, eine Art von **Cajanus** (ſ. d. Art.).

**INDISCHER OCEAN, INDISCHES MEER, INDISCHES WELTMEER.** Mit dieſen drei Benennungen belegen die meiſten geographiſchen Handbücher und Karten denjenigen Theil des großen Weltmeeres, welcher in ſeiner weiteſten Ausdehnung weſtlich von der Oſtküſte Afrika's, nördlich von dem ſüdlichen Aſien und einem Theile des nördlichen Eismeeres, öſtlich von dem auſtraliſchen Feſtlande und dem Auſtralocean, ſüdlich aber von dem ſüdlichen Eismeere begrenzt wird. Der indiſche Ocean begreift alſo in ſich: 1) das arabiſche Meer, welches den arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen bildet, die durch das Thor des Todes (Bab el Mandeb) und die Straße von Ormus mit dem Hauptmeere in Verbindung ſtehen; 2) das bengaliſche Meer, oder den bengaliſchen Meerbuſen zwiſchen der Oſtküſte Vorder- und der Weſtküſte Hinterindiens; 3) die Sunda-, Celebes- und Mindoroſee; 4) das chineſiſche Meer mit dem ſüdlichen Meere (Nan-Hay); 5) das öſtliche Meer zwiſchen den größern Sundainſeln, den Philippinen und dem Auſtrallande. Außer den bereits erwähnten Meerbuſen findet man noch den Meerbuſen von Kambaja mit der Nerbuddahmündung auf der Weſtküſte Vorderindiens, die Meerbuſen von Martaban, Siam und Tunkin auf der Weſt-, Süd- und Oſtküſte Hinterindiens, ſowie mehre kleinere auf den Küſten der verſchiedenen Inſeln. Wie ſich faſt alle Ströme und Flüſſe Oſtafrika's in dieſes Meer ergießen, ſo ſtrömen ihm von der Südſeite der aſiatiſchen Hochebene der Sind (Indus), Ganges, Irawaddi, Maykaung, Pekiang und andere Ströme und Flüſſe theils aus dem angegebenen Theile Aſiens, theils aus Java, Borneo, Sumatra und andern Inſeln zu, und in den erſten gewaltigen Waſſermaſſen mag wol der Grund mit liegen, daß der indiſche Ocean für größere Schiffe an ſeinen aſiatiſchen Küſten meiſt zu flach iſt, ſodaß es für dieſe an Landungsplätzen fehlt. Zahlreiche Inſeln füllen dieſes Meer vorzüglich in ſeinen öſtlichen Theilen, und ſie machen es höchſt wahrſcheinlich, daß in der vorgeſchichtlichen Zeit hier ungeheure Naturrevolutionen ſtattfanden, durch welche eine zweite Atlantis, wenn ich ſo ſagen darf, vielleicht damals vom Meere hier verſchlungen wurde, wo die vulkaniſche Kraft, wie Ritter in ſeiner Erdkunde wol richtig annimmt, das rieſenhafte Himalihgebirge aus demſelben emporhob. Nennt Gaſpari die Comorren, Amiranten, Sechellen und Maskarenen verlorene Theile von Madagascar, ſo könnte man wol die Lakediven und Maldiven, ſowie Ceylon als verlorene Theile Vorderindiens betrachten, während Sumatra, Borneo, Java, Celebes, die Philippinen und die übrigen zum indiſchen Archipel gehörigen Inſeln Reſte eines Landes zu ſein ſcheinen, welches Auſtralien mit Indien, vielleicht ſelbſt mit Afrika verband. Auf die letztere Verbindung weiſen uns die negerartigen Papua hin, ein Volksſtamm, welcher früher auf den Inſeln des indiſchen Oceans der herrſchende, ja ſelbſt in Oſtindien verbreitet geweſen zu ſein ſcheint, obgleich er ſich mit Ausnahme des auſtraliſchen Feſtlandes jetzt nur noch, von den Malaien verdrängt und faſt zur Thierſtufe herabgewürdigt, in den innern und meiſtens unzugängli-

Digitized by Google

chen Theilen dieſer Inſeln findet. Auch die Thierwelt dürfte für dieſe Hypotheſe zeugen, da es ſich nicht gut erklären läßt, wie ohne einen ſolchen Zuſammenhang Elefanten und Nashörner auf mehre der genannten Inſeln gelangen konnten, da die frühere Schiffahrt wol zu unbedeutend war, ſolche Fleiſchmaſſen aus einem Lande in das andere zu verſetzen. Schon in den früheſten Zeiten wurde der indiſche Ocean von handeltreibenden Völkern befahren, und iſt es gleich noch nicht entſchieden, ob die phöniciſch-jüdiſchen Flotten ihr Ophir in Oſtindien oder einer der Inſeln des indiſchen Meeres fanden, obgleich in ſpäterer Zeit daran geglaubt wurde, ſo lernten die Griechen doch dies Meer ſeit Alexander dem Großen kennen, und daß die Carthaginienſer mit höchſter Wahrſcheinlichkeit, die Römer gewiß mit ihm bekannt waren, darüber kann wol kein Zweifel mehr obwalten. Daß ſich hier ſpäterhin, durch die Reichthümer der indiſchen Inſeln, ſowie Oſtindiens ſelbſt gelockt, Portugieſen, Spanier, Holländer, Franzoſen, Dänen und Engländer den Handel ſtreitig machten, iſt bekannt, allein ſo vielfach auch der indiſche Ocean befahren wurde, ſo blieb doch die Schiffahrt auf demſelben immer gefahrvoll. Der Grund davon lag theils in der Geheimnißkrämerei der betheiligten Völker, theils in der Unbekanntſchaft mit den localen Verhältniſſen. Zu den letztern müſſen wir rechnen theils die vielen, zum Theil ſehr engen und durch Inſeln und Korallenriffe geſperrten Kanäle und Straßen, welche ſich zwiſchen den Lakediven und Malediven, zwiſchen Sumatra, Malacca, Java, Celebes, den Philippinen und den übrigen größern oder kleinern Inſeln finden, die zum indiſchen Ocean gehören; theils die Unbekanntſchaft der Schiffer mit den hier herrſchenden Paſſatwinden oder Monſoons, durch welche oft Schiffe Monate lang in einer ſolchen Straße aufgehalten wurden, theils auch die Seeräuberei, welche einzelne malaiiſche Stämme mit außerordentlicher Kühnheit und Grauſamkeit trieben und zum Theil noch treiben, obgleich die Engländer, vorzüglich ſeit der Anlegung Singapore's, dieſem Unweſen zu wiederholten Malen zu ſteuern geſucht haben. Eine große Veränderung in der ebenerwähnten Schiffahrt dürften vielleicht die Dampfſchiffe hervorbringen, indem dieſe Wind und Wellen Trotz bietend, mit größerer Sicherheit größere Schnelligkeit verbinden und vielleicht dem oſtindiſchen Handel einen neuen Weg durch das ſogenannte rothe Meer bieten. Zu den vorzüglichſten Producten des indiſchen Oceans gehören die Perlen, von denen die größten und meiſten bei Ceylon gefunden werden, Auſtern, Muſcheln (die Kammmuſchel oft drei Fuß im Durchſchnitt haltend), Kauris bei den Philippinen und dem Suluarchipel, Fiſche aller Art, allein bei Java 15 Arten eßbarer Seefiſche, Schildkröten, auch Alligatoren finden ſich an den Küſten und Ambra fiſcht man häufig. Daß auch die Koralle ſich hier geheimnißvoll aus dem Meere herausbaut, haben wir bereits erwähnt, und wir gedenken nur noch des ſogenannten weißen Waſſers im Bandameere. Im Juni, Auguſt und September nimmt nämlich das Meer von Timor bis Aru des Nachts eine Milchfarbe an, welche ſich nicht mit dem Meerwaſſer vermiſcht, ſondern ſich ſtufenweiſe wieder verliert. (*G. M. S. Fischer.*)

Indisches Drama, ſ. im Art. Indien, S. 285.

Indisches Epos, Indische Epopöen, ſ. im Art. Indien, S. 276.

Indisches Gewicht, ſ. im Art. Indien, S. 309.

**INDISCHES HOLZ oder INDIANISCHES HOLZ** wird nicht allein das Campecheholz, Blauholz oder Blutholz (Lignum Campechianum s. Jamaicense), ſondern auch das Franzoſenholz, Guajakholz oder Pockholz (Lignum gallicum, s. Guajacum, s. sanctum) genannt. Vgl. Haemotoxylon campechianum und Guajacum officinale. (*Fr. Thon.*)

Indisches Meer, ſ. Indischer Ocean.

**INDISCHES ROTH**, ein rother, mehr oder weniger harzhaltiger Farbeſtoff, welcher in Oſtindien aus dem Stock- oder Stangenlack durch Ausziehen deſſelben entweder mit kaliſchen Flüſſigkeiten und nachheriges Fällen mit Alaun, oder mit ſäurehaltigen Flüſſigkeiten und nachheriges Fällen mit Kalk bereitet, geformt und in der Rothfärberei, als Stellvertreter der Cochenille, verwendet wird. (*Fr. Thon.*)

Indisches Weltmeer, ſ. Indischer Ocean.

Indispensable, ſ. Isabella und Salomonsinseln.

**INDIVIDUALITÄT**, Individualisation, Individualisiren, Individuation, Individuell, individuelles Leben, individualiter, Individuitas, Individuum. Dies letztere iſt der Grundbegriff aller dieſer Ausdrücke, und bezeichnet ein Ding oder Weſen, welches als ein Ganzes, Untheilbares, für ſich Beſtehendes, in ſeiner Art durchgehends oder allſeitig Beſtimmtes, oder als ein Einzelweſen aus einer Art oder Gattung gedacht wird. Daß einem ſolchen Weſen von allen rein entgegengeſetzten Prädicaten nothwendig das eine zukommt und das andere abgeht, ſagt das ſonſt ſogenannte principium individuationis (jetzt der Satz der Beſtimmbarkeit oder des ausgeſchloſſenen Dritten, vgl. Fries, Logik. §. 41) aus. Der Etymologie (von dividere) nach bezeichnet Individuum ein Ding, was nicht getheilt werden kann (ſ. Atom); doch wird dies Wort gewöhnlich nur von ſolchen Einzelweſen gebraucht, die vermöge des organiſchen Zuſammenhanges aller ihrer Theile eine gewiſſe Beſonderheit oder Eigenthümlichkeit haben, die ſie durch Abtrennung ihrer Theile verlieren würden, ſodaß ſie dann aufhörten, das zu ſein, was ſie ſind, obgleich phyſiſch betrachtet eine ſolche Zertheilung wol möglich wäre, z. B. ein einzelnes Thier, eine einzelne Perſon. Vgl. Subſtanz, Weſen, Weſenheit. Dieſe Beſonderheit oder Eigenthümlichkeit (im Gegenſatze der allgemeinen Gattungsmerkmale, die ohne Ausnahme auf gleiche Weiſe allen Dingen derſelben Gattung zukommen), wodurch ein Einzelweſen ſeinen beſtimmten Charakter oder ſein beſonderes Gepräge erhält, heißt dann ſeine Individualität. Beſonders wird dies letztere Wort gebraucht von der Eigenthümlichkeit der moraliſchen und geiſtigen Eigenſchaften eines

Menſchen, z. B. ſeinem Charakter, ſeinen Thaten und Werken, inſofern denſelben das eigenthümliche Gepräge ſeines Geiſtes aufgedrückt iſt. Individualcharakter zu haben iſt das Prärogativ der Menſchheit oder Vernunft, wogegen die Thiere u. ſ. w. nur einen Gattungscharakter haben. Und ebenſo iſt Individualität ein weſentliches Merkmal der Genialität (ſ. d. Art.); daher kein von einem wirklichen Genie unvollendet gelaſſenes Werk wahrhaft von einem Andern vollendet werden kann. Demgemäß bezeichnet individuell das einem Einzelweſen Eigenthümliche, im Gegenſatze des Generellen; individuelles Leben, das Leben der Individuen als ſolcher, oder inſofern ſie ihrem Leben einen beſtimmten eigenthümlichen Charakter aufprägen. Daher individualiſiren ſo viel als etwas als Individuum, einen Begriff in einem Einzelweſen erſcheinend, betrachten. Ebenſo individualiter, jeder für ſich, oder als einzelne Perſon. Individualiſation (Vereinzelung), die Darſtellung eines Begriffs durch Einzelweſen, an denen ſeine Merkmale vorkommen, und die zuſammen ihn erſchöpfen. Individuitas iſt oft ſo viel als Individualität; res individua heißt in der juriſtiſchen Sprache eine untheilbare Sache. (*K. H. Scheidler.*)

Indivisibilia, ſ. Cavallieri.

Indo-China, Indo-chinesisch, ſ. Hinterindien im Art. Indien.

Ende des ſiebenzehnten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 751 320

AE
27
A6
Sect. 2
v. 17

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google